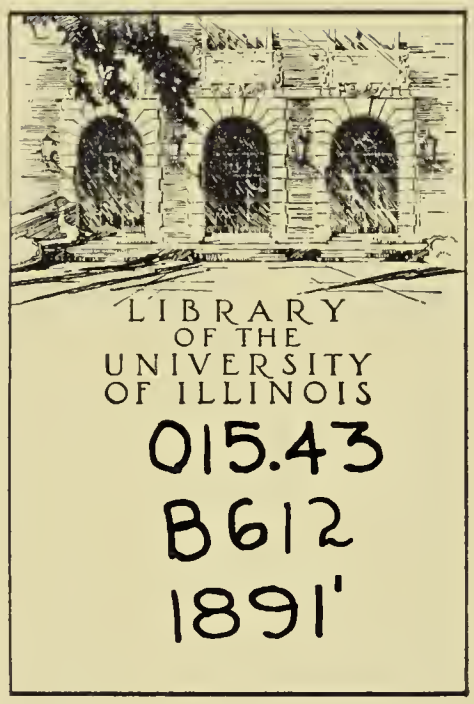


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1891'

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1891.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1891.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1891.

G13.43
.I612
1891

Register.

Abel, C., Ein Gespräch vom Frauenvolck und dem Ehestande. 508.
Achelis, E. Ch., Christusreden. 246.
Adam, O., Die Hussiten. 180.
Albers, P., Herr Gervin. 22.
Alberti, C., Der Kampf ums Dasein. Dritter Band: Das Recht auf Liebe. 19.
Albrecht, E., Ecce Homo! 726.
—— P., Leßing's Plagiate. Erster Band. Erstes Heft. Erste Hälfte. 264.
Alexis, W. (W. Häring), Die Hosen des Herrn von Bredow. Der Wärwolf. Für die reifere Jugend bearbeitet von H. Trescher. 767.
Almeida-Garret, J. B., s. Schack.
Am Glück vorbei. Von ***. Aus dem Französischen übersetzt von L. J. Devrient. 531.
Amyntor, G. von, die Cis-moll-Sonate. 740.
—— Eine räthselhafte Katastrophe. Zweite Auflage. 483.
—— Gerke Suteminne. Dritte Auflage. 478.
André, V., Gaspard's Nachfolger. 213.
Andree, R., Die Flutsagen. 427.
Andresen, C., Die Entwickelung der Menschen. 510.
Anhaeuser, W., Fredegunde. 104.
Anzengruber, L., Gesammelte Werke. Fünfter bis zehnter Band. 122.
Arand, Charlotte, Taute Lotte. 338.
Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. XIV. (Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge.) 233.
Arent, W. Aus dem Großstadtbrodem. 514.
—— Liebfrauenmilch. 645.
—— Violen der Nacht. 726.
—— Drei Weiber. 514.
Arnason, J., Isländische Volkssagen. Aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. Neue Folge. 280.
Arno, K., Zu spät! 360.
Arnold, H., Fünf neue Novellen. Zweite Auflage. 734.
—— Lustige Geschichten. 52.
—— Der Umzug und andere Novellen. Zweite Auflage. 734.
Auf dem Chiemsee Von Brix Förster. I. 417. II. 433.
Augurti, V., Vaterland, Volksthum und Staat. 330.
Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich. 582.
Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. 510.
Aus den russischen Ostseeprovinzen. Von einem Deutschen. 330.
Aus der Pfeiferstadt. Alte und neue Lieder vom Verfasser der Pfeiferbrüder. 486.
Aus fremden Zungen. Herausgegeben von J. Kürschner. 142.

Bächtold, J., s. Mörike.
Bahn frei! Jüngstdeutscher Waffenruf wider Wilhelm Jordan's „Deutsche Hiebe". 373.
Bahr, H., Die gute Schule. 84.
—— Die Ueberwindung des Naturalismus. 583.
Balden, F., Ledige Frauen. Zweite Auflage. 479.
Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die Falkner vom Falkenhof. 28.
—— Lanzen gefällt zur Attaque. 420.
Bamberg, F., s. Hebbel.
Baenitz, M., Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium. 88.
Baer, K., Rosen und Cypressen. 214.
Bartels, A., Dichterleben. 360.
Bartolomäus, R., Der große König. 279.
Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen. 220.
Bauer, M., Gräfin Erika. 785.
—— Herzensirren. Zweite Auflage. 479.
—— Marie, Eine arme Seele. 308.
Baumann, J., Elemente der Philosophie. 205.
Baumbach, R., Thüringer Lieder. 726.
Baumgarten, F., Italienische Frühlingstage. 445.
Baumgartner, A., S. J., Nordische Fahrten. Zweiter Band: Durch Skandinavien nach St.-Petersburg 79.
Becher, E., s. Seehäfen.
Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin, bearbeitet von A. Velde, W. Schauf, V. Loewenthal und J. Bechhold. Erste und zweite Lieferung. 382.
Becker, A., Die graue Jette. 2.
—— Vor hundert Jahren. 371.
—— J. H., Die Zwillingssage als Schlüssel zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. 710.
Becker's, K. F., Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von W. Müller. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. 697.
Beetschen, A., Hoch vom Säntis an. 133.
Behr, H. F. von, Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. 154.
Beiträge zur Aesthetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. Erster Band. 161. Zweiter Band. 363.
—— zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Ehstländischen literarischen Gesellschaft. Vierter Band. Drittes Heft. 330.
—— zur Kenntniß des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Dritte Folge. Siebenter Band. 762.
Bekker, E., Elisabeth und Leicester. 154.
Bellamy, E., Maud Elliott, eine Liebesgeschichte auf umgekehrte Art. Ein Echo von Antietam. Deutsch von G. Joël. 338.
Benda, A., Wie die Lübecker den Tod gebildet. 687.
Berg, L. und W. Lilienthal, Lyrikeranthologie. 655.
Bergener, O., Der Maulwurf. 785.
Berger, A., Gesammelte Gedichte. 134.
—— L., Der alte Harkort. 698.
—— W., Der Bettler von St.-Germain. 359.
—— Der Erbe von Rattingen. 740.
Berghoeffer, Ch. W., Die Einrichtung und Verwaltung der Freiherrlich Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek (zu Frankfurt a. M.) während der Jahre 1887—1890. 383.
Berichtigung und Entgegnung. Von K. Bleibtreu und V. Kurs. 606.
Berkow, K., Am Hofe Lorenzo's. 227.
Bernau, F., Der Böhmerwald. Lief. 19—24 (Schluß). 431.
Bernays, M., s. Shakespeare.
Bernhard, J., Formale Logik für Gymnasien. 812.
—— Empirische Psychologie für Gymnasien. 812.
—— M., Eva Leoni. 74.
Beta, O., Die Politik des Unbewußten. Zweite Auflage. 462.
Bettelheim, A., Ludwig Anzengruber. Der Mann - Sein Werk — Seine Weltanschauung. 124.
—— s. Geister, führende.
Beust, K. Freih. von, Zeitgenossen. 755.
Bertz, E., Glück und Glas. 804.
Bewer, M., Rembrandt und Bismarck. 193.
Beyschlag, W., Gehören die Jesuiten ins Deutsche Reich? 111.
Biblioteca amena. 47.
Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausgegeben von E. Falkenhorst. Fünftes und sechstes Bändchen. 155. Siebentes bis neuntes Bändchen. 319. Zehntes Bändchen. 463. Elftes und zwölftes Bändchen. 623.

1161687

Bibliothek der Gesammtliteratur. Nr. 469. 470. 479—482. 485—488: 254. Nr. 474: 338. Nr. 477. 478: 441. Nr. 483. 484: 517. Nr. 510: 516.
—— nordische. Funfzehnter Band. 84. Siebzehnter Band. 517.
Bibra-Speßhardt, Th. von, Die Wunderblume des Glücks. 130.
Biedermann, K., Deutsche Volks- und Culturgeschichte für Schule und Haus. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 822.
—— W. Freih. von, Goethe's Gespräche. Fünfter bis siebenter Band. 1. Achter und neunter Band. 739.
Bielschowsky, A., Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhart's von Reuenthal. 310.
Bielsky, V. von, Glück. 498.
Bienemann jun., F., Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa. 299.
Bilharz, A., Metaphysik als Lehre vom Vorbewußten. Erste Hälfte. 205.
Biltz, K., Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 377.
Binder-Krieglstein, C., Geschichten zum Nachdenken. 584.
Birnbaum, s. Maspero.
Bismarck, Fürst, als Redner. Herausgegeben von W. Böhm und A. Dove. Elfter bis vierzehnter Band. 447.
—— und die deutsche Nation. Von *_*. 266.
Bismarck-Anthologie. Eine systematisch geordnete Blütenlese aus Bismarck's Reden und Briefen. 751.
Björnson, B., Ragni. 113.
Blanckmeister, F., Die Pietät und ihre Pflege in Volk und Haus. 47.
Blätter, literarische. Zeitschrift für moderne Poesie. Herausgegeben von F. Evers und A. Kohl. 26.
—— moderne, Wochenschrift der Gesellschaft für modernes Leben. Für die Redaction verantwortlich J. Schaumberger. 373. Heft 16—19. 645.
Bleibtreu, K., Zur Psychologie d. Zukunft. 460.
Bluhm, R., Autobiographisches in David Copperfield. 710.
Blum, H., Der Kanzler von Florenz. 561.
—— M., Kettlich' Kinner. 782.
Blümel, E., Luther's Lebensende. 185.
Bode, W., s. Gemäldegalerie und Geschichte der deutschen Kunst.
Bodecker's Chronik livländischer und rigaischer Ereignisse 1593—1636. Bearbeitet von J. G. L. Napiersky. 330.
Böhling, G., Aus nordrussischen Dörfern 525.
Böhm, G., Reichsstadtnovellen. 291.
—— W., s. Bismarck.
Böhme, E., Das Geheimniß des Orgelbauers. 483.
—— L., Schillerstudien. I. 449.
Bolin, W., Ludwig Feuerbach. 711.
Bölsche, W., Die Mittagsgöttin. 627.
Bolte, J., Der Bauer im deutschen Liede. 669.
Bonne, G., Kampfgesänge und Friedensklänge. 777.
Bonnet, J., Erzählungen aus alten deutschen Städten. Zweiter Band: Im Banne des Löwen. 74.
Bopp, F., Fallende Blätter. 116.
Borchard-Ummendorf, Das Sperrgelder-Gesetz und der Kampf mit Rom. 505.
Bormann, E., Das Buch des Herzens. 789.
Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Achte Auflage. Erste Lieferung. 237. Zweite bis achte (Schluß-) Lieferung. 507.
Borries, von, Die Alters- und Invaliden-Versicherung. 141.
Bourget, P., Lügen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Hanny. 517.
—— Physiologie der modernen Liebe. Einzig autorisirte Uebersetzung von O. Dittrich. 517.
Brägelmann, Die von dem Mittelalter zur Neuzeit überleitenden Ereignisse, betrachtet in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. 822.
Brah Müller, G., An der Weichsel. 584.
Brand, J., Kaiser Otto der Dritte. 552.
—— W. F., Allerlei aus Albion. 524.
Brandes, G., Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. Sechster Band: Das junge Deutschland. 54.
—— W., Balladen. 806.
Branitz, F., Ahriman. Aus dem Nachlaß eines Wahnsinnigen. 751.
Braun, F., Erinnerungen an Karl Gerok. 254.
—— O., s. Cotta'scher Musenalmanach.
Bräutigam, L., Der Marschendichter Hermann Allmers. 142.
Brée, M., Wo die letzten Häuser stehen. 497.
Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator. 173.
Brennecke, A., Oberlehrer Mark. 163.
Brentano's, C., Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. 580.
Brète, J. de la, Mein Pfarrer und mein Onkel. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. 499.
Brief, offener, an den Verfasser von „Rembrandt als Erzieher". Von einer deutschen Frau. 289.
Brieger, A., Stirb und werde! 516.
Brink, B. ten, Ueber die Aufgabe der Literaturgeschichte. 191.
Broeiner, M., Doctor Hamlet und anderes. 440.
—— s. Ganghofer.
Bröcker, L. O., Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024. Zweiter Band: Die Zeit von 882—1024. 190.
Brockhaus, F. A., Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur. 767.
—— H., Die Kunst in den Athos-Klöstern. 572.
Broglie, Herzog von, s. Talleyrand.
Brombacher, F., Gedichte. 651.
Brosch, M., Geschichte von England. Sechster Band. 203.
Brücke, E., Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. 492.
Brunnhofer, H., Culturwandel und Völkerverkehr. 540.
—— H., Iran und Turan. 61.
Büchner, L., Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt. Fünfte vermehrte Auflage. 477.
—— Das goldene Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte. Zweite Auflage. 429.
Buchwald, s. Luther.
—— G. und Ina von, Des Weltumseglers Heimat. 147.
Bülow, F. von, Der Consul. 213.
Bunge, Th. von, Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom J. 1889. 621.
Burchard, G., Lützow's wilde Jagd. 745.
Burckhardt, J., Geschichte der Renaissance in Italien. Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von H. Holtzinger. 138. 490.
Burger, A., Systematische Gliederung der Pädagogik Kant's und Kritik der bisher versuchten Gliederung derselben. 313.
Bürger, L., Bilder und Skizzen aus Amerika. 58.
Burkhardt, C. A. H., s. Litzmann.
Burraelan, Die Kunst beliebt zu sein. 606.
Busse, Katharina von, Meereszauber. 614.
Byr, R., Ein stolzes Herz. 467.
—— Wozu? 629.
Byron's Werke. Fünfter Band. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von A. Schröter. 452.

Calderon de la Barca, Don P., Ausgewählte Schauspiele. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von K. Basch. Erstes Bändchen. 721.
Carette, Mad. A., Erinnerungen aus den Tuilerien. Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld. Zweiter Band. 28.
Carlberg, R., s. Monatsschrift, baltische.
Carriere, M., Die sittliche Weltordnung. Zweite erweiterte Auflage. 145.
Carus, P., The ethical problem. 152.
Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin-Pascha. Nach dem italienischen Orginalmanuscript ins Deutsche übersetzt von K. von Reinhardstöttner. 229.
Cathrein, V., S. J., Moralphilosophie. Erster Band. 43. Zweiter Band. 557.
Catull's Gedichte, in neuen Uebersetzungen von F. Frese. 638.
Chiavacci, V., s. Nestroy.
Christiansen, E., Lotte. Deutsch von E. Bransewetter. 52.
Cicalek, Th., s. Seehäfen.
Clasen, W., Führer durch die Lehr- und Erziehungsanstalten Deutschlands für Angehörige der bessern Gesellschaftskreise. 714.
Cloetta, W., Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. I. Komödie und Tragödie im Mittelalter. 263.
Coetlosquet, C., du, S. J., Theodor Wibaux, Zuave und Jesuit. Autorisirte Uebersetzung von Prinzessin Franziska zu Löwenstein. 241.
Comte, A., Katechismus der positiven Religion. Nach der zweiten Ausgabe des Orginals übersetzt von E. Roschlau. 713.
Conard, J., Aus dem Schoße der Zeit. 788.
Conrad, M. G., Erlösung. 277.
—— Gelüftete Masken. 318.
—— s. Flugschriften.
Conrad-Ramlo, Marie, Passionsblumen. 73.
Conradt, C., Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höhern Schulwesen. Zweite mit einigen Zusätzen versehene Auflage. 88.
Coppée, F., Henriette. Autorisirte Uebersetzung von R. Pen. 73.
Cornelius, P., Der Cid. 744.
Cosack, W., Materialien zu Gotthold Ephraim Lessing's Hamburgischer Dramaturgie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 553.
Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von O. Braun. 167.

Cotta'scher Musenalmanach für d. Jahr 1892. Herausgegeben von O. Braun. 772.
Cotter-Morison, J., Im Dienste der Menschheit. Autorisirte Uebersetzung von J. Odenwald. 347.
Cronbach, S., Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Neunte Auflage. 163.

Dahms, G., Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. 511.
Dahn, F., Erinnerungen. Erstes Buch: Bis zur Universität (1834—1850). Zweite Auflage. 122.
—— Odhin's Rache. 769.
Daehnert, O., Wort und Ton. 195.
Dalton, H., Die russische Kirche. 827.
Danielson, J. R., Finlands Vereinigung mit dem Russischen Reiche. Uebersetzung der zweiten Auflage des schwedischen Originals. 749.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66. 782.
—— Das Purgatorium. Metrisch übertragen von K. Bertrand. 689.
Danz, W., Anna von Mediei. 593.
David, J. J., Die Wiedergeborenen. 177.
Dedenroth, E. H. von, Eine Hofintrigue. 276.
Dehlen, A., Zwischen zwei Welten. 211.
Dehmel, R., Erlösungen. 726.
Delmar, Eva, Frühlingsschnee. 227.
Dennert, E., Die geschichtliche Entwickelung der Deseendenztheorie. 526.
Déry, Juliane, Ohne Führer. 450.
Deutschlands Schule im Jahre 2000. Der Traum eines Pädagogen. 312.
Devidé, Th., Das Recht auf Erziehung. 141.
Devrient, E., Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Dritte Auflage. 424.
—— O., Goethe's Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. 102.
—— Gustav Adolf. 707.
Dichtung und Wahrheit. Von B. Münz. 529.
Dichtungen, ausgewählte englische, in deutscher Uebertragung. Von O. Kuntze. 790.
Dickel, K., Beiträge zum preußischen Rechte für Studirende und Referendare. Erstes Heft: Friedrich der Große und die Proeesse des Müllers Arnold. 633.
Diederichs, H., Herzog Jakob's von Kurland Colonien an der Westküste von Afrika. 330.
Dingelstedt, Franz. Blätter aus seinem Nachlasse. Mit Randbemerkungen von J. Rodenberg. 492.
Ditmar, K. von, Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. Erster Theil. 762.
Doctordissertationen, Habilitationsschriften, Programmabhandlungen seit September 1890. 655.
Dóezi, L., Letzte Liebe. Zweite Auflage. 319.
Dohme, R., s. Geschichte der deutschen Kunst.
Döllinger, J. J. von, Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. 321.
—— Akademische Vorträge. Dritter Band. 807.
—— Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Zweite Auflage. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. 321.
Dorn, A., s. Seehäfen.
Dove, A., s. Bismarck und Ranke.
Drachmann, H., Meerbilder Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von H. Zschalig. 214.
Dreesen, A., Junker Vigo. 87.
Drescher, K. Studien zu Hans Sachs. I. 311.
Dresdner, A., Cultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert. 76.
Drummond, H., Inner-Afrika. Zweite Auflage. 602.
Dschami, s. Schack.
Duboe, J., Grundriß einer einheitlichen Triebiehre vom Standpunkte des Determinismus. 824.
Duhr, B., S. J., Pombal. Sein Charakter. und seine Politik. 807.
Duller's, E., Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von W. Pierson. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. 698.
Dünen, die, von Escoublac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. 691.
Dürow, J. von, Strahlendorf und Reetzow. 584.

Ebeling, A., s. Talleyrand.
—— F. W., Der deutsche Roman. 579.
Eberhard, L., In Treue fest. 52.
Ebers, G., Drei Märchen für Jung und Alt: Die Nüsse. Das Elixir. Die graue Locke. 6.
—— Per aspera. 703.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Unsühnbar. Dritte Auflage. 286.
Eckardt, K., Geschichte der Vereinigten deutschen evangelischen Gemeinde A. B. und H. B. in Prag. 798.
Eckart, R., Die deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. 653.
Eckerth, W., Die Gebirgsgruppe des Monte-Cristallo. Zweite Auflage. 693.
Eckstein, E., Deeins der Flötenspieler. 300.
—— Dombrowsky. 785.
—— Das Hohelied vom deutschen Professor. Sechste Auflage. 113.
—— Preisgekrönt. 113.
Edmund, G., Die Liebeserklärung. 407.
Egestorff, G., Von der Lebensstraße. 534.
Eggers, K., Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Zweiter Band. 97.
Eggert, E., Gedichte. 167.
Ehrenberg, F., In die Vogesen. Hohwald und Umgegend. 602.
Eigenbrodt, W., s. Rumeberg.
Einheiten, die drei, in der französischen Tragödie. Von R. Mahrenholtz. 17.
Eisenhart, W., Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht. 266.
Ekeris, van, Der Geschichtsunterricht in der Volksschule. 714.
Elbe, A. von der, Wahre Liebe. 450.
Ellissen, O. A., Friedrich Albert Lange. 557.
Elster, O., Ferida. 785.
—— Eine Reichstagsrede. 561.
Eltz, J. van der, Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart. 430.
Elwert, W., Lieder aus Schwaben. Der Heimatlieder zweite veränderte Auflage. 326.
Encyklopädie des gesammten Eisenbahnwesens in alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von W. Röll, unter redactioneller Mitwirkung von C. Wurmb. Erster und zweiter Band. 301.
Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. a. 382.
Endemann, K., Ein Blick in das Leben und ein Blick in die Schule. 616.
Engel, E., Ausgewiesen und andere Novellen. 371.
—— Wand an Wand und andere Novellen. 28.
Engelhardt, Helene von, Im Windesrauschen. 22.
Entwickelung, die naturgemäße, des Menschen und Goethe's Faust. Eine neue Würdigung der Faustdichtung von Humanus. 342.
Eras, W., Unser Handel mit den Balkanländern. 430.
Erb-Rudtorffer, C., In stiller Nacht. 651.
Erhard, E., Ein Fragezeichen. 163.
Erichson, H., Läuschen. 237.
Erinnerungen eines ehemaligen pfälzischen Reservelieutenants aus dem deutsch-französischen Feldzuge 1870/71. 537.
Ernst, O., Aus verborgenen Tiefen. 740.
Erraths, Hans Schreier. Der große Mime. 116.
Erziehung, die, der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von „John Halifax, Gentleman". Autorisirte Uebersetzung von Hedwig Weiß. Zweite Auflage. 616.
Eschstruth, Nataly von, Im Schellenhemd. Zweite Auflage. 308.
—— Sternschnuppen. Dritte Auflage. 178.
Esselborn, K., Ahasver. 105.
Est Est Est. Randbemerkungen zu „Rembrandt als Erzieher" von einem niederdeutschen Bauern. Dritte Auflage. 193.
Evers, F., s. Blätter, literarische.
Eynatten, Karola Freiin von, Für unsere Töchter. 767.
Eyssenhardt, F., Italien. 452.

Fabricius, D., Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben. In Orginal und Uebersetzung herausgegeben und mit geschichtlichen Vorbemerkungen versehen von K. Tannen. 172.
Falke, J. von, s. Geschichte der deutschen Kunst.
Falkenhorst, C., s. Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.
Faulmann, K., Die Erfindung der Buchdruckerkunst nach den neuesten Forschungen. 207.
Feddersen, F. A., „Ich hab's gewagt!" 776.
Feldegg, F. Ritter von, Grundlegung einer Kosmobiologie. 824.
Fels, E., Dornröschen. 561.
Fenner, H., Heinrich Leuthold. 500.
Fester, R., Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. 12.
Fey, K., Rom und die Toleranz. 184.
Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. 678.
—— K., Glauben oder Wissen? 43.
—— Schiller als Komiker. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 337.
—— Schiller als Philosoph. Erstes Buch: Die Jugendzeit. 1779—1789. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 551.
—— Schiller-Schriften. Drittes Heft. 551.
—— Schiller's Jugend- und Wanderjahre

in Selbstbekenntnissen. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage von Schiller's Selbstbekenntnissen. 129.
Fischer-Sallstein, K., Rheinlands-Geschichten. Zweite vermehrte Auflage. 39.
Fiske, J., Die Bestimmung des Menschen im Lichte seines Ursprunges betrachtet. Deutsch von F. Kirchner. 239.
Flaischlen, C., Otto Heinrich von Gemmingen. 109.
—— s. Hauff.
Floß, A., s. Schmidt, C.
Flössel, E., Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. 714.
Flugschriften, münchener. Herausgegeben von M. G. Conrad. I—III. 373.
Forel, Dr. A., Ein Gutachten über einen Fall von spontanem Somnambulismus. 235.
Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Herausgegeben von R. Koser. Dritter Band. Zweite Hälfte. 188. Vierter Band. Erste Hälfte. 573.
—— staats- und socialwissenschaftliche. Herausgegeben von G. Schmoller. Zehnter Band. Zweites Heft. 284.
Förster, B., s. Jean Paul.
Francke, O., Das Rote Buch von Weimar. (Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek von P. Mitzschke.) 233.
François, C. von, s. Wißmann.
—— Louise von, Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Zweite Auflage. 227.
Franken, H., Die Kinderhorte und deren erziehliche Bedeutung. 714.
Frankl, L. A., Lenau und Sophie Löwenthal. 657.
Franzos, K. E., Judith Trachtenberg. 147.
Frapan, Ilse, Bittersüß. 771.
—— Gedichte. 116.
Freese, A., Mark Ravensberg. 324.
Freimann, H., Dichtungen. 326.
Freimuth, H., Neue Accorde. Zweite vermehrte Ausgabe der „Gedichte". 214.
Frenzel, F., Theodor Körner, Dichter und Held in den Kämpfen des Lützow'schen Freicorps. 623.
—— K., Ganganelli. 482.
Frese, F., s. Catull.
Freudenthal, A., Heidefahrten. 59.
Freund, J., Bühnensterne. Zweite Auflage. 178.
Frey, A., Der Schwarzwald und seine Curorte. 303.
Frick, M., Saul oder König und Priester. 211.
Fricke, Aus dem Feldzuge 1866. 539.
Friedmann, A., Schnell reich. 597.
Friedrich, J., Der Glaube Goethe's und Schiller's. 379.
—— s. Döllinger.
Friedrichs, H., Die Sicilianerin. 212.
Fritz, S., Thoren und Thörinnen. 324.
Frohschammer, J., Ueber das Mysterium Magnum des Daseins. 42.
Froitzheim, J., Lenz und Goethe. 666.
Frommel, E., Unterwegs. 214.
Funk, J., Nachtschatten. 166.
Fusinato, A., Der Student von Padua. Die Promotion. Eine gute Haut. Deutsch von F. Adler. 516.

Gaedke, W., Absalom. 212.
—— Aus dem Leben. 338.
—— Conradin von Staufen. 212.
Gagern, Dora von, Tagebuchblätter. 168.
Ganghofer, L., Der Jäger von Fall. Zweite Auflage. 783.
—— Es war einmal. Zweite Auflage. 783.
—— und M. Broeiner, Die Hochzeit von Valeni. Zweite Auflage. 596.
—— s. Nestroy.
Garborg, A., Bei Mama. Deutsch von Marie Herzfeld. 84.
Gardthausen, V., Augustus und seine Zeit. Erster Theil. Erster Band. Zweiter Theil. Erster Halbband. 732.
Gaßmeyer, M., Samuel Richardson's „Pamela". 342.
Gedan, K., Egbert. 593.
—— Ein Mörder. 361.
Gehmlich, E., Christian Reuter, der Dichter des Schelmuffsky. 295.
Geiger, L., s. Goethe-Jahrbuch.
Geister, führende. Herausgegeben von A. Bettelheim. Zweiter Band. 110. Dritter Band. 124.
Gemäldegalerie, die, der königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von J. Meyer und W. Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Sechste Lieferung. 135.
Genée, R., s. Shakespeare.
Gerbel-Embach, K. N. von, Artaxerxes. 564.
Gerstenberg, H., s. Hoffmann von Fallersleben.
Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst. Von R. Dohme. II. Die Plastik. Von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt. Von K. von Lützow. V. Das Kunstgewerbe. Von J. von Falke. 641.
Gerdes, H., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur zur Zeit der karolingischen und sächsischen Könige. (Erster Band der Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur im Mittelalter.) 232.
Geschichte der europäischen Staaten von Heeren, Ukert und Giesebrecht. Lief. 51. Abth. 2. 203. Lief. 52. Abth. 1. 44.
Gesetze über das Urheberrecht im In- und Auslande. Zweite Abtheilung. 46. Dritte Abtheilung. 415.
Gießler, M., Aus den Tiefen des Traumlebens. 150.
Glaser, A., Wulfhilde. 420.
Glaube, der christliche, und die Naturnothwendigkeit aller Dinge. 506.
Gletting, Benedikt. Ein berner Volksdichter des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Th. Odinga. 710.
Guad, E., Ueber Rob. Hamerling's Lyrik 187.
Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, fortgesetzt von E. Goetze. Zweite Auflage. Neuntes Heft. 14. Zehntes Heft. 383.
Goepel, P., s. Law of Copyright.
Goppelsroeder, F., Ueb. Feuerbestattung. 30.
Goldschmidt, W., Nihilisten. 275.
Goethe's „Faust", ein neues räthselhaftes Blatt über denselben. Von H. Düntzer. 609.
Goethe's Gespräche, s. Biedermann.
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. Zwölfter Band. 436.
Goette, R., Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert. Erster Band: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. 567.
Gottschall, R. von, Bunte Blüthen. 70.
—— Der steinerne Gast. 261.
Gottschick, J., Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie. 247.
Goetze, E., s. Goedeke.
Gounod, Ch., Mozart's Don Juan. Autorisirte Uebersetzung von A. Klages. 422.
Graf, E., Klänge durch die Nacht. 373.
Granella, V., Arthur von Bretagne. 675.
Gräsel, A., Grundzüge der Bibliothekslehre mit bibliographischen und erläuternden Anmerkungen. 382.
Gregorovius, F., Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 787.
—— L., Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur. 500.
Greinz, R. H., Zithaschlag'n. 198.
Grillparzer, F., Gedichte. Jubiläumsausgabe. 92.
Grimme, F. W., Schlichte Leute. 584.
Grisebach, E., Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung. 68.
Groller, B., Wenn man jung ist! 531.
Grothe, W., Sagen und Märchen für Jung und Alt. 174.
Grottewitz, K., Neues Leben. 465.
—— s. Lauenstein.
Gruber, H., Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. 635.
Grundscheid, K., Das Schulwesen Englands. 616.
Grüneberg, B., Martin Luther. 181.
Gubernatis, A. de, Dictionnaire international des écrivains du jour. 687.
Guinneß, Geraldine, Im fernen Osten. Herausgegeben von ihrer Schwester. 602.
Gumppenberg, H. von, Der Messias. 341.
Günderode, die. Ausgabe von 1840. 37.
Gurlitt, C., Andreas Schlüter. 570.
Güthner, Nina, Ueberwunden. 614.
Gymnasium, das Kasseler, Lyceum Fridericianum, der siebziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. 714.

Hadwiger, H., s. Monatshefte.
Hagens, L. von, Staat, Recht und Völkerrecht. 683.
Hahn, E., Aus dem Kaukasus. 828.
Haidheim, L., Gundel von Buchsweiler. 130.
Haek, D., Spottdrossel-Klänge. 149.
Halling, K., s. Schack.
Hamerling, R., Der König von Sion. Illustrirt von A. von Roeßler und H. Dietrichs. Zwölfte bis dreißigste (Schluß-)Lieferung. 187.
—— Lehrjahre der Liebe. 186.
—— Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Neue Folge. 701.
Hammerschmidt, R., s. Revue, russische.
Hamsun, K., Hunger. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. 517.
Hand- und Hausbibliothek. Nr. 176. 452.
Handtmann, E., Was auf märkischer Heide sprießt. 174.
Hango, H., Zum Licht! 198.
Hann, B., Anspruchslose Geschichten. 725.
Hardung, V., Sonnenwendfeier. 726.
Häring, O., Geschichte der Preußischen Garde. 221.
Harnack, O., Livland als Glied des deutschen Reichs vom 13. bis 16. Jahrhundert. 330.
Harte, B., Der Pflegling der goldenen Pforte. Deutsch von P. Heichen. 517.
Hartenstein, Anna, Aus d. Bürgerhause. 130.
Hartfelder, K., s. Literaturdenkmäler.
Hartmann, E. von, Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. 394.
—— K., Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz und seine Dichtungen. 295.

Hartmann, W., In stillen Stunden. 326.
Hartner, Eva, Ein Jugendleben. 359.
Harz, H., Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. 221.
Hasbach, W., Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Oekonomie. 284.
Hase, K. von, Gesammelte Werke. Elfter Band. Erste Abtheilung: Ideale und Irrthümer. 225. 403. — Zweite Abtheilung: Annalen meines Lebens. 819.
—— Zwölfter Band. Vaterländische Reden und Denkschriften. Erste Abtheilung. 819.
—— Neunter Band: Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Fünfte Auflage. 225.
—— Zweiter Band, zweiter Halbband. Zweiter Theil, zweite Abtheilung: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Mittlere Kirchengeschichte: Innocenz III. bis Luther. Herausgegeben von G. Krüger. 225.
—— Vierter Band: Geschichte Jesu. Zweite Auflage. 819.
Hasselblatt, A., s. Otto.
Hauck, G., Technikers Faust-Erklärung. 599.
Hauff, G., Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. 342.
Hauff's, W., Werke. Illustrirte Ausgabe. Herausgegeben von C. Flaischlen. Erste Lieferung. 270. Zweite bis neunte Lieferung. 590. Zehnte bis vierzehnte Lieferung. 734. Erster Band. 830.
Haug, E., s. Müller.
Hauger, A., Hedwig. Mutter Reinhold. 214.
Hauptmann, G., Einsame Menschen. 596.
Haushofer, M., Die Verbannten. 105.
Haverland, Anna, Lose Blätter. 450.
Haym, R., Das Leben Max Duncker's. 662.
Hayn, H., Neue biographische Zettel-Repertorien. 814.
Hebbel's, F., Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorworte herausgegeben von F. Bamberg. Erster Band. 673.
—— sämmtliche Werke. Erster Halbband. 673.
Heiberg, H., Drei Schwestern. 723.
—— Todsünden. 660.
—— Höchste Liebe schweigt. 803.
Heichen, P., Die Culturgeschichte in Hauptdaten vom Alterthum bis auf die Gegenwart. 822.
—— s. Harte; Wallace.
Heinemann, K., Goethe's Mutter. 737.
Heinzelmann, W., Goethe's Iphigenie. 540.
Heitmann, Mathilde, Kleine Lieder großer Meister. 239.
Heitmüller, F., Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottsched's und ihre Beziehungen zu ihm. 342.
—— Das Medeabild. 212.
Hellwald, F. von, Die Welt der Slawen. 27.
Henckell, K., Diorama. 534.
—— Trutznachtigall. 513.
Henne am Rhyn, O., Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwickelung und die Aufgaben des Reiches. 399.
Hepp, K., Renate. 7.
—— Weißdorn. 116.
Hérisson, Graf M. von, Tagebuch aus dem italienischen Feldzuge 1859. Autorisirte Uebersetzung. 222.
Hermstein, G., Die Reise nach dem Nordcap. 450.
Herrmann, M., s. Literaturdenkmäler, lat.
Herrmanowski, P., Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung. 709.
Hersdorff, A. von, Unser guäd'ger Herr! 213.
Hertslet, W. L., Schopenhauer-Register. 152.
Hertzberg, G. F., Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. II. Halle während des 16. und 17. Jahrhunderts. 523.
Herzfelder, J., Goethe in der Schweiz. 259.
Herzog, H., Bilder aus der Kirchengeschichte. 298.
Hesse, A., Tilly's Quartier. 740.
Hesse-Wartegg, E. von, Tausend und ein Tag im Occident. 58.
Hevesi, L., Ein englischer September. 599.
Heyn, E., Der Kaiser. 676.
Heyse, P., Die schlimmen Brüder. 549.
—— Weihnachtsgeschichten. 262.
Hildebrand, R., Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. 55.
Hiller, E., Naive Welt. 87.
Hillern, Wilhelmine von, Geier-Wally. Sechste Auflage. 367.
Hippel, R. von, Die Thierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes. 684.
Hirschfeld, L. von, Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, und seine Vorgänger. 168.
Hirth, G., Aufgaben der Kunstphysiologie. 571.
Hirzel, L., Wieland und Martin und Regula Künzli. 499.
Hochstädt, M., Buch der Liebe. Zweite Auflage. 652.
Hoffmann, H., Geschichten aus Hinterpommern. 772.
—— Das Gymnasium zu Stolpenburg. 371.
—— Ruhm. 484.
—— M., Irdische Lieder. 116.
—— von Fallersleben, Gesammelte Werke. Herausgegeben von H. Gerstenberg. Erst und zweiter Band. 388. Dritter und vierter Band. 695.
Hösler, C. Ritter v., Die Königsmutter. 708.
Hohenfeld, H., Elisabeth von Ungarn. 360.
Hohnstein, O., Culturhistorische Bilder aus alter Zeit. Neue Folge. Braunschweig vor dem Dreißigjährigen Kriege. 822.
Höhler, M., Religionskrieg in Sicht? Zweite verbesserte Auflage. 504.
Holeczek, J., s. Seehäfen.
Holland, H. S. und W. S. Rockstro, Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig J. Schoell. 286. 425.
Holmblad, Alexandrine von, Professor Sylvan's junge Ehe und andere Novellen. 450.
Holst, H. von, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Vierter Band. 653.
Holtzinger, H., s. Burckhardt.
Holz, A., Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze. 463.
Holzhausen-Gablenz, Freifrau A. von, Erinnerungen einer österreichischen Offiziersfrau aus dem Kriegsjahre 1866. 537.
Honegger, J. J., Das deutsche Lied der Neuzeit, sein Geist und sein Wesen. 473.
Hopfen, H., Der alte Praktikant. Dritte Auflage. 319.
—— Die funfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. 441.
—— Der Stellvertreter. 371.
Hoppe, O., s. Schweden.
Hoya, L. von, Gedichte. 105.
Hoyos, R. Graf, Neue Gedichte. 788.
Hruschka, A., s. Volkslieder.
Hübbe-Schleiden, Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. 686.
Hübner, A. Graf von, Durch das Britische Reich. Zweite Auflage. 173.
—— Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. 281.
Hüffer, H., Die Cabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. 404.
—— Anastasius Ludwig Mencken, der Großvater des Fürsten Bismarck, und die Cabinetsregierung in Preußen. 654.
Hugo, R., Gedichte. 534.
Hülsen, Helene von, Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752 bis 1773. 25.
Hunnaus, s. Entwickelung.
Hurter, J. von, Knospen und Blüten. 534.
Huth, Ch. A. B., Zur Reformation der Musik. 255.

Ibsen, H., Hedda Gabler. Deutsch von W. Ottmann. 212.
Ich will dem Kaiser Rede stehen. 266.
Iduna. Freie deutsche Gesellschaft für Literatur. Gründung derselben. 575.
Ihle, Annette, Die Verwaiste. Autorisirte Uebersetzung von L. Fehr. 101.
Ihme, F. A., Gutenberg und die Buchdruckerkunst im Elsaß. 154.
Inama-Sternegg, K. Th. von, Deutsche Wirthschaftsgeschichte. Erster und zweiter Band. 630.
Isenbeck, J., Wandlungen. 338.

Jacobowski, L., Funken. 652.
—— über die Anfänge der Poesie. 143.
Jacobsen, F., Morituri te salutant. 113.
Jahnke, H. und W. Schirmer, Kein Hüsung. Volksschauspiel mit freier Benutzung der gleichnamigen Dichtung Fritz Reuter's. 408.
Jahrbuch, coloniales. Herausgegeben von G. Meinecke. Dritter Jahrgang. Das Jahr 1890. 155.
—— deutsch-nationales. Herausgegeben von K. Pröll. 799.
—— der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang. 369.
—— der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. 26ster Jahrgang. 678.
—— der Naturwissenschaften. 1890—1891. Herausgegeben von M. Wildermann. 605.
—— statistisches, der Stadt Riga. Herausgegeben von A. Tobien. 829.
Jahrhundert, das zwanzigste. Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Herausgegeben von E. Bauer. Erster Jahrgang. Erster Band. 251. Zweiter Band. 830.

Jaenicke, K., Das Waldhorn. Krokonosch und Ziegenrücken. 241.
Janitschek, H., s. Geschichte der deutschen Kunst; Repertorium.
—— Maria, Aus der Schmiede des Lebens. 241.
Jastrow, J. Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. Dritte vermehrte Auflage. 170.
—— Die Selbsteinschätzung und die geistige Arbeit. 766.
Jean Paul's Siebenkäs, herausgegeben von B. Förster. Erster Band. 270.
Jeep, E., Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. 109.
Jensen, W., Zwei Tagebücher. 584.
Jephson, R. J. M. und H. M. Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Zweite Auflage. 155.
Jesuiten-Sensationsproceß, der, des Pfarrers Hartmann von Kronungen. 63.
Joachim, J., Die Brüder. 387.
—— Erzwungene Sachen. 387.
—— s. Preisausschreiben.
Jonas, E., Nordische Diamanten. 149.
Jordan, W., Deutsche Hiebe. 373.
—— Episteln und Vorträge. 56.
Jugendthorheit. Gedichte zweier Freunde. Zweite Auflage. 243.
Juling, Dr., Taschenbuch der höhern Schulen Deutschlands 1891/92. 814.
Juncker, E., Im zweiten Rang und andere Erzählungen. 292.
Junghans, Sophie, Eine Versuchung. 19.
Junker's, Dr. W., Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden. Zweiter Band. 138.
Justus, Th., Aus vergangenen Tagen. 292.

Kaatz, H., Die Frage der Volksbühnen. 102.
Kaden, W., Italienische Gipsfiguren. Dritte Auflage. 445.
Kafka, E. M., s. Preisausschreiben.
Kähler, M., Die Universitäten und das öffentliche Leben. 616.
Kaiser, der heimliche, oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchenkaffee. Unheimliches Geheimniß „Rembrandt des Erziehers" enthüllt von einem begeisterten Zögling. Zweite Auflage. 193.
Kalidasa, s. Schack.
Kallusky, Martha, Phönix. 676.
Kanowski, E. H., Die beiden Oberstein. 210.
Kapff, R., Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen. 41.
Kastropp, H., Phantasien und Märchen. 6.
—— Gunhild. 7.
Katscher, L., s. Taine.
Kaufmann, F., Deutsche Mythologie. 708.
—— L., s. Veit.
Kaulen, F., Assyrien und Babylonien. 191.
Kaweran, W., Kunstgeschichtliche Skizzen. 94.
—— s. Luther.
Keibel, M., Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. 713.
Keil, R., Ein Goethe-Strauß. 68.
Keiter, G., Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". Dritte vermehrte Auflage. 500.
Kelber, L., Das katholische Passionsspiel in Oberammergau und das protestantische Christus-Drama. 559.
Keller-Jordan, H., Lebenstiefen. 40.
Kennan, G., Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. Deutsch von E. Kirchner. Vierte Auflage. 171.
Kerkoff, T., Die Mängel unserer Orthographie und die vereinfachte Rechtschreibung. 41.
Kerler, D., Aus dem Siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominiens. 189.
Kerner, J., Klexsographien. 30.
Kersten, Sapere aude. 481.
Kerz, F., Die Schalablagerungstheorie. 606.
Keßler, L., Das Wunder des Glaubens und sein Selbstzeugniß. 506.
Khaynach, F. Freih. von, Gedichte. 214.
Kiesewetter, K., Geschichte des neuern Occultismus. 392.
Kilian, E., s. Wehl.
Kinder-Gartenlaube. Zehnter und elfter Band. 734.
Kingsley, C., Alton Locke, Schneider und Dichter. Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou. 385.
Klaar, A., Grillparzer als Dramatiker. 362.
Klamroth, M., Die funfzig ältesten Suren des Korans in gereimter deutscher Uebersetzung. 8.
Klee, G., Geschichtsbilder aus der Völkerwanderung. Bilder aus der ältern deutschen Geschichte. Zweite Reihe. 75.
Klein, H. J., Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Dritte vermehrte Auflage. 824.
—— O., Lotario. 745.
—— U. (K. Karlshoff), Variationen über das Thema „Laura am Klavier". Zweite vermehrte Auflage. 652.
Kleinert, K. E., Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. 186.
Klinckowström, A. von, Die Fremde. 74.
Klinckfieck, F., Zur Entwickelungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. 253.
Klopp, O., Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werks: Tilly im Dreißigjährigen Kriege. Erster Band. 390.
Kluge, H., Geschichte der deutschen National-Literatur. 21ste verbesserte Auflage. 56.
Knebel-Doeberitz, H. von, Karl Ludwig von Knebel. 33.
Kniest, Ph., Von der Wasserkante. Vierte Auflage. 441.
Knortz, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. 409.
—— Der amerikanische Sonntag. 797.
—— Rom in Amerika. 797.
Koch, R., Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. 297.
Kohl, A., s. Blätter, literarische.
Kohut, A., Joseph Joachim. Ein Lebens- und Künstlerbild. 426.
—— Theodor Körner. Sein Leben und seine Schriften. 110.
Kollmann, A., Deutsche Puppenspiele. Erstes Heft. 670.
Kolloden, M., Helene. Den Tod erkämpft. 498.
Kolzow, A., Gedichte. Deutsch von M. Michelsson. 452.
König, E. A., Enterbt. 498.
—— Entfesselte Elemente. 692.
Körner, Theodor. Zum 23. September 1891. 588.
—— F., Die weltgeschichtlichen Kämpfe des Alterthums nebst geographischen und culturgeschichtlichen Bildern. 142.
Korolenko, W., Der blinde Musiker. Aus dem Russischen übersetzt von H. Rasel. 773.
Koser, R., s. Forschungen.
Koester, H., Poesien. 214.
Köstlin, s. Luther.
Krack, O., Die Wiedergeburt. 746.
Kralik, R., Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst. 540.
Krätschell, J., Die Wiederaufnahme der gothischen Baukunst in Deutschland im 19. Jahrhundert. 15.
Kraus, E., Das böhmische Puppenspiel vom Doctor Faust. 599.
—— Romantik und Naturalismus. 319.
Krause, E., Abriß der Entwickelungsgeschichte der Oper mit literarischen Hinweisen. 423.
Krebs, R., Die politische Publicistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. 153.
Kretzer, M., Die Betrogenen. Zweite Auflage. 767.
Kreuth, W., Aus den La-Plata-Staaten. 525.
Krippen-Kalender, herausgegeben vom wiener Centralkrippenverein. 39ster Jahrg. 238.
Kritiker und Dichter. Von R. Weitbrecht. 625.
Kröger, T., Eine stille Welt. 645.
Krones, F. Ritter von, Aus dem Tagebuche Erzherzog Johann's von Oesterreich, 1810—1815. Zur Geschichte der Befreiungskriege und des Wiener Congresses. 555.
Krüger, G., s. Hase.
Krumme, W., Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten zwanzig Jahre. 714.
Kühn, W., Goethe's Leben und sein Faust. 378.
Kühne, G., Empfundenes und Gedachtes. Lose Blätter aus seinen Schriften, herausgegeben von E. Pierson. 311.
Kunad, P., Gedichte. 534.
Kuntze, O., s. Dichtungen.
Kürschner, J., s. Aus fremden Zungen und Nationalliteratur.
Kurt, R., Willensfreiheit? 151.
Kurz, Isolde, Gedichte. Zweite, stark vermehrte Auflage. 22.
Kuß, O., De Stadthauptmann von Fredenhagen un de falsche Bismarck. 781.

Lambroso, C., Der geniale Mensch. Autorisirte Uebersetzung von M. O. Fraenkel. 470.
Lamprecht, K., Deutsche Geschichte. Erster Band. 75.
Land, H., Der neue Gott. 72.
Landois, E., Frans Essink sien Liäwen und Driewen äs aolt Mönstersk Kind. Zweiter satirischer Theil: Nao sienen Taud. Sechste Auflage. 62.
Lang, K., Ein Traum im Atelier. 195.
Langenhagen, H., Das Lied von dem Herrn von Falkenstein. 487.
Langer, E., Aus dem Adlergebirge. Erster Band. 531.
Lantzius-Beninga, Helene, Ums höchste Gut. 516.

Lanzky, P., Herbstblätter. 777.
Laßwitz, K., Seifenblasen. 195.
Laube, Heinrich, Erinnerungstafel in Karlsbad. 94.
Lauenstein, A. und K. Grottewitz, Sonnenaufgang. Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. 26.
Lauff, J., Die Overstolzin. 277.
Law of Copyright (Urheberrechtsgesetz in den Vereinigten Staaten). Englischer Text mit deutscher Uebersetzung und Bemerkungen von P. Goepel. 415.
Leben, modernes. Ein Sammelbuch der Münchener Modernen. Erste Reihe. 645.
Lehnert, J. Ritter von, s. Seehäfen.
Leimbach, K., Zur Einführung in das deutsche Volkslied. 108.
Leixner, O. von, 1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. 251.
Lenz, J. M. R., Gedichte. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelin's von Maltzahn herausgegeben von K. Weinhold. 666.
Leo, F. A., s. Jahrbuch.
Leschivo, A., Opfer oder Sieger? 772.
Lewalter, J., s. Volkslieder.
Lichtwarck, A., Ueber die innere Ausstattung des hamburger Rathhauses. 799.
Liliencron, D. Freih. von, Krieg und Frieden. 645.
Lilienthal, W., s. Berg.
Lindner, F., Lehr- und Lesebuch der Geschichte für die untern Klassen höherer Lehranstalten. Für Quinta bearbeitet. 590.
Leueste, Louise, Excelsior. 130.
Lermolieff, J., Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien zu München und Dresden. 49.
Libertad, die. Novelle. 468.
Linke, O., Als die Rosen blühten. 214.
Lipps, Th., s. Beiträge.
Liptay, A., Eine Gemeinsprache der Culturvölker. 395.
Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr 37. 38: Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgegeben von A. Sauer. 111.
Literaturdenkmäler, lateinische, des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. Herrmann und S. Szamatólski. Zweites Heft. 127. Drittes Heft. 478. Viertes Heft.
Litzmann, B., Theatergeschichtliche Forschungen. Erster Band. Das Repertoire des weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. 363.
—— K. C. T., Friedrich Hölderlin's Leben. 305.
Löher, F. von, Archivlehre. Grundzüge der Geschichte, Aufgaben und Einrichtungen unserer Archive. 60.
Lothar, R., Der verschleierte König. 551.
Lovatelli, E. C., Römische Essays. Autorisirte Uebersetzung mit einem Vorwort von E. Petersen. 733.
Löwe, K., Leben und Lieben. 198.
Löwenfeld, R., s. Tolstoj.
Lübke, W., Altes und Neues. 136.
—— Lebenserinnerungen. 404.
—— und K. von Lützow, Denkmäler der Kunst. Sechste Auflage. 206. 812.
Ludorff, F., Der Heiland. 77.
Ludwig, H., s. Spach.
Lumholtz, K., Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Autorisirte deutsche Uebersetzung. 763.
Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a. Dritter bis fünfter Band. 700.
Lütkens, J., Henry Drummond's Traetate. Vierte Auflage. 367.
Lützow, K. von, s. Lübke; Geschichte der deutschen Kunst.

Maaßen, A., Sela oder die drei Perlen. 86.
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übersetzt von L. Doezi. 594.
Mahrenholtz, R., Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. 45.
Malot, H., Seine Mutter (Mère). Autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. 113.
Malybrok-Stieler, O., Seerosen. 326.
Manitius, M., Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. 807.
Mann, R., Gabriel Max. Zweite vermehrte Auflage. 137.
Mantegazza, P., Die Hygiene des Blutes. 150.
—— die Hygiene der Haut. 526.
Manteuffel, Ursula Zöge von, Lora. Neue Auflage. 734.
—— Seraphine. Dritte Auflage. 734.
Marby, A., Höhere Gewalten. 308.
Maerheim, H., Die Seewiese. 775.
Maryan, M., Hotel Sanct Franzisens. 725.
Maspero, G., Aegypten und Assyrien. Aus dem Französischen von D. Birnbaum. 767.
Matthäi, A., Fürchtet euch nicht! 87.
Matthes, A., Diotima. 628.
Maurenbrecher, W., s. Taschenbuch, historisches.
Mauthner, F., Zehn Geschichten. 561.
—— J., Gedichte. 373.
Mayer, E., Handbuch der Osteologie. 543.
Medicus, Dr. W., Illustrirtes Pflanzenbuch. Erste Lief. 479. Zweite Lief. 799.
Megede, M. zur, Graue Geschichten. 213.
Mehring, S., Deutsche Verslehre. 758.
Meinecke, G., s. Jahrbuch, colonialles.
Meinhardt, A., Reise- und Heimatsnovellen. 772.
Meisner, J., Das Preußische Allgemeine Landrecht und der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. 250.
Mejer, O., s. Münkel.
Melas, s. Petöfi.
Melle, W. von, Das hamburgische Staatsrecht. 252.
Melzer, E., Goethe's ethische Ansichten. 552.
Memoiren eines alten Diplomaten. 567.
Mene, Mene, Tekel, Upharsin! Briefe des Ta-o-tse und La-i-fo. 266.
Menkes, H., Aus Roth-Rußland. Zersplittert. 498.
Mercator, E., In eines großen Königs Armen. Zweite Auflage. 755.
Meschtscherskỳ, W. Fürst, Einer von unseren Moltkes. 381.
Mettig, K., Das älteste Amtsbuch der Schmiede zu Riga und der Schragen derselben von 1578. 330.
Metzger, E., Geographisch-Statistisches Welt-Lexikon. 399.
Meyer, E., Das Recht der Gegenwart. 723.
—— F., Das Lesebedürfniß des Volks und seine Befriedigung. 414.
—— G., Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. 452.
Meyer, J., Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken. 405.
—— s. Gemäldegalerie.
—— J. B., Temperament und Temperamentsbehandlung. 616.
—— K. F., Angela Borgia. 817.
Meyer-Krämer, R., König Oedipus des Sophokles. 476.
Michaelis, L., Die Johannisglocke von Unterten. 102.
Mielke, R., Die Revolution in der bildenden Kunst. 334.
Mira, K., Die weiße Rose. 243.
Mitzschke, P., s. Francke.
Modt, H., Annemarie. 757.
Mohr, E., Eveline. 595.
Molkenboer, H., Die internationale Erziehungsarbeit. 714.
Möllhausen, B., Hans Montague. 484.
Moltke, Graf H. von, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Dritter Band: Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. 747.
Monatshefte, literarische. Herausgegeben von O. Stauf von der March und H. Hadwiger. 767.
Monatsschrift, baltische. Unter Redaction von R. Carlberg herausgegeben von R. Weiss. Siebenunddreißigster Band. 158.
Monrad, D. G., Aus der Welt des Gebets. Deutsch von A. Michelsen. Zehnte Auflage. 238.
Mora, O., Ueberreif. 691.
—— und Thoele, H., Heidnische Geschichten. 300.
Morgan, W. (Gregor Samarow), Honni soit qui mal y pense. 628.
Morgenstern, G., Geschichten von der Straße. 294.
Mörike, E., Gedichte. Neunte, mit einem Nachtrage vermehrte Auflage. 22.
Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von J. Bächtold. 766.
Mosen, R., s. Trémoille.
Möser, A., Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. 186.
Mulholland, Rosa, Marcella Grace. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. 308.
Müller. — Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Johannes von Müller 1789 bis 1809. Herausgegeben von E. Haug. Erster Halbband: 1789 bis 1799. 120.
—— E., Irrwege des Herzens. 163.
—— Morkusko. 675.
—— s. Rolandslied.
—— G., Neunundreißig estnische Predigten. Mit einem Vorwort von W. Reiman, herausgegeben von der Gelehrten Estnischen Gesellschaft bei der Universität Dorpat. 829.
—— H., Gestrüpp und Heidekraut. 651.
—— J., Immergrün. 243.
—— sen., M., Der Weisheit letzter Schluß. 143.
—— W., Politische Geschichte der Gegenwart. 24. Band: Das Jahr 1890. 302.
—— s. Becker.
Mueller, H., s. Wißmann.
Mülberger, A., Studien über Proudhon. 793.
Müller-Braunau, H., Vereinfachte musikalische Notenschrift. 175.
Müller-Guttenbrunn, A., Irma. 211.
Müller's, Wilh., Denkmal in Dessau. 655.

Münchener Kind'l. Ein literarischer Almanach. Herausgegeben von der Münchener Schriftstellervereinigung „Orion". 263.
Munding, K., s. Rundschau.
Münkel, K. K., Karl Johann Philipp Spitta. Neu herausgegeben von O. Mejer. 796.
Münz, S., Quirinal und Vatican. 426.
Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Erste Lieferung. 239. Zweite Lieferung. 559.
Murr, J., Altgriechische Weisheit. Erstes Bändchen. 638.
Muschi, J. B., Die wendische Krone. 693.

Nabert, H., Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Erste bis vierte Section. 399. 602.
Najmájer, Marie von, Neue Gedichte. 105.
Nansen, F., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Mann. 364.
Napiersky, J. G. L., s. Bodecker.
Nationalliteratur, deutsche. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. 602. bis 701. Lieferung. 760.
Neese, C., Socialpolitische Excursionen, mit besonderer Berücksichtigung des Heimstättenwesens. 285.
Nelson, H., Zum Weltfrieden. 685.
Nemirowitsch-Dantschenko, W., Hinter den Kulissen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen von A. Markow. 561.
Nepers, K., Die Schule und die socialen Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen. 313.
Nessel, A., Für Wahrheit und Recht. 254.
Nestroy's, J., gesammelte Werke. Herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Lieferung 8—14. 102. Lieferung 15—28. 362.
Newman, J. H., Kallista. Sechste neu bearbeitete Auflage. 755.
Niecks, F., Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker. Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von W. Langhans. 353.
Niemann, A., Der arme Dichter. 406.
—— C. L., Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Zweiter Band: Bis zur Vereinigung mit dem Herzogthume Oldenburg. 573.
—— J., Henriette. 3.
Nies, K., Funken. 515.
Nievenstern, Marie von, Aphorismen. 149.
Noeldechen, E., Tertullian. 9.
—— W., Ausstand — Aufstand. 726.
—— Das Reichsfest zu Mainz. 726.
Novellen, nordische. Uebertragen von P. J. Willatzen. 723.
Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Achter Band. 52.
Nowack, Maria, Buntes Laub. 198.

Obsopeus. — Die biecher Vincentij Obsopei: Vonn der kunst zutrincken auß dem latein in vnser Teutsch sprach transferiert durch Gregorium Wickgramm Gerichtschreiber zu Colmar. 671.
Odinga, Th., s. Gletting.
Oechelhäuser, W., s. Shakespeare.
Oechsler, R., Was der Neckar rauscht. 650.
Ohlert, A., Die deutsche Schule und das classische Alterthum. 88.
Ohorn, A., Das deutsche Lied. 483.
Oelbermann, H., Bonner Tractat. 349.
Oertel, G., Aus der Jugendzeit. 796.
Ortmann, R., Madonna im Rosenhag. 38.
—— Vaterland. 359.
Oertzen, G. von, Lieder im Wiederhall. 105.
Otto, G. und A. Hasselblatt, Von den 14000 Immatrienlirten Dorpats. 330.
Otto's, R., Einleitung zur Neuausgabe von Jean de Mairet's „Silvanire". 17.

Pajér, R., s. Seehäfen.
Palmer, F., Eddy oder Treu und standhaft. Autorisirte Uebersetzung von L. Willigerod. Zweite Auflage. 590.
Pape, J., Das Lied von den Zeiten. Zweite Auflage. 105.
—— Unsere Gegenwart und Zukunft im Spiegel der Weissagung des Johannes. 567.
Parlow, H., Carmen. 359.
—— Fürstin Eboli. 597.
Parr, M. J., Magdalenens Erinnerungen aus der Geschichte zweier Familien. 213.
Paul, J., Ueber die drei Wege des Denkens. 379.
Peez, K., Mostar und sein Culturkreis. 524.
Peisker, J., Die Knechtschaft in Böhmen. 76.
Perfall, A. Freih. von, Auf Irrwegen der Liebe. 323.
—— Das Erdmannshaus. 4.
—— K. von, Natürliche Liebe. 163.
Perthes, O., Hoffnungen und Befürchtungen bei der Rede Sr. Majestät des Kaisers zur Eröffnung der Schulenquête. 312.
Pesch, Ch., Gott und Götter. 247.
Pestalozzi, J., Der Ernst in Wort und That gegen M. von Egidy und seine „Ernsten Gedanken" gerichtet. 718.
Peter, F., Das Priestererbe. 101.
—— J., Junges Blut. 725.
Peters, K., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. 202.
Petersen, E., s. Lovatelli.
Petöfi, A., Gedichte. Aus dem Magyarischen von H. Melas. 452.
Petzholdt, J., Katechismus der Bibliothekslehre. Neu bearbeitet durch A. Gräsel. 382.
Petzold, M., Iris. 227.
Pfau, L., s. Tillier.
Pfeiffer, E., Die deutsche Druckschrift. 40.
Pfeilstücker's, F., Illustrirte Hausbibel. Zweite Auflage. Fünfte Abtheilung. 814.
Pfleiderer, R., Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst. 26. bis 40. Heft. 478. 41. bis 46. Lieferung. 814.
Pförtner, W., Lösung des Welträthsels. 527.
Philalethes, s. Dante Alighieri.
Philippson, R., Die ästhetische Erziehung. 449.
Philosophische Gesellschaft in Berlin, Preisaufgabe. 302.
Pierson, E., s. Kühne.
—— W., s. Duller.
Pinloche, A., La Réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle. 88.
Polko, Elise, Kleine Blumen, kleine Blätter. 450.
Polzer, A., Robert Hamerling. 186.
Pomezny, F., Nicht rasten und nicht rosten! 514.
Post, A. H., Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. 236.
Povinelli, A. H., Ahasverus in Tirol. 7.
Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Schulvereins. 15.
—— für novellistische Skizzen von der „Modernen Rundschau", herausgegeben von J. Joachim und E. M. Kafka. 479.
—— zu der biographischen Sammlung „Führende Geister". 511.
Prel, K. du, Das Kreuz am Ferner. 547.
Pressentin, B. von, Wenn und Aber. 692.
Preyer, W., Eine neue deutsche Schule nach Hugo Göring. 88.
Prielmayer, G. von, Der Bauer auf dem Kreuzhofe. 100.
Pröll, K., Moderner Todtentanz. Vierte Sammlung. 531.
—— s. Jahrbuch.
Proelß, J., Modelle. 628.
Prümer, K., De Westfölsche Husfröud. 62.
Przezdziecka, Marie von, s. Tiesenhausen.
Pudor, E., Das Heroenthum in der deutschen Musik. 431.
—— Das deutsche Herz. 60.
—— Die Kunst im Lichte der Kunst. 703.
—— Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Dritte vermehrte Auflage. 472.
—— E., Zur Erklärung der Cavalleria rusticana. 703.
—— Ein ernstes Wort über „Rembrandt als Erzieher". 193.

Quandt, C., Gertrud von Loden. Zweite Auflage der „Verschlossenen Thüren". 755.
Quednow, M., Markgraf Otto mit dem Pfeil. 677.
Quetsch, F. H., Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein. 632.
Quidde, L., Zeitschrift, deutsche.
Quitzow, W. A., Olaf Hellichius. 147.

Raab, F., Wesen und Systematik der Schlußformen. 811.
Raabe, W., Der heilige Born. Zweite Auflage. 705.
—— Stopfkuchen. 5.
Rabe, F. von, Begriffsversuche im Unbegreiflichen. 380.
Rackwitz, M., Hegel's Ansicht über die Apriorität von Zeit und Raum und die Kant'schen Kategorien. 636.
Rade, s. Luther.
—— M., s. Robertson.
Räder, H., Ueber die behauptete Identität der Metaphern und Gleichnisse in Bacon's und Shakespeare's Werken. 678.
Radiesevies, B., Lyrische Dichtungen. Aus dem Serbischen frei übersetzt von G. von Schulpe. 326.
Rahl, G., Gedichte. 116.
Rahstede, G., Wanderungen durch die französische Literatur. Erster Band. 253.
Ranke's, A. von, sämmtliche Werke. 53. und 54. Band: Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von A. Dove. 401.
Raydt, H., Das Jugendspiel. 88.
Realismus und Idealismus in der Kunst. Von H. Schreyer. I. 65. II. 81.
Rehbronn, E., Junker Thaddäus. 564.
Reiche, Th., Heitere Reimereien in plattdeutscher Mundart (niedersächsisch-ostfälisch). Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 237.

Reichenau, E., Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen. 24.
Reichenbach, K. Freih. von, Ein schwerer sensitiv-somnambuler Krankheitsfall, geheilt mittels einfacher Anwendung der Gesetze des Odes. Herausgegeben von A. Freiherrn von Schrenck-Notzing. 812.
—— M. von, Um die Ehre. 360.
Reiff, F., Sinnpflanzen. 486.
Reiman, W., s. Müller, G.
Reinhold, K., Die Sprachenfreiheit. 636.
Remy, N., Geheime Gewalten. 308.
Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigirt von H. Janitschek. Vierzehnter Band. Erstes Heft. 142. Zweites und drittes Heft. 543. Viertes und fünftes Heft. 686.
Ressel, G. A., s. Teniers.
—— J., Kaiser Heinrich IV. Herausgegeben von W. Ressel. 360.
Reusch, F. H., s. Döllinger.
Reuter, Chr., Schellmuffskys Wahrhafftige Curiöse und sehr gefährliche Reise-Beschreibung zu Wasser und Lande. 831.
—— G., Colonistenvolk. 692.
Revue, russische. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands. Herausgegeben von R. Hammerschmidt. 191.
Rhein, B., Aus dem Handwerkerleben. Zweite vermehrte Auflage. 779.
Riemann, O., Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seele? 735.
Ringseis, Emilie, Der Königin Lied. Erstes Buch: Magnificat. 279.
Ritter, P. H., Pädagogische Fragmente. Nach der dritten holländischen Ausgabe übersetzt von A. Greeven. 313.
Robert, H., Pro Patria. 790.
Robertson, F. W., Christenworte an Reich und Arm. Herausgegeben von M. Rade. 246.
Robinson, A. Mary F., Lyrics. Cameo Series. 280.
Rockstro, W. S., s. Holland.
Rodenberg, J., s. Dingelstedt.
Roeder, E., Junges Leben. 778.
—— K., Einführung in die Theorie der Tonkunst. 423.
Rolandslied, das. Ein altfranzösisches Epos. Uebersetzt von E. Müller. 280.
Rolf, der König, oder das Normannenfest auf Sicilien. Ein Knabenschauspiel. 408.
Röll, V., s. Encyklopädie.
Roller, C., Welmor, genannt der Salzburger. 725.
Romanowski, E., Im Banne der Musen und Grazien. 243.
Römer, A., Die Lüge ihres Lebens. 19.
Roquette, O., Frühlingsstimmen. Zweite Auflage. 479.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Lief. 76—105. 494.
—— Gedichte. 649.
—— Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. 369.
—— Der Schelm aus den Alpen. 100.
Rosenthal-Bonin, H., Die Erzählungen eines Schiffsarztes und andere Novellen. 598.
—— Der Student von Salamanca und andere Novellen. 52.
Rosner, L., Erinnerungen an Anzengruber. 124.
Rott, Heimatskunde. Grundzüge des Unterrichts für die Sexta. 591.
Rudel, R., Geschichte des Liberalismus und der deutschen Reichsverfassung. 699.
Rudow, W., Um die Erde. 452.
Rullmann, W., Seltsame Geschichten. 178.
Rückner, H., Matrosen-Geschichten. 725.
Rumbaur, O., Die Geschichte von Appins und Virginia in der engl. Literatur. 109.
Rundschau, socialpolitische. Herausgegeben von K. Munding. 734. 831.
Runeberg, J. L., Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen von W. Eigenbrodt. 452.
Ruseler, G., Dathan's Zweifel. 340.
—— Literarische Teufeleien oder In Hölle und Schattenreich. 751.
—— Die Stedinger. Zweite Auflage. 210.
Rustaweli, S., Der Mann im Tigerfelle. Aus dem Georgischen übersetzt von A. Leist. 677.
Rustige, K., Aus Garnison und Manöver. 294.

Sach, A., Deutsches Leben in der Vergangenheit. Zweiter Band. 77.
Sacher-Masoch, L. von, Die Einsamen. 338.
—— Im Reich der Töne. 276.
—— Zu spät. Die Kartenschlägerin. 468.
Salamon, Bischof de, Ungedruckte Memoiren. Genehmigte Uebersetzung der französischen Ausgabe von M. Sierp. 792.
Salis-Marschlins, Meta von, Präludien und Phantasien. 468.
—— Die Schutzengel. Erster und zweiter Band. 195.
Sallmann, K., Ueber Wesen und Wirksamkeit der Jesuiten. 63.
Samhaber, E., Lyrische Dichtungen. 105.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Heft 89: 116. Heft 103—120: 303. Fünfte Serie. Heft 117: 342. Heft 121—131: 654. Neue Folge. Sechste Serie. Heft 132—137: 830.
—— pädagogischer Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markau. Dritter Band. Viertes Heft. 88.
—— plattdeutscher Dichtungen. Erster Band: Hei kümmt doch. Ne Geschicht ut'n letzten Krieg. Dei grot Prozeß. Von M. Sander. 508.
Samosch, S., Ariosto als Satiriker und italienische Porträts. 110.
Samson-Himmelstjerna, H. von (V. Frank), Rußland unter Alexander III. 621.
Sander, F., Briefwechsel Friedrich Lücke's mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm. 667.
—— D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791—1855). 10.
—— M., s. Sammlung plattdeutscher Dichtungen.
Sandvoß, Rosalie, Daheim und draußen. 756.
—— Eichenlaub und Tannengrün. 373.
Sann, H. von der, Sagen aus der grünen Mark. 249.
Saphir, M. G., Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Fünfte Volksausgabe. 598.
Sauer, A., Akademische Festrede zu Grillparzer's hundertstem Geburtstage. 499.
—— s. Literaturdenkmale.
Schaching, O. von, Stasi. 802.
Schack, A. F. Graf von, Gedichte. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von K. Halling. 653.
—— Iris. 278.
—— Lustspiele. 360.
Schack, A. F. Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 555.
—— Mosaik. 579.
—— Orient und Occident. Erster Band: Medschnun und Leila. Von Dschami. Zweiter Band: Camoëns. Von J. B. Almeida-Garret. Dritter Band: Raghuvansa. Von Kalidasa. 9.
—— s. Gregorovius.
Schadek, M., Mit Verlaub. 105.
Schaefer, K., Titurel. 179.
Schäffer, A., Was ist Glück? oder Entwurf einer rationellen Apologie des Christenthums. Deutsche autorisirte Ausgabe. 238.
Schafheitlin, A., Elisa. 776.
—— König Rolaf, der Auferstandene. 695.
Schanz, Frida, Filigran. 807.
Schaumberger, F., s. Blätter, moderne.
Scheffel, Josephine, Gedichte. 788.
—— J. V. von, Aus Heimat und Fremde. 788.
Scheidlein-Wenrich, Karoline von, Aus dem Irrenhause. 277.
Scheichl, F., Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich (1564—1618). 154.
Scherer, H., Welche Anforderungen stellt unsere Zeit an die Organisation der Volksschule. 616.
Schifkorn, F., Unter südlichem Himmel. 630.
Schild, W., Wundereuren. 386.
Schiller, F. von, Die Kinder des Hauses. Für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Wald. Mit einem Vorwort von U. Schanz. 209.
Schiller-Schriften. Bd. 2. 337.
Schilling von Cannstatt, H. Freih., Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Erste Lieferung. 79. Zweite bis vierte Lieferung. 511. Sechste bis zehnte (Schluß-) Lieferung. 798.
Schinz, H., Deutsch-Südwest-Afrika. 501.
Schirmer, W., s. Jahnke.
Schirrmacher, F. W., Geschichte von Spanien. Fünfter Band: Geschichte Spaniens vornehmlich im 14. Jahrhundert. 44.
Schlegel, A. W. von, s. Shakespeare.
Schlendrian's, Jonathan, Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. 116.
Schliemann, Heinrich. Aufruf zur Errichtung eines Denkmals. 207.
Schlossar, A., s. Volksschauspiele.
Schlösser, R., Zur Geschichte und Kritik von Friedrich Wilhelm Gotter's Merope. 342.
Schmid, A., Die deutsche Literatur in der Klemme. 27.
Schmidt, E., und A. Floß, Germanisches Sagen- und Märchenbuch. 591.
—— M., Hochwaldsgeschichten aus dem baierisch-böhmischen Grenzgebirge. 483.
—— Marie, Die Hochzeitsreise auf dem Gardasee. 179.
Schmitthenner, A., Psyche. 99.
Schmoller, G., Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. 283.
—— s. Forschungen.
Schneideck, G. H., Neue berliner Märchen. 772.
Schneider, F., Eine Brautschau. 746.
—— Der erste Beste. 746.
—— K., Die Schiedsgerichtsordnung zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze. 350.
—— s. Luther.
Schneidewin, M., s. Steudel.
Schober, Thekla von, geb. von Gumpert,

Unter fünf Königen und drei Kaisern. Zweite Auflage. 667.
Schönthan, F. von, Kleine Münze. 149.
Schopenhauer, A., über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. 558.
—— über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. 558.
Schopenhauer's, A., Sämmtliche Werke. Wohlfeile Ausgabe.. Erste bis siebzehnte Lieferung. 383. 718.
Schopenhauer-Register, s. Hertslet.
Schorer's Kalender für die deutsche Familie. Jahr 1892. 734.
Schott, S., Neue Gedichte. 326.
Schramm-Macdonald, H., Der Weg zum Wohlstand. Zweite durchgesehene und umgearbeitete Auflage. 814.
—— s. Smiles-Schramm.
Schranka, E. M., Culturhistorisch-etymologisches Lexikon der Fußbekleidungen. 703.
—— Der neue Demokrit. Zweiter Band: Satura. 598.
Schreck, E., Reichskanzler Georg Leo von Caprivi. 253.
Schreibershofen, H. von, Italienisches. 130.
Schrenck-Notzing, Dr. Freih. von, Die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus. 235.
—— A. Freih. von, s. Reichenbach.
Schreyer, H., Die Hochzeit des Achillens. 708.
Schriften für das evangelische Deutschland. Nr. 8. 19—21. 239.
—— der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 1, s. Schrenck-Notzing, Freih. von, und Forel, A.
Schrill, E., Aus Rußlands Steppen. 796.
Schroeder, O., Der Schulfriede von 1890. 616.
Schröer, M. M. A., Ueber Titus Andronicus. 678.
Schröter, A., s. Byron.
Schubin, O., Heil dir im Siegerkranz! 261.
Schuhmacher, P., Der Schütze von Baden-Baden. 652.
Schuhr's Sammlung volksthümlicher Vorträge auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, der körperlichen Erziehung und der Unfallverhütung. Zweites Heft. 88.
Schullern, A. von, Gedichte. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. 166.
Schulpe, G., Licht und Schatten. 326.
—— Traumphantasien und Dionysische Lieder. 534.
—— s. Radiesevies.
Schulte vom Brühl, Lieder-Symphonien. 8.
—— Sei deutsch. 777.
Schultes, K., „Solus cum Sola!" oder William's Sturmjahre. 206.
Schultz, A., Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrh. 248.
Schultze, F., Liebe und Arbeit. 243.
Schupp, A., S. J., Ein Besuch am La Plata. 765.
Schütt'le dich, Germania! Geharnischte Bismarcksonette von einem Freimüthigen. 413.
Schütz, A., Die Geheimnisse der Tonkunst. 568.
Schvarez, J., Kritik der Staatsformen des Aristoteles. Vermehrte Ausgabe. 684.
Schwaab, J., Maientraum und Winterschnee. 534.
Schwabe, J., Harmlose Geschichten. 318.
Schwarz, A., s. Seehäfen.
—— P., Reste des Wodancultus in der Gegenwart. 174.
Schwarzlose, K., Der Bilderstreit, ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. 299.
Schwebel, O., Aus Alt-Berlin. 219.
Schweden, das malerische. Eine Schilderung in Wort und Bild. Uebersetzt von O. Hoppe. 172.
Schweichel, R., Aus dem Krauwethof. 630.
—— Der Teufelsmaler und andere Novellen. 630.
—— Verloren. 630.
Schweinskarbonade, die. Eine ernsthafte Geschichte nach einem Recept des Grafen Leo Tolstoi. 179.
Schwerin, Josephine Gräfin, Hedda. 614.
Schwindrazheim, O., Beiträge zu einer Volkskunst. 686.
Seefeld, von, Dem Frühling entgegen. 57.
Seehäfen, die, des Weltverkehrs, dargestellt von J. Ritter von Lehnert, J. Holeczek, K. Zehden, Th. Cieslek, E. Becher, R. Pajér, A. Schwarz, unter Redaction von A. Dorn. Erster Band. 126.
Seelig, M., Die dichterische Sprache in Heine's „Buch der Lieder". 580.
Seippel, M., Gudula von Hardenberg. 804.
Selenka, E., Ein Streifzug durch Indien. 57.
Seraphim, E., Materialien zur Geschichte Kurlands unter Herzog Friedrich. 330.
Seuffert, B., s. Literaturdenkmale.
Shakespeare, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck. Im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen v. W. Oechelhäuser. 350.
—— Verlorene Liebesmüh. In neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung von R. Genée. 342.
Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von M. Bernays. Zweiter Abdruck. 801.
Seidel's, H., gesammelte Schriften. Neunter Band. 367.
Siegmund, R., Fortunat. 743.
Sievers, O., Gedichte. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von dessen Witwe. 8.
Siking, F., Des Nordlands Königstochter. 8.
Sitte, M., Unser Krieg von 1870/71. 749.
Smiles-Schramm, Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von H. Schramm-Macdonald. 141.
Smreker, B., Im Hause Willkem. 468.
Socialpolitische Rundschau, s. Rundschau.
Soennecken's Umlegkalender für 1892. 831.
Sommer, F., Gielana. 104.
Sommerfeld, A. von, Das neue Heil. 543.
—— Wetterleuchten. 726.
Sommerfest. Ein moderner Musenalmanach. Erste Reihe. 645.
Sourbeck, Th., Egyptische Straßenbilder. 58.
Spach, L., Heinrich Farel. Deutsch bearbeitet von H. Ludwig. 71.
Spättgen, Doris Freiin von, Aus der Bahn. 130.
Speckter, O., Neues Fabelbuch. 14.
Spielhagen, F., Aus meiner Studienmappe. Zweite Auflage. 311.
—— Ausgewählte Romane. Lief. 84—113. 494.
Spitteler, K., Friedli der Kolderi. 645.
Sprenger, R., Bemerkungen zu Dramen Shakespeare's. 678.
Springer, A., Albrecht Dürer. 718.
—— Aus meinem Leben. 718.
Spyri, Johanna, Volksschriften. Zweiter Band. 478.
Staatsraison und Recht. Die confessionellen Wirren in Livland vom Jahre 1865 bis zur Gegenwart. Von K. v. D. 621.
Stahr, A., Weimar und Jena. Goethe's Frauengestalten. G. E. Lessing. 718.
Stanley, H. M., s. Jephson.
Stark, L., Der Junghern von Rothenburg 676.
Staudinger, P., Im Herzen der Haussaländer. Zweite Auflage. 502.
Stauf von der March, O., s. Monatshefte.
Stegemann, H. (H. Sentier), Mein Elsaß. 584.
Steier, H. von, Jakob Eduard Schmölzer, der edle deutsche Liedermeister, der verdienstvolle Wiedererwecker und getreue Hüter heimatlichen Sanges. 670.
Stein, A. (H. Nietschmann), Königin Adelheid. 324.
—— Königin Luise. Dritte Auflage. 703.
—— Der Minnesänger. 770.
Steinbeck's, Dr. J., Gesammelte Gedichte, herausgegeben vom Vorstande des deutschen Kriegerbundes. 105.
Steinhausen, G., Geschichte des deutschen Briefes. Zweiter Theil. 442.
—— H., Die neue Bizarde oder Hermann Hinderichs des Jüngern verfehlter Beruf. 113.
Steinle, A. M. von, Eduard von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christliche Kunst aus ihren Briefen geschildert. 335.
Stengel, K. Freih. von, Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. 46.
Stengler, R., Lehr- und Lesebuch der Geschichte für die untern Klassen höherer Lehranstalten. Für Sexta bearbeitet. 590.
Stephan, der kleine. Ein Hülfsbuch fürs Publikum. Zweite Auflage. 623.
Stern, A., Auf der Reise. 163.
—— Die Wiedergefundene. 740.
—— Wanderbuch. Dritte Auflage. 445.
—— B., Fürst Wladimir's Tafelrunde 828.
—— M. R. von, Ausgewählte Gedichte. 789.
—— Sonnenstaub. 132.
—— Von jenseits des Meeres. 58.
Steudel, A., Das goldene A-B-C der Philosophie. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von M. Schneidewin. 508.
Steuer, A., Galizische Ghettogeschichten und Bilder. 441.
Stichling, G. Th., Aus dreiundfunfzig Dienstjahren. 556.
Stieler, K., Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Zweite Auflage. 269.
Stiesenhofer, Rosine, Gesammelte Blätter. 214.
Stifter's, Adalbert, Briefe, Aufsätze, Gedichte 2c. gesucht. 783.
Stiller, O., Goethe's Entwürfe zum Faust. 599.
Stöcker, A., Die sociale Lage und Frage. 140.
Stolz, J. F., Geschichten aus dem Leben. 725.
Storck, F., Heinz Wolfram. 450.
Stötzner, P., Beiträge zur Würdigung von Johann Balthasar Schupp's lehrreichen Schriften. 342.
Straß, R., Die Revolutionen der Jahre

1848 und 1849 in Europa. Zweiter Theil: Die Revolutionsereignisse des Sommers 1849. 234.
Strecker, K., Familie Knippe. 338.
Strehlke, F., Paralipomena zu Goethe's Faust. 599.
—— Wörterbuch zu Goethe's Faust. 599.
Streißler, F., Das Recht für Urheber, Buchhandel und Presse. 46.
Stromer, Th., Das zweite Gesicht und andere Novellen. 598.
Studien, Gießener, auf dem Gebiete der Geschichte. Nr. 5. 154.
Sturm, A., Donat. 694.
Stutzer, G., Das Itajahy-Thal und das Municipium Blumenau in Süd-Brasilien, Staat Santa Catharina. Zweite durchgesehene Auflage. 172.
—— Ursache, Organisation und Ziel der deutschen Auswanderung. 602.
Suse, Th., Verse. 373.
Sutermeister, O., Im Abendgold. 326.
Suttner, A. G. von, Schaumyl. 74.
Sylvester, Th., Jephthah. 103.
Szalatnay, J. G. A., Bilder aus der Toleranzzeit im Königreich Böhmen. 12.
Szamatólski, S., s. Literaturdenkmäler, lateinische.
Szapáry, Graf Julius, an der Spitze Ungarns. 253.
Szimits, J., De Banater Schwob. Neue Folge: De Heedschwob. 670.

Talleyrand.—Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Orginalausgabe von A. Ebeling. Erster bis dritter Band. 791.
Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. 311.
Tanera, K., Aus dem friedlichen Krieg. 222.
—— Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Erster Band: Deutschlands Mishandlung durch Ludwig XIV. 1672—1714. 813. Neunter und zehnter Band: Die deutschen Befreiungskriege. 1813—15. 383.
Tannen, K., s. Fabricius.
Taschenbuch, historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Zehnter Jahrgang. 187.
Tausch, K., Einleitung in die Philosophie. 811.
Teller, E., Pädagogisches Album. Zweite durchgesehene und stark vermehrte Auflage. 714.
Telmann, K., Auf der Sireneninsel Capri. 387.
—— Aus vergilbten Blättern. 531.
—— Vom Stamm der Ikariden. 406.
Teniers', A., Gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von G. A. Nessel. Erster Band. 214.
Tennyson, A., Maud. Uebersetzt von F. W. Weber. Zweite verbesserte Auflage. 87.
Tenber, O., Flotte Geschichten aus der uniformirten Welt. 241.
Textor, M., Gedichte. 373.
Theden, D., Jugendgrüße. 734.
Theile, K., Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler. 392.
Thies, G., Ezelin. 361.
Thoele, H., s. Mora.
Thoma, A., Das Drama. 362.
Tieck, L., s. Shakespeare.
Tiefenhausen. — Des Bannerherrn Heinrich von Tiefenhausen des Aeltern von Berson ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen. Herausgegeben im Auftrage der Gräfin Marie von Przezdziecka, geb. Gräfin Tyzenhaus. 330.
Tiling, W. von, Von dem Rechte und dem Werthe der Gymnasialbildung. Neue Ausgabe. 313.
Tillier, C., Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von L. Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. 113.
Titanello, s. Schlendrian.
Tobien, A., s. Jahrbuch, statistisches.
Toischer, W., s. Volkslieder.
Tolstoj, Graf L. N., Die Früchte der Aufklärung. Deutsch von J. Nikolajew. 212.
—— Die Früchte der Bildung. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von R. Löwenfeld. 212.
Tolstoj's, L. N., Gesammelte Werke. Mit Genehmigung des Verfassers besorgt von R. Löwenfeld. Erste und zweite Lieferung. 14.
Torresani, K. Baron, Auf gerettetem Kahn. 497.
Tovote, H., Frühlingssturm. 753.
Trabert, A., Franz Grillparzer. 93.
Traumann, E., Sudermann's „Ehre" — Kunstwerk oder Mache? 303.
Trede, Th., Das Heidenthum in der römischen Kirche. Dritter und vierter Theil. 345.
Treitel, L., Die Hygiene der Sprache. 335.
Treller, F., Marielies. 179.
—— Philipp der Großmüthige. Zweite Auflage. 182.
Trémoille. — Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoille, Gräfin von Aldenburg. (1652—1732.) Erzählt von ihr selbst; eingeleitet, übersetzt und erläutert von R. Mosen. 822.
Trescher, H., s. Alexis.
Trinius, A., Herz und Welt. 293.
Trojan, J., Scherzgedichte. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 485.
Trost, L., König Ludwig I. von Baiern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. 265.
Trowitzsch's Volkskalender für 1892. 814.
Trute, W., Gedanken und Stimmen des Herzens. 678.
Truth, H., Am Ende des Jahrtausends. 386.
Trützschler, H. von, s. Vogt.
Tyrol, F., Gedichte. 534.

Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher. 472.
Uhland's Autographen, Handschriften, Briefe 2c. gesucht. 831.
Ule, O., Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Zweite Auflage in neuer Bearbeitung von W. Ule. 398.
Ulrich, W., Ueber den Zustand der dramatischen Poesie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 295.
Um den Kaiserthron. Historisches Trauerspiel von P. B. 595.
Ungarische Revue. Herausgegeben von P. Hunfalvy und G. Heinrich. Jahrgang 1890. 175.
Universal-Bibliothek. Nr. 2851—53. 758.
Urban, W., Das siegende Kreuz. 774.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 31. 94. 159. 223. 287. 351. 415. 494. 575. 638. 718. 783.
Uz, J. P., s. Literaturdenkmale.

Vallotton, R., Die Bibel. Ihre Autorität, ihr Inhalt und ihr Werth. Aus dem Französischen übersetzt von W. Müller. 565.
Veit, Ph., Zehn Vorträge über Kunst, herausgegeben von L. Kaufmann. 686.
Vely, E., Spottdrossel. 547.
Verdaguer, J., Catalanische Lieder. Deutsch von Clara Commer. 722.
Verein für Massenverbreitung guter Schriften; Versammlung. 415.
Villamaria, Aus Dorf und Wald und Schloß. 467.
Villinger, Hermine, Auch ein Roman und andere Geschichten. 241.
Vischer, F. Th., Allotria. 770.
Vogel, A., Lebensprobleme und Welträthsel. 255.
Vogelreuther, O., Geschichte des griechischen Unterrichts in deutschen Schulen seit der Reformation. 714.
Vogt, H., Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Nach dem Tode des Verfassers fortgesetzt von H. von Trützschler. Fünftes und sechstes Heft. 538.
Voegtlin, A., Meister Hausjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen. 723.
Volksbote. Volkskalender für 1892. 623.
Volkshefte, neue literarische. Nr. 9. 10. 78.
Volkslieder, deutsche, aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von A. Hruschka und W. Toischer. 668.
—— deutsche. In Niederhessen aus dem Munde des Volks gesammelt u. s. w.; herausgegeben von J. Lewalter. Erstes und zweites Heft. 669.
Volksschauspiele, deutsche. In Steiermark gesammelt. Herausgegeben von A. Schlossar. 414.
Volz, B., Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika". 158.
—— Unsere Kolonien: Land und Leute. 155.
Vortmann, Thusnelda, Lyrisch-satirische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. 486.
Votsch, Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert. 109.

Wachenhusen, H., Aus bewegtem Leben. 426.
—— Satans Gold. 785.
Wachler, H. E., Aus gährender Zeit. 198.
Wachs, O., Das russische Volk und Heer. 223.
Wächter, H., Himmelsschlüssel. 168.
Wahrheit und Dichtung. Von B. Münz. 545.
Walbrül, J., Kurzgefaßte Methodik des Klavierspiels. 799.
Wald, A., s. Schiller.
Waldemar, H., In der letzten Stunde. 441.
Wald-Zedtwitz, E. von, Dora's Opfer. 106.
Wallace, L., Die hehre Gottheit, oder: Der letzte der 'Tzins. Ins Deutsche übertragen von P. Heichen. 531.
Wallsee, H. E., Modernes Reisen. 602.

Walter, Dr. Ferdinand, weil. General-Superintendent von Livland. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. 664.
Wanderbilder, europäische. Nr. 180: Die Monte-Generosobahn. 431. Nr. 189—197. 602.
Wartenegg, W. von, Der Gottversprochene. 86.
—— Schloß Winikstein. 39.
Was lernen unsere Söhne! Was sollten sie lernen? Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. 312.
Wäschke, H., König Siegfried's Einkehr. 487.
Weber, O., Der Friede von Utrecht. 391.
Wechsler, A., Lichtstrahlen aus Schiller's Werken. 149.
—— E., Berliner Autoren. 581.
—— Der unsterbliche Mensch. Zweite Auflage. 116.
Weddigen, O., Fabeln und Parabeln. Vierte vermehrte Auflage. 149.
Wegele, K., Das Nordseebad Sylt. 671.
Wehl, F., Dramaturgische Bausteine. Aus dem Nachlasse herausgegeben von E. Kilian. 759.
Weil, J., Unser Rudolf. 38.
Weinhold, K., s. Leuz.
Weiß, A., Herbstfäden von nah und fern. 534.
—— A. M., Die Entstehung des Christenthums. 505.
—— F. G. A., Lieder und Fanfaren. 165.
—— G. A., Die moderne Erziehung und ihre Folgen in körperlicher und sittlicher Beziehung. 88.
—— Hedwig, s. Erziehung.
—— J., Aus großer und kleiner Welt. 487.
Weiss, R., s. Monatsschrift, baltische.
Weißenhofer, R., Maria Loreto. 708.
Weitbrecht, R., Ketzergerichte. 754.
Welsmann, H., Theodor Körner's Leier und Schwert, vom biographischen, ästhetischen und culturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. 622.
Werder, H., Der wilde Reutlingen. 420.
Wernekinck, A., Mensch bin ich. 564.
Werner, B. von, Die Kampfmittel zur See. 766.
—— Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. 125.
—— H., Der religiöse Wahnsinn. 558.
—— J., Heinrich Vierordt und seine Dichtungen. 431.
—— R., Der Jesuit. 211.
—— R. M., Lyrik und Lyriker. 161.
—— s. Beiträge.
—— von der Biele, Sanct Sebaldus. 8.
Westermann, A., Die zu Gersau. 7. Zweite Auflage. 814.
Westkirch, Luise, Die Basis der Pyramide und andere Novellen. 615.
Wetz, W., Die innern Beziehungen zwischen Shakespeare's „Maebeth" und seinen Königsdramen. 678.
—— Ueber Literaturgeschichte. 794.
Wetzstein, O., Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert. 476.
Wichers von Gogh, O., Flügelschläge des Neuen Jahrhunderts. 726.
Wichert, E., Der jüngste Bruder. 706.
—— Schule und Leben. 420.
—— Tileman vom Wege. 19.
Wichmann, F., Dichtungen und Gedichte. 534.
—— Genoveva. 103.
—— Die Königin von Karthago. 694.
—— Lydia. 651.
—— Volksthümliche Geschichten. 754.
Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Letzte Gedichte. Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten. 214.
Widdern, Marie, Onkel Gerhard. 740.
Widmann, S., Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. 182.
Wie kann das deutsche Volksbildungswesen lebenskräftig werden? Denkschrift eines Fragenden. 312.
Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker. Herausgegeben von der Redaction des „Wiener Humor". Erster und zweiter Band. 693.
Wiese, A., Weihnachtszauber. 420.
Wiesenbach, F., Die blinden Hessen. 444.
Wigger, H., Die Monarchen kommen. 613.
Wilbrandt, A., Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. 110.
Wildeboer, G., Die Entstehung des alttestamentlichen Kanons. 566.
Wildenbruch, E. von, Der neue Herr. 595.
Wildenrat, J. von, Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Dritte Auflage. 7.
—— Leonore. 740.
Wildermann, M., s. Jahrbuch.
Wild-Queisner, R., Eine Jungfrau. 584.
Willatzen, P. J., s. Novellen, nordische.
Wille, R., Das Feldgeschütz der Zukunft. 587.
Wilmanns, E., Die Reception des römischen Rechtes und die sociale Frage der Gegenwart. 250.
Wimpffen, M. Freih. von, Kritische Worte über den Buddhismus. 159.
Windelband, W., Geschichte der Philosophie. Zweite Lieferung. 44. Dritte Lieferung. 636.
Winter, J. S., Unser armer Dick. Uebersetzt von Dorothea Gräfin Carmer. 590.
Winterer, L., Der internationale Socialismus von 1885—1890. Genehmigte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Berg. 266.
Wissenschaft auf Gastrollen, die „absolute" Berliner. Von G. Portig. I. 257. II. 273.
Wißmann, H. von, Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887. 457.
—— L. Wolf, C. von François und H. Mueller, Im Innern Afrikas. Zweite verbesserte Auflage. 154.
Wittstock, A., Der Traum des Glücks. 103.
Wolf, L., s. Wißmann.
Wolff, E., Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. 542.
Wolff, E., Deutsche Schriften für nationales Leben. 542.
—— F., Theoderich. 564.
—— H., Handbuch der Ethik. 150.
Wolfrum, Ph., Die Entstehung und erste Entwickelung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung. 78.
Wollny, F., Bestätigung der Erklärungen der Tollheit. 685.
—— Ueber den Hypnotismus. 685.
Wundergeschichten, die biblischen. Vom Verfasser des Buches: „Im Kampf um die Weltanschauung". Dritte und vierte Auflage. 245.
Wurmb, C., s. Encyklopädie.
Wustmann, G., Allerhand Sprachdummheiten. 779.

Zander, F., König Haki. 488.
Zapp, A., Außerhalb der Gesellschaft. 362.
Zehden, K., s. Seehäfen.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Funfzehnter Band. Zweites Heft. 330. Drittes, viertes und siebentes Heft. 558. 559. Fünftes Heft. 15. Sechstes Heft. 47. Achtes Heft. 526. Sechzehnter Band. Erstes Heft. 527.
Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Herausgegeben von J. B. Meyer. Neue Folge. Nr. 71—80. 271. Nr. 81—87. 655. Nr. 88—91. 831.
Zeitraketen aus Oesterreich. -(Gedichte.) 149.
Zeitschrift für Bücherzeichen-Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte. Erstes Heft. Herausgeber G. A. Seyler. 734.
—— für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von Ch. Meyer. Erster Band. Zweites Heft. 79. Drittes Heft. 271. Viertes Heft. 398. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. 735.
—— für deutsche Sprache, herausgegeben von D. Sanders. 239.
—— deutsche, für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. Jahrg. 1890. Drittes Heft. 79. Viertes Heft. 271. Jahrgang 1891. Erstes Heft. 398. Zweites Heft. 671. Drittes Heft. 799.
Zeerleder, A., Das Kirchenrecht des Kantons Bern. 252.
Ziegler, C., Der Hypnotismus. 527.
Zimmermann, H. von, Heimgekehrt. 551.
—— Die Räuber. 551.
—— Ein Weihnachtstraum. 407.
Zingeler, K. Th., Der Reichskanzler. 262.
Zola, E., Das Geld. 577.
Zöller, E., Die Universitäten und technischen Hochschulen. 616.
—— H., Deutsch-Guinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. 503.
Zoozmann, R., Episoden. 756.
—— Seltsame Geschichten. 488.
Zschommler, M., Beiträge zu Julius Mosen's Erinnerungen. 580.
Zur Kritik des preußischen Eisenbahnwesens. 140.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1891.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neueste Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Neue Romane. Von Hans Blum. — Aus der Weihnachtsliteratur. Von Adalbert Schroeter. — Kirchliche Lebensbilder. Von Karl Sallmann. — Rousseau's Einfluß auf das deutsche Denken. Von Max Groeben. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Goethe-Literatur.

Goethe's Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Fünfter bis siebenter Band. Leipzig, v. Biedermann. 1890. Gr. 8. 15 M.

Zu wiederholten malen schon war der Berichterstatter in der Lage, auf das schöne Werk des Freiherrn Woldemar von Biedermann hinzuweisen, über dessen dritten und vierten Band wir zuletzt in Nr. 32 d. Bl. f. 1890 berichteten. Nun liegen die Bände fünf bis sieben vor, welche die Jahre 1824 bis einschließlich 1830 umfassen. Es war vorauszusehen, daß diese Jahre besonders reiche Ausbeute ergeben würden, denn in dieselben fallen die Gespräche mit Eckermann, deren drei Bände an sich schon einen erheblichen Theil der vorliegenden Bände geboten haben, dazu die weniger umfänglichen, aber immerhin ganz ansehnlichen Gespräche mit Kanzler von Müller; zu diesen gesellen sich, wenn auch nur ab und zu vertreten, die übrigen Hausfreunde, Riemer, Soret, Coudray, Meyer u. a. sowie die Unterhaltungen mit den Fremdlingen, die ab und zu bei Goethe einsprachen, Rath Grüner, Ernst Förster, Alessandro Poerio, Sulp. Boisserée, Ed. Gans, dem Fürsten Pückler-Muskau, Grillparzer. Im sechsten Bande erscheinen dieselben ständigen Gäste; an vorübergehenden Ampère, Holtei, der russische Dichter Shukowski, Apollonius von Maltitz; Band sieben bringt eine größere Zahl hervorragender deutscher und ausländischer Besuche, unter welchen Friedrich Rochlitz, der französische Bildhauer David, der polnische Dichter Adam Mickiewicz, der Physiker Quetelet, Friedrich Förster, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Luise Seidler erwähnt werden mögen; den Löwenantheil haben auch hier Eckermann und Müller, in bescheidenerem Maße Soret und Riemer. Trotzdem also Eckermann und Kanzler von Müller, deren Gespräche wol jedem Goethefreunde zur Hand und bekannt sind, den größten Theil des Raumes dieser drei Bände in Anspruch nehmen, so ist es doch sehr willkommen, hier auch so manchen Mittheilungen aus Werken zu begegnen, die sich wol nur in der Bücherei des Sammlers zusammengefunden haben. Es gehört thatsächlich ein riesiger Sammeleifer, eine unerhörte Belesenheit dazu, um diese unzähligen Zeugnisse über Unterhaltungen mit Goethe zusammenzutragen, welche sich theilweise in den entlegensten Ecken deutscher und fremdländischer Schriftwerke verschlupft haben, von denen vielfach kaum vorauszusetzen war, daß sie einen Beitrag zu Woldemar Freiherrn von Biedermann's Sammlung enthalten würden. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Sammler ab und zu etwas übersehen oder wol auch ein Helfer seine Aufgabe etwas bequem aufgefaßt hat. Der Berichterstatter hat in seinen frühern Aufsätzen über das Buch auf einige dieser Unterlassungssünden hingewiesen, welche nur derjenige übel nehmen kann, der von dem ungeheuern Umfange der Aufgabe, welche Woldemar von Biedermann sich stellte, keine Vorstellung hat. Der Herausgeber selbst erkannte diese Unzulänglichkeiten an in dem „Vorgreifenden Nachwort", welches den siebenten Band der Gespräche eröffnet, den es selbst als den vorletzten bezeichnet:

Aus den Quellennachweisen über die Gespräche ist zu ersehen, in einer wie großen Anzahl von Schriften, in denen etwas über Goethe zu finden niemand voraussetzen konnte, ingleichen von Zeitschriften, die nur in beschränktem Leserkreise gekannt sind, Nachrichten über Unterredungen mit Goethe ermittelt worden sind. Die mitunter nur einem Zufalle zu verdankende Entdeckung solcher versteckten Quellen über Goethe's Gespräche bestätigt die von An-

fang gehegte Befürchtung, daß noch manches Hergehörige dem Herausgeber entgangen sein werde.

Selbstverständlich konnte ich früher mir nicht herausnehmen, Goethekenner um Nachweis solcher verborgen gebliebenen Gespräche zu bitten; nunmehr aber, da mit Schluß dieses siebenten Bandes die von mir aufgespürten bis mit dem Jahre 1830 vorliegen, darf ich wagen, diejenigen, welche von dem Werth unserer Sammlung überhaupt und für deren Vollständigkeit mitzuwirken geneigt sind, auf die Thunlichkeit aufmerksam zu machen, ihnen bekannten, von mir übersehenen Gesprächen mit Goethe noch Aufnahme zu verschaffen, da im letzten Bande — neben einer größern Zahl zeitlich nicht bestimmbarer Gesprächsäußerungen — mehrere Nachträge Platz finden sollen, die wegen nicht rechtzeitigen Bekanntwerdens oder zu spät erfolgter Zeitbestimmung an gehöriger Stelle bisher nicht aufgenommen werden konnten. Mehrere Gönner des Unternehmens haben dasselbe bereits nicht nur durch Nachweis gedruckter, sondern auch durch Mittheilung ungedruckter Berichte freundlichst gefördert.

Nachdem der Herausgeber eine zahlreiche Reihe solcher an den verschiedensten Orten verstreuter Förderer verzeichnet, unter welchen der Berichterstatter mit Vergnügen auch seinen Namen gefunden, fährt er fort:

Ihnen allen sei hiermit wärmster Dank ausgesprochen nicht nur meinerseits, sondern auch im Namen der zahlreichen Goethefreunde, denen daran gelegen ist, daß das Sammelwerk den an dasselbe zu stellenden Ansprüchen gerecht werde.

Der Schluß des Berichtes, in welchem der Herausgeber erklärt, weshalb er manchen zweifelhaft erscheinenden Bericht einfach beiseite gelegt hat, mag hier übergangen werden; ausdrücklich hingewiesen aber werde nochmals auf seine Aufforderung, ihn auf Berichte über Unterhaltungen mit Goethe, welche etwa in der Sammlung übersehen worden, baldigst hinzuweisen, damit diesen Ergänzungen in dem in wol nicht ferner Frist zu erwartenden letzten, achten Bande der Sammlung eine Stelle angewiesen werden kann. Und um gleich selbst noch einen solchen Beitrag zu liefern, werde erwähnt einer kleinen Geschichte, welche etwa im October 1890, entnommen einem Buche, dessen Titel ich mir nicht verzeichnet habe, durch den Unterhaltungstheil unserer Zeitblätter lief und den Berichterstatter, als den Lebensbeschreiber F. Freiligrath's, näher berührte. Es hieß da, Ida Melos, nachmals Ida Freiligrath, habe als Kind dem Dichterfürsten sein Lied „Ufem Bergli bin i gsässe" vorgesagt und Goethe, allezeit ein Kinderfreund, habe dem stockenden kleinen Mädchen gar anmuthig eingeholfen. Die Geschichte ist richtig, aber nicht ganz; es war nicht Ida Melos, nachmals Ida Freiligrath, welche auf Goethe's Knien saß, sondern ihre jüngere Schwester Maria. Außerdem sei hingewiesen auf Mejer's Buch über Wolf Goethe, 1889, in welchem wir S. 10 einen schönen, allerdings zeitlich nicht festzustellenden Beitrag finden, welcher wol in die zwanziger Jahre fällt. Das von Julius Eckardt herausgegebene Buch „Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit, 1887, bringt auf S. 62 fg. ebenfalls einen Nachtrag zum Jahre 1797, eine Mittheilung, die ich vielleicht schon früher, obwol mit minder genauer Angabe, mir erlaubt habe; ebenso möchte ich annehmen, daß auch im Buche der Staël über Deutschland Aeußerungen Goethe's mitgetheilt seien; ich meine mich einer seltsamen Aeußerung des Dichters über der Staël französische Uebertragung des „Fischers" zu entsinnen, jedoch habe ich keine Gelegenheit zu näherer Prüfung.

Woldemar Freiher von Biedermann wird mit der Vollendung seines Buchs einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Goethe-Literatur geliefert haben.

Wilhelm Buchner.

Neue Romane.

1. Die graue Jette. Roman von August Becker. Jena, Costenoble. 1890. 8. 5 M.

In manchen seiner neuern Romane, z. B. in „Mignon's Eiertanz", und auch in seiner letzten spannenden Erzählung „Der Küster von Horst" (vgl. Nr. 41 d. Bl. f. 1889) hat der Verfasser den Norden Deutschlands, in welchem er seit Jahren sein Heim aufgeschlagen, zum Schauplatze der bewegten Handlung und der charaktervollen Gestalten gemacht, welche August Becker's Schöpfungen eigenthümlich sind. In diesem neuesten Romane versetzt uns der Dichter wieder in die reizvolle Heimat seiner Jugend, in das altpfälzische reiche Gelände um Rhein, Main und Neckar, insbesondere in Odenwald und Bergstraße, und in eine Zeit, welche unserm jungen Geschlechte so fern und fremd ist, wie eine Sage aus der Vorzeit — und doch liegt diese Zeit erst vierzig Jahre hinter uns. Den Glücklichen, welche im Deutschen Reiche geboren sind oder mit jugendlicher Begeisterung die großen Ereignisse erlebten, welche die deutsche Einheit und Kaiserherrlichkeit heraufführten, muß es freilich berühren fast wie eine unverbürgte Mär aus grauer Vorzeit, daß in jenem gesegneten deutschen Gau, wo Neckar und Main sich mit dem Vater Rhein vereinen, vor nur vierzig Jahren deutsche Männer im blutigen Waffengange, im mörderischen Bruderkriege sich trafen und bekämpften um die deutsche Einheit — und die deutsche Reichsverfassung. Und dennoch ist es geschichtliche Thatsache, nicht Sage, nicht dichterische Erfindung, daß im blutigen Sommer 1849 im Odenwald und Spessart, am Neckar und Rhein, das Volk der Bergstraße, Pfälzer und Schwarzwälder für die Reichsverfassung die Waffen ergriffen und Preußen, Hessen und Mecklenburger mit Feuer und Schwert gegen jene kämpften.

Der Dichter ist kein Geschichtschreiber und soll es nicht sein. Die deutsche Geschichtsforschung ist längst darüber einig, daß die Führer der revolutionären Schilderhebung in Baden und in der Pfalz — wie in Dresden — die

Reichsverfassung und die deutsche Einheit nur zum Vorwande nahmen für ganz andere Ziele und Zwecke. Der Name des gewerbmäßigen Revolutionsmachers, des heimatlosen Mieroslawski, an der Spitze der einen Partei und der des Prinzen Wilhelm von Preußen an der Spitze der andern besagen genug. Und in Betreff der militärischen Leistungen, der Standhaftigkeit und Feuertüchtigkeit beider Theile werden wir uns auch lieber auf das preußische Generalstabswerk über den Feldzug von 1849 als auf den trefflichen pfälzer Dichter August Becker verlassen. Aber wenn uns Becker auch alle auf der Seite des „Volks" kämpfenden Männer erfüllt zeigt von reiner deutscher Vaterlandsliebe und den „Soldtruppen" überlegen an Ausdauer, Opfermuth und Begeisterung, so ist dieses erfreuliche Bild jener unseligen Tage doch auch geschichtlich nicht unwahr. Denn nicht die obersten Führer, sondern den tüchtigen Kern jener Verfassungskämpfer will der Dichter zeichnen. Er belebt dabei ergreifend und überzeugend die eigenen Erinnerungen, welche seine damals jugendliche Brust von diesen Tagen des deutschen Bruderkriegs um die Reichsverfassung in sich aufgenommen hat. Er hat die Ereignisse als Augenzeuge scharf und klar beobachtet und ihre Eindrücke Jahrzehnte lang treu festgehalten, und hat durchaus nicht Unrecht, wenn er dem heutigen Geschlecht erzählt, jene unglücklichen Kämpfer seien erfüllt gewesen vom reinsten edelsten Idealismus. In der That sind erst im Jahre 1870 alle deutschen Parteien wieder von demselben idealen Feuergeiste ergriffen worden, wie in den Jahren 1848—49.

So ist denn dieser neueste Roman August Becker's eine sehr löbliche, sehr lesenswerthe Gabe für unsere Gegenwart. Die Landschaft und Natur des herrlichen Schauplatzes ist mit dem ganzen warmen Heimatsgefühl des Dichters gezeichnet. Noch ergreifender aber alle Gestalten, welche handelnd in den Vordergrund der Ereignisse treten: der edle Doctor Wolf, der ehrwürdige conservative Geheimrath Schenk und vor allen dessen hochsinnige Tochter, „die graue Jette" — eine der vollendetsten Frauengestalten der neuern deutschen Literatur. Auch alle Nebenfiguren sind prächtig durchgearbeitet. Das Buch darf als kerngesunde, im besten Sinne zugleich unterhaltende und belehrende Lektüre den weitesten Volkskreisen empfohlen werden.

2. Henriette. Erzählung von J. Niemann. Jena, Costenoble. 1890. 8. 5 M.

Jede neue Gabe dieser gedankenreichen Verfasserin heißen wir hochwillkommen. Sie wandelt weit über den Bahnen jener Blaustrümpfe, die im Dutzend billiger werden. Ein fast männlicher Geist kühnen Ringens nach Erkenntniß und Wahrheit, ein edler Drang nach jener Freiheit, welche über den gemeinen Fesseln und Regungen des Irdischen gewonnen wird, belebt alle Werke und Gestalten der Verfasserin, so auch das vorliegende Werk und seine Gestalten. Und mit diesen in den Schöpfungen einer Damenhand recht seltenen Vorzügen verbindet die Verfasserin die besondere Begabung ihres Geschlechtes zu feiner und tiefer Seelenmalerei, zu treffender Beobachtung und Schilderung gesellschaftlicher Zustände, für deren Darstellung sie Humor und Satire ebenso gefällig zur Verfügung hat, wie überlegenen sittlichen Ernst und die Begeisterung einer über allen Nichtigkeiten erhabenen Weltanschauung. Sie erzählt uns in dem vorliegenden neuesten Werke ihrer Feder das erschütternde Schicksal eines Frauenherzens, welches sich einem ungeliebten, wenn auch edeln ältern Manne vermählt, um von dem Dasein der Aeltern und Geschwister die bitterste Noth abzuwenden, und welches dann in der verzweiflungsvollen Sehnsucht nach dem verlorenen Glücke ihrer Liebe in Schwermuth, Geistesnacht und Selbstmord verfällt. Es ist also keine neue Geschichte, die uns erzählt wird, sondern eine, welche alle Tage vorkommt, und denen, welchen sie just passirt, das Herz entzweibricht. Aber die Kunst der Verfasserin sorgt dafür, uns doch in den Glauben und in die Stimmung zu versetzen, wir erleben sie zum ersten mal, mindestens unter ganz neuen herzbewegenden Verhältnissen und Gesichtspunkten. In der Flut der Weihnachtsliteratur ist dieses Buch sicher eins der lesenswerthesten!

Aber der Kritiker muß doch seine Vorbehalte machen. So wie die Gestalten der beiden Bewerber Henriette's gezeichnet sind, ist der tragische Ausgang psychologisch nach ihrer Natur so wenig motivirt, als nach dem Wesen der Heldin selbst. Schon ihre widerwillige Vermählung erscheint nicht nothwendig, da der edle, ideale reif-abgeklärte Sinn ihres bejahrten Verehrers sich gewiß zu dem Geldopfer für die Lebensnothdurft ihrer Angehörigen entschlossen hätte, ohne die Geliebte durch die Entsagung auf ihren Verlobten unglücklich zu machen. Und dieser Verlobte selbst ist doch auch nach einem eben überstandenen Typhus noch zu kräftig, als daß uns glaubhaft erschiene, er könne das Weib seines Herzens ihrem trauervollen Schicksal überlassen, nachdem sie ihm deutlich genug gesagt hat, daß sie nur mit ihm leben könne oder gar nicht. Aber wenn selbst diese verhängnißvolle Entscheidung besser begründet wäre und wir uns nun in die peinliche Folge ergeben müßten, Henriette drei Jahre lang an der Seite eines Gatten zu sehen, der ihr Vater sein könnte, so war doch abermals die Wendung zum Guten wie zum tragischen Ausgange ebenso leicht gegeben, als dieser edle Mann, mit Henriette's Geliebten vereint, in voller Kenntniß ihrer Herzenspein, nur danach trachtet, sie von der Verdüsterung ihres Verstandes zu befreien. Nach seiner edeln Art mußte er das ihr Herz befreiende Wort sprechen — und dann durfte der Leser, trotz des Augenspiegels des Dr. Arendt, ein glückliches Ende erleben. Vielleicht gibt die verehrte Verfasserin dieses glückliche Ende in einer zweiten Auflage ihres Werks. Fast wie eine Entweihung der reinen Gestalten der Verfasserin muthet an, daß sie die Katastrophe des österreichischen Kronprinzen Rudolf, wenn auch ohne diesen zu nennen, mit dem Schicksal ihrer Helden in eine wenn auch noch so weite Parallele setzt.

3. Das Erdmannshaus. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Im Sommer traf ich auf einer Alpenhöhe einen jungen Engländer, dessen nationale Zurückhaltung unter englischer Zwiesprache im einzigen heizbaren Raume des Berghauses bei Regenwetter und zur Seite meiner Staffelei bei Sonnenschein bald wich. Er war der „Lector" eines großen londoner Verlegers, hatte von Januar bis Anfang Juli 1890 nicht weniger als 154 ½ Manuscripte von Romanen gelesen, welche seinem Verleger angeboten waren, und ruhte sein Hirn aus von dieser Qual. „Wie viele dieser Werke haben Sie zum Druck empfohlen?" fragte ich. „Funfzehn", erwiderte der kritische Brite. „Dann sind Sie zu mildherzig, doch das legt sich mit der Jugend", entgegnete ich. — Wenn sich doch unsere großen Verleger auch solch einen „Lector" hielten! Sie würden sich und das liebe Publikum — und vor allem die Kritik (d. h. die, welche diesen Namen verdient und sich nicht blos auf die Waschzettel der Verleger einläßt) mit manchem Werke verschonen, das besser ungedruckt und unverlegt geblieben wäre. Auch „Das Erdmannshaus" des Freiherrn A. von Perfall wäre dann sicherlich ungedruckt und unverlegt geblieben — und allen wäre wohler dabei gewesen, sogar dem Verfasser, der seinen Ruhm durch ein solches Werk nicht fördert. Selten ist es mir schwerer gefallen, ein Buch zu Ende zu lesen. Das zum Ueberdruß verbrauchte Leitmotiv des Ganzen, auf welches man obendrein noch an hundert Stellen durch laute Posaunenstöße aufmerksam gemacht wird: die alte Geschichte, daß ein ehrliches Handwerk tausendmal besser ist als hohle Halbbildung und eitles Großthun, wäre noch zu ertragen, da unsere Zeit unfraglich diese alte Wahrheit nicht oft genug hören kann. Aber schon Lessing hat mit gutem Grunde davon abgerathen, die Moral oder Idee eines Kunstwerks zu dick aufzutragen.

Mindestens aber könnte man dann vom Verfasser verlangen, daß er sich seiner faustdick aufgetragenen Moral selbst bewußt würde, indem er die Wortführer oder Träger derselben danach handeln ließe und ihren Lebensgang danach führte. Keine Erwartung aber wird bitterer getäuscht als diese. Der eigentliche Träger dieser Idee, der alte handwerksstolze Schmied Andreas Erdmann, der zugleich erfüllt ist von der jahrhundertelangen „Historie und Tradition" seines schmiedenden Geschlechtes, verliert das Erdmannshaus und macht Bankrott, nicht etwa, weil er seinen „gebildet" erzogenen jüngern Kindern Sixtus und Hilde zu viel Geld gibt für deren verschwenderisches Leben, sondern weil „unvorhergesehene politische Ereignisse" und „die Ueberproduction der letzten Jahre" der „ganzen Eisenindustrie einen empfindlichen Stoß" geben (S. 116) — also ohne eigene Schuld. Abgesehen davon, daß diese Voraussetzungen für den Ruin des alten Erdmann in den Jahren 1867—68, um welche es sich hier handelt (S. 336), nicht vorhanden waren, mußte der Dichter, eben wegen der Schuldlosigkeit seines Helden bei diesem Bankrott, ihn die unerschütterte Idee seines Wesens und Wirkens in Noth und Sorge um so kräftiger und siegreicher vertreten lassen. Aber das gerade Gegentheil geschieht. Andreas Erdmann, „der Aristokrat der Arbeit", läßt sich durch die Flucht seiner misrathenen Tochter Hilde, welche er — der Verfasser hat freilich keine Ahnung von den Rechten der väterlichen Gewalt — durch einen einzigen freiwilligen Gang zur Polizei (den er später gezwungen thun muß) in das väterliche Haus hätte zurückfordern können, und außerdem durch ein paar sehr dürftige socialistische Tiraden und einige Gläser Absinth zur Theilnahme an der socialistischen Wühlarbeit verlocken; später zu einem ebenso brutalen als aussichtslosen Strike gegen seinen ütigen Brotherrn, endlich zur Rädelsführung eines bewaffneten Landfriedensbruchs, und dabei findet er unrühmlichen Tod. Diese Gestalt ist so gründlich verzeichnet und verdorben, daß sie kaum unser Mitleid, geschweige denn unsere Theilnahme erregt.

Nicht minder die seiner Frau Moni. Sie trägt die ganze Schuld an der Verziehung und hohlen Bildung ihrer jüngern Kinder; sie begünstigt und befürwortet bis zum Zusammenbruche des Erdmannshauses deren Thorheiten und Verschwendung, strebt mit der Tochter nach der recht bedenklichen Grafenkrone des Sergius Perin — und plötzlich mit dem Bankrott des Gatten ist sie eine Heilige. Die jüngern Kinder Sixtus und Hilde, endlich Hilde's zweideutiger oder vielmehr nur eindeutiger Bräutigam Graf Sergius können uns natürlich gar nicht interessiren, denn sie sind von Haus aus nichtig und moralisch verlumpt, und benehmen sich so von Anfang bis zu Ende. Auch der socialistische Agitator Strehlen, welcher mit der Strikekasse der von ihm aufgewiegelten Arbeiter durchbrennt, ist eine Figur, die nur den Staatsanwalt in Bewegung setzen kann. So sehnen wir uns denn die 360 Seiten des Romans hindurch, wie der Hirsch nach frischem Wasser, wenigstens nach einem einzigen wirklichen „Helden" der Arbeit. Und der Verfasser verheißt ihn uns auch mit großen Worten in des alten Andreas ältestem Sohne Valentin. Aber zu einem Helden fehlt auch diesem viel. Bei allen Katastrophen tritt er ziemlich thatlos in den Hintergrund. Er überläßt sein Lieb ohne jeden Wettbewerb seinem jüngern verlumpten Bruder Sixtus. Er läßt auch die Schwester, den Vater ruhig verlumpen. Er schreibt nicht an seinen Bruder, während dieser sechs Jahre lang im Gefängnisse oder Zuchthause — Herr von Perfall braucht die sehr verschiedenen Ausdrücke als gleichbedeutend — die Strafe abbüßt. Ja, dieser Held der Arbeit erwirbt und gewinnt von neuem das Vaterhaus und dessen Schmiede nicht etwa aus Sparsamkeit — sondern durch die Mitgift der wohlhabenden Bäckerstochter, welche er früher dem blendenden jüngern Bruder gelassen abgetreten hatte.

So falsch und abstoßend wie diese Zeichnung der Hauptcharaktere ist auch das Zeitcolorit, der geschichtliche Hintergrund. Seitdem ein berühmter Geschichtsforscher unserer Tage geschrieben hat, die lohnendste und doch immer

noch ungelöste Aufgabe unserer Dichter sei: die größte Frage der Zeit, die sociale, in den Mittelpunkt ihrer Schöpfungen zu stellen, seitdem schießen die socialen Romane wie Pilze aus der Erde. Aber wer das unternimmt, muß auch Bescheid wissen, den Stoff beherrschen, über ihm stehen, die letzten Gründe der heutigen gesellschaftlichen Ordnung und ihrer Gegner nicht blos kennen, sondern auch innerlich verarbeitet haben und nach seinem Standpunkte oder nach seiner Einsicht Partei ergreifen. Der Verfasser hat seine kostbare Zeit nicht mit diesen freilich nicht ganz einfachen Studien verloren. Er steht dem Streite über die Berechtigung der socialdemokratischen Theorien, dem er in seinem Werke breiten Raum gibt, mit der Unbefangenheit des Nichtkenners gegenüber. Er weiß nicht einmal, daß Lassalle zwei ſ im Namen führt. Er jubelt bald den socialistischen Phrasen zu, bald verdammt er sie, niemals aber trifft er den Kern der Sache. Er verlegt in die Jahre 1867—68 Anschauungen und Regungen der Umsturzpartei, welche erst im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Deutschland, namentlich in Süddeutschland, in M(ünchen), wo diese Geschichte spielt, nachweisbar sind. So gesellt sich für den Kenner der peinliche Eindruck der Actenwidrigkeit, falscher geschichtlicher Darstellung, des oberflächlichen unklaren Dilettantismus zu dem tiefen Unbehagen über die Fehler der Charakterzeichnung und des künstlerischen Aufbaues.

Die ungeheuerlichsten Mängel an Rechtskenntniß treten hinzu. Selbstverständlich verlangt niemand Rechtskenntniß vom Dichter. Wenn dieser aber das geltende Landesrecht in die frei erfundene Handlung hineinzieht und das Schicksal der frei geschaffenen Gestalten von dem bestehenden Rechte abhängig macht, ihr sittliches Bewußtsein in Gegensatz zu diesem Rechte stellt, so muß verlangt werden, daß der Dichter ein wirklich bestehendes Recht darstellt und dieses daher auch kennt, nicht willkürlich erfindet. Der Verfasser unterstellt nun, Hilde, die Tochter des alten Andreas, werde aus der Stadt, in welcher sie geboren und heimatsberechtigt ist, in welcher ihre Aeltern wohnen, polizeilich ausgewiesen, weil der alte Graf Perin, der Vater ihres Verlobten, sie von seinem Sohne trennen will. Die Empörung des alten Andreas über diesen Gewaltstreich, dem er übrigens sogar beistimmt, ohne sein Kind zurückzufordern, treibt den Alten endgültig ins socialistische Lager. Diese Ausweisung ist nun, auch nach dem in Baiern im Jahre 1868 gültigen Rechte, einfacher Unsinn, eine baare rechtliche Unmöglichkeit. Und darauf wird die Katastrophe der Erzählung aufgebaut! Hier und an andern Stellen wirkt die Rechtsunkenntniß des Verfassers einfach komisch, wo sie tragisch zu wirken beabsichtigt. So hat Sixtus Erdmann, der für den Socialismus eingefangene verlotterte Sohn des alten ursprünglich ehrenwerthen Schmiedes, nach dem schweren Landfriedensbruche, in welchem der Vater zu Grunde geht, Nachricht erhalten, daß er selbst von der Polizei gesucht werde. Er weiß auch, daß sein Schreibtisch gefährliche Geheimnisse für seinen eigenen Antheil an der Empörung birgt. Man erwartet nun zu hören, daß der Brave sich von den durch ihn verführten Arbeitern ein paar Mark borgt, um bis zur Grenze zu fliehen. Bewahre! Sixtus verfügt sich eilig nach seinem verdächtigen Schreibtisch. Und hier findet er einen einzelnen Herrn, welcher in Sixtus' Papieren wühlt und ihm zuruft: „Bleiben Sie. Es nützt Ihnen doch nichts. Sie sind mein Gefangener." Dann nimmt ihn dieser Herr „unter dem Arm" und führt ihn die Treppe hinab. Komischer kann man eine Haussuchung und Verhaftung auf deutscher Erde nicht darstellen.

Das Allerärgste und für den gebildeten Leser Widerwärtigste an diesem Romane ist aber der über alle Begriffe liederliche Stil und banale Ausdruck. Die gröbsten Stilsünden und Plattheiten, welche wir in dem Werke angestrichen haben, umfassen einige hundert Nummern. Der Leser wird an folgenden wenigen Beispielen genug haben:

Bürgerliche Vornehmheit, gemischt mit scharfem Geruch aller möglichen Specereien, weht aus dem offenen Portale (S. 2). Der Küfer mit dem Lederschurz und dem Weingeruch, der aus kühler Tiefe Fässer heraufwälzt (S. 7). Die geschwärzte Hand des stattlichen Andreas mit den treuen blauen Augen (S. 9). Die Mutter in der altväterischen Tracht und dem kleinbürgerlichen Gebaren (S. 23). Einen feuchten Strahl im schlaflosen Auge (S. 37). Ein guter und ein schlechter Rock waren unübersteigliche Grenzen (S. 90). Ihr dunkles Glanzauge verzehrte seine ganze Ahnenschar sammt ihren Wappenschildern zu Asche (S. 64). Sie verfolgt ihn wie einen geschlagenen Feind bis zur Hausthüre (S. 65). Die ersten Familien der Stadt prangten schon auf der Liste (S. 65). Einem eigens zu diesem Zwecke zu leihen genommenen Handspiegel (S. 69). Die Mutter trat ein, theilweise schon in der Toilette für abends (S. 71). Neugieriges Volk drängte sich in einem Klumpen (S. 78). Unweltläufige Frauen (S. 79). Ihr Auge war ein Glühwurm (S. 87). Hier hatte der Geier seine Krallen wol schon eingeschlagen. Eine hohe gewölbte Halle nahm ihn auf (S. 150). Er suchte von dem Wahn, der ihn beherrschte in seinem Innern (!), noch die Trümmer zu retten (S. 321). Die gewaltige amerikanische Völkerstampfmaschine hat den Grafen wol ergriffen und zermalmt zu neuer, frischer Bildung (!) (S. 360).

Vielleicht führt bald eine europäische Stampfmaschine diesen Roman seiner natürlichen Bestimmung zu.

4. Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte von Wilhelm Raabe. Berlin, Janke. 1891. 8. 6 M.

Noch ein neuer Raabe für den Weihnachtstisch! Eine freudige Botschaft für die große Gemeinde, welche in diesem Dichter den phantasievollsten und gemüthreichsten lebenden deutschen Humoristen verehrt. Und die schönen Erwartungen, welche die Altvertrauten dem Liebling entgegenbringen, werden nicht getäuscht. Weit eher diejenigen, welche dem schalkhaften Beisatze: „eine See- und Mordgeschichte", trauen möchten und in dem Glauben nach dem Buche greifen, Raabe sei nun in seinen ältern Tagen auch unter die Sensationsschriftsteller oder unter die Realisten gegangen. Eine „Seegeschichte" darf dieser kleine Band nur insoweit genannt werden, als die allerliebste Geschichte des Lebens und der Liebe unsers „allerdicksten Freundes" Heinrich

Schaumann, genannt Stopfkuchen, von dessen Freund Eduard auf hoher See niedergeschrieben wird, während Eduard von einem Besuche in der alten deutschen Heimat wieder nach seinem „Rittergut im Lande Kaffraria am Cap der guten Hoffnung" zurückkehrt. In Wahrheit aber spielt die ganze Geschichte, Eduard's und Stopfkuchen's Kindheit, Knaben- und Jünglingszeit und namentlich Stopfkuchen's ruhmreiche Eroberung der rothen Schanze mit all ihren Insassen, der armen verschüchterten Tine Quakatz, dem vergrämten alten Vater Andreas Quakatz, dem auffässigsten Hofgesinde und einem halben Dutzend der allerbissigsten Hunde, durchaus auf dem solidesten deutschen Landboden im Herzen Deutschlands. Andreas Quakatz, ein wohlhabender starrköpfiger Bauer, steht im ungerechten Verdachte, den bösartigen Viehhändler Kienbaum ermordet zu haben. Wiederholt in Untersuchungshaft genommen, mußte er doch immer wieder entlassen und das Verfahren gegen ihn eingestellt werden, weil ihm gar nichts bewiesen werden kann. Um so zäher hält der unerbittliche Volksmund den Verdacht gegen ihn fest, daß Andreas das unaufgeklärte Verbrechen begangen habe, stößt ihn aus aller Lebensgemeinschaft aus, und verfolgt mit Hohn, Spott und Verachtung auch sein armes unschuldiges Kind Tine. In wahrhaftem menschenfeindlichen Trotze weilen beide einsam, nur in Gesellschaft des nichtswürdigsten Gesindes und der grimmigsten Hunde, auf der hohen rothen Schanze draußen vor der Stadt, abgeschieden von aller Menschenliebe. Nur Stopfkuchen, nur Heinrich Schaumann, von den Kameraden und Zeitgenossen als über die maßen dumm, faul und gefräßig verschrien und geächtet, und deshalb ebenso vereinsamt wie die gemiedenen Quakatze, Vater und Tochter, richtet seine Liebe und Sehnsucht über die Dornenhecke der rothen Schanze und gewinnt Tinchen's Herz und Hand, schafft dem unter dem ungeheuern Verdachte allmählich leiblich und geistig verkommenden Vater leibliche letzte Lebensjahre, stiftet Ordnung auf dem verwahrlosten Hofe, lebt dann in phlegmatischer aber gründlicher Seligkeit einsam auf der rothen Schanze mit seinem trefflichen Weibe und — entdeckt den wahren „Mörder" oder Todtschläger Kienbaum's beim Begräbnisse des alten Andreas, den ein ungerechtes Volksurtheil vorzeitig in die Grube gesenkt hat. Diese einfache und ergreifende Geschichte ist erzählt mit tiefstem Gemüth, mit vollendeter Kunst und Feinheit. Man muß lange suchen, um ein ebenbürtiges Seitenstück in der deutschen Literatur zu finden. „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller zeigt manche verwandte Züge. Nur beherrscht Raabe's köstlicher Humor die Tonfarbe der ganzen Darstellung. Von dem reizvollen Gesammteindruck kann diese Besprechung keine Vorstellung geben. Der Leser muß selbst zu dem Buche greifen. Er wird es auch thun, schon um zu erfahren, wer eigentlich Kienbaum's Mörder ist. Wir verrathen darüber so wenig, als „Stopfkuchen" geraume Zeit hindurch davon etwas verrathen hat. Hans Blum.

Aus der Weihnachtsliteratur.

Es ist eine reiche Auswahl so reiz- wie gehaltvoller deutscher Weihnachtsliteratur, die sich hier zum Theile in schimmerndem Festgewande vor uns ausbreitet, die aber auch nach dem Feste noch vielen willkommen sein wird: sinnige Märchen und tiefe Allegorien, bunte Phantasien und neckische Plaudereien, mühevolle Uebersetzungen morgen- und abendländischer Poesien in abgeklärten Formen, duftige Blütenranken vergänglicher moderner Lyrik und volle Garben reifer poetischer Aehren, welche Freunde auf dem stillen Erntefelde eines frühe abgeschlossenen Dichterlebens sammelten; ihnen gesellt sich eine anmuthige Gruppe epischer Erzählungen, frohmüthig und unentwegt in ausgefahrenen Gleisen treibend oder auf abgegrasten Gefilden bescheidene Nachlesen feiernd.

Es geschieht so sehr aus Achtung vor seinem wenn auch viel und kühl umstrittenen Dichternamen, wie aus Freude an seiner immer jungen Schaffenskraft, wenn wir mit der diesjährigen Weihnachtsgabe von Georg Ebers beginnen.

1. Drei Märchen für Alt und Jung. Von Georg Ebers. Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. Das Elixir. Die graue Locke. Mit drei Lichtdruckbildern von C. Leinweber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 12. 5 M.

Das Lehrhafte dieser sogenannten Märchen drängt sich zu anmaßend in den Vordergrund, und die leitenden Ideen in lautere Poesie aufzulösen, ist dem Verfasser nicht gelungen. Diese Märchen sind mehr Erzeugnisse des grübelnden Verstandes als dichtender Phantasie. Der Ton der Darstellung trifft den natürlichen Märchenstil nur an vereinzelten Stellen und taumelt im Sonstigen ziellos zwischen gelehrter Schwerfälligkeit und gemachter Kindlichkeit. Dabei sind die Grundgedanken, welche die drei Erzählungen versinnlichen sollen, weder originale noch zu Recht bestehende. Eine Sünderin, die ein armes Kind, das am Weihnachtsabend Spielsachen feil bietet, mit einer Handvoll Nüsse beschenkt, erobert damit nimmermehr das Himmelreich. Diese gewagte Meinung trägt aber den erkünstelten Inhalt des ersten dieser drei Pseudomärchen. Es spielt im Himmel. Aber die Ebers'sche Poesie hat nie die Engel singen hören, wie fleißig und ersprießlich sie mit dem alten und modernen Geiste dieser Welt Zwiesprach unterhielt und unterhält.

Ungleich günstiger gestaltet sich das Urtheil über das folgende Märchenbuch:

2. Phantasien und Märchen von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von O. Seitz. Hannover, Wasserkampf u. Comp. 1891. Kl. 4. 4 M.

Hier waltet der echte Märchenhumor und äußert sich

in immer neuen überraschenden Schwingungen einer souverän mit ihren Gesichten spielenden, reichen Phantasie. Das Stoffliche ist aufgegangen in der Idee, die sich solchergestalt dem Schauenden in duftiger, lichter Reinheit naht, nicht anmaßlich doctrinär, die Hornbrille auf der Nase, sich aufdrängt. Besonders zu rühmen ist die zeitliche und örtliche Abstufung der Schilderungen und die sorgfältige Individualisirung der Sprechweise der Figuren. Jedenfalls ist die Grenzlinie verwischt, wo unbewußt wirkende Kunst und sinnender Kunstverstand sich scheiden und ihre Schöpfungen erscheinen in so reiner Form wie inhaltlicher Harmonie.

Das Gleiche läßt sich über die folgende Darbringung desselben Dichters sagen, welche die Reihe einer anmuthigen Folge von epischen Dichtungen eröffnet, die zum Theile allerdings mit der Weihnachtsstimmung des Publikums rechnen müssen, um Beachtung zu gewinnen.

3. Gunhild. Ein Heldengedicht von Gustav Kastropp. Dresden-Striesen, Heinze. 1891. 8. 3 M.

Die Dichtung läuft in modernisirten Nibelungenstrophen. Der Hildebrands-Ton wäre ersprießlicher gewesen. Der Schleppfuß der achten Halbzeile ist unausstehlich. Daß dem Metrum nicht sklavisch gefolgt wird, d. h. mitunter zwei kurze Silben für eine unterlaufen und das Maß daktylisch färben, sei nicht verübelt. Im übrigen gleicht diese strebsame, todesmuthig mit dem mittelalterlichen Spielmannsepos wetteifernde Dichtung diesem so sehr, als eine moderne Fähnrichsuniform der Rüstung Jung-Siegfried's. Ich glaube, von Bionville hätte der Dichter ein besseres Lied zu singen vermocht, als er es hier, gewandt und tüchtig genug, auf abgegriffener Harfe von Schön-Gunhild thut.

4. Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann von Wildenrat. Dritte Auflage. Hamburg, O. Meißner. 1890.

Zum dritten male unterbreitet sich die treffliche Dichtung der Kritik d. Bl., in welchen sie (Nr. 17 f. 1880) auf das eingehendste bereits gewürdigt wurde. So bleibt nur hinzuzufügen, daß das sinnige Lied von Herrn Hartwig und der treuen Else den Eingang in viele, viele deutsche Herzen gefunden und der Dichter es dieses mal mit einem besonders gehobenen und herzlich gemeinten Dankesworte an sein Publikum aus Pforzheim entläßt. Wir geben ihm die besten Wünsche mit auf den Weg, den es nunmehr um so müheloser zurücklegen wird, als er geebnet ist und wohlmeinende Heroldsstimmen aufs neue die freundliche Erscheinung begleiten.

4. Ahasverns in Tirol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit von Adolf H. Povinelli. Leipzig, Literarische Anstalt (A. Schulze). 1891. 8. 3 M. 40 Pf.

Die Erzählung bewegt sich in wohlgebauten und fast ausnahmslos der Idealform nacheifernden, ungereimten fünffüßigen Jamben. Der Dichter ist Tiroler und seine Naturschilderungen zeugen von der Erhabenheit und Herrlichkeit der Berge, deren Anblick vor Augen er seine Verse schrieb. Aber auch seine sonstige Gestaltungskraft beweist höhere Berufung, die sich noch schöner bethätigen wird, falls es dem Dichter gelingt, die Schwerfälligkeit des Ausdrucks, die sich zur Stunde noch lastend an seine Flugbahn klammert, zu bewältigen. Man vgl. S. 8:

Derselbe war's,
Dem einst, als Moloch, man in alten Zeiten
Die Unschuld kühl geworfen in den Arm,
Den glühenden, und der zum Lächeln dann
Das Antlitz seiner Opfer hat verzerrt.

Der Vortrag der Geschichte selbst ist so fließend wie markig. In der Epoche der Hexenverbrennungen erscheint Ahasver in Tirol und stellt sich und seinen Zaubermantel in den Dienst der guten Idee. Das Ganze verläuft in ungemeiner Anschaulichkeit unter reichem Scenenwechsel, während die einzelnen Situationen mit sattem Behagen ausgemalt werden. Ahasver selbst macht sich auf das löblichste verdient und wir wollen ihm von ganzem Herzen baldigste Erlösung wünschen.

5. Renate. Eine Studentengeschichte von Karl Hepp. Stuttgart, Neff. 1890. 8. 4 M.

Der Dichter gebietet über eine höchst erbauliche Komik, die in zahlreichen Partien seiner frischen Studentengeschichte auf das erheiterndste aufleuchtet. Die Zeilen rinnen munter dahin und die Reime verbrüdern und verschwistern sich ungesucht und die Verse lösen und vereinen sich mit neckischer Grazie wie die Paare bei der Kreuzpolka. Auf manchen Seiten wird es einem zu Muthe, als säße man mit guten Gesellen bei würzburger Wein und die Schenkin spielte und sänge Lieder Walther's von der Vogelweide dazu.

6. Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. Stuttgart, Neff. 1890. 12. 2 M.

Auch dies Buch zeigt dieselbe anmuthende Eleganz der äußern Ausstattung wie das vorige. Die Verlagshandlung beweist hier immer wieder ihren guten Geschmack, der kein Risiko scheut, dem innern Gehalt durch äußern Aufwand gerecht zu werden. Auch diese Geschichte von Gersau hat Stil und Farbe. Scheffel-Baumbach'sche Töne klingen bunt, aber gefällig durcheinander; Julius Wolff'sche Reimkünste werden fleißig abgewandelt: aber der Grundton bleibt doch der einer mit eigenen Dichteraugen in die Welt schauenden Persönlichkeit. Was in dieser Erzählung besonders erfreut, ist der Umstand, daß der Dichter seine Kunst dem Scheffel'schen Trochäus nicht völlig ausliefert, sondern das Schema hie und da selbstherrlich durchbricht. So kommt in das trochäische Klippklapp rhythmischer Wellenschlag. Damit wünschen wir auch denen von Gersau offene Pforten, ob auch ihre äußere Gewandung freilich erborgte bleibt. Man muß dies über ihren innern Menschen eben zu übersehen suchen.

7. Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1891. 16. 3 M.

Die Dichtung ist der Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar zugeeignet. Eine überflüssige Einleitung geht voraus. Mythologische Aufsätze haben nichts zu thun mit moderner Goldschnittepik. Was der Dichter hier an mythischer Weisheit und erklärenden Noten zum besten gibt, gehört in die Schulstuben elf- bis vierzehnjähriger Jungen und Mädchen. Und sodann — welche befremdliche Titulatur: eine epische Märchendichtung!! Ein Märchen ist immer Dichtung und zwar immer erzählende, also epische Dichtung, aber freilich epische Dichtung von ganz besonderer Gattung, bei welcher das Spiel der naiven Phantasie durchaus vorwaltet unter völliger Nichtachtung oder besser völliger Unkenntniß der gesetzmäßigen Regeln des bewußten Schaffens. Von diesem Gesichtspunkte aus hat die vorliegende Dichtung trotz ihrer zahlreichen mythologischen Bestandtheile mit dem Begriffe des Märchens nicht das Geringste zu thun. Auch sonst läßt sich von ihr nichts Rühmliches sagen. Die Form ist zu schlaff, die Verskunst zu gering. Oft verfällt sie in leere Reimerei, im sechzehnten Gesange sogar aus ihrem nordischen Mythennebel in griechische Distichen von folgender Art:

Freja mit magischer Hand schlang ums Herz ihr die goldene Fessel,
Seitdem schaute die Maid nach dem Gemslein nicht mehr.

Auch das Sprachgefühl des Verfassers ist so unsicher wie die Haltung seiner Verse.

8. Sanct Sebaldus. Dichtung von Werner von der Biele. Freiwaldau Oesterr.-Schl., Titze. 1890. 8. 1 M.

Die freundliche Legende ist in Ottave rime gedichtet, die durchaus kunstgerecht gebaut sind. Auch ist den Strophen voller dichterischer Gehalt zu eigen, schade nur, daß ihr Ton ein zu weicher und gefühlsseliger bleibt. Es gebricht somit dem Vortrage an Wandlungskunst. Schade auch, daß der Dichter einen zu verschwenderischen Gebrauch des Verbes: schallen macht, und vor allem schade auch, daß uns auf S. 41 das grammatische Scheusal: gewunken Fratzen schneidet:

Hat dir, du Thor, schon solches Glück gewunken.

9. Lieder-Symphonien von Schulte vom Brühl. Zweites Tausend. Wiesbaden, Schellenberg. 1890. 8. 4 M.

Ja, der Dichter hat recht, die hier dargereichten Liedergruppen Symphonien zu nennen. In vielartigen Melodien rauschen sie dahin, mitunter wol die gleichen Themen variirend, aber in immer frischer Reinheit und Fülle des Tons bald flüsternd wie Zephyrgesäusel, bald brausend wie Herbstwind. Inhaltlich sind sie so wechselreich wie die Stimmungen eines Dichterherzens.

10. Gedichte von Otto Sievers. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von dessen Witwe. Mit dem Bildniß des Dichters. Braunschweig, Goeritz. 1891. 8. 2 M. 70 Pf.

Hermann Corvinus leitet diese gedankenvollen Gedichte des früh Verschiedenen mit liebreicher Charakteristik ein. Ihr Rhythmus ist klar und lauter, ihre Sprache schmuck, in ihrem Inhalte eine zarte Melancholie und die träumerische Grundstimmung eines elegischen Gemüths vorwaltend. Möge den Dichter diese Probe ehren:

Der erste Schnee.

Ist es Wahrheit, was ich seh'?
Oder ob ich träume?
Nein — es fiel der erste Schnee,
Ob noch grün die Bäume.

Sieh, die Buche dort am Thor
Prangt im vollen Laube,
Und doch zog sie übers Ohr
Schon die weiße Haube.

Bin ja selbst noch frisch und grün,
Liebe Kuß und Kosen,
Auf den vollen Wangen blühn
Der Gesundheit Rosen.

Und doch fiel der erste Schnee
Schon auf meine Haare:
Ach es brachten manches Weh
Meine dreißig Jahre.

Grüner Baum, warst mein Gesell
Auf der Lebensreise,
Lebten beide gar zu schnell,
Sind nun grüne Greise.

Uebrigens bleibt nachzutragen, daß der schwerwiegenden Sammlung auch eine Reihe so kerniger wie launiger Aphorismen angehängt ist. Einer dieser Sinnsprüche lautet verdienstlich also:

Die Romanen bedürfen des Leithammels, welchem dann die übrige Hammelheerde mit Enthusiasmus nachspringt; in Deutschland dagegen hat jeder seinen Schafskopf für sich.

Wohl wahr! Der größte deutsche Mann des Jahrhunderts hat unter dieser unleugbaren Thatsache schwer leiden müssen.

Wir schließen unsere diesjährige Umschau auf dem Weihnachtsbüchermarkte mit einem Blicke auf zwei sehr verdienstvolle Leistungen der Uebersetzungskunst.

11. Die funfzig ältesten Suren des Korans in gereimter deutscher Uebersetzung von Martin Klamroth. Mit einem Anhang über die übrigen mekkanischen Suren. Hamburg, Herold. 1890. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Fortschritt dieser Verdeutschung gegen die Hammer'sche springt in die Augen. Der Geist des Urbildes weht hier ursprünglicher als dort. Vieles ist ungleich verständlicher geworden. Die Reimkunst des Uebersetzers verdient hohe Anerkennung. Der Kern des Korans, den diese Suren bezeichnen, ist in Deutschland nie in gleich faßlicher und gleich poetischer Gestalt erschienen. Die beigegebenen gelehrten Erläuterungen verpflichten den Leser zu besonderem Dank.

12. Orient und Occident von Adolf Friedrich Graf von Schack. Erster Band: Medschnun und Leila. Orientalischer Liebesroman von Dschami. Zweiter Band: Camoëns. Erzählendes Gedicht in zehn Gesängen von J. B. Almeida-Garret. Dritter Band: Raghuvansa. Ein indisches erzählendes Gedicht von Kalidasa. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 8. 9 M.

Die Formenkunst des Verfassers und seine gediegene Kennerschaft der indischen und romanischen Literaturen sind bekannt und gerühmt, sein Uebersetzertalent vielfach bewährt, seine Uebersetzungsmethode dichterischer Werke, diejenige dichterischer Nachbildung, ist die einzig und allein zu Recht bestehende. Alle diese Factoren haben sich wiederum die Hand gereicht, um die deutsche Uebersetzungsliteratur durch den Grafen Schack um Besitzthümer zu vermehren, die fürs erste wenigstens im Vordergrunde ihres Bannkreises bleiben werden. Diesen selbst halte ich für bemessen und deshalb die Möglichkeit, daß innerhalb seiner Grenzen ideale Nacheiferer dem Uebersetzer seinen Kranz streitig machen werden, für vorläufig hinausgerückt. Ein Trauerzug von schiefohrigen Schleppfüßlern, wie er Homer und dem Nibelungenliede nachhinkte und nachhinkt, ist hier kaum zu befürchten und das Verdienst wird sorgenlos auf seinem Lorber ruhen dürfen.

Adalbert Schroeter.

Kirchliche Lebensbilder.

1. Tertullian, dargestellt von Ernst Noeldechen. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 9 M.

Der Anziehungskraft, welche der große Puner unter den Kirchenvätern auf die Theologen je und je geübt hat, verdanken wir diese neue Darstellung seines Lebens und Wirkens, die vor den in ihrer Art trefflichen von Böhringer und Hauck besonders das voraus hat, daß sie die zeitgeschichtlichen Wurzeln und örtlichen Bedingungen aufdeckt, aus denen diese einzigartige Christengestalt des 3. Jahrhunderts aufwuchs und ihre Nahrung zog. Mehr, als bisher dies geschehen, will der Verfasser in dem Schriftsteller dem Menschen, in der bunten Mannichfaltigkeit seiner Flugschriften dem Werden eines denkenden Geistes nachgehen und die wechselnden Zustände zeichnen, unter denen er lebte. Nicht verpflichtet, aus seinem Helden einen Riesen oder Engel zu machen, möchte er einen Mann schildern, der nicht nur als lebendiger Mensch in stürmisch bewegter Zeit stand, sondern der auch der großen Familie, welche wir die Christenheit nennen, ein würdiges Ahnenbild zu Nutz und Frommen vermacht hat. Um auch den geographischen Hintergrund, die Bühne gleichsam, uns vor Augen zu rücken, auf welcher der abgesagte Feind aller Bühnen seine Lebensarbeit einst verrichtete, hat der Verfasser selbst eine Reise nach Tunis unternommen. Anderes, was bei gründlicher Erörterung die Wirkung des Gesammtbildes beeinträchtigt haben würde, wie eine umfassende sprachliche Würdigung, die Quellen des Kirchenvaters und dessen Verhältniß zu der griechischen Philosophie, hat vorläufig zurückgestellt werden müssen, um in spätern Veröffentlichungen Berücksichtigung zu finden.

Die Gestalt, welche uns Noeldechen, unterstützt durch umfassende Belesenheit und eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe, in klaren, scharfen Strichen zeichnet, tritt in greifbarer Lebenswahrheit uns entgegen. Es ist ein selbstbewußtes, unerschrockenes Kämpferleben, nach innen und außen zum Streit gerüstet, mit welchem Q. Septimius Florens Tertullianus die vier Jahrzehnte seiner christlichen Laufbahn ausfüllt. Heimisch in Hellas wie in Kanaan, läßt er sein Programm doch nicht Weltverklärung, sondern eine trotzige Weltüberwindung sein, die er, ein entschiedener Feind alles spiritualistischen Wesens, unter heißen Märtyrernöthen anstrebt. Mit den Waffen weltlicher Weisheit für die Thorheit des Evangeliums eifernd, hält er in der Hitze des Parteikampfes sich nicht immer von der Thorheit frei, die Weisheit des Apostel- und selbst des Herrnwortes mit gewaltthätigen Machtsprüchen zu meistern. Paradox wie seine Rede erscheint auch sein Handeln oft. Er ist ein Mann der Extreme, der, was ihm gerade als recht und gut erscheint, mit herber Strenge und rücksichtsloser Wahrhaftigkeit vertritt. Ein Poet von lebendigem Schönheitssinn, ein Rhetor von hinreißender Sprachgewalt, verleugnet er doch auch nicht den Juristen, der es nicht verschmäht, mit rabbulistischen Scheingründen zu blenden und durch forensische Kniffe seinen Vortheil zu suchen oder durch tumultuarisches Verfahren einzuschüchtern. Eine Persönlichkeit von weltgeschichtlicher Bedeutung, läßt sie nur eins vermissen, harmonische Ausbildung, während es dem Theologen an systematischer Geschlossenheit gebricht. So bringen denn die Schriften Tertullian's neben unendlich viel Gediegenem, Gesundem, Tiefsinnigem, ja Geistesgewaltigem fast ebenso viel Plattes, Einseitiges, Verzerrtes, Unfreies, gar nicht selten auch Widersprechendes, Schnurriges, ja Cynisch-Häßliches. Von Charakter leidenschaftlich und reizbar, verräth er eine starke satirische Ader. Als Schriftsteller hart, eckig, markig, liebt er kühne Bilder, oft von ergreifender Kraft, und hält sich in derbem Realismus an die Wirklichkeit der Dinge, auch wenn sie eben nicht anmuthet. Entfaltet er jetzt eine staunenswerthe Gelehrsamkeit, die auf allen Gebieten sich heimisch zeigt, so erinnern im nächsten Augenblicke die oft mehr glänzenden als zutreffenden Aussprüche daran, daß in dieser Feuerseele etwas Unbändiges, stürmisch Gewaltthätiges gärt, eine punische Wildheit, die vor keiner Maßlosigkeit zurückschreckt. Die göttlichen Dinge betrachtet er mit dem Auge des Theosophen, dem Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes ist.

Von innergemeindlichen Kämpfen führt ihn sein Werde-

gang zur apologetischen Arbeit, von dieser zur Ketzerbefehdung, von hier zu innerphrygischen, montanistischen Wirren, zuletzt, an seinem Lebensabende, zu einem erbitterten Kampfe mit der römischen Großkirche über dogmatische und ethische Streitfragen. Was er am gründlichsten versteht, ist Kritik. Hören wir, wie Noeldechen darüber (S. 428) sich äußert:

Das System, der dogmatische Ausbau, ist eben nicht seine Sache. Darin ist er von jeher (es handelt sich um Bekämpfung der Noët'schen Gnosis) der Gleiche. Mit juristisch gearteten Einreden gegen Ketzer hat er begonnen, gerade kein günstiges Omen für speculative Begabung. Dann schüttet er satirischen Streusand auf die Jüngerschaft Valentin's, thatsächlich und vielleicht weise an dem alten Valentinus vorbeigehend, und bleibt dann den verheißenen Ernstkampf sein ganzes Leben lang schuldig, als fühle er hier selbst eine Schranke, die zu überspringen nicht gut sei. Einen wirklichen Ernstkampf betreibt er allerdings gegenüber dem Pontiker (Marcion), aber auch das ist Kritik, und gleichwie Marcion seinerseits ohne strenges System war, muß er es selber erst recht sein. Der Verstandeskritik, die er übt, gehen zur Seite rhetorische Kraftstellen und heilige Paradoxien; aber geschlossener Aufbau seiner eigenen Gedanken gebricht ihm. Und doch war hier eine Stelle, wo ein Anspruch der bezeichneten Art wirklich an ihn herantrat. Es ist eine blutjunge Häresis, mit einem, wie auch immer verkehrten, so doch einheitlichen Grundsatz; das Verkehrte war hier nur zu bemeistern, indem man Besseres anbot. Er macht denn auch wirkliche Anläufe und strebt aus der Unbestimmtheit zu größerer Klarheit und Sicherheit. Aber daran ist er gescheitert.

Die von Noeldechen gelieferten eingehenden Analysen der verschiedenen längern und kürzern Schriften sind musterhaft. Ebenso gediegen sind die von Tertullian's Gegnern handelnden Abschnitte. Die Bilder, die hier der Verfasser entwirft, sind so anziehend, frisch und lebendig, wie sie nur eine Meisterhand auszuführen versteht. Der schon genannte Marcion mag zum Beleg dienen, jener Pontiker aus Sinope, dessen Jugendgeschichte, von dem Hasse Späterer aufgedeckt, von ihrem Ingrimm geschwärzt, dem Sohne christlicher Aeltern für eine schwere sittliche Verirrung geschlechtlicher Art einen kirchlichen Bann auf das Haupt lud. Als Schiffsherr war er vor Jahren zur See gegangen und hatte, vom Glücke begünstigt, dem Handel obgelegen. So mag man sich ihn immerhin vorstellen mit jenem rostbraunen Schlapphut, vor dem Gesicht den wollenen Lappen, mit der geschürzten Epomis, mit dem rostbraunen Mäntelchen: sein kirchliches Unternehmen war in hohem Grade bedeutsam. Von der übrigen Gnosis geschieden durch einen machtvollen Heilstrieb, sein Begehr nicht Erklärung der Welt, sondern Erlösung von der Welt, seine Predigt: Liebet „den Guten" und überlaßt die Gottesfurcht andern, sein Stolz die evangelische Einfalt, welche Unterschiede des Ranges und kirchlichen Standes gering hält, sein Princip: keinerlei Heimlichkeit, die Thür auch den Heiden geöffnet, — so hatte er die häretische Weltkirche an den Ufern des Mittelmeeres aufgebaut. Griechischer, nicht jüdischer Abkunft, hatte er sich die Ansicht gebildet, daß christliches zu jüdischem Wesen sich wie der Tag zur Nacht verhalte, daß alles vorhandene Christenthum dagegen die Spur der Verjudung äußerst klar an der Stirn trage. Die Erscheinung des Retters und Helfers ist ihm ein Abgrund von Wunder: schlechthin überraschend und plötzlich tritt er die Heilsreise an, die ihn von himmlischen Höhen nach Kapernaum hinführt. In der Bibelerklärung behauptet Marcion den einsamen Posten der Verneinung allegorischer Künste, und von neutestamentlichen Schriften gilt ihm nur Ein Evangelium, eine Abart des Lukas, nebst einer Anzahl Pauliner. Galt es Jüdisches und Christliches scheiden, so heftete er gern seinen Finger auf die „alten Schläuche" der Botschaft. Ein System hatte er nicht; alles soll Glaube und Liebe sein. Strengste Zucht und Askese, bis zur Verwerfung der Ehe, wenigstens für die Vollkommenen, herrschte in seinen Gemeinden. — Das ist ein Lichtbild, aber der Verfasser ist auch nicht blind für die Schatten. Und so hat dieses Bild, wie die zahlreichen andern, welche das Buch uns vor Augen stellt, den Vorzug, nicht blos lebendig, sondern auch treu zu sein, und das ist wahrlich kein geringes Verdienst. Wir zweifeln denn auch nicht daran, daß das treffliche Werk Noeldechen's die Beachtung und Schätzung finden wird, die ihm in so reichem Maße zukommt.

2. D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791—1855). Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander. Mit Lücke's Bildniß nach dem Gemälde des Professors Karl Oesterley. Hannover-Linden, Manz. 1891. Gr. 8. 6 M.

Das Lebensbild, das hier die pietätvolle Hand des Schülers von dem einstigen Lehrer und väterlichen Freunde zeichnet, nennt sich mit Recht zugleich ein Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Denn so eng ist das persönliche und schriftstellerische Schaffen des uns geschilderten Theologen mit allen Strebungen und Kämpfen der Kirche seiner Zeit verwachsen, daß, wer den Spuren seines Wirkens aufmerksam folgt, von selbst dazu geführt wird, vier Jahrzehnte aus der neuern Kirchengeschichte zu beleuchten, Jahrzehnte, deren Wesen verstanden sein will, wenn die Bedeutung der kirchlichen Gegenwart, die doch auf jenen ruht, richtig gewürdigt werden soll.

Fr. Lücke gehört zu den feinsinnigsten und achtungswerthesten Vertretern jenes rechten Flügels der Schleiermacher'schen Schule, der unter dem Namen der „deutschen" oder „Vermittelungs-Theologen" bekannt ist. Ist Neander der Kirchenhistoriker in diesem Kreise, sind Nitzsch, Jul. Müller, Martensen und J. A. Dorner seine begabtesten Dogmatiker, so muß Lücke als ihr hervorragender Exeget und Hermeneute gelten. Und haben wir in den genannten Männern die Häupter der positiven Union vor uns, einer sicher bedeutungsvollen Vertreterin unserer deutsch-evangelischen Kirche, so ist klar, welch hohe Beachtung das Lebensbild verdient, das uns hier von berufener Hand geboten wird. Wie in Lücke selbst echt christliche Frömmigkeit und unbestochener Wahrheitssinn sich durchdrangen, so verstand er auch in dem heranzubildenden Geschlecht eine fruchtbare Versöhnung zwischen den Ansprüchen strenger Wissenschaft und den Grundbedingungen der kirchlichen Gemeinschaft

herzustellen. Der schöne Bund zwischen Glauben und Wissen, zu dessen begeistertem Zeugen er sich berufen fühlte, hat sich in weiten Kreisen der protestantischen Theologie wieder aufgelöst, sei es weil dort noch zu viel scholastischer Ballast mitgeschleppt wurde, sei es weil die Unbestimmtheit des wesentlich durch das fromme Gefühl gestützten theologischen Ausdrucks zu klarern Begriffsbestimmungen drängte. Die heilsgewisse Glaubensfreudigkeit, wie sie in jenen Männern lebte, wie selten findet sie sich heute noch zusammen mit freier Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung. Ein beängstigender, unheimlicher Vernunft- und Wissenschaftshaß bei den einen, eine eitle, aufgeblasene, Vernunft- und Wissenschaftsvergötterung bei den andern droht die Kirche der freien Wissenschaft und die freie Wissenschaft der Kirche zu entfremden. Und doch gilt es, den guten Glauben an die Versöhnbarkeit von Glauben und Wissen festzuhalten, wenn das Wissen nicht als das beschränkte Eigenthum eines esoterischen Hänsleins verdorren und der Glaube in unfreier Geistesknechtschaft verrohen soll. Für Lücke war die Theologie eine positive und somit praktische Wissenschaft, deren Grund, Inhalt und Zweck die christliche Kirche ist. Das hatte er von Schleiermacher gelernt, dessen mystisches Moment auch bei ihm die lebendige Triebkraft war. Daher war es ihm auch unmöglich, die kirchlichen Bekenntnisse zum alten Eisen zu werfen, in seinen dogmatischen Aussagen über das, was geschrieben steht, hinauszugehen. Wo er auf Einseitigkeiten trifft, sei es der kritisch-speculativen, sei es der confessionell-orthodoxistischen Richtung, da fühlt er sich abgestoßen. Sein Ziel ist und bleibt eine innere Verschmelzung der theologischen und kirchlichen Interessen. Den Radicalen zu positiv, den steifleinenen Heißspornen eines fix und fertigen Repristinationsglaubens zu unbestimmt und schwankend, wo nicht gar unkirchlich, läßt er sich in seinem besonnen abwägenden Urtheil nicht von links, noch von rechts bestechen und enthält sich aus Gewissenhaftigkeit lieber eines abschließenden Urtheils, als daß er ins Blaue hinein zu haltlosen Machtsprüchen greift.

Der Reichthum und die Tiefe seines Gemüths, sein aufgeschlossener Sinn für alles echt Menschliche, seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und vielseitige Bildung, seine gesellschaftlichen Gaben, die Kraft und Frische seiner ganzen Persönlichkeit errangen ihm Freunde unter den Berufsgenossen wie besonders unter der studirenden Jugend, unter der er für viele ein Führer zum Glauben und zum Frieden geworden ist.

Welchen hervorragenden Platz Lücke in dem Kreise seiner Freunde einnimmt, das zeigen uns die von Sander nach Gebühr benutzten Werke von Dilthey über Schleiermacher, Hertz über Lachmann, Nippold über Bunsen und Rothe, Beyschlag über Nitzsch, Oldenberg über Wichern, Witte über Tholuck, Hansen über Hey, sowie der von Ippel herausgegebene Grimm-Dahlmann'sche Briefwechsel. Der Verfasser hat aber auch noch aus dem Kreise der Familie, Schüler und anderwärts her werthvolles Neue genug zu bieten, was den von ihm verehrten Meister würdig erscheinen läßt, in den Mittelpunkt eines besondern Gemäldes zu treten.

Sander gliedert seinen Stoff in drei Abschnitte: Lehrjahre, Wanderjahre und Meisterjahre. Jene führen uns vom egeler Aelternhause durch die Domschule zu Magdeburg bis an das Ende des haller Studiums; die Wanderjahre nach Göttingen, Berlin und Bonn; die Meisterjahre sind der zweiten göttinger Lehrthätigkeit gewidmet, welche volle 28 Jahre, bis zu Lücke's Heimgang, umfaßt. In Göttingen entfaltet Lücke als Privatdocent seine erste akademische Thätigkeit, die er in Berlin, wo er besonders mit Schleiermacher und De Wette in fruchtbaren Verkehr tritt, fortsetzt, bis er, erst 27jährig, mit einer Professur an der neugegründeten rheinischen Universität bedacht wurde. Aber Göttingen, wo er die frohesten und frischesten Jahre seiner Jugendarbeit verbracht hatte, zog ihn wieder an sich, und von da ab ist er der Georgia Augusta denn auch treu geblieben, obgleich Berufungen auf Berufungen nach andern Hochschulen erfolgten und Erlangen, Kiel, Halle, Tübingen, Jena, Leipzig nacheinander die Hand nach ihm ausstreckten. Hoffte er bei seinem Weggange von Bonn auf der rein protestantischen Universität nicht blos einen erfolgreichern, sondern auch einen ruhigern Wirkungskreis zu finden, weil er sich sagte, daß seine Art zu sein und zu wirken in Stille und Frieden besser gedeihe als in dem Hader leidenschaftlichen Parteistreites, so hat sich ihm diese Hoffnung nur zum Theile erfüllt.

Seine Vorlesungen erstreckten sich fast über das ganze Neue Testament, über Dogmatik, Ethik, nachreformatorische Kirchengeschichte, Apologetik, Polemik, Statistik, kritische und hermeneutische Einleitung ins Neue Testament, Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums. Besonders anregend und tiefgreifend erwies sich die Leitung seiner dogmatischen und exegetischen Societät, und neben der akademischen Gelehrtenthätigkeit ging die praktische Thätigkeit für innere Mission her, für ein Gebiet, zu deren Namen er Pathe gestanden hat. Aber auch an der heimischen Arbeit für die äußere Mission betheiligte er sich mit voller Kraft sowol auf wie unter dem Katheder.

Die Hauptfrucht seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit war seine Erklärung der johanneischen Schriften, die drei Auflagen erlebte. Zahlreiche Gelegenheitsschriften, die er hier und dort veröffentlichte, erheben sich durch ihren Gehalt weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß. Auch ist er fleißiger Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften. In Berlin gibt er mit Schleiermacher und De Wette die „Theologische Zeitschrift" heraus, in Bonn mit Gieseler die „Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche", 1828 wird er Mitbegründer der „Theologischen Studien und Kritiken", 1845 ruft er mit Wieseler die „Vierteljahrs-, später Monatsschrift für Theologie und Kirche mit besonderer Berücksichtigung der hannoverschen Landeskirche" ins Leben, und die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" bringen zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder.

Allmählich trübte sich der gedeihliche Gang und das heitere Glück seiner akademischen Berufsthätigkeit durch die zeitgeschichtlich bedingte Schärfung der kirchlichen Gegensätze und den Ausbruch unerquicklicher confessioneller Streitigkeiten. Die rabies der modernen Calovs, der seine milde, versöhnliche Melanchthonsnatur als Schwäche und Unglauben erschien, hat ihm den Lebensabend verbittert, ja den Mann körperlich und geistig gebrochen. Aber um so ehrwürdiger steht der Mann des Friedens und der festen Ueberzeugungstreue, der Mann der klaren, tiefen Einsicht und des unbeirrten, maßvollen Urtheils vor den Augen von uns Nachgeborenen, und um so höher ist das Verdienst seines Lebensbeschreibers anzuschlagen, der uns dieses Bild so frisch und lebenswahr, so warm und eindringlich überliefert.

3. Bilder aus der Toleranzzeit im Königreich Böhmen. Von J. G. A. Szalatnay. Barmen, Klein. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

In Böhmen zählt die helvetische Kirche gegenwärtig 51 Pfarrgemeinden, im ganzen einige 70000 Seelen. Rechnen wir dazu die 32000 böhmischen Lutheraner, so ergibt das $2\frac{1}{2}$ vom Hundert der heutigen Gesammtbevölkerung. Es gab eine Zeit, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, als die römische Gegenreformation noch nicht ihre Henkersarbeit begonnen hatte, da fiel in demselben Böhmen auf 100 Evangelische kaum 1 Römischer. Erst seit Joseph's II. Toleranzpatent haben sich wieder evangelische Gemeinden in dem Lande bilden können, und wie das geschehen, darüber berichtet uns in dem vorliegenden Schriftchen der Urenkel eines der ersten, aus Ungarn berufenen reformirten Pfarrherrn, dessen Geschlecht seitdem den böhmischen Evangelischen eine ununterbrochene Reihe von Predigern geschenkt hat.

Am 13. October 1781 war das Toleranzpatent erschienen und am 6. Juli 1783 wurde bereits das erste evangelisch-reformirte Gotteshaus Böhmens in Gegenwart von 14 Geistlichen feierlich eingeweiht, am Schlusse jenes Jahres gab es schon 33 evangelische Gemeinden, am 1. April 1784 trat der erste reformirte Superintendent sein Amt an. Während die deutschen Gemeinden im nördlichen und westlichen Böhmen ihre Pfarrer aus dem Mutterlande erhielten, waren es für die czechischen fast ausnahmslos Ungarn, die, nachdem sie sich mit dem der czechischen Sprache verwandten Slowakischen nothdürftig bekannt gemacht hatten, als Apostel des Evangeliums einzogen. Es war kein leichtes Amt, das sie antraten. Die Blätter der Zeitgeschichte sind voll beschrieben mit den namenlosen Bedrückungen und Leiden, welche die geduldeten Protestanten von dem Hasse römischer Priester und Beamten, fanatischer Männer und Weiber zu erdulden hatten. Aber auch an Lichtblicken sollte es nicht fehlen. Der Bischof Haj von Königgrätz, eine leuchtende Perle katholischer Priesterschaft, ein Mann, dem Gottes Wort höher stand als ein verrotteter Heiligen- und Reliquiendienst, und der, von evangelischem Geiste erfüllt, auch an Andersgläubigen echt christliche Liebe zu üben verstand, steht bei den Protestanten Böhmens in gesegnetem Andenken. Wenn es einmal gelang, die gerechten Beschwerden persönlich an das Ohr des Monarchen zu bringen, so ließ die erbetene Abhülfe nicht lange auf sich warten. Vor allem war es die Glaubensfreudigkeit und Opferwilligkeit der evangelischen Gemeindeglieder, welche den Muth ihrer Prediger stärkte. Und seit Franz Joseph I. im Jahre 1849 den österreichischen Protestanten volle Religionsfreiheit gewährte, können sie auch ihres Glaubens in Frieden leben.

Unser Büchlein ist reich an lebendigen, fesselnden Bildern aus jener Zeit schweren Druckes und erleichterten Aufathmens. Ein Stück evangelischer Märtyrergeschichte wird vor uns entrollt, die wieder einmal bezeugt, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Eine Kirche aber, die so fest im Glauben, so treu im Dulden, so stark im Hoffen ist, hat auch noch eine Zukunft. Und so gut, wie in Kuttelberg, der einzigen reformirten Gemeinde im österreichischen Schlesien, sich eine evangelische Gemeinde bis auf unsere Tage erhalten hat, wird auch in Böhmen und anderwärts die Sache des Evangeliums sich behaupten und zuletzt den Sieg gewinnen, wenn nur die nachgeborenen Geschlechter dem Glauben der Väter treu bleiben und sich von den Zeugnissen der Reformation nicht abwendig machen lassen.

Karl Sallmann.

Rousseau's Einfluß auf das deutsche Denken.

Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 5 M. 80 Pf.

Es war ein durchaus glücklicher Gedanke, der hier zur Ausführung gekommen ist, den Einfluß, welchen Rousseau auf die deutsche Geschichtsphilosophie ausgeübt hat, einmal zum Gegenstande einer besondern monographischen Darstellung zu machen. Ist schon die Einwirkung des genfer Philosophen auf die gesammte deutsche Geistesentwickelung überhaupt von der allergrößten, auch bis heute noch nicht in ihrem ganzen Umfange gewürdigten Bedeutung gewesen, so hat er doch, abgesehen von der pädagogischen Reform, die er anbahnte, insbesondere der geschichtlichen Anschauungsweise und der speculativen Geschichtsphilosophie die allerstärksten Antriebe gegeben. Der historische Sinn freilich, der unserer Zeit in so hohem Maße eigen ist und als einer ihrer specifischen Vorzüge mit Recht gerühmt werden darf, geht Rousseau ebenso ab wie der Aufklärung, welcher

er als Gegenpol gegenübersteht. Wenn diese alle historischen Ereignisse nach dem Maßstabe ihrer eigenen Zeit beurtheilte, so erblickte sie jener von dem Standpunkte eines fingirten Naturzustandes der Menschheit aus. Die Aufklärer wurden ungerecht gegen die gesammte Vergangenheit, weil sie darin ihre eigene hohe Verstandescultur nicht entdecken konnten; Rousseau machte sich das Verständniß seiner eigenen Zeit wie das der historischen Entwickelung überhaupt unmöglich, weil er hier überall nur verderbliche Abirrungen von dem ursprünglichen Naturzustande der Menschheit erblickte, in welchem diese noch einig mit sich selbst wie mit Gott und der Natur in paradiesischer Unschuld glücklich dahinlebte. Aber gerade durch diese entgegenstehenden Anschauungsweisen mußte nothwendig das geschichtsphilosophische Problem als solches herausgearbeitet und zu einer Lösung gedrängt werden. Denn ein solcher starrer Gegensatz forderte von selbst eine Synthese, durch welche Ursprung und Ziel der menschlichen Entwickelung erklärt und diese selbst nach ihrer Eigenart begriffen oder doch mit Vernunftprincipien in Einklang gebracht wurde. Das ist die Aufgabe, welche von der deutschen Philosophie, insbesondere der idealistischen, vornehmlich aufgenommen und zu lösen versucht wurde.

Der Verfasser führt nun, nachdem er zunächst die Anschauungen Rousseau's in ihren Grundzügen entwickelt hat, der Reihe nach diejenigen deutschen Philosophen vor, welche das geschichtsphilosophische Problem erörtert und zu lösen versucht oder auch, wie z. B. Schopenhauer, nur berührt und als chimärisch abgethan haben. Den Reigen derselben eröffnet Herder, der mit Recht als Vater der Geschichtsphilosophie bezeichnet worden ist. Es folgen sodann Kant, Schiller, Fichte, Schlegel, Schelling, Schopenhauer und Herbart, Krause, Hegel und Wilhelm von Humboldt. An dieser Reihenfolge fällt zunächst der eine Umstand auf, daß kein innerer Grund ersichtlich ist, der dieselbe bestimmt haben könnte. Denn Schopenhauer und Herbart, in gewissem Sinne auch Krause, stehen außerhalb der idealistischen Entwickelungsreihe der deutschen Philosophie, deren Abschluß Hegel bildet, durften also jedenfalls nicht vor diesem behandelt werden. Des weitern ist aber auch nicht einzusehen, warum Wilhelm von Humboldt erst am Schlusse behandelt wird, der vielmehr mit seinen philosophischen Anschauungen durchaus auf dem Boden des Kantianismus steht und sich im übrigen mit Schiller am nächsten berührt. Bei näherm Zusehen ergibt sich überhaupt, daß der Inhalt des Buchs in mehr als einer Beziehung sich nicht mit dem deckt, was der Titel verspricht und erwarten läßt. Zunächst ist nicht überall die Beziehung Rousseau's zu den einzelnen geschichtsphilosophischen Standpunkten festgehalten, vielmehr werden diese namentlich in den letzten Partien ganz unabhängig für sich erörtert und nur gelegentlich eine naheliegende Parallele mit den Anschauungen des Genfers herbeigezogen. Auch einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus" kann man die vorliegende Arbeit nicht im strengsten Sinne nennen; denn Schopenhauer und Herbart, die doch ebenfalls mit behandelt werden, stehen außerhalb desselben, will man nicht den Begriff „deutscher Idealismus" in einer Weise ausdehnen, welche der allgemein gebräuchlichen Auffassungsweise direct entgegensteht. Indessen würde diese Incongruenz des Titels und der Darstellung nicht allzu schwer ins Gewicht fallen, wenn der innere Zusammenhang des hier Gebotenen wenigstens überall deutlich sichtbar wäre. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr stehen die einzelnen Repräsentanten der Geschichtsphilosophie unvermittelt nebeneinander und selbst die Beziehungen auf Rousseau treten nur hin und wieder hervor. Gänzlich ohne nähere Beziehung zu den übrigen Abschnitten des Buchs ist der Anhang, welcher „die Idee des ewigen Friedens im 18. Jahrhundert" betitelt ist. Er hätte besser ganz wegbleiben sollen, weil der Zusammenhang mit dem Uebrigen, wie gesagt, ein zu loser ist und neue greifbare Ergebnisse übrigens vom Verfasser kaum gewonnen werden. Indessen stellt trotz dieser Mängel das vorliegende Werk eine durchaus gediegene Arbeit dar. Man sieht überall, mit welcher Sorgfalt und Hingebung der Verfasser bemüht war, seines oft überaus schwierigen Stoffes Herr zu werden, vor allem die einzelnen Anschauungen mit möglichster Genauigkeit darzustellen und mit historischer Treue zu charakterisiren. Freilich ist er in diesem Bemühen oft über das Ziel hinausgeschossen, namentlich dadurch, daß er möglichst überall die Darstellung aus wörtlich angeführten Aeußerungen der betreffenden Philosophen mit genauer Quellenangabe zusammenzuweben suchte. Ein solches Verfahren, bis ins Extrem gesteigert, wird schon bei politisch-historischen Darstellungen, wenn sie sich auf Urkunden, Relationen, Gesandtschaftsberichte namentlich u. dgl. stützen, große Verwirrung anrichten können, um wie viel mehr also bei Darstellung philosophischer Anschauungen, bei denen alles auf den klaren einfachen Zusammenhang der Ideen ankommt. Wenn diese, wie es ja bei fast allen der hier in Betracht gekommenen Philosophen der Fall ist, nicht in einheitlicher Darstellung in einem Werke von ihrem Urheber vorgetragen worden sind, sondern da und dort erörtert werden, wobei bald diese bald jene Seite deutlicher hervortritt und den Hauptaccent erhält, so kann der Historiker durch eigene Darstellung, wofern sie nur dem Geiste des Philosophen genau entspricht, dem Leser eine weit deutlichere Anschauung der wahren Meinung desselben vermitteln, als es alle noch so weit ausgedehnten wörtlichen Citate zu thun vermögen. — Auch die Kritik der einzelnen Anschauungsweisen ist in den meisten Fällen zu sehr mit der referirenden Darstellung vermengt worden. In dieser Rücksicht wie in jener eben hervorgehobenen hätte der Verfasser sich strenger an den Grundsatz halten müssen, den er selbst auf S. 321 aufstellt:

> Durchsichtige Darlegung der Ideen des Autors, scharf geschieden von der Kritik derselben ist das, was man heutzutage ungefähr von jeder derartigen literarhistorischen Studie verlangt.

Noch sei bemerkt, daß der Verfasser an einigen Stellen

die Anmerkungen mit so vielen abgekürzten Worten versehen hat, daß es schwer hält, den Werth derselben zu ermitteln. Fast unmöglich erscheint dies in einer Anmerkung auf S. 194, wo zu dem Satze: „Auf Condorcet's Versuch wurde Schlegel durch seine Schwägerin Karoline aufmerksam gemacht", unten hinzugefügt wird: „Die Bemerkung K's. F. werde sehen, wie flüchtig C. die Sittlichkeit des M. berühre, hat Sch. in seiner Anzeige benutzt." Ich habe trotz großer Mühe die Bedeutung dieser abgekürzten Namen nicht mit Sicherheit feststellen können. Hier wäre der Verfasser offenbar viel kürzer gewesen, wenn er etwas ausführlicher gewesen wäre.

Im einzelnen mit dem Verfasser über seine Darlegungen zu rechten, ist hier nicht der Ort. Es sei nur darauf hingewiesen, daß bei Kant der Rationalismus zu stark betont worden ist, ferner daß die Bedeutung Hegel's für die Geschichtsphilosophie nicht in dem Maße gewürdigt worden ist, als sie der Natur der Sache nach verdient. Er hätte nicht mit Schelling's positiver Philosophie zusammen behandelt werden dürfen, sondern eine besonders eingehende Darstellung erfordert, weil seine Philosophie der Geschichte nicht nur die reifste Frucht aller Bemühungen um dieselben gewesen ist, sondern auch auf die historischen Einzelwissenschaften am nachhaltigsten eingewirkt hat, so wenig deren Vertreter dieses Factum auch heute noch zugegeben geneigt sind, wo die historische Anschauungsweise in das Gemeinbewußtsein der Zeit vollständig übergegangen ist. — Ausführlicher hätte auch Lessing behandelt werden müssen, dessen geschichtsphilosophische Anschauungen, wie sie namentlich in der „Erziehung des Menschengeschlechts" hervortreten, nicht nur den ersten Anfang einer wahrhaft historischen Betrachtungsweise gegenüber der Aufklärung gewöhnlichen Schlages darstellen, sondern auch auf die nachfolgende Entwickelung, namentlich was Herder und Kant anbetrifft, von größtem Einflusse gewesen sind. Der Verfasser begnügt sich damit, Lessing in gleicher Weise wie die übrigen Vertreter der Aufklärung, Mendelssohn, Möser, Wieland und Iselin, kurz abzuthun.

Daß der Verfasser da, wo er auf Ranke zu sprechen kommt, namentlich in der Schlußbetrachtung, dessen Geschichtsphilosophie allzu sehr überschätzt, soll ihm nicht besonders verübelt werden. Denn er ist eigentlich Historiker von Fach und einem solchen erscheint Ranke in der Gegenwart auf einem zu hohen Sockel, als daß es leicht wäre, ihn objectiv zu würdigen. Um so mehr verdient es Anerkennung, daß der Verfasser überhaupt Fühlung gesucht hat mit der Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus, der doch bekanntlich gerade der Meister der modernen Historiographie mit sehr wenig günstiger Meinung gegenübergestanden. Was ihn zu diesen Studien wesentlich mit veranlaßt hat, abgesehen von dem objectiv historischen Interesse und der äußern Anregung durch Professor Windelband, das spricht er in der Vorrede richtig aus:

> Auch der Deutsche unserer Tage empfindet etwas von der Rousseau'schen Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, wenn er an die Blütezeit des deutschen Idealismus zurückdenkt. Für mich war es daher ein doppelter Gewinn, jener Epoche durch eine Untersuchung ihrer Anschauungen über meine eigene Wissenschaft näher zu treten. Zeigt sich auch gerade hier der Idealismus nicht von seiner besten Seite, so ist es um so bemerkenswerther, daß man sich dessenungeachtet gern in die Weltanschauung desselben versenkt. Der Schlüssel des Geheimnisses aber liegt in den Persönlichkeiten unserer großen Dichter und Denker, welche uns als ein unerreichbares Ideal männlicher Würde erscheinen.

Es berührt wohlthuend, einer solchen warmen Theilnahme für unsere in der Gegenwart oft so verächtlich behandelten idealistischen Denker bei einem Vertreter einer exacten Wissenschaft zu begegnen, und es wäre zu wünschen, daß er viel Nachfolge fände in dem Bestreben, die Einzelwissenschaft wieder mit den philosophischen Errungenschaften in engere Berührung zu bringen und durch dieselben zu befruchten.

Max Groeben.

Feuilleton.

Kurz vor Weihnacht ist nach Jahresfrist ein weiteres starkes Heft, das neunte, der Neubearbeitung des Goedeke'schen „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" durch Prof. Edmund Goetze (Dresden, Ehlermann) ausgegeben worden. Mit Lessing abschließend reicht es über 17 Bogen bis tief in den Göttinger Dichterbund. Eine eingehende Berücksichtigung des vierten Bandes behalten wir uns bis zu seiner Vollendung vor.

— Ein Otto Speckter Posthumus liegt vor: „Neues Fabelbuch. Mit Originalzeichnungen von Otto Speckter. Gedichte von E. von Esmarch, Ulrich Meyer, Otto Schlotke" (Hamburg, Gerhard Speckter, 1890). Im Nachlasse Otto Speckter's fanden sich die 41 Blätter, für die der verewigte Künstler vergeblich den Text gesucht hat. Seinem Sohne, dem Verleger des Buchs, ist es gelungen, die passenden Verse zu finden, und so geht der alte Kinderfreund nochmals und als völlig neue Gestalt in die Welt. Einige Bilder sind wol ganz wie den „50 Fabeln" entnommen; andere berühren doch fremd. Auch wer mit dem Hey'schen Texte wohlvertraut geworden, findet sich etwas schwer in die neuen Formen mit den bewegteren Rhythmen. Aber es geht ja schließlich auch so, und die Kinderwelt, für die das Buch bestimmt ist stellt erst recht keinen Vergleich an.

— An ein recht weitschichtiges Unternehmen hat sich der Verlag von R. Wilhelmi in Berlin gemacht. Es gilt die Ausgabe von Leo N. Tolstoj's „Gesammelten Werken", mit Genehmigung des Verfassers besorgt von Raphael Löwenfeld. Sie erfolgt in etwa 95 Lieferungen zu 60 Pf. oder in gegen 13 Bänden zu 4 M. Ob die Lieferungsausgaben wirklich mehr Absatz finden als die Bandausgaben, vermögen wir nicht zu sagen; aber den Wunsch wollen wir immer wiederholen, die Redactionen der kritischen Organe mit den Lieferungen verschont zu sehen, wenn auch eine Bandausgabe vorhanden ist. Falls aber ein Werk ausschließlich in Lieferungen erscheint, so sollte es doch einfach Sache des Taktes sein, die erste Lieferung und dann das vollständige Werk gebunden einzusenden. Einzelne wenige Verlagshandlungen verfahren ja so; bei den meisten mag es an den erforderlichen Weisungen an das Auslieferungsgeschäft fehlen. Es wird nicht

bedacht, wie die Neigung zur kritischen Durchmusterung unter dem Zusammensuchen und Ausschneiden der Hefte leidet. Der erste Band der gegenwärtigen Ausgabe, die auch wieder in den zwei ersten Lieferungen uns zugegangen ist, wird die „Lebensstufen" umfassen, Tolstoi's Erstlingswerk, das die Jugendgeschichte eines von ihm erfundenen Helden erzählt, dasselbe Werk, das im verflossenen Jahre in der Uebersetzung Hermann Roskoschny's unter dem unrichtigen Titel „Aus meinem Leben" erschien (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1890). R. Löwenfeld ist zweifellos ein Kenner russischer und polnischer Sprache und Literatur; um so mehr fällt die von ihm gewählte Schreibweise für den Tolstoi'schen Helden Irteniew auf, der einzig Irtenjew, ganz entsprechend dem auf dem Umschlage der Hefte richtig gegebenen Namen Turgenjew, geschrieben werden kann.

— Das fünfte Heft des funfzehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" enthält eine umfängliche Abhandlung von Johannes Krätschell: „Die Wiederaufnahme der gothischen Baukunst in Deutschland im 19. Jahrhundert". Der Verfasser verfügt nicht blos über eine reiche Literaturkenntniß, sondern verwerthet dieselbe auch mit vollkommen selbständigem Urtheile. Zuweilen tritt der Fachmann fast zu sehr heraus. Mit großer Befriedigung dürfen wir unsere Zustimmung zu den Anschauungen Krätschell's aussprechen, sowol zu den grundlegenden wie zu den auf einzelne Punkte bezüglichen. Wir müssen heutzutage jeden Baustil gelten lassen, dessen Formen als ein Sinnbild bestimmter Ideen gelten können. Der gothische Stil eignet sich für (größere) christliche Gotteshäuser am besten. Die kirchliche Gothik hat nichts Individuelles, sondern ist nur ein Ausdruck des Gemeindegeistes. Sie darf sich nicht den Bedingungen des modernen Lebens anpassen; sie soll ebenso wenig ihre streng ausgeprägte Eigenart opfern der Verquickung mit Motiven anderer Stile. (Die Ausstellungen des Verfassers am kölner Dom würden wir nicht unterschreiben.) Der gothische Profanbau aber muß den Lebensverhältnissen der neuen Zeit Rechnung tragen, wie dies in mustergültiger Weise Friedrich Schmidt bei seinem wiener Rathhause gethan hat. Insbesondere bei gothischen Wohnhäusern dürfen Motive des romanischen Stils ganz wohl verwendet werden. Der Verfasser beschreibt den Entwickelungsgang der Gothik, sowie alle hervorragenden gothischen Bauten der Neuzeit, oft mit einer wenigstens andeutenden Kritik. Hier sind natürlich abweichende Ansichten unvermeidlich. Wir können es z. B. nicht billigen, daß an der neuen Peterskirche zu Leipzig das Aeußere allzu sehr als ein unselbständiges Gerüst des Innern erscheint: wir hätten dringend gewünscht, daß der Verfasser den Schinkel'schen Hauptentwurf zum berliner Dom etwas eingehender besprochen hätte; ebenso ist Otzen zu stiefväterlich behandelt. Doch das sind nebensächliche Punkte. Jedenfalls ist das Heft der christlichen Laienwelt als eine Einführung in das Verständniß der neuzeitigen Gothik warm zu empfehlen.

(Preisausschreiben.) Der Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande setzt einen Preis von **1000 Mark** für eine dramatische Dichtung aus, die geeignet ist, die Zwecke und Ziele des genannten Vereins volksthümlich zu machen. Die Dichtung muß sich jeder politischen und confessionellen Anspielung enthalten und nur die nationale Zusammengehörigkeit aller Deutschen betonen. Sie muß (mit oder ohne Musik) für größere Bühnen effectvoll, aber gekürzt selbst für die kleinsten Ortsgruppen aufführbar sein. Näheres in den „Mittheilungen" des Vereins Nr. 4, die auf Wunsch übersandt werden. Manuscripte sind bis zum 1. October 1891 ohne des Verfassers Namen (der in versiegeltem Briefe beizufügen ist) an den Vorstand der Ortsgruppe des Allgemeinen Schulvereins in Königsberg i. Pr. einzusenden. Im Auftrage Dr. von Seidlitz, Vorsitzender.

Bibliographie.

Arent, W., H. Koniecki, A. v. Sommerfeld, Modernes Trio. Ein realistisches Versbuch. Mit Einleitung von A. v. Sommerfeld und orientirendem Geleitswort herausgegeben von W. Arent. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 4. 2 M.

Battenberg, F. J. Prinz zu, Die volkswirthschaftliche Entwicklung Bulgariens von 1879 bis zur Gegenwart. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Leipzig, Veit u. Comp. Lex.-8. 6 M.

Beckmann, J. D., Capital und Arbeit. Ein Beitrag zur Kritik der Volkswirthschaft. Wien, Konegen. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bleibtreu, K., Feldherrnbilder. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

— — Kosmische Lieder. Leipzig, Friedrich. 1890. 12. 1 M.

Du Bois-Reymond, P., Ueber die Grundlagen der Erkenntnis in den exacten Wissenschaften. Nach einer hinterlassenen Handschrift. Mit einem Bildnis des Verfassers. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Dammers, G. F. F., Erinnerungen und Erlebnisse des königl. hannoverschen Generalmajor G. F. F. D., letztem General-Adjutanten des Königs Georg V. von Hannover. Hannover, Helwing. 1890. Gr. 8. 6 M.

Dehn, P., Deutschland nach Osten! II. Oesterreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht. 1. Thl.: Politische und soziale Verhältnisse. München, Franz. 1890. Lex.-8. 6 M.

Der Drachenfels. Sage. Erzählt von einem Rheinländer. Neuwied, Heuser. 1890. 8. 2 M.

Ehntholt, J. A., Schwachhausen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bremer Gebiets. Bremen, Nößler. 1890. 8. 30 Pf.

Galitzin, Fürst D., Du sollst nicht töten! Erwiderung auf Graf Leo Tolstoi's Kreutzersonate. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Berger. Berlin, Steinitz. 8. 1 M.

Gerlach, H., Ludwig Richters Leben. Dem deutschen Volke erzählt. Dresden, Brandner. 8. 2 M. 25 Pf.

Unheimliche Geschichten. Von Weisflog, Tieck, James, Dickens und E. T. A. Hoffmann. Berlin, Verlag des Humorist. 1890. 8. 1 M.

Gittermann, J. M., Ezzelin von Romano. 1. Tl.: Die Gründung der Signorie (1194—1244). Stuttgart, Kohlhammer. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gollmer, R., Franz von Sickingen. Text zu 5 lebenden Bildern. Kreuznach, Schmithals. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Grail, Elise (Torday), Blüten der ungarischen Dichtkunst. Eine, auch zum Vortrag geeignete Auswahl der schönsten ungarischen Gedichte, mit einer Uebersicht der ungarischen Literatur. Barmen, Juderan. 1890. 12. 3 M.

Greußing, P., Das Kaisergebirge und seine Sagen. Eine poetische Wanderung durch die Kaiserberge. Innsbruck, Wagner. 1890. 12. 60 Pf.

Hanffe, G., Diesterweg und die Lehrerbildung. Breslau, Freund. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Jäger, J., Amor im großen Woog, oder die Folgen der Darmstädter Wasserleitung. Locale Bilder im Märchen-Rahmen. Darmstadt, v. Aigner. 1890. Gr. 8. 1 M.

Kamarowsky, Graf L., Ueber die Friedensbestrebungen der Völker. Die Abrüstungsfrage. Ueber einige internationale Kongresse im Jahre 1889. Drei Abhandlungen. Aus dem Russischen übersetzt mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von E. Manssuroff. Moskau. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Lermolieff, I., Knustkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien zu München und Dresden. Mit 41 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Meisterhans, K., Aelteste Geschichte des Kantons Solothurn bis zum Jahre 687. Solothurn, Petri. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Neese, C., Sozialpolitische Exkursionen, mit besonderer Berücksichtigung des Heimstättenwesens. Berlin, Brieger. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Ohlert, A, Die deutsche Schule und das klassische Altertum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Pfetten-Arnbach, T. Freih. v., Das königl. bayerische 1. Schwere Reiter-Regiment „Prinz Karl von Bayern". Auf Veranlassung des königl. Regiments-Kommandos bearbeitet. 1. Bd. Das Regiment von der Errichtung bis zum Jahre 1848. München, Oldenbourg. 1890. Lex.-8. 10 M.

Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 43. Bd : Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen. Herausgegeben von P. Tschackert. 1. Bd. Leipzig, Hirzel. 1890. Lex.-8. 9 M.

Richter, E., Die Irrlehren der Sozialdemokratie, beleuchtet. Berlin, Verlag „Fortschritt", A.-G. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Rubinstein, Susanna, Zur Natur der Bewegungen. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 1890. 1 M. 20 Pf.

Scharfenort, v., General-Feldmarschall Helmuth Carl Bernhard Graf von Moltke. Ein Lebensbild, den deutschen Soldaten gewidmet. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Gr. 8. 25 Pf.

Schreck, E., Generalfeldmarschall Graf Helmut von Moltke. Das Leben und Wirken des großen Feldherrn für Jung und Alt im deutschen Volk. Düsseldorf, F. Bagel. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Saegmüller, J. B., Die Papstwahlen und die Staaten von 1447—1555 (Nikolaus V. bis Paul IV.) Eine kirchenrechtlich-historische Untersuchung über den Anfang des staatlichen Rechtes der Exklusive in der Papstwahl. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Seler, E., Altmexikanische Studien. 1. Ein Kapitel aus dem Geschichtswerk des P. Sahagun. 2. Die sogenannten sacralen Gefässe der Zapoteken. Berlin, Spemann. 1890. Fol. 6 M.

Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart. Mit durchgreifender Religions-Vergleichung. München, Lindauer. 1890. Gr. 8. 6 M.

Sybel, J. L. K. v., Nachrichten über die Soester Familie Sybel 1423—1890. München, Oldenbourg. 1890. Gr. 8. 3 M.

Winder, E., Die Vorarlberger Dialectdichtung. Innsbruck, Wagner. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Erstes Heft.**

Inhalt: Mondschein. Novelle von Martha Asmus. — Robert Koch und seine große Entdeckung. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Seegefechtsübungen und Seegefechte. Von Victor Kurs, Major a. D. — Die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten. Von Karl Friedrichs. — Zur politischen Lage in Portugal. Von Gustav Diercks. — Die Auslieferung von politischen Verbrechern. Von Ludwig Fuld. — Das Erdwachs. Eine Weihnachtsstudie von Dr. Karl List. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** **Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Luxuspapierwaaren aller Art.

Illustrirte Preisbücher gratis und franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere, Gesammelte Werke.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstraetionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

OLLANTA,

ein Drama der Keshua-Sprache.

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen,
nebst einer Einleitung über die religiösen und staatlichen Einrichtungen der Inkas

von

Dr. E. W. Middendorf.

8. Geh. 18 M.

(Die einheimischen Sprachen Perus, III. Bd.)

Unter Vergleichung der bisher bekannt gewesenen Texte und auf Grund eingehender Untersuchungen kommt der Verfasser zu wesentlich andern Schlüssen über das Alter dieses Dramas als die früheren Herausgeber, Markham und von Tschudi; diese Ausgabe erhält dadurch ein ganz besonderes Interesse für Sprachforschung wie für Literaturgeschichte.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 8. Januar 1891.

Inhalt: Die drei Einheiten der französischen Tragödie. Von Richard Mahrenholtz. — Neue Romane. Von A. Hermann. — Neue Auflagen und neue Dichtungen. Von Richard Weitbrecht. — Memoiren. Von Hans Müller. — Aeußerungen zur Literatur. Von Adolf Brieger. — Zur Völkerkunde. — Unterhaltendes. Von Hans von Basedow. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die drei Einheiten der französischen Tragödie.

Sowenig auch das französische Drama des 17. Jahrhunderts jetzt noch außerhalb seines Heimatlandes gekannt wird, so vielfach wird die pedantische Beobachtung der Zeit- und Ortseinheit ihm spöttisch vorgehalten und als seine besondere Eigenthümlichkeit hingestellt. In Wirklichkeit ist aber die willkürliche Auslegung einer Stelle der Poetik des Aristoteles, welche zu der Forderung dieser beiden Einheiten Anlaß gab, nicht die Schuld der Franzosen, sondern die von Italienern und Holländern, und die Dichter Frankreichs haben sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts mit gesundem, praktischem Verstande gegen diese Zwangsfesseln der dramatischen Freiheit und Beweglichkeit gesträubt. Es ist ein Verdienst des münchener Gelehrten, Dr. Richard Otto, in der Einleitung zu der Neuausgabe von Jean de Mairet's Pastoraldrama „Silvanire" (Bamberg, Buchner, 1890, S. VI—CI), eingehender auf diese Punkte hingewiesen zu haben.

Im Kapitel 5, § 8 seiner lückenhaft uns überlieferten Poetik bemerkt Aristoteles, daß die Handlung im Drama sich innerhalb eines Sonnenumlaufs (ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου) oder in einem nur wenig längern Zwischenraume zu entwickeln strebe, während das Epos und auch die älteste Tragödie sich für ihre Zeitdauer keine Beschränkung auferlegt habe. In diesen Worten wird also für die erfundene Handlung des Dramas eine Zeitdauer von etwa zwölf Stunden als herkömmlich, aber nicht als unbedingte Forderung hingestellt, die Einheit des Ortes jedoch mit keiner Silbe erwähnt. Daß Aristoteles übrigens auch diese letztere als ein überliefertes Herkommen angesehen haben mag, ist bei der Technik des griechischen Dramas, welches die Ortseinheit mit ziemlicher Strenge beobachtete, kaum zweifelhaft. Aber weder die Zeiteinheit, noch die Ortseinheit waren für ihn unumgängliche, im Wesen des Dramas begründete Gesetze.

Doch dieser objectiv-geschichtliche Standpunkt des Aristoteles sagte den italienischen Uebersetzern und Commentatoren seiner Poetik nicht zu. Sie wollten unverrückbare Schuldefinitionen geben und diese durch das allgemeine Ansehen, welches der Philosoph von Stagira seit den mittelalterlichen Zeiten her genoß, zu decken suchen. Die Freiheit, welche der Meister noch dem dramatischen Dichter gelassen hatte, indem er für die Handlung einen Tag oder eine etwas längere Zeit einräumte, wurde von seinen Jüngern in der italienischen Renaissancezeit in die feste Schranke der zwölf Stunden eingeengt, daneben von einzelnen auch die strenge örtliche Begrenzung der Handlung gefordert. Besonders ist Castelvetro, der im Jahre 1570 zu Wien eine italienische Uebersetzung der Poetik zugleich mit dem griechischen Texte und ausführlicher Erläuterung veröffentlichte, für die spätern Aristoteles-Erklärer ein verhängnißvolles Vorbild geworden. In seinem Werke, das 1576 und 1582 zu Basel wiederaufgelegt und noch im Jahre 1831 in Mailand von neuem gedruckt ist, fordert er neben der Zeitdauer von zwölf Stunden auch die Unveränderlichkeit der Scene, die sogenannte Ortseinheit, und will, im entschiedenen Gegensatze zu Aristoteles, alles Episodische von der Handlung ausgeschieden wissen. Damit sind wir schon zu der pedantischen, einförmigen Dreieinheitstheorie der französischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts gelangt, aber es fehlte noch viel, daß die Dogmen eines Castelvetro in Frankreich allgemeine Anerkennung fanden. Stieß doch die strenge Gesetzgebung dieses Schulgelehrten in Italien sogar auf Widerspruch, besonders bei denjenigen Dramendichtern, welche die griechische Tragödie nicht zum ausschließlichen Vorbilde nahmen und deshalb als „indotti Poeti" (nicht gelehrte Dichter) bezeichnet wurden. Die schulgerechten Dichter und Theoretiker hielten dagegen an dem Schema der drei Einheiten

fest, wenn sie auch bisweilen die Ortseinheit nicht streng betonten und statt der zwölf Stunden ein doppeltes Zeitmaß, das sogar durch die dazwischenliegende Nacht in zwei Tage geschieden werden dürfe, gestatteten.

In Frankreich erfreute sich die Poetik des berühmten Alterthumsforschers Scaliger, welche unter dem Titel „Poetices libri septem ad Sylvium filium" 1561 zu Lyon erschien und bis zum Jahre 1607 noch dreimal herausgegeben wurde, beinahe desselben Ansehens, wie Castelvetro's Aristoteles-Commentar in Italien. Aber dieser Gelehrte sucht zwar die Zeitdauer auf sechs bis acht Stunden einzuschränken, indem er offenbar mehr an die Dauer der Bühnenaufführung, als an die der Handlung selbst denkt, doch verlangt er nur eine Beschränkung des Scenenwechsels, nicht eine Unveränderlichkeit des Ortes. Seine Ansichten entsprachen den dramatischen Gewohnheiten der gelehrten Dichter Frankreichs, welche für die Aufführungen in den Gymnasien oder in den Palästen vornehmer Gönner schrieben, nicht aber der regellosen Freiheit der Volksdichter, welche noch an den Ueberlieferungen der mittelalterlichen Mysterienbühne festhielten. Das Haupt der classisch gebildeten Schuldichter, Jodelle, schärft 1552 in einer oft angeführten Stelle seiner Tragödie „Cléopâtre" (Kleopatra) die zwölfstündige Zeitdauer der Handlung aufs bestimmteste ein, dagegen will selbst der pedantische und formstrenge Ronsard den Verfassern der Tragödien und Komödien ein Zeitmaß von vierundzwanzig Stunden bewilligen. Ein jetzt vergessener Dichterling, André de Ribaudeau, hatte zwar 1565 schon die herkömmlichen zwölf Stunden wieder zum Gesetz erhoben, aber zugleich offen eingestanden, daß die Handlung in Terenz' „Heautontimorumenos" volle zwei Tage erfordere. Da nun römische oder griechische Dichter in jener Zeit der unbedingtesten Hingebung an das classische Alterthum mehr galten als die Poeten der eigenen Nation, so konnte das Gesetz der Zwölfstundendauer auch in Frankreich nicht durchdringen, trotzdem Jean de la Taille, ein damals vielgefeierter Schüler Ronsard's, es zugleich mit der strengen Ortseinheit vorgeschrieben hatte. Doch mit der Grenzscheide des 16. Jahrhunderts machte sich in Frankreich der Einfluß der regelrechten, Zeit- und Ortseinheit ziemlich streng beobachtenden italienischen Pastoraldichtung geltend und verdrängte die bis dahin lebendigen Erinnerungen an die mittelalterlichen Passionsspiele. Daneben erhob der von allen gelehrten Kreisen gefeierte niederländische Philologe Daniel Heinsius in seiner commentirten Uebersetzung von Aristoteles' Poetik (Leiden 1611) und in seiner kleinen Schrift: „De tragica constitutione liber" (Leiden 1611, 2. Aufl. 1643) wieder die Zeiteinheit zum strengen Gesetze, sodaß Praxis und Theorie zusammenwirkten, um dem Zwange der drei Einheiten zum Siege zu verhelfen. An Widerspruch und Widerstand fehlte es jedoch gerade in Frankreich am wenigsten. Der Komödiendichter Pierre Larivey, ein etwas verfrühter Molière, sprach sich gegen die Zeiteinheit oder beschränkte Zeitdauer in demselben Jahre aus, wo Heinsius' „Poetik der Tragödie" erschienen war. Auch ein pariser Geistlicher, François Ogier, berief sich noch im Jahre 1628 dieser Forderung gegenüber auf — die „Antigone" des Sophokles, für deren Handlung zwei Tage erforderlich seien, und der erfolgreichste Dichter jener Zeit, Alexandre Hardy, hat in seinen Hunderten von Dramen nicht nur die Zeit- und Ortseinheit, sondern auch die Einheitlichkeit der Handlung sehr oft unbeachtet gelassen. Eine gewisse Autorität erhielten diese drei Gesetzesvorschläge zwar durch die dramaturgische Vorrede, welche Jean de Mairet, ein mittelmäßiger, aber von vornehmen Gönnern emporgehobener Dichter, seinem Pastoraldrama „Silvanire" (Paris 1631) vorausſandte, aber zum allgemein anerkannten Gesetze wurden sie keineswegs. Es war auch von geringer Bedeutung, daß Mairet sich auf das Beispiel mancher ihm vorausgehender Dichter und Theoretiker berufen konnte und daher sich den Ruhm absprach, „ein neuer Gesetzgeber des Parnasses zu sein". Von den zeitgenössischen Dramendichtern lehnte sich gerade der bedeutendste, Pierre Corneille, gegen die Zwangsfesseln der angeblich Aristotelischen Gesetze auf. Drei Jahre nach Mairet's „Silvanire" erschien seine Komödie „La Veuve", in deren Vorrede er auf die Zeit- und Ortseinheit zu sprechen kommt. Die erstere scheint dem Dichter genügend gewahrt, wenn jeder der fünf Acte die Dauer eines Tages habe, die letztere, wenn der Ort der Handlung nicht größer sei als die ganze Stadt, d. h. Paris. Erst durch die heftigen Angriffe, welche Corneille nach der Aufführung seines weltberühmten „Cid" (1636) erfuhr, weil er in dieser Tragödie mit den Regeln des Aristoteles frei geschaltet habe, wurde der große Dichter genöthigt, den drei Einheiten wenigstens — in der Theorie sich anzubequemen. Denn hinter seinen unebenbürtigen Gegnern stand der allmächtige Cardinal Richelieu und die neugegründete Akademie, die Gesetzeswächterin über Reinheit der Sprache und Strenge der Kunstform. Aber in der dramatischen Ausführung schaltet er mit der Zeiteinheit, deren Dauer seit Mairet's gesetzgeberischer Thätigkeit auf 24 Stunden ausgedehnt wurde, oft ebenso frei, wie in seiner „Veuve". Er zwängt Handlungen, Entschlüsse und Charakterwandlungen, die eine zeitliche Entwickelung von weit längerer Dauer voraussetzen ließen, in das Prokrustesbett der ihm selbst widerstrebenden Schultheorie; die Unveränderlichkeit des Ortes hält er zwar gelegentlich bis zum Widersinne fest, dehnt aber in andern Fällen die Scene über einen ganzen Palast oder einen idealen, nicht fest abgegrenzten Raum aus.

Wunderbarer ist es, daß der gehässigste Gegner Corneille's im Cidstreite, Georges de Scudéry, der Bruder jener bekannten „preciösen Romanschriftstellerin" Madeleine de Scudéry, keineswegs ein Anhänger der Aristotelischen Regeln war. Noch 1636 gesteht er ein, daß seine eben erschienene Tragödie „Didon" „un peu hors de la sévérité des règles" sei, doch müsse man neben dem Geschmacke der Gelehrten auch den — des Volkes befriedigen. Im Jahre 1634 und 1635 hatte er sich in den Vorreden zu zwei

jetzt vergessenen Stücken, der „Comédie des Comédiens" und dem „Prince déguisé" — offen über den Regelzwang lustig gemacht und zwar mit der ihm eigenen beißenden Schärfe. Wenn also die „Regeln" zum heiligen Gesetze für den Tragödiendichter wurden, so war das nicht das Verdienst des Cardinals Richelieu oder seiner akademischen Schleppträger, sondern die Schuld der Nachgiebigkeit Corneille's. Denn ehe der große Dichter sich widerwillig dem Zwange unterwarf, hatten die „drei Einheiten" nie als ein allgemein anerkanntes Gesetz gegolten und in Frankreich wenigstens ebenso viel Widerspruch wie Beistimmung gefunden. Ohne Corneille's Unterwerfung unter Richelieu's doctrinären Eigensinn würden aber Dichter wie Mairet und Chapelain, der unglückliche Verherrlicher Jeanne Dare's, oder langweilige Schulpedanten, wie der Aristoteliker Abbé d'Aubignac, nie das freiere Herkommen der französischen Dramatik in Fesseln geschlagen haben. Corneille's eigenen Dichtungen merkt man noch gelegentlich an, wie unfrei er sich in diesen Ketten bewegt. Racine's Meisterschaft wußte dagegen der Knechtung den Schein der Selbständigkeit zu geben, indem er als Vorwürfe seiner Tragödien so einfache Stoffe wählte, daß sie ohne psychologische Unmöglichkeit sich innerhalb der 24 Stunden entfalten konnten und eine Aenderung der Scene nicht nöthig machten. Die Komödie, der Corneille und die akademischen Theoretiker auch jene durch Aristoteles' Namen geschützten Zwangsketten anlegen wollten, hat diese Regeln noch längere Zeit gar nicht oder sehr äußerlich befolgt. Molière's Genius wußte in seiner „Frauenschule" mit den Fesseln zu spielen, obwol er sie nicht abzuwerfen wagte, aber auch er wurde, wie der Schöpfer des „Cid", als Aufrührer gegen Aristoteles' geheiligtes Angesehen heftig angegriffen und hielt sich von da ab streng an den Regelkram.

In seinem entschiedenen Kampfe gegen die Orts- und Zeiteinheit der französischen Tragödie und gegen den Misbrauch, welcher in Frankreich mit Aristoteles' Namen getrieben wurde, hat Lessing recht, wenn er Corneille die Hauptschuld an allen dramaturgischen Verkehrtheiten gibt. Aber er läßt doch die ganze Entwickelung des Streites für und wider die drei Einheiten außer Auge und beachtet die zwingenden Zeitumstände nicht, denen der Schöpfer des neufranzösischen Nationaldramas gegen bessere Einsicht gehorchte.

Richard Mahrenholtz.

Neue Romane.

1. Tileman vom Wege. Historischer Roman von Ernst Wichert. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 12 M.
2. Eine Versuchung. Roman von Sophie Junghans. Dresden, Verlag des Universum. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Die Lüge ihres Lebens. Roman von Alexander Römer. Berlin, Schorer. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Der Kampf ums Dasein. Eine Romanreihe. Von Conrad Alberti. Dritter Band: Das Recht auf Liebe. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 4 M.

In einer langen Reihe von Dichtungen, Romanen, Novellen und Dramen hat Ernst Wichert nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht, die Geschichte seiner engern Heimat Preußen, deren Schicksale ein mehr als locales Interesse verdienen, einer allgemeinern Theilnahme des deutschen Publikums zu erschließen. Er hat dabei jedoch nicht streng die chronologische Reihenfolge eingehalten, sondern sich nach Bequemlichkeit bald eine frühere, bald eine spätere Periode ausgesucht. Auf diese Weise sind Lücken in seiner Darstellung entstanden, deren merklichste er mit dem Roman „Tileman vom Wege" auszufüllen bemüht war. Hatte er in dem im Jahre 1881 erschienenen Romane „Heinrich von Plauen" den Anfang des Verfalles geschildert, welchem der Deutsche Orden nach der unglücklichen Tannenberger Schlacht, die er im Jahre 1410 gegen Polen und Litauen verlor, mehr und mehr entgegenging, so führt er uns in „Tileman vom Wege" (Nr. 1) den furchtbaren Kampf des Ordens gegen die mit Polen verbündeten Städte der Weichsellande vor und zeigt uns, wie dabei der Orden die Hälfte seines Besitzes einbüßte und gleichzeitig den Verlust seiner Unabhängigkeit zu beklagen hatte. Wichert schließt sich bei dieser Erzählung eng an den Gang der Geschichte an, über den er sich durch sorgfältige Studien der Quellen und literarischen Hülfsmittel so voll unterrichtet hat, daß selbst der Specialhistoriker ihm nicht leicht Unkenntniß in irgendeinem Punkte wird vorwerfen können. Leider aber hat sich Wichert durch seine umfassende Vertrautheit mit dem Gegenstande verführen lassen, mit zu großer Breite die geschichtlichen Vorgänge in seinem Romane vorzuführen. Diplomatische Actenstücke und Urkunden werden von ihm gelegentlich wörtlich benutzt und selbst die Reden, die bei den einzelnen Verhandlungen zwischen dem Orden und den Vertretern der aufrührerischen Städte gehalten worden sind, mit den Worten wiedergegeben, die wir in den Quellen aufgezeichnet finden. Auf diese Weise ist Wichert's Roman breiter geworden, als es dem Interesse an der poetischen Composition zuträglich ist, deren Vortrefflichkeit an und für sich den Roman als höchst empfehlenswerth erscheinen läßt und ihm gewiß viele dankbare Leser zuführen wird. Mit großem Geschick hat Wichert gerade diejenigen Personen in den Mittelpunkt seiner Darstellung gebracht, von deren Wirken die Geschichte verhältnißmäßig nur wenige Züge aufbewahrt hat. Dieses Verfahren gewährt ihm die Möglichkeit, ihre Figuren dichterisch freier auszuführen und ihren Charakter nach poetischen Gesichtspunkten tiefer und eingehender auszugestalten, als dies bei bekanntern Persönlichkeiten erlaubt gewesen wäre. Gerade nach der Seite

der poetischen Charakteristik hin finden wir seinen Roman vortrefflich. Die beiden Hauptgestalten, der thorner Bürgermeister Tileman vom Wege, und sein politischer Gegner, der marienburger Bürgermeister Bartholomäus Blume, deren beider Namen der Geschichte angehören, sind so einheitlich und scharf durchgeführt, daß sich ihr Bild der Phantasie des Lesers lebendig einprägt. Der wilde Haß des erstern gegen den Ordensmeister Ludwig von Erlichshausen, der seine Frau verführt hat, erklärt hinlänglich sein hochverrätherisches Vorgehen gegen das Ordensinteresse und erscheint psychologisch ebenso wol gerechtfertigt, als die hingebende Treue des marienburger Bürgermeisters für den Orden. Ein Liebeshandel zwischen Jost vom Wege, dem Sohne Tileman's, und Magdalene, der Tochter Blume's, einerseits, und zwischen Markus Blume, dem Bruder Magdalenens, und Ursula, der Tochter der Gattin Tileman's aus ihrem Ehebruche mit Ludwig von Erlichshausen, andererseits, stets an der richtigen Stelle wieder in den Vordergrund der Erzählung gerückt, dient dazu, das Interesse des Lesers immer wieder zu beleben, wenn es bei den rein historischen Partien etwa zu erlahmen anfangen sollte. Mit besonderer Vorliebe ist die Gestalt Markus Blume's und seiner Braut, der lieblichen Ursula, beleuchtet, deren Leben und Treiben in dem abgelegenen Waldwinkel, der ihre und ihrer Mutter Hütte birgt, als wohlthuendes Idyll in den Gang der politischen Ereignisse eingeschaltet wird. Einen Höhepunkt des Romans bildet schließlich die Belagerung Marienburgs durch die Polen und die heldenhafte Vertheidigung der Stadt durch Bartholomäus Blume und seine Getreuen, zu denen sich auch Jost vom Wege gesellt, um das Unrecht zu sühnen, das er in der Raserei der Leidenschaft für seine erst spät als solche erkannte Schwester Ursula an seiner wackern Braut Magdalene begangen hat. So hat Wichert in seinem Roman neben tiefernsten, ja grausigen Zügen, z. B. in der Schilderung des thorner Blutbades, auch gemüthvolle und innige Scenen der Familientreue und Liebe eingefügt und auf diese Weise ein Werk geschaffen, das seinen frühern Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.

Weit weniger Geschmack als dem Romane Wichert's vermögen wir dem an zweiter Stelle genannten Buche von Sophie Junghans, „Eine Versuchung" (Nr. 2), abzugewinnen. Das liegt in erster Linie an der unbeholfenen und incorrecten Schreibart der Verfasserin, welche die Lektüre ihres Werkes sehr erschwert. Ihr Satzbau erscheint vielfach schwerfällig, weshalb man an vielen Stellen einen Satz wiederholt lesen muß, um zu begreifen, was eigentlich gesagt sein soll. Ueberhaupt ist die streng logische Vortragsweise der Verfasserin nicht gerade geläufig; sonst könnte sie nicht Sätze, wie die folgenden, niederschreiben:

> Die Augen waren fast ganz geschlossen, daher die langen, gegen das Haar ziemlich dunkeln Wimpern auf der jetzt weißen, saftrunden Wange lagen. (S. 5.) — Das Wort Staatsbürger ist bald gesagt, und pflegt jetzt häufig für einen Zusammenguß unklar sich blähender Ideen gesetzt werden (sic!). (S. 39.)

Ganz besonders unschön und die so nöthige gute Stimmung des Lesers störend erscheint der Stil der Verfasserin in ihren Schilderungen. Man vergleiche z. B. ihre Charakteristik eines engadiner Dorfes auf S. 77, 78, und man wird uns recht geben, wenn wir sagen, daß solche Sätze, solches Zusammenschachteln mit den Regeln des guten deutschen Stils unverträglich sind. Und wem sollte nicht die Laune vergehen, wenn er Wendungen begegnet, wie folgender: „Als ich noch ein Junge und noch im erzogen (sic!) werdenden Zustand war"? (S. 34.)

Aber gesetzt auch, wir vermöchten über die grammatikalischen und stilistischen Schnitzer der Verfasserin hinwegzusehen und wollten uns blos an den Inhalt und die Anlage ihres Romans halten, so könnten wir auch nach dieser Seite hin nicht viel Gutes von dem Werke berichten. Es war nach unserer Ansicht kein glücklicher Gedanke, den bereits in Vergessenheit gerathenen Skandal, der vor einigen Jahren einem bekannten und lange Zeit im Mittelpunkte des Tagesinteresses stehenden Arzte auf dem Friedhofe einer süddeutschen Stadt durch die Zudringlichkeit einer Dame aus den bessern Gesellschaftskreisen widerfuhr, zum Gegenstande ihrer Erzählung zu machen und auf diese Weise dem Erregungsbedürfnisse des Publikums neue Nahrung zuzuführen. Es mag immerhin sein, daß sie im Stillen daran gedacht hat, den infolge des Vorkommnisses wenigstens mehrere Jahre hindurch übel belemmundeten Ruf des Arztes in den Augen der Zeitgenossen wiederherzustellen, indem sie ihren Helden, den Dr. Ludolf Mannhardt, der als das Ebenbild jenes Arztes erscheint, als das Opfer seiner Gutmüthigkeit und unheilvoller Umstände hinstellte und ihn im übrigen als eine über das Durchschnittsmaß der sogenannten Gebildeten weit hervorragende, selbständige Mannesgestalt charakterisirte. Uns genügt aber die bloße gute Absicht nicht, um die Wahl des Gegenstandes für ihren Roman zu rechtfertigen, der gerade wegen der großen Aehnlichkeit der erzählten Dinge mit dem thatsächlichen Verlaufe jener Begebenheit einen peinlichen Eindruck macht. Wollte die Verfasserin den Vorgang für einen Roman, d. h. für ein Kunstwerk verwerthen, so hätte sie alles äußerliche, pikante Beiwerk beiseite lassen und die an den Arzt herantretende Versuchung als einen typischen Fall behandeln müssen. Daran aber hat sie sowenig gedacht, daß sie sogar den Ausgang ihrer Erzählung gleichfalls ganz nach der Wirklichkeit eingerichtet hat, indem sie ihren Helden durch eine hochgestellte Persönlichkeit nach Berlin berufen und so zu größeren Ehren aufrücken läßt. Selbständig erfunden sind in dem Romane nur die Figuren Wilma's, der Braut Dr. Mannhardt's, und ihres hypochondrischen, griesgrämigen Onkels Obermüller, von denen wenigstens die erstere wegen ihrer liebenswürdigen Gediegenheit die Sympathie des Lesers erregt. Um so weniger ist das der Fall bei den Personen, in deren Kreise Dr. Mannhardt als Arzt und in seinen Erholungsstunden verkehrt. Sie werden durchweg als Geldprotzen ohne alle Bildung und ohne höhere Interessen geschildert und erscheinen in

so ungünstigem Lichte, daß sie mehr Caricaturen als Abbildern der Wirklichkeit gleichen. Endlich fehlt den Gestalten von Edmund Dolgen und seiner Frau, dem früheren Ladenmädchen Elischen Hermann, der Dr. Mannhardt einst ärztliche Hülfe gebracht hat, die nothwendige psychologische Vertiefung, die uns erklären müßte, warum Frau Dolgen die Liebe ihres Mannes misachtet und um jeden Preis die ihres Arztes zu gewinnen sucht. Kurzum, der von der Verfasserin gewählte Stoff ist keineswegs von ihr erschöpft, sondern nur oberflächlich angerührt worden. Uns hat daher der Roman „Eine Versuchung" von Sophie Junghans weder formell noch inhaltlich befriedigt.

Dagegen freuen wir uns bestätigen zu können, daß uns ähnliche Bedenken bei dem Lesen von Alexander Römer's Roman: „Die Lüge ihres Lebens" (Nr. 3) nicht aufgestiegen sind. Der klar und deutlich hervortretende Grundgedanke dieses Werkes, daß es unrecht ist, seine Vergangenheit zu verleugnen, ist so folgerichtig durchgeführt, daß man schließlich auch die Unwahrscheinlichkeit der für den besondern Fall des Romans gemachten Voraussetzung auf sich beruhen läßt und dem Verfasser bei der Ausgestaltung seines Problems willig Gehör leiht. Die Lüge, von der in dem Romane die Rede ist, besteht aber darin, daß Beate, die jugendliche Tochter des Grafen Teschy aus seiner geheimen Ehe mit der schönen Gräfin Werther, die nach dem frühen Tode ihrer Mutter von dem Gärtner Sievers und seiner Frau erzogen worden ist, ihren Lehrer, den Organisten Jobst Boldt, heirathet, ohne Kenntniß von dem Stande ihrer Aeltern zu haben, um der ungestümen Werbung eines rohen Liebhabers zu entgehen, und daß sie dem Wunsche ihres Vaters, der sich kurz nach ihrer Vermählung wieder seiner Tochter erinnert und sie in die ihrer Herkunft entsprechende glänzende Gesellschaft einführt, Folge leistend, es über sich gewinnt, als unvermählt aufzutreten, und ihren treuen Gatten, der sie freiwillig ziehen läßt, durch ihr Stillschweigen über ihre Vergangenheit zu verleugnen. Diese Lüge muß Beate schwer büßen, denn jung, schön und reich wie sie ist, zieht sie bald das Augenmerk des Legationsrathes Felix von Borkfeldt auf sich, der eine schwärmerische Zuneigung für sie faßt, welche sie nicht umhin kann zu erwidern. Auf diese Weise ergibt sich für Beate aus der „Lüge ihres Lebens" ein schwerer Kampf zwischen Pflicht und Liebe, der von dem Verfasser dadurch gelöst wird, daß in Beate das Pflichtgefühl die Oberhand behält, bis dann nach dem Tode ihres Gatten, und nachdem sie sich jahrelang als Pflegerin ihrer kranken und übellaunigen Großmutter bewährt und Selbstverleugnung zu üben gelernt hat, auch für sie die Stunde der Liebe schlägt und sie das Weib Borkfeldt's wird. Römer hat diesen seelischen Vorgang mit großer Feinheit durchgeführt, weshalb wir seinen Roman der Beachtung unserer Leser empfehlen können, was wir um so lieber thun, als Römer gewandt schreibt und ohne unnöthige Umschweife sicher auf sein Ziel lossteuert.

Wenn in Römer's Roman die Heldin die Pflicht höher schätzt als die Liebe und deshalb vom Dichter in Ausübung ausgleichender poetischer Gerechtigkeit doch noch an das Ziel ihrer Wünsche geleitet wird, so geht die Heldin in Conrad Alberti's Roman: „Das Recht auf Liebe" (Nr. 4) zu Grunde, weil sie die Liebe höher stellt als die Pflicht und die Schranken des Rechts und der Sitte unbedenklich überschreitet, um ihr vermeintliches Recht auf Liebe geltend zu machen. Sie glaubt nur leben zu können, wenn sie geliebt wird, das Dasein hat ohne Liebe keinen Werth für sie; sobald sie einsieht, daß ihr das Leben ihre Forderung nicht erfüllen kann, wirft sie es von sich, indem sie sich selbst durch Gift den Tod gibt.

Alberti bezeichnet den Roman: „Das Recht auf Liebe" als den dritten Theil seiner Romanreihe, die er unter dem Titel „Der Kampf ums Dasein" erscheinen läßt. Obwol er auch in ihm gelegentlich sich einige handgreifliche Derbheiten gestattet und in der Schilderung des Natürlichen sich keinen Zwang auferlegt, so hat er doch diesmal die Grenze des Zulässigen nicht oft überschritten und auch formell eine sorgfältige Durchführung in Bezug auf Stil und Redewendungen angewandt, die wir bisher an ihm nicht gewohnt waren. So kommt es, daß sein Werk in weit höherm Grade befriedigt als alles, was wir bisher von ihm gelesen haben. In der That hat er verstanden, der Hauptfigur seines Romans, der Frau Amalie Schultheß, eine gewisse, wenn auch einseitige Größe zu verleihen. Die Macht ihrer Leidenschaft und die Erbärmlichkeit ihres Gatten Max Schultheß, der nur Sinn für Gelderwerb und luxuriöses Leben hat, läßt ihren Fall erklärlich, ja entschuldbar erscheinen. Das würde in noch viel höherm Maße der Fall sein, wenn der Schauspieler Wallraf, dem zu Liebe sie ihren Ruf und ihre behagliche Lage opfert, ein Mann von wirklicher geistiger Größe wäre. Alberti hat ihn jedoch als einen Don Juan schlimmster Sorte geschildert und dadurch den Charakter seiner Heldin unnöthig herabgedrückt. Da aber Männer wie Wallraf leider in Wirklichkeit den meisten Einfluß auf leidenschaftliche Frauen auszuüben pflegen, kann man dem Verfasser, der grundsätzlich auf dem Boden des Realismus steht, keinen Vorwurf aus der Einführung dieses Charakters machen. Stellt er sich doch selbst in entschiedenen Gegensatz zu der Forderung seiner Heldin, indem er das Recht auf Liebe, so wie sie es geltend macht, nicht anerkennt, vielmehr der Ansicht Nietzsche's, die er zum Motto seines Romans erhebt, beipflichtet: „Die Forderung, geliebt zu werden, ist die größte der Anmaßungen."

Wir hoffen und wünschen, daß Alberti den in diesem seinem neuesten Romane eingeschlagenen Weg auch in seinen zukünftigen Schöpfungen weiter verfolgen möge. Er wird dann des Erfolgs bei den deutschen Lesern sicher sein können und wird es nicht mehr nöthig haben, sich wie früher über die Theilnahmlosigkeit des Publikums zu beklagen.

A. Hermann.

Neue Auflagen und neue Dichtungen.

1. Gedichte von Eduard Mörike. Neunte, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 4 M.
2. Gedichte von Isolde Kurz. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 4 M.
3. Im Windesrauschen. Epische Dichtungen von Helene von Engelhardt. Großenhain, Baumert u. Rouge. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Herr Gervin. Ein Minnelied von Paul Albers. Großenhain, Baumert u. Rouge. 1890. 12. 1 M.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Auflagen von E. Mörike's „Gedichten" (Nr. 1) sich in den letzten Jahren rascher gefolgt sind als in frühern Jahrzehnten (erste Auflage 1838). Das ist ein Beweis, daß das Echte doch immer wieder auftaucht aus der Flut des Guten wie des Mittelmäßigen, die heutzutage durch den deutschen Buchhandel rinnt; ein Zeichen ferner dafür, daß wir noch nicht im Realismus untergegangen sind und daß der so viel geschmähten Romantik, wenn ein echter Dichter ihr huldigt, Kräfte des Lebens innewohnen, die keine noch so nüchterne Zeit umzubringen im Stande ist. Ohne Romantik in irgendeiner Form ist überhaupt keine Poesie denkbar, und das Höchste, was seit Goethe an Lyrik geleistet worden ist, verdanken wir eben dem tief in der Romantik steckenden Schwaben Eduard Mörike.

Während die frühern Auflagen, die zu Mörike's Lebenszeit erschienen, selten mehr einen Zuwachs, nur kleine Aenderungen in einzelnen Gedichten enthielten, ist diese um einen kleinen Anhang Mörike'scher Gedichte vermehrt, welche dem Ansehen des Dichters jedenfalls keinen Eintrag thun — und das ist das Mindeste, was man von solchen Nachlesen verlangen kann —, vielmehr theilweise auf der Höhe seiner besten Leistungen stehen. Hier ein Sonett:

An L.

Wahr ist's, mein Kind, wo ich bei dir nicht bin,
Geleitet Sehnsucht alle meine Wege,
Zu Berg und Wald, durch einsame Gehege
Treibt mich ein irrer, ungeduld'ger Sinn.

An deiner Brust! o seliger Gewinn!
Doch wird auch hier die alte Wehmuth rege,
Ich schwindle, trunken, auf dem Himmelsstege,
Die Gegenwart flieht taumelnd vor mir hin.

So denk' ich oft: dies schnellbewegte Herz,
Vom Ueberglück der Liebe stets beklommen,
Wird wol auf Erden nie zur Ruhe kommen.

Im ew'gen Lichte löst sich jeder Schmerz,
Und all die schwülen Leidenschaften fließen
Wie ros'ge Wolken, träumend, uns zu Füßen.

Möge das deutsche Volk ferner einen seiner ersten Lyriker durch weitere Auflagen ehren!

Rasch ist die zweite Auflage der „Gedichte" von Mörike's Landsmännin, Isolde Kurz (Nr. 2), der ersten gefolgt, und diese zweite ist, wie es sich gehört, nunmehr in heimischem Verlage, nicht in der Fremde erschienen. Auch diese Auflage ist eine vermehrte. Die bedeutende Gedichtsammlung ist bei der ersten Auflage in d. Bl. besprochen worden (vgl. Nr. 2 f. 1889); was neu dazugekommen, 16 zum Theile umfängliche Gedichte, fügt sich in den gegebenen Rahmen aufs beste ein. Wir heben daraus hervor: „Musik der Dinge", „Wegwarte", „Winternachtstraum" und besonders „Des Apostels Heimkehr", von dem wir uns nicht versagen können, einige Verse herzusetzen. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß der Apostel David Livingstone ist.

Die Fahnen wehend, wenn auch führerlos,
Gen Osten wandert eine schwarze Schar
Durch Feindesland, aus dürrer Wildniß Schoß
Schlägt sie sich durch zum Strand von Sansibar.

Und welche Last umschließt die Hülle dort?
Ist's Elfenbein, um das ein Blutstrom rann?
Zur Küste ziehen sie mit welchem Hort?
Sie tragen einen todten, weißen Mann.

Der Hunger quält, der Feind versperrt den Paß.
Er lichtet ihre Reihn durch Hieb und Stich.
Sie wandern kämpfend fort ohn' Unterlaß,
Und scharen enger um den Todten sich.

Und Nachts am Feuer, das Gewehr im Arm,
Bei ihren Reisighütten lagern sie,
Zum Takt der dumpfen Trommel tanzt ein Schwarm
Und singt ein Lied in rauher Melodie:

„Singt, Brüder, singt! Der weiße Mann ist todt!
Er war uns Führer und er führt uns noch,
Schlicht war sein Haar und mild war sein Gebot,
Und Liebe bracht' er uns als Sklavenjoch.

„Ja, gut war unser Meister, seine Spur
Bezeichnet nicht der Raub, noch rother Mord,
Nach Wasser sucht' er und nach Bergen nur,
Und schlug in Fesseln mit der Gnade Wort.

„Wie sahn ihn knieend lehnen im Gebet
Am Rande seines Lagers starr und todt,
Gewiß, er hat zum weißen Gott gefleht,
Zu enden seiner schwarzen Kinder Noth.

„Nicht in den Dschungeln modre sein Gebein!
Bei seinen weißen Brüdern find' er Rast!
Wir tragen ihn — und müßten's Jahre sein —
Zum Meere tragen wir des Meisters Last."

— — — — — — — — — —

So reden sie und wieder sinkt die Nacht,
Doch über ihnen wie ein Wölkchen steht
Ein Engel, der mit goldnen Schwingen wacht,
Ihr Engel, des Apostels letzt Gebet.

Sie wandern, und das Jahr vollbringt den Lauf,
Da grüßen jubelnd sie den Ocean,
Ein britisch Fahrzeug nimmt den Heil'gen auf,
Doch sein Gebet zieht leuchtend ihm voran.

In der Abtei, wo Englands Helden ruhn,
Auf des Apostels Grabe kniet es still,
Die Hände faltend wie die Engel thun
Und ruft in jedes Ohr, das hören will:

„O sieh den Jammer, dem kein andrer gleicht!
O sieh den Hiob in der Völker Zahl!
Gesegnet wer die Bruderhand ihm reicht
Und heilt der Menschheit grauses Wundenmal.“

Die ganze Sammlung zu besprechen, liegt uns nicht ob; aber einiges können wir nicht zurückhalten, zumal es auch das Neuaufgenommene trifft. Daß wir es in Isolde Kurz' „Gedichten“ mit einer der bedeutendsten lyrischen Leistungen der Gegenwart zu thun haben, ist ohne Frage. Die Sammlung ist auch nicht blos willkürlich zusammengesetzt, sondern ist ein einheitliches Ganzes und zeigt Geist, Gemüth und Weltanschauung der Dichterin nach allen Seiten. Vergebens wird man aber in der ganzen Sammlung nach einem Funken, auch nur einem versprengten Funken Lichts von oben suchen*); wir bleiben, auch wo die Dichterin die höchsten Anläufe nimmt, unten, und die hier allüberall hervorbrechende Weltanschauung ist eine traurige, todestraurige. Es mag Gemüther geben, denen eben deshalb diese Gedichte zur Erquickung, ja vielleicht sogar zur Erhebung dienen; wir möchten sie nicht zu Begleitern für unser Leben wählen.

Was die Form betrifft, so ist diese fast durchgängig vollendet. Störend, sehr störend sind die classischen oder wenn man will Renaissance-Reminiscenzen: Argo, Orion, Neptun, Thetis, Persephone, Letherausch — was soll denn all das Zeug in modernen deutschen Gedichten! Fröhlich tummeln sich auch Parzen, Nornen und Cherubim untereinander; wir meinen, wo Nornen sind, braucht's keiner Parzen, und was eigentlich Cherubim sind, weiß die Dichterin wahrscheinlich so wenig wie wir. Endlich sollte eine so bedeutende Dichterin wie Isolde Kurz es verschmähen, mit Smaragden und Amethysten zu arbeiten und das öfters wiederkehrende farblose „magisch“, das weder für Auge, Ohr noch sonst einen Sinn etwas besagt, müßte von einer Dichterin verschmäht werden, der die anschaulichsten und darum echt dichterischen Worte so zu Gebote stehen wie Isolde Kurz.

Mit Freuden reihen wir dieser Dichterin eine andere an, Helene von Engelhardt. Es ist lange her, daß wir von der begabten Dichterin nichts mehr gehört haben. Diese ihre neueste Gabe: „Im Windesrauschen“ (Nr. 3), scheint uns ihre frühern Dichtungen zu überragen: es ist viel zwingende dichterische Gewalt und echte Gestaltungskraft darin. Auch die Sprache ist eine machtvoll klingende und brausende: hier hat wieder einmal ein Dichter gezeigt, welcher Sprachmusik die deutsche Sprache fähig ist. Was der Wind erzählt, ist der Inhalt dieser episch-lyrischen Dichtungen.

Der Dichter ist das Sonntagskind,
Gefeit von Gottes Gnaden,
Ihm spricht der Wald, ihm spricht der Wind,
Und wo der Born der Sage rinnt,
Da darf er selig baden —

singt die Dichterin selbst im Schlußworte. Sie hat verstanden, dem Winde zu lauschen und uns sein Wehen zu künden, sei es daß er über Spitzbergens Eis bläst, und von dem Schicksale dort gescheiterter Matrosen berichtet („Das Grab auf Spitzbergen“ — wol das Beste und Ergreifendste), sei es daß er über Bagdads Fluren fährt und von „Maimuhne“, der schönen Schwester Harun al Raschid's und ihrem Schicksale erzählt, oder daß er „von Grettir dem Starken“ aus dem fernen Island Kunde bringt. Das sind die drei größern epischen Dichtungen, dazwischen noch kleinere, alle vom Winde oder Sturme singend. Hier die ersten zwei Verse von „Aquinoctialsturm“:

Wie tost die See! wie ächzt der Wald!
Es bengen sich knarrend die Fichten,
In Lüften hängen zu Knäueln geballt
Zerrissene Wolkenschichten;
Sie treiben dahin, zerfetzt und gejagt,
Wie im Herbst aufwirbelnde Blätter,
Und drohend über den Nebeln ragt
Der Riese Wind und Wetter.

Wie keuchend wild sein Odem schnaubt!
Wie spannen sich Muskeln und Sehnen!
Ums ungefüge Riesenhaupt
Hinflattern die zottigen Mähnen.
Der Mantel schwarz wie die Wetternacht,
Umweht die gewaltigen Glieder;
Aus den Augen lodert dämonische Macht,
Vernichtung brütend, Verderben bedacht,
Und es rieselt ein Grausen unheimlich erwacht
Auf die zitternde Erde nieder.

Auszustellen wäre hier etwa die Construction „Verderben bedacht“ statt auf Verderben. Auch „dämonisch“ ist mir, wie bei J. Kurz „magisch“, zu abgegriffene Münze. Daß die Dichterin auch andere Töne als die rollenden und grollenden anzuschlagen weiß, zeigen die Lieder in „Maimuhne“, z. B. das zum Componiren förmlich drängende:

Die Zeit ist da, die Wonnezeit,
Granatbaum steht in Blüte.
Was wähntest du den Lenz so weit,
Ungläubiges Gemüthe?
Streif ab den Traum der Winternacht,
Erwach' aus dumpfem Brüten,
Rings liegt die weite Frühlingspracht —
Granatbaum steht in Blüten.

Bei den fast immer wild bewegten Rhythmen wird man nicht allzu strenge mit pedantischer Metrik kommen, zumal wenn man sie vorliest. Sonst würde man allerdings Daktylen wie „Großmutter“, „tollkühne“, „Sturmvogel“ bedenklich finden müssen, dafern man überhaupt der deutschen Poesie noch immer die antike Metrik aufzwängen will. Störender als diese Dinge waren mir die einmal nicht mehr gebräuchlichen Verlängerungs-e: gähnet, raset, erbebet, trinket — diese alle in einer Strophe. Ich finde nicht, daß diese Dehnung nothwendig ist, im Gegentheil, durch eine gewisse Verlangsamung des Metrums wird der Vortrag nur wirksamer:

Schwarz gähnt die Nacht überm Erdenrund,
Durchrast von heulendem Sturme,

*) Die eben mitgetheilten Strophen enthalten unserer Empfindung nach doch wol einen solchen. D. Red.

Es springt an den Ritter sich winselnd der Hund,
In kämpfendem Aufruhr erbebt der Grund
Und leise nur tönt mit warnendem Mund,
Das Glöcklein hernieder vom Thurme.

In kalter Winternacht, wenn draußen die Stürme tosen, erschließen sich dem Leser in diesen Dichtungen prächtige Blumen, noch mehr aber dem Hörer, wenn sie gut vorgetragen werden.

Wenn ich aus Paul Albers' „Herr Gervin" (Nr. 4) einen Vers des Einleitungsgrußes hersage:

Frisch auf, mein Liedchen, schwinge
Dich in die weite Welt —
Hei! singe, meistersinge,
So wie es dir gefällt! —
Und schüttelt mit dem Kopfe
Dann der Philister nur,
So laß dem schäbigen Tropfe
Die schäbige Censur! —

Wenn ich aus der Mitte citire:

Nun gebt mir meine Fiedel her,
Daß ich sie lustig streiche,
Dem Spielmann fällt kein Liedel schwer,
Ob Tanzlied oder Leiche.
Zum Wânaldei und Gofenanz,
Zum Treirôs und zum Ridenanz,
Ich spiel' zu allen Tänzen! —

Wenn ich den ersten Vers des Epilogs anführe:

Verklungen ist der letzte Ton,
Die Harfe leg' ich aus der Hand
Und harre schweigend auf den Lohn,
Obwol ich ihn zum Theil schon fand:
Denn wenn ich auch im Schaffensdrang
Gefunden hab', was ich begehrt,
So ist und bleibt des Lesers Dank
Dem Sänger doch mündlich werth! —

so weiß der Leser ganz genau, daß er es hier mit einem der vielen Scheffel-Baumbach'schen Ableger zu thun hat. Doch der Stammbaum dieses Sanges geht noch weiter zurück, wie uns die eingestreuten mittelhochdeutschen Worte und Verszeilen zeigen: es haben die Minnesänger und die Carmina burana ihr gut Theil daran, und daß der Verfasser sich auch in Alwin Schultz und andern Werken über den Minnesang und das höfische Leben tüchtig umgesehen hat, das bekunden die 62 Anmerkungen, von denen nicht weniger im Texte einfach in Verse gebracht sind. Daß die zahlreichen eingestreuten Lieder im Tone der Zeit gehalten seien, wird ein billig Denkender nicht verlangen. Diese Lieder pflegen ja das erste zu sein; hernach, um sie unterzubringen, da sie zu einer eigenen lyrischen Sammlung nicht ausreichen, erfindet der Dichter einen Rahmen dazu, und der Minnesang ist fertig. Sie sind also auch hier die Hauptsache, und da erfordert es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß manch flottes Lied, manch innig empfundenes darunter ist, wie der Verfasser denn auch über eine anerkennenswerthe Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau verfügt. Daß ihm manchmal auch böse Prosa mit unterläuft, zeigt der mitgetheilte Vers des Epilogs; es geschieht dies am allermeisten da, wo der Verfasser diese lyrischen Sächelchen der Handlung des Epos anbequemen will, mit der sie doch gewiß ursprünglich nichts zu thun haben. So wird wol Paul Albers' Minnelied zu den übrigen gelegt werden dürfen.

Richard Weitbrecht.

Memoiren.

1. Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen von Eduard Reichenau. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 5 M.

„Die Welt war damals noch gewöhnlich und ruhig lebten hin die Leut'." Wann dieses „damals" vollständig dagewesen, hat Heine wahrscheinlich selbst nicht anzugeben vermocht, — daß es vor vierzig und fünfzig Jahren vollständiger als in unsern stürmischen Tagen dagewesen, weiß, wer von der deutschen Vergangenheit überhaupt etwas weiß. Der Verfasser des vorliegenden Buchs zählt offenbar nicht nur zu den Wissenden, sondern zu denen, die sich bewußte Rechenschaft über Werth und Eigenthümlichkeit der durch das Jahr 1866 abgeschlossenen vorigen Periode deutscher Entwickelung gegeben haben. Aus den Blättern, die er uns übergeben, weht ein Geist des Friedens, der Harmonie und gesättigten Bildung, der überall da wohlthuend und beruhigend gespürt werden wird, wo man sich der sogenannten „Jetztzeit" noch nicht mit Kopf und Kragen verkauft hat. Eduard Reichenau hat die bestimmenden Eindrücke seines Lebens in einer Epoche empfangen, die Goethe als diejenige „des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft, wo alles nach innen wirkt", bezeichnet. Er hat seine Studien vor Ausbruch der Julirevolution begonnen, er hat die Ausläufer der Romantiker noch persönlich gekannt, die von ihnen geübten Einflüsse auf sich wirken lassen, in Tagen ungetrübten Friedens das eigene Haus aufgebaut und die maßgebenden Stadien des Staatsdienstes durchlaufen, — er hat in die Erschütterungen der Jahre 1848 und 1849 einen fertigen, nicht mehr umzuwerfenden Menschen mitgebracht. Ihm bedeutet die religiöse Anschauung noch die Grundlage der sittlichen Existenz, die Theilnahme an dem Kunstleben der Zeit die Befriedigung eines tiefgehenden inneren Bedürfnisses, das mit Mode und Bildungsausputz nichts zu schaffen hat, — das liebevolle Verhältniß zu Staat und Gesellschaft eine Ergänzung des individuellen Daseins. Damals knüpfte der „Patriotismus" noch an die Liebe zur Heimat an und hatte derselbe mit Parteiwesen für das eine oder andere politische Programm nichts oder doch nur sehr wenig zu thun: die Heimatliebe des Knaben erweiterte sich zu einem Staats-

gefühl des Jünglings, auf welchem die deutsche Nationalgesinnung des Mannes sich naturgemäß aufbaute. Die ideale Auffassung des Lebens war die gegebene, weil sie den Heranwachsenden von einer Generation überliefert worden, welcher der Idealismus der classischen Literaturperiode in Fleisch und Blut gegangen war.

Das Dichterwort:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Aber sucht es nicht darin —

wurde noch wörtlich genommen und den Kindern in die Wiege gelegt.

Dem in solcher Ueberlieferung emporgekommenen Geschlechte hat der Verfasser angehört. Aus solcher Gesinnung ist das vorliegende Buch geflossen und sie ist es, die demselben einen eigenthümlichen Reiz gibt. Bedeutende Ereignisse und bedeutende Menschen haben in das Leben des Verfassers nicht hineingegriffen und auf Bedeutung im Sinne des Außerordentlichen erhebt seine Erzählung keinen Anspruch. Vor dem Leser wird das Bild einer würdigen, tüchtigen, durchaus harmonischen Existenz aufgerollt, die ihre Befriedigung in bescheidener und gewissenhafter Pflichterfüllung und freudiger Betheiligung an den Errungenschaften der Zeitgenossen gesucht und gefunden hat. Bis ins einzelne erfahren wir, wie die Ereignisse der letzten vierziger Jahre und der auf dieselben folgenden beiden Jahrzehnte sich in der Seele eines vormärzlichen Normal-Deutschen von tüchtiger Bildung und sittlichem Ernste gespiegelt haben. Beiläufig bemerkt hat auch der Verfasser dem sogenannten „tollen Jahre" den unvermeidlichen Tribut gezahlt und durch die (natürlich bitter bereute) Unterschrift unter eine im Grunde höchst unschuldige Adresse seine Beamtenlaufbahn gefährdet, — einer der vielen typischen Züge, welche dem vorliegenden Buche Anspruch auf culturgeschichtliche Bedeutung geben. Daß der Verfasser an Paganini und Henriette Sontag, Jean Paul's Witwe und Bettina von Arnim, Zelter und Adalbert von Chamisso nicht gleichgültig vorübergegangen, versteht sich bei einem gebildeten Norddeutschen der dreißiger Jahre ebenso von selbst, wie daß derselbe lyrischer Dichter und gelegentlicher Mitarbeiter des „Musenalmanachs" gewesen ist und daß er besonders festliche Ereignisse an dem historischen Tische „bei Lutter und Wegener" gefeiert hat!

Alles das wird einfach, schmucklos und bescheiden, aber eben darum außerordentlich liebenswürdig auf den vorliegenden Blättern erzählt. Bücher solcher Art pflegen der Nachwelt unschätzbar zu sein, weil sie Beiträge zur Zeitgeschichte enthalten, die vermöge ihrer Unabsichtlichkeit das tendenziös Ueberlieferte heilsam ergänzen. Vorliegendenfalls wird indessen auch auf den Antheil der Mitwelt gerechnet werden dürfen. Dem während der beiden letzten Jahrzehnte emporgekommenen Geschlechte beginnt der hinter dem Jahre 1848 zurückliegende Zeitraum bereits als „Vorzeit" zu erscheinen, deren volles Verständniß eines gewissen Studiums bedarf. Zu solchem Studium darf die Reichenau'sche Selbstbiographie besonders empfohlen werden, weil sie Bildung und Gesinnung der Kinder des Restaurationszeitalters nach allen charakteristischen Momenten zum Ausdrucke bringt. Die deutschen „Gebildeten" (im alten aristokratischen Sinne des Worts) werden von dieser vielgescholtenen und in mancherlei Rücksicht tadelnswürdigen Periode vielleicht einmal sagen, was Talleyrand von der noch viel tadelnswürdigern classischen Aristokratie gesagt hat, „daß nur diejenigen, die vor dem Jahre 1789 (hier: vor dem Jahre 1848) gelebt haben, wüßten, was es heiße, das Leben genießen".

So befriedigt und dankbar, wie Herr Reichenau gethan, dürften nicht allzu viele „Geheime Regierungsräthe" der letzten zwanzig Jahre auf „ihre Zeit" zurücksehen!

2. Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752 bis 1773 von Helene von Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 4 M.

Das vorliegende Büchlein gehört in die Kategorie derjenigen, welche keiner Empfehlung bedürfen. Die „Memoiren des Aeltervaters" werden ihren Weg ebenso von selbst machen, wie es der Aeltervater seinerzeit gethan hat. Dem Leser wird die Geschichte eines der Glücklichen erzählt, an welche Goethe gedacht hat, als er die berühmten Zeilen schrieb:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Im ersten Theile des Buchs (152 S.) berichtet ein armer junger Lieutenant, wie es ihm in den knappen und schweren Tagen des großen Königs gelungen ist, ohne Vermögen, ohne sorgfältige Bildung, ohne Verbindungen und Empfehlungen seinen Weg durch schwierige Verhältnisse zu finden und ein glücklicher, tüchtiger und geachteter Mann zu werden. Wie und warum ihm das gelungen, weiß er so wenig, daß er es einfach auf die Gnade Gottes zurückführt; der Leser aber weiß, daß diese Gnade einem Würdigen zugefallen, einem der Glücklichen, die alles mit ihrer Persönlichkeit zwingen, obgleich oder vielmehr weil sie von sich selbst und dem, was ihnen verliehen worden, nichts wissen. Reiner und gesunder Sinn, frische Energie, lebendiges Pflichtbewußtsein und angeborene Herzensgüte schließen dem armen Jungen, der nichts als des Königs Rock und ein weniger als bescheidenes Gehalt mitbringt, alle Thüren auf, einerlei ob hinter denselben gestrenge Vorgesetzte, wohlwollende Frauen oder schöne und liebenswürdige Fräulein sitzen. Dem Feinde sieht der beherzte und dabei bescheidene Bursche ebenso muthig ins Auge, wie dem gestrengen Fürsten, der über der bewundernden Armee in einsamer Höhe gebietet, und schließlich der schönen, anscheinend unerreichbaren „Comtesse", deren vielbegehrte Hand er zu erobern weiß, ob er gleich nichts als sich selbst mitzubringen vermag.

Wie das zugegangen, lehrt die zweite Hälfte des Buchs, eine Sammlung von Briefen des unwiderstehlichen Lieute-

nants an seine künftige Frau, — Briefe, die zu dem Gewinnendsten und Liebenswürdigsten gehören, das in dieser Gattung gedacht werden kann. Da ist nichts von modernem Selbstgefühl und moderner „Schneidigkeit", aber desto mehr von echter und reiner Empfindung zu finden, von tiefer und herzlicher Hingabe an ein geliebtes Wesen, das um seiner selbst geliebt und dem Liebe um Liebe geboten wird. An das Zeitalter der Zöpfe und Verschnörkelungen, in welchem die Geschichte spielt, wird der Leser nirgends erinnert, denn der Briefsteller redet mit einer Natürlichkeit und Frische, wie sie zu jener Zeit das ausschließliche Privilegium gesunder Naturen gewesen sein mag, denen die Verkünstelungen der Mode nichts anzuthun vermochten, — weil sie unter allen Umständen „sie selbst" zu bleiben wußten.

An dem gesammten Buche ist nur eine und dazu eine pedantische und kleinmeisterliche Ausstellung zu machen: diese nämlich, daß die Herausgeberin nicht angegeben hat, inwieweit sie an die Aufzeichnungen des Ahnherrn die bessernde Hand gelegt hat. In gewissem Maße muß das geschehen sein, weil Schreibung und Ausdrucksweise des 19. Jahrhunderts angewendet, die orthographischen Eigenthümlichkeiten der alten Zeiten ausgemerzt, die typischen Wunderlichkeiten des damaligen Stils sichtlich abgeschwächt worden sind. Einige Rechenschaft über die Methode, nach welcher dabei verfahren worden, hätte dem Leser nicht vorenthalten werden sollen, der den Verfasser der Briefe zu genau kennen und lieben gelernt hat, um nicht Anspruch auf vertrauteste Bekanntschaft mit ihm zu besitzen.

Hans Müller.

Aeußerungen zur Literatur.

1. Literarische Blätter. Zeitschrift für moderne Poesie. Herausgegeben von Franz Evers und Albert Kohl. Augsburg, Gebr. Reichel. 1890—91. 4. Vierteljährlich 3 M.

Diese mit dem 1. Juli 1889 enstandene Zeitschrift brachte in dem geringen Umfange von 8 Seiten monatlich Charakteristiken von deutschen Schriftstellern, Kritiken und lyrische Gedichte. Nunmehr in den neuen Verlag übergegangen, wird sie seit dem October v. J. in stattlicher Gestalt ausgegeben. Das erste Heft beginnt mit einer formreinen und schwungvollen alcäischen Ode „Herakles Musagetes" von Oskar Linke. Es folgt ein nicht minder poetischer Aufsatz des Herausgebers Franz Evers: „Unser Credo". Wenn ich dies Credo recht verstehe, so will das Blatt auch in seiner neuen Erscheinung fortfahren, einen „gesunden modernen Idealismus", wie vor einem Jahre das Programm lautete, zu pflegen. Dabei kann es natürlich immerhin auch Schöpfungen einer andern Richtung bringen, aber in seinem kritischen und theoretischen Theile muß es unbedingt seine Fahne hochhalten. Und nun lese man Leo Berg's Kritik von Julius Duboc's „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland". Dieselbe ist ein Faustschlag in das Antlitz des Idealismus, welchen die Zeitschrift verficht. Der Kritiker steht auf dem Standpunkte des sittlichen Nihilismus und findet, „der ganze holde Optimismus, mit dem Duboe zum Schlusse selbst die Zweifel seiner Seele besänftigt", indem er die Pflicht des Menschen gegen den Menschen festhält, „schmeckt doch etwas sehr nach dem Philister". Ein Aufsatz von Dr. B. T. Stäter: „Die deutsche Lyrik seit 1850", knüpft an das Kneschke'sche Buch „Deutsche Lyriker seit 1850" an und will „versuchen, etwas chronologische Ordnung in die alphabetische Aneinanderreihung der Lyriker bei Kneschke zu bringen." Carl Buße charakterisirt Emil zu Schönaich-Carolath gut. Der Anfang von Ludwig Jacobowski's „metaphysischem" Prolog zu „Vom Geschlecht der Promethiden" erregt Spannung, dagegen wird eine Jambentragödie „Gordon's Tod" von Ludwig Stein, deren erster Aufzug vorliegt, schwerlich anderes als bedenkliches Kopfschütteln erregen. Unter den lyrischen Gedichten möchte ich Mauriee von Stern's „Morgen in Konstantinopel", Richard Zoozmann's „Sedan" und Julius Hart's „Frühling-Astarte" hervorheben. — Von ganzem Herzen wünsche ich dem mit so viel Begeisterung ins Leben gerufenen Organe des modernen Idealismus sichern Curs und glückliche Fahrt.

2. Sonnenaufgang. Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Von Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 4. 2 M.

Der Leitspruch des Buches lautet, charakteristisch genug:

Der „Realismus" ist nun alt. Es wird höchste Zeit, etwas Neues zu bringen, das über die Gegenwart hinausführt, die Alten noch älter und die Jungen alt erscheinen läßt.

Man sieht, die Herrn haben es herrlich weit gebracht und zum mindesten das Laster der Bescheidenheit völlig abgethan.

A. Lauenstein beantwortet die Frage: Was kann das deutsche Volk von seinen Dichtern verlangen? Es soll verlangen können, daß sie in ihren Werken die Weltanschauung der Gegenwart zum Ausdrucke bringen. Ganz richtig; aber was ist die Weltanschauung des deutschen Volks von heute? Wer ist die Weltanschauung des deutschen Volks von heute? An den Dogmen zweifeln viele, von den Gebildeten die große Mehrzahl, viele auch an der Unsterblichkeit, an dem Dasein eines Gottes vielleicht nicht hunderttausend in ganz Deutschland, an der sittlichen Verantwortung theoretisch vielleicht zehntausend, praktisch kein Mensch, denn wie sie Unrecht zu erleiden meinen, machen sie sofort andere verantwortlich. Eine solche Weltanschauung dem deutschen Volke unterschieben, ist also eine

Fälschung von solcher Ungeheuerlichkeit, daß ihr nichts an die Seite zu setzen ist. Auf dieser Fälschung aber beruht zum größten Theil der Anspruch, welchen Lauenstein im Namen des deutschen Volkes an die deutschen Dichter erhebt. Unserm Volke würde eine Kunst, welche auf der Weltanschauung der beiden Verfasser des Buchs und der kleinen Schar philosophisch Gebildeter, oft auch nur philosophisch Eingebildeter, die mit ihnen übereinstimmt, beruhte, fremd und abstoßend gegenüberstehen. „Die Aesthetik der neuen Dichtung" ist bisher ein Ding, das alles ist, nur keine Aesthetik.

Dann „Kunst und Sittlichkeit". Es ist lächerlich, das „Du sollst!" der Gebote und den kategorischen Imperativ durch Darwin's Entdeckung der Wahrheit, „daß die Bethätigung der Kraft im Kampfe um die Selbsterhaltung das höchste Lebensgesetz sei", beseitigt zu glauben. Welcher Denker hat je diese Wahrheit verkannt? Für den physischen Menschen hat sie immer gegolten, daß sie aber auch für den moralischen Menschen gelte, das hat Darwin weder erweisen wollen noch können. „Seitdem ist die Hebung der Gattung zum Ideal geworden" — für einige wenige philosophisch Gebildete. Der unermeßlichen Mehrzahl der Menschen wird man nie einreden können, daß sie nicht ihre Weiber und Kinder lieben sollten, sondern die künftigen Generationen, von denen sie keine Liebe erfahren, noch erfahren werden. Hier schirmt also ein natürlicher und harmloser Egoismus den innigsten und am meisten poetischen aller menschlichen Triebe. So wird es wol einstweilen noch bei der alten Moral sein Bewenden haben, trotz alles Scheltens auf die „Ataviſten". Die Abhandlung enthält im einzelnen eine ganze Reihe von verständigen Gedanken, aber das beste in ihr ist die dargelegte und bekämpfte Anschauung der beiden Harts. K. Grottewitz' „Weiterentwickelung der Sprache", nämlich aus der neuen Weltanschauung heraus, beruht auf demselben Grundirrthume, wie Lauenstein's Abhandlung und eben desselben „Literarisches Maskenfest" enthält einige recht witzige Erfindungen, beweist aber natürlich nichts und soll ja auch nichts beweisen, und der „brausend über die Erde schallende Gesang der modernen freien Geister" ist von ungewöhnlicher Seichtheit und Plattheit.

3. Die deutsche Literatur in der Klemme. Eine literarische Randglosse von Anton Schmid. Weimar, Weißbach. 1890. 8. 1 M.

Schmid gibt wesentlich eine Geschichte der jüngsten Bewegung der deutschen Literatur und wendet sich mit besonderer Schärfe gegen Bleibtreu, dessen Anmaßung und dessen Unklarheit allerdings gleich groß ist. Auch sonst hat er den Ausschreitungen des Naturalismus gegenüber durchaus recht, aber er vertheilt Lob und Tadel mit recht unsicherer Hand. Wenn er in Wildenbruch einen werdenden realistischen Epiker ersten Ranges sieht, so ist das als Curiosum anzumerken. Ebenso komisch ist es, wenn er Heinrich Hart bis jetzt noch „unscheinbar" findet, aber hofft, er werde sich dereinst zu einem „kleinen Hanerlein" (?) auswachsen. Sich zu einem „...lein" auswachsen, das ist köstlich. Nun jammert er, vielleicht um ein Pflaster auf die Wunden zu legen, welche er den Naturalisten geschlagen zu haben meint, mit ihnen um die Wette über den Verfall der Lyrik. Er baut zunächst auf Arno Holz (S. 43). Daß er auf S. 27 Detlev von Liliencron und auf andern Seiten andere lebende Dichter recht anerkennend erwähnt hat, hat er natürlich schon vergessen. Und Ferdinand Avenarius? Und Karl Weitbrecht, in dessen Liedern sich „dralle Gegenständlichkeit" mit der Idee vermählt? Und so mancher andere? Aber es muß abgesprochen werden: das imponirt — den Urtheilslosen.

Adolf Brieger.

Zur Völkerkunde.

Die Welt der Slawen. Von Friedrich von Hellwald. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1890. Gr. 8. 6 M.

Wenn ein Italiener, Spanier oder Franzose versuchen wollte, die „Welt der Germanen" in einem dünnen Octavbande abzuhandeln und auf 411 Seiten Staatswesen, Volksthum, Sitte, Religion u. s. w. der Deutschen, Engländer und Skandinavier abzuhandeln, so würden wir Deutschen die ersten sein, zu einem solchen Unternehmen die Köpfe zu schütteln. Europäische Länder und Völker von geschichtlicher Bedeutung und eigenthümlichem Charaktergepräge ohne Kenntniß ihrer Sitze und ihrer Sprache schildern zu wollen, ist in neuer Zeit, zu welcher die meisten Leute die meisten Theile des Welttheils durchstreift haben, nicht mehr erlaubt. Vollends da nicht erlaubt, wo man — wie bei uns — den Anspruch erhebt, in geographischer und ethnographischer Rücksicht besser beschlagen zu sein als in andern Ländern, und wo man eine Literatur besitzt, die der Erforschung des Einzelnen anders gearteter Menschen und Völker seit lange die ernsteste Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Der Verfasser scheint in diesen Beziehungen anderer Meinung gewesen zu sein. Wem das vorliegende Buch bestimmt ist, hat er nicht gesagt. Denjenigen sicher nicht, die auch nur ein ernsthaftes Buch über Polen, Russen, Bulgaren u. s. w. gelesen haben, — noch weniger aber Lesern, die sich über den Gegenstand zum ersten male belehren wollen. Ueber die Bedenklichkeit allgemein gehaltener Urtheile, welche Charakter, wirthschaftliche Existenzform, Sittlichkeit u. s. w. zum Gegenstande haben, setzt man sich allenfalls hinweg, wenn diese Urtheile von gewichtiger, anerkannt zuständiger Seite gefällt werden: der Verfasser selbst kommt vorliegendenfalls nicht in Betracht, unter den Gewährs-

männern aber, auf die er sich beruft, befindet sich kaum einer, der eine legitimatio ad causam nachzuweisen vermöchte. Wäre dem anders, so hätte der Verfasser den eigentlich springenden Punkt der west- und südslawischen Entwickelung mit ungleich größerm Nachdrucke als geschehen betont. Er hätte ausgeführt, daß die Abhängigkeit der Bulgaren vom Byzantinerthume nur das Glied einer ganzen Kette analoger Verhältnisse ist, daß die Unterwerfung zahlreicher Westslawen unter Deutsche und Magyaren, — die Vorherrschaft polnisch-lateinischer Bildung über Klein-, Weiß- und Rothrussen die Entwickelung dieser Stämme geradezu bestimmt hat, daß die Versuche zur Beseitigung solcher Abhängigkeiten den eigentlichen Inhalt alles nationalen Lebens dieser Völker bilden, daß der russische Staats- und Gesellschaftsbau nur unter Festhaltung der Thatsache verstanden werden kann, daß seine Gründung von Skandinaviern ausgegangen war, daß die von diesen geschaffenen Theilfürstenthümer gegen 300 Jahre unter mongolischer Herrschaft gestanden haben, daß ihre Unterwerfung unter Moskau namens der mongolischen Oberherren in Angriff genommen und mit äußerster Gewaltsamkeit durchgeführt worden. — Unter diesen leitenden Gesichtspunkt gestellt, hätte das über das Einzelne (Volksgebräuche, Trachten, Familie agrarische Organisation) Berichtete vielfach andere Gestalt angenommen. Insbesondere hätte der Verfasser für seine Ausführungen über das (keineswegs auf Rußland beschränkte) Sectenwesen innerhalb der griechischen Kirche eine Systematik gefunden, die bedauerlicherweise vollständig fehlt. Ihm und seinen Lesern wäre bekannt geworden, daß die russischen Sekten höchst verschiedenen und zum Theile sehr fremdartigen Ursprungs sind, daß nur ein Theil derselben mit dem Schisma des 16. Jahrhunderts im Zusammenhange steht, daß die Reformen Peter's des Großen die Bedeutung der Sekten ebenso fundamental verändert haben wie ihr Verhältniß zur russischen Staatskirche. Endlich wäre der epochemachenden Einwirkung der Union wenigstens so weit Erwähnung geschehen, als zum Verständnisse der neuern Vorgänge in Galizien und Weißrußland unbedingt nothwendig ist.

Diesen Mängeln sind bedauerlicherweise Irrthümer der handgreiflichsten Art gepaart. Die Darstellung der russischen Dorfgemeinde ist unrichtig, weil sie von der falschen Voraussetzung ausgeht, „jeder Knabe" bringe den Rechtsanspruch auf eine Landparcelle mit auf die Welt und die Vertheilung der Dorfmark geschehe nach Köpfen. Daß die russische „Lösung der Frauenfrage" gute Früchte getragen habe, ist ebenso falsch, wie die Behauptung, daß die russische Generalstochter Pusstowoitowa einen polnischen Frauentypus dargestellt habe oder daß Räuber- und Haidukenthum dem großrussischen Stamme völlig fremd geblieben sein sollen u. s. w. Man braucht nur Turgenjew und Puschkin mit einiger Aufmerksamkeit gelesen zu haben, um das Gegentheil zu wissen. Bedauerlicherweise hat der Verfasser sich aber nicht an eingeborene, sondern an fremde Autoritäten gehalten und allen Ernstes gemeint, Kanitz sei in bulgarischen, Sacher-Masoch in ruthenischen, Meyer von Waldeck oder Franz von Löher in russischen Dingen Autorität, und über Fragen, wie diejenige nach der Ausbreitung der Völlerei in Rußland könne bei deutschen Prinzessinnen Raths erholt werden. Selbst in Frankreich dem classischen Lande der Ignoranz in geographischen Dingen, sind die Zeiten vorüber, wo nach sogenannten impressions de voyage und nach Quellen zweiter und dritter Hand Bücher über Ethnographie geschrieben werden dürften. Wir Deutschen haben dieses Stadium bereits seit geraumer Zeit hinter uns.

Unterhaltendes.

1. Erinnerungen aus den Tuilerien. Von Mad. A. Carette. Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Zweiter Band. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 4 M.
2. Die Falkner vom Falkenhof. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Zwei Bände. Dresden, Verlag des Universum. 1890. 8. 7 M.
3. Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. Dresden, Verlag des Universum. 1890. 8. 2 M.

Der zweite Band des von mir in Nr. 42 d. Bl. f. 1890 erwähnten Memoirenwerks der Madame A. Carette liegt mir nunmehr vor und ermöglicht ein endgültiges Urtheil.

Jedes Ding hat zwei Seiten, das ist unbestreitbar, und es thut gut, beide zu kennen. Wenn wir das Bild, das wir uns vom französischen Kaiserhofe gemacht, und das, was uns Madame Carette entwirft, zusammenhalten, das Zuviel nach freundlicher und feindlicher Seite hin abschneiden, so dürfte sich ein ziemlich getreues Bild herauskrystallisiren — das, was Madame Carette sagt, ist so, wie es gesagt, falsch. Es ist gewiß „sensationell", wie es der Verlag ankündigt, ist gewiß sehr schön, warm und edel erfunden, wollte sagen: empfunden, aber etwas Unerbittliches ist die Wahrheit. Schöne Phrasen können vor ihr nicht bestehen, wie Gefühle und Empfindungen, und wären sie noch so menschlich und schön, nicht vor historischen Zeugnissen bestehen können. Madame Carette sieht nicht mit unbefangenen Augen, und für den Chronisten, „dessen Amt sehr bescheiden", wie sie in der Vorrede zum zweiten Bande selbst sagt, „denn er muß sich's damit begnügen lassen, Thatsachen mit gewissenhaftester Treue wiederzugeben" —, ist Unbefangenheit Pflicht, ja, er ist nur dann das voll und ganz, was er sein soll, wenn er nüchtern ist, nicht nüchtern als Darsteller, aber nüchtern als Beobachter und Compilator. Und das ist Madame Carette,

wie gesagt, keineswegs, konnte es auch in diesem zweiten Bande nicht sein, da er, wie die Ankündigung besagt, von der Exkaiserin Eugenie redigirt worden. Und was ist menschlicher, als daß diese so manches Geschehniß rechtfertigen zu lassen sucht! Uebrigens ist gerade dieser zweite Band bedeutend höher zu schätzen als der erste. Während jener mehr intime Züge ans Licht fördert, behandelt dieser jene welterschütternden Ereignisse, die den rapiden Umschwung des Zeitgeistes schufen, die eine neue Zeit, wenigstens für uns Deutsche gründeten: die deutsch-französische Kriegsepoche. Die Verfasserin entrollt hier manch scharf entworfenes Bild, dem man wohl trauen darf, schildert manch interessante Scene, namentlich da, wo sie von den Machinationen des Generals Trochu und der Flucht der Kaiserin aus den Tuilerien erzählt.

Es bieten diese Erinnerungen, wirft man einen zusammenfassenden Blick auf sie, manches Neue und somit Wichtige, es sind zeitgeschichtliche Streiflichter, die, mit Vorsicht aufgenommen, hohen Werth haben. Daß man nicht alles auf Treu und Glauben hinnehmen darf, habe ich schon oben erwähnt — es erübrigt also nur noch, zu bemerken, daß so betrachtet, das Buch, dessen zweiter Band übrigens bedeutend besser übersetzt ist als der erste, empfohlen werden muß.

Eufemia Gräfin Ballestrem, die Uebersetzerin der Madame Carette ist auch selbständige Autorin. Vor mir liegt ihr Roman „Die Falkner vom Falkenhof" (Nr. 2). Ein Roman! Nun — man kann ja Romane schreiben, wenn man das Talent dazu hat, aber man darf nicht zeigen, daß man gerade einen Roman schreiben wollte. Aber das ist bei schriftstellernden Frauen leider fast immer der Fall. Der Name Roman deutet ja gewiß auf „romantisch" hin, auf romantische Fabel, romantische Verquickung romantischer Verhältnisse, romantische Lösung. Aber das ist heutzutage überwunden: Roman ist nur ein aus dem berühmten alten Schlendrian weiter benutzter terminus technicus für die Schilderung eines Stücks Leben. Die Gräfin Ballestrem hat sich aber genau an den alten Begriff geklammert. Bei ihr ist alles so romantisch, daß es schon nicht mehr schön; Giftmischer, Ahnfrauen, Träume, Grabkapellen und ähnliche nothwendige Requisite spielen in den „Falknern vom Falkenhof" eine große Rolle. Nun ist ja eine spukende Ahnfrau, namentlich wenn sie sich so liebenswürdig benimmt, wie die Falknersche, gewiß etwas recht Interessantes, schade nur, daß sie sich in unserer Zeit des Materialismus nicht mehr so recht ans Licht trauen, ja, daß sie eigentlich schon seit Grillparzer endgültig nach Hause gegangen, und, wo sie ja noch erscheinen, und wäre es auch in einem Romane der Gräfin Ballestrem, einfach Gelächter erregen. Gewiß — das Gelächter ist recht boshaft, aber heutzutage sind die Menschen halt so. Doch ernstlich: so etwas kann man nicht mehr lesen. Die ganze Historie ist romantisch angekränkelt. Da ist keine Spur empfunden, da ist alles anempfunden, künstlich nach bewährten Recepten zusammengebraut. Aber nicht einmal ein guter Braumeister ist die Gräfin Ballestrem, die Mischung ist misrathen, sie hat einen allzu süßlichen, allzu ungesunden Beigeschmack. Es ist allerdings ein Roman entstanden, aber ein Roman, der nichts ist, als eine Verirrung.

Ich habe gemeint, daß der Mensch nach individuellem Gesetze regiert werde, daß seine Thaten und Handlungen aus seinem Charakter entspringen. Die Gräfin Ballestrem belehrt uns eines Bessern, das oberste Gesetz für alles, was sie schildert, ist sie selbst. Auch ein Standpunkt — aber leider einer, den man nicht theilen kann. Es ist ein ganz merkwürdiges Völkchen, was die Frau Gräfin schildert. Seine Handlungen zeichnen sich durch eine Inconsequenz und Unnatürlichkeit aus, die in ihrer Naivetät etwas Rührendes hat. Wahrlich, Eufemia Gräfin Ballestrem ist eine große Psychologin; mit verblüffender Virtuosität hat sie es verstanden, ihre Geschöpfe denkbarst unpsychologisch handeln zu lassen. Und das ist gar nicht so leicht — dazu gehört schon was. Genug — ein Roman, der, für die ernsthafte Kritik unmöglich, seinen wohlverdienten Platz im Strickbeutel einnehmen wird. Da mag er sich denn ebenso langweilen, wie er den ernsten Leser langweilt.

Es ist merkwürdig, gerade diese Bücher, gegen die sich die Kritik aufs schärfste wenden muß, machen das meiste Glück. Merkwürdig und doch natürlich. Unwahres, Verzerrtes, Verkrüppeltes, Seichtes, das ist's, was das Publikum sucht. Ich bin mit der Gräfin scharf ins Zeug gegangen, weil sie Besseres, ja Gutes leisten kann, wie sie in einigen Novellen und gewissen Scenen des „Meteor" bewiesen. Wenn man Talent hat, soll man es nicht in Unmöglichkeiten verzetteln, sondern mit dem verliehenen Pfunde wuchern, aber ehrlich wuchern, und nicht Blech für Gold bieten!

Eduard Engel, dessen schriftstellerischer und literarhistorischer Ruhm in die Zonentariffrage aufzugehen drohte, bietet eine neue Novellensammlung (Nr. 3). Er zeigt sich darin von recht sympathischer Seite. Aber es ist etwas Unfertiges, Unselbständiges, etwas Halbes, Schwankendes darin. Man fühlt deutlich das Bestreben nach realistisch-klarer Seelen- und Stimmungsmalerei heraus und spürt auf der andern Seite die Zugeständnisse, die der Verfasser dem Familienblatte macht. Die Novellen stehen somit nicht fest, sie balanciren auf einem wenig sichern Standpunkte. Aber trotzdem sind sie gut, vorzüglich da, wo Engel die Stimmung wecken will. Da sind sie ausgeglichen, durchgearbeitet und psychologisch wahr, oft sogar von großer psychologischer Feinheit. Aber an der Folgerichtigkeit hapert's oft; da, wo Engel es auf Spannung absah, verflachen sich die Anläufe, die Handlung wird gezwungen, zu den Thaten und Handlungen der Geschilderten treibt keine innere Nothwendigkeit, sondern die äußere eines spannenden Schlusses, der Zufall. Und den Zufall zur Lösung von Conflicten zu verwenden, ist immer ein heikles Ding; denn die Lösung kann nicht

befriedigen, weil stets die Frage offen bleibt, wie es denn geworden wäre, wenn der Zufall nicht so liebenswürdig gewesen, im entscheidenden Augenblicke einzutreten?

Die größte und beste Arbeit z. B. „Wand an Wand", nach der die kleine Sammlung ihren Namen erhalten, nimmt ganz vortreffliche Anläufe. Mit realistischer Kraft ist die Sachlage entworfen, man steht mitteninne in der gewollten Gefühlsreihe und Stimmungssphäre. Die ersten Seiten sind vorzüglich, tief psychologisch, vortreffliches Drum und Dran. Aber die Kraft erlahmt — das feine Durcharbeiten schwindet mehr und mehr. Die psychologische Begründung wird mangelhaft. Man sieht die Ergebnisse, aber nicht die Wege, auf welchen sie erreicht wurden. Der Professor in seinem klavierhassenden Wahnsinne — das ist ein Problem, dessen Aufwerfung wir Engel danken. Wie fein ist anfänglich alles begründet, wie seicht verliert es sich! Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe gewesen, die Zustände, die den alten Gelehrten zu seinen wahnsinnigen Thaten trieben, zu analysiren. Unbeschadet ihrer Interessen hätte die Novelle so lang werden können, wie die ganze Sammlung.

Ein scharf gesehenes und knapp entworfenes, wenn auch etwas empfindsam gefärbtes berliner Straßenbild ist „Hmmpelfritzchen". Da steckt eine social-ethische Tendenz. In den paar kurzen Schlußsätzen sagt Engel viel. „Ich und es", eine humoristische Studie, hat einen tiefen Sinn. Die Scene mit dem Kinde, die Sophismen des „Ich" über das Lallen des „Es" sind trefflich. Da weht echter, gesunder Humor. Wie hier, spricht sich auch in der kleinen Studie „Sonnenschein" Engel's feines Verständniß des Aeltern- und Kindergemüthes aus. Man muß oft und mit inniger Antheilnahme, man muß subjectiv-objectiv beobachtet haben, wenn man die feinen Züge, die Engel nebeneinandersetzt, herausfühlen und schildern will.

In der, der äußern Folge nach, ersten Novelle „Feuerprobe" ist „zu viel Lärm um nichts". Die furchtbare Katastrophe des Ringtheaterbrandes ist für die kleine Fabel zu ungeheuer, zu großartig. Sie erdrückt. Dieses entsetzliche Ereigniß zur Lösung eines Conflictes, wie des hier geschilderten kleinen Ehecoufliets, der eigentlich noch nicht einmal einer ist, zu benutzen, ginge nur dann an, wenn die Schilderung des Ereignisses Selbstzweck und ein Geschichtchen sozusagen nur schmackhafte Zugabe wäre. Das aber ist hier durchaus nicht der Fall. Die Schilderung dieses Brandes ist schwach, unbeholfen, gezwungen. Sie macht einfach keinen Eindruck — außerdem ist sie unwahr. Wenn schon in den Corridoren die Leichen so massenhaft liegen, daß man Haufen von vier und fünf überklettern muß, ist ein Eindringen in das Innere, eine Rettung aus demselben einfach unmöglich.

„Der Stromer" ist eine kleine, landläufige Skizze — aber sie enthält eine Mahnung, die sich die Börsenfürsten, überhaupt die Reichen zu Herzen nehmen sollten. Uebrigens that Engel wohl daran, diese Skizze in Amerika spielen zu lassen — in Deutschland spielend schiene sie unnatürlich. Wahrlich, daß ein Reicher aus reinem Mit- und Pflichtgefühl eine große Summe spendet und dann noch darüber nachdenkt, wie lumpig wenig er gegen den Stromer, der seinen letzten Pfennig geopfert, gegeben, das schiene bei uns erfunden. Ob man wol gäbe, wenn's nicht in den Zeitungen bedankt würde?

Eine bittere Satire ist das „Dichterfest", wenn es auch nur eine feuilletonistische Umschreibung eines von Engel selbst angeführten Lessing'schen Epigramms ist. Eine bittere, weil eine wahre Satire.

Alles in allem ist das Buch, bis auf die im Eingange erwähnte allgemeine Unsicherheit trefflich und kann ich es warm empfehlen. Das Unausgeglichene liegt eben in den Verhältnissen und Verschiebungen der Literatur, nach deren moderner Seite Engel neigt, die er aber nach der andern Seite hin ausgleichen muß, da seine Novellen für Familienblätter bestimmt sind. Hans von Basedow.

Norja!

Feuilleton.

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat unter ihren vielen jüngsten Weihnachtsgaben auch eine gebracht, die zwar mit der ganzen Sorgfalt der diesem Verlage eigenen Geschäftsführung in die Welt geschickt ist, an sich selbst aber uns doch so seltsam und wenig berechtigt dünkt, daß wir — sehen wir von der Ausnahme auf dem Büchermarkte ab — für ihre Erscheinung eigentlich nur literaturgeschichtlich-biographische Beweggründe geltend machen könnten. Es sind die „Klexsographien von Justinus Kerner. Mit Illustrationen nach den Vorlagen des Verfassers". Sie scheinen der Wiederabdruck einer schon 1857 veröffentlichten oder die erste Veröffentlichung einer schon im genannten Jahre geplanten Ausgabe einer Spielerei des gealterten berühmten Dichters, bei der man sich nur wundern kann, daß er seine unbeschäftigten Stunden nicht zu ergiebigerm Gedankenspiele verwerthete.

— „Ueber Feuerbestattung" hat Professor Dr. Friedrich Goppelsroeder einen Vortrag gehalten, welchen er mit 5 Abbildungen im Text und einem Anhange veröffentlicht hat (Mülhausen i. E., Wenz u. Peters, 1890). Der Vortrag selbst umfaßt 80 Seiten, ist also wol für die Drucklegung durch Zuthaten bereichert. Der Verfasser tritt für die Feuerbestattung ein, thut dies aber mit einem so außerordentlich reichen Aufgebote von geschichtlichen und sachwissenschaftlichen Kenntnissen, in so maßvoller und schonender Weise, daß schwerlich eine bessere und überzeugendere Beweisführung denkbar ist. Stellt man sich ganz auf den Standpunkt des Verstandes und theilweise wenigstens auch des Gefühls, so muß man dem Redner in allen Punkten recht geben. Alle die Bedenken, welche in religiöser, ästhetischer, agrieulturchemischer und criminalistischer Hinsicht gegen die Feuerbestattung erhoben zu werden pflegen, werden sachgemäß beleuchtet, die Kosten der Feuerbestattung, die Aufbewahrung der Asche u. s. w. werden eingehend erörtert; obligatorische Leichenschau wird gefordert, die Bedingungen und Rechte der Gesundheitslehre werden nachdrücklich betont. Das Ganze ist so überaus gründlich und anziehend geschrieben, daß es wohl Gegner der Feuerbestattung umzustimmen vermag.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 29. November 1890 berichtet über Katharine Chetwynd's Uebersetzung von Gustav Freytag's „Erinnerungen aus meinem Leben": „Während der letzten vierzig Jahre hat Freytag zu den ersten der zeitgenössischen deutschen Schriftsteller gezählt. Es war daher nicht unnatürlich, daß er in seinem Alter daran dachte, einige Erinnerungen aus seiner Laufbahn zusammenzustellen. Das Buch ist allerdings nicht epochemachend, denn er hat keine besonders bewegten persönlichen Erlebnisse zu berichten; und wenn er in geistigem Sinne Perioden des Sturmes und Dranges durchgemacht hat, so hat es ihm als das Beste geschienen, nichts darüber zu sagen. Die Geschichte, die er erzählt, liest sich leicht und angenehm und wird denen willkommen sein, welche nicht nur über Freytag selbst, sondern über die deutschen Literaten überhaupt, die er kannte, etwas zu erfahren wünschen." Die englische Uebersetzung wird als weder zu frei, noch zu eng an das Original sich lehnend gelobt.

— „The Saturday Review" vom 20. December 1890 bringt einen Aufsatz über Romane Ossip Schubin's: „Durchsichtigkeit der Anlage und glänzender, belebter Stil sind die beiden letzten Dinge, die wir in einem deutschen Romane suchen; um so dankbarer erkennen wir diese Eigenschaften unter den hervortretendsten Merkmalen in den Werken der Ossip Schubin an.... In ihren Romanen werden uns gleich auf den ersten Seiten die Helden und Heldinnen vor Augen gestellt, deren Geschicke wir durch einen Band von mittlerer Stärke und von ausgezeichnetem Druck verfolgen sollen. Unsere Aufmerksamkeit wird sofort erregt und mit wenigen Ausnahmen aufrecht erhalten durch die trefflich gezeichneten Episoden hauptstädtischen Lebens, woraus diese Geschichten gewöhnlich genommen sind.... Es findet sich nichts Erzwungenes in der Ausarbeitung, kein Haschen nach Effect, keine kleinliche Zeichnung des Charakters, und doch kennen wir diese reizenden, gutgezogenen und gutgekleideten Männer und Frauen, und fühlen uns vertraut mit ihnen." Von einzelnen Romanen wird zunächst „Unter uns" besprochen, „den wir geneigt sind, für der Verfasserin bestes und vollendetstes Werk zu halten". „Die Schilderung der römischen Gesellschaft, die Leichtigkeit und das Feuer der Unterhaltung, der humoristische Gegensatz zwischen den Verwandten Sterzl's und der Gesellschaft, in der sie sich befinden, sind ganz bewundernswerth ausgeführt. Ein tieferer Ton wird in der Entwickelung der Liebe Zinka's angeschlagen, ein zugleich einfacher, wahrer und pathetischer Ton. In «Bravo Rechts» haben wir ein reizendes Bild des Lebens in einem österreichischen Landhause.... Das Geheimnißvolle, das in die Erzählung verwoben ist, wird so geschickt eingeführt und in so verschiedenen Tonarten behandelt, daß wir kein Recht haben, über die Lösung, die allerdings sehr matt herbeigeführt ist, enttäuscht zu werden. In der That ist nicht die Anlage so sehr die Stärke der Erzählung, als die Charakterzeichnung." An dem Romane „Ehre" wird besonders das Geschick gelobt, durch einen einzigen Satz ein Charakterbild zu entwerfen. „Auch hier haben wir ein Geheimniß, das an eine der Hauptpersonen geknüpft ist, und das wie ein Wagner'sches Motiv hereinkommt und der Erzählung ein wirkliches Interesse gibt, welche an einigen Stellen eine Neigung zeigt, melodramatisch und sensationell zu werden — Fehler, die in «Asbeïn» und «Gloria Victis» nur zu augenfällig sind." An dem Stile wird die Neigung Ossip Schubin's für Fremdwörter hervorgehoben.

— Die „Revue critique" vom 1. December 1890 bespricht Paul Nerrlich's Buch: „Jean Paul. Sein Leben und seine Werke". „Nerrlich ist sicher in Deutschland und Frankreich derjenige, der Jean Paul am besten kennt. So ist auch der starke Band, den er soeben veröffentlicht hat, sehr ausführlich, und die drei Bücher, die er umfaßt, führen uns mit größter Genauigkeit das Leben und die Werke des Schriftstellers vor.... In eindringender Weise und oft mit Geschmack analysirt er die Romane Jean Paul's. Vielleicht ist er nicht streng genug gegen seinen Autor, den er den Classiker des Witzes nennt." Getadelt wird ferner das zu genaue Festhalten an der Chronologie und seine oft ins Kleinliche gehende, etwas schwerfällige Art der Behandlung. „Aber sein Buch liest sich mit Interesse und Nutzen; es ist eine jener ausgezeichneten, lang ausgedehnten, inhaltsreichen Lebensbeschreibungen, deren die Deutschen einige besitzen, wie den Herder von Haym, den Winckelmann von Justi, den Schleiermacher von Dilthey."

— In der Decembernummer von „The Atlantic Monthly" veröffentlicht William P. Andrews einen Aufsatz: „Ueber die Uebersetzung von Goethe's «Faust»". Es werden darin acht verschiedene Uebersetzungen des „Faust" ins Englische besprochen und besonders die von Brooks, Taylor und Hayward hervorgehoben.

Bibliographie.

Fenner, H., Heinrich Leuthold. Eine kritisch-biographische Skizze. Basel, Schwabe. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Grimm, E., Zur Geschichte des Erkenntnisproblems. Von Bacon zu Hume. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 12 M.

Gyórffy, L., Geschichte und Beschreibung der Graner Basilika. Geschichte der alten Burg und der ältesten Domkirchen, mit einer Beschreibung der sonstigen Denkwürdigkeiten von Gran. Gran, Buzárovits. 1890. 12. 50 Pf.

Helfert, Freih. v., 1814. Ausgang der französischen Herrschaft in Ober-Italien und Brescia-Mailänder Militär-Verschwörung. Mit einem urkundlichen Anhang. Wien, Tempsky. 1890. Lex.-8. 2 M. 30 M.

Hertz, H., Ninon. Schauspiel. Nach dem Dänischen von G. A. Laeisz. Hamburg, Laeisz. 1890. 8. 2 M.

Heyse, P., Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bde. Berlin, Hertz. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Herausgegeben von C. Hilty. 5. Jahrg. 1890. Bern, Wyss. 8. 9 M. 60 Pf.

Khull, F., Viglund und Ketilrid. Eine altisländische Novelle. Aus dem Urtext frei und verkürzt übertragen. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1890. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Kirchhoff, T., Eine Reise nach Hawaii. Mit einer Karte der Sandwichinseln und dem Bilde des Königs Kalakaua. Altona, Schlüter. 1890. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Laicus, P., Aus dem Leben eines Ehrgeizigen. Eine Erzählung. Mainz. Kirchheim. 1890. 8. 3 M.

Langhard, J., Das Recht der politischen Fremdenausweisung mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Litten, J., Der Modedichter. Eine literarische Humoreske. Elberfeld, Baedeker. 1890. 12. 80 Pf.

Mistral, F., Nerto. Provençalische Erzählung. Deutsch von A. Bertuch. Straßburg i. E., Trübner. 8. 3 M.

Münchgesang, R., Sprachliche Eigenthümlichkeiten des Bergischen Landes. Barmen, Inderau. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Neumayr, E., Theorie des Strebens nach Thomas von Aquin. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie. 2 Thle. Bozen. 1888 und 1890. Gr. 8. à 80 Pf.

Petermann, Geschichte des Infanterieregiments Kaiser Wilhelm König von Preußen (2. Württembergisches) Nr. 120. Im Auftrage des Regiments für Unteroffiziere und Mannschaften dargestellt. Stuttgart, Kohlhammer. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Resa, F., Burschenliebe. Edel-Wild. Cyclus. München, Braun u. Schneider. 1890. 12. 2 M. 40 Pf.

Ritter, P. H., Pädagogische Fragmente. Nach der dritten holländischen Ausgabe übersetzt von O. Greeven. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 3 M.

Rümly, P., Die Schüssel und der Topf. Novelle. Leipzig, Moltke. 1889. 8. 3 M.

Schneller, C., Tirolische Namensforschungen. Orts- und Personen-Namen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. Innsbruck, Wagner. 1890. Gr. 8. 8 M.

Schlösser, R., Zur Geschichte und Kritik von Friedrich Wilhelm Gotters Merope. Leipzig, Fock. 1890. Gr. 8. 2 M.

Sind wir Sozialdemokraten? An die Gebildeten unserer Tage. Berlin, Wiesenthal. 8. 60 Pf.

Syrutschek, J., Fährten im Schnee. Eine Waldgeschichte aus Nordtirol. Klagenfurt, Leon sen. 8. 80 Pf.

Thom, H., Deutsche Dichtergrüße. Lyrische Anthologie. Leipzig, Claußner. 1890. 8. 3 M.

Tolstoi, Graf L., Geld! Soziale Betrachtungen. Deutsch von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Weiß, J., Backfischträume. Lose Tagebuchblätter. Leipzig, Werther. 1890. 8. 4 M.

Wothe, Anny, Wellenrauschen. Stimmungsbilder und Skizzen für die jüngere Frauenwelt. Breslau, Freund. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

WERKE VON HEINRICH SCHLIEMANN.

Tiryns. Der Prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. *F. Adler* und Beiträgen von Dr. *W. Dörpfeld.* Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. 8. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von Professor *A. H. Sayce.* Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. 8. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von *R. Virchow* und Beiträgen von *P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce* und *R. Virchow.* Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. 8. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.

Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Mit einer Vorrede von *W. E. Gladstone.* Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. 8. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Catalogue des Trésors de Mycènes au Musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. 12. 1882. Cart. 1 M. 50 Pf.

Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. 1881. Geh. 3 M.

Reise in der Troas im Mai 1881. Mit einer Karte. 8. 1881. Geh. 2 M.

Antiquités Troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie. Traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé. 8. 1874. Geh. 6 M.

Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. 8. 1874. Geh. 6 M.

Atlas des Antiquités Troyennes. Illustrations photographiques faisant suite au Rapport sur les fouilles de Troie. 218 planches photographiques, avec texte explicatif. 4. 1874. In Mappe. 54 M.

Atlas Trojanischer Alterthümer. 218 photographische Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja. 4. 1874. In Mappe. 54 M. *(Vergriffen.)*

Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Mit 4 Lithographien und 2 Karten. 8. 1869. Geh. 4 M.

Fergusson, James. Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von *Heinrich Schliemann.* Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. 4. 1880. Geh. 5 M.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. *Karl Schuchhardt,* Director des Kestnermuseums in Hannover. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist mit den interessantesten Abbildungen aus Schliemann's Werken, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Ein nicht nur für Archäologen, sondern auch für Historiker werthvoller Beitrag zur Aufhellung der Anfänge griechischer Geschichte, da der Verfasser im Anschluss an seine wichtigen Untersuchungen über die Sagengestalt der Nymphe Kyrene und an die eingehende Betrachtung der Gründungssage der Stadt Kyrene Gesichtspunkte für die Behandlung verwandter Sagenbildungen aufstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zehnter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen. Von Adolf Beer. — Die Strategie Friedrich's des Großen in den Feldzügen von 1756 und 1757. Von Georg Winter. — Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrich's des Großen. Von H. Fechner. — Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow. Von Arthur Kleinschmidt. — Aus dem Leben eines Professors der Medicin im 15. Jahrhundert. Von Alfons Huber.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per $^3/_1$ $^1/_1$ $^1/_2$ $^1/_4$ = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 15. Januar 1891.

Inhalt: Aus Goethe's Freundeskreise. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungsliteratur. Von Adolf Fleischmann. — Zur deutschen Sprache. Von Karl Tallmann. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Zur europäischen Staatengeschichte. Von Hans Prutz. — An Grillparzer's hundertjährigem Geburtstage. Von Anton Schlossar. — Zur Staatswissenschaft. Von Ludwig Fuld. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus Goethe's Freundeskreise.

1. Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Weimar, Böhlau. 1890. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Es könnte auffällig erscheinen, daß in einer Zeit, welche es sich zur Aufgabe macht, alles was Goethe betrifft, mit emsigster Sorge zu sammeln, eine zusammenfassende Darstellung von K. L. von Knebel's Leben und Wirken noch nicht hervorgetreten ist, obwol derselbe durch eine über funfzigjährige Freundschaft mit dem Dichterfürsten verbunden war, und daß es der Verehrung eines Urgroßneffen vorbehalten blieb, uns dieses Lebensbild Knebel's zu geben. Knebel's dichterische und philosophische Arbeiten, sowie ein guter Theil seines umfassenden Briefwechsels mit den hochbedeutenden Männern und Frauen des weimarer Kreises liegen uns längst vor, und nicht minder zahlreiche Aeußerungen von Zeitgenossen über den Einsiedler von Ilmenau und Jena; ein biographisches Denkmal des Längstgeschiedenen ließ bisher auf sich warten. Wie kam das? Vielleicht deswegen, weil das Maß dessen, was Knebel als Schriftsteller leistete, im Grunde nicht bedeutend ist. Aber Knebel, welchem trotz Wunderlichkeiten die Freundschaft eines Goethe, Herder, Karl August, einer Anna Amalia und Charlotte von Stein lange Jahre getreu blieb, muß doch, um dieses zu erreichen, ein ganz eigenartiger Mensch gewesen sein. Es läßt sich auf ihn, wenn auch mit einiger Beschränkung, Schiller's Wort anwenden:

Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

So war denn das, was Knebel in einer dichterisch unerhört triebkräftigen Zeit und Umgebung wirklich leistete, allerdings bescheiden: Grund genug, daß ihm in unsern Handbüchern der Literaturgeschichte nur eine untergeordnete Stelle angewiesen worden ist; was er aber als Freund einer ganzen Anzahl der bedeutendsten Zeitgenossen war, das entzieht sich der Beachtung der großen Menge. Der Verfasser stellte an die Spitze seiner Arbeit in durchaus treffender Weise das Wort aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit":

Nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Und darum, wenn auch Knebel's Uebersetzungen des Properz und Lukrez, seine philosophischen Abhandlungen für uns längst versunken sind, ist und bleibt er eine durchaus eigenthümliche Erscheinung im weimarer Kreise, und wir sind dem Verfasser zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß er später, aber nicht zu spät, uns das Bild des Urgroßoheims vor Augen stellt, nicht allzu umfangreich, wie es den wirklichen Leistungen des Mannes nicht entsprechen würde, aber doch umfangreich genug, um uns von seiner Eigenart, seiner Bedeutung für den weimarer und jenaer Kreis während der nahezu siebzig Jahre, die er darin verweilte, eine klare Vorstellung zu geben.

Karl Ludwig von Knebel ward am 30. November 1744 auf dem Schlosse Wallerstein in Franken geboren, als Sohn des fürstlich ansbachischen Kanzlers und Regierungspräsidenten Johann Georg Friedrich Knebel, eines Mannes also von bürgerlichem Stande. Derselbe ward später fürstlich ansbachischer Gesandter beim Reichstage zu Regensburg; in dieser Eigenschaft widersetzte er sich beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs 1756 mannhaft der über Friedrich II. ausgesprochenen Achterklärung. Er ward von seiner Regierung als Geheimer Rath in das Ministerium zu Ansbach versetzt, von Friedrich dem Großen in den erblichen preußischen Adelsstand erhoben.

Karl Ludwig von Knebel ward von seinem strengen Vater sorglich erzogen; Latein und Religion waren die Grundsäulen des Unterrichts; er hatte ursprünglich den

Gedanken, Geistlicher zu werden, wozu aber der Vater die Erlaubniß verweigerte. Mit Widerwillen wählte der junge Mann das Studium der Rechte und bezog Ostern 1764 die Hochschule zu Halle; aber noch vor Jahresfrist brach er die Rechtsstudien ab und trat Eingang 1765 als Fähnrich zu Potsdam bei dem Garderegiment ein. Schon seit seiner Jugendzeit ein warmer Freund der Dichtung, machte er zu Berlin die Bekanntschaft von Ramler, M. Mendelssohn, der Karschin, Nicolai, später auch diejenige von Boie und Gleim; er versuchte sich vielfach in eigenen Dichtungen und Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Trotzdem ward ihm auch sein militärischer Beruf mehr und mehr unbehaglich; auf sein Gesuch ward er im Juli 1773 als Lieutenant aus dem preußischen Heerdienste entlassen.

Was nun? Knebel wollte „ruhig und als Mensch leben, sich in sich verschließen und einen Winkel der Erde beziehen, wo er frei sein könne, um der stillen Weisheit alle Tage zu weihen, denn bisher habe er von dem Leben noch sehr wenig genossen". Sehr schön! Nur hat ein solches geistiges Genußleben die unangenehme Eigenschaft, in der Regel nur auf dem gediegenen Untergrunde eines namhaften Vermögens durchführbar zu sein, und das war nicht vorhanden. Aber das Schicksal meinte es gut mit dem jungen Offizier. Zunächst gedachte er auf der Reise nach dem heimischen Ansbach Weimar zu besuchen und den zu jener Zeit als eine Hauptgröße des deutschen Schriftlebens hochgefeierten Wieland kennen zu lernen; dazu hatte er eine hohe Empfehlung an die Herzogin-Witwe Anna Amalia. So fiel denn im Jahre 1773 Karl Ludwig von Knebel als Gast in das noch knospende Leben des weimarer Musenhofes. Ein stattlicher Mann von 29 Jahren, wußte Knebel durch sein zuvorkommendes, mit vornehmem militärischen Anstande gepaartes Wesen sich die Herzen zu gewinnen; Anna Amalia fand an dem edeldenkenden feingebildeten jungen Manne aufrichtiges Wohlgefallen; von ihm vernahm auch der leitende Staatsminister Freiherr von Fritsch, derselbe Mann, welcher drei Jahre später dem Plane Karl August's, Goethe zu seinem Geheimerath zu machen, so entschiedenen Widerspruch entgegensetzte. Man suchte gerade zu jener Zeit für den sechzehnjährigen Prinzen Konstantin, den jüngern Bruder des Erbprinzen, einen militärischen Erzieher; es hieß, Knebel sei zu einer künftigen gleichen Wirksamkeit bei den Kindern des Prinzen von Preußen ausersehen, und Fritsch bot ihm an, bis dies der Fall sei, einstweilen das Amt eines Erziehers beim Prinzen Konstantin zu übernehmen. Die Verhandlungen währten bis in den Herbst des folgenden Jahres; im October 1774 ward der dreißigjährige Knebel Erzieher des Prinzen, unter Verleihung des Hauptmannstitels und mit einem Gehalte von 1000 Thalern, wobei ihm ein lebenslängliches Ruhegehalt von 600 Thalern zugesichert wurde. So ward Knebel, wenn auch als hervorbringender Künstler Wieland, Goethe, Herder und Schiller nicht entfernt ebenbürtig, doch zeitlich das zweite Mitglied des weimarischen Musenhofes, dem er fortan lebenslang angehören sollte. Schon zwei Monate darauf begleitete er mit seinem Zögling den Erbprinzen Karl August auf seiner Reise nach Karlsruhe zur Brautwerbung um die dort weilende Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt. Auf der Durchreise durch Frankfurt besuchte Knebel den gefeierten Dichter des „Götz" und „Werther", und Goethe fand Wohlgefallen an dem gebildeten jungen Mann von militärischem Anstand; er ließ sich durch denselben dem Erbprinzen vorstellen; so ward Knebel ganz eigentlich der Vermittler der nachmaligen Uebersiedelung Goethe's nach Ilm-Athen. Die beiden jungen Leute blieben auch forthin durch Freundschaft und Briefwechsel verbunden, welche 57 Jahre lang, bis zu Goethe's Tode, gewährt haben, wenn uns auch die Briefe, die Knebel vor 1793 an Goethe schrieb, verloren gegangen sind. Knebel reiste sodann mit seinem Prinzen von Karlsruhe weiter nach Straßburg und Paris, wo man längere Zeit verweilte; im Juni 1775 trafen die beiden Reisenden wieder in Weimar ein.

Wenige Monate darnach, Anfang November 1775, folgte Goethe der Einladung des Erbprinzen Karl August und erschien in Weimar. Knebel war fast fünf Jahre älter als Goethe, fast 13 Jahre älter als Karl August; von Natur, durch Erziehung wie durch die Gewöhnung des preußischen Heeresdienstes hatte er ein ernstes, gemessenes Wesen, welches durch seine Stellung als Erzieher des jüngern Prinzen noch gesteigert ward. So war er nur mit halbem Herzen Theilnehmer der übersprudelnden Tollheiten des weimarer Hofes in den letzten siebziger Jahren, wenn er sich dem seltsamen Treiben auch nicht ganz entzog; er spielte mit in der „Iphigenie"; kein Jagdfreund, nahm er doch an den Jagdausflügen des kraftsprühenden jungen Herzogs in den Thüringerwald theil, allen ein lieber Genosse durch seine Unterhaltungsgabe.

Auf die Dauer sagte indeß Knebel die stürmische Genialität des um den jugendfrischen Karl August versammelten Kreises nicht zu; war er doch zunächst Erzieher des jüngern Prinzen, der ihm durch sein nicht minder ungezügeltes Temperament schwere Tage machte. Um dem bewegten Treiben fern zu sein, zog er sich mit seinem Zögling nach dem eine kleine Stunde von Weimar gelegenen Kammergute Tiefurt zurück, welches er in einen sehr anmuthigen ländlichen Ruhesitz verwandelte, sodaß fortan auch der Hof Anna Amalia's häufig zu Tiefurt verkehrte. Ueberhaupt hielt sich Knebel mehr zu dem „verwitweten Hofe", welchem sich auch Wieland als älterer Herr, Herder als Geistlicher mit Vorliebe anschlossen, während die jüngere Welt sich mehr um den stürmischen Karl August reihte; Goethe gehörte beiden Gruppen gleichermaßen an. Prinz Konstantin war schon durch seinen schwächlichen Körperbau auf ein ruhiges Leben und große Mäßigkeit angewiesen. In ein näheres Verhältniß trat Knebel nicht zu ihm, sodaß, als der Prinz nach fünfjähriger Erziehung 1780 eine größere Reise unternehmen sollte, derselbe nicht seinen Erzieher Knebel, sondern seinen Lehrer, Professor Albrecht, zum Reisebegleiter

wählte, eine Zurücksetzung, über welche Knebel erklärlicherweise sehr verstimmt war.

Goethe und Frau von Stein suchten ihn zu beschwichtigen und riethen ihm Erheiterung durch eine Reise an, da er in der That einer geistigen Auffrischung bedurfte.

Eingang Juni 1780 machte sich Knebel, von dem Herzog Karl August, der ihn sehr gern hatte und durch das brüderliche Du ehrte, dazu ausgerüstet, auf zu seiner Erholungsreise in die Schweiz, von der er im Herbste zurückkehrte. Erst im Juni des folgenden Jahres 1781 trat Prinz Konstantin seine Reise an. Knebel's Erzieherthätigkeit war damit endgültig abgeschlossen; mit dem Majorstitel und einem Ruhegehalte von 600 Thalern trat er in den Ruhestand; seinen Wohnsitz behielt er in Tiefurt.

Es ist erklärlich, daß der siebenunddreißigjährige Pensionär die unfreiwillige Muße schmerzlich empfand und daß auch der freundschaftliche Verkehr mit so gewaltigen und liebenswürdigen Menschen wie Karl August, Goethe, Herder, Wieland, den Herzoginnen Anna Amalia und Luise, Frau von Stein u. s. w. ihm den Mangel einer geordneten Thätigkeit nicht zu ersetzen vermochte. Oefter körperlich misbehaglich, zu Grübelei und Schwarzseherei geneigt, besaß Knebel nicht die Kraft, sich anhaltend und planmäßig wissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben, ganz zu schweigen davon, daß ihm trotz eines dilettantischen Dichterdranges die Gabe tiefer und großartiger künstlerischer Gestaltung völlig versagt war. So kam er denn alsbald nach seiner Pensionirung auf den Gedanken, Weimar zu verlassen und durch Uebernahme eines Amtes in einem andern Lande sein Brot zu verdienen. Allein bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie unentbehrlich Knebel trotz mancher sehr offenkundigen Schwächen dem Herzoge und dem ganzen weimarer Kreise geworden war. Karl August schrieb ihm am 4. October 1781 jenen wahrhaft classischen, schon wiederholt abgedruckten Brief, welchen auch hier seinem ganzen Wortlaute nach mitzutheilen leider nicht möglich ist, jenen köstlichen Brief, in welchem jede Zeile den klarsten Geist, die treueste Freundschaft, das herzlichste Wohlwollen ausspricht. Der Herzog fragt den Freund, ob er glaube, nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren seinen Freunden nützen zu können? Ob es denn ein so geringes Los sei, die Hebamme guter Gedanken zu sein?

Achtest Du Dich denn so wenig, oder hältst Dich für so allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzenerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen?

Laß uns also die Sache nicht so feierlich und das Uebel nicht so für unheilbar halten! Ist es Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde. Gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?

Goethe schrieb in jener Zeit am ersten Entwurfe seines „Tasso". Wer erkennt nicht in dem durch allseitiges Entgegenkommen verwöhnten und doch in die unbekannte Ferne strebenden Helden des Dramas unsern Knebel, in den freundlich mahnenden Worten des Herzogs Alfons den Widerklang dessen, was Karl August in unwiderstehlich geistvoller und liebenswürdiger Weise in seinem Briefe ausspricht?

Und wie Tasso nach Rom, so ging Knebel im Spätjahre 1781 nach Nürnberg und Ansbach, wo er bis 1784 verweilte. Ein reger Briefwechsel verband ihn mit den weimarer Freunden; ein Versuch, dem inzwischen wieder heimgekehrten Prinzen Konstantin nochmals seine Dienste anzubieten, mislang; schließlich fand Knebel den Aufenthalt in Ansbach unerträglich und kehrte im Juli 1784 nach Weimar zurück, wo er Goethe's Gartenhaus bezog. Uebrigens gestaltete sich von da ab das Verhältniß zum Prinzen Konstantin, welcher in den kursächsischen Heeresdienst eingetreten war und von seinem Standorte Naumburg aus ab und zu Weimar besuchte, durchaus freundschaftlich. Konstantin starb jung im Jahre 1793.

In Weimar hielt es den wunderlichen Mann wieder nicht lange; schon im August desselben Jahres 1784 entfloh Knebel nach Jena, wo er im Schlosse Wohnung nahm, wie früher beschäftigt mit wissenschaftlichen Studien, dem Erlernen des Italienischen, der Steinkunde, wozu ihm Goethe die Anregung gegeben hatte. Dieser sowol wie der Herzog regten ab und zu den Grillenfänger zu einer gemeinschaftlichen Reise an, die aber auch nicht immer behaglich verlief. Als Schiller im Jahre 1787 nach Weimar kam, hauste Knebel wieder in Goethe's Gartenhause, wo ihn Schiller aufsuchte. Er spricht sich in sehr bezeichnender Weise über den grämlichen Weisen aus:

Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntnisse und einen planen hellen Verstand, — wie gesagt, er kann recht haben. Aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und Grämlich-Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der gescheitesten Köpfe gilt, und das mit Recht, theils weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht für einander taugen, wirst Du aus dieser Schilderung schließen, übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht.

Wie sehr Schiller mit dieser Vermuthung recht hatte, werden wir später sehen. Besonders innig war in diesen Jahren der Verkehr mit Herder und dem aus Italien heimgekehrten Goethe. Mehr und mehr empfand Knebel den Mangel einer eigentlich dienstlichen Stellung im wei-

marer Kreise, das Misbehagen eines blos aufnehmenden, nicht im Leben wirkenden Daseins; der Herzog aber, welcher Knebel's völlige Unbefähigung zu geregelter amtlicher Thätigkeit wol kannte, bot ihm keine Beschäftigung im Staatsdienste an, lehnte dahin gehende Gesuche stillschweigend ab. So bat Knebel denn am 13. October 1789 um Entlassung aus dem weimarischen Lande auf unbestimmte Zeit. Der Herzog, groß und gütig wie immer, gewährte den Urlaub mit dem Wunsche, daß Knebel recht bald vergnügt heimkehre. Hierüber erfreut und doch ärgerlich darüber, daß dieser erneute Versuch, ein Amt zu erhalten, gescheitert sei, schrieb Knebel an Freund Herder:

Wenn man einen Freund erhalten will, so muß man ihm auch Möglichkeit zur Existenz geben. Es ist nicht genug, daß man ihm Nahrung und Bücher gibt und nun gleichsam zu ihm sagt: Setze dich hin und schreibe unsterbliche Werke und unterhalte die Gesellschaft.

Immerhin machte er sich erst im April 1790 zur Reise nach Ansbach auf. Hier fand er es unbehaglich wie früher. Der Vater war gestorben; Knebel's jüngerer Bruder Max, Rittmeister und Kammerherr, erschoß sich, von Schwermuth gequält, auf einem Spaziergange fast unmittelbar neben seinem Bruder Karl Ludwig. Mittlerweile bemühte sich Herder bei Karl August für den Freund; der Herzog lehnte eine Anstellung ab, aber er gewährte Knebel eine Zulage von 200 Thalern, sowie die Berufung seiner jüngern Schwester Henriette als Erzieherin der kleinen Prinzessin Karoline. So traf denn Knebel im Juni 1791 nach mehr als einjähriger Abwesenheit wieder in Weimar ein. Aber der Verkehr bei Hofe war und blieb ihm verleidet, sodaß er auch jetzt wieder ab und zu zwischen Weimar und Jena den Aufenthalt wechselte.

Gerade zu jener Zeit trat in den Kreis des weimarer Hofes als Kammersängerin Anna Amalia's die blutjunge, bildhübsche Luise Rudorff. Durch herrlichen Gesang und munteres, stets zu fröhlicher Laune aufgelegtes Wesen, gewann das jugendfrische „schöne Rudelchen" alle Herzen, nicht zum wenigsten dasjenige des grämlichen Junggesellen Knebel, welcher sie häufig bei der Herzogin sah. Freilich, er war ein Funfziger, die schöne Luise etwa achtzehn Jahre alt; er hatte manche Herzensstürme erlebt, ohne sich dauernd zu binden; sie fühlte sich angezogen durch die Aufmerksamkeiten des geistvollen, von allen verehrten Mannes. In dem musenfreundlichen Weimar der achtziger und neunziger Jahre galt, wie ja bekannt, das „Erlaubt ist was gefällt" vielfach mehr als das „Erlaubt ist was sich ziemt". Kurz, Knebel beschloß Luise Rudorff zu heirathen, und wäre es nur, um seinem im Jahre 1796 von Luise geborenen Sohne einen Vater zu geben. Natürlich machte die Sache großes Aufsehen; Knebel's Schwester Henriette, die Hofdame und Erzieherin, war über die beabsichtigte Verheirathung mit einer Sängerin und Schauspielerin entrüstet und brach für einige Jahre gänzlich mit dem Bruder; Knebel machte abermals einen vergeblichen Versuch, in ansbachischen Diensten ein gut bezahltes Amt ohne Arbeit zu erhalten. Schließlich fand die wunderliche Sache ihre erfreuliche Lösung. Anna Amalia, welche die Trennung von ihrem „treuen Rudelchen" mit Schmerzen empfand, setzte ihr ein Jahrgeld von 300 Thalern aus und schenkte noch 500 Thaler zur ersten Einrichtung; Karl August gewährte zur Deckung von Knebel's Schulden einen Vorschuß von 1500 Thalern, welchen wir wol als eine stillschweigende Schenkung betrachten dürfen. Knebel aber wollte fortan weder in seinem lieben Jena, noch in dem verhaßten Weimar wohnen, weil er an beiden Orten auf Schritt und Tritt Bekannte traf, sondern wählte sich als künftigen Wohnort das seit dem Eingehen des Bergwerks ganz still gewordene Ilmenau am Nordabhange des Thüringerwaldes. Hier ward am 9. Februar 1798 der 53jährige Knebel mit der 20jährigen Luise Rudorff getraut. Eine wunderliche Ehe, die des alternden, allezeit grillenhaften und aufbrausenden Gelehrten, und der verwöhnten, leidenschaftlichen, leichtlebigen Sängerin. Es gab ab und zu häusliche Stürme, sodaß Knebel sogar an eine Scheidung dachte und nur mit Rücksicht auf seinen Sohn Karl und weil es ihm unmöglich erschien, nochmals ein Junggesellenleben zu führen, davon abstand; doch bat er Freund Herder um seine Vermittelung. Der kam denn auch als Friedensstifter und hatte guten Erfolg. Zwar berichtet Knebel's Tagebuch in den nächsten Jahren noch wiederholt von Verdruß; Luise entfloh sogar 1801 mit ihrem Knaben heimlich zu ihrer Mutter nach Weimar und blieb eine Woche dort; aber die Zwiespältigkeiten glichen sich mehr und mehr aus; Luise ward mit der Zeit, wie es scheint, eine ganz gute Hausfrau, wenn auch mit einem Stich in künstlerische Genialität, sodaß sogar in jener billigen Zeit ein Jahreseinkommen von 1100 Thalern für die kleine Familie nicht immer genügte. Ihre schöne Stimme erfreute Knebel's gastliche Geselligkeit; kurz, unser spätverheiratheter Freund fühlte sich schließlich sehr behaglich in seiner nie ausgesetzten schriftstellerischen Beschäftigung, in seinen weiten Spaziergängen durch die kräftigende Tannenluft des Thüringerwaldes. So gingen die Jahre dahin, und Knebel dachte nicht an eine Rückkehr in die Musenstadt. Das Jahr 1803 brachte ihm mit Herder's Tod einen schweren Verlust. Die beiden waren in vieler Hinsicht verwandt: beide nicht sowol schöpferische Genies, als sammelnde, anempfindende, empfangende und das Empfangene umwandelnde Geister; beide lebenslänglich gedrückt durch das Bewußtsein, neben Riesen wie Goethe und Schiller zu einer gewissen Unterordnung verurtheilt zu sein; beide sich unbehaglich fühlend in der Atmosphäre von Weimar, in stets erneutem Grolle sich aufbäumend gegen ein Unbehagen, welches sie diesen oder jenen feindseligen Einflüssen zuschrieben, anstatt es ihrer eigenen Minderwerthigkeit zuzuschreiben. Papa Wieland hat es viel besser verstanden, seine Stellung in dem weimarer Musenhofe zu finden, als die allezeit grollenden Freunde Herder und Knebel.

Im Sommer 1804 verließ der allezeit unruhige Knebel,

um seinem Sohne, den er bis dahin selbst unterrichtet hatte, eine angemessene Erziehung geben zu können, auch das stille, waldige Ilmenau wieder und zog nach Jena über. Von jetzt ab können wir uns kurz fassen. Das alte grollende Erbstück des Musenhofes spann seine stillen Tage weiter, ein vielbefreundeter Mann; alte Freunde starben, neue traten an ihre Stelle; die seit Jahren langsam geförderte Uebersetzung des Lukrez und ein umfassender Briefwechsel sorgten für geistige Beschäftigung. Die Tage der Schlacht von Jena brachten schwere Sorgen, gingen aber an Knebel's Hause gnädig vorüber. Im Sommer 1813 ward dem nahezu Siebzigjährigen ein zweiter Sohn Bernhard geboren, und Knebel lebte noch lange genug, um auch dieser Spätfreude herzlich froh zu werden. Allverehrt von den Nahestehenden, vielfach aufgesucht von Fremden, nach und nach abgeklärt und beruhigt von der frühern Leidenschaftlichkeit, behaglich eingesponnen in seine Liebhabereien und literarischen Beschäftigungen, bei welchen im Grunde blutwenig herauskam, trotz etlicher Altersschwächen leidlich gesund, überlebte Knebel all die Mitstrebenden des weimarer Musenhofes, sogar den hochalterigen „Urfreund" Goethe. Nach längerem Leiden starb Karl Ludwig von Knebel am 23. Februar 1834, nahezu neunzig Jahre alt, als der letzte der alten Weimaraner.

Dies ein dürftiger, ab und zu mit eigenen Zuthaten verbrämter Auszug aus dem hübsch und übersichtlich dargestellten Buche. Als Schriftsteller ist Knebel den Männern des Kreises, in welchen ihn ein günstiges Gestirn stellte, nicht entfernt ebenbürtig, wenn er auch eine Anzahl gedankenreicher Dichtungen in elegischer Form geliefert hat. Seine metrischen Verdeutschungen des Properz und Lukrez sind eben doch nur Uebersetzungen. Und doch ist Knebel eine eigenartige Persönlichkeit gewesen, dessen Bedeutung „darin beruht, wie er als wohlwollender Freund von streng rechtlichem Charakter, feingebildetem Geschmacke und großem Verständniß offen und ehrlich, durch einen besondern Zauber der Persönlichkeit auf seine Zeitgenossen, besonders auf Goethe und Herder, eingewirkt hat."

Dem Buche ist beigegeben ein Bildniß Knebel's aus seinem achtzigsten Lebensjahre, 1824 für Goethe's Sammlung von Schmeller gezeichnet. Es zeigt uns des Greises kluges und vergnügtes Gesicht; die Tracht ist diejenige eines jenaer Burschenschafters, deutscher Rock, offener Hemdkragen, schwarzes Burschenkäppchen.

Wir haben allen Grund, dem Verfasser für diese erste und wohl auch letzte überschauende Darstellung von K. L. von Knebel's Leben und Wirken Dank zu sagen.

2. Die Günderode. Ausgabe von 1840. Berlin, Hertz. 1890. Gr. 8. 4 M.

Es ist eigentlich ein Wagniß, dieses Buch unter die Ueberschrift „Aus Goethe's Freundeskreise" einzureihen. Aber die Bettina, die es schrieb, gehört ja auch zu den Freundinnen des großen Dichters, und so wird mir hoffentlich das Wagniß verziehen werden. Eine Beurtheilung aber des Buches ist wol nicht hier angebracht, maßen es eigentlich ein uraltes Buch ist, denn in unserm schnelllebenden Jahrhundert ist ein Buch, das vor funfzig Jahren erschien, uralt. Ich weiß noch, wie ich zum ersten male darin las. Ich war ein blutjunger Student, und den Studenten hatte es die Verfasserin gewidmet. Folglich erkannte ich die Pflicht an, es zu lesen, sofern man ein solches Buch gewissenhaft durchlesen kann, dessen Gedankengang etwa zu vergleichen ist dem Fluge eines goldenen Falters über eine blumige Wiese. Es war in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, also schon recht lange her. Was ist nicht alles mittlerweile an uns, die damals jung waren, vorübergegangen! Das Jahr 1848, das Parlament, die badischen und schleswig-holsteinischen Geschichten, der olmützer Vertrag, der Krimkrieg, Bismarck und der Militärconflict, 1864, 1866, 1870, nicht zu sprechen von dem, was auch Jüngere seitdem erleben konnten. Wer die junge Günderode als Student mit braunem Haar gelesen, hat jetzt weißes Haar, wenn er sich überhaupt solches Besitzes rühmen kann — und da kommt, gewissermaßen zum halbhundertjährigen Jubelfeste, wie ein Gespenst aus längst versunkener Zeit, solch ein altes Buch, das mit uns jung gewesen, wieder auf den Büchertisch geschneit, genau dasselbe wie vor Zeiten, nur daß auf dem ersten Titelblatte steht „Berlin 1890, Verlag von Wilhelm Hertz", auf dem zweiten ist „Ausgabe von 1840" beigefügt und auf dem dritten Titelblatt heißt es „Grünberg & Leipzig, bei W. Levysohn 1840". Es ist also, buchhändlerisch gesprochen, eine Titelausgabe eines vor funfzig Jahren erschienenen Buches, und über ein solches schreibt man eigentlich keine Kritik, weil die einen Leute längst wissen, was sie davon zu halten haben, und die anderen haben es längst vergessen.

Und doch ist es gut, daß sich das alte Buch wieder einmal in der Welt umsieht, die freilich ganz anders aussieht, als in den traumseligen Tagen des Jahres 1840. Das Buch dagegen ist dasselbe geblieben, und ob ihm das günstig ist in der Zeit der Politik und des künstlerischen Naturalismus, das mag recht zweifelhaft erscheinen. Es ist ein Sprühregen von Geist darin, ein Blütenregen von Poesie, zugleich aber mit all der Formlosigkeit behaftet, welche Jean Paul der Prosadichtung im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Mitgift gegeben hatte; es ist eins jener Bücher, die man ebenso gut vorn wie hinten und in der Mitte anfangen, aber schwerlich mit ausdauernder Beharrlichkeit von vorn bis hinten Zeile für Zeile lesen kann. Als Jüngling hatte ich keine Zeit, diesem Schmetterlingsfluge nachzulaufen, und jetzt, 45 Jahre später, weder die Zeit noch die Fähigkeit dazu. Und das ist schade, denn die Bettina ist gleich einer reichen Königin, die ihr Gold und ihre Perlen mit vollen Händen um sich wirft; man muß sich nur die Mühe geben, den Reichthum aufzulesen. Ob das die Studenten vor funfzig Jahren thaten, ist mir fraglich, ob sie es heutzutage thun werden, noch fraglicher, denn die armen jungen Leute haben so schrecklich

viel anderes zu thun, als sich durch die Blüten- und Dornengewinde eines dicken, an Geist und Poesie reichen Buches durchzuarbeiten. So sei es mehr denjenigen Frauen empfohlen, die sich aus der Unpoesie und Schmutzliteratur unserer Tage zurückversetzen können in die traumstille Zeit von 1804—6, da Bettina Brentano und Karoline von Günderode sich solche Briefe schreiben, die kleinen Alltagsereignisse so köstlich dichterisch vergolden konnten. Aber einen Bleistift werden die schönen Leserinnen dabei zur Hand nehmen müssen, dasjenige anzustreichen, was ihnen so recht gefällt. Es werden nicht überall Bleistiftstriche sein, aber doch gar manche, und was ihnen zum ersten male gefiel, wird ihnen immer wieder gefallen.

Wilhelm Buchner.

Erzählungsliteratur.

1. Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik von Julius Weil. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Vertreter des modernen Realismus können von dem vorliegenden Buche sagen: Eine Familienchronik kann weder heiter noch ernst an sich, sondern sie muß, wenn sie Wahrheit sein soll, eine Mischung von Heiterem und Ernstem sein, denn in keiner, unbedingt keiner Familie geht es immer heiter zu. Das mag wahr sein. Aber der Verfasser hat es verstanden, dem Ernste, der keiner Familie erspart ist, eine Farbe zu geben, welche auch über diesen den Glanz der Heiterkeit verbreitet, wie der Maler eine lichte Lasur über die düstern Farben legt, um in ihnen immer noch die Wirkung der nie verlöschenden Sonne erkennen zu lassen. Diese Kunst gibt unserer Chronik ihren unendlichen Reiz und ihren hohen literarischen Werth.

Die Chronik kennt nur vier Personen der Familie: den Vater Rudolf, einen Gelehrten, seine Gattin, den Sohn, „unsern Rudolf", auch Rudolf II. genannt, und dessen Frau. Von Conflicten, Familienscenen, wie im bürgerlichen Schauspiel, von aufeinanderplatzenden Leidenschaften, von hereinbrechenden düstern, Noth und Verderben drohenden Lebensschicksalen u. dgl. erfahren wir nichts. Rudolf und seine Gattin suchen eine Wohnung; Rudolf II. wird geboren und wird ein prächtiger Junge; die Frage: „wem sieht er ähnlich"? wird eine brennende; unser Rudolf geht zur Schule, steigt zum Gymnasium und nach bestandener Prüfung zur Universität empor; schlägt sich und trägt einen kleinen „Schmiß" an der Stirne davon; wird Einjähriger; schreibt ein gelehrtes Buch; verlobt sich und heirathet. Rudolf der Vater wird Großpapa. Das ist alles. Vor jedem dieser Abschnitte des Familienlebens steht der Vater zweifelnd am glücklichen Ausgange; aber der Sohn, der Taugenichts und Faulpelz, bringt stets die besten Schulzeugnisse, erledigt die Prüfung der Reife zur Universität, obgleich der Papa mit Sicherheit angenommen hat, daß er durchfallen werde, ja wegen seines schlechten Lateins durchfallen müsse, summa cum laude; schlägt sich, obgleich der Vater das Duell nur „in gewissen Fällen" für zulässig erklärt, weil sein Gegner von diesem Vater gesagt habe, er schreibe ein schlechtes Latein, wodurch natürlich die väterliche Theorie über den Haufen geworfen wird. Er hält seinen Sohn nicht für fähig, je ein tüchtiger Soldat zu werden. Dieser aber wählt die schwierigste Waffengattung, die reitende Artillerie, erhält die „Knöpfe" und die Tressen und wird Reserveleutenant. Schließlich begreift er nicht, daß er nicht mehr „Papa", sondern „Großpapa" genannt wird, was er fast übel nimmt, bis ihm seine Frau mit entzückender Weiblichkeit den Standpunkt klar macht. Die Mutter ist voll Vertrauens auf ihren Rudolf bei jedem jener Lebensabschnitte und der Sohn rechtfertigt es; dabei klopft ihr aber das mütterliche Herz doch recht empfindlich; sie versteht es, das ewige Zweifeln ihres Mannes, wenn auch nicht zu bannen, aber durch ihren Glauben an den Sohn in seinen Grundfesten zu erschüttern. Nur in der Liebe zur Schwiegertochter gibt es keine Gegensätze zwischen den beiden, wenn auch die Mama ihren Mann damit neckt, daß er ihre Eifersucht errege.

Die Leserinnen des Buchs werden über die Männer triumphiren, denn sie finden darin einen Vertheidiger ihres Geschlechtes, der mit der feinsten psychologischen Dialektik ihre Partei nimmt; aber so, daß man die Absicht nicht merkt und daß auch die Leser nichts von Verstimmung fühlen können. Dabei kommen Gedanken zum Ausdrucke, die jedes Gemüth ergreifen müssen. So sagt z. B. die Mutter beim Anblicke des Brautpaares am Hochzeitstage, wo ihm die Gäste die schönsten Huldigungen darbringen: „Es gibt ein Glück, das keinen Neid erweckt, sondern, wie die Sterne, die man nicht begehrt, sein reines Licht verklärend in unsere Seele strahlt."

Ich hatte mir vorgenommen, auf einige Kapitel als ganz besonders anziehende hinzuweisen. Als ich aber das Buch zu Ende gelesen hatte, fühlte ich, daß eine Auswahl nicht möglich sei.

2. Madonna im Rosenhag. Roman von Reinhold Ortmann. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 6 M.

Es ist ein vielfach vorkommendes Unrecht, daß wir vom Künstler verlangen, er solle uns immer neue Gedanken, noch nie dagewesene Erlebnisse der Menschen, neue Verwickelungen und neue Wege ihrer Lösung und Klärung darstellen. Noch größer aber ist das Unrecht des Künstlers, wenn er den Versuch macht, diesem Verlangen zu entsprechen. Daß unser Roman jenem Verlangen nicht entsprochen hat, rechnen wir ihm in erster Stelle zum großen Verdienst an. Er geht sogar so weit, die Gegensätze im

Leben: arm und reich, ehrlich und falsch, vornehm und niedrig und wie sie sonst alle heißen mögen, als „die alte Geschichte" anzuerkennen, die ewig neu ist und er hat es verstanden ihr durch Erfindung und Darstellungsform ein Gewand anzulegen, in welchem wir sowol das Alter der Geschichte als auch ihre ewige Neuheit in vielen Zügen gern wahrnehmen und uns dadurch erhoben fühlen könnten, wenn nicht hie und da in der Erfindung doch unserer Lebens- und Menschenkenntniß Glaubenszumuthungen gemacht würden, denen sie nicht zu genügen vermag. Weder aus dem Charakter Mariens überhaupt, noch aus der ihr eigenen Abneigung gegen die Versuche anderer, ihre Lebenswege zu durchkreuzen und auf ihre Entschlüsse, sich ihr Leben nach eigenem Wollen zu gestalten, Einfluß zu gewinnen, noch auch aus bestimmten Thatsachen erklären sich der Haß des edeln Mädchens gegen den nicht minder edeln Lothar und ihre Worte, ihn nicht wieder sehen zu wollen, nachdem er sie aufgesucht hat, um sie von dem Betreten der Bühne als Schauspielerin abzuhalten. Ebenso wenig findet der Mordversuch des armen Hudetz gegen Lothar eine ausreichende Erklärung. Der in jenem schon liegende Keim des Wahnsinns dürfte zu diesem Mordversuche ebenso wenig ein genügendes Motiv abgeben, als das von ihm erlauschte Gespräch zwischen Marie und Lothar (II, 104 fg.). Nicht minder überraschend ist Cäciliens fast plötzliche Verwandlung der ihr anerzogenen hocharistokratischen Grundsätze und Lebensanschauungen in einen so großen Liberalismus, daß sie sich mit ihrem Vetter Wolfgang, der in Amerika Zahnarzt geworden und als reicher Mann zurückgekehrt ist, aber aus Rücksicht auf den Adel der Familie sein „von" nebst dem Freiherrntitel nicht mehr führt, in dem Augenblicke verlobt und im Stillen der ganzen Familie den Krieg erklärt, wo sie von ganz andern Dingen im Innersten tief bewegt sich entschließt, die Hülfe ihres Vetters in Anspruch zu nehmen. Fast noch überraschender ist die entschiedene Niederlage ihrer adelstolzen Aeltern, welche nicht in jenem ihnen von Cäcilie geschworenen Kriege, sondern in ganz andern viel äußerlichern Verhältnissen ihren Grund hat und dem Mädchen diesen Krieg erspart. Alle diese Dinge scheinen von dem berechtigten Realismus zu sehr abzuweichen, wozu wir auch die Zeichnung des Charakters Wolfgang's zählen könnten, der in fast übermenschlicher und so fleckenloser Reinheit erscheint, daß er nicht Bewunderung, sondern eher Gleichgültigkeit im Herzen des Lesers hervorrufen dürfte, weil es eben solche Männer in Wahrheit schwerlich gibt. Und wenn wir hierin irren sollten, so müssen wir doch beklagen, daß uns der Dichter den Werdegang eines solchen Charakters vorenthalten und dadurch unser Interesse an ihm abgeschwächt hat. Trotz alledem bietet aber der Roman viele Schönheiten und zieht mit großem Geschicke Fragen unserer Zeit in seinen Kreis, die den Gegenstand ernsten Nachdenkens aller gebildeten Leser ausmachen.

Daß sich jener Haß Mariens gegen Lothar später in Liebe verwandelt, vielleicht schon sogar den Keim der Liebe in sich barg, läßt der Dichter uns zwar voraussehen, aber es hätte uns wohler gethan, diese Wandlung in ihrem Herzen beobachten zu können, als von ihr nur auf indirectem Wege durch die Nachricht, daß sie verlobt seien, zu erfahren; zudem hätte Marie hierdurch erst recht der Mittelpunkt und die Hauptperson des ganzen Romans werden können, in welcher Eigenschaft sie jetzt doch nicht genug hervortritt. „Madonna im Rosenhag" ist nämlich nicht, wie der Titel glauben lassen könnte, diese Hauptperson. Sie ist überhaupt keine im Roman auftretende Person, sondern ein Bild von J. van Eyck aus dem Jahre 1435, welches Hudetz aus der Gemäldegalerie entwendet. Dieser ist ein verkommener Student der Kunstgeschichte und phantastischer Liebhaber von Kunstalterthümern und dient, obgleich seine Gestalt im Roman ziemlich ausgeprägt hervortritt, doch eigentlich nur dazu, den Charakter und die Lebensschicksale Mariens recht scharf zu beleuchten. Möge der Roman, wie er es verdient, einen großen Leserkreis finden!

3. Schloß Winikstein. Roman von Wilhelm von Wartenegg. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie unerläßlich für ein literarisches Kunstwerk die volle Ebenbürtigkeit zwischen Inhalt und Form ist, so würde der Roman „Schloß Winikstein" diesen Beweis insofern liefern, als die darin fehlende Ebenbürtigkeit der Form dem Inhalte gegenüber der einzige Grund ist, weshalb der Dichtung die Krone fehlt. Während der Dichter uns vor das Bild des furchtbarsten Kampfes einer treuen Frau gegen die ihr bisher unbekannt gewesene, jetzt plötzlich über sie hereingebrochene Liebe, eines Kampfes, den sie aber siegreich besteht, ferner vor ein Bild rührendster Freundschaft und anderer bedeutender Stoffe stellt — bleibt er mit der Form des Ausdrucks bei der denkbar klarsten und übersichtlichsten Gruppirung der reichen Handlung weit hinter unserm Verlangen zurück. Sätze wie diese:

> Er versuchte sie wieder hold anzulächeln, aber es ging nicht gleich. — Er hat bei seinem ersten Besuch gleich alle captivirt. — Er erfreute sich bald eines Ordens, mit dem er das hungrige Knopfloch seines Fracks stillen konnte. — Die Erfahrung lehrt, daß es der Leserin meist darum zu thun ist, zu erfahren, ob sie sich kriegen, oder ob sie sich nicht kriegen —

mögen zum Belege unserer Behauptung dienen. Sie sollen aber nur die ganze Art des Stils kennzeichnen und stehen keineswegs vereinzelt.

4. Rheinlands-Geschichten von Konrad Fischer-Sallstein. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Das Bestreben, die Form dem Inhalte anzupassen, ist in diesen Geschichten deutlich zu erkennen; gelungen ist es nicht allenthalben, weil der Dichter vielleicht zu sehr bemüht war, dem Gemische von rheinischem Zauber der Natur, geheimnißvoll im Volksmunde heimischer Märchen-

und Sagenwelt, Hexenspuks und wirklichen Menschenlebens immer eine entsprechende Farbe, gleichsam eine Localfarbe, zu geben. Wenn er diese nur an einzelnen Stellen aufgetragen und im Wechsel mit einfacher Erzählungsform angewendet hätte, statt sie mit einer gewissen Eintönigkeit vorherrschen zu lassen, würde es um so vortheilhafter gewesen sein, als auch in Wirklichkeit das wohlige Behagen, welches man am Rhein empfindet, in jener Mischung, aber auch in der Realität des von aller Sagen- und Märchenpoesie entkleideten Lebens seinen Grund hat. Abgesehen von dieser Ausstellung, die man an der Form der Rheinlandsgeschichten erheben könnte, versetzt ihr Inhalt, der nicht immer auf bekannten Rheinsagen und Märchen beruht, sondern mehr der eigenen Erfindung des Verfassers zu entstammen oder wenigstens von derselben ausgeschmückt und weiter ausgeführt zu sein scheint, den Leser ganz in die Stimmung, die jeden ergreift, der auf den Wellen des Stromes sich schaukelnd ihrem Geflüster lauscht und den Duft der blühenden Rebengelände am Ufer oder noch besser den des immer wieder sich füllenden Römers einsaugt.

5. Lebenstiefen. Novellen von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Kohlhammer. 1891. 8. 2 M.

Es sind dies Novellen wahrhaft vornehmer Art, Dichtungen aus dem Reiche der gesellschaftlichen und geistigen Aristokratie: „Ein dunkles Schicksal", „Fulvia", „Im Moor". Ist auch ihr Inhalt insofern kein sehr verschiedener, als in allen der Leser mit einer großen, gewaltigen und edeln Liebe unterhalten wird, so sind doch die Träger derselben und die Seelen, in deren tiefster Tiefe sie sich entzündet und Flammen schlägt, oder still verkümmert, wie bei Käthe in der dritten Novelle, so mannichfach und eigenartig gezeichnet, daß alle die höchste Theilnahme und das lebendigste Interesse erregen. Ebenso vielgestaltig sind die Lebensschicksale, in welche jene Liebe eingreift und in denen sie hier erhebt und veredelt, dort verwüstet und sogar vernichtet. So einfach die Handlung in den drei Novellen auch sein mag, so hätte die Dichterin bei dem unerschöpflichen Reichthum ihrer Phantasie dieselbe je zu einem mehrbändigen Romane ausspinnen können. Das ist aber gerade nicht ihre Art. Es ist ihr vielmehr gegeben, in markigen Zügen und in gedrängter Kürze unendlich viel zusammenzufassen und darzustellen und noch mehr den Leser selbst fühlen und denken zu lassen. Hiermit hängt eine weitere Eigenart zusammen. Sie versteht es meisterhaft, uns in das größte Wirrsal der Gefühle und Gedanken hineinzuführen. Wenn sie uns aber bis auf den Punkt geleitet hat, von dem aus der Blick wieder frei wird, gleichsam eine Fernsicht, die sie vorbereitet hat, sich eröffnet, dabei aber doch die Erzählung an sich erschöpft ist — dann verläßt sie uns und entzieht uns ihre führende Hand. Die von ihr vorbereitete Fernsicht müssen wir nun selbst in ihren Einzelheiten ausspähen, und das Talent der Dichterin hat uns gezwungen, nicht das Buch in oberflächlicher Befriedigung aus der Hand zu legen, sondern uns in jene Fernsicht erst recht zu vertiefen, hierin erst wahre Befriedigung zu suchen und zu finden und — das Buch noch einmal zu lesen, um uns in unserm eigenen Herzen wieder zurecht zu finden, dem sie uns während ihrer Erzählung ebenso oft entrückt, wie sie es uns als einen Spiegel vorgehalten hat.

Der Stil der Dichterin ist einfach und klar, aber deshalb nicht etwa trocken, sondern voll wechselnden Farbenspiels und hoher Formenschönheit. Sie schreibt nicht einen Satz, in welchem nicht ein Gedanke oder ein Bild liegt, Eigenschaften, die gleichmäßig, wie die vorhin entwickelten, auch in ihren frühern Schriften, namentlich der mexicanischen Novelle „Hazienda Felicidad", sich wiederfinden, aber, wie uns scheinen will, sich in den „Lebenstiefen" noch gesteigert haben.

Bei aller Glut der Liebe, welcher sie namentlich in den beiden ersten Novellen Ausdruck gibt, verliert sie sich nie in deren sinnliche Verirrungen und wahrt neben der lockendsten Verführung Reinheit und Keuschheit — bei Männern ebenso wie bei Frauen. Und wo sie die Wärme ihrer Farben auf die Landschaft ergießt, bleibt sie fern von jeder Uebertreibung und wahrt einer jeden derselben ihren Localcharakter.

Frau Keller-Jordan ist eine von den Dentschen, welche keiner Erziehung durch Rembrandt bedürfen. Sie hat die Wege nach den wahren Zielen der Kunst selbst gefunden und zwar ohne Kampf mit sogenannten „Richtungen", sondern geleitet von einer Naturanlage, mit welcher freilich nur wenige begnadigt sind. Darum hat sie uns auch in ihren Schriften Geschenke gemacht, die Studium und Geschicklichkeit allein niemals fertig bringen würden.

Daß solche Talente nicht in Vielschreiberei ihren Ruhm suchen, liegt in ihrer Art, und so hat auch Frau Keller-Jordan im Verhältnisse zu andern nur wenige, aber voll ausgereifte und deshalb doppelt werthvolle Früchte ihrer Muse auf den Büchermarkt gebracht. Adolf Fleischmann.

Zur deutschen Sprache.

1. Die deutsche Druckschrift. Von Emil Pfeiffer. Weimar, Weißbach. 1890. Gr. 8. 25 Pf.

Dieser Sonderabdruck aus der „Deutschen Buchhändler-Akademie" (Band 7, Heft 2) stellt in knappen Worten alle Gründe zusammen, welche sich zu Gunsten der lateinischen gegen die sogenannte gothische Druckschrift geltend machen lassen. Indem der Verfasser die lateinische Druckschrift oder Antiqua und die deutsche Druckschrift oder Fractur

auf ihre Echtheit und Nationalität gegenseitig abschätzt, führt er den Nachweis, daß zu den Zeiten der Sachsenkaiser, als Deutschland in Wissenschaft und Kunst eine seitdem nie wieder erreichte tonangebende Stelle einnahm, die fränkisch-karolingische Minuskel genau und Zug für Zug unsere lateinische Druckschrift war. Dagegen bezeichnet die Zeit der Einbürgerung unserer jetzigen deutschen Druckschrift eine Zeit des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verfalls. Wenn Deutschland die gothische Schrift überhaupt annahm, so geschah dies nur, weil es künstlerisch und literarisch in völlige Abhängigkeit von Frankreich gerathen war und sich in der Rolle des Nachahmers gefiel. Einen Unterschied zwischen lateinischen Buchstaben für lateinische und französischen, bezw. deutschen Buchstaben für französische oder deutsche Bücher gab es übrigens damals nicht. Auch die wenigen in deutscher Sprache verfaßten Bücher bedienten sich derselben Typen, in welchen die lateinischen Bücher, welche weitaus die Mehrzahl bildeten, gedruckt wurden. Gutenberg selbst wandte sich gegen Ende seines Lebens von der gothischen Schrift ab; nur die Noth zwang ihn, der herrschenden Modeneigung für die gothischen, in Wahrheit französischen Lettern sich zu fügen. Schon die ersten lateinischen Bibeldrucke und Ablaßbriefe sind in gothischer Schrift gehalten. Von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an, dieser Zeit unserer nationalen Schmach, rührt das geschmacklose, unwissenschaftliche, doppelte Schriftwesen in der Schule, in den Druckereien, im internationalen Verkehr. Und während die übrigen Völker, selbst die Franzosen, längst zu der alten, urgermanischen Antiqua sich wieder emporgeschwungen haben, blieb uns Deutschen der alte französische Zopf anhängen. „Wenn wir diesen jetzt abzuschütteln versuchen und zu unserer uralten germanischen Schrift zurückkehren wollen, so ahmen wir also nicht das Ausland nach, wie man in Unkenntniß der Sache noch vielfach anzunehmen geneigt ist, sondern wir wenden uns zu etwas unserm Volk Ureigenem zurück und werfen nur den durch Nachäffung französischen Wesens entstandenen Schriftgebrauch, den versteinerten Rest deutscher Unmacht, zurück."

2. Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen, sprachlich erläutert von Reinhold Kapff. Nürtingen, Kapff. 1889. 8. 1 M.

So klein und unscheinbar dies Büchlein sich darstellt, so gediegen und reichhaltig ist sein Inhalt, und wir stehen nicht an, vor all den in den letzten Jahren erschienenen ähnlichen Veröffentlichungen ihm den Vorzug zu geben. Auf den Forschungen von Grimm, Abel, Weinhold, Förstemann, Pott, Stackerjan, Stark, Kehrein, Steub, Andresen u. a. fußend, unternimmt es der Verfasser, die Deutung der deutschen Vornamen auf wissenschaftlicher Grundlage planmäßig durchzuführen. Nach einer Einleitung in das Wesen der germanischen Namenschöpfung und kurzer Darlegung der Entwickelung unserer Vornamen zu Geschlechtsnamen bietet der Verfasser zunächst ein Verzeichniß der wichtigsten (300) namenbildenden Stämme, hierauf über 2000 deutsche Vornamen, darunter sämmtliche im Nibelungenliede und in der Gudrun enthaltenen, und dazu mehr als 15000 heutige Geschlechtsnamen, zusammen gegen 20000 Namen, je mit Deutung nach den Ergebnissen der neuern Sprachforschung. Ist davon manches auch noch bestreitbar, so wird man doch die in so vielen „volksthümlichen" Namenbüchern spukenden kindischen Ableitungen und Deuteleien vergebens darin suchen. Wohl aber setzt das Büchlein bei überaus großer Uebersichtlichkeit und handlicher Einrichtung jeden Leser in den Stand, die Abstammung und Bedeutung seines und seiner Freunde Vor- und Geschlechtsnamen leicht und sicher festzustellen, und indem es nicht blos unsere Vornamen, sondern auch die der Mehrzahl nach den allermeisten völlig unverständlich erscheinenden heutigen deutschen Geschlechtsnamen als Erzeugnisse echt germanischer Denkart in ihrer ausnahmslos edeln Bedeutung nachweist und so in ihren Trägern das Gefühl des geistigen Zusammenhangs mit unsern kern- und heldenhaften Vorfahren wachruft, hilft es zugleich auch die Pflege deutschen Wesens und deutschen Geistes an seinem Theile fördern.

Wie uns eine Vorbemerkung belehrt, bildet das Heft einen Auszug aus des Verfassers „Deutschem Namenbuch", welches in seinem ersten Theile außer mehrern tausend weitern deutschen Vornamen, die für heutige Geschlechtsnamen in Betracht kommen, auch alle aus fremden Sprachen stammenden Vornamen, soweit von ihnen deutsche Geschlechtsnamen abgeleitet sind, nebst einem zwischendurch laufenden Namenverzeichnisse nach der Buchstabenfolge, sowie sämmtliche Namen aus der germanischen Götterlehre enthält, während der zweite, noch ausstehende Theil alle übrigen deutschen Geschlechtsnamen, also insbesondere die von Ortsnamen stammenden, sowie die vom Wohnsitze, vom Stande, von äußern und innern Eigenschaften abgeleiteten umfassen soll. Natürlich erfüllt dieses größere Werk um seiner ungleich größern Vollständigkeit willen seinen Zweck in noch höherm Maße. Doch dürfte für die meisten, da sie es ja nicht gerade auf Sprachforschung absehen, der Auszug genügen, den wir auch wegen seines klaren, scharfen Druckes bestens empfehlen können. Für seinen eigenen Namen zieht übrigens Schreiber die Ableitung von saljan (in den Besitz einweisen) vor und findet ihn schon in den von Grimm's „Rechtsalterthümern" angeführten Salmanen, welche unsern Vorfahren als Vertrauensmänner galten und mit Führung der sogenannten Salbücher, die unsern Grundbüchern entsprachen, betraut waren.

3. Die Mängel unserer Orthographie und die vereinfachte Rechtschreibung. Von T. Kerkoff. Braunschweig, Wollermann. 1890. 8. 50 Pf.

In sachgemäßer, klarer Erörterung werden in diesem Schriftchen die Grundsätze und Ziele des von Dr. Fricke gegründeten und in der „Reform" vertretenen allgemeinen Vereins für vereinfachte deutsche Orthographie entwickelt.

Wie bekannt, erstrebt dieser eine Neugestaltung unserer Rechtschreibung auf phonetischer Grundlage. Mit dem Grundsatze: „Wo kein Laut ist, darf auch kein Buchstabe gesetzt werden", und mit dem entsprechenden: „Für jeden Laut schreib' auch ein Zeichen", wird der buntscheckigen, folgewidrigen und formlosen Schreibung, wie sie noch neuerdings durch die amtlichen „Regeln u. s. w." festgesetzt worden, die Axt an die Wurzel gelegt, und es ist keine Frage, daß die in den „Regeln" begonnene Umgestaltung in ihrer Halbheit früher oder später weitergehende Aenderungen nach sich ziehen wird. Der erwähnte Verein „verlangt die Anwendung der Lateinschrift und beschränkt den Gebrauch der großen Buchstaben auf den Satzanfang und die Eigennamen. Seine vereinfachte Rechtschreibung bei Ausscheidung der entbehrlichen Buchstaben, unsere ganze weitläufige und überflüssige Dehnungsbezeichnung, sowie die Consonantenverdoppelung in einer Silbe. Sie gibt jedem Laute sein bestimmtes Zeichen und gestattet, sowol berechtigt erscheinende Eigenthümlichkeiten unserer bisherigen Schreibung beizubehalten, als auch mit der Entwickelung der Sprache deren Aenderungen leichter darzustellen." Zunächst ist eine Uebergangsschreibung in Aussicht genommen, an die sich mit der Zeit die geplante Neuschreibung anzuschließen hätte.

Die Besserungsvorschläge sind wohlerwogen, die aufgewiesenen Mängel nicht wegzuleugnen. Aber die in der Verschiedenheit der Aussprache liegende Schwierigkeit scheint unterschätzt zu werden, und der Vorschlag, unter Umständen auch solche Buchstaben zu verdoppeln, die wir bisher immer nur einfach geschrieben haben (ch, sch), wird schwerlich jemals durchdringen, auch dann nicht, wenn einfachere Zeichen dafür angenommen würden. Wenn gesagt wird, es gelte in unserer Sprache das ausnahmslos herrschende Gesetz, daß betonte offene Silben langen, betonte geschlossene Silben kurzen Vokal haben, so ist das nicht richtig. Für die zweite Aufstellung gibt der Verfasser selbst einige Ausnahmen an, die sich noch beträchtlich vermehren ließen (zart, Bart, Art, Krebs, Arzt u. s. w.); aber auch die erste gilt nicht ausnahmslos, man denke nur an Ausrufwörter wie: hui und pfui.

S. 14 in dem Satz: „Auch steht im Auslaut nicht ß, sondern s bei den Wörtern, welche vor vocalisch anlautender Silbe vorkommen" wird der Sinn verkehrt durch ein auslassenes „nicht" an der vorletzten Stelle des Satzes.

Die am Schluß beigegebene vergleichende Uebersicht ist vortrefflich geeignet, über alle einschlagenden Fragen, mit denen sich das Büchlein beschäftigt, zu belehren.

Karl Lallmann.

Neuere philosophische Literatur.

1. Ueber das Mysterium Magnum des Daseins. Von J. Frohschammer. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 4 M.

Wenn das allgemeine Welträthsel selbst auch nicht gelöst oder entziffert werden kann, so hat doch der menschliche Geist zu allen Zeiten irgendeine Antwort hierauf zu finden versucht. Hieraus sind insbesondere die beiden Gruppen von Erscheinungen der Religion und der Philosophie in der Geschichte erwachsen. Die eine beruht auf der Phantasie, die andere auf dem Verstande und es werden beide durch den Verfasser in eingehender Weise kritisch beleuchtet und miteinander verglichen. Es geschieht dieses in einer nüchternen und von jeder Voreingenommenheit freien Weise in klarer, einfacher und verständlicher Sprache. Daß es sich hierbei nur um menschliche Schwachheiten und Irrthümer handeln kann, ist freilich im voraus gewiß. Das Problem ist eben zu groß, als daß es jemals in vollkommener und endgültiger Weise gelöst werden könnte. Man sollte sich hierüber doch endlich klar werden und über die hartnäckigen Verranntheiten der einen wie der andern jener beiden Seiten hinauszukommen suchen. Der Kampf zwischen Religion und Wissenschaft oder Philosophie zieht sich freilich durch die ganze Geschichte hindurch und es ist auch jetzt noch kein wahrer Friede zwischen beiden geschlossen. Der Verfasser hat selbst durch seine persönlichen Schicksale in der Mitte dieses Conflictes gestanden und es gibt sich überall in seinem Werke die unerschrockene und lebendige Ueberzeugungstreue zu erkennen. Auch hält er sich selbst frei von jedem überspannten, gespreizten und einseitigen Dogmatismus. Es kann sich ihm überall nur darum handeln, eine solche Weltanschauung zu gewinnen, die für uns als genügend oder befriedigend erscheint, ohne von ihr zu einer abschließenden Construction des metaphysischen Jenseits oder des Gottesbegriffes Gebrauch machen zu wollen. Eine Formel hierfür wird von ihm in seinem Principe der Phantasie als einer lebendigen Vereinigung der geistigen und der sinnlichen Seite des Weltprocesses erblickt. Es ist dieses also nicht etwa ein neues, erkünsteltes, objectives Weltprincip im Sinne der Ungeheuerlichkeiten des Willens bei Schopenhauer und des Unbewußten bei Hartmann, sondern eine menschlich subjective Auffassungsform für die Abspiegelung des Weltganzen in unserm eigenen Geiste und seiner Wissenschaft und Kunst. Es bedarf jetzt für uns überhaupt bei weitem mehr einer beruhigenden und friedenstiftenden Abklärung aller einseitigen und übertriebenen Richtungen der Auffassung der Welt, als einer fortwährenden Wiederholung gewaltsamer und erzwungener Versuche, in das Räthsel des Daseins eindringen und irgendein bestimmtes metaphysisches oder theologisches Dogma hierüber in beschränkter und fanatischer Starrheit festhalten zu wollen. Das ganze Bestehen sowol der Religion als der Philosophie in unserer Zeit erscheint jetzt von mancher Seite angegriffen und bedroht.

Das eine wie das andere aber ist doch zuletzt gleichmäßig ein Bedürfniß und eine Nothwendigkeit, nur daß hiermit zugleich eine Abstreifung und eine Reinigung von manchen aus der Vergangenheit überkommenen Schranken, Schlacken und Vorurtheilen verbunden sein wird.

2. Glauben oder Wissen? Eine Untersuchung über die menschliche Geisteseinheit auf biologischer Grundlage. Von Karl Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch diese Schrift ist auf die Ausgleichung der Widersprüche und Zerrissenheiten im menschlichen Geistesleben gerichtet. Wissen ist an und für sich mehr als alles Glauben, Meinen oder Vermuthen, mit dem sich in frühern Zeiten der Geschichte der menschliche Geist in so reichem Maße angefüllt hatte. Unsere Zeit aber steht jetzt im Ganzen auf dem Boden der Wissenschaft und ist naturgemäß bestrebt, den Maßstab der wissenschaftlichen Wahrheit auch auf alles andere, was sonst zum menschlichen Leben gehört, zu übertragen. Es muß aber immerhin manches als nothwendig und berechtigt anerkannt werden, was nicht ohne weiteres unter diesen Maßstab gestellt oder mit ihm ausgemessen und begriffen werden kann. Streng genommen gehört hierzu auch alle Kunst und Poesie, da ja auch alles dieses eigentlich aus wissenschaftlichen Unwirklichkeiten, Unmöglichkeiten und Illusionen besteht. Die strengste Folgerung des wissenschaftlichen Realismus würde die unbedingte Verwerfung aller dieser Einbildungen, falschen Vorstellungen oder Ideale sein müssen. Es würde hiermit ein eisernes und nur von der strengsten Logik des Verstandes beherrschtes Zeitalter über uns hereinbrechen. Es kann aber dem gegenüber doch auch nicht genügen, sich blos auf die praktische Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit aller dieser Sphären der Einbildung oder Illusion berufen zu wollen. Es muß doch auch in der Kunst immer eine bestimmte sachliche oder objective Wahrheit enthalten liegen und es kann dieselbe nicht blos in der subjectiven Erholung oder Relevation für uns ihren Zweck haben. Das Gleiche wird auch von der Sphäre der Religion oder des Glaubens im specifischen Sinne des Wortes gesagt werden dürfen. Die Wissenschaft allein und als solche kann aber nicht alles erkennen, sondern es gibt auch überall gewisse Sphären des Seienden, denen der menschliche Geist auch auf einem andern Wege als dem des bloßen Verstandes nahe zu treten und sie in sein Vorstellen hereinzuziehen versuchen darf. Es liegt hierin jetzt ein Problem für uns enthalten, die Berechtigung aller dieser andern Sphären des Lebens auch ihrem sachlichen Gehalte nach anzuerkennen und zu begründen. Die Dogmen der Religion, möge der wissenschaftliche Verstand sich zu ihnen stellen wie er wolle, bilden doch immer eine unentbehrliche und naturgemäße Ausdrucksform unserer ganzen Stellung zu dem geheimnißvollen und unergründlichen Wesen der Gottheit. Der abstracte Gottesbegriff allein ist noch nicht im Stande, das religiöse Gefühl in uns zu erwecken und zu erhalten. Ebenso wenig würde der wissenschaftliche Begriff des Schönen genügen können, uns den Genuß und das Verständniß der Kunst zu ersetzen. Die Lebensbedingungen dieser beiden Gebiete sind einmal andere als diejenigen der Wissenschaft im reinen und strengen Sinne des Wortes. Heißt aber Wissenschaft überhaupt nichts anderes als Erkenntniß des Wirklichen, so wie es ist, so müssen auch diese beiden Gebiete in ihren besondern Lebensbedingungen von ihr anerkannt und begriffen werden. Dieser Begriff der wahren und echten Wissenschaft aber ist überall noch ein anderer, als wie er in der gewöhnlichen verstandesmäßigen Naturwissenschaft seine Vertretung findet. Ob der Verfasser dieser immerhin geistvollen, gedankenreichen und über alle beschränkenden Vorurtheile hinausstrebenden Schrift sich in vollkommen ausreichenden Bahnen für die Lösung jenes Problems bewege, ist eine Frage, die wir doch nicht unbedingt zu bejahen geneigt sein möchten. Wie die Religion selbst, so befindet sich auch die Wissenschaft von derselben oder die Theologie in gewissen ganz eigenthümlichen Lebensbedingungen, und wenn dieselbe auch an der historischen Ueberlieferung der Heiligen Schrift ein bestimmtes empirisches Fundament hat, so kann sie doch darum keineswegs als eine empirische Wissenschaft im gewöhnlichen Sinne angesehen werden. Sie ist in der Art ihres Denkens doch immer speculativ und könnte wie jede andere Metaphysik auch unter den Ausdruck einer Begriffsdichtung gestellt werden. Es sind alles dieses immerhin schwierige und heikele Fragen oder Probleme. Was aber jetzt Biologie genannt wird, ist wesentlich eine Uebertragung der Anschauungen und Voraussetzungen der Naturwissenschaft auf die Erscheinungen und das Leben des Geistes in der Geschichte. Hierdurch mag erklärt werden das Geschehene als solches, aber es genügt das noch nicht zur Feststellung seines reinen Werthes oder seiner wahren Bedeutung an sich. Der menschliche Geist überhaupt ist wol eine Einheit, deren Leben sich aber doch in eine Reihe ganz verschiedener einzelner Gebiete oder Provinzen gliedert. Die Wahrheit als solche zu vertreten, ist die specifische Aufgabe und Function der Wissenschaft, aber dieser Begriff ist auch immer ein dehnbarer, und es gibt Wahrheiten nicht blos für den Verstand sondern auch für alle andern Regungen und Erscheinungsgebiete der menschlichen Seele. Es wird jedem derselben sein eigenes Recht gelassen und zugestanden werden müssen. Wo wir jetzt oft nur einen Widerspruch sehen, wird sich hoffentlich in der Zukunft eine harmonische, auf wechselseitiger Anerkennung beruhende Zusammenwirkung für die Vollkommenheit des Lebens herausstellen und in diesem Wunsche glauben wir uns mit dem Streben des Verfassers begegnen und einverstanden erklären zu können.

3. Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung von Victor Cathrein, S. J. Erster Band: Allgemeine Moralphilosophie. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Es ist nicht zu verkennen, daß die gegenwärtige Moralphilosophie im allgemeinen eines festen Haltes und eines einfachen, sicher begründeten Princips entbehrt. Theils hat

der historische Evolutionismus, theils haben einzelne einseitige Lehren und Liebhabereien, wie namentlich der neuere Utilitätsgedanke, den reinen und strengen Charakter der Ethik oder Moralphilosophie verdunkelt. Im Unterschiede von allem dem befindet sich allerdings das gegenwärtige Werk auf einem ganz einfachen und zweifellosen, historisch gegebenen Standpunkte. Dieser ist der theologische und zwar speciell derjenige im Sinne der Lehre der katholischen Kirche. Es ist hierdurch ein fast durchgängig abfallendes Verhalten gegen alle andern neuern und weltlichen Lehren oder Theorien bedingt. Zugleich aber verbindet sich hiermit eine weit ausgebreitete Literaturkenntniß und Belesenheit, sowie ein im ganzen genommen auch einsichtiges und treffendes Urtheil. Ob eine Moral außerhalb der Religion wahrhaft denkbar sei, soll hier nicht näher gefragt werden, obgleich auch dieses im Princip kaum wird geleugnet oder bestritten werden können. Im übrigen trägt das Werk den Charakter eines Systems oder Lehrgebäudes im weitesten und umfassendsten Sinne des Wortes an sich. Es bezieht sich dasselbe nicht blos auf das vorliegende Gebiet allein, sondern auch auf die ganze Weltstellung und die natürlichen Verhältnisse des Menschen überhaupt. Man wird dasselbe als eine reiche Fundgrube des Wissens immer anerkennen und schätzen dürfen, ohne sich gegen das mannichfache Ueberflüssige und an sich Ungehörige hierbei verschließen zu können. Die Sicherheit des Bodens, auf dem der Verfasser zu stehen glaubt, hat ihn zu einer übertriebenen und ausgedehnten Weitschweifigkeit seiner ganzen Darstellungen verführt. Eine allgemeine Förderung der moralischen Frage in unserer Zeit aber wird durch das Werk nicht herbeigeführt werden. Unsere Zeit hat doch auch immer ihre eigene Sittenlehre oder Moralphilosophie für sich. Man kann namentlich die Lehre Kant's auch neben der christlichen Moral nicht übersehen und die verwickeltern Lebensverhältnisse der neuern Zeit rufen naturgemäß auch das Bedürfniß nach reichern und wissenschaftlich vertieftern Formulirungen des Princips der sittlichen Vollkommenheit hervor. Der unbedingte und starre theologische Conservatismus kann hier nicht mehr als die allein ausreichende Wahrheit für uns erscheinen.

4. Geschichte der Philosophie von W. Windelband. Zweite Lieferung. Freiburg i. Br., Mohr. 1890. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die zweite Lieferung dieses geistvoll angelegten und sorgsam durchgeführten Werks umfaßt die Zeit von der Auflösung und dem Untergange der antiken Philosophie bis zum Uebergange in die neuere Zeit und die Scholastik des Mittelalters. Diese ganze Periode der gärenden Umbildung wird unter Festhaltung des verbindenden Fadens in ihren einzelnen Richtungen und Motiven eingehend dargestellt und beleuchtet. Ueberall ist es nicht eine bloße Kluft, die zwischen dem Ende der alten und dem Beginne der neuern Geschichte der Philosophie in der Mitte lag, sondern es ist alles dieses ein einheitlich zusammenhängendes Ganzes, sowie es deswegen auch ganz unberechtigt war, wenn man früher die zweite dieser Perioden erst mit Cartesius und Baco anzufangen pflegte.

Konrad Hermann.

Zur europäischen Staatengeschichte.

Geschichte von Spanien. Von Friedrich Wilhelm Schirrmacher. Fünfter Band: Geschichte Spaniens vornehmlich im 14. Jahrhundert. (Geschichte der europäischen Staaten von Heeren, Ukert und Giesebrecht, 52. Lief., 1. Abth.) Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 10 M.

Ueber manchen wissenschaftlichen Werken schwebt eine Art von Unstern. Nahezu sechszig Jahre sind verflossen, seit als ein Bestandtheil der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten" der von J. W. Lembke bearbeitete erste Band (1831) erschien. Die Fortsetzung, die H. Schäfer übernahm, förderte im Laufe von dreißig Jahren nur zwei weitere Bände zu Tage. Dann machte das Werk zwanzig Jahre lang gar keinen Schritt vorwärts, bis es endlich gelang, in dem Geschichtschreiber Kaiser Friedrich's II. und der letzten Hohenstaufen, Professor Friedrich W. Schirrmacher in Rostock, einen Gelehrten zu finden, der bereit war, sich in den weit abgelegenen Stoff und seine eigenartige Literatur hineinzuarbeiten, um das von Lembke und Schäfer Begonnene allmählich zu Ende zu führen. Gerade funfzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes lieferte er einen vierten, der die Geschichte beginnend im 12. und 13. Jahrhundert erzählte; nunmehr ist nach weitern neun Jahren endlich der fünfte Band gefolgt, welcher die Geschichte des mittelalterlichen Spanien zwar noch nicht zum Abschlusse bringt, aber doch einen beträchtlichen Schritt gefördert hat.

Man wird freilich die Frage aufwerfen dürfen, ob eine solche überreich gemessene Ausführlichkeit recht in Einklang zu bringen ist mit einem Unternehmen, wie das durch den verstorbenen Wilhelm von Giesebrecht reorganisirte Heeren-Ukert'sche Sammelwerk eins ist, für das als Leser doch weniger die Fachgenossen, als vielmehr der große Kreis der Gebildeten zu denken ist. Es will uns da beinahe scheinen, als ob des Guten damit doch etwas zu viel gethan und bei Abmessung des Umfanges nicht das richtige Verhältniß bewahrt wäre zwischen dem Interesse des Lesers, das durch die allgemeine Bedeutung des Stoffs bedingt ist, und dem doch eigentlich ziemlich weit seitab liegenden Gegenstande: der Umfang des Werks ist ein zu bedeutender geworden. Für den Specialisten hat ja nun eine Darstellung, die so genau auf alle Einzel-

heiten eingeht, selbstverständlich hohen Werth, von den ungelehrten Lesern aber würde die Mehrzahl dankbar sein, wäre der Bericht etwas gedrängter, aber dafür reicher an allgemeinen Gesichtspunkten und mehr durch culturgeschichtliche Anschaulichkeit belebt. Andererseits aber muß man dem Verfasser zugeben, daß es sich um eine recht dunkle Zeit handelt, die bei uns bisher überhaupt noch keine eingehendere wissenschaftliche Darstellung gefunden hat. Da ist es ja begreiflich, wenn der Geschichtschreiber über die Freude an der bessern Erkenntniß bisher im Dunkeln liegender Vorgänge den Maßstab für ihre allgemeine Bedeutung etwas verliert und tiefer auf Einzelheiten eingeht, als mit der Oekonomie des Ganzen recht vereinbar ist.

Von diesen allgemeinen Bedenken abgesehen, können wir auch diesem Bande der Schirrmacher'schen Fortsetzung der Geschichte Spaniens vollen Beifall zollen. Er behandelt erst die Geschichte Aragons mit Pedro III. (1276—85) und Alfonso I. (1285—91); dann die aragonisch-castilischen Beziehungen unter Ferdinand IV. von Castilien (1295—1312) und Jayme II. von Aragon (1291—1327), dann die Geschichte Alfonso's XI. von Castilien (1312—50) und schließlich die Zeit Pedro's des Grausamen von Castilien (1350—69) und Pedro's IV. von Aragon (1336—87).

Hoffentlich läßt der sechste und Schlußband nicht mehr lange auf sich warten: er soll bis zur Eroberung Granadas und der Entdeckung Amerikas reichen. Hans Prutz.

An Grillparzer's hundertjährigem Geburtstage.

Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Renger. 1890. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Am 15. Januar 1791 wurde in Wien Franz Grillparzer geboren, einer unserer hervorragendsten Dramatiker und heute, da wir das hundertjährige Jubiläum dieses Geburtstages begehen, eine noch weit mehr als zur Zeit seiner Schaffensfreudigkeit gefeierte dichterische Größe. Es ist der Streit darüber entstanden, ob Grillparzer neben Goethe und Schiller gestellt werden könne, was seine Bedeutung auf dem Gebiete dramatischer Dichtkunst betrifft: ein müßiger Streit, da die Streitenden entweder auf dem in früherer Zeit üblichen, jedem Oesterreicher gegenüber mehr feindlichen Standpunkte sich befanden, oder umgekehrt auf dem Boden des loyalen österreichischen Staatsbürgers standen und beiderseits daher nur gewissermaßen von der politischen Seite die Schöpfungen des Dichters betrachteten und beurtheilten. Erst vor wenigen Jahrzehnten hat man begonnen, sich auf den rein künstlerischen Standpunkt zu stellen, und das rein ästhetische Moment bei der Beurtheilung walten lassen. Damit ist aber vieles gut gemacht worden, was an dem Dichter Grillparzer des Vormärz verbrochen ward, und in den letzten Lebensjahren des greisen Poeten galt dieser als einer der edelsten, nach Form und Inhalt seiner Werke hervorragendsten nicht blos „österreichischen", sondern deutschen dramatischen Dichter, dem die Huldigung des deutschen Volks wie deutschen Fürsten zutheil wurde. Kein Mensch wird es heute mehr übel nehmen, wenn man Grillparzer — natürlich ist hier immer nur das dramatische Gebiet ins Auge gefaßt — unsern Dichterfürsten anreiht, mit dem einen wie mit dem andern derselben hat er vieles gemein, jedenfalls ist er als eine Dichtergestalt erkannt, welche den hehren Stempel der Classicität auf die Stirne gedrückt erhielt, welche so manches hohe Ideal der Kunst uns verkörpert vorgeführt hat. Nach dieser Erkenntniß, zu der übrigens die Gesammtausgabe der Werke des Dichters, welche diesem endlich die allgemeinste Verbreitung verschaffte, nicht wenig beitrug, begann man dem Wirken und Leben Grillparzer's eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jene Bruchstücke seiner Selbstbiographie, die in der erwähnten Gesammtausgabe abgedruckt wurden, genügten durchaus nicht und heute schon hat sich nicht nur eine ganze Grillparzer-Literatur, sondern auch in der Vaterstadt des Dichters eine Gesellschaft gebildet, welche das heuer zum ersten male erscheinende „Grillparzer-Jahrbuch" herausgibt und darin alles für den Lebens- und Entwickelungsgang des Poeten Bemerkenswerthe festhält, wie dies seit Jahren in dem „Goethe-Jahrbuch" für unsern größten deutschen Dichter geschieht. Unter den Biographen Grillparzer's, welche auch seinen Schöpfungen kritische, aber gerechte Würdigung zutheil werden ließen, sind vor allem zu nennen: Emil Kuh, Heinrich Laube, Adalbert Fäulhammer, auch der geistvolle und scharfblickende Scherer hat auf die Bedeutung dieses Genius hingewiesen, der einst so vielfach unterschätzt wurde. Das Hauptwerk über Grillparzer wird wol die große Biographie Professor Sauer's sein, der auch die Neuausgabe der Werke in so vortrefflicher Weise besorgt hat und seit Jahren mit liebevoller Hingebung unermüdlich allen Spuren des Mannes und Dichters nachgeht, dessen Lebensbild in ausführlicher Weise abzufassen ihm die Heimatstadt Grillparzer's, die Residenzstadt Wien, übertragen hat. Inzwischen sind aber auch andere Bücher über den wiener Dramatiker erschienen, so die philosophisch-ästhetische Untersuchung Volkelt's, die kunstphilosophische Arbeit von Reich u. s. w.

Die jüngste dieser Arbeiten ist das vorliegende Buch von Mahrenholtz; es gibt sich als eine Darstellung, die, mit des Verfassers Worten, die Mitte sucht „zwischen der übermäßigen Verherrlichung, welche in letzter Zeit hie und da sich zeigt und der ungerechten Herabsetzung, die in frühern Zeiten üblich war". Wenn auch der Verfasser die österreichischen Verhältnisse oft nur nach dem lange üblichen und an manchen Orten heute noch nicht vergessenen

Ansichten beurtheilt, so muß man seinem Werke doch genaue Durcharbeitung des Gegenstandes und tieferes Eingehen in die künstlerische Bedeutung von Grillparzer's Werken nachrühmen, jedes einzelne derselben wird der kritisch-ästhetischen Beurtheilung unterzogen und mit den Lebensverhältnissen des Dichters in Verbindung gebracht, die ja gerade bei diesem Dichter in so wichtiger Beziehung zu seinem Schaffen stehen. In den biographischen Theilen hat Mahrenholtz die besten Werke zu Rathe gezogen, ein Zurückgehen auf die letzten Quellen lag natürlich bei einer Festschrift im Umfange von etwa 12 Bogen nicht in seiner Absicht, zumal viele dieser Quellen noch gar nicht zugänglich sind und das große Werk Sauer's, dem allein so manches aus dem Grillparzer-Archive zu Gebote stand, in naher Aussicht steht. Mahrenholtz entwickelt nach einer Darstellung von des Dichters Jugend die Entstehung und Bedeutung der „Ahnfrau" und der „Sappho", die mit seiner Reise nach Italien im Zusammenhange stehende Ausführung des „Goldenen Vließes", sodann die „Patriotischen Dichtungen", d. h. nämlich die Stücke, welche aus der Geschichte Oesterreichs ihren Stoff nehmen; er geht sodann auf die weitere poetische Thätigkeit Grillparzer's über und bietet lebendige Schilderungen aus der spätern Lebenszeit des Dichters. Von besonderm Interesse ist die Abtheilung, welche „Grillparzer's Ansichten über Kunst, Literatur und Wissenschaft" bespricht. Wenn wir auch das letzte Kapitel: „Grillparzer in der Gegenwart", nicht gerade in jedem Satze unterschreiben möchten, so gibt dasselbe im ganzen eine ernste und würdige Uebersicht der Bedeutung des Dichters für unsere und für künftige Zeiten. Das Buch von Mahrenholtz ist also eine Schrift, welche Nutzen bringen, jedenfalls ansprechen und die Ansichten über Grillparzer noch weiter klären wird, wenn sie auch nicht gerade Neues enthält. Die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung sind aber hier geschickt zusammengefaßt und zu einem von gewandter Hand entworfenen lebendigen Bilde vereinigt.

Anton Schlossar.

Zur Staatswissenschaft.

Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechtes. In Verbindung mit vielen Gelehrten und höhern Beamten herausgegeben von Karl Freiherrn von Stengel. Zwei Bände. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1890—91. Gr. 8. 41 M.

Wir haben bereits früher die ersten Lieferungen dieses hochverdienstlichen und für jeden, der sich mit dem öffentlichen Leben beschäftigt, unentbehrlichen Werks besprochen; dasselbe liegt nun vollendet vor und die Schlußlieferungen haben das gehalten, was die ersten versprachen. Natürlich ist der Werth der einzelnen Artikel kein gleichartiger, neben hochbedeutenden Arbeiten finden sich Leistungen geringerer Art, aber sämmtliche Aufsätze entsprechen dem Zwecke, welchen der Herausgeber im Auge gehabt hat, in möglichst gedrängter Ausdrucksweise den geltenden Rechtszustand zur Darstellung zu bringen. Von unserer raschlebenden Zeit ist die Darstellung manches Gegenstandes schon überholt worden, so hat beispielsweise der im übrigen trefflich geschriebene Aufsatz über das Socialistengesetz keine praktische Bedeutung mehr. Um das Werk stets dem Standpunkte der Gesetzgebung entsprechend zu halten, ist die Ausgabe von Ergänzungsheften beabsichtigt; ein ausführliches Verzeichniß der behandelten Gegenstände erleichtert den Gebrauch ganz wesentlich und bei verschiedenen Gelegenheiten haben wir den Reichthum des sehr zeitgemäßen Sammelwerks zu erproben Veranlassung gehabt. Wir heben aus dem Inhalte des zweiten Bandes die Artikel über Orden, Patentrecht, Reichsfinanzwesen, Schutzgebiete, Unfallversicherung, Verwaltung, Verwaltungsgerichtsbarkeit, Wege und Straßen, Zollabgaben, Zollverwaltung und Zwangserziehung als mustergültige Darstellungen hervor, ohne mit dieser besondern Benennung den Werth der übrigen Aufsätze veringern zu wollen. Die Verbreitung des Stengel'schen Werks, dessen vornehme Ausstattung wir wiederholt rühmend anerkennen, wird sicherlich zu einer Erweiterung der Kenntniß der öffentlich-rechtlichen Gesetzgebung beitragen, die bekanntlich in Deutschland sehr viel zu wünschen übrig läßt; dasselbe ist eine Zierde und Bereicherung der staatswissenschaftlichen Literatur Deutschlands, durch dessen Herstellung sich die Verlagshandlung ein Verdienst erworben hat.

Ludwig Fuld.

Feuilleton.

Von der Textausgabe der „Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland" u. s. w. (Leipzig, G. Hedeler) liegt jetzt die zweite Abtheilung vor. Dieselbe enthält den Wortlaut der Gesetze folgender Länder: Belgien, Dänemark, Finland, Griechenland, Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Spanien, Türkei, Ungarn. Die dritte (Schluß-)Abtheilung wird die internationalen Literaturverträge und das Register enthalten.

Verwandt mit dem genannten Werke sind zum Theile Nr. 2 und 3 von F. W. von Biedermann's (Leipzig) Sammlung praktischer Handbücher: „Das Recht für Urheber, Buchhandel und Presse. Von Friedrich Streißler. I. Rechtslexikon für Urheber, Buchhandel und Presse in den Ländern deutscher Zunge. II. Die internationalen Urheberrechts-Gesetzgebungen und Conventionen. 1890" (Preis je 4 M.). — Band 1 liefert auf etwas mehr als der Hälfte seines Umfangs in lexikalischer Form Belehrung

über die rechtlichen und thatsächlichen Verhältnisse im literarischen und buchhändlerischen Geschäftsverkehr. So weit eine große Anzahl Stichproben und unsere eigene Rechts- und Geschäftskenntniß uns ein Urtheil gestatten, müssen wir die Arbeit für gelungen erklären, womit nicht ausgeschlossen sein wird, daß auch hie und da sich ein Mangel oder Misverständniß ergeben mag. Weiter enthält der Band den wörtlichen Abdruck der einschlagenden Gesetze für Deutschland, Oesterreich, Ungarn und die Schweiz, berührt sich also hierin mit dem ersten Hefte des obengenannten Hedeler'schen Werks. Hinzugefügt ist der Entwurf einer Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel von F. W. von Biedermann als schätzbares Material für die derzeitigen Bestrebungen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler wie des Deutschen Schriftstellerverbandes. — Band 2 enthält die bezüglichen Landesgesetzgebungen der nicht schon genannten Staaten, aber nun nicht mehr in wörtlichem Textabdrucke, sondern nach einer längern oder kürzern Geschichtserzählung in berichtender und zusammenfassender Weise. Es folgen die vorhandenen Literaturconventionen wieder im Abdrucke. Natürlich ist die Nachprüfung der Richtigkeit und Zuverlässigkeit jener berichtenden Darstellung eine schwierige Sache, zumal durch die Hedeler'sche Textausgabe immer nur die europäische Literaturgesetzgebung zur Vergleichung vorliegt. Hervorzuheben ist noch die den Stand der fremdländischen Gesetzgebung beleuchtende Einleitung zum zweiten Bande. Wir glauben nach allem diese zwei handlichen Bändchen als praktische und, so wir nicht irren, als einzige bequeme Hülfsmittel zur Belehrung auf diesem Gebiete empfehlen zu können.

— In der vom Verlage Fratelli Treves in Mailand herausgegebenen „Biblioteca amena", einer Sammlung italienischer und aller Culturvölker Romane in Einzelbänden zu 1 Lire, ist zu den sehr wenigen deutschen Schriftstellern, die unter den mehr als 300 Bänden zu finden waren, Paul und Rudolf Lindau, Sacher-Masoch, Max Nordau, Sophie Junghans, neuerdings Alfred Friedmann in der Uebersetzung seines Romans „Zwei Ehen" und zwar nach dessen dritter Auflage getreten, der seinerzeit in d. Bl. (1888) seine Würdigung erfahren hat.

— Das sechste Heft des funfzehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Belser) bringt eine Abhandlung von dem Pastor Franz Blanckmeister in Dresden über das Thema: „Die Pietät und ihre Pflege in Volk und Haus". Der Verfasser sucht in eingehender Untersuchung den Begriff der Pietät zu gewinnen. Er sagt, daß die Alten wol die pietas kannten, aber die Pietät noch nicht kennen konnten; dieselbe sei eine wesentlich christliche Tugend. Im allgemeinen sei sie Hingabe unter die Autorität, genauer ein Heilighalten derjenigen sittlichen Mächte, aus denen jemandes ganze Person herausgewachsen ist. Die Pietät ist conservativ, bringt ihre Achtung nur dem sittlich Guten und Großen entgegen, sie ist Gebundenheit und Freiheit zugleich. Ist die Selbstsucht die Ursünde, so ist die Pietät die Urtugend, auf welcher die Familie, der Staat, die Kirche beruht. Impietät ist eine Hauptsünde unserer Zeit, zu deren Ueberwindung der Verfasser Vorschläge macht. Auf eine Kritik der Blanckmeister'schen Abhandlung können wir uns hier nicht einlassen; nur möchten wir dringend bitten, Ausdrucksweisen wie folgende thunlichst zu meiden oder zu ändern: „Goethe steht außerhalb des Christenthums oder wenigstens nicht im Mittelpunkte desselben." Wir können verstehen, was Blanckmeister meint; Millionen aber verstehen es nicht, und nehmen Anstoß an solchen Stellen. Selbst der orthodoxeste Theolog sollte doch den Goethe der dritten Periode von demjenigen der zweiten scheiden und bedenken, daß ein so universeller Mensch wie Goethe denn doch eine ganz andere Entwickelung durchzumachen hat als die meisten Geistlichen.

Bibliographie.

Amiet, J., Die Gründungs-Sage der Schwesterstädte Solothurn, Zürich und Trier. Solothurn, Petri. 1890. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Grünwald, E., Festspiel zur 200jährigen Jubelfeier des königl. französischen Gymnasiums in Berlin. Berlin, Plahn. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

— Die Hugenotten. Historisches Schauspiel. Berlin, Plahn. 1890. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Harmening, E., Osterburg. Tagebuchblätter. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Heer, J. C., Blumen aus der Heimat. Schweizerdeutsche Gedichte. Zürich, A. Müller. 1890. 12. 3 M.

Heimburg's, W., Gesammelte Romane und Novellen. 1. Lfg.: Aus dem Leben meiner alten Freundin. Leipzig, Keil's Nachf. 1890. 8. 40 Pf.

Heffe, A., Tilly's Quartier. Eine niedersächsische Geschichte. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 8. 2 M.

Heusler, A., Goethe und die italienische Kunst. Basel, Reich. Gr. 8. 1 M.

Hlawatsch, A., Sagen aus Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben. Dux, Scheithauer. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Hostmann, C., Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Gesammelte Abhandlungen. Mit einem Vorworte von Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1890. Gr. 8. 7 M.

Kalbeck, M., Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Freund u. Jeckel. 1890. 8. 2 M.

Kerry, B., System einer Theorie der Grenzgebiete. Ein Beitrag zur Erkenntnisstheorie. 1. Thl., herausgegeben von G. Kohn. Wien, Deuticke. 1890. Gr. 8. 5 M.

Kleist, H., Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 6 M.

Kosahl, A., Deutscher Zitatenschatz. Geflügelte Worte, Sentenzen und Denksprüche, gesammelt. Leipzig, Fock. 12. 2 M.

König, E. A., Gescheitert. Roman. 3 Bde. Berlin, A. Goldschmidt. 1890. 8. 6 M.

Lange, K., Der Papstesel. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1890. Gr. 8. 4 M.

Lorenz, O., Die Reformation bei den Reglern. Kirchliches Volksschauspiel. Erfurt. 1890. Gr. 8. 30 Pf.

Maack, M., In den Stürmen des Lebens. Novellen aus dem Volks- und Lehrerleben. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Maxime des Arbeiterschutzes. Programmbemerkungen zur socialen Reform in Deutschland. Berlin, Siemenroth u. Worms. 1890. 8. 60 Pf.

Meister, A., Die Hohenstaufen im Elsass. Mit besonderer Berücksichtigung des Reichsbesitzes und des Familiengutes derselben im Elsass 1079—1255. Strassburg i. E., Trübner. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Middendorf, E. W., Die einheimischen Sprachen Perus. 3. Bd.: Ollanta, ein Drama der Keshuasprache. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen, nebst einer Einleitung über die religiösen und staatlichen Einrichtungen der Inkas. Leipzig, Brockhaus. 1890. Lex.-8. 18 M.

Mönch, H. H., Am schönen Rhein. Lieder und Sagen. Mainz, Kirchheim. 1890. 16. 90 Pf.

Nathansen, W., Zur Geschichte der Hamburger Schützengilde. Culturhistorische Skizze. Hamburg, O. Meißner. 1890. Gr. 8. 1 M.

Oertel, G., Späte Heimkehr. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Polko, Elise, Gesammelte Novellen. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reitzenstein, K. Freih. v., Der Feldzug des Jahres 1622 am Oberrhein und in Westfalen bis zur Schlacht von Wimpfen. 1. Hft. Vom Ausgang des Jahres 1621 bis zum Hervortreten des Markgrafen Georg Friedrich von Baden. Müuchen, Zipperer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Retau, O., Die Flucht um die Erde. Illustrirter Roman. Der Stern von Avenel. 1. bis 50. Hft. Dresden, A. Wolf. 1890. Gr. 8. à 10 Pf.

Salis-Marschlins, Meta v., Die Schutzengel. 2. Bd. Furchtlos und treu. München, Merhoff. 8. 3 M.

Sangwitz, A., Aus jungen Tagen. Ein Strauß ernster und heiterer Lieder. Breslau. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Schabelsky, E. v., Der berühmte Mann. Lustspiel. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. 8. 2 M.

Schäfer, K., Der Falkner von Rodenstein. Ein Sang aus dem Odenwalde. Zeit: von 1483—1500. Darmstadt, v. Aigner. 1890. 8. 3 M.

Schmelzer, C., Pädagogische Aufsätze. Ein Vorschlag zur Schulreform. Leipzig, Voigtländer. 1890. 8. 2 M.

Unsere höhere Schulreform. Methodische Ratschläge und aufklärende Erläuterungen für Lehrer und Eltern von einem praktischen Schulmann. Berlin, Schorß. 1890. 8. 50 Pf.

Die Sozialdemokratie und der moderne Staat. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. Gr. 8. 1 M.

Steinhausen, H., Herr Moffs kauft sein Buch. Berlin, Pasch. 12. 3 M.

Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. 9. Bd.: Hand und Ring. Von A. K. Green. Autorisirte Uebertragung von M. Jacobi. Stuttgart, R. Lutz. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Tolstoi, L., Der Roman der Ehe. Deutsch von W. Lilienthal. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Treu, Margarete, Ein Strauß von der Haide. Gedichte. Schwerin, Burmeister. 1890. 12. 1 M. 75 Pf.

Trümpelmann, A., Die Predigt am Muldenstein. Episode aus Luthers Leben in dramatischer Form. Leipzig, Fr. Richter. 1890. Gr. 8. 20 Pf.

Walther, Lina, Die Großtante. Eine Geschichte aus unserer Zeit für Alt und Jung. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Źródlowski, F., Theologische und politische Erwägungen. Zürich, Verlags-Magazin. 1890 Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien

zu

München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Vorliegendes Werk des bekannten Kunstschriftstellers über zwei der berühmtesten deutschen Gemäldegalerien, zu München und Dresden, wird das Interesse aller Kunstfreunde umsomehr erregen, als der Verfasser ganz überraschende Beweise für seine Behauptungen liefert. Zahlreiche treffliche Abbildungen dienen zur Erläuterung.

In dem früher zu gleichem Preise erschienenen ersten Bande der „Kunstkritischen Studien“: „Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom“, legte Lermolieff in einer ausführlichen Einleitung auch seine kunstkritischen Grundsätze dar.

Ein dritter Band wird die Galerie zu Berlin behandeln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst

im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Carriere's Geschichte der Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eins der werthvollsten Werke unserer Literatur anerkannt. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes. Alle fünf Bände liegen bereits in dritter vermehrter Auflage vor; dem fünften Bande ist ein Generalregister zum ganzen Werke beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Illustrirte Prachtausgabe

mit Original-Compositionen von Theodor Grosse.

Zweite Auflage.

4. Elegant cartonnirt 7 M.

Die Prachtausgabe von Gregorovius' bekannter und beliebter Dichtung „Euphorion“, durch den Maler Theodor Grosse mit stilvoll componirten Illustrationen geschmückt, ein harmonisches Kunstwerk im edelsten Geschmack, das in sorgfältig hergestellter zweiter Auflage erschienen ist, darf namentlich auf jedem wohlgewählten Büchertisch einen dauernden Platz beanspruchen.

Die Octavausgabe des Gedichts (cart. 3 M.) liegt bereits in fünfter Auflage vor.

Privatsekretär-Stelle sucht ein philosophisch gebild. Herr (25 J.). Off. u. **S. 1811** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 22. Januar 1891.

Inhalt: Lermolieff's Forschungen zur italienischen Malerei. Von Karl Woermann. — Erzählungen. Von M. Benfey. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Reisebilder aus der Fremde und aus der Heimat. Von Alfred Kirchhoff. — Aus dem Ruhestande Franz von Löher's. Von Robert Waldmüller. — Zur Urgeschichte unsers Stammes. Von J. Mähly. — Plattdeutsches. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lermolieff's Forschungen zur italienischen Malerei.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien zu München und Dresden. Von Ivan Lermolieff. Mit 41 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 10 M.

Als die „Zeitschrift für bildende Kunst" in ihren Jahrgängen 1874, 1875 und 1876 Ivan Lermolieff's „kritischen Versuch" über die Galerien Roms, der zunächst auf die Galerie Borghese beschränkt blieb, veröffentlichte, ging es wie ein Frühlingsrauschen durch die deutsche Kunstwissenschaft. Man fühlte, daß man hier einem wirklichen Kenner gegenüberstand, und, was mehr sagen wollte, einem Kenner, der es verstand und sich die Aufgabe gestellt hatte, sich und andern Rechenschaft über seine Bilderbestimmungen abzulegen, ja das hierbei einzuschlagende Verfahren selbst zu begründen. Die Sympathie, mit welcher man dem neuen Kenner entgegenkam, steigerte sich noch, als man hörte, daß er keineswegs Russe sei, wie er vorgab, sondern ein unter den Bildern, über die er schrieb, ergrauter Italiener, und daß seine frisch und lebendig geschriebenen deutschen Aufsätze keineswegs Uebersetzungen aus irgend einer fremden Sprache, sondern die eigene Arbeit eines angesehenen, hochgebildeten, mit unserer Muttersprache vollkommen vertrauten Ausländers seien.

Mit großer Spannung sah man daher Lermolieff's Buche über die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin entgegen, welches 1880 in Leipzig erschien und in wenigen Jahren vergriffen war. Hatte man sich eine Fülle neuer Anregungen, neuer Auffassungen, neuer Ansichten von diesem Buche versprochen, so fand man seine Erwartungen eher übertroffen als getäuscht. Ein neues Zeitalter der italienischen Kunstforschung schien angebrochen zu sein.

Freilich konnte man den Vorbehalt machen, daß Lermolieff's Methode, beim vergleichenden Bilderstudium zunächst von der Beobachtung der Einzelformen auszugehen, nicht durchaus neu sei, wie denn besonders die deutsche archäologische Schule bei der Bestimmung der erhaltenen Reste der antiken Bildhauerei ähnliche Wege gegangen war, — freilich brauchte man sich nicht zu verhehlen, daß diese Methode in den Händen weniger geübter Kenner als Lermolieff leicht zu einer zweischneidigen Waffe werden konnte, indem sie Anfänger dazu verleitete, über der scharfen Hervorhebung bestimmter Einzelformen andere, vielleicht wichtigere, für die Schlußentscheidung bedeutsamere Eigenheiten zu übersehen, — freilich auch durfte man dem genialen Kenner, welcher im leichtesten, von feiner Ironie durchwehten Plaudertone die ernstesten wissenschaftlichen Grundsätze erörterte und die wuchtigsten Hiebe nach allen Seiten austheilte, in der Verkennung der Verdienste seiner Vorgänger und Zeitgenossen, wie sie Männern, die etwas Prophetenthum in sich verspüren, nun einmal eigen zu sein pflegt, nicht folgen; und selbstverständlich war es endlich, daß auch die wärmsten Verehrer Lermolieff's und seiner Methode, soweit sie sich ihr eigenes Urtheil zu bewahren beflissen waren, in manchen Einzelfällen gerade auf dem von ihm selbst gewiesenen Wege doch zu etwas andern Ergebnissen kamen als er. Die Menschen scheinen eben zu verschieden organisirt zu sein, als daß es möglich wäre, daß alle in allen Fällen genau das Gleiche wahrnehmen oder, richtiger ausgedrückt, die gleichen Folgerungen aus den gleichen Wahrnehmungen ziehen sollten.

Aber alle diese Vorbehalte und Einwendungen bedeuteten wenig oder nichts gegenüber der thatsächlichen großen Förderung, welche das vergleichende Bilderstudium durch Lermolieff's Buch erhalten hatte. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wäre jene Verschiedenheit der sinnlichen Wahrnehmungen oder der aus ihnen gezogenen Folgerungen die Regel, so müßte man an der Möglichkeit jeder exacten Wissenschaft verzweifeln. In den meisten

Fällen konnte eine unbefangene Nachprüfung Lermolieff recht geben. Am allerglücklichsten scheinen seine Bilderbestimmungen für die dresdener Galerie gewesen zu sein. Nach dem Erscheinen seines Buchs haben alle drei Sammlungen, die er besprochen, neue Kataloge erhalten, und alle drei Kataloge sind in der achtungsvollsten Weise auf Lermolieff's Bestimmungen, von denen sie sich viele zu eigen gemacht, eingegangen; am weitesten konnte der neue dresdener Katalog in dieser Beziehung gehen. Lermolieff selbst hat ausgerechnet, daß dieser von 56 seiner Umtaufen 46 angenommen, und zwar sind sie nach sorgfältigster Nachprüfung vor beglaubigten Originalbildern der fraglichen Meister angenommen und auch von anderer Seite, vielleicht von vereinzelten Fällen abgesehen, nicht wieder bestritten worden. Da kann man in der That sagen: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen."

Als sich nun eine zweite Auflage des Buchs nothwendig machte, entschloß Lermolieff sich zu einer völlig andern Vertheilung des Stoffs. Statt des bisherigen einen Bandes wurden drei Bände geplant. Der erste sollte nunmehr jenen ältern Aufsatz über die Galerie Borghese und gleichzeitig eine neue Arbeit über die Galerie Doria-Pamfili bringen; der zweite sollte die Erörterungen über die münchener Pinakothek und die dresdener Galerie enthalten; die berliner Galerie blieb dem dritten und letzten Bande vorbehalten. Alle Aufsätze sind bei dieser neuen Vertheilung gründlich umgearbeitet worden und die Ausführungen über das Leben und die Werke verschiedener Meister sind, ihrer großen Bedeutung für den wissenschaftlichen Inhalt der Lermolieff'schen Arbeiten entsprechend, zum Theil auf ganz neue Grundlagen gestellt, zum Theil aus einer Abtheilung in die andere verschoben, vor allen Dingen aber sind sie vermehrt und bereichert worden. In Bezug auf die Gemälde der besprochenen Sammlungen selbst hat der Verfasser sich natürlich mit deren neuen Katalogen auseinandergesetzt. Endlich hat er sich über manche Gemälde, besonders über die inzwischen neu erworbenen, zum ersten male ausgesprochen.

Der erste Band dieser neuen Auflage erschien im Herbst 1889. Er ist in der ersten Nummer des vorigen Jahrgangs d. Bl. von Dr. J. P. Richter eingehend gewürdigt worden.

Der zweite Band liegt uns gegenwärtig zur Beurtheilung vor.

Zunächst ist es erfreulich zu sehen, daß Lermolieff's Methode — und auf seine Methode legt er jederzeit das Hauptgewicht — sich aus allen seinen in diesen beiden Bänden, einschließlich der Einleitung zum ersten, zerstreuten Bemerkungen über sie klarer herausschälen läßt, als es bisher der Fall gewesen. Der Plauderton, dessen der geistvolle Italiener sich bedient, verleitet ihn manchmal an einzelnen Stellen zu Ausdrücken, die man für Uebertreibungen ansehen müßte, wenn er selbst sie nicht an andern Stellen mäßigte und einschränkte. Aus manchen Einzeläußerungen Lermolieff's könnte man z. B. schließen, daß ihm keine Ueberlieferung heilig sei, daß ihm alle Urkunden gleichgültig seien, daß er sogar auf die Inschriften der Bilder keinen Werth lege, daß er vielmehr ausschließlich von der Sprache, die die Bilder selbst reden, etwas wissen wolle und in dieser Beziehung noch die Farbenbehandlung und die Technik der Bilder völlig außer Acht lasse, um sich lediglich an ihre Formen, an ihre Umrisse, und zwar an die Formen der weniger wesentlichen Extremitäten, wie der Ohren und der Hände, zu halten.

Vergleicht man nun aber Lermolieff's Praxis bei seinen Bilderbestimmungen genau mit allem, was er an den verschiedensten Stellen der vorliegenden beiden Bände über seine Methode sagt, so tritt uns diese letztere doch wesentlich milder und verständiger entgegen. Sie läßt sich etwa mit folgenden Sätzen wiedergeben.

Die Ueberlieferung über die Urheber alter Bilder hat uns so oft getäuscht, daß wir sie höchstens, wenn sie sehr alten Ursprungs ist, bei der Bestimmung von Bildern mit in Betracht ziehen können. Beweiskräftige Urkunden sind sicherlich nicht anzutasten; aber nur so wenige Bilder erfreuen sich ihrer, daß die kunstgeschichtliche Forschung, die nur mit ihnen arbeiten wollte, nicht weit kommen würde. Dasselbe gilt von den echten Künstlerbezeichnungen auf den Bildern selbst. Von echt bezeichneten Bildern wird man nach wie vor auszugehen haben. Die Bezeichnungen sind aber so oft gefälscht worden, daß uns jede Inschrift a priori verdächtig ist, wenn sie durch die Eigenschaften des Bildes nicht voll bestätigt wird. Es handelt sich bei Bilderbestimmungen daher in erster Linie darum, die Eigenschaften der Bilder selbst zu studiren. Hierbei ist jedoch von der bloßen Berücksichtigung des Gesammteindrucks oder des seelischen Gehalts eines Gemäldes keine Förderung zu erwarten. Es handelt sich vielmehr, wenn anders die Bilderkenntniß eine exacte Wissenschaft sein will, darum, auch hier, wie in allen Erfahrungswissenschaften, nach inductiver Methode (Lermolieff nennt sie Experimentalmethode) von der Vergleichung der Einzelheiten, aus denen der Gesammteindruck sich zusammensetzt, auszugehen. Die Farbenstimmung und die Pinselführung zu beachten, ist bei wohlerhaltenen, unberührten Bildern allerdings wichtig und nothwendig, manchmal (wenigstens auch nach Lermolieff's Praxis) entscheidend. Da aber so wenige Bilder in ihrem Farbenkörper wohlerhalten und unberührt sind, bleibt es immer am sichersten, sich an die in den Umrissen erkennbare Formengebung zu halten; und zwar lehrt die Erfahrung, daß auch die größten Meister bei der Zeichnung gewisser Einzelheiten, wie der Ohren und Hände, mehr ihrer eigenen Gewohnheit als ihrem Modelle zu folgen pflegen. Die genaue Beobachtung derartiger Einzelheiten führt daher oft am sichersten zum Ziele.

Gegen diese Sätze, die Lermolieff übrigens in seiner eigenen Praxis, die uns keineswegs immer die von ihm selbst gelehrte Methode bloßlegt, oft genug noch weiter abmildert, wird niemand etwas einzuwenden haben. Es wird auch jeder zugeben, daß Lermolieff sie, wenn auch nicht als etwas ganz Neues entdeckt, so doch zum ersten

male formulirt, zu Thesen zugespitzt und der Praxis dienstbar gemacht hat. Und übrigens noch einmal: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Daß Lermolieff „erbitterte Gegner" haben sollte, wie er in beiden Bänden der zweiten Auflage seines Werkes wiederholt durchblicken läßt, ist dem gegenüber nur schwer denkbar. Die seit dem Erscheinen der ersten Auflage zwischen ihm und andern Forschern erörterten Meinungsverschiedenheiten sind stets von einzelnen Bildern ausgegangen. Ueber alle Bilder der Welt eine gleiche Meinung zu erzielen, wird eben ein vergebliches Bemühen sein, man mag einer Methode folgen, welcher man will. Daß solche Meinungsverschiedenheiten aber zu „erbitterter Gegnerschaft" führen müßten, will uns nicht einleuchten, und unserer Ueberzeugung nach hat Lermolieff auch gar keine „erbitterten Gegner".

Der vorliegende zweite Band der zweiten Auflage seines Werkes enthält immerhin manches Neue und gerade die Seiten, welche Neues bringen, sind aufs reichste mit höchst willkommenen Abbildungen ausgestattet worden. — Eine Schwierigkeit der Neubearbeitung lag darin, den Text der ersten Auflage mit seinen vielen wissenschaftlich äußerst werthvollen Excursen möglichst unberührt zu lassen und ihn doch auf die neuen Kataloge der münchener Pinakothek und der dresdener Galerie hin passend zuzustutzen. Im ganzen ist diese Aufgabe recht glücklich gelöst worden, in Bezug auf die dresdener Galerie allerdings hauptsächlich durch ein Vorwort, welches anerkennt, daß die Streitpunkte zwischen der gegenwärtigen Direction und dem Verfasser sehr wesentlich zusammengeschmolzen sind. Berührt es uns daher manchmal etwas eigenthümlich, im Texte längst abgethan geglaubte Streitfragen nochmals mit den alten Worten und Wendungen erörtert zu sehen, so muß doch anerkannt werden, daß dies schwer zu umgehen war, wenn das Buch überhaupt den Charakter einer „zweiten Auflage" behalten sollte.

In dem Abschnitte über die münchener Pinakothek sind besonders die neuen Ausführungen über Marco Basaïti, über Giovanni Cariani, über Sodoma und über Giotto hervorzuheben. Als ehrlicher Forscher, für den „ein Tag den andern lehrt", nimmt Lermolieff aber auch gerade in diesem Abschnitte einige seiner frühern Ansichten zurück. So läßt er für das einst dem Mantegna zugeschriebene Bild Nr. 1023 seinen Vorschlag, es der Schule des Veroneesers Benaglio zuzuweisen, fallen; so erklärt er jetzt das Bildchen Nr. 1031 nur mehr für eine Copie nach Marco Basaïti, nicht mehr wie früher für ein eigenhändiges Werk dieses Meisters; so bekehrt er sich zu der Ansicht des münchener Katalogs, daß der kleine Satyr Nr. 1094, den Lermolieff's erste Auflage dem L. Lotto zugeschrieben, ein echtes Jugendwerk Correggio's sei; so bezeichnet er das Bildniß des Domenico Capriolo Nr. 1119 nur mehr als Copie und nimmt gelegentlich auch seine frühere Ansicht zurück, daß der „Kreuztragende Christus" in Lützschena ein Originalwerk des Andrea Solario sei.

Der Abschnitt über die dresdener Galerie ist durch wichtige Erläuterungen über die Jugendwerke Correggio's, über Bartolommeo Veneziano, über Vincenzo Catena, über Mantegna's Werke, über Handzeichnungen der ferrareſisch-bologneſischen Schule, über niederländische Copien nach italienischen Bildern und über die Verocchio-, Leonardo-, Credi-Frage bereichert worden. Lermolieff's Bemerkungen über die beiden zuletzt genannten Gegenstände werden vermuthlich selbst von seinen entschiedenen Anhängern, auch von denen, die in der Leonardofrage mit ihm auf demselben Boden stehen, nicht alle unterschrieben werden.

Im einzelnen sind es noch weniger dresdener als münchener Bilder, welche Lermolieff jetzt andern Händen zuschreibt als früher. Nur in Bezug auf die italienischen Handzeichnungen des dresdener Kupferstichcabinets hat der ebenso freimüthige wie gelehrte Kenner fast alle seine Aussprüche abgeändert. In Bezug auf die Gemälde ist die wichtigste Neuerung, daß er das früher auch von ihm dem Giovanni Battista Moroni zugeschriebene männliche Bildniß Nr. 207, in welchem Bode schon längst die Hand Ant. Mor's erkannte, nunmehr auch entschieden für niederländischen Ursprungs erklärt. Das Madonnenbild Nr. 13, in dem der Katalog, der Ueberlieferung und dem Vergleiche mit einem Bilde in Pistoja folgend, die Hand Lorenzo Credi's erkennt, wird von Lermolieff gegenwärtig für eine niederländische Arbeit nach einer Zeichnung Verrocchio's und zwar nach der Zeichnung des dresdener Cabinets erklärt, welche er jetzt dem Verrocchio selbst zuschreibt. Dagegen spricht Lermolieff sich in der zweiten Auflage in dankenswerther Weise über einige Bilder der dresdener Galerie aus, die er in der ersten Auflage mit Stillschweigen übergangen hatte. Seine Ansichten über den kreuztragenden Christus nach Sebastiano del Piombo (Nr. 102) und über den 1883 erworbenen Lotto wird die bevorstehende zweite Auflage des Katalogs wahrscheinlich anerkennen; andere Bestimmungen, wie diejenige der „Herodias" (Nr. 292) als Bartolommeo Veneziano und diejenige der „Madonna", Nr. 295, als Lorenzo Lotto aber werden vermuthlich, um uns eines neuen geflügelten Wortes des schlagfertigen Verfassers zu bedienen, einstweilen noch in die „Quarantäne" verwiesen werden. Jedenfalls werden diese, wie die ältern Bestimmungen Lermolieff's, die er aufrecht erhält, obgleich der Katalog sich ihnen nicht anschließen konnte, nochmals einer sorgfältigen Nachprüfung unterzogen werden.

Für uns bleibt Lermolieff, auch wo wir ihm nicht zu folgen vermögen, doch stets „der große alte Mann", der, mit ungewöhnlichem Scharfblick und großer Schneidigkeit begabt, durch seine Schriften die Kunstwissenschaft wesentlich gefördert und bereichert hat. Die bis jetzt vollendeten beiden ersten Bände der neuen Ausgabe seiner Abhandlungen können nur dazu dienen, unsere Ueberzeugung von der Bedeutung seiner Methode und der Ehrlichkeit seines Strebens zu befestigen.

Karl Woermann.

Erzählungen.

1. Lustige Geschichten von Hans Arnold. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 12. 4 M.
2. Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Sammlung auserwählter Erzählungen. Achter Band. Leipzig, J. J. Weber. 1890. 8. 2 M.
3. Der Student von Salamanca und andere Novellen. Von Hugo Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.
4. In Treue fest. Eine Erzählung von Ludwig Eberhard. Leipzig, Böhme Nachf. 1890. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.
5. Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Einar Christiansen. Deutsch von Ernst Brausewetter. Berlin, Schorer. 1890. 8. 4 M.

Für den Weihnachtstisch der heranwachsenden Jugend höchst geeignet sind „Lustige Geschichten" von Hans Arnold (Nr. 1). Fünf ziemlich kurze Erzählungen aus dem Familienleben. Jugendlich frisch schildern sie so einfach wie wahr kleine Erlebnisse aus dem häuslichen Kreise, aus dem Familienleben mit seinem Hauptinhalte, der Kinderwelt. Die Charaktere der Jugend, ihre Erziehung, ihre kleinen Leiden und Freuden werden frisch und fröhlich gezeichnet. Mehr angedeutet als ausgeführt fallen von den bunten Bildchen des Vordergrundes aus feine Schlaglichter auf die dahinterstehenden Erwachsenen, oft humoristisch, wie in der allerliebsten ersten Erzählung „Anvertraute Kinder", bisweilen mit einem Anklange leichter Wehmuth, wie in der anmuthigen Schilderung „Fritz auf dem Lande". Ein besonders gelungener Wurf ist die Humoreske „Eine kleine Vergnügungsreise". Große wie kleine Menschen sind in knappen Umrissen wahr und anschaulich charakterisirt, die einfachen Verhältnisse von fein beobachtendem Frauenauge erfaßt, von gewandter Feder in frischer Wahrheit lebendig geschildert, und so werden auch Kleine wie Große das anspruchslos Gebotene mit Vergnügen lesen.

Kurz und gut, dürfte im allgemeinen die zutreffende Bezeichnung sein für den Inhalt der „Novellen-Bibliothek" (Nr. 2). Die Kürze war wol bedingt durch die Nothwendigkeit, in jeder Nummer Abgeschlossenes zu bieten, ohne doch der Phantasie zu viel von dem Raume zu widmen, den die Zeitung vorwiegend der Wirklichkeit des Tageslebens vorbehalten muß. Trotz dieser Kürze ist jede der Novellen gut erzählt, aber auch keine — und auch dies scheint zum Theile Folge der nothwendig gebotenenen Knappheit der Form zu sein — zeichnet sich durch hervorragende Bedeutung aus, obgleich Namen von gutem Klange in der reichhaltigen Sammlung vereinigt sind. Die Schwierigkeit, in so engen Rahmen ein Ganzes einzuschließen, wirkt jedenfalls hemmend. Freuen wir uns also des trotzdem gebotenen Guten, das in bunter Mannichfaltigkeit angenehm unterhält. Besonders zu erwähnen wären: „Ein Sommertraum" von Hermann Dupont, voll herzbewegender Wahrheit; „Der lederne Heilige" von Woldemar Urban, originell und charakteristisch im südlichheißen Colorit (leider ist die im ganzen frische und lebendige Sprache nicht ganz fehlerfrei „die Reue ihrer That"; „worum sie so herzlich und innig gebetet hatte"); „Der kategorische Imperativ" und „Im Sturm" von Heinrich Landsberger, wie „Der blaue Drache" von Wilhelm Berger zeichnen sich durch vertiefte Auffassung und charakteristische Darstellung aus.

Ungleich an Werth sind die sieben Novellen von Hugo Rosenthal-Bonin: „Der Student von Salamanca" und andere Novellen" (Nr. 3). Die erste, welche der Sammlung den Titel gibt, ist die am feinsten ausgeführte. Das Fremdartige des Schauplatzes und der dort lebenden heißblütigen Menschen ist wirksam getroffen. Künstlerischer würde die Erzählung „Bei der letzten Laterne" wirken, hätte der Verfasser vermieden, persönlich hervorzutreten:

Am äußersten Rande dieses Stadttheils, den wir Voigtland nennen wollen, spielt unsere kleine Erzählung, und ich bitte meine Leser um Verzeihung, wenn ich sie in eine so wenig aristokratische Gegend führe u. s. w.

Eine solche Einschachtelung, ein solches ich wirkt stets erkältend, da die Illusion der Wirklichkeit sofort dadurch gestört wird. Ebenso störend wirkt die Art von Moral am Schlusse: „Aus Schatten Licht! lautet ein altes lateinisches Sprichwort. Auf rauhen Wegen zu den Sternen! ein anderes — und «Unter Schutt oft Gold» fügen wir hinzu." Unkünstlerisch wird dadurch der Eindruck abgeschwächt; der Leser läßt sich nicht gern vorsagen, was er selbst findet und denkt. Sehr frisch, munter und originell ist „Die scharfe Ecke"; der Bräutigam in spe, der die Braut aus dem Schlitten verliert, ist ein origineller Einfall, der noch nicht dagewesen, also doch etwas Neues unter der Sonne ist. Die übrigen — die gut erzählte historische Anekdote „Rheinsberger Gespenster" nicht ausgenommen — sind herzlich unbedeutend und bieten außer dem stofflichen Interesse, das nicht hervorragend ist, durchaus kein künstlerisches. Der would be-Humor in „Die Fahrt nach Meersburg u. s. w." ist doch gar zu flach! — Einen Vorzug hat diese Sammlung gemein mit allen Erzeugnissen der Deutschen Verlags-Anstalt: den anständigen soliden Einband, und dieser Vorzug ist durchaus nicht zu verachten, wenn man daneben vier Bände zu besprechen hat, die, leicht broschirt und nicht aufgeschnitten, auseinanderfallen, sobald die nothwendige Arbeit des Aufschneidens vorgenommen ist. Es scheint als wären die Herren Verleger der Ansicht, daß ihre Bücher am besten unaufgeschnitten besprochen werden?

Eine Gestalt, wie man sie Confirmandinnen gern als erstrebenswerthes Vorbild aufstellt, ist die Heldin der Erzählung „In Treue fest" von Ludwig Eberhard (Nr. 4). Eine fromme gottergebene Seele, die sich aus schweren Schicksalsschlägen die Freudigkeit an dem Leben — wenn auch nicht für sich selbst, so doch für andere — rettet. Sehr schade nur, daß das Deutsch des Buches durchaus nicht als erstrebenswerthes Vorbild für bildungsbedürftige Jugend hingestellt werden kann. („Und für was?" „gefolgt von"; „vor dessen allzu zuvorkommenden Artigkeiten er sich

öfters zu erwehren gehabt hatte;“ u. s. w.). Aber nicht nur die äußere Form läßt zu wünschen, auch den Inhalt, den sie birgt, finde ich durchaus ungeeignet für die Jugend, der doch vor allem eine richtige Ansicht der Wirklichkeit, eine gesunde Würdigung der Anforderungen des Lebens noththut. Die Moral, welche anscheinend die höchsten Ansprüche an Held und Heldin stellt, widerspricht in ihrer Ueberschwenglichkeit jeder Forderung der Vernunft, wodurch die beabsichtigte Erhebung in ihr Gegentheil umschlägt und höchst ungesund wirkt. Der Held wird in den Kampf zwischen zwei Pflichten gestellt, und seine Entscheidung erinnert an den Ausspruch einer schlagfertigen Frau, welche auf die Frage „Was ist Pflicht?“ „Das was unangenehm ist“ antwortete. Auf der einen Seite hat Graf Eberstorff Pflichten gegen seine holde junge Braut, deren ganze Seele in der Liebe zu ihm aufgeht; auf der andern fordert sein Vater, der ihn nie geliebt hat, gegen den er selbst „voll düsterer Verachtung“ ist, daß er eine Wechselfälschung, welche dieser Vater begangen, auf sich nehmen soll: „Für einen, den er verachtete, hatte er Hedwig's kindliches Vertrauen enttäuschen, die Knospe ihres jungen Gefühlslebens zertreten müssen“. Dieses Müssen wäre vielleicht gerechtfertigt, wenn sein Eintreten den Makel, welcher den altadeligen Namen trifft, hätte verhüten können. Allein das ist durchaus nicht der Fall: der Makel bleibt der gleiche, einerlei ob der Vertreter der ältern, ob der der jüngern Generation das entehrende Verbrechen begangen. Solch verzwickte Verhältnisse wirken im höchsten Grade peinlich. Möge die Verfasserin, welche in ihren Anschauungen denen der Marie Nathusius nahe steht, sich deren Arbeiten zum Vorbilde nehmen. Wie einfach und natürlich, ja wie alltäglich erscheinen die Vorgänge im „Tagebuch eines armen Fräuleins“, in „Elisabeth“, und wie ergreifend wirken sie durch diese schlichte Wahrheit, die zu Herzen geht. Ein gründliches Studium dieser Arbeiten, deren geistigem Gehalte ihre Anschauung ähnelt, wird der Verfasserin, die nicht unbegabt ist — das beweist die anmuthige Schilderung ihrer Heldin, die nach dem Verzicht auf jedes persönliche Glück im freudigen Leben für andere noch wahre Befriedigung fühlt und gibt —, den richtigen Weg zur richtigen Ausbildung ihrer Begabung am besten zeigen.

Mit aufrichtigem Bedauern muß ich bekennen, daß die einzige nichtdeutsche unter den vorliegenden Arbeiten: „Lotte“ von Einar Christiansen (Nr. 5), die einzige von einiger Bedeutung ist. Die neuere nordische Literatur erinnert in ihrer eingehenden Schilderung des Lebens mit seinen kleinen wie großen Ereignissen an die englische aus der guten alten Zeit des englischen Romans, hat aber vor der modernen britischen, die sich häufig in leere Aeußerlichkeiten verliert, den Vorzug, daß sie hinter all diesem Aeußerlichen, das sie schildert, das innere bewegende Motiv ahnen läßt. Dies Verfahren gibt in der Darstellung weit mehr Gegenständlichkeit als die gegenwärtig so vielbeliebten eingehenden psychologischen Erörterungen verleihen können. „Lotte“ ist die einfache Geschichte eines jungen Mädchens, das unter eigenthümlichen Verhältnissen sich eigenartig entwickelt und einen verhängnißvollen Irrthum — eigentlich ein echt mädchenhaftes Nichtkennen ihrer selbst — mit schwerem Leid zu büßen hat; sich aber endlich zu der Erkenntniß durchringt, daß sie thatsächlich den Mann liebt, dem sie angehört, und daß er es ist, der ihre Liebe verdient. Der feinere, tiefer angelegte Charakter, dem — lange Zeit ihr selbst unbewußt — ihre Liebe gehört hatte, verspielte das eigene Glück und das der Geliebten, weil er, der Skeptiker, „keinen Glauben hat“, weil „er nicht an seine Gefühle glauben wollte“; während der im Bewußtsein seiner eigenen, auf festem Glaubensgrunde ruhenden Kraft sichere Gatte an seine Liebe geglaubt hatte wie an seinen Gott. „Er war ein Mann, welcher wußte, was er wollte, und es auch durchführte“.

So fein wie wahr ist der Seelenkampf geschildert, mit dem Lotte sich durch den Jammer hindurchringt, bis endlich noch einmal

diese Sehnsucht nach einem Leben in ihr emporkam, welches in Freude verlebt wird, und noch einmal wagte sie auf die Kräfte desselben zu bauen. Sie ahnte wohl, wie beschwerlich der Kampf war, welcher ausgekämpft werden sollte, denn sie mußte ihn allein auskämpfen, ohne daß er wie früher sie stützte und ihr half. Aber sie bedurfte keines so starken Beistandes mehr. Es gab keine Träume mehr, welche sie verlocken konnten, keine Unruhe, welche in der Tiefe ihres Herzens verborgen lag. All das Gefühl und den Willen, welchen sie besaß, konnte sie nun ihm weihen, nun, da sie wußte, daß ihr Lebensweg allein zu ihm führte, daß bei ihm allein ihre Zukunft war, bei ihm, dem Einzigen, welcher es verdiente, sie zu besitzen. Lange Tage! Noch längere Nächte! Schritt für Schritt mußte er gewonnen werden, aber sie drang vorwärts. Und unter dem Streite, welchen sie ausfocht, dämmerte ihre Liebe herauf. So schwer konnte man nur um denjenigen leiden, den man liebte. Das war ein glücklicher Tag, an welchem ihr dies klar wurde.

Und als ihr dies klar geworden, da ließ sie nicht nach im Ringen, bis auch er an diese ihre Liebe glaubte; und als ihr Kind an ihrem Herzen ruhte, „da war sie die Seine in unsäglicher Dankbarkeit“.

Als das Kind geboren war, und sie es an ihre Brust legte, sagte sie zu Friebo: „Nun verstehe ich, warum der Erlöser der Welt ein kleines Kind war, welches an der Mutter Brust lag.“

So läßt der Verfasser, im Gegensatze zu den Hauptführern der nordischen Schule, welche „die Gespenster“ vergangener Vergangenheit in jeder Form bekämpfen, die conservativen Elemente siegen, nachdem er sie freilich dem Zeitgeist genähert hat. (S. 315 und 316.)

Neben dem fesselnden Einblick in die Entwickelung bewußten Seelenlebens einer tüchtigen Frauennatur gewährt die Darstellung auch Einblicke in das häusliche wie gesellige Leben Kopenhagens, die in ihrer einfachen Gegenständlichkeit den Eindruck richtig beobachteter Wahrheit machen.

Mit Ausnahme einer Wendung, die sich einige male wiederholt „auf Gesellschaft gehen“, liest sich die Uebersetzung vorzüglich. Nichts erinnert daran, daß man eine solche und kein Original vor sich hat. M. Benfey.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Sechster Band: Das junge Deutschland. Leipzig, Veit u. Comp. 1891. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Es ist ein glänzendes literarhistorisches Kunstwerk, dem dieser sechste und letzte Band die Krönung verleiht. Es ist der letzte Act eines großen historischen Dramas, sagt der Verfasser selbst, den er hier in Scene führt. Vor neunzehn Jahren hat er den Plan dieses Schauspiels ersonnen, dessen Heldenrollen die europäischen literarischen Größen der ersten Hälfte des Jahrhunderts spielen, und jetzt, wo er das Stück zu Ende gehen heißt, bekennt er außer Stande zu sein, einen andern und bessern Entwurf zu ersinnen. Vom Jahre 1800, in der französischen „Emigrantenliteratur" nahm er seinen Ausgang; Byron's Tod ward zum Mittelpunkte, die 1848er Revolution zum Schlußsteine seines Baues. Georg Brandes ist der erste, der Lord Byron und sein Ende derart zum Centrum der Literatur des 19. Jahrhunderts macht:

Der Mittelpunkt war ebenso unzweifelhaft (sc. wie der Ausgang). Er war vom literarischen Gesichtspunkte aus Byron's Tod, vom politischen der griechische Freiheitskrieg, in dem er seinen Tod fand. Denn diese Doppelbegebenheit machte in dem Geistesleben und in der Literatur des Festlandes Epoche.

Den Nachweis im einzelnen freilich erbringt sein Werk wenigstens für „das junge Deutschland" nicht. Er mochte zu wohlfeil erscheinen, weil die Wirkungen des Vorbildes bis in die neueste Zeit, bis auf das „allerjüngste Deutschland" zu grell in die Augen springen. Das Scenarium dieses letzten Actes des literarischen Kampfspiels — denn es gilt in der That einen Ringkampf, einen Ringkampf um die Freiheit der Individualitäten*) und der Nationen — ist scharf umrissen. Die Gruppen der Fechter bleiben hart beieinander, bis das Ziel erstürmt ist. Daß sie die Helden der Epoche sind, die unmittelbaren Vorkämpfer für den heutigen Stand der Dinge, unterliegt keinem Zweifel. Man mag von Heinrich Heine denken wie man will; daß er der vornehmste Bannerträger der schließlich so reich gesegneten revolutionären Bewegung war, kann nur Haß oder Thorheit verneinen. Er hat viel und gründlich sich und uns belogen, doch zu jenem Ausspruche hatte er das schönste persönliche Recht: „Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit." Das ist immer meine Ueberzeugung gewesen, und ich freue mich, sie hier gegen eine Reihe wohlbekannter und hochzuschätzender gegnerischer Ansichten (Goedeke's, Treitschke's u. s. w.) ausgesprochen und begründet zu finden. Ganz gewiß, das Freiheitsideal, das in Heinrich Heine glühte, war „reine Flamme vom Altare"; da war nichts Gemachtes und Nachgemachtes, hier war das Empfinden und Trachten des jüdischen Kaufmannssohnes so edel, lauter und ursprünglich, wie es der heldenmüthige Freiheitsdrang und der Mannesstolz des ahnenreichen Lords von Newstead-Abbey war. Hier, in ihrem edelsten Kerne, sind sich Lord Byron und Heinrich Heine verwandt und hier sind beide Märtyrer ihres Ideals geworden, ob auch der Lord mit ungleich blankern und vornehmern Waffen focht und sie ungleich leidenschaftlicher und ritterlicher als Heine führte. Doch die Verschiedenheit ihrer Waffenführung hat nichts zu thun mit der Lauterkeit ihrer politischen Beweggründe. In diesem Sinne für Heine eingetreten zu sein, bleibt Brandes' rühmliches Verdienst.

Dasselbe wird erhöht durch eine ungemein feine wohlwollende Analyse seiner Lyrik. Hier aber versagen wir die Gefolgschaft. Denn die Elemente dieser Mixturen lösen sich in unserm Fühlen und Erkennen unwillkürlich und höchst empfindlich in ihre fremdartigen Bestandtheile auf. Ein Mixtum compositum aus verzuckerten Aufgüssen Goethe'scher Verssprache und romantischer Blumen- und Mondscheinpoesie, vergällt mit einer schweren Dosis Byron'schen Weltschmerzes und hebräischer Blutmystik und hier und dort gedämpft mit einigem englischen oder Nordsee-Nebelthau, und dies alles zusammengekocht über dem Strohfeuer einer erlogenen Liebe zu einem wohl rhythmificirten Ragout leider so salopper wie ärmlicher Reime (H. Heine ist einer unserer besten Vers-, aber schlechtesten Reimkünstler), die sich in den Mund mit Honigsüße schmeicheln und dann im Magen wie Nesseln brennen: als ein solcher erscheint der Charakter der Heine'schen Poesie, wenn es gilt, ihren Grundzug zu bestimmen, denn sie wechselt die Farben, wie die Gefallsucht ihre Folie und die Launenhaftigkeit ihre Grillen. Und doch entstand aus diesen vielartigen entlehnten Bestandtheilen eine Fülle zum Theile sehr anmuthiger, ja sogar blendender Machwerke, und die Simpel nahmen die Koketterie dieser unter Krokodilsthränen lächelnden Muse in der That für Ernst und verziehen ihr wie einer ungezogenen Geliebten, wenn sie ihnen den Fischschwanz mit boshaft meckerndem Gelächter um die schiefen Ohren schlug. Der Erfinder dieser neuesten erotischen Sangeskunst verhöhnte sie und seine Gemeinde dann gelegentlich wol selbst mit jenem Cynismus, der sich zur Hauptfiber seines vergällten Seins ausbildete:

Den Gärtner ernährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Ich schrieb ihn bei nächtlicher Lampe,
Den Jammer, der nie traf,
Er ist bei Hofmann und Campe
Erschienen in Klein-Oktav.

Und doch, der Gimpel, welcher diese Zeilen so grimmig spotten, ist kein Ende geworden, und jeder junge Musikant

*) Oder nicht etwa vielmehr der Individuen? D. Red.

trachtet nach wie vor, sich an einer Nummer des „Buchs der Lieder" die Sporen zu verdienen. Jene Strophen sollten das Motto jeder Heine-Besprechung bilden, zum mindesten sollten sie nirgends fehlen, wo man eine Charakteristik seines vielartigen Wesens versucht. Sie hätten auch bei Brandes nicht fehlen dürfen, der ihn überhaupt weit überschätzt. Vor jedem Vergleiche mit Goethe und Aristophanes, wie ihn Brandes in der That anstrengt, schrumpft Heine pygmäenhaft zusammen. Wo in Goethe's Lyrik sonnenhafte Klarheit und vor allem lautere, nur hie und da gestreifte Wahrheit leuchtet, da prunkt bei Heine abfärbende Schminke und romantisches Flitterwerk und sonstwo geborgter Tandelkram, auf dessen Herkunft hinweisen soll, wer die ganz unharmonische Erscheinung geschichtlich zu erklären unternimmt. Und will man Heine mit Aristophanes vergleichen, so verhält sich auch in diesem Falle die Kunst des deutschen Juden zu der des Hellenen, wie eine weltverzehrende Satire zu einem schimpfenden Pasquill. So erweisen sich beide Vergleiche als verstiegen. Goethe steht zu hoch, als daß wir ihm Heine so nahe rücken ließen.

Dies aber ist unser Hauptbedenken gegen den vorliegenden Band. Es soll mit dem Verfasser nicht darüber gerechtet werden, daß er Börne den „ersten Journalisten im großen Stile" nennt, „den die deutsche Literatur hervorgebracht hat". Dieser war natürlich Lessing. Diene das zugleich zur besondern Beleuchtung einer unvergeßlichen Anklage! Diene der Hinweis zur Anerbauung einer geistigen Berufsgenossenschaft von ungemessener Macht! Es ist die Macht des jungen Deutschlands, dessen Kämpfe Georg Brandes uns in vorliegendem Bande meisterlich schildert, es ist der schließliche Triumph dieser Kämpen und ihrer Journalistenfeder über absolute Königsmacht: nicht ihre Dramen haben sie besiegt, sondern ihr Journalistenthum, trat es nun in Versen oder Prosa auf. Daß G. Brandes in ihren Reihen Rudolf von Gottschall fehlen läßt, ist nicht zu verstehen: sein Ausgang und seine ersten literarischen Thaten liegen auf den Walstätten des „jungen Deutschland", dessen erster Geschichtschreiber er wurde und trotz Georg Brandes bleiben wird.

2. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht von Rudolf Hildebrand. Leipzig, Teubner. 1890. Gr. 8. 8 M.

In demselben Monate, wo ein genialer Herrscheract das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts auf deutschen Mittelschulen stellen und damit Bestrebungen mit einem Worte zum Ziele führen will, die seit den Anfängen der Grimms die deutsche Philosophie beseelten, veröffentlicht einer ihrer ausgezeichnetsten Vertreter und besten Lehrer, einer der gründlichsten Kenner und berufensten Lexikographen der deutschen Sprache, die Sammlung einer Reihe von Abhandlungen und Vorträgen, in welchen er dem nun gesteckten Ziele im Engern und Weitern vorgearbeitet hat. Wo das Grimm'sche Wörterbuch im deutschen Familienschatze einen Raum gefunden hat, da wird auch diesem Buche ein Ehrenplatz bereitet sein; denn sein Hauptinhalt knüpft an Probleme der deutschen Sprache und Bildung an, und wo er einsetzt mit der dem Verfasser eigenen tiefbohrenden Beharrlichkeit und umfassenden Gelehrsamkeit, da fördert er lichte Schätze aus dem dunkeln Schoße entlegener Jahrhunderte an den Tag der deutschen Gegenwart, die sich spät, aber doch endlich entschlossen hat, das Studium des eigensten nationalen Wesens zum Angelpunkte ihrer Cultur zu machen. Hätte Koberstein, der in der Schulpforta dem altclassischen Unterrichte den ersten deutschen Lehrstuhl abgewonnen und den deutschen Aufsatz zum vornehmsten Prüfstein der geistigen Verfassung erhob, diesen Wendepunkt deutschen Geisteslebens und deutscher Bildungsart erlebt! Er war einer der Ersten und Mächtigsten, die ihr Sein in den Dienst dieses neuen Ideals stellten. Nun verbreitet das Hildebrand'sche Buch goldene Lichter über den Pfad, der einzuschlagen ist, und über die Methode, mit der er zu verfolgen ist. Altes Schulmeisterthum möge an diesem Lauterbronnen zur erfrischenden Cur eilen und neues Lehrerthum an diesem Springquell Mund und Auge klären.

Ein köstlicher Aufsatz verbreitet sich mit feiner pädagogischer Weisheit auf dem Boden einer reichen persönlichen Erfahrung über „die Stilübung als Kunstarbeit". Da ist denn freilich seitens des Lehrenden selbst ein Künstlerthum vorauszusetzen, wie seitens des Lehrers in Musik und Malerei: wahrhaft stilistische Kunst und wahrhafte pädagogische Kunst. Es ist möglich, daß von diesem Hildebrand'schen Aufsatze sich ein Ast neuer höherer pädagogischer Literatur abzweigt. Ich sehe Bücher wie Pilze aufschießen, die sich über die Lehrkunst des deutschen Aufsatzes als solche und über die Anfertigung deutscher Aufsätze im besondern verbreiten. Neue Sammlungen von Themen und Dispositionen werden kommen. Ich selbst habe noch einen ansehnlichen Band im Manuscripte auf Lager aus meiner Lehrerzeit. Hildebrand theilt dann unter andern Aufsätzen zur Schulfrage seine „Einführung der Zeitschrift für den deutschen Unterricht" mit. So steht denn der neuen Bewegung auch bereits ein neues Organ zu Gebote, für dessen Maßgeblichkeit sein Name bürgt. Auf dem Boden des deutschen Unterrichts erhofft R. Hildebrand die Versöhnung zwischen Gymnasial- und Realwesen. Kaiser Wilhelm II. hat keine andere gemeinsame Grundlage bestimmt. Ich hoffe, daß R. Hildebrand nunmehr „weitere Ausführungen aus einer langen durchdachten Erfahrung heraus" nicht mehr zurückhält, nachdem ihm der politische Lauf der Dinge so wunderbar entgegengekommen ist. Daß er vor vielen berufen ist, hier mitzuwirken, fühlt und weiß er ja selbst. Ich kann nun nicht auf das Einzelne eingehen. Ein deutsch-philologisches Kunst- und Meisterstück ist z. B. der Aufsatz: „Ein nicht anerkannter Vers von Goethe." Es handelt sich um das allbekannte: „Lange hab' ich mich gesträubt." Hildebrand zerreibt mit spielender Dialektik den letzten Verdacht der Apokryphität; oder er erstickt ihn, wenn man will, mit überwältigender Kennerschaft Goethe'schen Wesens und Goethe'scher Geschichte. Das nenne ich

Goethe-Philologie, wie widerwärtig mir der Name sonst ist. So ehre das Buch auch die „Goethe-Gemeinde", die über ihr Idol noch manches andere Schöne hier erfährt.

Auch Hildebrand's Erwiderung auf den bekannten berliner Anfall des von ihm mit ins Leben gerufenen Allgemeinen Deutschen Sprachvereins findet sich hier. Sie ist sehr launig und zaust den „geistvollen Schulhäuptern", die jenen Erlaß der „führenden Schriftsteller" mit unterzeichnet hatten, mit überlegenem Humor den „saubern Schopf" unter lautem Jubel über die Antwort, mit der die Eingabe, in welcher der Verein an maßgebender Stelle seine Ziele darlegte, der leitende preußische Minister ehrte. Es ist wahr, unser wissenschaftliches nicht nur, auch unser publicistisches und journalistisches Deutsch, vor allem die Unterhaltungssprache der Gesellschaft ist durch Fremdwörter verseucht, und das soll besser werden und wird besser werden, wo man so berufener Führerschaft wie derjenigen Hildebrand's folgt.

3. Episteln und Vorträge von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1891. 8.

Die erste Nummer der fesselnden Sammlung schildert Jordan's Begegnungen mit Schopenhauer, die, wie der Verfasser berichtet, mit naturphilosophischen Krachdissonanzen abzubrechen pflegten. Diese Scenen sind sehr drollig, allerdings auf Schopenhauer's Kosten geschildert, sodaß der knurrige alte Prophet des Pessimismus, solchergestalt seines Weltnimbus entkleidet, in der Endlichkeit seiner mürrischen Persönlichkeit in komische Beleuchtung tritt. So werden diese lustigen Illustrationen zu seiner Lebensgeschichte nicht nach jedermanns Geschmack sein; mir selbst, trotzdem ich mir einst ein Blatt von seinem Grabe gebrochen und bei seinem Bilde es bewahre, haben sie viel Vergnügen gemacht. Dasselbe gilt von des Dichters Brandepistel gegen das Leihlesen. Ich wünsche dem Buche auf das allerwärmste die weiteste Verbreitung in allen Leser- und Leserinnenkreisen. Ich wünsche dem Artikel einen Leserkreis, der so groß wie das lesende Publikum ist. Andere lehne ich ab. Ich bin zu sehr deutscher Philologe, um diesen Jordan'schen Auslassungen über das Nibelungenlied, wo der Name Zarncke's nicht einmal genannt ist, irgend welche Bedeutung beimessen zu können. Jordan betrachtet das alte so fest und systematisch in sich verklammerte Kunstwerk viel zu sehr von modernem Standpunkte. Hat man nicht die Fähigkeit und Schulung, es aus dem Geiste des Mittelalters studiren und genießen zu lernen, so bleibt man nur ein „trüber Gast" des Dichters. Ebenso kühl hat mich Jordan's Aufsatz: „Eine Odyssee in Nibelungenstrophen", gelassen. Ich will ihren Urheber nicht in Schutz nehmen; möglich, daß ihn Jordan viel zu ernst genommen hat, wenn er ihm vorwirft, daß er sein Reimgesudel für die erste lesbare Nachdichtung ausgegeben habe. Jordan hat denn in der augenscheinlichen Erkenntniß, daß eine solche lesbare Nachdichtung Deutschland immer noch gebreche, Odyssee und Ilias zum xten male selber übersetzt und auch erklärt. Ich habe nichts dagegen. Uebersetzungen kommen und gehen wie ihre Macher, und der Geschmack der Menge ist vielköpfig wie sie selbst. Aber der deutsche Hexameter ist mir unleidlich, und jeder Versuch, unter diesem Zeichen mit der homerischen Poesie zu ringen, erscheint mir, der ich den Proceß wenigstens im vorigen Jahrhunderte auf das hingebendste verfolgt habe, so aussichtslos wie das Mühen des Sisyphus. So vermag ich auch den Jordan'schen Meinungen von deutschem Versbau nicht zu folgen, weil ich außerhalb der altdeutschen Literatur alliterationstaub und innerhalb der neudeutschen alliterationsblind bin.

4. Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an höhern Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Hermann Kluge. Einundzwanzigste, verbesserte Auflage. Altenburg, Bonde. 1890. Gr. 8. 2 M.

Das Werk zählt zu den besten Lehr- und Hülfsmitteln des deutschen Unterrichts. Es hat die Leitfaden von Pischon, Heinrich Kurz, Wilhelm Pütz und Werner Hahn auf der ganzen Linie geschlagen. Daß deren Vorzügen nachgeeifert wurde, ist so selbstverständlich, als es ersichtlich ist, wie ihre Schwächen den Verfasser auf neue ersprießlichere Bahnen wiesen. Nun ist sein Buch in über 200000 Exemplaren in Deutschland verbreitet, außerdem ins Englische, Französische und Italienische übersetzt. Es hat somit einen der schönsten Erfolge erlebt, den ein Schulbuch je gefeiert hat. Trotzdem hat es die anspruchslose Haltung, die es von vornherein auszeichnete, bewahrt. Es weiß ganz genau, daß neue literarhistorische Tiefblicke und Fernsichten zu erschließen nicht seines Vermögens und seines Amtes ist. Es sucht seine Stärke in lichtvoller Gruppirung und peinlicher Auswahl und Sichtung des grenzenlosen Stoffes, in der Zuverlässigkeit seiner Angaben und der Einfachheit und Schlichtheit seiner Darstellung; wol auch in möglichst erschöpfender Verzeichnung des Erläuterungsmaterials und des literargeschichtlichen Apparats. So kommt es, daß man im Register neben dem gefeiertsten Dichternamen den dunkeln Urheber irgendeines Gymnasialprogramms findet, mit welchem sich der Biedere irgendeiner Größe biographisch oder commentirend an den Rockschoß hängt. Führerpersönlichkeiten, die Jahrhunderte beherrschen, und Germanisten, die einen neuen Abdruck ihrer Werke einleiteten oder leiteten, erscheinen wie Duzbrüder nebeneinander. Bei Lessing's „Laokoon" wird der Name des Mannes genannt, der ihn ins Lateinische zu übertragen im Jahre 1879 für zeitgemäß und in der Ordnung fand; leider wird der Wackere dann übergangen, der „Hermann und Dorothea" zu Goethe's wahrer Befriedigung aus deutschen in lateinische Hexameter übersetzte: der Dichter fand, Inhalt und Form erscheine solchergestalt in höherm Einklang. Im Sonstigen wird man ja für jede wesenvollere orientirende Notiz und jeden freundlichen Hinweis auf versteckte und entlegenere Bezüge nur um so dankbarer sein. Zum Inhalte je eine Bemerkung über die ältere, mittlere, neuere und neueste Zeit. Es ist nicht

richtig, wenn S. 35 geschrieben steht, daß Zarncke seinen bisherigen Standpunkt in der Nibelungen-Handschriften-Frage in der sechsten, bezw. zwölften Ausgabe seines Textes aufgebe. Sein rühriger Schüler H. Paul hat des Forschers bisherige Ueberzeugungen augenscheinlich allerdings in gelinde Bewegung gesetzt, aber welchen Verlauf dieselbe nehmen werde, ist gar nicht abzusehen, Zarncke selbst zur Stunde jedenfalls noch unerfindlich. Nur das eine räumt er nach eingehenden wiederholten Untersuchungen als wahrscheinlich ein, daß auch in C* die Hand eines (bezw. auch eines zweiten) Bearbeiters sich verrathe, und wiederholt, daß das Original uns verloren sei und an Stelle desselben nur zwei verschiedene Redactionen erhalten seien. Jedenfalls beginnt er, B mit geneigterem Auge zu betrachten, ohne daß ich mich zu überreden vermag, B dieses Wohlwollens würdig zu erklären. Bei der Behandlung des Dramas des 17. Jahrhunderts hat H. Kluge die Bedeutung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig übergangen, wie innerhalb des 19. die Herrschaft Lord Byron'scher Einflüsse. Innerhalb der neuern und neuesten literarischen Entwickelung vermisse ich Namen wie Gaudy, Wienbarg, Th. Mundt, Benedix, Bauernfeld und Anzengruber; wenn Namen wie R. Kögel und Hermann Schreyer genannt sind, dürfen die ihrigen nicht fehlen und Namen wie Adolf Böttger war der Vortritt zu zollen. Wenn ich im einzelnen noch die Erwähnung der Flaischlen'schen Literaturtafel und der Düntzer'schen Erläuterungen der Uhland'schen Balladen vermisse, so soll dieser Hinweis nur betheuern, wie sich der sonstigen Nachprüfung Schritt für Schritt das unausgesetzte Bestreben bekundet, alltäglich entstehende Lücken auszugleichen und jeder neuauftauchenden Erscheinung in oder unter dem Texte gerecht zu werden, sodaß der vortreffliche Abriß innerhalb seiner Grenzen in der That das Lob einer Vollständigkeit verdient, deren Fülle so lichtvoll gegliedert ist, daß der Lernende alsbald in ihrem Rahmenwerke heimisch wird und jedem Bedürfnisse einer schnellen Orientirung oder Vergegenwärtigung entfallener oder nicht in ganzer Schärfe dem Gedächtnisse geläufiger Beziehungen mühelos entsprochen wird. So möge das Buch, das innerhalb des Unterrichtswesens keiner neuen Empfehlung bedarf, auch für das Haus auf das angelegentlichste empfohlen und ihm immerhin neben Gervinus, Scherer, Vilmar, Kurz und König ein ehrenvoller Platz bereitet sein, unmittelbar bei Flaischlen's „Graphischer Literaturtafel" und Könnecke's Bilderatlas.

Adalbert Schroeter.

Reisebilder aus der Fremde und aus der Heimat.

1. Ein Streifzug durch Indien. Von E. Selenka. Mit 29 Textabbildungen. Wiesbaden, Kreidel. 1890. Gr. 8. 2 M.

Nicht von seinen zoologischen Fachstudien, die ihn in die indische See geführt hatten, erzählt uns der Verfasser, sondern von Land und Leuten Javas und Vorderindiens. Es sind frisch gehaltene Skizzen, die durchweg mit dem Reize des Selbstgeschauten fesseln, auch wo sie Allbekanntes zum Gegenstande haben, z. B. die heiligen Waschungen im grünen Ganges zu Benares:

In der Tagesfrühe sieht man ganze Scharen von Badenden beiderlei Geschlechts bis an die Hüften oder die Brust im Wasser stehen, die Frauen und Mädchen im wallenden Haar, sittsam in ein weißes oder farbiges Shawlgewand gehüllt, die Männer nur mit einem Hüfttuche bekleidet. Sie schöpfen mit der Hand oder mit kleinen heiligen Bronzegefäßen das Wasser aus dem Flusse und übergießen damit nach genau vorgeschriebenen Regeln Schultern, Kopf, Brust und Rücken, unablässig Gebete murmelnd und zuweilen bunte Blumen streuend.

Rührend war es, eine steinalte Frau zu beobachten, wie sie mühsam ihr Straßengewand mit dem Badetuche vertauschte, wankenden Schrittes behutsam in die Fluten hinabstieg, um zum tausend und abertausendsten male ihre Sünden mit dem barmherzigen Naß abzuspülen. Aber der Morgenwind, der ihre weißen Haare zerzaust, ist frisch und das Wasser kalt. Sichtlich zusammenschauernd steigt sie langsam bis an die Brust in den Fluß und übergießt mit zitternden Händen ihr greises Haupt und ihre vertrocknete Brust, unausgesetzt einen frommen Spruch zwischen den vor Kälte blauen Lippen lallend.

2. Dem Frühling entgegen! Von von Seefeld. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

In unwirschem Winterwetter brechen wir mit dem Verfasser von Hannover auf, eilen durch die tief verschneite Schweiz, sehen den letzten Schnee an beschatteten Theilen des Daches vom mailänder Dome und reisen dann über Rom, Neapel, Brindisi, Korfu und Athen dem Frühlinge immer weiter entgegen, bis er uns in seiner ganzen Pracht an unserm Ziele willkommen heißt, am Gestade von Kreta:

Die Mandelbäume hatten ausgeblüht und prangten im frischesten jungen Grün. Die Oliven verlieren ihr graugrünes Laub nicht. Orangen und Citronen standen dicht mit reifen Früchten beladen. Das Korn grünte im Felde, und in den Gärten blühten Geranien, Rosen, Löwenmaul, Reseda und Veilchen. Zwar waren die Feigenbäume und der Wein noch ohne Triebe, aber doch war es Frühling! Der Frühling, dem ich entgegeneilt, hier war sein Reich!

Einige Wochen verweilt dann der Verfasser in der Villa einer jetzt in Kreta angesessenen Dame, deren Einladung den Anlaß zu der Reise gegeben hatte, nämlich der Frau Baronin Espérance von Schwartz, bekannter unter ihrem Schriftstellernamen Elpis Melena. Diese ist 1821 in England geboren, ihr Vater aber war ein Deutscher, ihre Tante die Erzieherin der verstorbenen Kaiserin Augusta. Als junge Witwe siedelte sie nach Genf über, dann aus Gesundheitsrücksichten nach Italien. Nachdem

ihre zweite Ehe mit dem ältesten Sohne des hamburger Senators von Schwartz auf ihre Veranlassung 1854 gesetzlich getrennt worden, lebte sie als Reisende und Schriftstellerin in verschiedenen Gegenden des Mittelmeergebietes, trat in reinster Begeisterung für die politische Einung und Befreiung Italiens Garibaldi nahe, dem sie mit Einsetzung ihres Lebens die uneigennützigsten Dienste leistete und dessen Tochter Anita sie an Kindesstatt annahm; jetzt als Greisin widmet sie sich nach einem so bewegten Leben in ihrem freundlichen, aber weltentlegenen Landsitze Werken der christlichen Nächstenliebe und des Thierschutzes. Anziehende Aufklärungen über die den letztern betreffenden weitreichenden (und für den thierquälerischen Süden Europas wahrlich nicht gleichgültigen oder gar schrullenhaften) Beziehungen der „Melena" durchsetzen die Schildereien, welche das vorliegende Büchlein von einigen Kreuz- und Querfahrten durch Westkreta enthält. Der Schluß gilt der Heimreise über Attika, wo Pfingsten verlebt wird, und über Konstantinopel mit einem Ausfluge nach dem kleinasiatischen Brussa.

3. Egyptische Straßenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Backschisch von Th. Sourbeck. Basel, Schwabe. 1891. 8. 2 M. 80 Pf.

„Straßenbilder aus Alexandrien" wäre der genauere Titel. Auf wenige Seiten, die im Lapidarstile schwunghafter Phantasie die wechselvollen Geschicke der Stadt des großen Macedoniers malen, folgen packend geschriebene Schilderungen des morgenländischen Lebens in den Straßen des heutigen Alexandrien und das einem Kaffeehausrhapsoden daselbst nacherzählte Märchen vom Held Antar. Mehrfach kommt ein etwas schwarzgalliger Pessimismus über unsere Zeit im allgemeinen, zumal über die Gesellschaftszustände unsers Culturkreises zum Ausdruck, und das Ganze klingt in eine phantastische Zukunftsmusik aus. Eine Vision schaut in die kommende Zeit, „wo die Gesammtheit nicht mehr durch den Einzelnen ausgebeutet werden wird, wo die Staatsschulden getilgt sein werden, und an ihre Stelle Gesellschaftsvermögen getreten sein wird", und was sonst noch die Zukunft „ohne Kanonendonner" alles bringen wird an Gleichberechtigung der Geschlechter, wahrer Liebe u. s. w.

4. Von jenseits des Meeres. Von von Stern. Glarus, Vogel. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zwölf Lebensbilder aus der Gegenwart der Vereinigten Staaten sind hier lose aneinandergereiht. Meist sind es sozusagen Augenblicksphotographien aus dem Leben in Neuyork; ein Blick fällt ins Chinesenviertel von San-Francisco; im Felsengebirge begegnet sogar ein „allerletzter" Mohikaner in schneeweißem, bis über die Schultern wallendem Greisenhaar, einen gezähmten braunen Bär zur Seite, und erzählt die Legende vom Ursprung der Sitte des Scalpirens.

5. Bilder und Skizzen aus Amerika. Von L. Bürger. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 4 M.

Etwas gehaltvollere Darstellungen ähnlicher Art aus demselben Lande. Sie behandeln mehr gattungsmäßige Züge des Lebens in dem großen Freistaate, der sich zukunftssicher den Namen des gesammten Erdtheils beilegt: die dortigen Vergnügungen, die Stellung der Frau, die Schule und bezeichnende Werke der neuesten Literatur der Vereinigten Staaten, den Beginn einer volksthümlichen Kunstpflege durch das Metropolitanmuseum in Neuyork. Ganz ersprießlich ist es, daß der Verfasser auch die schwarzen Schatten hervorhebt, den unerbittlichen Daseinskampf, der da drüben zu führen ist, wo sich so mancher Thor bei uns immer noch die gebratenen Tauben in der Luft herumfliegen denkt, und die schweren Gebrechen einer fast an Rußland gemahnenden Bestechlichkeit der Beamten in diesem „Lande der Freiheit". Hübsche Culturbilder entrollen die Kapitel über die Centenarfeier, über die Präsidentenwahl von 1888, die beiden am Schlusse beigefügten novellistischen Skizzen „Dimitri" und „Sein Vater". Schlimme Wahrheiten sagt auch der Abschnitt vom „amerikanischen Menschenhandel", namentlich dem weiblichen, worin der Staat Wisconsin zur Zeit eine besonders traurige Rolle spielt.

6. Tausend und ein Tag im Occident. Culturbilder, Reisen und Erlebnisse im nordamerikanischen Continent. Von E. von Hesse-Wartegg. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 8 M.

Dieses schmucke zweibändige Werk bringt in unterhaltend feuilletonistischem Stile eine weit reichere Fülle von Selbstgesehenem und Selbsterlebtem aus den verschiedensten Theilen Nordamerikas, diesem „Westen" der nördlichen Erdhalbkugel, wie wir Europäer geboten haben zu sagen, weil wir alltäglich durch die Datirung diejenige Hälfte des scheinbaren täglichen Sonnenwandels die erste nennen, welche unserer Ostfeste das Licht des Tages spendet. Daher (und wegen der ungefähr 1000 Tage zählenden Reisen des Verfassers in dem transatlantischen Raume) der Titel des Werks.

Es gibt in unserer Literatur kaum ein Buch, aus welchem man sich in so angenehmer Form über die verschiedensten Seiten des Naturcharakters und des Volkslebens in allen Haupttheilen der Union unserer Tage unterrichten könnte wie aus diesem. Ost und West, Süd und Nord zieht an unsern Blicken vorüber. Wir durcheilen die Staaten der gereiftern Cultur gen Morgen vom Mississippi, besuchen die kühn aufstrebende junge Millionenstadt Chicago, die Stätte der Weltausstellung für 1893, fahren auf bequemen Eisenbahnen durch die Prairiestaaten, sprechen bei Indianern vor wie bei „Cowboys" und Goldgräbern; bei Philadelphia wohnen wir einer ergötzlich misrathenden Geisterbeschwörung im Zaubergemach bei, später einem lustigen „Camp Meeting" methodistischer Neger, einem wunderbaren zehn- bis vierzehntägigen Tanz- und Spielfeste im Freien, einer Art unfrommen Laub-

hüttenfestes; von den französischen Pflanzern Neu-Akadiens geht es über die Staatengrenze hinaus in das weite Reich der Hudsonsbai-Gesellschaft, zu den Indianern des Britischen Columbien, nachdem wir kurz vorher in den fashionabeln Seebädern der californischen Küste und bei den Chinesen in San-Francisco verweilt hatten; auf ein Kapitel über Wälderverwüstung folgt ein solches über Curiosa aus der amerikanischen Winkelpresse, ebenso vergnüglich zu lesen wie ein anderes über die Reclame, deren Hauptentwickelungsstätte ja bekanntlich Nordamerikas großer Freistaat ist.

7. Nordische Fahrten. Skizzen und Studien von A. Baumgartner, S. J. Zweiter Band: Durch Skandinavien nach St.-Petersburg. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Tonbildern. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 9 M.

Der Leser kennt vielleicht aus d. Bl. den früher erschienenen Band der Nordlandfahrten des Verfassers, welcher hauptsächlich Island behandelte. In der nämlichen ansprechenden Form schildert uns dieser neue Band Norwegen, Schweden, die Ålandsinseln, ein paar Hauptorte der finnischen Südküste, St.-Petersburg und Reval.

Sehr schöne Bilder, darunter eins in Farbendruck, veranschaulichen diese nordischen Gegenden, ihren Volksschlag, ihre Städte, Kirchen, Kunstdenkmäler der Skulptur und einige denkwürdige Persönlichkeiten.

Der Reiz liegt abermals in dem freundlichen Wechsel von Natur- und Culturschilderungen, von Reiseeindrücken und Studienfrüchten. Zu letztern zählen auch wieder häufige und wohlgelungene Wiedergaben von skandinavischen Dichtungen, zum Theile mit Beifügung des Urtextes.

Von der alten Hansestadt Bergen geht es an der herrlichen Fjordenküste hin nach Norwegens ehemaliger Hauptstadt Throndhjem, d. h. „Heim der Thröndер", eines der berühmtesten altnorwegischen Volksstämme (löblicherweise vermeidet der Verfasser die unschöne Verdeutschung in „Drontheim", die außerdem geradeso archaistisch ausschaut heutzutage, als wollte sich ein Deutschthümler hervorthun und gleich unsern Altvordern Virten statt Verdun schreiben), und dann weiter nach dem Nordcap, wo wir das Schauspiel der Mitternachtssonne bewundern:

Auf dem Deck versammelt gehen die Passagiere in Erwartung der Mitternachtssonne; es ist schon versichert worden, daß, was immer für Vorstellungen man mitbringen mag, sie hinschwinden vor der gewaltigen Naturmacht der Erscheinung selbst. Und das ist wahr. Sobald die schwimmende Feuerkugel in voller Größe über den Horizont dahingleitet, wozu kaum einen Augenblick ein Vorzeichen eintritt, verwandeln sich alsbald Himmel, Berg und Meer. Stundenlang kann man jetzt mit bloßem Auge in sie hineinschauen; kein hindernder Strahlenglanz umgibt sie mehr; alle Glut zieht sich in ihren eigenen Umkreis zurück, der jetzt viel größer erscheint, als man ihn sich sonst zu denken pflegt, ja so groß, daß man im Anfang ganz davon eingenommen ist und lange auf nichts achtet. Endlich siegt der Farbenglanz, jetzt ist die Sonne ein rothglühendes Meteor, man möchte meinen, sie müsse in Millionen Stücke und Stückchen zerschmelzen, wenn nicht die ruhige Hoheit des Schauspiels und die Pracht der Farbenharmonie am Himmel Frieden gewährte, vollen, seligen Frieden. Gleitet ein Wolkenstreifen über die Kugel dahin, so wird er alsbald von der Glut durchleuchtet und flammt in dunklerm Roth, sodaß er sich auf der Sonne wie ein Gebirge oder eine Landschaft abzeichnet. Gleitet aber ein Wolkenstreifen über den zartgefärbten Himmel hin, so erhellen sich blos die Umrisse und werden weiß- oder rothglühend, während das Innere seine Farbe behält und deshalb alles Umliegende hervorhebt. Denn der Himmel prangt in allen Farbenübergängen, vom kräftigsten Blutroth über den Bergen bis zu dem einförmigen Weißgrau in der Höhe, so jedoch, daß man an keiner Stelle auch nur eine Nadelspitze setzen und sagen könnte: da geht die eine Farbe in die andere über. Bliebe der Anblick nun sich immer gleich, so könnte man desselben denn doch vielleicht endlich müde werden. Aber er wechselt unaufhörlich; jetzt ist die Sonne mehr violett, jetzt rothgolden, jetzt mit einem leichten Flor von Grün überhaucht, jetzt wieder ins Weißliche schimmernd, aber immer warm, immer roth unter dem wechselnden Schleier.

Eine zweite Reise führt uns von Kopenhagen aus nach Christiania und weiter am Mjössee vorüber in die großartige Gebirgswelt von Jötunheim („Riesenheim"); eine dritte geht ins nördliche Schweden und von dort nach Stockholm und Upsala; eine vierte betrifft Südschweden mit seinem Weltwunder des Trollhättafalls, eine letzte die ostbaltischen Küsten, vornehmlich die kühne Schöpfung Peter's des Großen auf dem Sumpfdelta der Newa.

Wie hübsch der Verfasser auch das Volkstreiben in der Großstadt zu malen versteht und wie vorurtheilsfrei er auch den guten Seiten des Russenthums, der Gemüthlichkeit und kindlichen Fröhlichkeit des Moskowitervolks gerecht wird, zeige noch ein Bild vom Newski-Prospect, der ungefähr das für St.-Petersburg ist was Unter den Linden für Berlin:

In dem bunten Menschengewirre ist es nicht so fischartig still wie in britischen Landen, wo einer am andern als einem zeitraubenden Hinderniß vorüberjagt; da murmelt's und wispert's und lacht's und ruft's und schwätzt's in mancherlei Sprachen und Mundarten, unaufhörlich. Mit lebendiger Geschäftigkeit waltet zugleich eine behagliche, lebenslustige Gemüthlichkeit in dem sich drängenden Menschenschwarm. Militär und Polizei machen sich lange nicht so steif und anspruchsvoll auf Schritt und Tritt geltend wie in andern Militärstaaten. Das ganze Leben und Treiben ist so ungezwungen wie in Kopenhagen oder Stockholm. Einwanderung aus aller Herren Ländern hebt beständig die großstädtische Verfeinerung, während ständiger Zuzug vom Lande und aus allen Theilen des Reichs der Stadt ebenso unaufhörlich noch urwüchsige, bäuerliche, halbbarbarische Nationalelemente zuführt. Auf dem großen Prospecte mischt sich darum die feinste Modecultur gar bunt und drollig mit Zügen von altfränkischem, provinzialstädtischem Wesen.

8. Heidefahrten. Ausflüge in die hohe Heide und in das Flußgebiet der Böhme. Für Freunde der Heide geschildert von A. Frendenthal. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1890. 8. 2 M.

Ein aufrichtiger herzenswarmer Freund der Heide geleitet uns hier auf vier Tagfahrten in die westliche und in die centrale Gegend der vielverkannten Lüneburger Heide: nach Soltau in die Heimat der Billunger, in den Loingo, zum Falkenberg und den vorgeschichtlichen, groß-

artigen Steingräbern der sogenannten „Sieben Steinhäuser", zuletzt in die Gegend von Haverbeck und Wilsede.

Das wellige Diluvialland der Lüneburger Heide ist ein so ansehnliches Stück von Deutschland, daß, wer jenes nicht kennt, sich ganz gewiß nicht voll einen Kenner der deutschen Heimat nennen kann. Die Natur dieser Heide ist weit anziehender, als der böse Leumund will; ja eine Wanderung bei freundlichem Sommer- oder Herbstwetter, wenn unter lichtblauem Himmel die Bienen über die Millionen rother Heideblümchen dahinsummen, am Horizont ab und zu ein Reststück von Wald erscheint („Heide" heißt ja ursprünglich Wald, die Lüneburger Heide wird als „Magetheide", d. h. großer Forst noch im Sachsenspiegel unter den Bannforsten genannt, in welchen nur der deutsche Kaiser Jagdgerechtsame hatte), sei es ein Stück weitgedehnten Kiefernwaldes, sei es eine kleinere Gruppe kerniger Eichen, in deren Schatten die Dorfhäuser im alten Sachsenstile gebaut stehen, — eine solche Wanderung ist wahrlich nicht undankbar, zumal wenn man sie würzt durch Einkehr bei den biederen Bewohnern jener alten strohgedeckten Häuser mit der altsächsischen Pferdekopfzier.

Wir wünschen deshalb auch diesem Büchlein aufmerksame Leser, da es eben zu Heidefahrten anregen will und in greifbarer Sachlichkeit Natur wie Geschichte der durchwanderten Heidestriche so getreu vorführt, daß der Leser einen hinlänglich klaren Eindruck dessen erhält, was seiner bei der eigenen Durchwanderung harrt. Der Verfasser stellt eine Fortsetzung seiner „Heidefahrten" in Aussicht; für eine solche wäre jedoch grammatikalische Durchsicht der lateinischen Citate vor dem Drucke dringend zu wünschen.

9. Das deutsche Herz. Von Heinrich Pudor. Dresden, Tamme. 1890. 8. 80 Pf.

Ein dunkler Titel für ein wunderliches Büchlein! Herr Pudor ging aus, ein Land zu entdecken, wo es noch „deutsches Gemüth" gäbe. Er zog in Deutschlands Norden und fand nur Nüchternheit; er zog in Deutschlands Süden und fand nur Leichtsinn. Da ging er in welsche Lande und „tauchte unter in dem schmuzigen Wasser des Genusses"; doch er „genoß ohne zu genesen". Da zieht der verlorene Sohn wieder in die Heimat zurück und entdeckt endlich das Land, wo noch deutsches Gemüth waltet: Thüringen.

Nun wird Thüringen als „Gemüthsland", als Land urdeutscher Eigenart in Natur und Volkscharakter so übertreibend gepriesen, vollends seine alte Metropole Erfurt, daß es selbst einem gebornen „Bufbohniter" des Guten zu viel wird. Bis zur Abgeschmacktheit versteigt sich der Verfasser in seinen kurz herausgestoßenen Charakteristiken, so wenn er Jena bezeichnet als „ein thüringer Dorf, voll von Ziegeln, Stadtthürmen, Linden und — Spitzhunden". Zu der Bemerkung, daß Luther einmal in dem Schmalhaus „Zur hohen Lilie" in Erfurt geherbergt hat, fügt er hinzu: „Wir glauben es schon, denn das Haus hat eine gewaltige Tiefe, die Tiefe des deutschen Gemüthes, die Tiefe des Martin Luther — und rechts «das Bierhaus zum goldenen Einhorn», allwo man zwei schöne Wappen sieht."

Zu meiner Genugthuung soll noch gemeldet werden, daß die (durchaus absichtslose) Deutschthümelei-Humoreske zu Anfang wenigstens im Selbstverlage des Verfassers hat erscheinen müssen.

Alfred Kirchhoff.

Aus dem Ruhestande Franz von Löher's.

Archivlehre. Grundzüge der Geschichte, Aufgaben und Einrichtung unserer Archive von Franz von Löher. Paderborn, F. Schöningh. 1890. Gr. 8. 10 M.

Es kommt bei Büchern wissenschaftlichen Inhalts längst nicht mehr einzig auf das Wissen an; die Kunst des Vortrags muß sich der gründlichen Sachkenntniß gesellen — dann erst gelangt der Lehrstoff wirklich zu seinem Rechte. Engländer und Franzosen sind uns in dieser Richtung einst voraufgegangen. Seit geraumer Zeit haben wir sie auf mehr als einem Gebiete überholt. Zu denjenigen Büchern, welche, dank der eigenartigen Begabung des Verfassers, einen an sich höchst trockenen Stoff so behandeln, daß man durch den anziehenden Vortrag gefesselt wird, zählt das obige Werk.

Freilich, wie hätte sich's Franz von Löher, dessen culturhistorischen Studien wir schon so viel Belehrung verdanken, entgehen lassen dürfen, als Einleitung zu dem für Gegenwart und Zukunft wichtigen Fachstoffe auch die Vergangenheit rückwärts bis in das Dämmerdunkel der Runenschrift zur Rede zu stellen und von diesen „ersten Aufzeichnungen zur Germanenzeit" uns dann schrittweise aufwärts bis in die tageshelle neue Zeit zu führen.

Die Frage: sollte es denn damals schon Archive gegeben haben? liegt nahe. Der Verfasser wirft sie selbst auf. Seine Antwort lautet:

> Wenigstens kleine Anfänge. Denn sind Sammlungen von Listen der Wehrgelder und Bußen, der Hörigen und ihrer Pflichten, der Geburtstage und Todtenfeste, von Arzneimitteln, Hausmarken und dergleichen, ferner von Namen der Zeugen, die bei gerichtlichen Verlautbarungen mitwirkten, von Aufzeichnungen über Hauptpunkte von Verträgen oder wichtigen Ereignissen eine Art Archive zu nennen, so gab es deren sicher schon in den Hütten, die zur Aufbewahrung von Geräthschaften für religiöse, nachbarliche und gerichtliche Zusammenkünfte dienten, Hütten, wie sie nachweislich auf Island und ohne Zweifel auch in andern germanischen Ländern, wohl auch auf den Höfen von Fürsten und Großgrundbesitzern, sowie bei altbewährten Gauschöffen sich fanden.

Bekanntlich waren die Runen eine wirkliche Buchstabenschrift; am meisten ritzte man sie ein auf Täfelchen oder auf vierkantige glatte Buchenholzstäbe; noch heute hat sich ja in dem englischen Worte write (schreiben) der

Begriff des Ritzens erhalten, ebenso wie in unserm „Buchstab" der Hinweis auf den Stab oder das Täfelchen aus Buchenholz, die zum Einritzen der Schrift dienten.

Daß mit der Runenschrift also nicht, wie man noch im vorigen Jahrhunderte annahm, vorwiegend Geheimnißvolles, Zauberdeutiges zusammenhing, daß sie vielmehr aus dem täglichen Lebensbedürfnisse eines geistig regen Volks hervorgegangen ist, dafür bringt der Verfasser, außer den schon bekannten, noch manche neue Belege bei.

Er wendet sich dann zu der eigentlichen Archivgründung in der Frankenzeit (Aufnahme der Cultur der Alten Welt, Ansiedelung römischen Kanzleiwesens, lateinische Sprache und Schrift, Abneigung gegen schriftliche Geschäfte, Schreibstoffe und Urkundenform, Ansammlung urkundlicher Schriften, Schriftstücke über Grundbesitz, Archive im Alterthum, Nachahmung der römischen Archive, archivalische Bestände, Archivverwaltung und Benutzung), beleuchtet darauf die Ursachen der geringen Fortschritte des Archivwesens in der Kaiserzeit, gelangt zu der Aenderung, welche das Culturleben vom Interregnum bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts erfuhr, wobei städtische Vorbilder und Antriebe zur Archivbesserung ausgiebige Berücksichtigung finden, berichtet dann von der Verbesserung der Urkundensprache, von der flüssigern Schrift, von der wissenschaftlichen Ausbeutung der Archive, von den Folgen des Eindringens römischen Rechts, von der Mehrung und dem Aufblühen der Archive in der Reformationszeit, bis die schwere Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hereinbricht:

In den 804 Großbänden, welche neben vielen andern Fascikeln die Acten des Dreißigjährigen Kriegs im münchener Reichsarchiv umfassen — heißt es da — herrscht eine Verschiedenheit, Willkür und Roheit in den Schriftzügen, daß ihre Entzifferung oft zur schwierigen Arbeit wird. . . . Im würzburger Archiv wurden aus dem Corpus regulae des Domkapitels, einem sehr alten Handbuche, 18 Pergamentblätter herausgerissen und zum Einbande von Jahresrechnungen des Schultheißenamts zu Markt Seinsheim verwendet. . . . In Speier standen 1636 die Pferde der Kaiserlichen in der Rechenkammer zwischen den Acten, Registern und Rechnungen, die kniehoch auf dem Fußboden umherlagen.

Es folgte „die Zeit der Ausländerei". Der Briefwechsel der Fürsten und Vornehmen wurde französisch. Dies drängte zwar in den Archiven das Lateinische zurück, aber die Rückkehr der deutschen Sprache in ihr Hausrecht ließ doch noch eine gute Weile auf sich warten. Von der Wichtigkeit der Archive, deren viele freilich der Verwüstung anheimgefallen waren, hatte man damals kaum noch einen Begriff; daß bei jedem nächsten Kriege ihnen wieder der Garaus gemacht werden würde, stand ja fest; man hielt die auf sie verwendeten Kosten für nicht gerechtfertigt, und die Archivstellen sanken meistens zu Anhängseln eines andern Amts herab.

Dieser Theil des umfangreichen Werks und ebenso die Schilderung der Archivnöthe bis zu dem Tage von Waterloo ist von hohem culturhistorischen Interesse und von prächtiger Farbenfrische. Zwei Fünftel des Buchs, gegen 200 Seiten, sind der Geschichte des deutschen Archivwesens gewidmet, drei Fünftel behandeln die Archivlehre, die Aufgaben und Einrichtung der Archive in nachstehender Folge der Kapitel: „Neugestaltung der Archive seit 1815"; „Beruf der Landesarchive"; „Archivstoffe"; „Archivbenutzung"; „Archivalienschutz"; „Eintheilung und Ordnung"; „Verwahrung"; „Regesten und Repositorien"; „Handweiser"; „Amtsstellung"; „Geschäftsgang"; „Aufgaben für Archivvorstände".

Daß der Verfasser in der Stellung eines bairischen Reichsarchivdirectors durch 25 Jahre als Vorstand des bairischen Archivwesens gewirkt hat, ruft von vornherein die Voraussetzung wach, er werde der rechte Mann für die vorliegende Darstellung gewesen sein; der Sache Näherstehende wissen, daß der Gründer und Leiter der „Archivalischen Zeitschrift" in dreizehn Bänden derselben seine Befähigung zu einem systematischen Lehrbuche der Archivkunde genugsam erwiesen hat. Robert Waldmüller.

Zur Urgeschichte unsers Stammes.

Iran und Turan. Historische, geographische und ethnologische Untersuchungen über den ältesten Schauplatz der indischen Urgeschichte von H. Brunnhofer. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 9 M.

Ein sehr gelehrtes Buch, dem ich in seinen Einzelheiten nicht zu folgen noch auch gerecht zu werden vermag und das auch entschieden blos für die engern Fachkreise bestimmt ist. Einzelne Grundgedanken und Hauptsätze aber, welche der Verfasser durchzuführen versucht hat, mögen auch solche Kreise interessiren, welche ihren Blick gern in die Vergangenheit und in Gegenden lenken, die, wie man behauptet, vor so und so viel tausend Jahren die Wohnsitze unserer Stammältern gewesen sind — Iran und Hindostan, letzteres, weil durch Stämme, die aus Iran auswanderten, bevölkert, erst in zweiter Linie. Der Verfasser will durch seine auf geographischer, geschichtlicher, ethnographischer, literarischer, mythologischer und in letzter Instanz natürlich etymologischer Grundlage beruhenden Untersuchungen den schon vor Jahrzehnten ausgesprochenen Satz beweisen, daß die Sprache der heiligen Bücher Irans (der Avesta) und Indiens (der Veda) nur dialektisch voneinander unterschieden sei. Zunächst, meint er, wäre durch geographische Ausbeute viel zu gewinnen, und es wäre ein hochverdienstliches Unternehmen, wenn die kaiserlich russische Regierung sich entschlösse, längs des Südrandes ihres jetzigen und zukünftigen Reichs vom Pontus Euxinus bis zum Hindukusch, insbesondere aber längs der Alburs- und Hindukuschkette alle Flur- und Ortsnamen zu sammeln

und der europäischen Wissenschaft zugänglich zu machen. Freilich müßte zugleich eine von Gebirgskette zu Gebirgskette sich erstreckende Beschreibung der meteorologischen und klimatologischen Verhältnisse vom Kaspischen Meere bis hinüber zum Hindukusch hinzutreten, es müßten graphische und coloristische Aufnahmen über Morgen- und Abendröthe, Wolkenbildung und Windrichtung gemacht werden, „da nur auf diesem Wege ein eindringendes Verständniß der naturbeschreibenden Hymnen des Rigveda erreicht werden kann"! Das scheint uns denn doch ein wenig zu viel verlangt, und jede Forschung hat ihre Grenze. Auch wenn man dem Verfasser zugibt, daß die Liedersammlung des Rigveda über 2500 Jahre v. Chr. hinaufreicht, daß sie räumlich weit über das Pendschab hinausgeht und mitten auf den Boden Irans hineinführt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, auch nicht wünschbar, daß „die Vedaforschung der Zukunft wesentlich Geographie des indischen Hochlandes der Zukunft hieße". Es will uns denn doch scheinen, daß so viel, als zur meteorologischen Erklärung der Vedahymnen nöthig ist, bereits durch ältere und neuere Beobachter gesammelt sei und den Forschern zur Verfügung stehe. Daß das räumliche Gebiet, das in den Veden sich widerspiegelt, ein viel größeres sei, als man bisher glaubte, daß nicht blos Perser und Parther sich darin erwähnt finden, sondern auch eine Bekanntschaft mit dem Kaspischen Meere und mit Steppen Turans unverkennbar sei, wollen wir dem Verfasser gern glauben, ihm gern auch zugeben, daß durchaus nicht immer, wo von Varuna und dem Gewässer die Rede ist, an die himmlischen, die Wolkenwasser, gedacht werden darf, sondern daß diese Anschauungen im eigentlichen, nicht metaphorischen Sinne zu verstehen sind. Aber gesagt muß doch werden, daß insbesondere das etymologische und mythologische Rüstzeug des Verfassers mit einer Kühnheit gehandhabt oder geradezu geschaffen wird, die keine Grenze mehr kennt, und wir fürchten, daß sogar die Sprachvergleicher, die sonst viel vertragen können, z. B. zu der Zusammenstellung der Massagetenkönigin Tomyris mit dem Sammelnamen der Nomaden als cumuri, comri „Bettler", oder zu dem „Nachweis", daß im Rigveda unter dem Bilde der Abendröthe oder Nacht (ushas) die Oberherrschaft des assyrischen Reichs dargestellt sei u. s. w., den Kopf schütteln werden.

J. Mähly.

Plattdeutsches.

1. Frans Essink sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönstersk Kind. Roman in zwei Abtheilungen von E. Landois. Zweiter satirischer Theil: Nao sienen Dand. Mit 12 Illustrationen nach Originalskizzen des Verfassers von P. Krieger. Sechste, aufs neue vermehrte und vergiftete Auflage. Leipzig, Lenz. 1890. 8. 1 M. 80 Pf.

Dem ersten Theile des komischen Romans, der uns Frans Essink „Bi Liäwtiden" vorführt und mehr humoristisch gefärbt ist, reiht sich dieser zweite, satirische würdig an, in welchem uns die Erlebnisse des Helden nach seinem Tode launig geschildert werden. Frans Essink ist keine geschichtliche Person, sondern der Typus eines Pfahlbürgers von echt münsterschem Schrot und Korn, auf den alle möglichen Schnurren als auf einen zweiten Till Eulenspiegel übertragen werden, sodaß er wie dieser unter seinen westfälischen Stammesgenossen eine Art Unsterblichkeit genießt, die ihn seine köstlichen Streiche und Aussprüche auch selbst nach seinem Tode noch fortsetzen läßt. Haben die wuchtigen Geißelhiebe auf derzeitige münsterländische Zustände mehr nur ein örtliches Interesse, so darf der volksthümliche Humor, der das Ganze durchweht, auf empfängliche Freunde in weiten Kreisen rechnen. Die spaßigen Erzählungen, mit den lustigsten Einfällen gewürzt, sind keck erfunden und frisch und fesselnd vorgetragen. Ebenso lustig und spaßig sind die beigegebenen Bilder. Einen ganz besondern Werth aber erhält das Buch dadurch, daß es uns in der münsterer Mundart, dem reichhaltigsten und vollkommensten unserer norddeutschen Dialekte, geboten wird, dessen Kenntniß um so wichtiger wird, als er, auf immer engere Kreise beschränkt, leider mehr und mehr auf die Neige geht. Und wie ist er doch so bieder und unmittelbar! Als Frans Essink in seiner Sprache Gedrucktes einmal vorlesen muß, ist nicht blos unter der heimischen Zuhörerschaft alles steif vor Verwunderung:

Auk de Engel schmeeten iähre Posaunen weg un lusterden Frans to. So ne nette Spraoke hatten se beslank noch nich häört. Se lährnden das Mönsterske Platt auk baolle, un man häörde in'n ganzen Himmel blos mehr Platt küren. Auk de Engels sängen an Platz von Hallelujah: Trialo, trialo, von Pastoor siene Koh!

2. De Westfölsche Husfrönd. Allerlei Spinnstuowengeschichten von Karl Prümer. Leipzig, Lenz. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Geschichten, die uns hier in westfälischem Platt erzählt werden, sind aus der „Dortmunder Tante" gesammelt, und sie verdienen es reichlich, einem größern Leserkreise vorgelegt zu werden. Das erste Drittel etwa berichtet uns in unnachahmlicher Ergötzlichkeit von Jup Holzappel und dessen Thaten, von der Zeit an, wo er bei Pepperkorn und Comp. als Lehrling und Gehülfe den Grund zu seiner kaufmännischen Größe gelegt hat, bis der dummen Streiche genug gemacht sind und aus Lisbeth Flaßkamp und unserm Merkurjünger ein Paar geworden ist.

Des weitern werden uns dann noch einundzwanzig kleinere Geschichten mitgetheilt, eine vergnüglicher als die andere, von Vater Löchter, „Fuselstöcker" aus Münsterland; von „Doctor" Flick, dem alten Barbier aus Dortmund; von Philipp Borkhoff's Abenteuern mit den russischen

Wölfen, die trotz Münchhausen noch werth sind erzählt zu werden. Auch „Twee olle Studenten", „De besopenen Göse", „Tante Watermann op'n Koddenhannel", „Dat liederlike Kleeblatt", „Bi'm Kückendragoner", „Kripp's Ulenspeigel ut'm Arnsberger Walde" sind voll von sprudelndem Witz und frischem Humor. Echt volksthümlich gedacht und erzählt ist endlich die köstliche letzte Geschichte „Johanns de Dümel". Die könnte, wie sie da ist, in Johannes Pauli's „Schimpf und Ernst" oder in Wilhelm Kirchhof's „Wendunmut" stehen.

Feuilleton.

Weithin durch das Reich ist das deutsche Volk erregt durch den Windthorst'schen Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes, den die koblenzer Katholikenversammlung auf die Tagesordnung gestellt hat. Den Zusammenkünften und Zustimmungen der Römlinge sind gefolgt und folgen noch immer in vielen Städten Kundgebungen evangelischer Männer und ehrlicher deutschgesinnter Katholiken gegen diese Gefahr, die dem Protestantismus, dem kirchlichen Frieden und dem Vorwalten deutscher Wahrheit und Redlichkeit droht. Daß der ultramontanen Wühlerei eine hoffentlich kräftige Gegenbewegung erwachsen ist, dessen kann man sich, wenngleich sie vorausgesetzt werden durfte, nur freuen. Tief bedauerlich aber ist es, daß wir solchen Antrag nicht der Lächerlichkeit verfallen sehen, daß er ernst betrachtet werden muß, daß wir in unserm jungen Deutschen Reiche, nach eben vollendeten zwei Jahrzehnten seines Bestehens, schon Grund zur Besorgniß haben, der Antrag könne vom Reichstage angenommen werden; doch auch eine Vertretung der Nation mit solcher Mehrheit haben wir schon erlebt, nur daß sie damals an entscheidender Stelle nicht als staatsfreundlich angesehen wurde. Schmerzlicher als alles ist immer die Wahrnehmung, daß die große Erregung des protestantischen und des friedfertigen katholischen Volks im letzten Grunde zurückgeht auf die Ungewißheit über die Stellungnahme der Reichsregierung, wenn der Antrag vom Reichstage angenommen werden sollte. Es ist die Zuversicht nicht vorhanden, daß die Zulassung der Jesuiten, falls der verfassungsmäßig formale Volkswille sie fordert, unmöglich wäre. Die lichte Seite dieser sehr trüben Lage ist denn die, daß mehr als sonst jeder Einzelne sich zur Prüfung der Dinge und zur eigenen Thätigkeit berufen fühlt und immer mehr berufen fühlen wird. Zeugnisse dafür bieten in der vorliegenden Frage die vielen Schriften zur Aufklärung über die Jesuiten, unter denen die zu Kassel am 7. December v. J. gehaltene und eben veröffentlichte Rede des Pfarrers Dr. Karl Sallmann, unsers hochgeschätzten Mitarbeiters, erwähnt sei: „Ueber Wesen und Wirksamkeit der Jesuiten" (Kassel, Brunnemann), wie sie in seiner Verfassung, seiner Moral und seinen politischen Grundsätzen sich darstellen. Dazu Folgendes:

In der kleinen Broschüre: „Der Jesuiten-Sensationsproceß des Pfarrers Hartmann von Kronungen" (Barmen, Klein) wird aetenmäßig der Nachweis geliefert, wie ein katholischer bairischer Pfarrer ein Opfer des jesuitischen Spiels mit Mentalreservationen und Eiden geworden ist. Es handelt sich um die Erschwindelung eines Vermögens zu Gunsten der Jesuiten, welche Hartmann hat bewirken wollen. Sehr richtig aber wird die Hauptschuld solchen Staatsregierungen zugeschoben, welche die Moraltheologie eines Gury u. a. in den katholischen Seminarien dulden. Wie viele jesuitisch erzogene Priester mögen ähnliche Irrwege wandeln, ohne daß die Welt davon erfährt. Furchtbar ist die Gleichstellung folgender drei Begriffe: zur größern Ehre — Gottes, der Kirche, der Jesuiten! Hier wird sie praktisch erprobt!!

Bibliographie.

Aus dem alten Paris. Eine Erzählung von der Verfasserin der „Spanischen Brüder" (D. Alcock). Deutsch von Pauline Spangenberg. — In der Wüste. Eine Geschichte von der Kirche unter dem Kreuze. Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder". Uebertragen von W. Claus. Dresden, Braudner. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Beniczky-Bajza, Helene v., Martha. Roman aus dem ungarischen high life. Autorisirte Uebersetzung von L. Greiner. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.

Blümel, E., Luthers Lebensende. Widerlegung der durch den römischen Priester Majunke hervorgesuchten und verarbeiteten Lügenberichte. Barmen, Klein. 1890. 12. 75 Pf.

Boesch, A., Glück des Daseins. Lieder in 2 Büchern. Freiburg i. Br., Stoll u. Bader. 1890. 16. 1 M.

Braunschweig in den Jahren 1806 bis 1815. 1., 3. u. 4. Hft. Wolfenbüttel, Zwißler. 1890. Gr. 8. à 1 M.

Brentano, L., Meine Polemik mit Karl Marx. Zugleich ein Beitrag zur Frage des Fortschritts der Arbeiterklasse und seine Ursachen. Berlin, Walther u. Apolant. 1890. Gr. 8. 30 Pf.

Kohut, A., Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten des 19. Jahrhunderts. Mit ungedruckten Briefen von Josephine Gallmeyer, Marie Geistinger, Ottilie Genée u. a. Düsseldorf, F. Bagel. 1890. 8. 3 M.

Körber, W., Der Wettstreit der Baustyle. Allegorisches Festspiel. Für das Schinkelfest 1890 verfasst. Berlin, Erust u. Korn. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Kretzer, M., Onkel Fifi. 2. Tausend. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Kühne, A., Das Mädchen von Orleans. Ein geschichtliches Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Langer, V. R., Die Löffelgans. Eine Erzähluug der Mama Randolf. Genf, Stapelmohr. Gr. 8. 1 M.

Mayerffy, Marie v., In der Festnug. Roman. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 6 M.

Mendthal, S., Die Schönste von Allen. Lustspiel. — Tante Hannchen. Lustspiel. Memel, Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 1 M.

Moulin-Eckart, R. Graf du, Leudegar, Bischof vou Autun. Ein Beitrag zur fränkischen Geschichte des 7. Jahrhunderts. Breslau, Koebner. 1890. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Müller, F. M., Natürliche Religion. Gifford-Vorlesungen. Aus dem Englischen übersetzt vou E. Schneider. Autorisirte vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Engelmann. 1890. Gr. 8. 14 M.

Niethammer, G. v., Feldzugsbriefe an seine Mutter. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Stuttgart, Kohlhammer. 1890. 12. 1 M.

Prien, R., Die sogenannte Strandungsklausel im Weltverkehr. Eine vergleicheude Studie. Bremen, Silomon. 1890. Gr. 8. 1 M.

Quednow, M., Markgraf Otto mit dem Pfeil. Poetische Erzählung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichard, P., Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. Mit Original-Abbildungen von R. Hellgrewe. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 5 M.

Schaper, J. L. J., Die Auferstehung des Deutschen Reiches, dargestellt. (Gedicht in Nibelungenstrophen.) Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 M.

Schönthan's Mark-Bibliothek. 1. Bd.: Wunderliche Geschichten von M. Jókai. Einzig autorisirte Uebersetzung. Berlin, Conitzer. 1890. 8. 1 M.

Sewell, E. M., Milda Herzen's Erfahrungen im Dienst. Uebersetzt von Fanny Birndt. Dresden, Brandner. 8. 1 M. 75 Pf.

Steinhoff, R., Geschichte der Grafschaft, bezw. des Fürstenthums Blankenburg, der Grafschaft Regenstein und des Klosters Michaelstein. Quedlinburg, Vieweg. Gr. 8. 4 M.

Stöckle, J., Erinnerungen aus dem Donauthale. Meßkirch 1889. Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers. 8. 70 Pf.

Tiede, A., Zu Ehren Karl Böttticher's, weil. Professor an der technischeu Hochschule zu Charlottenburg-Berlin. Geschrieben zum 13. März 1890, dem Geburtstag Karl Frdr. Schinkels. Berlin, Ernst u. Korn. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Traun, H. J., Theodor und Martha oder die Priesterweihe. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Leipzig, Mutze. 1890. Gr. 8. 6 M.

Bescheidene Vorschläge eines Nichtphilologen zur Gestaltung unseres höheren Unterrichtswesens. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 1890. 8. 40 Pf.

Voß, C., Kruuse Dinger unt mien Muuskist'. Plattdüütsche Riemels tom Vörlesen un Vördrägen. Kiel, Haeseler. 1890. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Wernigk, F. G. F., Leibniz' Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der philosophischen Systeme. Würzburg, Bucher. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Wieder „die Ehre" und wider „die Ehre" vou *** 1. bis 3. Tauseud. Berlin, Nitschke u. Loechner. 1890. 8. 25 Pf.

Wölfflin, H., Die Jugendwerke des Michelangelo. München, Th. Ackermaun. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wothe, Anny, Das Haus am Rhein. Roman. Chemnitz, B. Richter. 1890. 8. 3 M.

Zeller, E., Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. 1. u. 2. Aufl. Berlin, H. Paetel. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Franz Grillparzers
Sämtliche Werke
in sechzehn Bänden.

Mit dem Porträt des Dichters und Einleitungen von August Sauer.
Preis geheftet M. 20. — In acht geschmackvollen Einbänden M. 28. —

Dieselbe Ausgabe ist auch in 40 Lieferungen à 50 Pf. resp. 30 Kr. ö. W. in beliebig schneller Folge zu beziehen.

„Grillparzer ist der größte Dichter, den der deutsche Stamm in Oesterreich erzeugt, er ist der größte, den das Jahrhundert dem deutschen Volke geschenkt.“ Mit diesen stolzen Worten charakterisirt ein berufener Schriftsteller den Poeten, dessen Größe in immer weitern Kreisen erkannt, und dessen Name am 15. Januar 1891, dem Tage der Centenarfeier seiner Geburt, auf den Lippen aller Gebildeten schweben wird.

Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzers, die einen wohlfeilen Preis mit eleganter Ausstattung vereinigt und Jedem zugänglich, wird somit überall willkommen geheißen werden.

Unsere neue elegante und billige Grillparzer-Ausgabe enthält:

Biographisch-litterarhistorische Einleitung. — Gedichte. — Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück und Ende. — Rudolf und Ottokar. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Melusina. — Hannibal. — Weh dem, der lügt. — Libussa. — Esther. — Ein Bruderzwist in Habsburg. — Die Jüdin von Toledo. — Der Rabe. — Blanka von Kastilien. — Die Schreibfeder. — Wer ist schuldig? — Dramatische Fragmente aus den Jahren 1807—1814. — Stoffe und Charaktere (1808—1813). — Dramatische Fragmente und Pläne aus den Jahren 1809—1829. — Stoffe und Charaktere (1817—1860). — Satiren. — Erzählungen. — Studien zur Philosophie und Religion. — Historische und politische Studien. — Aesthetische Studien. — Aphorismen. — Studien zur Litteratur und Theaterkritiken. — Selbstbiographie. — Tagebücher. — Erinnerungen.

Gedichte
von
Franz Grillparzer.
Jubiläums-Ausgabe
zum hundertsten Geburtstage des Dichters.
(1791—1891.)
Mit dem Bildnisse des Dichters.
Zweifarbiger Druck in reichstem Einband. Preis M. 10. —.

Grillparzers Gedichte.
Oktav-Ausgabe. In geschmackvollem Einband. Preis M. 5. 50.

Franz Grillparzers Werke
in Einzel-Ausgaben.
(Sämmtlich geschmackvoll gebunden.)

Die Ahnfrau. Trauerspiel	M. 3. 20.
Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel	„ 3. 50.
Ein treuer Diener seines Herrn. Trauerspiel	„ 3. 20.
Esther. Dramatisches Bruchstück	„ 1. 60.
Die Jüdin von Toledo. Trauerspiel	„ 3. —
Libussa. Trauerspiel	„ 3. —
Medea. Trauerspiel	„ 2. —
Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel	„ 3. 20.
König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel	„ 3. 20.
Sappho. Trauerspiel	„ 3. 20.
Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen	„ 3. 20.
Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen	„ 5. —
Weh dem, der lügt. Lustspiel	„ 3. 20.

Litteratur über Grillparzer:

Laube, Heinrich, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Preis geheftet M. 4. — In geschmackvollem Einband M. 5.

Paoli, Betty, Grillparzer und seine Werke. Preis geheftet M. 1. 50. In geschmackvollem Einband M. 2. 50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In August Neumann's Verlag, Fr. Lucas in Leipzig erschien soeben:

Reste des Wodankultus in der Gegenwart.
Von
P. Schwarz
Dr. phil.
8°. IV u. 50 S. Preis 1 Mark.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

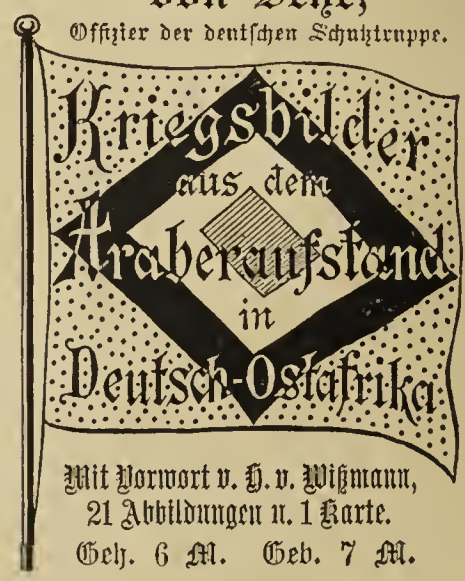
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.
Von
Moriz Carriere.
Zweite erweiterte Auflage.
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.
(Bildet auch den 13. Band von Carriere, Gesammelte Werke.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Prineip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

von Behr,
Offizier der deutschen Schutztruppe.



Mit Vorwort v. H. v. Wißmann,
21 Abbildungen u. 1 Karte.
Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 29. Januar 1891.

Inhalt: Realismus und Idealismus in der Kunst. I. Von Hermann Schreyer. — Schriften über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Neue Gedichte von Rudolf von Gottschall. Von Ernst Ziel. — Romane und Erzählungen. Von Johannes Emmer. — Historisches. Von Walther Schultze. — Ein neues christliches Epos. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Realismus und Idealismus in der Kunst.

I.

So alt wie die Kunst selbst ist auch der Streit zwischen Realismus und Idealismus in der Kunst. Während die Einen vom Künstler vor allem Naturwahrheit verlangen und den Grad, in dem sie erreicht ist, zum Maßstabe der Leistung machen, suchen die andern in der Kunstschöpfung die Befriedigung ihres Sehnens nach dem Idealen und Vollkommenen, die ihnen die wirkliche Welt nicht zu bieten vermag. Wie das genießende und urtheilende Publikum, so theilen sich auch die Hervorbringenden in zwei Heerlager, und wenn es auch an Vermittelungsversuchen zwischen den Gegensätzen nicht fehlt, so scheint doch eine Verständigung noch im weiten Felde zu sein, zumal mit den so oft und laut ertönenden Losungsworten „Idealismus“ und „Realismus“ wol nicht immer ein klarer und zutreffender Begriff sich verbindet.

Gerade heute, wo der Streit heftiger als je entbrannt ist und die Verwirrung über das Wesen und die Ziele der Kunst von Tag zu Tag zu wachsen scheint, möchte eine ruhige und von sichern Grundlagen ausgehende Untersuchung darüber, was wir unter Kunst zu verstehen haben, am Platze sein. Nur wer das Wesen der Kunst richtig erfaßt hat, wird im Stande sein, über die Berechtigung und das gegenseitige Verhältniß des Realismus und Idealismus in derselben ein zutreffendes Urtheil abzugeben. Ich hoffe die Frage nicht von vorgefaßten Theorien aus, sondern im engsten Anschluß an die Erfahrung und praktische Kunstübung zu einer befriedigenden Lösung führen zu können. —

Der Name „Kunst“ gibt keine Entscheidung, denn er bezeichnet nur ein Können, dessen Art und Weise einer nähern Bestimmung bedarf; nicht jedes Können ist Kunst. Ebenso drücken wir uns sehr allgemein und unbestimmt aus, wenn wir von dem Schaffen eines Künstlers, seinen Schöpfungen reden, ähnlich wie die Griechen das Wort schaffen (ποιεῖν, ποίησις) gern von der Kunstthätigkeit brauchen; wir ahnen, daß von einem besonders intensiven Schaffen die Rede ist, erfahren aber noch nichts Näheres über die Art und den Inhalt desselben.

Der erste Kunstphilosoph der alten Griechen, Aristoteles, ein genauer Beobachter der Wirklichkeit, bezeichnet in seinem Werke über die Dichtkunst das künstlerische Schaffen als ein *Nachahmen* (μίμησις) und findet den Unterschied der einzelnen Gattungen nur in der Verschiedenheit der nachgeahmten Gegenstände, der angewandten Mittel und der Art, wie nachgeahmt wird. Der Trieb zur Nachahmung aber und die Freude an derselben ist, wie er mit Recht bemerkt, dem Menschen angeboren; er nennt diesen von allen Geschöpfen das nachahmungssüchtigste (μιμητικώτατον).

Gewiß hat Aristoteles hier ein charakteristisches Merkmal der Dichtkunst wie aller Kunst hervorgehoben, und die Folgezeit hat ihm recht gegeben, wenn sie das Wesen der Kunst in die Nachahmung setzt. Nur ist auch dieser Begriff noch nicht bestimmt genug, denn nicht jedes Nachahmen ist als ein künstlerisches Schaffen zu bezeichnen; sonst würde auch der Affe, nächst dem Menschen das nachahmungssüchtigste Geschöpf, eine Kunst besitzen. Gerade die Bestimmung, *was* und *wie* in der Kunst nachgeahmt wird, ist entscheidend für das Verständniß derselben; wir werden später untersuchen müssen, ob ein bloßes Copiren der Wirklichkeit schon als Kunstthätigkeit bezeichnet werden kann.

Zuerst jedoch wollen wir uns näher überzeugen, ob der Begriff des Nachahmens wirklich von dem Kunstschaffen unzertrennlich ist. Ein Blick auf die Entwickelung der Kunst in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern wird uns bestätigen, daß sie wirklich immer und

überall auf das Nachahmen, oder sagen wir lieber Nachbilden der Natur (mit Einschluß des Menschen und seiner Werke) ausgegangen ist. Das wirkliche Leben mit seinen wechselnden Erscheinungen und Vorgängen bot und bietet immerfort eine unerschöpfliche Fülle geeigneten Materials dazu dar. Der Künstler braucht nur „hineinzugreifen in das volle Menschenleben“: wo er es packt, ist es interessant und reizt zur nachbildenden Darstellung. Dabei ist es zunächst gleichgültig, welcher Mittel der Künstler sich bedient: sein Bestreben, die Natur täuschend nachzuahmen, sodaß der Schein der Wirklichkeit entsteht, ist dasselbe, mag er nun als Bildner in Stein, Metall, Holz, Elfenbein die Gestalten in voller Körperlichkeit uns vor Augen führen oder sie in halberhabener Arbeit aus der Ebene hervortreten lassen; mag er als Maler durch Zeichnung und Farbe auf der Fläche blühendes Leben hervorzaubern; mag er als Dichter durch die Kraft der Sprache unsere Phantasie erregen, uns im Geiste nach fernen Zeiten und entlegenen Orten entrücken und uns alles schauen lassen, was auf dem weiten Erdenrunde sich begibt.

Selbst die Musik, die innerlichste aller Künste, ahmt die Wirklichkeit nach, nur daß sie nicht die Außenseite der Erscheinungen, sondern ihren innern Kern, die Welt der Empfindungen und Stimmungen ergreift und zur Darstellung bringt. Daß auch der Baukunst die nachahmende Seite nicht fehlt, liegt auf der Hand; aber da sie nicht reine Kunst ist, sondern zugleich praktischen Zwecken und Bedürfnissen dient, dürfen wir sie hier zunächst beiseite lassen.

Bezeichnend für die Fülle dessen, was Aufgabe der Darstellung des Künstlers werden kann, ist schon die bekannte Stelle des alten Homer (Ilias 18, 483 fg.), wo er von den in Gold getriebenen Bildern spricht, mit denen der Gott der Schmiedekunst Hephaistos den Schild des Achillens verziert. Was läßt uns der göttliche Künstler nicht alles auf der Rundung des Schildes erblicken!

Drauf nun schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel;
Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selene's,
Drauf auch alle Gestirne . . .

Sodann schauen wir zwei Städte. In der einen geht es festlich her, es wird Hochzeit gefeiert. Die Braut wird beim Scheine der Fackeln aus der Kammer geführt, der Hymenäus ertönt, während Jünglinge sich beim Schalle der Flöten und Harfen im Tanze drehn;

— aber die Weiber
Standen bewundrungsvoll vor den Wohnungen, jede betrachtend.

Dann sehen wir eine Volksversammlung; zwei Männer hadern wegen der Sühnung des erschlagenen Mannes; das Volk nimmt Partei, aber die Herolde besänftigen die Schreienden; die Richter, im heiligen Kreise auf schöngehauenen Steinen sitzend, entscheiden. Weiterhin erblicken wir Krieg und Städtebelagerung, alles bis ins einzelnste ausgeführt; dann folgt eine höchst anschauliche Schilderung der verschiedenen Feldarbeiten, des Ackerns, der Ernte und Weinlese; wir sehen Heerden, die, von Löwen angefallen, von Hirten mit ihren Hunden vertheidigt werden; sodann folgt fröhlicher Festtanz der Jünglinge und Mädchen und der Gesang des göttlichen Sängers zur Harfe, und schließlich, alle Bilder umgürtend, der Strom des Okeanos.

So ist die vielgestaltige Welt, wie schon Homer fühlte, in ihren verschiedenen und wechselnden Momenten der Vorwurf für die nachahmende Thätigkeit des Künstlers; natürlich wählt sich jede Kunst gern die Gegenstände aus, welche darzustellen sie nach ihrer Art am meisten geeignet ist. Die bildende Kunst beschäftigt sich am liebsten mit der menschlichen Gestalt; neben der einzelnen Statue finden wir bei fortschreitender Entwickelung die Gruppe, in den Reliefs Darstellung von Kämpfen, Festzügen und dergleichen. Auch Thiere werden nachgebildet, sei es für sich, sei es in Begleitung der Menschen oder im Kampfe mit ihnen; dagegen wird die weitere Umgebung, die Landschaft in der Regel nur flüchtig angedeutet.

Beachtenswerth ist dabei, wie die künstlerische Einbildungskraft wol nirgends frei erfindet, sondern auch von ihren kühnsten Abschweifungen immer wieder zur Nachahmung der Natur zurückkehrt. So erscheinen selbst die Götter gerade in der hochentwickelten griechischen Kunst durchaus in menschlicher, wenn auch veredelter Gestalt; die rohere barbarische Kunst gefällt sich hier in Verzerrungen oder benutzt vielfach die Thiergestalt oder Zusammensetzungen von Mensch und Thier; ich erinnere an die vielgestaltigen Götterbilder der Assyrer und Aegypter, die noch bei den Griechen in den Sphinxen und Centauren ihre Analogie haben. Ueberall aber sind die einzelnen Theile bekannten Wesen entnommen und Nachbildungen derselben.

Aehnlich steht es mit den mannichfaltigen geflügelten Gestalten: die Schwingen des Vogels, der Fledermaus, des Schmetterlings werden dem menschlichen oder thierischen Körper angefügt; es ist eine Zusammensetzung bekannter Theile, keine eigentliche Neubildung.

Weiter als die bildende Kunst geht die Malerei in der Nachahmung der Natur. Sie zeigt uns die von ihr vorgeführten Gestalten nicht losgelöst von der Umgebung, sondern vereinigt sie mit dieser zu einem Gesammtbilde; oft wird auch die Landschaft selbst, die Natur, Hauptgegenstand ihrer Darstellung, und namentlich die moderne Malerei schildert uns die belebte, wie die unbelebte Welt in den verschiedensten Erscheinungen, in jeder Jahres- und Tageszeit, in jeder Abgrenzung und Beleuchtung. Bald läßt sie hochragende, zerrissene Gebirgsketten vor uns aufsteigen, bald die öde Wüste sich unabsehbar ausbreiten; fruchtbare Ebenen, sanftschwellende Hügel, lauschige Waldwinkel, Städte und Dörfer, das weite Meer in majestätischer Ruhe oder in wilder Aufregung, nichts bleibt dem Pinsel des Malers darzustellen versagt.

Auch die Menschenwelt vermag er vielseitiger aufzufassen als der bildende Künstler; bald zeigt er uns das alltägliche Leben in dem wogenden Gewimmel des Erwerbs

und Verkehrs oder in den anziehenden Gruppen engumfriedeter Häuslichkeit, bald die Fortschritte der Geschichte in ihren bedeutsamen Momenten, in entscheidenden Schlachten, wichtigen Zusammenkünften, folgenschweren Thaten irgendwelcher Art. So bietet ihm Natur und Geschichte eine reiche Fülle des Stoffs zur nachbildenden Darstellung.

Anders die Musik, die uns, wie schon angedeutet, in das innerste Heiligthum des Lebens versetzt; nicht das scharf Bestimmte, klar Umgrenzte, sondern das Unendliche ist das weite Gebiet, das sie beherrscht. In ihren Tönen vernehmen wir jauchzende Freude und wühlenden Schmerz, Liebe, Sehnsucht, Haß, Zorn, Melancholie, Schwärmerei, Andacht, Muth, Begeisterung; wir werden in diese Empfindungen und Stimmungen hineingerissen, auch ohne zu wissen, wodurch sie erregt werden, worauf sie zielen. Aber auch hier führt uns der Künstler nicht in neue, unbekannte Gebiete, sondern weckt die Erinnerung an längst Bekanntes und Vertrautes.

Die Dichtkunst ist und bleibt doch die umfassendste und vielseitigste aller Künste. Sie stellt nicht nur für das Auge dar, wie die bildende Kunst und Malerei, sie spricht nicht nur zum Ohr, wie die Musik, sondern indem sie unmittelbar durch das gehörte oder gelesene Wort unsere Einbildungskraft in Bewegung setzt, vermag sie alle Sinne zu beschäftigen und mit Eindrücken zu erfüllen. Wenn der Dichter will, so sehen wir die schöne Gestalt, den gedankenvollen Ausdruck des Gesichts, das helle Aufleuchten des Auges; wir hören den Klang der Stimme vom lauten Aufschrei des Schmerzes durch die Stufenleiter der Gefühle bis zum leisesten Lispeln oder zum unterdrückten Schluchzen; wir schmecken den Wohlgeschmack der Speisen und des feurigen Weines mit, wir riechen den Wohlgeruch der Blumen oder den feinen Duft des Haares, wir fühlen den wehenden Wind, die Wärme der Lippen, die Kühle der Hand.

Aber nicht blos das Reich der Sinne ist uns erschlossen, auch das Innerste ist vor uns aufgethan: der Gedanke, der blitzschnell das Hirn durchzuckt, die geheimste Empfindung, die wie ein Schatten über die Seele huscht, wird uns offenbar; und nicht als theilnahmlose Beobachter stehen wir vor diesem wunderbaren Schauspiel: wir streiten mit dem Helden in der Schlacht, wir bestehen schwere geistige und sittliche Kämpfe mit den Personen, welche unsern Antheil fesseln; wir jauchzen mit den Fröhlichen und weinen mit den Trauernden, wir halten ängstlich den Athem an mit der Mutter, die sich lauschend über das Bett des kranken Lieblings beugt.

Wenn so die Dichtkunst als die reichste und zaubergewaltigste ihrer Schwestern erscheint, so macht sie dieselben doch nicht entbehrlich, indem jede das ihr eigene Gebiet mit besonderer Kraft beherrscht. Daß aber allen das Nachahmen der Wirklichkeit gemeinsam sei, glaube ich in den vorstehenden kurzen Andeutungen hinreichend ausgeführt zu haben.

Es fragt sich nun, ob mit dieser Nachahmung der Natur, mag sie auch noch so treu und wahr sein, der Zweck der Kunst wirklich erschöpft ist und ob etwa die Freude an dem Gelingen dieser Nachbildung allein schon den hohen Genuß zu erklären vermag, den uns das Kunstwerk gewährt.

Ich glaube diese Frage auf das entschiedenste verneinen zu müssen. Wohl mögen wir die Kunst des Meisters bewundern, der so vortrefflich die Natur nachzubilden versteht, und die Erkenntniß, daß die Nachahmung mit dem Vorbild übereinstimmt, mag an sich uns Freude bereiten: diese Freude ist aber nicht die einzige und nicht die wichtigste Quelle des Kunstgenusses.

Zunächst könnte man schon die Frage aufwerfen: wozu die Natur nachbilden, da sie ja wie ein Buch aufgeschlagen vor uns liegt, in dem jeder lesen kann? „Aber nicht jeder versteht zu lesen.“ Nun, so führe ihn hinaus und lehre ihn die Natur erkennen. Da ist die Lebenserfahrung, da sind die Wissenschaften der verschiedensten Art, die uns Natur und Leben verstehen lehren, soweit unsere Fassungskraft und der Fortschritt der Bildung reicht. Böte die Kunst nichts anderes als die nachgeahmte, die abgespiegelte Natur, so wäre sie entbehrlich: sie wäre es um so mehr, als sie doch die Wirklichkeit niemals völlig rein und treu und wahr wiederzugeben vermag. Auch der größte Künstler — wie viele haben dies selbst zugestanden — bleibt hinter der Natur zurück; das Streben nach Naturwahrheit, dessen Berechtigung in der Kunst ich auf das entschiedenste anerkenne, wird nie ganz erfüllt, sondern hier mehr, hier weniger, immer aber nur annähernd erreicht.

Worin liegt aber dann der Werth des Kunstwerks, wenn es nie völlig die Natur erreichen und ersetzen kann? Darin, daß es andererseits auch mehr bietet als die Natur, daß wir in jedem Kunstwerke nicht nur das Dargestellte, das Object, sondern zugleich auch den Darstellenden, das Subject, also nicht nur die Natur, sondern auch den Künstler haben.

Ich bin mir bewußt, hierin und in dem daraus zu Folgernden keine neue Weisheit zu verkündigen, höchstens der alterkannten Weisheit eine neue Form zu geben, die manche Einseitigkeiten ausschließt. Aber gegenüber den Ausschreitungen und Uebertreibungen mancher neuerer Realisten und Naturalisten ist es nothwendig, auf das Alterkannte zurückzukommen und von hier aus eine neue Fassung der Lehre von der Kunst zu suchen, die alle berechtigten Forderungen befriedigt.

Hermann Schreyer.

Schriften über Goethe.

1. Ein Goethe-Strauß. Jugendgedichte Goethe's nach der Handschrift des Dichters von 1788, biographisch erläutert von Robert Keil. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 5 M.

An gelehrten Erläuterungen von Goethe's Gedichten fehlt es nicht, und es ist gewiß ein hohes Verdienst, dem Freunde des Dichters durch Mittheilungen, wann ein Gedicht entstanden ist, durch Erklärung des etwa nicht alsbald Verständlichen zu Hülfe zu kommen; doch liegt die Gefahr nahe, daß durch solche Gelehrsamkeit der zarte Duft, welcher auf der Dichtung ruht, geschädigt werde. Robert Keil hat in dem vorliegenden hübschen Buche einen andern Weg eingeschlagen. Ihm kam es nicht darauf an, uns eine vollständige Zusammenstellung von Goethe's Jugendgedichten mit den erforderlichen Erläuterungen zu geben; er hebt nur eine Anzahl derselben heraus, welche sich einestheils durch poetische Vollendung auszeichnen, dann aber auch nicht sowol zu philologisch-sorgsamer Auslegung als zu eingehender Betrachtung von Goethe's Verhältniß zu bestimmten Persönlichkeiten, zu lebendiger geschmackvoller Darstellung eines bestimmten Zeitraumes aus des Dichters Leben Gelegenheit geben. Und auf diese Weise ist es ihm möglich, in Anlehnung an nur zwanzig Gedichte Goethe's Leben und Lieben von Leipzig bis zum Schlusse der italienischen Reise darzulegen, die hauptsächlichen Persönlichkeiten, mit welchen Goethe während dieser etwa zwanzig Jahre zusammentraf, in ihrer Eigenart zu zeichnen, die Leidenschaften, welche in des jugendlichen Dichters stürmischem Gemüth ihre Wellen schlugen, uns darzustellen, wobei denn Mittheilungen aus Briefen des Dichters und seiner Freunde zur Lebendigkeit des Gemäldes erheblich beitragen. Es ist ja durch frühere Veröffentlichungen genugsam erwiesen, daß R. Keil im Leben des jugendlichen Goethe, wie in den darüber vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen guten Bescheid weiß. Eine nähere Betrachtung des hier Gebotenen wird das Gesagte erläutern.

Die Sammlung beginnt mit „Umsonst daß du, ein Herz zu lenken", einem Gedicht aus der leipziger Zeit, welches dem Verfasser Gelegenheit gibt, uns ein farbenreiches Bild derselben, wie des Verhältnisses Goethe's zu Käthchen Schönkopf vor Augen zu stellen. Dann folgt der holdselige Jugendtraum des Dichters im Pfarrhause zu Sesenheim; es wird darüber berichtet in Anknüpfung an drei Lieder aus jenen Tagen: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde", „Wie herrlich leuchtet mir die Natur", „Kleine Blumen, kleine Blätter". Die erste frankfurter Zeit ist vertreten durch die großartigen Dichtungen „Ganymed" und „Prometheus", das Verhältniß zu Lili durch drei Lieder; es ist erfreulich, in der Darstellung dieser Zeit einer gerechten Würdigung des so vielfach ungünstig beurtheilten, herrlichen Mädchens zu begegnen. Die Darstellung der ersten weimarer Jahre ist angeknüpft an „Jägers Abendlied", „An den Mond", den „Fischer", wobei denn Goethe's Gartenhaus und das Verhältniß zu Frau von Stein zur Besprechung gelangen. Der „Gesang der Geister über den Wassern" erinnert an die Schweizerreise von 1779. Es folgen dann wieder drei der bedeutendsten Dichtungen Goethe's, „Grenzen der Menschheit", „Meine Göttin", „Das Göttliche", welche zu einer Betrachtung von Goethe's großartiger sittlicher Entwickelung in diesen weimarer Jahren Gelegenheit geben. Der „Erlkönig" erinnert den Verfasser an diejenige Künstlerin, welche das Gedicht zuerst in Musik setzte und in Goethe's kleinem Drama „Die Fischerin" vortrug, an die schöne und edle Corona Schröter. Das elegische kleine Gedicht „Erwählter Fels" gibt Anlaß, nochmals auf Frau von Stein zurückzukommen; ein anderes, „Der geweihte Platz", bietet die Gelegenheit, des Dichters Verhältniß zu Wieland zu beleuchten; das nach der Aufzeichnung von 1788 hier mitgetheilte Gedicht ist in der Form sehr mangelhaft, und es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger gewesen, die spätere vollendete Gestalt des Gedichtes zu wählen. Den Schluß bildet „Amor ein Landschaftsmaler"; das Gedicht bietet dem Verfasser erwünschte Gelegenheit, über Goethe's italienische Reise, seinen Sommeraufenthalt im Albaner Gebirge und die schöne Mailänderin eingehende Mittheilung zu machen.

So hat es denn der Verfasser verstanden, indem er nur zwanzig Dichtungen Goethe's auswählte, anknüpfend an dieselben uns ein frisches Bild von des Dichters Jugendleben zu gestalten, wenn wir dasselbe bis zur italienischen Reise ausdehnen dürfen. Käthchen, Friederike, Lili, Frau von Stein, Corona Schröter, die schöne Mailänderin, Wieland und zahlreiche andere Persönlichkeiten aus Goethe's Lebenskreise treten uns nahe; wer sich eingehend mit Goethe beschäftigt hat, findet schwerlich viel Neues, aber er findet das Bekannte geschmackvoll zusammengestellt, und so werden wol auch unsere Frauen, die vor einer gelehrten Erläuterung unseres Dichters eine gerechtfertigte Scheu haben, das artige Buch gern lesen, zumal da die Ausstattung sehr hübsch ist. Durch zehn Holzschnitte, welche die besprochenen Persönlichkeiten oder Oertlichkeiten darstellen, sowie durch ein anmuthiges Farbendruckbildniß der schönen Mailänderin*) nach Goethe's eigener Zeichnung wird die anziehende Wirkung des kleinen Buchs noch gesteigert.

2. Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung. Von Eduard Grisebach. Mit ungedruckten Briefen Wilh. Heinse's und Cl. Brentano's. Leipzig, Engelmann. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist ein kühnes Unterfangen, auf 160 Seiten kleinen

*) Adolf Stern hat zum Schlusse des Jahres in den „Grenzboten" darauf hingewiesen, daß „die schöne Mailänderin" infolge der jüngsten Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft für uns nicht mehr namenlos dasteht. In dem von Otto Harnack herausgegebenen Briefwechsel des Dichters mit Freunden in Italien: „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise", erwähnt Angelika Kauffmann der Vermählung der Signora Maddalena Riggi mit einem jungen Volpato. D. Red.

Formats über das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung zu sprechen, über eine so ungeheuere Persönlichkeit, wie Goethe selbst in sechzigjährigem dichterischen Schaffen erscheint, wie über eine ganze Reihe von weitern Persönlichkeiten, deren Thätigkeit in diesen Rahmen von sechzig Jahren hineinfällt, die „großen und kleinen Planeten, die im 18. und 19. Jahrhundert die Centralsonne Goethe umkreisen". Grisebach beginnt das Goethe'sche Zeitalter mit 1770 und mit dem Vorläufer Goethe's, mit Herder; er entwickelt die neuen Gesichtspunkte, von welchen aus Herder in seinen ersten kritischen Schriften seit 1767 die literarische Arbeit der Zeitgenossen beurtheilt, seine scharfe Kritik von Lessing's „Laokoon", seine Hinweisung auf Shakespeare, Ossian und die Volksdichtung. Herbst 1770 traf dann Herder mit Goethe zu Straßburg zusammen, um auf den genialen Jüngling in gleichem Sinne einzuwirken, ihn „täglich, ja stündlich zu neuen Ansichten zu befördern", ihn vor allen Dingen auf den Jungbrunnen des Volksgesangs hinzuweisen. Anfang der siebziger Jahre erschienen Goethe's erste Werke, was zu einer Betrachtung von J. H. Merck, zu einem Hinblick auf Klopstock's und Lessing's feindselige Gesinnung gegen den jungen, sie überholenden Dichter veranlaßt. Das gibt denn Gelegenheit, diese beiden größten Vertreter der ältern Zeit zu betrachten, den „Messias" und Lessing's Dramen zu besprechen, darunter auch die „Minna von Barnhelm", welche eine meines Erachtens äußerst schiefe und feindselige Beurtheilung erfährt. Wir sehen dann Goethe und Herder am weimarer Hofe; freilich ließ der gereizte launenhafte Herder ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß zu dem größern Freunde nicht aufkommen, und manche der spätern Werke Goethe's, „Die Braut von Korinth", die „Römischen Elegien" u. s. w. fanden die schärfste Beurtheilung von seiten Herder's. Diese Zerwürfnisse werden verhältnißmäßig eingehend dargestellt, Goethe's dichterische Thätigkeit selbst wird nur ganz flüchtig berührt, dagegen wird ein Seitenblick auf Jean Paul und Thümmel geworfen; den Berichterstatter hat diese Darstellung Goethe's, welche doch eigentlich den Mittelpunkt des ganzen Buchs bildet, nicht befriedigt.

Der dritte Abschnitt handelt über Bürger; der rothe Faden, welcher ihn mit Goethe verbindet, ist das gemeinsame Wurzeln im Volkslied. Grisebach hat Bürger's Gedichte herausgegeben, und so ist eine gewisse Voreingenommenheit desselben für seinen Liebling erklärlich. Wir können Schopenhauer's hier beifällig angeführtes bissiges Urtheil über Uhland's „schlechte Balladen" nicht theilen, wohl aber dasjenige Sauer's, eines andern Herausgebers von Bürger's Gedichten, daß dessen Balladen uns „schon heute theilweise fremd geworden sind". Ein paar Seiten der Besprechung empfangen M. Claudius und Joh. Peter Hebel.

„Friedrich Schiller" ist der vierte Abschnitt überschrieben, wie die übrigen mit einer Nachbildung von des Dichters eigener Namensschrift, ein ganz artiger Gedanke. Zwölf Seiten kleinen Formats freilich sind für Schiller, dessen gesammtes Wirken doch ganz eigentlich in den Herzpunkt des „Goethe'schen Zeitalters" fällt, ein bischen sehr wenig, zumal da eigentlich nur der „Räuber", des „Wallenstein" und „Tell" mit kurzen Worten Erwähnung geschieht; das Uebrige des Abschnitts handelt von Lenz, H. von Kleist, Grabbe, G. Büchner, Gutzkow, Veltheim, H. Herrig, Werner, Hebbel, O. Ludwig, Raimund u. s. w. Man darf wohl im Zweifel sein, ob ein guter Theil dieser dramatischen Dichter in das Zeitalter Goethe's gehört; da sie diese zwölf Seiten noch mit Schiller, welcher etwa vier derselben empfangen hat, theilen müssen, so bleibt freilich für jeden Einzelnen wenig übrig.

Befremdlich genug tritt zwischen diese Großen ein Schriftsteller, welcher heutzutage so gut wie verschollen ist, Wilh. Heinse. Jeder neue Literaturabschnitt hat wenigstens einen ausgeprägten Vertreter zügelloser Sinnlichkeit; unsere Zeit hat den sehr zweifelhaften Vorzug, eine ganze Reihe derartiger Vertreter zu besitzen. Der Vertreter der Sinnlichkeit im Zeitalter des Sturmes und Dranges ist der Thüringer Heinse; die „Laïdion" 1774, eines seiner Erstlingswerke, ist nach Goethe's Wort „mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben"; ein in schönen Stanzen gedichteter Anhang dazu war nach Heinse's eigenem Worte „zu brennend für das sanfte Gefühl der guten Deutschen", sodaß der Verfasser selbst im Druck eine Anzahl der saftigsten Stanzen beseitigte. Sein nachmaliger Roman „Ardinghello", in welchem übrigens Heinse ein lebendiges Verständniß für bildende Kunst entwickelt, ist sonst gleicher Richtung; sein Roman „Hildegard von Hohenthal" ist genügend gekennzeichnet durch Goethe's — und der konnte etwas vertragen — vor der Veröffentlichung unterdrücktes Xenion:

Gern hört man dir zu, wenn du mit Worten Musik machst,
Mischtest du nur nicht sogleich hundische Liebe darein.

Wenn wir erwägen, daß dieser Vertreter der „hundischen Liebe" mit 18 Seiten bedacht ist, während Schiller nebst einem Dutzend anderer Dramatiker nur 12 Seiten zugetheilt bekommen hat, so wird man daraus mindestens den Eindruck einer großen Ungleichartigkeit der Behandlung empfangen. Noch viel seltsamer wirkt es, wenn wir hier als einen Vertreter des Goethe-Zeitalters A. Blumauer begegnen, dem Plattesten der Platten, dem Offenbach unter den Poeten, nur daß ihm völlig Offenbach's Grazie und Reichthum, jede Spur von Poesie fehlt. Aber freilich, Grisebach hat Blumauer's „Travestirte Aeneïde" herausgegeben, und so darf der wiener Bänkelsänger auch hier nicht fehlen.

Da nun Goethe bis 1832 lebte, so müssen wir uns auch gefallen lassen, daß unter dem Gesammttitel des nach ihm benannten Zeitalters die Romantik inbegriffen wird, als deren Vertreter hier Clemens Brentano erscheint, welcher sich „mit der ihn umgebenden Generation durchaus als Fortsetzer der von Herder ausgegangenen Bewegung ansah". Man wird das gelten lassen dürfen, insofern Brentano

mit dem „Wunderhorn" und eigenen Liedern den vor 30 Jahren durch Herder begonnenen Hinweis auf das Volkslied wieder aufnahm. In diesen Brentano-Abschnitt ist nun wieder Etliches über Schiller und Goethe, besonders des letztern Romane, Novellen, „Divan" und „Faust" (II), sowie über die Romandichtung der romantischen Schule eingeschaltet; dann werden Brentano's letzte Schicksale und Schriften erwähnt. Nachdem dergestalt Brentano in den Rahmen eingefügt ist, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn schließlich auch noch H. Heine als Vertreter des Goethe-Zeitalters auftritt. Der Verfasser verweist auf Heine's Verehrung für Goethe, auf einzelne — theilweise etwas zweifelhafte — Anklänge an Cl. Brentano, bemerkt im übrigen manches Treffende über Heine's Dichtung. Der Anhang, welcher einige Briefe von Heinse und Brentano bringt, mag hier übergangen werden.

Dies der Inhalt des unseres Erachtens etwas wunderlichen Buchs über das Goethe'sche Zeitalter. Der Verfasser offenbart sich darin, wie in frühern Schriften, als ein vielbelesener geistvoller Mann, aber man hat keine rechte Vorstellung, wem das Buch dienen soll. Der leidlich Kundige findet darin neben manchem Bekannten manches bisher nicht Bekannte, die ganze Darstellung aber macht mehr den Eindruck zufällig zusammengefundenen Materials, als eines wohlgegliederten Aufbaues, und das ist ein Mangel, der das Buch für denjenigen, welcher etwa eine übersichtliche, die Hauptsache hervorhebende Darstellung unserer Dichtung von 1770—1832 erwartet, voraussichtlich ungenießbar machen wird; wir finden manches glücklich Erfaßte, aber das Ganze doch sehr ungleichartig, gleichsam aus Bruchstücken zusammengesetzt, Hauptsachen obenhin behandelt, Minderwerthiges weiter ausgeführt, eine Menge rasch berühmter Namen, unter welchen E. Grisebach als letzter Ausläufer des Goethe-Zeitalters nicht fehlt. Ob dem Leser der bei dem Verfasser so beliebte alterthümliche Druck mit seinen abenteuerlichen Kopf- und Schlußholzschnitten, gefällt, das ist Geschmackssache.

Wilhelm Buchner.

Neue Gedichte von Rudolf von Gottschall.

Rudolf von Gottschall gehört ohne Frage zu den hervorragendsten Vertretern der Gedankenlyrik in Deutschland. Seine Lyrik athmet fast durchgängig jenen Geist einer schönen Idealität, der in unserm Schriftthume durch die Namen Schiller, Hölderlin und Platen bezeichnet wird. Aber neben dem allgemein menschlichen Zuge, der sie kennzeichnet, ist ihr ein enges Verwachsensein mit den speciell unsere Tage bewegenden Ideen eigen. Gottschall, der in seinem gesammten Schaffen für das Princip des Modernen in der Literatur stets eingetreten ist und in seiner unübertroffenen „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" wie kein anderer vor und nach ihm das Programm der modernen Dichtung entworfen hat, Gottschall ist zwar ein Schüler unserer Classiker und ihrer nächsten Erben, aber doch in jeder Faser ein Verfechter der Anschauungen und Ziele unseres Jahrhunderts; er ist es, wie auf den übrigen Gebieten seines Schaffens, so auch ganz besonders in seiner Lyrik. Als warmblütiger Beobachter verfolgt er die allgemein geistige, die politische und sociale wie die künstlerische und cultnrelle Entwickelung unserer Tage und spiegelt sie in seiner Lyrik eigenartig ab. Er hat nach dieser Richtung hin manches von Victor Hugo gelernt, dem er mit vielem Glück, bewußt oder unbewußt, nacheifert. Pathos und Reflexion gehören zur Physiognomie der Gottschall'schen Lyrik; sie hat den Weitblick in Geschichte und Welt und den Tiefblick in das Herz des Menschen und der Natur; sie ist stets vom Lichte der Idee durchleuchtet und das sub specie aeterni ist die Losung ihres Schaffens. Es ist nach dem Gesagten klar, daß die Lyrik im engern Sinne des Wortes, jene Lyrik, in der sich ein rein privates Empfinden in der Form des sangbaren Liedes anstönt, in der Poesie Gottschall's nur einen zweiten Platz findet. Eine dem Persönlichen abholde, mehr auf das Weltganze gerichtete Reflexion überwiegt in ihr das blos Gefühlsmäßige. Die Ode, die Hymne, die Dithyrambe, das groß und breit entfaltete Geschichtsbild, das historische Porträt, das philosophisch beleuchtete Zeit- und Gelegenheitsgedicht sind die Formen, deren seine Lyrik sich mit Vorliebe bedient und in denen sie ihr Bestes und wahrhaft Dauerndes leistet.

Ist das die Physiognomie, die den frühern lyrischen Veröffentlichungen Gottschall's das Gepräge leiht, eine Physiognomie, der wir in seinen „Gedichten" (1849), seinen „Neuen Gedichten" (1858), seinen „Kriegsliedern" (1870) und seinem „Janus" (1873) begegnen, so wird das geistige Bild des Dichters in keiner Weise weder erweitert und ergänzt noch geändert und verschoben in seinem soeben unter dem Titel:

Bunte Blüthen. Gedichte von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 2 M.

erschienenen neuesten Bändchen Lyrik.

Es sind schwungvolle Gedankendichtungen, bedeutsame Geschichtsbilder, pathetische Prologe und einige liedartige Gedichte aus dem Gebiete der Herzenslyrik, die uns hier geboten werden. Dem oben gekennzeichneten Charakter der Gottschall'schen Lyrik gemäß, sind es die monumental gehaltenen Stücke, die gegenüber den mehr persönlichen und eigentlich lyrischen Sachen die erste Stelle einnehmen.

Gottschall hat diesmal seine Gedichte nicht in Rubriken eingetheilt; in ununterbrochener Reihe und die verschiedenartigsten lyrischen Gebilde zwanglos aneinanderfügend,

treten diese sechsundzwanzig Proben seiner neuesten Lyrik, echte „Bunte Blüten", vor uns hin. Im allgemeinen läßt sich wol sagen, daß die antik-historischen Stücke, „Aspasia" und „Ovid", sowie die geschichtlichen Stimmungsbilder „Im Eskurial", „Miramare" und „Gordon" sich dem Besten an die Seite stellen dürfen, was der Lyriker Gottschall jemals geschaffen hat. Großartig ertönt in „Aspasia" die ganz in antike Anschauung getauchte Rede des Perikles zur Rechtfertigung seiner Geliebten:

Stadt der Bildner und der Dichter,
Wie verblendet dich der Haß!
Schönheit kennt nur einen Richter:
Führt sie hin zum Phidias!
Und in euren Seelen tagen
Wird ihr unvergänglich Licht,
Und der Meister wird euch sagen:
O, bewundert, richtet nicht!

— — — — — — — — —

Jene Göttin, die zu ehren
Unser Priester heilig Amt,
Die dem Schiffer auf den Meeren
Unsern Ruhm entgegenflammt,
Mit dem Goldhelm, mit der Lanze
Hoch von der Akropolis ...
Schmückt mein Weib mit ihrem Kranze,
Und so bleibt sie siegsgewiß.

— — — — — — — — —

Und ist hier die Klangfarbe des lyrischen Vortrags eine stolze, fast dithyrambisch kühne, so wiegt das Moll einer durchaus elegischen Stimmung in der Klage des an den Euxin verbannten Ovid und in den Strophen „Miramare" vor, welch letztere der Dichter dem unglücklichen Kaiser Maximilian widmet. Froh und siegessicher und ganz aus dem Geiste unsers fortschrittlichen Jahrhunderts heraus erklingt dagegen die historische Apotheose, die der Dichter sang, als der deutsche Kronprinz, unser nachmaliger Kaiser Friedrich III., nach Spanien gegangen war:

Im Eskurial.

Du Schloß des Todes, öffne jetzt dein Thor;
Es naht der deutsche Cid Campeador,

Ein Held, deß Schwert siegreiche Schlachten schlug,
Der hoch das Banner seines Volkes trug.

Thu' deine Grüfte auf, Eskurial!
Es flammt in deine Nacht ein lichter Strahl.

Hier ruht das Reich, das einst die Welt umfing,
Das Reich, dem nie die Sonne unterging;

Im Marmorkatafalk von stolzer Zier,
Bei seiner Kön'ge Asche ruht es hier.

Was will in dieser Nacht der lichte Tag,
Im Eulenhorst des Adlers Flügelschlag?

Ein mächtig Weltreich sinkt ins leere Nichts,
Doch nie ein Reich der Freiheit und des Lichts,

Das festgegründet wie auf Felsen steht,
Dem nie des Geistes Sonne untergeht.

Und aus den Gräbern flüsternd tönt ein Chor:
„Der Scheiterhaufen Fackel loh' empor!

Ein fremder Gast kommt über Land und See:
Dem Ketzer rüstet das Autodafé!"

Die Schatten regen sich emporgeschreckt,
Zum Fluch die Knochenarme ausgestreckt.

Es fährt durch das Gewölb' ein Flackerschein:
Ist's Kronenglanz .. ist's moderndes Gebein?

Fort aus den Grüften noch an diesem Tag,
Fort aus dem Schloß, dem Riesensarkophag!

Schon lebend todt, habt ihr den Tag zur Nacht
Und Reich und Welt zur Leichengruft gemacht.

Nicht nach des zweiten Philipp Schatten frägt,
Wer einst des zweiten Friedrich Krone trägt.

Diese Apotheose der „Freiheit und des Lichts" bildet einen der Höhe- und Glanzpunkte der neuen Sammlung Gottschall'scher Poesien, aus der noch zwei Gedichte mit besonderer Auszeichnung hervorgehoben zu werden verdienen: die von tiefem Schmerze durchbebte, herzergreifende Todtenklage „Am Grabe meines Alfred" und das in einer feinsinnigen Gegenüberstellung der Germania des Niederwalddenkmals und der Loreley gipfelnde Gedicht „Am Rhein", das die Sammlung sehr passend einleitet.

Rudolf von Gottschall hat sich mit seinen „Bunten Blüten" den Dank aller derjenigen aufs neue gesichert, die in der Lyrik nicht eine bescheidene Hauskapellendienerin erblicken, welche die alten längst angerosteten Weihgeräthe für den Cultus von Lenz, Liebe, Wein immer wieder hübsch blank zu putzen hat, sondern welche in ihr eine hohe Jungfrau verehren, die, den Strahl des Gedankens auf der Stirn, sich als Priesterin im Tempel der Menschheit fühlt.

Ernst Ziel.

Romane und Erzählungen.

1. Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 5 M.

Der Roman erschien 1834 in französischer Sprache (unter dem Pseudonym Louis Lavater) und gilt als die bedeutendste Schöpfung des elsässischen Schriftstellers Ludwig Spach (gest. 1879), welcher der deutschen Lesewelt mehr nur durch seine culturhistorischen Arbeiten bekannt geworden ist. Das Unternehmen, den halbverschollenen Roman nach 56 Jahren zu übersetzen, um ihn deutschen Kreisen bekannt zu machen, mag auf den ersten Blick gewagt erscheinen. Daß er Freunde der Literatur und Literaturgeschichte interessiren würde, konnte man voraussetzen, ob aber auch weitere Kreise daran Gefallen finden dürften, war min-

bestens fraglich; es war eine Probe darauf, ob „Henri Farel" wirklich ein Dichterwerk sei. Diese Probe hat der Roman bestanden, man merkt ihm das „Alter" nicht an, und er erscheint auch heute noch als ein wirkungsvolles Zeit- und Sittengemälde, das eine Meisterhand entwarf. In vielen Stücken erinnert er an Goethe's Romane, und der Einfluß des Altmeisters auf den jungen elsässischen Schriftsteller ist unverkennbar. Man könnte den Roman die Tragödie der „unbefriedigten Liebe" nennen: der Held geht daran zu Grunde, daß er eine seltsame Doppelehe führt; das Weib, mit dem er physisch verbunden ist, bleibt seiner Seele fremd, und jene, mit welcher er die geistige Ehe einging, ist ihm physisch entfremdet, und er verzehrt sich in dem Verlangen nach ihrem vollen Besitze. Heinrich Farel hat trotz alles Abmahnens seiner Familie ein schönes, aber kaltsinniges und beschränktes Mädchen geheirathet, schon am Tage nach der Hochzeit sieht er ein, daß eine Ehe im vollen Sinne mit ihr nicht möglich ist. Er geht nach dem Elsaß und lernt hier eine Frau kennen, die ihn vollständig fesselt, seine Liebe erweckt und erwidert. Das Verhältniß bleibt aber, wie man zu sagen pflegt, „platonisch", obwol diese Frau nicht frei von Sinnlichkeit ist und zum Schlusse wirklich zu einem jungen Manne in „intime" Beziehungen tritt, worauf Farel seinem verfehlten Leben durch Selbstmord ein Ende macht. Die seelischen Leiden, welche Farel unter diesen Verhältnissen erduldet, werden uns in eingehender Weise geschildert; meisterhaft ist die Zeichnung der Charaktere und von großartiger Kraft sind die Naturschilderungen, kunstvoll ist auch der historische Hintergrund — die Zeit der Franzosenkriege — behandelt. Zeit, Ort und Charaktere sind in voller Harmonie zusammengestimmt, darin liegt das beste Lob, welches man einem Romane spenden kann. Zur leichten Lesewaare ist der Roman nicht zu zählen, man muß ihn aufmerksam und mit Bedacht lesen, um seine kraftvolle Schönheit würdigen zu können; manches wird den modernen Leser vielleicht auch fremdartig anmuthen, zum Schlusse bleibt aber ein tiefer und nachhaltiger Eindruck. Man darf es der Verlagsanstalt Dank wissen, daß sie diesen Roman uns zugänglich gemacht hat, der, obwol in französischer Sprache geschrieben, doch in Wahrheit das Gepräge deutschen — und zwar classischen — Schriftthums trägt.

2. Der neue Gott. Roman aus der Gegenwart von Hans Land. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Der Carton eines großes socialen Weltbildes, auf welchem mit flüchtigen, unsichern, aber doch ein Talent verrathenden Strichen Scenen und Charaktere angedeutet, ab und zu auch halb ausgeführt sind, — so könnte man diesen Roman bezeichnen, welcher in dem Leser widersprechende Empfindungen erweckt, aber im ganzen doch fesselt und einer eingehenden Würdigung werth erscheint. Wir wissen nicht, ob es Absicht des Verfassers war, einen bestimmten Grundgedanken in diesem Romane zu entwickeln; der aufmerksame Leser wird aber bald einen solchen herausfinden, nämlich die unleugbare Wahrheit: daß nur der für einen bestimmten Stand des Volkes kämpfen kann, der selbst aus diesem Stande hervorgegangen ist. Ein Aristokrat, der Socialdemokrat werden will, verkennt ganz und gar die Verhältnisse und muß scheitern; in der socialen Entwickelung hat jeder Stand seine besondere Aufgabe, und in seinem Stande soll jeder an dieser Entwickelung mitarbeiten. Wer seine Liebe für das Volk, für die Unterdrückten und Elenden bethätigen will, kann dies dadurch thun, daß er die selbstsüchtigen Bestrebungen seines Standes innerhalb desselben bekämpft und seine Standesgenossen auf die Pflicht aufmerksam macht, das allgemeine Interesse zu achten. Das ist die Moral, welche aus dieser Tragödie eines Idealisten hervorgeht, die uns der Roman vorführt.

Der junge Offizier, Friedrich Graf von der Haiden, ist Idealist, ihm misfällt das Treiben seiner Standesgenossen, er „fühlt" für die Arbeiter und liest eifrig socialistische Schriften. Zufällig Zeuge der Abreise ausgewiesener Arbeiter geworden, setzt er seinen Namen unter einen Aufruf der Arbeiterpartei, was natürlich einen vollständigen Bruch mit seiner Familie und seinem Stande zur Folge hat. Vom Vater verstoßen, aus dem Heere entlassen, soll nun der Graf zunächst sich selbst „erhalten"; er wird Uebersetzer, seine Arbeiten sind aber unbrauchbar und nur aus Gefälligkeit gegen den Freund, welcher den Grafen empfohlen hatte, zahlt der Verleger das Honorar aus. Bald erkennt aber der Graf auch, daß er mit all seinem guten Willen, der Arbeiterpartei zu nützen, doch nichts auszurichten vermag, daß er in diese Kreise nicht paßt, sie nicht versteht und andererseits auch nicht verstanden wird. Zu all dem kommt noch eine private Angelegenheit: ein schriftliches Bekenntniß seiner Mutter, die er als eine „Heilige" verehrte, verräth ihm das Dasein einer Schwester, die Frucht eines sündigen Verhältnisses; er sucht dieselbe und findet sie in den Kreisen der „Verlorenen". Man erräth bald, was der Verfasser mit der Einfügung dieses Motivs beabsichtigte, leider aber hat er dasselbe nicht geschickt und wirksam genug ausgenutzt; wie überhaupt der ganze Roman etwas Zerfahrenes und Unfertiges zeigt, was den Eindruck beträchtlich abschwächt. Eine sorgfältigere und gründlichere Ausführung verschiedener Scenen würde dem Roman sehr zum Vortheile gereicht haben; man vermißt auch manchmal die künstlerische Hand im Aufbau desselben. Wenn trotz dieser Mängel das Werk doch lebhaft anregt und fesselt, so liegt dies nicht nur in der Wahl des Stoffs und des guten Grundgedankens, sondern auch in der Wahrheit und Treue aller jener Schilderungen, welche der Verfasser sorgfältiger ausgeführt hat. Die Nothwendigkeit des tragischen Endes des halbverhungerten, von allen — oben wie unten — ausgestoßenen Mannes ist innerlich tief begründet. Sprache und Stil sind nicht immer gleich, hie und da etwas nachlässig; man sieht aber doch, daß wenn der Verfasser will, er über Kraft und Schwung verfügt.

3. Henriette. Pariser Roman von François Coppée. Autorisirte Uebersetzung von R. Pen. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Die angebetete edle Mutter und die Grisette, die, unbefangen ihrem natürlichen Triebe folgend, sich ganz und voll dem Geliebten hingibt, sind Figuren, die in keinem „pariser" Romane fehlen. In dem Cultus der „Mutter" suchen die französischen Romandichter und Bühnendichter das Gegengewicht gegen die sonstigen Frivolitäten, mit demselben zollen sie ihren Tribut an die Sittlichkeit. Diese beiden Gestalten finden sich auch in dem vorliegenden Roman, welchen man eigentlich eher eine Novelle nennen könnte, deren Problem ist: Wessen Liebe ist größer, jene der Mutter oder die der Geliebten? Die Antwort Coppée's fällt zu Gunsten der Geliebten aus. — Die Handlung ist ungemein einfach. Der Sohn der Madame Bernard hat im Hause der Mutter die Näherin Henriette gesehen und sie wird seine Geliebte. Beide sind naive, unschuldige Kinder, welche sich ohne viel Ueberlegung dem Gefühle hingeben, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt hat. Die Mutter, welche ganz für ihren Sohn lebt, ihm zu Liebe es sich versagt hat, eine zweite Ehe einzugehen, und eifersüchtig darüber wachte, daß niemand ihr die Liebe des Sohnes entziehe, wird durch die Entdeckung, daß Armand dennoch sein Herz an ein Mädchen verlor, vollständig niedergeschmettert; ihre Versuche, die Liebe zu Henriette zu ersticken, schlagen fehl. Da wird Armand krank und stirbt. Als die Mutter Armand's Grab zum ersten male besucht, findet sie ein Veilchensträußchen Henriettens auf demselben, und jeden Sonntag ist ein frisches Sträußchen dort. Die Blumen erregen ihren eifersüchtigen Zorn, bis sie endlich triumphirend eines Sonntags entdeckt, daß kein frischer Strauß das Grab schmückt. Henriette hat also ihren Armand vergessen, sie liebte ihn nicht so wahrhaft wie die Mutter. Indessen haben theilnehmende Freunde Madame Bernard nahe gelegt, daß sie noch jung genug sei, um ein neues Eheglück zu finden; der getreue alte Verehrer, ein General, kehrt aus Tonking zurück, und jetzt gibt sie ihm das Jawort. Der Hochzeitstag steht vor der Thür. Die Modistin bringt den Brauthut, gleichzeitig wird ein Brief abgegeben. Er ist von Henriette, die im Spitale an gebrochenem Herzen gestorben ist und vor ihrem Tode den Brief dictirt hat, in welchem sie mit rührenden Worten die Mutter Armand's bittet, für sie allsonntäglich ein Blumensträußchen auf das Grab des Geliebten zu legen. Die Mutter ist besiegt und mit dem „Gefühl unversöhnlicher Eifersucht" murmelt sie: „Sie hat ihn mehr geliebt, als ich". Wie man sieht, würde die Handlung als solche kaum Interesse erwecken können; aber die feine Zeichnung der Charaktere und die mit den einfachsten Mitteln erzielte dramatische Wirkung des Ganzen fesseln den Leser in hohem Grade. Coppée zeigt sich auch in diesem Werke als ein echter Dichter, welcher auf das Herz des Menschen zu wirken versteht.

4. Passionsblumen. Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Vier Novellen enthält dieses Buch und darunter ist eine, die zu den besten gehört, welche in der letzten Zeit erschienen sind. Sie führt den Titel: „Warum" und hat ein allerdings schon oft behandeltes Problem zum Vorwurfe, behandelt denselben aber in vorzüglicher Weise. Die Tonkünstlerin Eva Mirian hat den Kupferstecher Taubert geheirathet, der, wie es ja seine Beschäftigung erfordert, etwas pedantisch ist, aber seine Frau mit tiefer und starker Empfindung liebt. Das Ehepaar hat zwei Kinder, in welchen die Mutter ihr höchstes Glück erblickt und die Befriedigung findet, welche ihr der Gatte nicht gewähren kann, dessen Wesen zu dem ihren nicht ganz stimmt. Vorläufig ist Eva sich dessen nicht bewußt, daß sie nicht wahrhaft glücklich ist, daß die stille, philiströse Liebe des Gatten ihr nicht genügt und die Begierde, „die rasende Elementargewalt" einer leidenschaftlichen Liebe kennen zu lernen, heimlich in ihr schlummert. Da kreuzt ihren Weg ein Lebemann, der ihr diese „Elementargewalt" vorspielt, und Eva erliegt dem Zauber dieser Komödie, nicht ohne Zuthun einer kupplerischen Freundin. Eva wird sich ihrer Schuld bald bewußt; der Gatte verdammt sie und betrachtet sie als todt für ihn; die schwerste Buße wird ihr auferlegt, indem ihr die Kinder entzogen werden. In ihrer Seelennoth findet sie einen Freund, ebenfalls Tonkünstler, der ihr Wesen versteht und sie wieder aufrichtet und erhebt, auch gesellschaftlich ihre Ehre wieder herstellt, indem er sie heirathet. — Diese Andeutung über die Fabel erschöpft jedoch nicht den Inhalt der Novelle, der ein ungemein fesselndes Seelengemälde bietet. Der ungewöhnliche Charakter Eva's wird durch eine Menge feiner und treffender Züge so glaubhaft und anschaulich geschildert, daß man ihn vollkommen versteht; auch die andern Personen sind meisterhaft gezeichnet; es sind lebendige Menschen, deren jeder seine Eigenart hat. Auch die Sprache ist einfach und natürlich, frei von falschem Pathos, dabei aber doch niemals nüchtern und platt. Es ist wirkliche Poesie in dieser Novelle, obwol oder besser gesagt weil sie lebenswahr ist. — Volle Anerkennung darf man auch der Novelle „Seelenverwandt" zollen. Der einzige Sohn einer Witwe ist plötzlich gestorben und hat eine Braut hinterlassen. Die Mutter, deren ganzes Sein in der Liebe zu dem Sohne aufging, verlangt von der Braut, daß sie dem Todten ewige Treue bewahre. Das Mädchen kann aber die gegebene Zusage nicht einhalten, das junge Herz macht seine Rechte geltend und Dorothea reicht ihre Hand einem Manne. Darob grollt die Mutter des verstorbenen Verlobten, bis nach langen Jahren, bei der Geburt des Enkelkindes, sie sich doch mit der „Treulosen" versöhnt. Auch hier liegt der Reiz der Novelle in der feinfühlig durchgeführten Charakterzeichnung der alten Frau. — „Mimi's Weihnachtsabend" ist mehr eine Idylle als eine Novelle zu nennen; ein sehr ansprechendes Momentbild, das mit seinem wehmüthigen Humor den Leser rührt. — „Hochzeitstag"

endlich ist eine kurze Skizze, mit wenigen knappen Zügen ausgeführt, aber wirkungsvoll. Das Novellenbuch verdient Beachtung und darf als eine wirklich gute literarische Leistung bezeichnet werden.

5. Die Fremde. Roman von A. von Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Der Sprößling einer ostdeutschen Junkerfamilie, Hans von Eisenrott, war „leichtsinniger Streiche wegen" nach Amerika gesendet worden, hatte drüben eine schöne und reiche Amerikanerin Alice geheirathet und ist nun mit seiner Frau in die Heimat zurückgekehrt. Alice steht nicht nur den Menschen und Verhältnissen in den Kreisen ihres Mannes „fremd" gegenüber, sie ist auch dem Gatten „innerlich eine Fremde geblieben". Daraus ergeben sich die Conflicte, welche in dem Romane behandelt werden. Die Beschränktheit und Engherzigkeit dieser Rittergutsbesitzer und conservativen Junker, die Unwahrheit und Selbstsucht, welche sich unter allerlei Formen verbirgt, bilden die Klippen, an denen Alice scheitert, deren warmherziges, wahrheitliebendes und künstlerisches Wesen von diesen Leuten nicht verstanden oder doch nicht gewürdigt wird. Diese aristokratische Gesellschaft drängt sie aus ihrem Kreise hinaus; in der Kunst findet die „Fremde" endlich das Asyl, in dem sie heimisch und frei sich fühlen darf. Ihre Natur ist nicht für das stille Glück einer im engen Kreise waltenden Hausfrau geschaffen, das erkennt sie selbst und darum weist sie auch den Freund, dem ihre Neigung gegolten hat, zurück, als er ihr dieses Glück anbieten will. Der Roman besitzt mannichfache Vorzüge, der hauptsächlichste ist die scharfe und zutreffende Zeichnung aller Charaktere, die wahr und glaubhaft geschildert werden. Auch die Fabel der Handlung ist gut erfunden, eine Fülle feiner Züge zeugt von scharfer Beobachtungsgabe, und das Buch erweckt somit ebenso wol Interesse wie Befriedigung.

6. Schamyl. Roman von A. G. von Suttner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.

Der ältern Generation klingt der Name Schamyl wol vertrauter als der jetzigen; in den fünfziger Jahren umgab den Helden der kaukasischen Freiheitskämpfe ein romantischer Nimbus, der längst dahingeschwunden ist. Auch in dem vorliegenden Romane wird Schamyl weitaus mehr mit der kritischen Objectivität des Geschichtschreibers als mit der lebendigen Phantasie eines Dichters geschildert und darin liegt wol auch der Grund, warum dieses Werk den Leser sehr kühl läßt. Weder Geschichte noch eigentlicher Roman befriedigt die Erzählung ebenso wenig die Wißbegierde wie das ästhetische Gefühl, und es wäre vielleicht besser gewesen, entweder einen geschichtlichen Abriß der kaukasischen Kämpfe und des Sufismus zu geben oder nur eine einzige Episode aus Schamyl's Leben in einen Roman auszugestalten. So aber umfaßt die Erzählung einen Zeitraum von über 30 Jahren. Schamyl selbst tritt nicht so in den Vordergrund, daß er das ganze Interesse des Lesers fesselt und die eigentlich romanhafte Episode — die Liebesgeschichte Irinens und Roman's — ist an und für sich zu unbedeutend und uninteressant. Die Gelegenheit zu kräftigen und fesselnden Naturschilderungen ist leider auch viel zu wenig ausgenutzt worden, sodaß das Buch gar nicht den Eindruck macht, als ob es von jemanden geschrieben wäre, der den Schauplatz der Erzählung doch aus eigener Anschauung kennt. Man hat das Gefühl, daß der Verfasser ohne rechte Lust diese Geschichte niedergeschrieben hat und nicht wußte, was er mit dem Stoffe anfangen solle.

7. Erzählungen aus alten deutschen Städten. Von J. Bonnet. Zweiter Band: Im Banne des Löwen. Braunschweiger Erzählungen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. 8. 2 M. 60 Pf.

Das Recht der Geschichte ward in den Erzählungen gewahrt, nur daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

So steht es auf dem Umschlagblatte zu lesen, und der kluge Leser kann sich dabei vielleicht denken, was der Verfasser sagen wollte.

Drei Erzählungen enthält der Band: „Des Löwen Spur", „Der Pfennighuter und sein Sohn" und „Mumm, mumm!" Die erste ist eine Liebesgeschichte ohne sonderliche Bedeutung; sehr ausführlich wird darin Braunschweigs Aussehen zur Zeit Heinrich's des Löwen geschildert. Werthvoller erscheint die zweite, sie behandelt den Gegensatz zwischen den Zünften und den Patriziergeschlechtern, welcher in allen deutschen Städten zu mannichfachen Kämpfen führte. In dieser Erzählung fesselt nicht nur die Handlung, es sind auch die einzelnen Personen gut gezeichnet, und das Ganze ist lebhaft und interessant dargestellt. „Mumm, mumm" ist eine etwas ausführlicher gehaltene Anekdote, welche die Entstehung des Namens der Braunschweiger Mumme (eine Biergattung) behandelt. Der Verfasser hat offenbar gründliche Studien gemacht, auch ist er endlich bemüht, den Localton und das historische Colorit — wie man zu sagen pflegt — recht genau zu treffen, die Sprache ist deshalb auch archaistisch, im Chronikenstile gehalten. In letzterer Hinsicht wird vielleicht manchmal des Guten zu viel gethan; auch kommen hie und da Verstöße vor, wie z. B. die unrichtige Anwendung von zween und zwo.

8. Eva Leoni. Roman von M. Bernhard. Berlin, Schirmer. 1890. 8. 5 M.

Sehr viel Geschehnisse, sehr viel Personen und sehr viel Verwickelungen — dennoch ist der Inhalt des Romans mit wenigen Worten zu erzählen. Ein bürgerlicher Offizier hatte die Tochter einer Gräfin geheirathet, der Nebenbuhler verleitete ihn zum Spiel und zur Wechselfälschung, wird dafür von dem Verleiteten niedergeschossen, der letztere selbst ist zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Die Tochter des Offiziers wird bei der gräflichen Großmutter auferzogen, hat natürlich keine Ahnung von der Schuld ihres Vaters,

und verlobt sich mit einem ahnenstolzen, schönen, aber recht selbstsüchtigen Offizier, ohne ihn in Wahrheit zu lieben. Da erfährt sie plötzlich, daß ihr Vater, der inzwischen begnadigt worden, noch lebe; sie bricht mit ihrer Familie und dem Verlobten und widmet sich dem Wiedergefundenen, dabei entdeckt sie auch, daß sie eigentlich einen ältern Freund, einen berühmten Geiger liebe, auch von diesem wiedergeliebt wird, und das Ende ist leicht zu errathen. Wie man sieht, handelt es sich in diesem Romane nicht um die Durchführung eines tiefern Grundgedankens: es werden nur bekannte, vielbenutzte Motive verwendet. Auch die auftretenden Persönlichkeiten zeichnen sich nicht durch besondere Originalität aus, ähnlichen Gestalten ist man in Romanen schon sattsam genug begegnet. Sonst ist die Erzählung recht fleißig und mit einem gewissen Geschick ausgearbeitet, was den Stoff, trotz seines Mangels an Neuheit und Ideengehalt, wenigstens annehmbar macht. Einige Figuren sind auch recht hübsch charakterisirt und ergötzlich dargestellt. Bei dem lesehungrigen Kundenkreise von Leihbibliotheken wird der Roman immerhin Anklang finden können.

Johannes Emmer.

Historisches.

1. Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. Erster Band. Berlin, Gaertner. 1891. Gr. 8. 6 M.

Das vorliegende Buch erregt die Erwartung, von seinem Verfasser eine im wesentlichen gelungene und vorläufig abschließende einheitliche deutsche Geschichte zu erhalten. Lamprecht stellt sich die höchsten Ziele und zeigt sich seinem Vorhaben durchaus gewachsen. Nicht nur eine Seite der Vergangenheit, sei es die politische oder die wirthschaftliche oder die culturelle, betrachtet er als Gegenstand seiner Darstellung, sondern das nationale Leben selbst mit allen seinen Spiegelungen, seinen Aeußerungen, seinen Bedingtheiten sucht er dem Leser vorzuführen. Er bietet uns eine Menge Erörterungen, die wir in keiner andern deutschen Geschichte finden, so gleich als Einleitung eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins*), so später eine überaus klare Darlegung der Entwickelung von der Geschlechtsgemeinschaft durch das Mutterrecht hindurch zum Vaterrecht, so eine Uebersicht des Fortgangs von der Bandornamentik zur Thierornamentik in der bildenden Kunst und vieles andere mehr. Politik, Verfassung, Wirthschaft, Recht, Gesellschaft, Religion, Kunst, Literatur kommen hier auf gleiche Weise zu der ihnen gebührenden Stellung. Wenn auch naturgemäß eine jede deutsche Geschichte vielfach nur eine Zusammenfassung der bisher durch die Einzelforschung gewonnenen Ergebnisse sein kann und muß, so bietet doch Lamprecht dem Fachmann ebenso gut wie dem Laien eine Fülle von neuen Geschichtspunkten und neuen Auffassungen; ich hebe hier lediglich das Schlußkapitel „Glaube und Sitte unter christlicher Einwirkung" hervor, in dem auf das glücklichste gezeigt wird, wie sich Christenthum und Germanenthum gegenseitig befruchteten und wie dadurch das bisherige Wesen beider doch bedeutend verändert wurde und in seiner Eigenart Einbuße erlitt.

Der ganzen Art unserer neueren Geschichtschreibung gemäß legt der Verfasser, womit ich ganz einverstanden bin, den Hauptton auf die innere Entwickelung, jedoch ohne daß darüber die äußere Geschichte zu kurz wegkäme; nur scheinen mir in dieser äußern Geschichte die eigentlich politischen Bestrebungen und Factoren manchmal nicht mit genügender Schärfe hervorgehoben. Beispielsweise hatten Männer wie Alarich, Genserich, Theuderich I. gewiß ebenso bestimmte politische Ideale wie die Heroen der Neuzeit, was aber bei Lamprecht nicht recht zur Geltung kommt. Sodann werden die Verhältnisse der prähistorischen Zeit etwas zu apodiktisch geschildert; zwar verschweigt der Verfasser nicht, daß alles nur Hypothesen sind, aber doch bekommt der Leser nicht genügend den Eindruck, wie schwankend und wenig zuverlässig der Boden ist, auf dem diese Theorien aufgebaut sind. Im ganzen aber verspricht Lamprecht's „Deutsche Geschichte" entschieden zu den hervorragendsten Leistungen der deutschen Historiographie zu zählen, und wir können nur die Hoffnung aussprechen, daß es dem Verfasser gegönnt sein möge, in rascher Folge seine Aufgabe zu vollenden — das Ganze ist auf sieben Bände berechnet —, sodaß wir nicht blos wie bei manchem andern großangelegten Werke einen Torso erhalten.

*) Leider existirt in der deutschen Historik noch keine eingehende Darstellung dieses Gegenstandes; auch die ausführliche Behandlung einer Periode der ganzen Entwickelung verdanken wir beschämenderweise neuerdings einem Franzosen.

2. Geschichtsbilder aus der Völkerwanderung. Von Gotthold Klee. — A. u. d. T.: Bilder aus der ältern deutschen Geschichte. Zweite Reihe. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 3 M.

Auch von dem zweiten Bande dieser „Geschichtsbilder" gilt das, was wir von dem ersten gesagt: daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich selbst ausgesucht, befriedigend gelöst hat. Er bietet eine klare lebendige Darstellung, die von sachlichen Unrichtigkeiten sich freihält; daß er nur Bekanntes gibt, ist in dem Ziele, das er sich gestellt, begründet. Dieser zweite Band beschränkt sich, was im Titel hätte angegeben werden sollen, auf die ostgermanischen Stämme, die Gothen und die Vandalen. Daß der Verfasser sich an gute neuere Darstellungen öfter eng anlehnt, ist unseres Erachtens bei einem populären Werke durchaus angebracht; weniger gefällt es uns, daß er so vielfach die Quellen wörtlich in seine Erzählung herübernimmt; doch müssen wir zugeben, daß noch immer ein großer Theil

der Historiker ein derartiges Verfahren für angemessen und empfehlenswerth erachtet. Das einzige Bedenken, das wir sonst gegen Klee haben, ist, daß gegenüber der äußern Geschichte doch die innere Entwickelung etwas gar zu kurz fortkommt. Das Buch sollte nach Möglichkeit Schülern der mittlern und höhern Klassen in die Hände gegeben werden, für die es ganz vortrefflich geeignet ist.

3. Cultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert. Von Albert Dresdner. Breslau, Koebner. 1890. Gr. 8. 10 M.

Ein hochinteressantes Buch; freilich keine leichte Lektüre. Fast in jedem Geschichtswerk konnte man bisher lesen, daß in der italienischen Geistlichkeit des 10. und 11. Jahrhunderts die größte Verderbniß und Verwilderung geherrscht, aber merkwürdigerweise hatte bisher niemand sich die Mühe genommen, die Beweise hierfür zu erbringen, bezw. die allgemeine Behauptung durch Vorführung von Thatsächlichem zu erläutern. In diese Lücke tritt Dresdner ein. Auf Grund einer eingehenden Durchsicht des sehr ausgedehnten und zerstreuten Quellenmaterials bietet er eine ausführliche Darstellung des Lebens der Geistlichkeit in allen seinen Aeußerungen. Er schildert zuerst die Beziehungen der Geistlichkeit zu den Formen des kirchlichen Lebens im allgemeinen, redet dann von den verschiedenen Richtungen in der Geistlichkeit selbst, geht weiter zum Verhältnisse der Geistlichkeit zu den Laiengewalten über, bespricht darauf das intellectuelle und sittliche Leben der Geistlichen, und erörtert schließlich ihre wirthschaftliche Thätigkeit und ihre äußern Lebensgewohnheiten. Ueberall begnügt sich der Verfasser nicht mit Vorführung des allgemeinen Bildes, sondern bringt für jeden einzelnen Zug in demselben den vollen, aus den Quellen sich ergebenden Beleg bei. So sehr ein derartiges Verfahren vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu billigen ist, da nur dadurch sich eine feste objective und einwandsfreie Grundlage ergibt, wird freilich die Lektüre hierdurch wesentlich erschwert, indem die Fülle von Material manchmal etwas ermüdend wirkt. Das Buch ist die erste intensive Bestellung eines bisher vom Pfluge nur gestreiften Ackerfeldes, und es liegt daher auf der Hand, daß es eine beträchtliche Anzahl neuer Thatsachen und Auffassungen bieten muß.

Man erhält aus Dresdner's Darlegungen den Eindruck, daß die Verweltlichung der italienischen Geistlichkeit noch stärker war, als man es bisher wol angenommen, während es mit der sittlichen Verwilderung nicht ganz so arg bestellt war, wie man nach den allgemeinen Phrasen mancher Quellen vermuthen sollte. Dresdner stellt fest, daß die Ueberschreitung und Nichtbefolgung der kirchlichen Formen und Vorschriften damals geradezu die Regel geworden war; daß die Laienwelt der Kirche die Achtung versagte, vor Gewaltthaten gegen die Kirche, insbesondere vor Beraubung des Kirchengutes in keiner Weise zurückschreckte. Dagegen handelt es sich bei den dem Klerus vorgeworfenen sittlichen Ausschweifungen doch weitaus in den meisten Fällen um die Priesterehe, wenn auch freilich wirkliche Vergehen noch zahlreich genug vorkommen. Das Durchschnittsmaß von intellectuellen Kenntnissen ist ein äußerst geringes; dabei stehen die formalen Disciplinen durchaus im Vordergrunde. Das Kapitel über das Bildungswesen der damaligen Zeit gehört zu den besten Partien des Buchs; der Verfasser untersucht hier im einzelnen den Stand und Fortschritt in den verschiedenen Wissenschaften und Künsten, gibt eine kurze historische Uebersicht über alle in jener Zeit nachweisbaren Schulen. Sonst sei noch hingewiesen auf die inhaltvollen Abschnitte über die Simonie, sowie über den Aberglauben und die Askese. Durch alle Verhältnisse der italienischen Geistlichkeit zieht sich wie ein rother Faden hindurch der Gegensatz zwischen der bisherigen Richtung und der Reformpartei, die die Verweltlichung des Klerus beseitigen will: auf jedem Gebiete kehrt der Conflict dieser feindlichen Anschauungen wieder und fast überall endet der Kampf mit dem Siege der Reformpartei.

In der Beurtheilung dieser Dinge kann ich mich dem Verfasser nicht anschließen; er erblickt, ebenso wie die Quellen des 11. Jahrhunderts, das historische Recht entschieden auf Seiten der hochkirchlichen Richtung: ich glaube doch, daß wir uns von dem Urtheil der damals siegreichen Partei emancipiren müssen. Das Durchdringen der Principien der Hochkirche bedeutete doch nicht einen Fortschritt, sondern eine Reaction, stellte eine dem Transscendentalismus ergebene Hierarchie wieder her und unterbrach eine hoffnungsvolle Entwickelung, die entschieden in materieller Beziehung zur Geldwirthschaft, in politischer zur Centralmonarchie, in intellectueller zur classischen Renaissance hindrängte: die unleugbaren Schattenseiten der Verweltlichung der Kirche hätte man sicher mit der Zeit ebenso gut überwunden, wie im 19. Jahrhundert die Mängel der Aufklärungsperiode. Trotz aller schönen Phrasen unserer Quellen ist in Wahrheit die Kirchenreform des 11. Jahrhunderts nichts anderes als die Zurückschraubung der Cultur auf eine bereits überwundene Stufe.

4. Die Knechtschaft in Böhmen. Eine Streitfrage der böhmischen Socialgeschichte von J. Peisker. Gegen Herrn Julius Lippert. Prag, Rivnáč. 1890. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Culturhistoriker Lippert hat die Behauptung aufgestellt, im alten Böhmen habe es keine freien Volksmassen gegeben; fast der ganze Grund und Boden habe dem Landesherrn gehört; nur ganz vereinzelt sei ein wirklicher Grundbesitz der einzelnen vorgekommen; dies Erbland, die dědina, sei im socialen Leben bedeutungslos gewesen; die Bewohner des Bodens seien den Sklaven gleichgestellt; wenn der Fürst den Boden verschenke, habe es ihm freigestanden, den Bauer mit zu verschenken oder fortzunehmen; der Fürst könne jeden beliebigen Volksgenossen knechten und als Sklaven weiter vergeben. Gegen diese Anschauungen wendet sich Peisker; er sucht nachzuweisen, daß dieselben einerseits nur aus einer falschen und unrichtigen Erklärung der betreffenden Urkundenstellen abgeleitet

seien, andererseits mit den anderweit erschließbaren wirthschaftlichen Zuständen direct im Widerspruch ständen; er betont, daß ein endgültiges Urtheil über die socialen Verhältnisse des alten Böhmen überhaupt nicht aus vereinzelten und vieldeutigen Urkundenstellen gewonnen werden könne; sondern daß hierzu ein genaues Studium der Flurkarten unerläßlich sei. Im Gegensatze zu der obigen Lippert'schen Theorie gelangt er zu dem Ergebnisse, daß im wesentlichen die böhmischen Zustände von den deutschen nicht verschieden gewesen seien. Da ich selbst dem Stoffe vollkommen fremd bin, mir insbesondere die böhmischen Quellen unzugänglich sind, muß ich mich begnügen, die beiderseitigen Anschauungen, wie geschehen, kurz vorzuführen.

5. Deutsches Leben in der Vergangenheit. Von August Sach. Zweiter Band. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. Gr. 8. 6 M.

Das Buch bietet eine Reihe einzelner Culturbilder in der Art, wenn auch nicht ganz in der Frische von Freytag's „Bildern der deutschen Vergangenheit". Sein Inhalt umfaßt die Zeit von der Reformation bis zur Gegenwart*). Dem in der Hauptsache recht guten und verständigen Werke ist ein weiter Leserkreis zu wünschen, da leider die Kenntniß unseres Lebens in der Vergangenheit durchaus nicht so verbreitet ist, wie es nöthig wäre; sicher werden die meisten unserer „Gebildeten" durch die Lektüre von Sach's Buch ihr Wissen vielfach bereichern. Die Darstellung schließt sich guten neuern Historikern an, geht auch mehrfach auf die Quellen selbst zurück; im ganzen hat der Verfasser die Literatur mit Einsicht verwerthet, wenn man auch manchmal unter den angeführten Werken nur ungern das eine oder andere vermißt. Wollte ich von dem Inhalt ein Bild geben, so müßte ich das ganze Inhaltsverzeichniß abschreiben; es genüge daher zu bemerken, daß das wirthschaftliche, gesellige, geistige und das ästhetische Leben im allgemeinen genügend zur Geltung kommen, sodaß trotz seiner unsystematischen Form Sach's Buch eine deutsche Culturgeschichte für die Zeit von 1500—1786 wohl zu ersetzen vermag. Aber auch nur bis 1786; die Revolutionsperiode fehlt wunderbarerweise ganz: an den Abschnitt „Das Räuberwesen am Schluß des 18. Jahrhunderts" schließt sich sofort der über „geistige und politische Strömungen und gesellschaftliche Zustände nach den Befreiungskriegen": nichts also über das Eindringen der revolutionären Ideen in Deutschland, nichts über die Zeit der Fremdherrschaft, nichts über den nationalen Aufschwung. Auch die wenigen Kapitel über die Periode nach 1815 reichen doch nicht hin, um dem Leser ein alles Wesentliche berücksichtigende Bild des gesammten nationalen Lebens zu geben: wollte der Verfasser nicht überhaupt bei 1815 halt machen, so durfte er auch für die Zeit bis etwa 1850 nicht weniger bieten als für die frühern Epochen. Schließlich empfindet man unangenehm das Fehlen eines Registers: wann wird man sich endlich in Deutschland zu dem Glauben bekehren, das für jedes wissenschaftliche Werk ein Register unerläßlich ist?

Walther Schultze.*)

*) Ueber den ersten das Mittelalter behandelnden Band siehe Nr. 46 d. Bl. f. 1889.

*) Im vorigen Jahrgang, S. 734, Sp. 1, Z. 21 v. o. muß es statt „das letzte Register" heißen „das erste der beiden Register".

Ein neues christliches Epos.

Der Heiland. Epos in siebzehn Gesängen von Franz Ludorff. Münster i. W., Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 3 M.

Die Erlösung des Menschengeschlechts aus tiefem Falle in ihren ewigen Wurzeln, ihrer Verwirklichung in der Zeit und in ihren Früchten will der Dichter unsers Epos feiern. Von den drei möglichen Betrachtungsweisen: der biblisch-geschichtlichen, der subjectiven und der transscendenten, gibt er keiner einzelnen den Vorzug, sondern vereinigt sie in einem Rahmen. Dabei erstrebt er die Lösung dieser Aufgabe in geschickter, eigenartiger Weise. Ein Wanderer aus fernen Landen, ein anderer Faust, der die Welt durchstreift und alle Tiefen des menschlichen Wissens, ohne zum Frieden zu kommen, durchmessen hat, wird auf seinen Fahrten nach Osten geführt und erzählt uns, wie er als Zeuge des Kreuztodes Jesu zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Besitze des ewigen Heils gekommen ist. Seine innern Erfahrungen, sein Suchen und Finden sind das Abbild des allgemein menschlichen Lebens und Strebens, das durch die Nacht des Zweifels sich zum Lichte der Offenbarung durchringt. Was er gelebt und erstrebt, das wird in dem vierten, dem zehnten, elften und zwölften Gesange unter allegorischem Gewande uns vorgestellt, und hier hat kein Geringerer als Dante dem Dichter zum Vorbilde gedient. Wir durchwandern da die Räume des Hades, um den Schatten der als Kinder Verstorbenen, der ewig Verlorenen und der edeln Weisen aus der Heidenwelt zu begegnen. Ein Solon, Theophrast, Sokrates, Plato, Aristoteles, ein Aristarch, Zeno, Epikur, Chilon sind die Typen des forschenden Denkergeistes, ein Aristodemus, Curtius, Timoleon die Typen der selbstlosen Aufopferungsfähigkeit aus vorchristlicher Zeit, während sich in den sagenhaften Leiden der Danaiden, eines Sisyphus, Tantalus eine ewige Wahrheit abspiegelt.

Die fünf Gesänge vom fünften bis zum neunten sind in den Bericht der Hauptperson eingeschoben, um die epische Handlung fortzuführen, und auch in diesem wie in den spätern Abschnitten ist des Verfassers Bemühen darauf gerichtet, die Lebenswahrheit der vorgeführten Gestalten

dadurch zu heben, daß er ihnen, auch wo der evangelische Bericht darüber schweigt, eine bestimmte Orts- und Zeitfarbe leiht. So läßt er die Magdalena aus Gallien stammen, weist den Longinus dem Volke der Quaden zu, läßt in Aulus einen Stoiker im Gefolge des Pilatus auftreten, macht aus den beiden Schächern nordische Seeräuber.

Die Gestalten des Heilandes und seiner Jünger sind mit biblischer Treue behandelt, der Verrath des Judas Ischariot wird aus verletztem Stolze abgeleitet. Die Auffassung der heiligen Geschichte ist ernst und tief, die Erlösungsthatsache kommt zu ihrem vollen Rechte, wir werden durch keine Abschwächung oder Verzerrung verletzt. Auch an dichterischer Erfindung und Gestaltungskraft fehlt es dem Verfasser nicht. Die Neigung zu idealisiren wirkt wenigstens nicht störend. Nur scheint uns nicht glücklich erfunden, aus den beiden Schächern ein paar Nordlandsrecken nach Art der Wikinger zu machen, und der Vergleich der verklärten Kindergestalten mit einem durch Künstlers Scharfsinn mit innerer Federkraft bewegten Frosche ist recht unschön.

Die fünffüßigen iambischen Verse mit unterbrochenem, freiem Reime sind fließend und wohllautend. Einzelne Versehen, wie Siloah, Ahásverus, ließen sich leicht beseitigen. Bei dem Verse S. 35: „Besiegt oder Sieger, doch immer ein Mann!" halten wir einen Druckfehler nicht für ausgeschlossen, wie sich solche in störender Weise auf S. 34 und 38 finden. Die Sprache verdient volles Lob; sie ist schwungvoll und edel. Aber Ausdrücke wie „tagewierig", „Aemse" (Ameise) und „streuen" mit Accusativ (bestreuen) sind nur landschaftlich zulässig und können nicht als echte Bestandtheile einer hochdeutschen Schriftsprache angesehen werden.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Nr. 9 der „Neuen literarischen Volkshefte" (Berlin, Eckstein Nachfolger) behandelt das Thema: „Eine literarische Reise durch Deutschland". Der Verfasser bespricht eingehend das Sudermann'sche Schauspiel „Die Ehre"; was er da sagt, gehört zu dem Besten, was wir über dieses vielgenannte Stück gelesen haben. Ferner vertritt er gegen die extremsten Realisten den Satz, daß man wol den Gifthauch kennzeichnen, uns aber nicht in die Nase jagen dürfe. In den neuern literarischen Strömungen liege ein berechtigter Kern, insofern sie hineingreifen in das volle Menschenleben. Schiller stutze in seiner Blütezeit die Helden und Heldinnen so zurecht, daß sie durch freiwillige Unterordnung unter das Schicksal ihre Schuld sühnen; zu höchsten Flammen aber schlage die Tragik in Situationen empor, welche uns wie in Gretchen's Kerkerscene sprechen lassen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an." (?!) Weiterhin bespricht der Verfasser den extremen Realismus auf dem Gebiete des Romans. Hier zieht er auch Spielhagen's Roman „Ein neuer Pharao" herein, den er als in der Hauptsache unbedingt verfehlt bezeichnet. Dagegen lobt er Hans Hoffmann's Roman „Iwan der Schreckliche und sein Hund", weil dieses Buch mit souveränem Humor geschrieben sei. Hier unterscheidet der Verfasser sehr gut den künstlerischen Realismus von dem platten geistverlassenen Naturalismus; der echte Dichter erhebt das unscheinbarste Physische in das Licht der Idee.

Nr. 10 desselben Unternehmens bespricht ein hochmodernes Thema: „Die Herrschaft der Speculation in der Literatur." Um der Wichtigkeit der Sache willen geben wir hier die Hauptgedanken dieser Abhandlung wieder. Wir leiden an einer krankhaften literarischen Ueberproduction. Dabei verpfuscht der Journalismus unsere ganze Literatur, weil er auf fieberhafte Massenfabrikation und den Vortheil der Verleger und Redacteure berechnet ist. Das journalistische Handwerk verzettelt den Geist und raubt selbst der kräftigsten geistigen Constitution die Fähigkeit zur Sammlung. Der Verleger ist in erster Linie Geschäftsmann; das Publikum will nicht von überlegenen Geistern belehrt, sondern nur von Leuten der eigenen Meinung orientirt sein. Statt sich durch gediegene Literatur ein verständnißvolles, für alles Gute empfängliches Publikum zu erziehen, verderben die Verleger und Journalisten dasselbe durch leichte, faulige Waare immer mehr. Die meisten Redacteure streben nur nach „berühmten Namen", welche „ziehen"; immer neue Zeitschriften entstehen, aber sie alle haben die alte Tendenz: den Modegeschmack des Publikums zu „packen". Bücher, welche die Kreise der Speculation stören, werden todtgeschwiegen. Das eigentliche Publikum der Literatur ist noch immer der höhere und niedere Mittelstand. Die Mode ist das Element der Weiber, also des größern Bruchtheils des Lesepublikums. Unsere Aufgabe ist: die Gediegenheit der Bildung mit freier Leichtigkeit des Volksthümlichen zu vereinigen. Man muß sich stofflich zum Volke herablassen, um es geistig zu der läuternden Höhe der Dichtung zu erheben. Neben den freien Wettbewerb aller Kräfte muß man Einrichtungen setzen, welche das Gehaltvolle vor der Concurrenz der leichten Waare wirksam schützen. Wenigstens in den großen Städten müssen Nationaltheater begründet und erhalten werden; das wirkliche Lustspiel und das wirkliche Trauerspiel müssen wieder gepflegt werden. Ganz besonders aber wird wol der größte Theil der Nation die Forderung des Verfassers unterschreiben: die nachgerade unerschwinglich und unverschämt werdenden Gehälter der Sänger und Schauspieler müssen allgemein und angemessen herabgemindert werden. Endlich aber vertritt der Verfasser den Satz: Unsere eigene Poesie aus der humanistischen Blütezeit bietet hinreichend humanistische Elemente in dem Maße dar, daß wir vielleicht einer Ergänzung, nimmermehr aber eines Ersatzes durch die griechische oder gar die lateinische Literatur bedürfen.

— Der akademische Musikdirector und Professor in Heidelberg Ph. Wolfrum hat als achten Band der „Musikalischen Handbibliothek" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1890) erscheinen lassen: „Die Entstehung und erste Entwickelung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung". Das Buch darf als ein streng wissenschaftlich und doch populär gehaltenes Quellenwerk, als das beste Handbuch seiner Art, insbesondere für evangelische Theologen bezeichnet werden. Solche werden hier gründlich in die Materie des kirchlichen Volksgesanges eingeführt, und lernen überzeugend die Alleinberechtigung des sogenannten rhythmischen Chorals kennen. Ist doch der einstimmige Gesang zur Orgel gar nicht als Musik im ernsthaften Sinne zu nehmen. Der Verfasser behandelt in ausgezeichnet lichtvoller Weise: die Musik der alten Kirche, das deutsche Volkslied, das evangelische Kirchenlied. Besonders das letztere große Kapitel ist reich an kritisch gesichteten Ergebnissen der neuern Forschung; wir schulden dafür dem Verfasser ganz besondern Dank. Die Ausstattung des Werks sei noch als eine vorzügliche erwähnt. Wir wünschen der mühsamen Arbeit des Verfassers den wohlverdienten Erfolg einer großen Verbreitung.

— Das dritte Heft des Jahrgangs 1890 der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", herausgegeben von L. Quidde (Freiburg i. Br., Mohr), bringt eine Abhandlung: „Zu den Konstanzer Concordaten" von Anton Chroust, dann sehr interessante, an A. Gindely's Werk „Waldstein während seines ersten Generalats" anknüpfende „Untersuchungen zur Geschichte Wallenstein's (1625—1629)" von Moritz Ritter, die vornehmlich die Feindschaft der Liga und ihres Hauptes, des Kurfürsten Maximilian, gegen den Feldherrn des Kaisers zum Gegenstande haben, ferner „Die Kreuzpredigt des Jahres 1224 in Deutschland" von H. Hoogeweg und „Des Nuntius Franz Coppini Antheil an der Entthronung des Königs Heinrich VI. (von England) und seine Verurtheilung bei der Römischen Curie" von Adolf Gottlob. Unter den „Kleinen Mittheilungen" berichtet J. von Gruner nach und aus den Briefen des Polizeipräsidenten Justus Gruner an den Minister des Innern Grafen Dohna über den „Eindruck des Schill'schen Ausmarsches in Berlin" (1809). — Sehr dankenswerth ist der Bericht Adolf Bachmann's über „Die neuere deutsche Geschichtschreibung in Böhmen" seit etwa 1875, dem sich die Berichterstattung F. Liebermann's über die neuere Literatur zur Geschichte Englands im Mittelalter anschließt. W. Fischer stellt die Literatur des Jahres 1889 zur byzantinischen Geschichte zusammen, in welcher Gregorovius' Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter als Juwel hervorleuchtet. Wie in jedem Hefte bildet Dr. O. Masslow's sorgsame Bibliographie zur deutschen Geschichte, hier von Anfang April bis Ende Juli 1890, den Schluß des Hefts.

— Von der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von Dr. Christian Meyer" (Breslau) bringt das zweite Heft den Schluß der „Familienchronik des Ritters Michel von Ehenheim"; Paulus Cassel leitet im Aufsatze „Deutsche Landes- und Ortsnamen", Schlesien von der Schlehe, dem Schwarzdorn und Erfurt im ersten Theile der Zusammensetzung von erfe oder yrfe, Vieh, Schatz ab. Otto Henne am Rhyn berichtet über „die evangelischen Gemeinden vor der Reformation". Leopold von Beckh-Widmannstötter veröffentlicht liebenswürdige Briefe der Schwiegertochter Ludwig's XIV., Herzogin Marie Anna Christine von Baiern, vermählten Dauphine von Frankreich, an ihre Erzieherin, die Gräfin Portia. Professor Karl Biedermann bringt einen Begriff bei von der Verschwendung „aus der Glanzzeit des sächsisch-polnischen Hofes" nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1722 über den Haushalt des Günstlings August's II., des Grafen Flemming. Kleinere Mittheilungen und Bücherbesprechungen schließen, wie üblich, dieses Heft der tüchtigen Zeitschrift.

— Mit aufrichtiger Theilnahme und Freude haben wir von einem im Erscheinen begriffenen Werke Kenntniß genommen, dessen erste Lieferung schon einige Wochen auf unserm Tische lag, ohne daß wir danach zu greifen den Augenblick gefunden hatten. Aber da dieser nun gekommen ist, zögern wir auch nicht, die Aufmerksamkeit all jener darauf zu leiten, die gleich uns nicht Naturforscher sind, aber doch ein offenes Auge für die Natur haben. Es ist das Werk „Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich Freiherrn Schilling von Canstatt. Mit 418 Originalzeichnungen des Verfassers in circa 1000 Einzeldarstellungen" (Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn), das in zehn Lieferungen zu 2 M. ausgegeben wird. Nach Ausweis des ersten Abschnitts: „Unsere Gartenerde; ihre Bestandtheile und Bewohner" besitzt der Verfasser, ehemaliger Hauptmann, jetzt Pfleger eines Stückchens Erde am Bodensee, in ganz hervorragendem Maße die Gabe klarer Entwickelung dem Leser abliegender Fragen und Verhältnisse und einer im höhern Sinne populären Darstellung wissenschaftlicher Dinge, die mit einem angenehmen, nie gezwungenen Humor gewürzt ist. Aber nicht nur jede empfängliche Natur unter den gebildeten Erwachsenen wird das Buch fesseln, es ist auch sehr geeignet, der reifern Jugend selbständig, den Knaben unter 14, 15 Jahren unter Anleitung der Aeltern die im Gymnasium wenig geschulten Augen für ihre nächste Umgebung und deren kleine und kleinste Vorkommnisse zu öffnen und sie in der theilnahmvollen Beobachtung des Naturlebens um sie her zu üben.

Bibliographie.

Arent-Cesari, W., Durchs Kaleidoskop. Mit einem Epilog des Autors. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

— — Lebensphasen. Phantasus. Mit Vorwort und Porträt des Autors und biographisch-kritischer Notiz. Dresden, Pierson. 1890. 8. 5 M.

Bleibtreu, K., Zur Psychologie der Zukunft. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 4 M.

Academische Blüetten. I. Das corpus juris canonici. Academischer Scherz von H. v. d. Fahde. Wien, Weiß. 1890. 8. 50 Pf.

Bonhöffer, E., Graf Ulrich von Wirtemberg. Schauspiel. 2., für die Bühne bearbeitete Auflage. Tübingen, Fues. 8. 1 M.

Dohna-Wundlacken, G. Graf zu, Der Feind im eigenen Lager. Ein Beitrag zur Schulfrage. Königsberg i. Pr., Koch. 1890. 8. 50 Pf.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. 13. Hft.: Der Antheil des schlesischen Heeres an der Schlacht von Paris am 30. März 1814 und an den ihr vorausgehenden Bewegungen seit der Schlacht von Laon. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Evers, E., Goldkörner. Geschichten von der deutschen Treue. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Gr. 8. 2 M.

Fontane, T., Quitt. Roman. Berlin, Hertz. 8. 5 M.

Goldschmidt, H., Die italienische Gesangsmethode des XVII. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Nach Quellen jener Zeit dargestellt und erläutert. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. Lex.-8. 6 M.

Habberton, J., Helene's Kinderchen. Humoreske. — Anderer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. Deutsch von M. Greif. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1890. Gr. 16. 2 M.

Meyer, H., Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 20 M.

Pfeil, L. Graf v., Temperaturveränderungen auf der Erdoberfläche und Erdmagnetismus, Polarlicht und damit verbundene Vorkommnisse. Leipzig, E. H. Mayer. 1890. Gr. 8. 1 M.

Rhoda, F., Nur von Adel. Lustspiel. Baden-Baden, Sommermeyer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Rogge, B., Das Buch von den preußischen Königen. Mit 8 Brustbildern. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Sacher-Masoch, Naturalistische Cabinetstücke. Herausgegeben von S.-M. 2 Bde. Mannheim, Bensheimer. 8. à 1 M. 50 Pf.

Sachs, M., Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch fürs Haus. 2 Bde. Frankfurt a. M., Kauffmann. 12. 5 M.

Saitschik, R., Beiträge zur Geschichte der rechtlichen Stellung der Juden namentlich im Gebiete des heutigen Oesterreich-Ungarn vom 10. bis 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1890. Gr. 8. 2 M.

Schäffer, H., Anno Dazumal. Postalische Dichtungen. Illustrirt nach Skizzen des Verfassers von E. Reinicke. München, Braun u. Schneider. 1890. Gr. 8. 1 M.

Scholz, G., Wörth. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Kriegserinnerungen. Baden-Baden, Sommermeyer. 1890. 8. 25 Pf.

Smith, F. H., Pleinair-Studien aus Spanien, Holland und Italien. Aus der Mappe eines Malers, der das Malerische suchte. Aus dem Englischen übersetzt von Adelheid von Blomberg. Weimar, Böhlau. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XVII. Friedrichs des Großen Jugendleben. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1890. 8. 3 M. 30 Pf.

Stein, L., Leibniz und Spinoza. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie. Mit 19 Ineditis aus dem Nachlass von Leibniz. Berlin, G. Reimer. 1890. Gr. 8. 8 M.

Stier, E., Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers vom X. Armeekorps im Feldzuge 1870/71. 2. umgearbeitete Auflage. München, Beck. 8. 2 M.

Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Täpper, W., Plattdütsche Vertellkes taum Tiedverdriew an lange Winterowende un bi Regenwähr. Bochum. 1890. 12. 1 M.

Thal, W., Berlin's Theater und die „Freien Bühnen". Ein Rückblick. Hagen i. W., Risel u. Comp. 1890. 8. 30 Pf.

Tolstoj, Graf L., Meine Beichte. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von A. Markow. 2. Aufl. Berlin, Cassirer u. Danziger. 1890. 8. 1 M.

Weskamp, A., Das Heer der Liga in Westfalen zur Abwehr des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig (1622—23). Mit dem Bildnis des Herzogs Christian. Münster i. W., Regensberg. Gr. 8. 6 M.

Wilckens, R., Kriegsfahrten eines freiwilligen badischen Dragoners anno 1870/71. Karlsruhe, Reiff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zucker, A., Einige criminalistische Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, erörtert. Stuttgart, Enke. 1890. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register“ ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

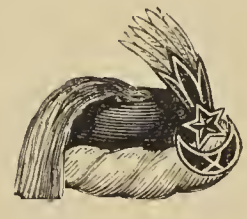
Dargestellt von

Dr. Karl Schuchhardt.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des kürzlich verstorbenen Entdeckers von Troja und den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen.



Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in **unübertroffen** reicher Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-Sachen:** Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons. Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Luxuspapierwaaren aller Art.

Illustrirte Preisbücher gratis und franco.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Supplement zu

Stanley

Im dunkelsten Afrika

JEPHSON-STANLEY

EMIN PASCHA

und die

Meuterei in Aequatoria

Mit 48 Abbild. und 1 Karte.
Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lfgn. à 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Diese vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's empfiehlt sich durch ihre literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.

Volks-Ausgabe. 16. Aufl. Geb. 2 M.

Außer diesen billigen Ausgaben erschienen noch folgende elegantere Ausgaben:

Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. m. G. 6 M.

Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 5. Februar 1891.

Inhalt: Realismus und Idealismus in der Kunst. II. Von Hermann Schreyer. — Neues Naturalistisches. Von Hans von Basedow. — Episches und Lyrisches. Von Richard Weitbrecht. — Pädagogische Schriften. Von Eduard Haug. — Veröffentlichungen zur Grillparzer-Feier. Von Friedrich Bienemann und Anton Schlossar. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Realismus und Idealismus in der Kunst.

II.

Goethe sagte einmal zu Eckermann („Gespräche", 18. April 1827): „Der Künstler hat zur Natur ein zweifaches Verhältniß: er ist ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höhern Intentionen unterwirft und ihnen dienstbar macht."

Inwiefern der Künstler von der Natur abhängig oder, wie Goethe kräftig sagt, ihr Sklave ist, haben wir bis jetzt gesehen; um sie nachahmen zu können, muß er ihr bis ins einzelnste nachgehen, sich ihr fügen, ihrer Eigenart sich unterordnen. Wie er sich ihr gegenüber als Herr zeigt, ihr sein Gepräge aufdrückt, sie nach seinem Willen formt, wird uns im Folgenden deutlich werden.

Die Herrschaft des Künstlers zeigt sich zunächst schon in der Wahl des Gegenstandes für sein Kunstschaffen. Nicht das Ganze will und kann er darstellen; er greift hinein in das volle Leben, eine Welle aus dem unendlichen Strom des Daseins fängt er auf in der krystallklaren Schale der Kunstform. Mancherlei mag auf die Wahl des zu behandelnden Gegenstandes mit einwirken, aber die Entschließung muß eine freie sein, wenn ein echtes Kunstwerk zu Stande kommen soll; der Künstler ist Herr seines Stoffes.

Auch die Begrenzung desselben liegt in seiner Hand. Ihm steht es zu, zu entscheiden, wo er anfangen, wo er aufhören will, was Kern und Mittelpunkt seiner Darstellung werden soll. Unter seinen Händen gestaltet sich der Stoff zu einer organischen Einheit, und seine Idee ist es, die das Ganze beherrscht, die Störendes und Zufälliges ausschließt, die etwa fehlende Theile ergänzt und das neu Entstehende zu einem Kunstwerk nicht nur äußerlich abrundet, sondern auch innerlich krystallisirt. Schon der Geschichtschreiber, dem es doch zunächst auf Wahrheit ankommt, kann nicht alles darstellen, was geschehen ist, selbst wenn es vollständig zu seiner Kenntniß gelangt wäre; er wird Unwichtiges und Gleichgültiges übergehen, das Bedeutende und Interessante hervorheben, die historische Entwickelung nach gewissen Gesichtspunkten verfolgen, Ursachen und Wirkungen in ihrer Verkettung nachspüren; auch er wird, wo die Quellen versagen, Fehlendes nach Vermuthung ergänzen, in der Mannichfaltigkeit die einheitliche Richtung des Stromes der Ereignisse zu erkennen suchen und mehr oder minder bewußt den Stoff ordnen und abrunden. Ueberall wird sich sein Urtheil, seine Lebensanschauung geltend machen, auch wenn er redlich bemüht ist, unparteiisch darzustellen und jedem sein Recht widerfahren zu lassen. So wird auch sein Werk das Gepräge seines Geistes tragen, und wir reden darum mit Recht im Unterschied zu der trockenen Chronik, die nur die Thatsachen aufzählt, von einem historischen Kunstwerk.

In ganz anderer Weise nun ist der eigentliche Künstler, wenn er seinen Namen mit Recht verdient, Herr seines Stoffes. Wohl ahmt er die Wirklichkeit nach, aber er gibt nicht den rohen Stoff, wie er ihn von der Natur empfängt, sondern er drückt ihm den Stempel seiner Persönlichkeit auf, durchtränkt ihn mit seinen Ideen und gewährt ihm so Antheil an dem Geistigen und Göttlichen, das allein dem Menschen unter den zahllosen Wesen der Schöpfung zu theil geworden.

So ist das Kunstwerk allerdings Natur, aber im Geiste des Künstlers wiedergeborene Natur, vergeistigte Natur, die der Fesseln des todten Stoffes entledigt ist; es ist Natur, die wir schauen mit dem Auge des Künstlers, der uns — ich rede hier von den echten und großen Künstlern — zu seinem Standpunkte erhebt, uns mit seinen

Ideen erfüllt. Je größer der Künstler ist, je bedeutender seine Persönlichkeit und seine Weltanschauung, desto höher wird er uns mit sich wie auf Adlersschwingen über die gemeine Wirklichkeit emportragen, und darin besteht der echte Kunstgenuß, daß wir mit dem großen Schöpfer des Kunstwerks schauen, fühlen und denken, daß wir mit ihm — je nach unserer Empfänglichkeit — die Wonne theilen, die ihn durchströmte, als er seine Schöpfung hervorbrachte, als er Natur zu Geist erhob.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreift sich erst die Nothwendigkeit der Kunst, ihre Unentbehrlichkeit für das Menschengeschlecht. Wäre sie nur Naturnachahmung, so hätten wir an ihr eine andere Natur, die uns in unterhaltendem Spiele ein Spiegelbild des Wirklichen zeigte; etwas Neues böte sie uns nicht, und ihr Mangel würde uns nichts Wesentliches rauben. Nun aber ist die Kunst nicht nur eine andere, sondern auch eine höhere Natur, eine Natur wie sie der gottbegnadete Künstler geschaut und begriffen, in seinem Geiste erneut und dargestellt hat. Nun ist die Natur nicht mehr todt und zu ewigem Stillstande verdammt, belebend durchhaucht sie der Menschengeist und formt sie nach den ihn bewegenden Ideen, mag er nun, vom Trotze des Prometheus erfüllt, sich selbst genug, der Gottheit den Rücken kehren, oder, nach dem Vollkommenen aufblickend, sein Auge weiden an dem ungeschaffenen Lichte, Nahrung suchend in der ewigen Liebe Offenbarung, — wie es im zweiten Theile des „Faust" heißt:

Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet:
Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

So wird die Kunst der sinnlich anschauliche Ausdruck der höchsten Gedanken und Empfindungen des Menschengeschlechts, und fortschreitend mit dem rastlos sich entwickelnden Menschengeiste spiegelt sie diesen ihren Schöpfer nicht minder treu ab, wie die Erscheinungswelt des Natürlichen. Erst damit aber erhält sie den idealen Gehalt, ohne den sie nicht bestehen kann; nun vermag sie nicht nur zu schildern, was *ist*, sondern auch, was sein *kann* und sein *soll*; so hoch und so weit sich die menschliche Kraft in ihren begabtesten Vertretern wagt: aus gleicher Höhe strahlen über uns die herrlichen Gebilde der Kunst, real und doch ideal, Natur und doch Geist, eine erquickende und erhebende Erscheinung, nach der wir im alltäglichen Leben vergebens suchen würden.

Verfolgen wir nun ein solches Erheben des Natürlichen zum Geistigen etwas näher in der Kunstthätigkeit der verschiedensten Art und beginnen dabei mit den einfachsten Beispielen!

Der bildende Künstler will einen Ringkämpfer, einen Athleten darstellen. Natürlich muß er den menschlichen Körper, den er darstellen will, genau kennen; er wird sich ein geeignetes Modell suchen, das der Vorstellung, die er sich von einem Ringkämpfer macht, möglichst nahe kommt: wird er sich aber nun begnügen, dieses Modell völlig naturgetreu, mit allen Zufälligkeiten und Mängeln, die es etwa an sich trägt, nachzubilden? Gewiß nicht! Alles, was der Idee der körperlichen Kraft und Ausbildung, die wir mit einem Athleten verbinden, widerspricht, wird er beseitigen, alles, was ihr dient, stärker hervorheben. Er wird die Brust breiter, die Muskeln schwellender gestalten; alles wird den Kämpfer andeuten, der seinen Leib durch Uebungen gestählt, seine Körperkraft aufs höchste gesteigert hat.

Will er dagegen den Götterboten Hermes bilden, so wird er körperliche und geistige Behendigkeit vor allem zum Ausdruck bringen und so eine Gestalt schaffen, die bei aller Naturwahrheit doch zugleich die Idee höchster Schnelligkeit und Gewandtheit in jedem Beschauer erweckt. Eine Liebesgöttin wird er mit Schönheit und allen weiblichen Reizen schmücken, soweit sie sich ohne Widerspruch zusammenfügen.

Keineswegs beruht nun diese Idealisirung, wie wir ein solches Verfahren des Künstlers nennen, immer auf einer Veränderung zum Guten und Schönen hin, wie man oft gemeint hat, auf einer Umbildung ins Treffliche und Vollkommene; sie liegt nur in der Beseitigung des Zufälligen, in der Steigerung des für die Hauptidee Wichtigen, in der Durchdringung des Stoffs mit der Idee. So stellt schon Homer in seinem Thersites ein Ideal von Häßlichkeit und Gemeinheit hin, wie es in der Wirklichkeit schwer aufzutreiben sein würde, und sowenig es zu wünschen ist, daß die Kunst sich im allgemeinen mit Vorliebe der Darstellung des Niedrigen und Abstoßenden zuwende, sowenig kann sie dasselbe aus ihrem Bereiche ausschließen. Wir würden den Begriff der Kunst zu eng fassen, wenn wir verlangten, sie solle nur das an sich Schöne oder Ideale darstellen; wohl aber muß sie es verstehen, auch das Böse oder Gemeine, wo sie es vorführt, ideal zu zeichnen, d. h. so, daß es uns nicht zufällig und unbegreiflich erscheint, sondern daß wir es verstehen in seinem Werden und Sein, in seinem Zusammenhange mit den Verhältnissen, in denen wir es finden. Ein Vorbild für diese Art der Darstellung ist der echte Realist Shakespeare. Ich erinnere nur an seinen Shylock im „Kaufmann von Venedig", dessen tückischer Haß, dessen verblendete Rachsucht in ihrer Großartigkeit ein Gefühl einflößt, das aus Bewunderung und Grauen sich seltsam mischt und doch wieder aus den Verhältnissen verständlich, in ihnen fast verzeihlich erscheint. Wie sehr Shakespeare es liebt, das Niedrige und Gemeine als Gegensatz gegen das Hohe und Edle zu verwenden, ist bekannt; auch hier ahmt er die Natur nach, in der sich beides gemischt findet, aber nur, soweit es seinen Zwecken dient; aus der Schenke zu Eastcheap führt er seinen Prinzen auf den Königsthron und in die Bahn des Ruhms, und der mit so vielem Humor gezeichnete Falstaff tritt in bescheidenes Dunkel zurück.

Bekundet sich die Herrschaft des Künstlers über seinen Stoff, die Vergeistigung des Materials schon in der Zeichnung der einzelnen Figuren und Verhältnisse, so noch mehr

in der allgemeinen Gestaltung der Handlung, in der Composition des Ganzen. Hier spiegelt sich am klarsten die Eigenthümlichkeit des Schöpfers in dem Kunstwerk ab, und derselbe Gegenstand kann von verschiedenen Meistern auf ganz verschiedene Weise behandelt werden. So zeigt uns der eine Maler in dem sterbenden Christus den leidenden Gottessohn, dessen überirdische Herrlichkeit selbst im Schmerze noch siegreich hervorbricht, der andere in voller Naturwahrheit den gequälten Erdenmenschen, dessen Pein uns tief zu erschüttern, aber nicht zu erheben vermag. Der eine Dichter läßt uns in seinem Werke hinabschauen in einen Abgrund von Elend und Verzweiflung, von Wirrsalen und ungelösten Räthseln, der andere läßt auch den verschlungensten Faden sich entwirren und zeigt uns hinter den irdischen Vorgängen das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, eine Auflösung aller Dissonanzen in reine Harmonie. So muß sich das Kunstwerk nach den Anschauungen des Künstlers gestalten, und mag sich der Schöpfer auch noch so sehr hinter seiner Schöpfung verbergen, wir haben in dieser nicht blos eine Nachahmung der Natur, sondern auch eine Offenbarung des menschlichen Geistes, beides in innigster Vereinigung und Durchdringung.

Damit erklärt sich auch die Wahl des Ausdrucks: Schaffen (ποιεῖν) für die künstlerische Thätigkeit; in der That schafft der echte Künstler mit seinem Werke etwas Neues, bis dahin nicht Dagewesenes, er formt den Stoff nach seinem Willen; in seinem Geiste geboren tritt die Schöpfung durch seine Kraft in das Dasein, um je nach ihrem Werthe zu wirken und zu dauern. Die einzelne Kunstschöpfung aber wird um so vollendeter sein, je mehr sie einerseits durch ihre Naturwahrheit den Schein der Wirklichkeit erweckt, und je reifer, gewaltiger und edler andererseits die Persönlichkeit des Künstlers ist, die sie widerspiegelt. So muß der Künstler in der That, um seiner Aufgabe voll zu genügen, „auf der Menschheit Höhen stehen"; je mehr er geistig seine Umgebung überragt, desto besser wird er im Stande sein, in seinen Werken gleich einem Propheten seiner Zeit den Weg in die Zukunft zu weisen.

Die von mir beschriebene doppelte Thätigkeit des schaffenden Künstlers, daß er einen tiefen Blick in die Natur gethan, ihr Wesen erkannt und in sich aufgenommen haben muß, und daß er sie sodann schöpferisch nach seinem Willen und Wesen zu neuen Gebilden gestaltet, finden wir trefflich geschildert in Goethe's „Tasso", wo es von dem Dichter heißt:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth . . .

Ist hier von der receptiven Thätigkeit des Dichters die Rede, so im Folgenden von der neu schaffenden:

Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.

Im Vorspiel zum „Faust" wird das Aufnehmen der äußern Eindrücke kräftig als ein „Zurückschlingen der Welt in das Herz des Künstlers" geschildert, der dann ebenso die innere Harmonie wieder auf die Außenwelt überträgt; auf die Frage, wodurch der Dichter alle Herzen bewege, heißt es:

Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt? . . .
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!

Bezeichnen wir nun die Seite der Kunstthätigkeit, die auf eine möglichst treue Nachbildung des Wirklichen ausgeht, als Realismus, diejenige, die den Stoff nach den Ideen des Künstlers zu formen, ihn nach seiner Anschauung zu gestalten, mit seinem Geist zu erfüllen strebt, als Idealismus, so ist es nach dem oben Ausgeführten klar, daß ein echtes Kunstwerk keine von beiden Seiten entbehren kann, daß Realismus und Idealismus sich nicht ausschließen, sondern aufs innigste zusammenwirken und sich gegenseitig ergänzen müssen. Wohl aber wird nach der Natur der Sache die Mischung beider Elemente eine sehr verschiedene sein können, und je nach der Persönlichkeit des Künstlers oder auch der gerade herrschenden Zeitströmung wird bald der Realismus, bald der Idealismus in der Kunst überwiegen. Augenblicklich scheint es, als ob nach einer Periode, die mehr dem idealistischen Kunstschaffen huldigte, der Realismus wieder mächtig im Vordringen begriffen sei, und eine solche Reaction würde an sich nicht zu tadeln sein, wenn sie nicht wieder zu neuer Einseitigkeit führt. Der Ausgleich wird ja schließlich nicht ausbleiben, und durch Stoß und Gegenstoß wird immer wieder zuletzt die Entwickelung der richtigen Mitte zugelenkt werden.

Fort also mit ängstlichem Regelzwang! Freie Bahn für jede Kunstrichtung, die es mit der Kunst redlich meint! Die Aufgaben, die zu lösen bleiben, sind ja so mannichfaltig und verschieden, daß jeder Künstler seiner Natur Entsprechendes finden wird. Den einen lockt es, das tausendfach zusammengesetzte, verworrene und hastige Treiben der Gegenwart nach allen seinen Richtungen hin zu verfolgen, ein möglichst treues Bild des menschlichen Daseins zu entwerfen, wie es eine tausendjährige, immer höher gesteigerte Cultur gestaltet hat; der andere sucht mehr die reinen, einfachen und ewig dauernden Züge der Natur auch im Menschen auf und möchte gerade den so tausendfach bedingten, gebrochenen und halben Charakteren der Gegenwart edle und ungebrochene Natur im Spiegel der Kunst zur Erquickung und Erhebung vorhalten. Warum streiten, wer das größere Recht hat, wenn nur der erste bei aller Naturtreue und bis ins einzelnste gehenden Genauigkeit der Darstellung nicht vergißt, daß er nicht „des Fadens ew'ge Länge gleich-

gültig drehend auf die Spindel zwingen" darf, sondern seinen Stoff beherrschen und durchgeistigen muß, und wenn nur der zweite es versteht, auch seine Idealgestalten rund und körperlich herauszuarbeiten, sodaß wir fühlen, es ist Fleisch von unserm Fleische und Blut von unserm Blute. Das Höchste wird der erreicht haben, der uns in seinen Schöpfungen den Pulsschlag wahren Lebens fühlen läßt und doch den idealen Forderungen, die einmal dem menschlichen Geiste angeboren sind und so auch im Kunstwerke verkörpert erscheinen müssen, gerecht zu werden versteht: seine Gebilde werden uns nahe treten wie Brüder und Schwestern, und doch wird es in ihrem Auge leuchten wie überirdisches Feuer, wie ein Strahl aus der Ewigkeit, der uns mitten im Gewühl der Alltagswelt mit der seligen Gewißheit erfüllt: über dem Vergänglichen und Unvollkommenen gibt es ein Ewiges und Vollkommenes, ein Göttliches — und „wir sind seines Geschlechts".

Hermann Schreyer.

Neues Naturalistisches.

1. Bei Mama. Roman von Arne Garborg. Deutsch von Marie Herzfeld. (Nordische Bibliothek, 15. Band.) Berlin, S. Fischer. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die gute Schule. Seelenstände von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 3 M.

Arne Garborg's „Bei Mama" (Nr. 1). Wahrlich ein köstliches Buch! Ist es schon unendlich schwer, die feinen Fäden, an denen die Psyche die Physis tanzen läßt, im erwachsenen, ausgereiften Menschen zu verfolgen, so ist es doch unendlich viel schwerer, in ein Kinderherz hineinzublicken, ein Kinderherz zu verstehen. Ich gebrauche den Fracturausdruck: Kinderherz, er ist das Symbol für das seelische Leben des Kindes, und als solcher allgemein verständlich. Was da sich regt und webt, wie sich da Eindrücke in Erfahrungen und Empfindungen umsetzen, sich diese wieder in Worte und Thaten kleiden, wie sich eine Idee an die andere, ein Charakterzug an den andern setzt und den werdenden Menschen reift, wie im Kinderherzen die Basis des Erwachsenen ruht, wie sich sein Charakter in überaus feinen Zügen schon im Kinde erweist, das ist unendlich schwer zu enträthseln, das ist scheinbar unmotivirt, bizarr, und ist doch in Wahrheit so grenzenlos natürlich.

Nur wenigen, unter ihnen vorzüglich Hermann Heiberg, der in seinen Kinderscenen köstlich wahr, ist es gelungen, das Problem Kind zu ergründen. Was aber ist das alles gegen Arne Garborg! In vorliegendem Buche hat er ein Kind, ein Mädchen geschildert, sein Aufwachsen, Ausreifen, die Bildung seiner Seele nach ethischer, sein Naturleben nach geschlechtlicher Seite hin, mit einer Kraft, einem tiefen Eindringen in das wahre Wesen des Menschen, einer Ueberzeugungstreue, einem kernigen Realismus, wie er auf diesem Gebiete bislang noch nicht dagewesen, denn sein Roman beruht auf einer durchaus ethischen Idee und ist, trotz rückhaltlosester Wahrheit, poetisch edel. „Bei Mama" ist so tief, so wahr, so lautere Poesie, daß man nicht weiß, wen man mehr bewundern soll, den unübertrefflichen Psychologen oder den großen Dichter.

Fanny, die Heldin des Buches, wird auf allen Entwickelungsstufen ihres jungen Lebens dargestellt, als Kind, als Erwachsene. Das Buch ist dadurch gleichsam in zwei Theile getheilt: während der erste mehr das Seelenleben des Hauses, der Schule, und seine Einwirkung auf das Kind Fanny, um die sich übrigens eine Anzahl der köstlichsten Kindertypen gruppirt, behandelt, sind in den zweiten Theil alle socialen Verhältnisse Norwegens hineingezogen, vor allem die Frauenbewegung, das berühmte Sverdrup'sche Veto und seine Wirkung auf die Arbeiter und ihre theoretischen Vertreter. Daneben werden die Schul- und Religionsverhältnisse beleuchtet. Das Buch kommt also in höchstem Maße den Fragen der Gegenwart entgegen. Es ist da vielleicht manches für uns nicht so ganz verständlich, man muß jedoch billig erwägen, daß die Phrase vom „allgemein Menschlichen" für den ernsten, modernen Dichter nicht in Betracht kommen kann, und der Roman streng localisirt ist — es ist das Leben in Christiania. Zudem ist gerade das, was Garborg in diesem socialen Theile sagt, für uns sehr lehrreich, — das ist der ungestüme Freiheits- und Klärungsdrang, der nicht nur in Norwegen, der auch bei uns gärt und wühlt.

Garborg schildert mit starken Druckern die Heldin in den verschiedensten Lebenslagen, von den verschiedensten socialen und Liebesverhältnissen beeinflußt, doch ihre Jungfräulichkeit, ihre persönliche Freiheit bewahrend. Aber dies herrliche, naturfrische, kraftstrotzende Mädchen wird durch die Verhältnisse gebrochen, sie endet in einer Versorgungsehe mit einem alternden Manne. Das ist ein trostloser Schluß, trostlos, aber wahr.

Die Erziehung formt und bildet den Menschen, das ist der Grundgedanke des Buches; schlechte Erziehung vermag einen starken Charakter voll Selbstachtung, wie Fanny einer ist, unglücklich zu machen fürs Leben. Aber auch das sociale Leben, Noth und Elend — in diesem Falle Unbeschütztheit einer geschiedenen Frau, die ihre beiden ältesten Kinder den Maitressen ihres Mannes zur Erziehung übergeben muß — wirken auf die Aeltern, in diesem Falle die Mutter ein und beeinflussen so die Erziehung. Hier spielen zahlreiche Factoren zusammen, die Garborg bloßlegt, wie das gegenseitige Händewaschen der Beamten, die den Vater zu einem Erziehungsbeitrage nicht zwingen können, die mit der Noth wachsende Verbitterung der Mutter, ihre sittliche Abstumpfung und ihr Verkommen. Gerade da-

durch, daß er die Stellung der Frau Holmsen verschärft, vermag er das, was er sagen wollte, deutlich und klar auszudrücken. Arne Garborg stieg in die Tiefen des Seelenlebens hinab; von einem socialen Besserungsdrange erfüllt, hielt er seinem Vaterlande einen Spiegel vor. Er schilderte das junge Norwegen und sein Widerspiel in allen seinen Auslebungen, köstliche, streng individuell-selbständige Typen schaffend, und dies gerade im zweiten, socialen Theile. Man wird sich in Norwegen nicht über das Buch freuen, weil es rückhaltlos wahr ist.

„Bei Mama" ist ein Lehrbuch für Aeltern, die zu lesen, die Nutzanwendung zu finden verstehen. Es thut gut, das Buch gelesen zu haben. Fühlt man die Idee heraus und verwerthet man sie praktisch, kann manches besser werden. Und wahrlich — es thut noth.

Will man Arne-Garborg's literarische Stellung feststellen, so ist vor allem zu beachten, daß er keiner Schule angehört — er spricht dies übrigens deutlich genug in vorliegendem Romane selbst aus —, d. h. er fußt völlig auf sich selbst. Er ist ein „Selbst". Schon „Bauernstudenten" und „Mannslente" waren völlig selbständig, da ist kein Björnsen, kein Ibsen, kein Strindberg, da ist alles Arne Garborg, wie bei Ola Hanssen alles Ola Hanssen ist. Garborg bedarf der Anlehnung nicht, seine Stütze ist seine Individualität. Und das ist viel heutzutage; seine strenge Eigenheit, seine harte Selbstheit haben ihm in Norwegen den Hals gebrochen, sodaß er in Deutschland Zuflucht suchen mußte.

Und doch — wie warm fühlt der Mann trotz allen strengen Ernstes, wie feinfühlig, warmherzig, zartsinnig versteht er das Kinderherz. Das kann nur jemand, der sich selbst ein kindlich Gemüth bewahrt, und wie schwer das in unserer Zeit hält, das weiß ja ein jeder, der nur einmal die Nasenspitze ins Leben gesteckt.

Menschen! Es ist seltsam, Menschen scheint es kaum mehr zu geben, denn immer vernehmlicher ertönt der Wunsch nach ihnen. Gebt Menschen — Menschen! Nun wohl, da wo ganze, volle, reine Menschen im Leben und in der Kunst geschaffen werden, will man sie nicht. Was heißt das? — Daß Inconsequenz das Wesen, das Kriterium des modernen Menschen ist. Darauf baut in gewissem Sinne Paul Bourget und mit ihm Hermann Bahr seine Psychologie auf, die Psychologie des sinkenden Zeitalters.

Hermann Bahr verfolgte nicht die Principien des deutschen Realismus, er trat in die Fußstapfen der Franzosen, besonders Paul Bourget's, wol hauptsächlich, weil er Oesterreicher ist. Der Oesterreicher hat etwas von der leichten Lebensauffassung und Lebensführung der Franzosen, er hat „halt leichtes Blut und leichten Sinn".

Hermann Bahr hat seine wiener Studien in Berlin ergänzt, aber in Paris vollendet. Hier sind speciell die Eheverhältnisse maßgebend. So offenkundig zerrissene Ehen, wie in Wien und Paris, findet man im Norden im allgemeinen nicht. Bahr's Novellen, z. B. „Die Function des Dritten" in der „Modernen Dichtung", sind denn auch speciell pariserisch und, in allzu knapper Anlehnung an pariser Muster, übertrieben, was bei dem mit vollem Fug und Recht pariser Romane „Die gute Schule" durchaus nicht der Fall ist.

„Die gute Schule" (Nr. 2) ist an sich ein Meisterwerk. Der Roman stellt den Kampf, die Seelenzustände eines jungen Künstlers dar, der nach dem Höchsten strebt, der die Schule zur Kunstvollendung sucht. Der Held ist Oesterreicher, Künstler, Maler, ein Mensch, der nur ein Gesetz kennt: seine Stimmung, ein zerrissener, ein echter Mensch am Ausgange des Jahrhunderts. Er sucht, wie er das Höchste erreichen kann. Das Suchende ist sein Grundzug. Er sucht eine Maitresse, denn das Liebesglück ist die gute Schule der Kunst. Er findet das Glück bei Fifi, einer reizenden und noch unschuldigen Nähterin, die er mit allen Sinnen liebt. Aber sein Liebesrausch schlägt in Katzenjammer um, er mishandelt sie, bis sie ihn verläßt. Da erst merkt er, daß er sie liebt, rechtschaffen spießbürgerlich liebt. Er sucht sich in Askese, in einer Symphonie von Gerüchen zu betäuben, — es hilft nichts. Seine Liebe quält ihn, bis er eines Tages durch einen Brief von ihr, die die Maitresse eines Mohren geworden, dann durch ihren Anblick entnüchtert wird. Der ideale Streber, der Himmelsstürmer endigt in einer Versorgungsehe mit der Kunst, wie oben die ideale Fanny in Garborg's Roman in einer Versorgungsehe mit einem Greise.

Der Inhalt erscheint dürftig; aber wie ist da alles geschildert! Tief! Die Seele bis in ihr innerstes Innere zerfasert. Das ist nicht mehr objective Seelenmalerei, das ist subjective Seelensecirung. Man sieht gleichsam, wie das Skalpel eine Seelenfaser nach der andern bloßlegt. Da ist alles persönlich, wenn auch vielleicht nicht gerade persönlich erlebt, so doch persönlich durchlebt. „Die gute Schule" ist nicht künstlich in einer Retorte gebraut, es ist ein Stück Leben, ein blutiges Stück Leben, es ist Herz, zuckendes, wehwundes Herz. Da ist alles tief, unendlich tief empfunden und im Momente des Empfindens hingeworfen.

Wenn man in Hermann Bahr's Roman tiefer eindringt, so findet man vor allem, daß sich seine Psychologie nicht in geraden Linien bewegt, sondern Zickzacklinien macht, daß sie von einem Punkte auf einen scheinbar fernliegenden überspringt, um scheinbar unmotivirt auf ihre Basis zurückzukehren. Die Gefühlsmomente schlagen plötzlich in ihr Gegentheil um, das aber ist das Richtige. Der Mensch ist eine Sammlung von Widersprüchen und Inconsequenzen. Psychologie ist nichts Schlichtes, Glattes; psychologische Bizarrerie ist die Wahrheit. Eine Parallele zu Hermann Bahr bildet Hermann Conradi, dieselbe tiefe, peinlich wahre Psychologie. Und doch ist die Kluft, die zwischen beiden Dichtern klafft, groß; eben der Unterschied der norddeutschen und österreichischen Volksseele; bei Conradi allzu tief, bei Bahr allzu leidenschaftlich — dies allzu birgt übrigens keinen Vorwurf —, es wächst aus dem Vergleich mit dem Landläufigen heraus.

Jeder, selbst der kleinste von uns unbewußt aufgenommene Eindruck gestaltet unser Empfinden um. Wir sind, bei aller Sammlung unserer Aufmerksamkeit auf einen Punkt hin, im schönsten Gleichmaße des Empfindens doch nie dieselben. Ich kann harmonisch ruhig sein, und doch, halb unbewußt, die verschiedensten Eindrucks- und Empfindungsphasen durchmachen. Mein Blick fällt z. B. beim Schreiben dieser Kritik zufällig auf meinen Hund, auf die Straße hinaus, auf „Ragni" von Björnson, auf „Die Bergpredigt" von Kretzer, die vor mir auf dem Schreibtische stehen — wie wechselt da mein Empfinden. So beim Kritikschreiben; wie nun erst in Momenten der Erregung, in tosender Leidenschaft! Und gar erst bei einem Menschen, welcher sucht, das Große, das Gewaltige, das Welterschütternde sucht, wie der Held des Bahr'schen Romans. Alle diese feinen Züge und Wandlungen zu finden, die Gefühlsphasen klar auszudrücken, wenn auch mit oftmals seltsamen Vergleichen — darin ist Bahr Meister — aber, auch das darf ich nicht verhehlen, trotzdem ist ein Einhalten nöthig; in seinen Novellen findet sich schon ein Zuviel. Seine Sprache ist edel, knapp, leidenschaftlich, die zahlreichen Provinzialismen und seltsamen Wortbildungen sind aus dem Bestreben hervorgegangen, die Seelenzustände getreu zu schildern, sind also keine Fehler; nur hätte Bahr durchaus österreichische Ausdrücke in den directen Reden der Französin Fifi vermeiden sollen.

Hermann Bahr hat sich in der „Guten Schule" als eine bedeutende Erscheinung der Moderne erwiesen, als hervorragender Psycholog und starker, kraftvoller Dichter. Beachtet man alle seine Werke, so ersieht man, daß Hermann Bahr eine Erscheinung ist, die kommende Literarhistoriker ganz wesentlich beschäftigen wird, daß er die Stütze eines Seitenzweigs, und nicht des schlechtesten, der Moderne, ohne die dieser nicht zu denken wäre. Hermann Bahr ist ein starkes Talent, das schon Großes geleistet hat und, wenn er sich auf der Stufe der „Guten Schule" hält und Uebertreibungen meidet, die höchste Staffel erklimmen kann.

Hans von Basedow.

Episches und Lyrisches.

1. Sela oder Die drei Perlen. Eine Dichtung von August Maaßen. Paderborn, F. Schöningh. 1890. Gr. 16. 1 M.

Eine Dichtung, die der fromm-katholischen Gesinnung des Verfassers alle Ehre macht. Art und Ausdrucksweise würde man auf protestantischem Boden als „pietistisch" bezeichnen; für die entsprechende katholische Art hat man keinen landläufigen Ausdruck. Ich glaube, daß fromme Katholiken die Dichtung mit Genuß lesen und ihren Kindern, namentlich vor der ersten Communion, gern in die Hand geben werden.

Künstlerisch ist sie vollständig werthlos; der Verfasser hat keine Ahnung, worin das Wesen der Poesie besteht, scheint vielmehr, wie so viele Dilettanten, dasselbe im schönen Ausdruck, in der gehobenen Sprache und in etlichen Bildern und Gleichnissen zu suchen. Dazu kommt eine große Ungewandtheit in Versbau und Reim, die ihn zu den bösesten Inversionen und zum störendsten Hinüberführen des Sinns aus einer Strophe in die andere veranlaßt. Da hört eine Strophe auf:

Nun gute Nacht! — Der letzte Strahl —

und die nächste beginnt:

Verglühet in den Blütenbäumen —

oder gar:

Die auf dem Engelsangesicht —

neue Strophe:

Der Holden leuchtet.

Ganze Strophen sind dazuhin einfach schlecht gereimte Prosa. Doch es verlohnt sich nicht, Einzelheiten zu tadeln, wo das Ganze sich nicht über das Mittelmäßige erhebt.

Dasselbe gilt von:

2. Der Gottversprochene. Von Wilhelm von Wartenegg. Paderborn, F. Schöningh. 1890. Gr. 16. 1 M. 40 Pf.

Während in „Sela" wenigstens über dem Ganzen eine mystisch-poetische Stimmung liegt und damit noch ein gewisser Zauber, ist dies Gedicht die allergewöhnlichste Rittergeschichte: Auszug, Turnier, Liebesglück, Bösewichter, Gottesgericht. Durch den Inhalt vermag uns also der Verfasser keineswegs anzuziehen. Erträglich würde eine solche romantische Geschichte höchstens durch eine schöne, fesselnde Form, durch den Wohllaut der Verse, mindestens durch Fehlen von Geschmacklosigkeiten wie:

Die Zofe lacht, die Dame nicht —

und Bänkelsängereien wie:

Vorwärts, so führt des Lebens Gang,
Wie er sich immer wende.
Es scheinet beim Beginn so lang,
Du siehst gar nicht das Ende.

Allein diese Verse sind kaum schöne Prosa. Für Poesie schon gar nicht, aber kaum für Verse wird man Stellen gelten lassen wie folgende:

Er fügte sich dem neuen Leben schwer,
In dem sich allzu sehr die Tage glichen,
Und das so ganz verschieden war von jenem,
Das er auf seiner Fahrt hierher geführt.

Oder:

Und Adelheid, die Frankenkönigin,
Gewähret ihrem neuen Kämmerling
Die Gnade, die Prinzessin, deren Farben
Er eben noch wie beim Turniere trägt,
Zum Tanz zu führen. Dieses war der Brauch
Und alle wußten, daß es kommen würde.

Und Derartiges findet sich fast auf jeder Seite. Nur selten taucht einmal eine poetische Wendung oder ein poetischer Gedanke auf, wie der wirklich schöne Vers vom Glück:

Nie sieht man's kommen und doch stets verschwinden,
Man kennt's vom Suchen, aber nicht vom Finden.

Wir wollen hoffen, daß diese und ein paar andere Gedanken wenigstens Eigenthum des Verfassers und nicht irgendwoher geborgt sind.

Ungefähr auf derselben Stufe wie die beiden steht:

3. Junker Vigo. Eine Sage aus Smdewitt. Poetische Erzählung von Adalbert Dreesen. Hadersleben, Dreesen. 1890. 8. 2 M.

Es ist ebenfalls eine Rittergeschichte und die Erzählung geht ungefähr ebenso traurig aus, wie die Wartenegg's. Sie ist sogar noch ein bischen trauriger und ein wenig langweiliger und poetisch noch etwas unbedeutender als jene. Originell ist das Metrum: zwei Hexameter und ein Pentameter. Es ist mir noch nie begegnet, aber ein nicht übler Versuch, griechisch-episches Maß und deutsch-episches Maß (Strophenform) zu verschmelzen. Die Verse laufen meistentheils gut, namentlich kommt die Seele des Hexameters, die Cäsur, zu ihrem Rechte — freilich deckt das poetische Kleid oft arge Prosa:

Außer der Strandfeste Wold sind Orum, Hipholm und Hessel
Auch nach der Sage Bericht in Warnitz Burgen gewesen.

Oder:

Damals war Warnitz Annex von Loit und seine Kapelle,
Einfach gezimmert aus Holz, mit moosbewachsenem Strohdach,
War verfallen und klein, wenig genügend dem Zweck.

Oder gar:

Vigo war peinlich gerührt und sprach in biederer Weise —

und:

Dieser beeilte sich zart die bleiche Nonne zu halten.

Der Daktylus Strandfeste, welchem andere zur Seite gehen, wie Zugbrücke, Raubmöve, Vorfahren, wehmüthig, freiwillig, schwerfällig u. s. w., thut selbst mir weh, da ich der Meinung bin, daß die griechische Metrik in deutschen Versen, insbesondere aber in deutschen Hexametern keinerlei Berechtigung hat, wobei ich mich auf keinen Geringern berufen kann als auf Wilhelm Jordan und seine Odysseeübersetzung. Macht man deutsche Hexameter, so soll man sie nach den Gesetzen der deutschen Sprache bauen, die den ganzen Plunder griechisch-lateinischer Metrik gar nicht kennt. Aber die Betonung, welche im Verse den obengenannten Wörtern zutheil wird, ist weder nach griechischem Längenmaße noch nach deutschem Tonmaße richtig.

Es ist ein wahrer Genuß, nach diesen seichten Wässerlein in den voll hinflutenden Strom der Dichtung zu tauchen mit:

4. Maud. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von F. W. Weber. Zweite verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Zwar ist mir Tennyson mit seinen gesuchten und unklaren Bildern und der Gezwungenheit im Gange seines gewaltsam aufgepeitschten Musenrosses nicht sonderlich sympathisch; aber wie ein Klang aus einer bessern Welt flutet es einem armen Kritikus durch die Seele, wenn er nach so vielem Undichterischen wieder ein Buch voll Poesie lesen darf. Ob Uebersetzung oder Original ist hierbei gleich. Ich habe das Original nicht vor mir, aber die Uebersetzung Weber's liest sich wie ein Original und ich glaube, sie ohne Vergleichung mit dem Original als eine gute bezeichnen zu dürfen. Ob der Uebersetzer nicht sein Talent an noch übersetzungswürdigeren Stoffen hätte erproben können, ist eine andere Frage.

5. Fürchtet euch nicht! Gedichte von Albert Matthäi. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 12. 2 M.

Mein erster Blick beim Aufschlagen des niedlichen Büchleins fiel auf das Sonett „Die Hohenstaufen", welches beginnt:

Herz, weide dich an diesem Prachtgeschlechte!
Von Poesie wie schimmern die Gestalten —

und ich gestehe, daß ich daraufhin das Buch wieder zuklappte und beiseite legte. Denn das ist der offenbarste Dilettantismus, und ich fürchtete: ex ungue leonem! Als ich dann das Büchlein später wieder vornahm, stieß ich freilich noch auf manche ähnliche böse Stellen, wo die banale Prosa als ein häßlicher Fleck auf dem poetischen Mantel sitzt. Aber ich fand auch manche tief empfundene und heiter anmuthige Stellen, wenig freilich, das in sich selbst vollendet gewesen wäre. Der Dichter scheint mit der Form zu ringen, was sich um so mehr fühlbar macht, als er noch nicht zur innern Klarheit durchgedrungen scheint. Er tastet an dem und jenem herum, er schlägt da und dort einen Accord an, der in unserer Seele mitklingt, aber er läßt ihn selten rein austönen, sodaß er in uns nachklingt. Am besten noch gefällt mir der Dichter, wo er die Sachen von der leichten, lustigen Seite nimmt, wie in den schalkhaften Versen: „Der arme Paul" und „Nach der Natur" oder in den legendenhaft derben: „Der Teufelsbiß", in welchem die richtige Stimmung gleich in den Anfangsversen angeschlagen ist:

Es lebte vor Zeiten ein Bajuwar,
Der reiner Wassertrinker war,
Auch sonst ein unglaublich heiliger Mann,
Der sich große Schätze im Himmel gewann.

Vielleicht entsprechen derartige Sachen seinem Talente mehr als die ernsten, die ihm jedenfalls die Hauptsache sind. Er scheint es überhaupt mit dem Dichten ernst zu nehmen und es nicht als bloßes Spielzeug zu betrachten. Man sieht der Sammlung an, daß sie nicht flüchtig gedichtet und flüchtig zusammengestellt ist. Enthält sie auch nichts Großes, Zwingendes, Fortreißendes, so enthält sie doch des wirklich Guten mancherlei: keine unruhig brennende Fackel, kein weithinstrahlender Feuerschein, aber ein rein aus sich selbst leuchtendes Licht. Warum der Titel „Fürchtet euch nicht" heißt, ist mir aus dem Inhalte des Büchleins nicht klar geworden.

6. Naive Welt. Schwäbische Lieder und Idyllen von Eduard Hiller. Stuttgart, Lutz. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Im Dialektgewande seiner Heimat tritt E. Hiller uns entgegen, und dieses Gewand steht ihm vorzüglich. Das

ist kein theatralischer Faltenwurf, keine unnatürliche Drapirung, das ist der echt schwäbische Kittel, wol auch mit Löchern und Flicken, wie ihn der Bauer trägt. Daß auch die Dialektdichtung Dichtung sein muß, soll sie Anspruch auf Kunstwerth haben, scheinen zwar viele Dialektdichter nicht zu wissen und die entzückten Leser solcher Dichtungen noch weniger — dennoch bleibt es eine unumgängliche Forderung. Die Dichtungen Hiller's entsprechen dieser Forderung, denn sie sind alle durch Herz und Gemüth hindurchgegangen, darum sind auch in dieser Sammlung die in andern Dialektdichtungen überwuchernden Schnurren und Schnacken und die leichten, nur zu einem mehr oder weniger derben Spruche oder Witzworte hinzugedichteten Verschen selten, und wo Hiller solches versucht, wie in den „Schwäbischen Dorfschulzen", da ist es meistens mislungen. Denn Hiller's Dialektmuse ist etwas schwerfällig, seine Sprache schwerflüssig, nicht kurz und schlagend, sondern behaglich und breit. Man hat oft den Eindruck, als ob er erst im Verlaufe eines Gedichts so recht in den dichterischen Fluß gerathe, und die Anfangsverse manches im Verlaufe echt schwäbischen Gedichts scheinen hochdeutsch gedacht, z. B.:

Älsgmach wurds jetzt still und leis,
Obedlüftle, weiche, gschlachte,
Sind no' hoimlich uf der Reis,
s Weideläubich regt se sachte —

das ist nicht schwäbisch gedacht und auch in Ausdruck und Reim nicht gut schwäbisch. Im großen Ganzen aber sind diese Gedichte echt schwäbisch und, ohne über den Rahmen des Bäuerlichen hinauszugehen, von einer bemerkenswerthen Vielseitigkeit, was man sonst von den Dialektgedichtsammlungen nicht sagen kann. Man wird alle möglichen Seiten des schwäbischen Charakters darin finden; sie sind ein treues Bild des Schwaben, wie er wirklich ist. Und sie wären das, auch wenn der Dichter einige Derbheiten des schwäbischen Ausdrucks gemildert oder weggelassen hätte. Unsere schwäbische Dialektdichtung leidet ohnedies unter dem Vorurtheil, als ob sie gemeiner und niedriger wäre als die anderer deutscher Volksstämme, ein Vorurtheil, das sich aus den Zeiten und Dichtungen eines Weitzmann und Nefflen herschreibt, aber für die jetzige Dialektdichtung keineswegs mehr zutrifft. Dennoch muß sie sich immer noch in die Gesindestube verweisen lassen, während z. B. die bairische Dialektdichtung — ich weiß nicht aus welchem Grunde — salonfähig ist. Wir Schwaben können uns darüber freilich so lange nicht beklagen, als der gebildete Schwabe, welche bekanntlich ein sogenanntes Honoratorendeutsch, d. h. eine häßliche Mischung von Schriftdeutsch und Dialekt spricht, die Dialektdichtung seines Stammes selbst für etwas Gemeines ansieht. Dieser gebildete Schwabe kennt aus dem angeführten Grunde den schwäbischen Dialekt in der Regel nur sehr oberflächlich und noch weniger beherrscht er ihn. Das geht selbst uns in gebildeten Familien aufgewachsenen Dialektdichtern nach, und ich weiß keine Sammlung schwäbischer Dialektdichtungen, meine eigenen nicht ausgenommen, welcher nicht Kenner des Dialekts Fehler gegen denselben vorgeworfen haben. Auch Hiller ist von zahlreichen Fehlern nicht frei; ich habe aber um so weniger Grund, sie einem wesentlich nichtschwäbischen Leserkreise aufzuzählen, als die überwiegende Mehrzahl seiner schwäbischen Leser sie nicht bemerken wird. Daß es dem Buche an Lesern innerhalb und außerhalb Schwabens nicht fehlen wird, glaube ich mit Gewißheit voraussagen zu können.

Richard Weitbrecht.

Pädagogische Schriften.

1. Eine neue deutsche Schule nach Hugo Göring. Von W. Preyer. (Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markau, dritter Band, viertes Heft). Bielefeld, Helmich. 1890. Gr. 8. 60 Pf.
2. Die deutsche Schule und das classische Alterthum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts von Arnold Ohlert. Hannover, C. Meyer. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium. Ein Wort an alle Freunde höherer Bildung von M. Baenitz. Berlin, Wilhelmi. 1890. Gr. 8. 1 M.
4. Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig von H. Raydt. Hannover, C. Meyer. 1891. Gr. 8. 50 Pf.
5. Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höhern Schulwesen. Von C. Conradt. Zweite mit einigen Zusätzen versehene Auflage. Wiesbaden, Kunze Nachfolger. 1890. Gr. 8. 50 Pf.
6. Die moderne Erziehung und ihre Folgen in körperlicher und sittlicher Beziehung. Von G. A. Weiß. (Schuhr's Sammlung volksthümlicher Vorträge auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, der körperlichen Erziehung und der Unfallverhütung, Heft 2.) Berlin, Iſleib. 1890. 8. 60 Pf.
7. La Réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle. Basedow et le Philanthropinisme. Par A. Pinloche. Paris, Colin & Cie. 1889. 8. 7 fr. 50 c.

Mit Ruhe und Befriedigung kann sich der pädagogische Berichterstatter d. Bl. an die Besprechung der Schriften machen, welche ihm die Wellen der pädagogischen Sturmflut in letzter Stunde ans Ufer geworfen haben. Die Sturmflut hat das kostbare Gut unser höhern Bildung nicht zu verschlingen vermocht; der scharfe Wind der kaiserlichen Rede, der sie erst tiefer aufzuwühlen schien, hat vielmehr dazu gedient, die gefährlichsten Wogen rückwärts zu treiben und den Wehrdamm fester zu schließen, indem er die Unhaltbarkeit veralteter, unnützer Stellungen besonnenen Wächtern zeigte und sie veranlaßte, sich auf die Hauptstellung zu beschränken. Nicht als ob wir glaubten, die Gefahr könnte nicht wiederkehren, nicht als ob wir

auch nur wünschten, sie möchte fern bleiben. Tage der Gefahr dienen immer zur Festigung und die Geschichte der Pädagogik weist uns zwar immer das Misglücken der Revolutionsversuche, aber immer doch reichen Segen auf, der aus ihnen floß.

Die Schulconferenz hat getagt und das Ergebniß derselben bewegt sich im großen und ganzen in den Linien der besonnenen, organischen Weiterentwickelung, der wir immer das Wort geredet haben: nur zwei höhere Schulen, lateinische und lateinlose, Beibehaltung der altclassischen Grundlage der Gymnasien, aber möglichste Einschränkung des grammatischen Betriebes, Wegfall des lateinischen Aufsatzes und griechischen Scriptums, Betonung des deutschen Unterrichts, Erhebung des Zeichnens aus seiner Aschenbrödelstellung, vermehrte Körperpflege, Regelung*) des Berechtigungswesens: große, aber besonnene, im Rahmen einer organischen Entwickelung mögliche Fortschritte, ein Ergebniß würdig einer Versammlung, die im ganzen die Blüte des deutschen pädagogischen Geistes darstellte. Hoffentlich hält sich nun die Ausführung in diesen Linien.

Freilich die „Neue deutsche Schule" Göring-Preyer's (Nr. 1) wird nach diesem Ergebnisse die Tage nicht sobald kommen sehen, da der Staatssäckel ihren theuern Sport bezahlt und das deutsche Volk es sich Unsummen kosten läßt, um den Ruhm des deutschen Geistes, seine Gründlichkeit und Tiefe, zu vernichten. Daß indessen diese pädagogische Misgeburt erfolge und in einigen Exemplaren aus Privatmitteln am Leben erhalten werde, können ihre Erzenger nicht lebhafter wünschen als wir; wir freilich wünschen es nur, damit aller Welt klar werde, daß sie nie und nimmer die Schule ist, die unserm Volke die höhere Bildung hüten und pflegen, dasselbe zum Leben, das ein Kampf und kein Spiel, kein Sport ist, erziehen kann. Das vorliegende Schriftchen enthält einen Vortrag, den Professor Preyer zur Empfehlung der Göring'schen Schule gehalten hat und der in ein begründendes und empfehlendes Einleitungs- und Schlußwort und in eine Darlegung des Programms des neuesten pädagogischen Wechselbalgs zerfällt. Ich habe in meiner bescheidenen Existenz wirklich gestaunt, aus dem Munde einer der Koryphäen deutscher Wissenschaft so einseitige und parteiblinde Sätze zu hören: „Die Armee der Kleinen, die Armee der Zukunft hat nicht die nöthige Fürsorge erfahren!" (S. 1.) Wie? Ich glaubte, nirgends geschehe auf pädagogischem Gebiete an unsern „Kleinen", von den kleinsten bis den größten, so viel, als in den Ländern deutscher Zunge, und wenn ich meine Geschichte der Pädagogik aufschlage, so finde ich auf ihren leuchtendsten Blättern deutsche Thaten verzeichnet. Aber freilich immer haben Reformstürmer besonnener Entwickelung weichen müssen, und darum — ist nichts geschehen! „Die Erziehung und Unterweisung unserer Söhne bildet gegenwärtig nicht nur eine wichtige, sondern geradezu die wichtigste innere Frage" (S. 1). Gegenwärtig nur? Und nimmt sie denn nur der wichtig, der phantastische Reformpläne entwirft und auf dem geduldigen Papier den pädagogischen Himmel erstürmt, und der nicht, der in treuer, ernster Arbeit seines Lebens Kraft einsetzt, auf erprobtem Wege den Wagen weiterzuziehen? „Während die Armeeverwaltung jederzeit jedem Verbesserungsvorschlage sich zugänglich erwies, einsichtsvoll und kritisch immer aus dem Guten das Bessere, aus dem Besseren das Beste ausschied und anwendete, kann ein Gleiches von der Unterrichtsverwaltung nicht gesagt werden, obwol sie ebenfalls einsichtsvoll und sorgfältig prüft." Also weil die „einsichtsvolle" Prüfung nicht zu Gunsten des Reformsturms ausgefallen ist, hat die Unterrichtsverwaltung nichts geleistet, werden alle die weisen Maßregeln, mit denen sie eine besonnene Weiterentwickelung unseres höhern Schulwesens förderte, für nichts erachtet? „Die meisten Aeltern haben nicht Zeit und auch nicht die Macht (!), ihre Söhne gehörig zu controliren und passend im Freien zu beschäftigen" (S. 3). Aha! Die Aeltern „haben keine Zeit" für das wichtigste Geschäft derselben, und darum sind nicht die Aeltern, sondern — die Schule schuld! Statt daß Schule und Haus redlich zusammen arbeiteten, wie es jede gesunde Pädagogik verlangt, soll die Schule die Bonne machen, welche den Aeltern alle Mühe mit den bösen Buben erspart! Und da sollte nicht gelten, was Preyer an anderer Stelle sagt: „Unsere Kinder werden unsere Richter sein?" — „Die amtliche Statistik über die Universitäten hat bewiesen, daß die dauernd untauglichen, welche ganz vom Militärdienst befreit bleiben, unter den Studirenden um mehr als drei Procent zahlreicher sind, als bei denen, welche andere Schulen besucht haben" (S. 3). Selbst angenommen, dieser kleine Procentsatz werde nicht aufgewogen durch die andere Thatsache, daß die Anzahl der aus der Studentenwelt ausgehobenen Soldaten im Verhältnisse größer ist als die aus dem Handwerkerstande und den Arbeiterkreisen ausgehobene Anzahl — gibt das die Berechtigung, von den „physischen Mängeln der Gymnasialabiturienten" überhaupt zu reden? Wie viele, ganze Klassen sehen wir Lehrer frisch und fröhlich sich tummeln, darunter oft gerade die besten auch die gesündesten! Von wie manchem dagegen wissen wir, daß er seine „physischen Mängel" ganz andern Dingen verdankt als dem Unterrichte und der Arbeit!

Weiter beklagt Preyer „die mangelhafte Erziehung der Sinne, die manuelle Ungeschicklichkeit". Nun da könnte man ja auf den Zeichenunterricht allgemein verpflichten, den Naturwissenschaften mehr Zeit und bessere Methode angedeihen lassen, auch wol dem Vater rathen, dem Jungen zu Hause eine Hobelbank oder dergleichen anzuschaffen? Nein, da tangt die ganze Schule nichts, weg mit ihr! Viele werden kurzsichtig „zum Theil durch Lesen und Schreiben bei mangelhafter Beleuchtung, zum Theil durch Krummsitzen, mangelnde Gelegenheit in der Jugend lange und oft in die Ferne zu sehen und andere Mängel der

*) Unsers Erachtens aber noch nicht genügende Regelung. D. Red.

Schule" (S 3). Also weg mit diesen Mängeln? Behüte Gott! Weg mit der ganzen Schule! Der Jude wird eben verbrannt! Die Gymnasien sind „undeutsch oder wenigstens nicht deutsch genug". Haben denn nicht diese Gymnasien die Patrioten der Befreiungskriege und die Patrioten von 1870 miterzogen? Kann man denn nur aus deutscher Geschichte und Sprache Patriotismus saugen? Ein Leonidas, ein Curtius u. s. w. sollten nicht mehr dazu begeistern? Kann man überhaupt zum Patriotismus dressiren? Und könnte man denn nicht jedenfalls durch Reorganisation des Geschichts- und Deutschunterrichts helfen? Nein! Die ganze Schule taugt nichts! Die französischen und englischen Schulen werden gepriesen, weil „der französische Knabe vor allem zum Franzosen, der englische vor allem zum Engländer erzogen wird" (S. 4). Ich denke doch, ein noch höherer Ruhm ist es, den Knaben erst zum Menschen zu erziehen und dann erst seine Erziehung zum Deutschen, d. h. zum pflichtgetreuen Bürger vorzubereiten, die das Leben erst vollenden kann. „Der zu weit getriebene und zu früh begonnene Unterricht in den alten fremden Sprachen und die vernachlässigte Uebung des Muskelsystems und der Sinne . . . wirken zusammen mit dem vielen Wortwissen, den Studenten ungeeignet zu machen für irgend welchen praktischen Beruf" (S. 5 fg.). Ein solcher Unterricht passe nur für Gelehrte, die Professoren werden wollen, besonders für Sprachforscher! Ich will nicht ausführen, welche Herabwürdigung des deutschen Professorenthums, zu dem Preyer doch wol auch gehört, in diesen Worten liegt; ich will nur solchen Uebertreibungen gegenüber auf die vielen großen Männer praktischer Wissenschaft, die deutschen Aerzte in erster Linie, verweisen, die das bisherige System, ja auch das noch viel „lateinischere" früherer Zeiten hat werden lassen. Sind sie's alle trotz des Systems geworden? Nun dann kann wenigstens der Schaden desselben nicht groß sein. Und würde wol die neue deutsche Schule lauter „Lebensgenies" zeitigen, würden Unbeholfenheit, Ungeschicklichkeit Neigung zur Lebensabkehr ganz verschwinden? Wenn man doch nur nicht immer die menschliche Natur als einen todten Klotz anschaute, den man nur so oder so behauen dürfte, um ihm die gewünschte Gestalt zu geben!

Doch was soll nun dem deutschen Volke als Ersatz für die höhere Schule geboten werden, bei der es groß geworden ist im staatlichen und culturellen Leben? Göring's neue deutsche Schule, eine Schule, die die Arbeit zur Spielerei machen und die Thätigkeit des Knaben der Zersplitterung überliefern will, in einer Weise, wie sie schlimmer in der ganzen Geschichte der Pädagogik nicht zu finden ist. Geschichte der Pädagogik!! Es ist in Deutschland nicht mehr „modern", aus der Geschichte der Pädagogik zu lernen! — Theoretischer Unterricht wird nur vormittags gegeben, vier Stunden auf der obersten Stufe, mit je funfzehn Minuten Pause, Hausaufgaben gibt's keine, alle schriftlichen Aufgaben werden in der Schule gemacht, Censuren sind abgeschafft, Prüfungen auch — das reinste pädagogische Schlaraffenland! Wenn nur das Leben, das darauf folgt, auch eins wäre! Getrieben wird: Fechten mit Rappier, Säbel, Stoßdegen, Bajonnet; Schießen mit Flinte, Bogen und Armbrust; Segeln, Rudern, Radeln, Reiten, Tanzen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Jugendspiele; Tischlern, Drechseln, Flechten, Buchbindern, Eisenarbeiten; Obst-, Blumen- und Getreidepflege; Pflege von Kleinvieh und Geflügel; Besuch von Handwerksplätzen, Handelshäusern, Eisenbahnanlagen, Telegraphen- und Postanstalten, großen Städten und fremden Ländern; kaufmännisches Rechnen, Buchführung und Handelscorrespondenz in deutscher, englischer und französischer Sprache; Volkswirthschaftslehre, Gesetzeskunde der Gegenwart; chemische und physische Technologie; alte deutsche, französische und englische Sprache und Literaturgeschichte, auch Spanisch und Italienisch, wenn einer will; Geschichte, deutsche Kunst- und Culturgeschichte; Mathematik; Naturwissenschaften unter Lektüre deutscher, englischer und französischer Lehrbücher; Zeichnen, Malen, Musik; Samariterdienst! Griechisch und Lateinisch lernen nur noch die Parias der Menschheit, die Theologen und die Philologen, und auch diese sollen nur das Verständniß von Homer's „Odyssee" und von Livius erreichen! Zu was sie dann eigentlich Griechisch und Lateinisch lernen, weiß Gott.

Ueber die Methode der neuen Schule wird so viel verrathen, daß man merkt, alles soll möglichst auf dem Anschauungswege und spielend erlernt werden. Es muß jedenfalls eine Wundermethode sein; denn wenn ein Schüler dieser Schule die Reife, wie sie das Abiturientenexamen der humanistischen Gymnasien bietet, erlangen will, bedarf es nur „der ausdrücklichen Erklärung seitens der Aeltern oder Vormünder vor dem Eintritt in die dritte Stufe, um ihn zur Ablegung der betreffenden Prüfung vollkommen befähigt zu machen". Man sieht, mit Bedenken tragen sich die Herren der neuen deutschen Schule nicht. Preyer's Schrift ist geradezu typisch für die Reformstürmer.

Einen viel wohlthuendern Eindruck macht die Schrift A. Ohlert's „Die deutsche Schule und das classische Alterthum" (Nr. 2), die wol das Gründlichste, Besonnenste, Wissenschaftlichste ist, was die radicale Reformpartei geliefert hat. Oder sollte er von dieser gar nicht als einer der Ihren anerkannt werden, weil er zwar radicale Ziele anstrebt, aber erklärt, der Uebergang müsse sich „auf dem Wege langsamer Entwickelung vollziehen"? Es genügt ihm, „wenn vorderhand der lateinische Aufsatz wegfällt, der lateinische Unterricht etwa um zwei Stunden vermindert und der deutsche entsprechend verstärkt wird. Zugleich muß für die Heranbildung eines neuen Lehrmaterials, das den erhöhten Anforderungen gewachsen ist, gesorgt werden" (S. 156). Als Endziel aber, dem die Entwickelung unserer höhern Schulen entgegenstreben soll, erscheint ihm „die volle Ausgestaltung aller nationalen und modernen Bildungsbestandtheile, mit Beibehaltung des griechischen, aber Beseitigung des lateinischen Unterrichts" (S. 155). Er folgert dies daraus, daß das moderne Denken und

Empfinden über die antike Cultur, wie über die Auffassung des 18. Jahrhunderts, dessen humanistisches Bildungsideal aus dem Gegensatze einer charakter- und thatenarmen (?) Zeit zu einer glanzvollen Vergangenheit entsprungen, endgültig hinweggeschritten sei: 1) durch die Werthschätzung des realen Lebens; 2) durch die gewaltige Steigerung des Wissens nach Umfang und Methode; 3) durch die völlige Ausbildung des Nationalitätsgedankens; die Ansicht aber, die grammatische Schulung sei das beste Mittel zur Stärkung der Verstandeskräfte und zur Heranbildung des wissenschaftlichen Denkens, widerspreche den Ergebnissen der neuern Psychologie und der Sprachwissenschaft.

Es hieße einem Buche von der Gründlichkeit des Ohlert'schen Unrecht anthun, wenn man es auf dem kleinen Raume, der mir hier zu Gebote steht, kritisiren wollte. Indem ich für vieles auf die seinerzeit von mir angezeigte Planck'sche Schrift („Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel") verweise, kann ich doch einige Bemerkungen über die ganze Beweisführung nicht unterdrücken. 1) Mit welchem Rechte beschränkt Ohlert die Humanitätsidee auf das 18. Jahrhundert? Hatte sie nicht schon vorher ihre Geschichte? und hat nicht das Gymnasium, das nach ihm noch heute der Träger derselben ist, im 19. Jahrhunderte eine große Entwickelung durchgemacht? Das 18. Jahrhundert dem modernen Geiste gegenüberstellen und glauben, damit habe man das heutige Gymnasium dem modernen Geiste gegenübergestellt, heißt denn doch eine eigenthümliche historische Beweisführung. 2) Man wird sicher dem 18. Jahrhunderte nicht gerecht, wenn man es einseitig unter dem Gesichtspunkte der Nationalitätsidee kritisirt; nur so kann man zu dem Ergebnisse kommen, es sei ein „charakter- und thatenarmes Jahrhundert gewesen. 3) So oberflächliche und vorschnelle Beweise sollte ein Mann der wissenschaftlichen Betrachtung nicht führen, wie den, daß die Philologie überhaupt den deutschen Stil verderbe, weil drei große Philologen, deren Schriften Ohlert daraufhin geprüft, häufig einen schlechten Stil geschrieben haben. Es wäre mir ja leicht, in derselben Weise drei andere große Philologen herauszugreifen, die ein treffliches Deutsch schrieben, und nun als bewiesen anzunehmen, daß die Philologie den deutschen Stil fördern müsse — eine Thorheit, die mir nicht beifällt, da ich es mit Ohlert gegen die eingefleischten Philologen halte, die behaupten, in jeder Lateinstunde werde ja Deutsch getrieben, und mit ihm sage: Aus der lateinischen Grammatik und an dem lateinischen Stil ist nie und nimmer das Deutsche zu lernen; dazu gehören eigene, und zwar viele Stunden. Geschmacklos ist es auch, wenn Ohlert einen Mann, wie Oskar Jäger, einen „harmlosen Menschen" nennt. Er ist dies weder im eigentlichen, noch im ironischen Sinne, wie Herr Ohlert rasch merken würde, wenn Jäger einmal ihn aufs Korn nähme.

Den Versuch eines Philologen, das Gymnasium durch einige Zugeständnisse zu retten, stellt M. Baenitz' Broschüre „Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium" (Nr. 3) dar, die manchen guten Gedanken, aber ebenso auch manche philologische Halsstarrigkeit enthält und im ganzen sehr trocken geschrieben ist. Diesem Manne ist „unsere höhere Jugendschule durch eine anderthalbtausendjährige glänzende Cultur, von deren Früchten alle Völker Europas mitzuleben gewohnt sind, in ihrem Geiste und Streben als richtig und segensreich bewährt" (S. 3 fg.). Wenn ihr auch manches mit Recht vorgeworfen werde, so dürfe darum die Losung der Reform noch lange nicht sein: fort mit dem Gymnasium! sondern die Reformfrage sei so zu stellen: „Wie können wir in unserer höhern Jugendbildung, ihren alten gelehrtforschenden und tiefgehenden Charakter bewahrend, denjenigen Bedürfnissen gerecht werden, die sich durch den Gang der Verhältnisse als durchaus nothwendig herausgestellt haben?" (S. 9). Diese Bedürfnisse sind ihm: 1) Schonung der Schüler; 2) Berücksichtigung des praktischen Lebens. In diesem Sinne entwirft er nun einen Plan, wobei er Gymnasium und Realgymnasium als gleich werthvolle Vorbereitungsanstalten für die Universität ansieht. In letzterm Punkte hat der Verlauf der Schulconferenz dem Verfasser schon eine Enttäuschung gebracht; denn das Schicksal der Realgymnasien scheint besiegelt zu sein, und nicht viele Leute werden diesem halben Institut eine Thräne nachweinen. Auch sonst wird Baenitz seinen Plan nicht von vielen gebilligt zu sehen. Dieser hat zwar den Vorzug, ein durchgeführter Plan zu sein, nicht nur Theorie und Phrase; aber er beweist auch, wie schwierig ein solcher zu entwerfen ist, namentlich wenn man, wie Baenitz, allen Interessen gerecht werden will. Wie, wenn z. B. darin das Deutsche mit nur zwei Stunden, die lebenden Fremdsprachen ebenso dürftig bedacht sind? Wenn es von der Mathematik heißt, die Hälfte der heutigen Anforderungen müsse gestrichen werden? Der Plan scheint mir überhaupt zu mechanisch gemacht zu sein, ohne Berücksichtigung der stofflichen und individuellen Eigenthümlichkeiten. Damit auch diejenigen das Gymnasium oder das Realgymnasium besuchen können, welche nur das Einjährigenexamen haben wollen, sollen diese Anstalten so eingerichtet sein, daß mit diesem Zeitpunkte ein ethischer und praktischer Abschluß erreicht wird. Hier freilich kommt der Verfasser über ein paar Gemeinplätze nicht hinaus. Neben obgenannten Anstalten will er sodann noch lateinlose Schulen haben für die rein praktischen Berufe. Die Körperpflege soll in den Plan von 32 Stunden aufgenommen werden: zwei Turnstunden und ein obligatorischer Spielnachmittag. Sehr gut ist die Bemerkung, daß wir in einer mehr als tausendjährigen folgerichtigen weltgeschichtlichen Entwickelung unsers Schulwesens stehen und daß wir diese Entwickelung weiterzuführen und als lebensfähig und gesichert den nächsten Generationen zu überliefern haben. Da hat er recht; und das ist etwas anderes, als die Bocksprünge und Purzelbäume unserer Reformer sans phrase!

Vermehrte Körperpflege ist als ein Hauptpunkt der Reform ziemlich allseitig zugestanden, und öfters schon hat

man auf England als Vorbild hierfür hingewiesen, zum Theile unter Verkennung der völlig andern äußern Verhältnisse, zum Theile aber auch in verständiger Weise, wie H. Raydt schon früher in seiner Schrift „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper" und nun in einem Vortrag: „Das Jugendspiel" (Nr. 4). In letzterm schildert er kurz aber anziehend die gebräuchlichsten englischen Jugendspiele und ihren Nutzen für Körper- und Charakterbildung. Doch steift er sich nun nicht darauf, gerade nur die englischen Spiele in Deutschland einzuführen: jedes Spiel mit energischer Körperbewegung im Freien ist ihm recht, so auch manche der üblichen deutschen Spiele. Er verkennt auch die Ansätze nicht, die bei uns schon zu finden sind, verlangt aber als Ziel das obligatorische Jugendspiel. Finanzielle Bedenken kommen ihm nicht in Betracht; denn pro patria est, dum ludere videmur. Wenn er auch die Clubs und Matches der englischen spielenden Jugend rühmend erwähnt, so wünsche ich meinestheils, daß diese Auswüchse unserer Jugend fernbleiben mögen. Ich zweifle hieran auch nicht; die Verhältnisse werden es von selbst mit sich bringen.

Eine scharfe antireformerische Kundgebung ist die des Gymnasialdirectors Dr. Conradt: „Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höhern Schulwesen" (Nr. 5). Der bitterste Unmuth, wie ihn ein pflichtgetreuer und erfolgreicher Lehrer empfinden muß gegenüber den oft so oberflächlichen und grundlosen Beschuldigungen, die Dilettanten heutzutage gegen unser Schulwesen und seine Träger schleudern, und gegenüber der Vernachlässigung, die der Staat letzteren im Vergleiche zu andern Beamten angedeihen läßt, spricht aus dieser Schrift, die prächtig geschrieben ist, frisch, geistreich und schlagend, oft freilich auch von ätzender Schärfe. Besonders schlecht kommt Güßfeldt weg, der mit wahren Keulenschlägen erlegt wird. Conradt scheint eine urwüchsige Persönlichkeit, und da ist es zu erklären, daß er ein Feind der Methode ist, deren Werth denn doch bei gewöhnlichen Menschenkindern unschätzbar ist, solange sie nicht zur Formenreiterei ausartet. Der Reform dürfte er noch etwas mehr zugestehen, ohne daß diese darum den Charakter besonnener Entwickelung verlöre. Ein scharf umrissenes Bild von der socialen Stellung des preußischen Gymnasiallehrers gibt der zweite Theil der Schrift, der für Fernerstehende fast Unglaubliches enthält.

Nicht nur auf die Schule, sondern auf die moderne Erziehung überhaupt bezieht sich ein Vortrag, den G. A. Weiß in Schuhr's „Sammlung volksthümlicher Vorträge" veröffentlicht hat (Nr. 6). Weiß hält der modernen Erziehung ein großes Sündenregister vor, in aphoristischer Weise sein Thema abhandelnd, oft in bedenklichem Deutsch sich bewegend und im allgemeinen zwischen Trockenheit und blühender Phrase hin- und herschwankend (S. 13!), Wesentliches und Unwesentliches urtheilslos untereinandermengend, öfters übertreibend und durch seine Neigung, alles ins allgemeine zu ziehen, sich um seine Wirkung bringend. Immerhin ist gar manches treffende Wort zu finden, und jedenfalls ist es dem Verfasser ernstlich um seines Volkes Wohl zu thun. Die Antwort, wie den übeln Folgen der modernen Erziehung zu begegnen sei, fällt gar kurz aus.

Endlich liegt noch ein stattlicher Band in französischer Sprache vor mir, von einem französischen Professor geschrieben: „La réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle" (Nr. 7). Es scheint, als ob man in Frankreich, wo bisher die Geschichte der Pädagogik wenig gepflegt wurde, den Werth historisch-pädagogischer Studien zu der Zeit besser erkenne, da man in Deutschland von vielen Seiten es verschmäht, aus der Geschichte der Pädagogik zu lernen. Ganz in der gründlichen Art deutscher Gelehrsamkeit auf Grund eines erstaunlichen Quellenstudiums und mit großem wissenschaftlichen Apparat untersucht A. Pinloche die für Deutschlands pädagogische Entwickelung so wichtige Erscheinung des Philanthropismus, seine Geschichte, seine Lehren und ihren Einfluß. Wenn er letztern auch bedeutend überschätzt und andere Factoren der Entwickelung übersieht, ist doch das breite, aber hoch interessante Buch eine wissenschaftliche Leistung und verdient vollauf eine deutsche Uebersetzung.

Eduard Haug.

Veröffentlichungen zur Grillparzer-Feier.

1. Gedichte von Franz Grillparzer. Jubiläumsausgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters. (1791—1891.) Mit dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 10 M.

Zum hundertsten Geburtstage Franz Grillparzer's, an dem die Bl. in ihrer Nr. 3 ein Gedenkwort dem großen Dichter Oesterreichs widmeten, hat der alte Classikerverlag von Cotta eine Prachtausgabe seiner Gedichte in glänzender Ausstattung erscheinen lassen. Das Buch stellt sich als etwas Besonderes nicht nur durch die Schönheit des Papiers, des Drucks mit den feinen rothen Randleisten jeder Seite und durch den prächtigen Einband hin, sondern bietet die Gedichte in einer von den bisherigen Ausgaben gänzlich abweichenden Anordnung und in neuer Textgestaltung. Diese Jubiläumsausgabe ist vom Herausgeber der vor zwei Jahren veranstalteten vierten Gesammtausgabe von Grillparzer's Werken, Professor August Sauer in Prag, besorgt. Erst jetzt ist es möglich geworden, der Ausgabe von Grillparzer's Gedichten eine in des Dichters Nachlaß aufgefundene, von fremder Hand geschriebene, aber von ihm selbst verbesserte Sammlung, die die Mehrzahl seiner in den Jahren 1817—40 entstandenen und veröffentlichten Gedichte in sinnreicher Anordnung enthält, zu Grunde zu legen:

Das was der Dichter um jene Zeit für sein Reifstes und Bestes hielt und was er nach den damaligen Censurverhältnissen in einem in Oesterreich gedruckten Werke veröffentlichen zu können meinte, alles das ist zweifellos in dieser Auswahl zusammengefaßt. Manches ist darunter, was bisher ungedruckt war, der Text weist verschiedene Besserungen auch gegenüber den ersten Drucken auf. Diese Sammlung bildet die erste Abtheilung der vorliegenden Ausgabe.

Durch die Aufnahme dieser vom Dichter selbst getroffenen Sammlung war aber für die neue Ausgabe der Gedichte zweierlei ausgeschlossen. Weder war es möglich, die sämmtlichen Gedichte Grillparzer's in rein chronologischer Reihenfolge vorzulegen, noch konnten die von Grillparzer selbst in Zeitschriften und Almanachen veröffentlichten Gedichte von den erst aus seinem Nachlasse bekannt gewordenen strenge geschieden werden. Vielmehr mußte es sich jetzt darum handeln, die aus der Zeit von 1817 bis 1840 stammenden Gedichte, die in der Grillparzer'schen Auswahl nicht enthalten sind, sowie die Masse der seit 1840 entstandenen in einer Anordnung vorzulegen, die von jener der ersten Abtheilung nicht zu stark absticht.

Diese Zusammenstellung dürfte dem kundigen und pietätvollen Herausgeber wohlgelungen sein. Soweit sein Vorbild es zuließ, hat er sich der Gruppirung wieder genähert, die in der Sammlung des Freiherrn von Rizy („Wiener Grillparzer-Album", Stuttgart 1877) getroffen worden und in die dritte und vierte Gesammtausgabe übergegangen ist. „Die Gelegenheitsgedichte — um nur eins zu bemerken — mußten nach Grillparzer's Vorgang eine eigene Gruppe bilden; die zahlreichen Stammbuchblätter wird man gern in geschlossener Kette an sich vorüberziehen lassen." In alle Gruppen sind einzelne bisher ungedruckte Gedichte aufgenommen; andere sind aus den Handschriften vermehrt und verbessert worden. — Die dritte Abtheilung wird durch eine Auswahl von Grillparzer's noch unveröffentlichten Epigrammen gebildet, die mit den noch ungedruckten zusammen gleichsam ein poetisches Tagebuch des Verfassers abgeben würden. Seit Anfang der dreißiger Jahre beginnen sie, nach der Mittheilung des Herausgebers, reichlicher zu fließen und erweitern sich allmählich zu einer förmlichen Chronik der Tagesereignisse: „Alle Lebensfragen des deutschen Volks werden darin, wenn auch oft in ablehnender Weise, gestreift; die heimischen Verhältnisse ebenso gegeißelt wie die fremden." Wir schließen die Ankündigung der würdigen Festgabe, die Grillparzer's Verleger dem deutschen Volke dargebracht, mit der Wiedergabe eines der schönsten Herzenstöne des Dichters, der sich selbst in einem Stammbuchverse (S. 421) also gezeichnet hat:

Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn.

Schweigen.

Als ich noch jung war,
Liebt' ich zu klagen,
All was dem Herzen leid,
Vielen zu sagen;

Nun da ich älter,
Hehl' ich die Pein,
Schließe den Kummer
Im Innersten ein.

Denn ich erfuhr es,
Kalt ist die Welt,
Und nur der Antheil
Lindert, was quält.

So wie das Vöglein,
Jedermann kennt's,
Das seine Liebe
Flötet im Lenz,

Aber vorüber
Rosen und Brut,
Lautlos in Zweigen
Fürder nur ruht:

So meine Muse,
Also mein Herz,
War doch ihr Lied nur
Sehnsucht und Schmerz.

Friedrich Bienemann.

2. Franz Grillparzer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens von A. Trabert. Mit Illustrationen von E. Kozeluch, E. Luttich von Lüttigheim und Th. Mayerhofer. Wien, Verlag Austria, Drescher u. Co. 1890. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Das vorliegende Werk ist die Arbeit eines Mannes, der, selbst auf poetischem Gebiete thätig, Sinn und Geschmack für die Schönheiten echter Dichtkunst und die Absicht hat, in diesem Buche ein Bild von Grillparzer's Leben und Schaffen zu zeichnen „und zugleich auch seinen österreichischen Patriotismus ins rechte Licht zu stellen". Den übrigen Biographien und Besprechungen der Denk- und Dichtweise Grillparzers gegenüber steht A. Trabert auf christlich-katholischem Standpunkte. Es hindert derselbe den Verfasser nicht, allen Schönheiten der Schöpfungen des großen wiener Dramatikers gerecht zu werden; auch der Tadel, welcher hie und da zu Tage tritt, entstammt dem ästhetischen Gerechtigkeitssinne. Wir sehen in dem Autor einen edel denkenden, für Grillparzer begeisterten Mann, welcher die Verhältnisse, unter denen der Dichter aufgewachsen und zu seinem Schaffen angeregt worden ist, wohl zu beurtheilen versteht. Es berührt auch angenehm, wenn er bemerkt, daß sein Werk kein Buch für Gelehrte sein soll, sondern

ein Buch für das Volk; ein Buch mit der Bestimmung, einzudringen in alle Schichten der großen deutschen Nation, um in demselben an dem Bilde unseres Dramatikers Franz Grillparzer und durch die Schilderung seines dichterischen Schaffens, die in trüber Zeit theils abgeblaßten, theils wol ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft unserer Väter waren und unsere wahrhaft von Gott begnadeten Dichter auf die steile Höhe ihrer Kunst gehoben haben.

Es liegt in diesem Satze schon angedeutet, daß dem poetischen Schaffen Grillparzer's mehr Aufmerksamkeit in dem Werke zugewendet wird als den eigentlichen biographischen Angaben. Uebrigens weiß auch in letzterer Beziehung Trabert, wenn auch nichts Neues zu bieten, so doch auf bisher wenig Beachtetes hinzuweisen und seine wiener Localkenntniß kommt ihm dabei in trefflicher Weise zu Hülfe. Einige seltsame, man kann sogar sagen für ein derartiges Werk geschmacklose Kapitelüberschriften im biographischen Theile wie etwa: „Ein junger Löwe zeigt seine Krallen", „Im mürrischen Hause", „Der Bibliothekstrottel", „Was aus dem Kindlein geworden ist", wären nicht gerade nothwendig gewesen. Dafür enthält die Schilderung der Ludlamshöhle eine hübsche und klare Uebersicht der vormärzlichen wiener literarischen Verhältnisse, welche der Verfasser oft aus persönlicher Betheiligung zu kennen scheint. Besonders beachtenswerth ist die eingehende, nicht selten mit Proben belegte Besprechung der Dramen Grillparzer's und deren ästhetisch-kritische Würdi-

gung selbst bis in Einzelheiten. Und nicht allein, daß der Verfasser dem Dramatiker seine Aufmerksamkeit zuwendet, auch dem Lyriker und selbst dem Erzähler Grillparzer wird dieselbe zutheil, hat doch in der Erzählung „Der arme Spielmann" der Dichter eine musterhafte Arbeit geboten, die zwar in kleinem Rahmen doch zu den Perlen der deutschen Novellistik des Vormärz gehört. Das Buch wird zum Verständnisse Grillparzer's vieles beitragen und verdient Empfehlung, wenn auch die Betonung des religiösen Momentes an manchen Stellen ebenso überflüssig erscheint als die übrigens hübsch entworfenen Bilder, welche Scenen aus Grillparzer's Tragödien darstellen. Das gelungene Titelporträt Grillparzer's ist eine angenehme Beigabe.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Waldemar Kawerau hat „Kunstgeschichtliche Skizzen" veröffentlicht (Halle a. S., Niemeyer, 1890), in welchen er ziemlich ausführlich über nachstehende Themen handelt: 1) „San Maria del Fiore in Florenz"; 2) „Parsifal in Bairenth"; 3) „Die Passion von Oberammergau"; 4) „Lutherfest- und andere Spiele". Wir haben alle diese interessanten Artikel mit Vergnügen gelesen und verhalten uns meist zustimmend zu den Ansichten des Verfassers. Gleichwol sind wir in der seltenen Lage, einen Tadel aussprechen zu müssen, welcher indirect ein großes Lob enthält. Der Verfasser hat nämlich drei seiner Aufsätze früher als Reisebriefe in der „Magdeburger Zeitung", den vierten in der „Christlichen Welt" erscheinen lassen. Wir wollen mit Freuden zugestehen, daß sie für diese Stellen ausgezeichnet geschrieben sind. Kawerau beherrscht den geistreichen Plauderton vollständig, schreibt plastisch-anschaulich ohne die herkömmliche Blümelei, hat wirkliche Gedanken, läßt sich vielfach von richtigen Gesichtspunkten leiten und fesselt fast ununterbrochen. Dieses Urtheil fällen wir aber nur von dem Gesichtspunkte aus, daß unter den zahlreichen politischen Zeitungen Deutschlands kaum zwei vorhanden sind, deren Feuilletonartikel für selbständige Buchform ohne weiteres druckreif sind. Wenn Kawerau seine Aufsätze dem Buchhandel übergeben wollte, dann mußte er sie der wissenschaftlichen Form mehr annähern und ungefähr da anfangen bei der Behandlung schwieriger Fragen, wo er aufzuhören pflegt. Es ist allerdings viel leichter, „Eindrücke", „Empfindungen", „Ansichten" im Plaudertone eines Feuilleton vorzutragen, d. h. die Schale zu streifen, als den Kern zu enthüllen. Das aber bleibt die Aufgabe solcher Essays.

Aus der Schriftstellerwelt.

Zum Gedächtniß Heinrich Laube's wird eine marmorne Erinnerungstafel an dem Hause zum „König von England" auf dem Schloßberge zu Karlsbad angebracht werden. Heinrich Laube war einer der ältesten und getreuesten Curgäste der Sprudelstadt und hat vierzig Jahre lang in demselben Hause gewohnt. Er liebte Karlsbad und hat seine Sympathie für den schönen Curort oft bethätigt und diese in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht. Aus Dankbarkeit hierfür hat ihn die karlsbader Bürgerschaft zu ihrem Ehrenbürger ernannt und ein Jahr vor seinem Tode hielt er noch bei der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Karlsbad — des ersten in Oesterreich — die begeisterte Festrede. Als eine Ehrenpflicht hat Karlsbad die Errichtung eines Denkmals übernommen und in wenigen Jahren dürfte neben dem marmornen Goethe der „eherne" Laube sich den Blicken der Lustwandelnden enthüllen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Für die „Revue internationale" hat jetzt an Stelle von Jean Menos ein Deutscher, Otto Krack, die Berichterstattung über die literarische Bewegung in Deutschland übernommen. Derselbe bespricht im Decemberhefte 1890 den Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus und erwähnt als Vertreter des letztern im Anschlusse an das Septemberheft der „Modernen Dichtung" zunächst Peter Hille: „Die komische Ader dieses Schriftstellers übt eine wunderbare Wirkung aus, sie ist ein unfehlbares Mittel gegen die tausend Uebel in diesem Jammerthale, wie man das Leben nennt. Der Leser wird kein Wort verstehen von den unendlich großen Gedanken Peter Hille's, er wird sich vergebens bemühen, einen Schein des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Sätzen zu entdecken — trotzdem wird er lachen, wird aus vollem Herzen lachen, wie man im Circus über die unsinnigen Luftsprünge des Clown lacht. Die «Mein Feind» betitelte Skizze ist eine wahre Parade von Launenhaftem und Phantastischem." Ferner wird unter den jungen Talenten besonders Detlev von Liliencron hervorgehoben, „ein Schriftsteller von Gottes Gnaden". „Um seine Werke im ganzen zu nehmen — Dichtungen, Novellen, Skizzen, ein Roman, mehrere Dramen —, so ist nichts vollkommen, und doch ist alles der Mühe werth, gelesen zu werden. Man müßte lange suchen, um einen zeitgenössischen deutschen Dichter zu finden, der sich so sehr vor allem fremden Einflusse bewahrt hätte, dessen Gedanken und Bestrebungen so freimüthig, so ausschließlich deutsch wären, und das trotz einer umfassenden Bildung. . . . Freimüthig, fest, kernig, kraftvoll, kurz ein Mann. Er ist der geschworene Feind der Rhetorik, des seichten Phrasenthums der Salons, und diese Neigung hat die Form bestimmt, in die er seinen Gedanken kleidet."

— „Blackwood's Edinburgh Magazine" enthält in seinem Januarhefte einen Aufsatz über neuere deutsche Dichtung. Eingeleitet wird die Darstellung mit einer Betrachtung über die Schwierigkeiten, welche sich dem archäologischen Romane, wie er namentlich durch die Forschungen Schliemann's angeregt und befördert worden sei, entgegenstellten. Nicht überwunden seien diese Schwierigkeiten in der biblischen Erzählung „Josua" von Georg Ebers: „Es ist in der That traurig zu denken, daß eine solche Menge geduldiger Arbeit, gewissenhafter Untersuchung und mühsam erworbener Gelehrsamkeit in eine höchst unbedeutende Novelle auslaufen soll, welche in Bezug auf dramatische Wirkung und Interesse der Charakterisirung hinter des Verfassers frühern Werken weit zurücksteht. . . . Was uns besonders auffällt, sind, außer den vielen unwahrscheinlichen Situationen und der äußersten Ungenauigkeit in Miriam's Charakter, die vielen wirksamen und dramatischen Stellen, die sich der Verfasser hat entgehen lassen." Mehrfach wird zur Vergleichung „Le Roman de la Momie" von Théophile Gautier herbeigezogen, der an vielen Stellen die Darstellung von Ebers übertreffe. Zum Schlusse wird jedoch auch auf eine Reihe gelungener Schilderungen hingewiesen und auch die Schreibweise gelobt.

Ein günstigeres Urtheil erhält „Die Sabinerin" von Richard Voß. Er treffe darin mit besonderer Geschicklichkeit den Ton des italienischen Landlebens. „Er gibt uns eine ebenso lebhafte als malerische Schilderung jener traurigen Landschaft zwischen Civita Vecchia und der Mündung des Tiber — eines öden Landstriches

von Sand und Sumpfgegend, von dem ansteckenden Hauche des römischen Fiebers durchweht."

Weiter folgt eine Besprechung von „Unsühnbar" von Marie Ebner-Eschenbach. „Natürlich, gebildet und gefällig im Stil, erhebt sich Marie Ebner-Eschenbach, eine der volksthümlichsten deutschen Schriftstellerinnen, nie zur Erhabenheit, noch sinkt sie zur Gewöhnlichkeit herab, und wenn sie nicht einen einzigen starken, originellen Charakter geschaffen hat, so ist sie überaus erfolgreich in der Schilderung von Typen gewesen. . . . Obgleich selbst zu einer alten, adeligen Familie gehörend und in allen Ueberlieferungen ihres Hauses auferzogen, ist diese Schriftstellerin mit einem scharfen Blick für die Lächerlichkeiten und Fehler ihres Standes begabt. . . . Am besten erkennt man diese volksthümliche Schriftstellerin aus kurzen Skizzen, denn in längerer Erzählung hat sie oft kein Glück, da ihre Pläne oft erzwungen und unwahrscheinlich und ihre dramatischen Wirkungen fadenscheinig und abgebraucht sind." Die genannten Fehler und Verdienste werden sodann an dem besprochenen Romane im einzelnen nachgewiesen.

„Martin Bauer's letztes Werk «Die Schloßfrau von Ildenau» würde der Erwähnung nicht werth sein, wenn es sich nicht läse wie eine Uebersetzung von Mrs. Henry Wood, auf deutschen Boden übertragen — eine Art des Romans, wie sie in einer gewissen und keineswegs unbedeutenden Klasse von Lesern äußerst beliebt ist."

„Als Feuilletonschreiber hat Karl Emil Franzos in Deutschland nicht seinesgleichen gefunden, und seine kurzen, kräftigen Charakterskizzen . . . können kaum überschätzt werden. Aber wie Frau Ebner-Eschenbach hat er keinen gleichen Erfolg in umfangreicher Erzählung, und seine Entwürfe sind oft unwahrscheinlich und verwickelt — Fehler, die besonders in seinem letzten Werke: «Die Schatten» (jüngst überholt durch «Judith Trachtenberg». D. Red.) zum Vorschein kommen. . . . Die Fehler eines Romans können jedoch Vorzüge eines Dramas sein, und wir sind überzeugt, daß nur wenige Federstriche erforderlich sind, um einen ziemlich unbedeutenden Roman in ein zweifellos gutes Drama (?!) umzuarbeiten. . . . Es gibt in dem Buche kaum eine Seite voll Beschreibung, keine Schilderung des Charakters, und alle Erzählung wird dem Hauptheldeu in den Mund gelegt. Alles ist hier Handlung und Dialog, und die Geschichte wird uns nicht erzählt, sondern vorgeführt."

Mit einer gewissen Entrüstung spricht der Berichterstatter von dem Roman „Am Kreuz" von Wilhelmine von Hillern. „Nicht einmal Zola's am meisten abstoßenden realistischen Romane, noch Tolstoi's «Kreutzer-Sonate» haben unsere heiligsten Gefühle in gleicher Weise verletzt, wie dieses abschreckende Erzeugniß einer geistreichen und talentvollen Dame. Und das Merkwürdigste an der Sache ist, daß die Verfasserin augenscheinlich sich dessen gar nicht bewußt ist, daß sie die Ethik der Religion oder den guten Geschmack überschreitet. Getrieben von den edelsten Beweggründen, wollte sie eine lehrreiche und erbauliche Geschichte schreiben, ausgeschmückt mit den erhabensten Gefühlen; und sie glaubt ganz ehrlich, sie habe diese Aufgabe erfüllt. . . . Die Geschichte ist eine solche, wie sie nur von einer kranken, überarbeiteten und doch kraftvollen Phantasie erdacht werden konnte."

Als glückliches Gegenstück zu diesem Romane wird gepriesen „Der Christus-Mayr" von W. Wyl, „dessen klarer, zierlicher und kraftvoller Stil von Frau Hillern's schwulstigen Sätzen und ihrer hochtrabenden Empfindelei wohlthuend absticht. . . . Allen Lesern, die trotz unserer Warnung unvorsichtig genug gewesen sind, durch die Lektüre des Romans „Am Kreuz" ein religiöses und moralisches Misbehagen auf sich zu laden, empfehlen wir dringend Wyl's Büchlein als wirksames Gegengift. Es wirkt wie ein starkes, belebendes Kräftigungsmittel nach einem Trank süßen ungesunden Giftes."

Bibliographie.

Alberti, C., Natur und Kunst. Beiträge zur Untersuchung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 4 M.

Bahr, H., Fin de siècle. Berlin, Zoberbier. 8. 2 M.

Bolanden, C. v., Die Ultramontanen. Zeitroman. 2 Bde. Trier, Paulinus-Druckerei. 1890. 12. 4 M. 50 Pf.

Bombelles, M. Graf, Petronilla. Roman. Wien, Künast. 8. 3 M.

Offener Brief an den Herrn Oberstlieutenant M. von Egidy von einem evangelisch-lutherischen Geistlichen. 1. bis 4. Tausend. Leipzig, Hinrichs. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Bunzeck, G., Ein toller Streich! Lustspiel. Dietendorf b. Neudietendorf, Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cassel, P., Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen und Vorträge. 1. u. 2. Hft. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1890. Gr. 8. à 50 Pf.

Dieskau, M. v., Jochen Albrecht. Eine Erzählung aus dem Reformations-Zeitalter. Quedlinburg, Vieweg. 8. 3 M. 60 Pf.

Dittmar, G., Geschichte des deutschen Volkes. In 3 Bänden. 1. u. 2. Lfg. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. à 1 M.

Erdmann, G. A., Populäre Abhandlungen über Erziehung und Unterricht. 1. Hft. Gotha, Behrend. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Erika, Eine reiche Erbin. Erzählung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1890. 8. 4 M.

Fritschel, G., DD., Die Religion der geheimen Gesellschaften. Waverley, Ja. 1890. Gr. 8. 2 M.

Georgi von der See, A., Die Meerenge von Helgoland. Eine Friesensage in sechs losen Blättern und einem Schlußwort. Leipzig, Laudien. 16. 1 M. 50 Pf.

Goltermann, H., Bremer Volks-Erinnerungen. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Hähnel, F., Lehrerpflicht und Lehrerliebe. Festspiel. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Hamelberg, E., Durchs Thal der Elsava. Eine Wandererinnerung. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 M. 50 Pf.

Hartleben, O. E., Angele. Comödie. Berlin, S. Fischer. 8. 75 Pf.

Haslam, W., „Nicht aber ich." Führungen und Erfahrungen. Frei aus dem Englischen übertragen von A. L. Schettler. Bonn, Schergens. 1890. 8. 3 M. 20 Pf.

Hugo, R., Der Bundesschwur. Lustspiel mit Benützung der historischen Ereignisse in der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Jahre 1798. Zürich, Orell Füßli. 1890. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Middendorf, E. W., Dramatische und lyrische Dichtungen der Keshua-Sprache. Gesammelt und übersetzt mit erklärenden Anmerkungen. (Die einheimischen Sprachen Perus. Vierter Band.) Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Reichensperger — Janssen und der Kunsthistoriker Professor Dr. Wilhelm Lübke. Zur Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im 16. Jahrhundert in Deutschland eingeführten „antikisch-wälschen Kunstmanier", genannt „deutsche Renaissance". Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Richthofen, Gertrud v., geb. v. Tschammer, An zwei Straßen. Eine Geschichte aus den vierziger Jahren. Breslau, Dülfer. 1890. 8. 1 M. 70 Pf.

Sammlung plattdeutscher Dichtungen. 1. Bd.: Hei kämmt doch. Ne Geschicht ut'n letzten Krieg. — Dei grot Prozeß. Von M. Sander. Bielefeld, Helmich. 1890. 8. 75 Pf.

Schindler, A., Die moderne Volksschule vom Standpunkt des realen Lebens. Basel, Geering. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Schirmacher, „Herr Baumeister". Eine nachgelassene Schrift. Danzig, Kafemann. 12. 1 M. 60 Pf.

— — Der Ingenieur. Ein Gedicht. Danzig, Kafemann. 12. 1 M. 60 M.

Schopenhauer-Register. Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind. Bearbeitet von W. L. Hertslet. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 6 M.

Schrempf, C., Die christliche Weltanschauung und Kant's sittlicher Glaube. Eine religiöse Untersuchung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schwebel, O., Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen. 1. bis 3. Lfg. Berlin, Lüstenöder. 1890. 4. à 1 M. 50 Pf.

Spitta, F., Zur Reform des evangelischen Kultus. Briefe und Abhandlungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Steen, A., Um eine Krone. Drei Erzählungen frei nach dem Englischen. Bevorwortet von E. Quandt. Bremen, Heinsius Nachf. 1890. 8. 3 M.

Stettenheim, J., Humor und Komik. 1. und 2. Tausend. Berlin, Steinitz. 8. 3 M.

Thode, H., Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert, in ihrer Entwickelung bis auf Dürer dargestellt. Frankfurt a. M., Keller. Lex.-8. 12 M.

Tibus, A., Beiträge zur Namenkunde westfälischer Orte. Münster i. W., Regensberg. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Tolstoi, Graf L., Was sollen wir also thun? Deutsch von A. Scholz. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogel, A., Lebensprobleme und Welträtsel im Lichte der neueren Wissenschaft. Zur Orientierung über allgemein menschliche Fragen für die Gebildeten aller Stände. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wichmann, P. V., Großmütterchen's Roman und Ein Märchen der Liebe. Zwei Novellen. Potsdam, Rentel. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Ziegler, F., Die socialpolitischen Aufgaben auf dem Gebiete der Hausindustrie. Berlin und Hamburg, Bruer u. Comp. 1890. Gr. 8. 6 M.

Die Zukunft der Völker in Mitteleuropa. Berlin, G. Reimer. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Werke.

Mykenae. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.
Ilios. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.
Troja. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.
Tiryns. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Vorstehende Werke sind reich illustrirt.

Ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen bietet:
Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. Karl Schuchhardt, Director des Kestnermuseums zu Hannover. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Zweites Heft.**

Inhalt: Mondschein. Novelle von Martha Asmus. (Schluß.) — Die süddeutschen Staaten und Sachsen im neunten Jahrzehnt. Von Wilhelm Müller. — Die petersburger Gesellschaft. Von *_*. — Die Septemberwoche des Gruson-Werks. Ein Ueberblick über sein Artilleriematerial und seine Panzerconstructionen. Von Generalmajor z. D. G. Schröder. — Eine französisch-deutsche Dichterschule. Aus dem Nachlasse F. von Wehl's. — Industrielle Wandlungen. Von Dr. Heinrich Albrecht in Berlin. — Das dunkle England. Von Käthe Schirmacher. — Denkwürdiges: Fortschritte in der mathematischen Erdkunde. Von Friedrich Bienemann. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das

Mysterium Magnum des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 M.

Der bekannte Philosoph prüft in dem vorliegenden Werke die verschiedenen Auffassungen, welche über das Mysterium Magnum, den Urgrund alles Daseins, bestanden und noch bestehen, und versucht seinerseits eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, indem er zugleich Religion und Philosophie ihre richtige gegenseitige Stellung anweist. Das Werk ist nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden denkenden Laien von großem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KYRENE

eine altgriechische Göttin.

Archäologische und mythologische Untersuchungen

von

Franz Studniczka,

a. o. Professor der Universität in Freiburg i. B.

Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Ein nicht nur für Archäologen, sondern auch für Historiker werthvoller Beitrag zur Aufhellung der Anfänge griechischer Gesehiehte, da der Verfasser im Anschluss an seine wiehtigen Untersuehungen über die Sagengestalt der Nymphe Kyrene und an die eingehende Betrachtung der Gründungssage der Stadt Kyrene Gesiehtspunkte für die Behandlung verwandter Sagenbildungen aufstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zehnter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen. Von Adolf Beer. — Die Strategie Friedrich's des Großen in den Feldzügen von 1756 und 1757. Von Georg Winter. — Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrich's des Großen. Von H. Fechner. — Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow. Von Arthur Kleinschmidt. — Aus dem Leben eines Professors der Medicin im 15. Jahrhundert. Von Alfons Huber.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 12. Februar 1891.

Inhalt: Der Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Von Gustav Portig. — Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Aus der dramatischen Literatur. Von Friedrich Kummer. — Neue epische und lyrische Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Zweiter Band. Mit einem Lichtdrucke des Profilbildes, der Phototypie eines Briefes Rietschel's und mehrern Hochätzungen. Berlin, Fontane. 1891. Gr. 8. 10 M.

Dem von mir in Nr. 8 d. Bl. f. 1890 angezeigten ersten Bande ist verhältnißmäßig bald der zweite gefolgt, welcher nicht blos äußerlich umfänglicher, sondern auch inhaltlich noch werthvoller ist als der erste. Da ich bereits im erwähnten Berichte meine Bedenken gegen derartige unverkürzte Briefsammlungen geäußert habe — ich bin im allgemeinen mehr für eine Auswahl der kunstgeschichtlich bedeutsamen Briefe —, so will ich doch gern zugeben, daß der zweite Band eine ganze Reihe von Momenten enthält, welche sowol auf das Schaffen als auf den Charakter der beiden großen deutschen Bildhauer höchst interessantes Licht werfen. Ich habe wie den ersten, so auch den zweiten Band (583 Seiten) wörtlich durchgelesen und darf daher wol diesen die Jahre 1842—1857 umfassenden Briefwechsel mit ähnlichen Erscheinungen unserer Literatur vergleichen. Bekanntlich gehört die Veröffentlichung von Briefen zu den Moden, theilweise sogar zu den Krankheiten unserer Zeit; es ließe sich darüber ein ganzes Kapitel schreiben. Der Briefwechsel aber zwischen Rauch und Rietschel hat unbedingt das Recht der Veröffentlichung für sich und gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen seiner Art. Es ist uns ja in der Geschichte eine kleine Anzahl von wahrhaft idealen Freundschaften zwischen Männern aufbewahrt; gleichwol ist mir kein Fall bekannt, in welchem so viele auszeichnende Umstände zusammenträfen wie hier. In den Beziehungen zwischen Rauch und Rietschel ist der eine Mann der Lehrer, der andere der Schüler gewesen; der erstere ist um ein Menschenalter älter als der zweite, beide sind von verschiedenem Naturell, theilweise auch von verschiedener Geistesrichtung und Beanlagung. Gleichwol findet während eines verhältnißmäßig langen Zeitraums zwischen beiden in den Perioden ihrer Reife ein Austausch der Geister und der Herzen, im Größten wie im Kleinsten statt. Jeder wahrt seine Selbständigkeit, und doch kann einer ohne den andern nicht leben. Der große Mensch und der große Künstler bedingen sich gegenseitig so sehr, daß einer ohne den andern in beiden gar nicht denkbar ist. Wohl lassen sich in der Neuheit ähnliche Verhältnisse finden (z. B. zwischen Schiller und Körner, zwischen Schiller und Goethe); aber fühlbar überwiegt doch meist das Interesse an dem künstlerischen oder wissenschaftlichen Berufe der Briefschreiber. In dem Freundschaftsbunde von Rauch und Rietschel tritt uns aber eine überaus seltene Durchdringung der edelsten Menschlichkeit und der großartigsten künstlerischen Wirksamkeit entgegen; hier athmen wir die reine Geistesluft einer Idealität ohne Gleichen, hier bewegen wir uns von Anfang bis zu Ende in Gesellschaft von erlauchten Geistern.

Es ist ein Hochgenuß vermittels dieses Briefwechsels in den äußern Lebensgang und in die innere Herzensgeschichte von zwei durch und durch edlen Männern zu sehen. Beide Männer haben sich aus den einfachsten Verhältnissen durch eiserne Kraft, durch unentwegten Glauben an das Ideal (freilich auch durch rechtzeitiges Eingreifen der Vorsehung) emporgearbeitet zu ihrer Höhe. Beide haben aber nur darum, weil sie wirkliche Genies, nicht bloße Talente waren, die sehr fühlbaren Mängel ihrer Schulbildung durch zähen Fleiß sowie durch künstlerische Begabung in vielfach erstaunlicher Weise ausgeglichen; beide haben mehr die Jämmerlichkeit als das wirklich liebevolle Verständniß der sogenannten vornehmen Kreise erfahren. Mag die heutige Plastik vielfach andere Wege wandeln als jene beiden großen Meister; mag sie wieder zurückgesunken sein

auf jene Stufe der Kunst, an deren Ueberwindung unsere führenden Geister mit Feder, Pinsel und Meißel mehrere Generationen hindurch ihr Lebensmark gesetzt haben: ich bin doch dessen gewiß, daß unsere Bildnerkunst niemals über die größten Werke von Rauch und Rietschel hinauswachsen, sondern nur im günstigsten Falle sie erreichen wird.

Was nun insbesondere das Freundschaftsverhältniß von Rauch und Rietschel anlangt, so fürchte ich fast, einer jugendlichen Ueberschwänglichkeit geziehen zu werden, wenn ich ausspreche, daß beide Männer auch in ihren vertraulichsten Aeußerungen sich niemals Blößen geben, gerade in denselben oft in einer Charaktergröße erscheinen, welche uns zur Liebe und Bewunderung für sie hinreißt. Hier darf man ausnahmsweise einmal mit vollem Rechte einen Beweis dafür geführt sehen, daß der edelste Kern des Volksthums im Bürgerthume steckt. Wie rührend ist es ferner, daß Rietschel selbst dann noch, als er bereits ein Mann von europäischem Rufe ist, nicht um eines Haares Breite Rauch gegenüber die Linie des ehemaligen Schülers überschreitet; wie erhebend und beschämend für uns ist die selbstlose Art, mit welcher Rauch die Oberhoheit seines Schülers auf dem Gebiete der religiösen, theilweise auch der realistisch-historischen Plastik anerkennt. Merkwürdig ist auch die Art, wie beide Künstler wol Antheil nehmen an den politischen Erschütterungen ihres Vaterlandes (man denke an 1848 und 1849!), aber schließlich doch das politische Leben in einer ähnlichen Entfernung von sich halten wie Goethe. Außerdem tritt an Rauch insbesondere die Eigenthümlichkeit hervor, daß sein — niemals sehr gefeilter — Stil mit dem zunehmenden Alter immer unbeholfener und schwülstiger wird; das ist um so auffallender, als er noch bei seinem letzten Aufenthalte in Dresden (im Alter von 81 Jahren) den Eindruck vollster Geistesfrische machte.

Es sei gestattet, nunmehr einige bemerkenswerthe Stellen aus der Ueberfülle des Inhalts herauszugreifen.

Rauch braucht einmal für solchen Marmor, welcher sich bezw. leicht bearbeiten läßt, den höchst bezeichnenden Ausdruck „willig". Nach langem Zögern gelangt er zu der Ansicht, daß der Kopf Friedrich's des Großen plastisch ohne Hut gar nicht darstellbar sei, da der Winkel des Profils gar zu widerstrebend sei. Er berichtet an Rietschel, daß er nach Aufstellung von zwei seiner Vietorien persönlich in den Falten der beiden Statuen mit Hammer und Meißel aufgeräumt habe, um dem Standorte des Beschauers vollkommen gerecht zu werden. „Könnte man doch immer so die letzte Hand an seine Arbeit legen", ruft er aus. In einem Briefe aus dem Jahre 1843 erzählt Rauch, daß ihm 1812 der Marmorblock zur Grabstatue der Königin Luise nur 92 Francescoui gekostet habe, während der Block zum Seitenstücke auf 1400 Thaler zu stehen komme.

Jenen Kunstkritikern und besonders Künstlern der Gegenwart, welche allen und jeden vorbildlichen Einfluß des Theaters auf die bildende Kunst abweisen, ist ein wichtiger Ausspruch von Rauch in das Treffen zu führen:

Welch Wunder von echt künstlerisch plastischer Darstellung, mit Wahrheit und Grazie verbunden, sah ich gestern Abend (in Berlin) durch Madame Schröder-Devrient als Romeo. Was würde die Plastik erreichen, könnte sie von solchem Leben umgeben werden. Ich war schier verzückt, war nur Auge, ja der Gesang der andern störte mich.

Darauf antwortet Rietschel:

Ich freue mich Ihrer Bewunderung der Devrient. Sie sollten Sie sehen in einem Tableau, antik drapirt, ohne Theatereostüm. Es ist unglaublich, denn sie erscheint wie eine lebendig gewordene Antike.

Ferner schreibt Rauch an Rietschel (1844):

Gerade dem Bildhauer muß es klar werden, daß mit der größten göttlichen Befähigung kein dauernder Werth einer künstlerischen Schöpfung zu erreichen ist, wenn nicht die Kenntniß der organischen lebendigen Natur die Grundlage bildet für die Ausführung.

Als am 3. März 1842 der König das Modell zum Denkmal Friedrich's des Großen genehmigte, schrieb Rauch: „Dieser Tag war, wenn nicht der glücklichste, doch einer der allerglücklichsten meines Lebens." Die Ausführung des Denkmals war freilich mit unsäglichen Mühen verbunden. Rauch äußert sich einmal darüber: „Es ist eine große Anstrengung unter höchst unbequemen Bedingungen ein solches vielseitig zu combinirendes Werk herzustellen."

Im Jahre 1845 fragt Rauch:

Ist denn in Dresden das gesellige Salonleben auch so arg, als es diesen Winter hier ist? Das bereitet mir meinen Untergang, denn es wirkt physisch und moralisch zerstörend auf die alternden Reste des ergrauten Lebens.

Hierauf erwidert Rietschel:

Noch nie habe ich auch nur den allerkleinsten materiellen, geistigen oder gemüthlichen Nutzen von solchen Gesellschaften gehabt; im Gegentheil, ich habe Zeit, Mühe und Sammlung verloren. O, ich habe einen Haß auf die großen Gesellschaften und den feinen Weltton. — 1847: „Kein Heil außer der Arbeit."

In Bezug auf Rietschel's Lessing-Denkmal in Braunschweig schreibt Rauch einmal im Jahre 1853:

Das Denkmal gehört auf den schönen Marktplatz, und nicht in das Grüne. Darauf sollten Sie doch vor allem dringen, da die Bronze den freien Himmel oder die Mauer will und kein Grün.

Ueber sein letztes größeres Werk, die Mosesgruppe, schreibt er 1855:

Der emporgerichtete Blick und der Bart der Hauptfigur bildet für mich ein großes Hinderniß. Die Griechen haben dies Emporblicken selbst bei den Niobiden nur spärlich angewandt, nur im Relief haben sie freiern Gebrauch davon gemacht.

Desgleichen über Rietschel's Pietà:

Wir haben hier Ihr Werk bewundert, welches mit keinem früher entstandenen christlichen Bildhauerwerk verglichen werden kann.

Die Bavaria in München ist unkünstlerisch und linkisch bewegt, sie treibt das Löwengespann aus dem Lande.

Niemand wird es glauben, welche Verlegenheit die Form und die Beziehungen als Denkmaltheil dem Bildhauer das Herstellen des Piedestals bereitet.

Zu voranstehender Auslese ist zu bemerken, daß Rauch's Briefe an Zahl und an Inhalt geringer sind als diejenigen Rietschel's. Letzterer schreibt wirkliche Briefe voll Geist und Gemüth, Rauch hingegen wirft meist nur unter der Last der Geschäfte Notizen zusammen. Da die kunstge-

schichtlich wichtigen Bemerkungen aus diesen Briefen in die große Rauch-Biographie der Brüder Eggers herübergenommen sind, so konnte ich auf weitere Mittheilungen hier verzichten.

Im Jahre 1841 schreibt Rietschel an Rauch:

Wie im Gegentheil zu Andern Ihre Künstlerkräfte stets im Wachsen gewesen sind, so auch die Zartheit Ihres Gewissens.

Desgleichen über Cornelius:

Die geistigste Blüte seiner Gedanken möchte doch wol München bewahren; es ließe sich aber jetzt gewiß Herrliches in der Malerei für Berlin erwarten, wenn das Gedankentiefe und bedeutsamste poetische Charakteristik und großartigste Auffassung mit der schönen Darstellung und dem Gefühl für Schönheit in Form und Farbe, welche den berliner und noch mehr den düsseldorfern Malern eigen ist, vereinigt dem großen Ziele zustrebte. Traurig, wenn Isolirung der einzelnen Richtungen sich fixirte, denn eine wird der andern hemmend entgegentreten.

Im Jahre 1842 schreibt er einmal, daß in Dresden noch kein Bildhauer mit dem Bohrer umzugehen wisse. Im Jahre 1843 schreibt er:

Die Leute wollen nur Seligkeit in der Kunst, ohne zu ahnen, daß selige Augenblicke sparsam und nur durch Angst und Noth zu erringen sind.

Im Jahre 1844:

Wie fördernd sind unausgesetzte größere Arbeiten, nicht nur, daß sie freudig stimmen, sondern auch durch Benutzung vorhergehender Erfahrungen immer einen Zuwachs von wirklichem Fortschritt in sich tragen müssen.

Ueber das Vordertheil einer Victoria von Rauch heißt es:

Es ist ein Wunder von Marmorarbeit, von Schönheit der Formen, von was weiß ich alles. Ferner: Tizian und Holbein, wie verschieden, und doch beide groß. Wir wollen uns freuen, daß so verschiedene Richtungen die Kunst vor Einseitigkeiten bewahren.

Im Jahre 1845:

An Ihrem Friedrich sieht man recht, wie ein Gegenstand, in seiner äußern Erscheinung so widerhaarig, durch die Auffassung und stilvoll großartige Durchführung wahrhaft poetisch und schön wird. Das ist ein Werk, welches ewig ist, denn es ist keinem Götzen dabei geopfert worden, weder dem Viel- oder Geschwindmachen, noch dem lobhudelnden oder tadelnden Geschrei der Kritiker, weder dem leeren Idealismus, noch dem Materialismus und Naturalismus; es ist ein Werk der Begeisterung, der echten Liebe, der Gewissenhaftigkeit, einem männlichen starken Künstlergeist allein angehörig.

Höchst bezeichnend ist in dem Munde des vielleicht allzu bescheidenen Rietschel folgendes Bekenntniß aus dem Jahre 1845:

Gott weiß, daß ich des Geldes wegen allein noch nie etwas that, und daß die Bedingung, welche die künstlerische Befriedigung stellte, stets voranging. Mir hat mein Künstlerleben stets viel Qualen bereitet, und doch ist es dies allein, was mich selig machen kann; es ist immer ein Schweben zwischen Himmel und Erde.

Desgleichen aus dem Jahre 1845:

Resignation bleibt immer schwer; doch strebe ich redlich, Spuren von Neid, die ich in mir entdeckt habe, niederzuschlagen ... Verschiedene Richtungen sind heilbringend ... Was schön ist in der Kunst, muß ich anerkennen, sei es beim Freund oder Feind. Ich kann in der Kunst nicht Partei nehmen.

Ueber seine Statue des Landwirths Thaer in Leipzig schreibt er 1845:

Mein Thaer steht und bewegt sich lebendig und natürlich, und das Kostüm ist in seinen Motiven weder genremäßig natürlich noch ideal unwahr.

Ueber die Revolution von 1848/49 äußert er einmal:

Solche Welterschütterungen macht kein Einzelner, sondern sie gehen hervor aus einem Gemeingefühl, welches seine tiefe Begründung hat... Die republikanischen Elemente tauchen überall in Masse auf; später scheinen die Republiken unvermeidlich zu sein. Dann lebe wohl, Kunst!

Aus dem Jahre 1851 besitzen wir folgendes rührende Zeichen seiner Bescheidenheit:

Die Auszeichnung, die mir von seiten der preußischen Akademie geworden, hat mich fast erschreckt. In den engern Kreis solcher Männer, wozu Sie gehören, kann ich mich nicht einrangiren.

Bevor seine Gruppe der Pietà in der Vorhalle der Friedenskirche zu Potsdam aufgestellt wurde, war sie der öffentlichen Besichtigung entzogen. Darüber äußert er seinen Schmerz folgendermaßen:

Ich kann die Erinnerung an meine Pietas und die total getäuschte Hoffnung nicht los werden. Was dieses Werk sein und wirken könnte, davon keine Rede. Für mich ist diese Arbeit, bleibt alles so wie jetzt, verloren, und was auch dann sein mag: wenn es nicht gesehen werden kann, existirt es nicht.

Sehr wichtig sind endlich die Aeußerungen Rietschel's über seine Schiller-Goethe-Gruppe:

Zwei Oberröcke für beide Dichter wären für das Auge unerträglich. Was ich für das Künstlerische durch die Vereinigung der Statuen gewinne, das verliere ich dann an der Bedeutung der Idee, beide Heroen als Gruppe vereint zu sehen. Das antike Costüm kann wol alle künstlerische Dissonanz lösen, wird aber die Männer uns etwas ferner stellen... Ich habe bei manchen Arbeiten gar manche schwere Stunde gehabt, doch wie jetzt noch nie. Zwei so große Gestalten, die in einer ihrem Charakter entsprechenden Stellung und Handlung so und nicht anders stehen und sich gebahren dürfen, dabei aber wieder eine von der andern bedingt wird, das ist über die maßen schwer. Unbekleidet entsprechen sie der Idee, die man hatte; bekleidet aber werden sie ganz andere Menschen und machen andere Bewegungen.

Gustav Portig.

Erzählungen.

1. Psyche. Eine Erzählung von Adolf Schmitthenner. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1891. 8. 5 M.

Das Leiden eines Kindes könnte man diese ergreifende Erzählung überschreiben, die durchaus originell angelegt und aufgebaut ist, und meines Wissens nirgends eine Vorgängerin besitzt. Sie enthält alles, was man von einem modern-socialen Romane fordert; einen so kleinen Ausschnitt sie aus dem socialen Leben gibt, so weite Perspectiven eröffnet sie. Es ist der Wehschrei eines unschuldigen, an der Grenze des jungfräulichen Alters stehenden Kindes aus den untern Ständen, das so wie die Dinge nun einmal liegen, zu Grunde gehen muß. Hier sind nur zwei

Lösungen möglich: in den Sumpf des Lasters hinein oder in den Tod. So wie die Dinge liegen, wiederhole ich, — denn der Verfasser hat die Voraussetzungen nicht künstlich construirt, sondern einfach genommen, wie er sie fand, wie sie tausendmal sind, und an einem Beispiel gezeigt, wie auch das Reinste beschmutzt werden, wie auch der Unschuldigste für schuldig gelten kann. Man mag es peinlich nennen, wie das Kind immer, wenn sich ein Ausweg zu zeigen scheint, verschlossene Thüren findet, wie es umsonst versucht, sie zu öffnen, wie sich Furcht und Hoffnung unablässig jagen; aber wahr, schrecklich wahr ist diese Geschichte.

Sie ist mit einer Meisterschaft erzählt, daß man sieht, der Verfasser ist kein Anfänger, wenn die Erzählung auch sein erstes Buch ist. Mit vollkommener Sicherheit beherrscht er seinen Stoff — und es ist ein gewagter Stoff, — mit vollkommener Anschaulichkeit schildert er, und an Beobachtungsgabe, die sich auf alle Personen seiner Erzählung erstreckt, nicht blos auf einige Hauptpersonen, vermag er sich mit den gerühmtesten Realisten zu vergleichen. Vielleicht ist es nicht unangebracht, hierbei zu bemerken, daß es zwar keine Geschichte für junge Mädchen ist, aber daß das Buch unbesehen jedem Erwachsenen in die Hand gegeben werden kann. Man kann vor allem hier viel daraus lernen, denn diese Erzählung ist eine schneidende Kritik gewisser socialer Zustände.

Was an derselben zu tadeln ist? Man wird die beiden Einjährigen gymnasiastenhaft idealistisch finden, — es wäre übrigens schlimm, wenn es solche Jünglinge nicht mehr gäbe, wenn unsere Jugend mit achtzehn Jahren schon illusionslos und mit dem Laster vertraut wäre. Ich tadle also nicht ihren Idealismus, aber wenn der Verfasser diese Partien noch etwas knapper und markiger gehalten hätte, wäre es dem straffen Fortschritte des Ganzen zugute gekommen. Doch auch so ist an der Führung der Erzählung nichts auszusetzen; sie entwickelt sich rasch, hat die richtigen Hemmpunkte und drängt unaufhaltsam auf die Lösung zu. Wir werden uns freuen, dem Namen Schmitthenner ferner auf diesem Gebiete zu begegnen; denn er hat mit seiner Erstlingsgabe gezeigt, daß er nicht blos zu den Berufenen gehört, sondern zu den Auserwählten.

2. Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer. Leipzig, Barth. 1891. 8. 4 M.

Wer bäuerliche Verhältnisse schildert, dem wird es heutzutage schwer, neue Stoffe zu finden, dafern er wahr bleiben will. Der Kreis, welcher der Dorfnovellistik zur Verfügung steht, ist an und für sich schon verhältnißmäßig enge, da das bäuerliche Leben nicht blos in den Alpen, sondern überall sich in ganz bestimmten Bahnen bewegt, sodaß die alten Conflicte — armer Bewerber, reiche Tochter, Schmugglerfranzl und Jägertoni, Eifersucht und Tanzbodenschlachten u. s. w. — immer wiederkehren. Nun sind alle Verhältnisse, namentlich mit der Färbung, die sie in den Alpen haben, schon so hundertmal dargestellt worden, daß man bei dem Lesen einer Geschichte aus den Alpen fast immer auf längst Bekanntes stößt, wenigstens was die Hauptpersonen und die Grundlage betrifft, auf welche die Geschichte aufgebaut ist. Das scheint auch den Verfassern solcher Geschichten klar zu sein, und deshalb kann man beobachten, daß die Nebenpersonen häufig viel origineller sind als die Hauptpersonen. Aber selbst jene fangen an stereotyp zu werden: der Lump, den die Vorsehung gern zur Lösung des Knotens benutzt, das Dirndl auf der Alm, in dessen Hütte sich irgendetwas Besonderes ereignet u. s. w.

In den herkömmlichen Verhältnissen verläuft nun auch diese Erzählung. Die arme Lisei und der reiche Lenzl, einziger Sohn seines Vaters, die reiche Burgei, einzige Tochter des benachbarten reichen Bauern, — damit weiß der Leser von vornherein ungefähr, wie die Geschichte gehen wird. Ein ziemlich unmotivirter Mord bringt die criminalistische Spannung hervor und zuletzt hat allerdings der Verfasser noch eine besondere Ueberraschung in der Tasche: die arme Lisei ist in Wirklichkeit die Tochter des reichen Bauern und der reiche Lenzl ist der Sohn eines armen Mannes. Da sie sich aber zuletzt doch kriegen, so bleibt's ja im Grunde gleich, wer reich und wer arm ist.

Das Anziehende an einer derartigen Erzählung liegt also nicht im Stoffe, sondern in der Darstellung. Und in diesem Stücke kann sich Prielmayer mit allen mir bekannten Erzählern aus den Alpen messen; er übertrifft meines Erachtens z. B. Maximilian Schmidt um ein Gutes, vor Rosegger hat er die Natürlichkeit und Einfachheit des Vortrags voraus, während Rosegger andererseits da, wo das gewöhnliche Auge nichts Neues und Interessantes mehr sieht, noch des Packenden und Ungewöhnlichen genug entdeckt. Es ist in der That wunderbar, wie verhältnißmäßig selten sich Rosegger wiederholt — am ehesten noch, wo er Priester schildert, und das hat vielleicht seine guten Gründe. Auch die neuesten Bände seiner gesammelten Werke zeigen diese Vielseitigkeit. Sie liegen uns als Sonderausgabe vor:

3. Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1890. 8. 8 M.

Es hat vielleicht keiner so tief in die Volksseele hineingeschaut, wie Rosegger, und nicht leicht wird einer so viel Kenntniß, so viel Wissen in dieser Beziehung besitzen wie er. Denn in der That, wer Dorfgeschichten schreiben will, für den genügt nicht die Versenkung in die Volksseele, er muß nicht blos mit dem Fühlen des Volkes vertraut sein, sondern er muß ganz positive genaue Kenntnisse von Art und Wesen desselben haben. Hierbei entgeht Rosegger glücklich der Gefahr, uns nun seitenlang mit seinem Wissen zu unterhalten, wie das andere ab und zu thun, gleichsam um zu zeigen, daß sie die nöthigen Studien gemacht haben.

Es sind meist kurze Skizzen aus allen möglichen Verhältnissen, die Rosegger hier gesammelt hat, im ganzen siebzig, nicht alle gleichwerthig, manche offenbar Feuilletonschnitzel, die man von den Zeitungen dem berühmten Verfasser ab-

gedrängt hat. Das Buch Rosegger's ist nicht geeignet, in einem Zuge gelesen zu werden. Man blättert darin, wird da gefesselt und dort, ruft wol seine Familie, auch manchmal die Kinder herbei, um ihnen daraus vorzulesen, und hat so einen Schatz, aus dem man Altes und Neues je nach Zeit und Laune hervortragen kann. Daraus folgt, daß man es nicht in der Leihbibliothek holen darf, sondern selbst besitzen muß.

4. Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands. Von Fritz Peter. Leipzig, F. Peter's Selbstverlag. 1890. 8. 4 M.

Ein Tendenzroman, wie schon der Titel zeigt. Leider beruht er auf Thatsachen, und unseres Erachtens haben solche tendenziöse Darstellungen nur dann eine Berechtigung, wenn ihnen wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen. Dazu kommt, daß der Verfasser zwar über eine anerkennenswerthe schriftstellerische Gewandtheit verfügt, daß uns aber doch mehr das Stoffliche, als das Dichterische fesselt. Der schuftige katholische Priester dieses Romans, der Erbschleicher, Wollüstling und Verbrecher ist ja früher in den Romanen eine stehende Figur gewesen, — je nach Bedürfniß war es auch ein evangelischer Pfarrer, — seit einiger Zeit aber ist diese Figur aus dem Repertoire der Romanschreiber verschwunden und schon Auerbach hat an seine Stelle den liebenswürdigen, aufgeklärten Vikar gesetzt.

In der katholischen Romanliteratur der Neuzeit tauchte nun der Priester wieder auf, und zwar als der vollkommenste, edelste, beste, vortrefflichste Mensch, der die bösen Protestanten ihres Irrthums überführt und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückbringt. Und neben diesem Idealbilde eines katholischen Priesters steht in der katholischen Literatur in der Regel der evangelische Pfarrer als ein möglichst einfältiger, taktloser Geselle, den seine Familie an der rechten Ausübung des Amtes hindert, der es mit seiner Pflicht nicht so gar genau nimmt, kurz das Gegenstück zu dem katholischen Priester ist.

Nun taucht in diesem Romane von evangelischer Seite das Zerrbild eines katholischen Priesters auf — sollen nun auch wir in die Bahnen gegenseitiger Schmähung in Romanform einlenken? Und das geschieht durch diesen Roman, wenn er nicht, wie die Vorrede behauptet, nur eine in Romanform gekleidete wirkliche Geschichte ist, wenn der Priester des Romans nicht ein Zerrbild, sondern in Wirklichkeit der Geistliche Rath Franz Gyrdt ist, von welchem bei seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode in den Zeitungen etwa Folgendes verlautete, womit wir, nur mit andern Namen, ziemlich genau den Inhalt des Romans wiedergeben:

Gyrdt war in den dreißiger Jahren als Diasporakaplan ohne Gemeinde auf ein Gut des evangelischen Rittergutsbesitzers und Landraths Melchior von Dyhrn zu Herzogswaldau in Niederschlesien versetzt worden, wo er sofort einen Liebesroman mit der Frau des ehrenwerthen, allgemein geachteten Landraths begann, welcher den Gemahl ins Irrenhaus und den berechnenden Priester in die Stellung eines unbeschränkten Bevollmächtigten und „Freundes" der Baronin brachte. Nach dem Tode der Baronin kam ein Testament zum Vorschein, in welchem der Pfarrer Gyrdt zum unbeschränkten Universalerben eingesetzt war, unter gänzlicher Nichtachtung der traditionellen Familienbestimmungen über die Vererbung der freiherrlich von Dyhrn'schen Güter. Er zog sich später nach Görlitz zurück, wo er durch seine lucullische Küche und feinen Weine bekannt ward, einige Hunderttausende für katholische Zwecke opferte und schließlich sein etwa neun Millionen betragendes Vermögen dem Kanonikus Franz, d. h. der römischen Propaganda vermachte. Ueber etwaige Ansprüche anderer als der im Testament genannten Personen sollten laut seinem Testament nicht etwa deutsche Gerichtsbehörden, sondern in erster Linie der Testamentsvollstrecker, zwei ultramontane Rechtsanwälte, in zweiter Instanz der fürstbischöfliche Stuhl in Breslau und in letzter Instanz der Papst entscheiden. Es verstand sich sonach von selbst, daß die erbberechtigten Glieder der von Dyhrn'schen Familie, darunter auch zwei katholische arme Nichten des im Irrenhaus verstorbenen Majoratsherrn, als sie sich an den mittlerweile für seine „Verdienste um die römische Kirche" zum Geistlichen Rath ernannten Pfarrer Gyrdt, und nach dessen Ableben an den Erben, Kanonikus Dr. Franz, gewendet hatten, keinerlei Anerkennung ihrer Erbansprüche erlangen konnten. Auf eine Immediateingabe an den König von Preußen mußte den von Dyhrn'schen Erben eröffnet werden, daß auch auf dem Verwaltungswege nichts für sie geschehen könne.

Demnach charakterisirt sich der Roman als eine öffentliche Anklage wider die römische Kirche und einen ihrer Priester. Ob hierzu die Romanform die geeignetste war? Möglich, jedenfalls die eindrucksvollste und für Verbreitung jener Skandalgeschichte sicherste. Dafür wird aber auch in einigen Jahren die ganze böse Sache von ultramontaner Seite in das Gebiet des Romans verwiesen werden, und insofern war die Romanform am Ende die unklugste. Doch das sind Betrachtungen, die außerhalb der eigentlichen Kritik liegen, welche diesen wie jeden andern Roman nur vor das ästhetische Forum zu ziehen hat. Er ist, wie oben bemerkt, nicht ohne eine gewisse Gewandtheit und innere Wärme geschrieben, hat im ganzen sichere Charakterzeichnung und einzelne Scenen voll packender Kraft, läßt auch das versöhnende Element nicht vermissen und erhält sich so auf der Durchschnittshöhe des landläufigen Romans.

Nach diesem Tendenzromane ein solcher in christlicher Richtung:

5. Die Verwaiste. Ein Lebensbild aus Norwegen von Annette Ihle. Autorisirte Uebersetzung von L. Fehr. Braunschweig, Grüneberg. 1890. 8. 2 M.

In der Art der englischen Familiengeschichten geschrieben, nur weniger Personen umfassend, als in der Regel jene; ohne eigentliche Steigerung, ruhig dahinplätschernd wie ein Bach; nichts Großes, Markiges und Packendes; die alte Geschichte von der armen Waise und dem reichen Bauernsohne in norwegischer Färbung; viel süße, ich will nicht sagen süßliche, christliche Reden; schönes, durch nichts umzustoßendes Gottvertrauen, viel Aufopferung und Selbstverleugnung der Heldin, und endlich eine Reihe Heirathen und glücklicher Ausgang — das ist die Geschichte, welche L. Fehr für übersetzenswerth gehalten hat. Da wir in Deutschland an ähnlichen Erzählungen keinen Mangel haben, so wäre in der deutschen Literatur keine Lücke fühlbar geworden, wenn die Erzählung unübersetzt geblieben wäre.

6. Die Johannisglocke von Unterten. Eine Novelle aus dem Siebenbürger Sachsenlande im Zeitalter der Reformation. Von Ludwig Michaelis. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Man wird diese wohlgemeinte Erzählung an Ort und Stelle mit Vergnügen lesen. Als eine künstlerische Schöpfung hat sie wol der Verfasser selbst nicht betrachtet, deshalb fällt ihre Besprechung auch nicht in den Rahmen der Kritik, die dem Verfasser vor allem sagen müßte, daß seine Erzählung den Anforderungen an eine Novelle in keiner Weise entspricht. Für ganz unbefangene Leser, welche keinerlei höhere ästhetische Ansprüche machen, mag das Büchlein als historische Erzählung ganz wohl taugen und zur Einreihung in evangelische Volksbibliotheken ist es recht gut geeignet.

Richard Weitbrecht.

Aus der dramatischen Literatur.

1. Goethe's Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 16. 1 M.

Es ist ein Kathedereinfall, die erste Handschrift des „Götz" vom Jahre 1771 auf die Bühne zu bringen. Wir besitzen von Goethe und Schiller eine ausgezeichnete Bühnenbearbeitung, die bald ein volles Jahrhundert ihre Wirksamkeit und Berechtigung für die Bühne bewiesen hat. Der Zuschauer ist ein anderer als der stille Leser im einsamen Stübchen. Dieser wird um des voll poetischen Hauches, um der wilden Ursprünglichkeit willen immer wieder zur Lektüre des ersten Entwurfs zurückkehren. Er wird bei einer Vergleichung des ganzen Abstandes bewußt werden, der die Texte von einander trennt; er wird dem Literarhistoriker recht geben, der für das Genie des Dichters wol den Entwurf, aber nie die Bearbeitung als Beleg heranzieht. Vor der Bühne aber, wo der Leser zum Zuschauer wird, gehen jedem Unbefangenen die hohen theatralischen Vorzüge der Bühnenbearbeitung auf. Gesetzt, wir besäßen nur den Entwurf von 1771, so wäre es fraglos eine Nothwendigkeit, den gewandtesten Händen eine wirksame, schonende, geistesverwandte Umarbeitung zu übertragen: in diese Nothwendigkeit würde der Theaterdirector Devrient sicher ohne weiteres willigen; ja bei seiner Vorliebe für derartige Umarbeitungen würde er vermuthlich selber aus den losen Scenen des Entwurfs ein festgefugtes Bühnenstück entwickelt haben. Nun hat ihn Gott sei Dank Goethe selbst unter Antheilnahme Schiller's dieser Mühe enthoben; alle Bühnen, die nicht gerade unter ehrgeizigen Theaterdirectoren experimentiren, haben das kostbare Vermächtniß der großen Weimarer dankbar und erfolgreich angenommen; die hohe professorale Weisheit kann sich also nur darin äußern, daß man die bequeme, wirksame, schonende und immerhin geistesverwandte Umarbeitung verschmäht und den spröden Entwurf auf die Bühne bringt. Es ist so furchtbar einfach, eine literarische That zu thun oder mindestens ein interessantes Experiment zu machen. Freilich wird die „That" einigermaßen lächerlich, wenn der erste Entwurf mit Scenen und Reden aus der Bearbeitung von 1773 und 1804 ergänzt, also wieder bearbeitet wird. Jedoch das Lächerliche, das auch bei dem völligen Mislingen des Unternehmens auf der Bühne des Schauspielhauses hervortrat, wird zum Furchtbaren, wenn man bedenkt, daß dieser Mann, an die Spitze des reichsten und stolzesten berliner Theaters gestellt, wol Zeit und Muße fand, einer literarischen Schrulle oder meinetwegen auch einer literarischen Feinschmeckerei erfolglos zu huldigen und Kraft und Geld dabei zu verbrauchen, aber für die zeitgenössische deutsche Kunst nicht Zeit, nicht Geld, nicht Muth, nicht Kraft genug fand, irgend etwas Nennenswerthes zu thun. Wenn man statt dieser verunglückten Ausgrabung zehn neue Stücke gegeben hätte, selbst wenn sie durchgefallen wären, man hätte eine größere, kräftigere, literarische That gethan als mit dem ursprünglichen Götz auf den Brettern des Theaters.

2. Die Frage der Volksbühnen von Hugo Kaatz. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.

Dies kleine Heft nimmt sich beinahe so aus, als ob es ein Sonderdruck aus einer Abhandlung wäre, die einer hohen Facultät behufs Promotion vorgelegen habe. Alles ist so sauber abgetheilt, so reinlich schematisirt, alles ist so kalt und kahl, daß man aus barem Wohlwollen annehmen muß, höhere Rücksichten haben dem Verfasser dabei vorgeschwebt. Die kleine Flugschrift ist im Grunde nichts weiter, als eine Zusammenfassung einer Anzahl von Veröffentlichungen über volksthümliche Bühnen. Es gibt ja weite Kreise, für die auch dies Unternehmen förderlich und nothwendig ist, aber eine literarhistorische Bedeutung ist damit gar nicht weiter verbunden. Es sind erstlich Lücken im Verzeichnisse der einschlägigen Verhältnisse vorhanden und zweitens scheint dem Verfasser völlig der Geist der Kritik und überhaupt jede geistige Selbständigkeit zu fehlen, sodaß über die wichtigsten Fragen, die bedeutendsten Menschen nur im Fluge weggehuscht wird. Es ist unglaublich, daß im Kapitel der Festspielvolksbühne Richard Wagner mit knapp einer Seite abgethan wird und daß ein so streitiger und interessanter Punkt, wie z. B. die Vereinfachung der dramatischen Dichtung, nur ungenügende Betrachtung erfährt.

3. Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer. Lieferung 8—14. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. Lex.-8. Jede Lieferung 75 Pf.

Das Unternehmen, die Schwänke und Possen Nestroy's zu sammeln und in einer möglichst kritischen Ausgabe zu

veröffentlichen, habe ich bereits an dieser Stelle angezeigt und im Interesse des Theaters wie der Culturgeschichte begrüßt. Die vorliegenden Hefte enthalten unter anderm: „Das Mädl aus der Vorstadt oder Ehrlich währt am längsten", „Eulenspiegel", „Die Gleichheit der Jahre", „Der Färber und sein Zwillingsbruder", „Unverhofft", „Mein Freund", „Die lieben Anverwandten" u. a. m. — Wien hat bekanntermaßen noch lange nicht den starken realistischen Zug, der Berlin und die hier lebenden Autoren erfüllt. Wenn sich aber einmal in der österreichischen Hauptstadt eine neue Localkunst erheben sollte, so wird sie vermuthlich auch das Andenken Nestroy's ein klein wenig in Ehren halten. Culturgeschichtlich ist Nestroy's Gestalt überhaupt noch nicht genügend gewürdigt worden.

4. Der Traum des Glücks. Dramatische Idyllendichtung von Albert Wittstock. Leipzig, Hucke. 1890. 12. 1 M.

Eine Anspruchslosigkeit, wie sie dieses Idyll zeigt, ist geeignet, auch den fühllosesten Kritiker zu entwaffnen. Wenn man ein paar Seiten dieser Dichtung liest, so wird man ganz von dem Wohlwollen erfüllt, das den Dichter beseelen mußte, als er den „Traum des Glücks" schrieb. Glücklich der, der mit warmem Herzen und gutem Glauben die wohlgemeinten Verse schreiben konnte. Ich will seinen Frieden nicht stören, wenigstens bei diesem Werke nicht, denn ach,

Mit jedem neuen Tag erwachen wieder
Die schwarzen Sorgen, die das Herz beschweren.
So schweben in des Lebens Trübsal trostlos
Die Jahre hin — ich Unglücklicher! — muß
Ich immer diesen Kummer tragen? nirgends
Gibt's Freude mehr für mich, ich habe nichts,
Das mich ergötzt in dieser öden Wüste
Des Lebens, in der Leere meiner Tage,
Die müden Stunden ziehen träge hin.
Zerrissen mein Gemüth in trüber Stimmung,
Mit ödem Herzen irr' ich auf der Erde,
Ein Wanderer, der sich verlassen fühlt.

Ein guter Mann, aber ein schlechter Musikant.

5. Jephthah. Trauerspiel in drei Aufzügen von Theodor Sylvester. München, Merhoff. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Den altbiblischen Stoff, der so oft von Malerei und Poesie verherrlicht worden ist, hat der Verfasser mit Geschick für die Zwecke seines Dramas umgestaltet. Eine Anzahl glücklicher Erfindungen verräth unverkennbar das dramatische Talent: Jephtha steht an der Spitze siegreicher Freischaren; der Hohepriester, sein Feind, der ihn von Haus und Hof vertrieben, kommt zu ihm, um Hülfe flehend; Jephtha verlangt als Feldherr den unbedingten Oberbefehl in Krieg und Frieden, der Hohepriester geht, durch die Verhältnisse gezwungen, darauf ein. Deborah, die Tochter Jephtha's, liebt einen jungen Krieger ihres Vaters, der sie beschützen will, als das furchtbare Gelübde laut wird. Trefflich ist die Erfindung, daß der Vater seine Tochter nur als Tempeldienerin dem Herrn weihen will und daß er mit diesem Gelübde die Beschuldigung des Hohenpriesters entwaffnet, als trachte er nur nach irdischem Glanze und frevelhafter Macht. Erst als das Gelübde ausgesprochen ist, erfährt Jephtha, daß seine Tochter liebe, er sucht umsonst die Liebenden zum Verzicht zu bewegen, er kämpft mit den widerstreitenden Gefühlen, die Tochter bricht in das Geständniß aus, sie liebe ihren Verlobten mehr selbst als Gott; da führt sie der Vater gewaltsam zu dem Hohenpriester hin, aber sie entwindet sich den Fesseln und stürzt in ihres Geliebten Arme. Der Schwur des Vaters muß gehalten werden, Jephtha tödtet seine Tochter, der Geliebte will sich erst rächen, dann wendet er den Dolch gegen die eigene Brust. Jephtha zieht im Dienste seines Landes in neuen Kampf, um den Tod zu suchen. Die Verhältnisse sind alle wahr und menschlich, die Theile der Handlung sind klar gegliedert, die Sprache ist angenehm und durchsichtig. Die Schwäche des Dramas liegt in der zwar richtig angelegten, aber weder scharfen noch tiefen Charakteristik. Besonders aus der Gestalt des alten Jephtha hätten sich noch ganz andere mächtigere Wirkungen herausholen lassen. Es ist auch nicht glücklich, den Helden einen ganzen Act, also ein Drittheil des Stückes, von der Bühne zu verbannen. Das Glaubensleben Jephtha's bedurfte auch einer reichern Entwickelung und der Charakter des Helden hätte in Momenten mächtiger Leidenschaft erglühen sollen, statt in beinahe stets gleicher Ruhe zu beharren.

6. Genoveva. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Wichmann. Leipzig, Mutze. 1890. 8. 1 M.

Die Bezeichnung eines dramatischen Gedichtes ist so dehnbar, daß man vielleicht auch einen Operntext darunter begreifen kann. Die zahlreich eingemischten Chöre lassen darauf schließen, daß der Verfasser auf die Beihülfe der Musik gerechnet hat. Wie und ob ein Musiker sich mit dem Gebotenen abfinden kann, das lasse ich dahingestellt. Vom dramatischen Standpunkte ist das Werk abzulehnen. Wohl wahr, es gibt eine große Anzahl Genovevadichtungen, die dem herrlichen Stoffe nicht gerecht werden; aber unter den verfehlten Dramen ragt doch auch ein geniales hochbedeutendes auf, Hebbel's „Genoveva". Selbst dessen bedenklichste Schwächen und Sonderbarkeiten nehmen sich riesenhaft aus neben den Vorzügen der vorliegenden Dichtung. Es ist wohlfeil, Hebbel den heutigen Dramatikern entgegenzustellen, aber das demüthigende Vergleichen kann nicht wegfallen, wenn einer den Muth gehabt hat, mit dem alten Titanen zu wetteifern. Wichmann zumal wird bei diesem Vergleiche zermalmt, denn im Grunde hat er doch nicht die Spur von einem Dramatiker. Er macht ziemlich hübsche Verse, er bildert etwas zusammen, er weiß hie und da einmal etwas Stimmung zu machen, aber von Tragik, von Leidenschaft hat er nur das, was jeder federgewandte Lyriker sich mühelos anempfinden kann. Die Handlung ist dürftig und doch verwirrt und verschwommen, die Charaktere sind die reinen Schemen und von echter Psychologie kann ernsthaft gar nicht die Rede sein. Be-

weis: (1. Act.) Golo ist verheirathet, gleichwol liebt er Genoveva mit sündiger Glut, er gesteht diese Liebe seinem Weibe — ohne die mindeste Ursache — sehr naiv:

O zürne nicht, ich muß sie lieben,
Doch wie der Sturm die Blume liebt,
Die Blüte, die mit stillen Trieben
Dem Auge süße Freuden gibt.
Ich weiß, sie kann ihn nicht ertragen
Sie muß im wilden Sturm vergehn.
Versteh mich recht und zürne nicht,
Du bist mir gleich dem Sonnenlicht —

Und Golo's Weib antwortet auf das furchtbare Geständniß:

Ich zürne nicht, ich will verstehen,
Von deiner Krankheit heil' ich dich.
Ich weiß, es wird vorübergehen,
Und tief im Herzen liebst du mich.

Harmloser kann man kaum antworten, sinnloser und unrealistischer unmöglich. Im 2. Acte wird das uralte, nachgerade mausstehliche Hülfsmittel des Monologs gebraucht und zwar in der denkbar unkünstlerischsten Art: ein Lauscher, Golo, hört die letzten, doch nur für sich gesprochenen Worte Genoveva's:

Wer wird dich pflegen, wer dich heilen,
Wer schließt mein blutend Herze zu?!

Und Golo, der leise hinter sie geschlichen, tritt plötzlich hervor:

Ich — —

Im dritten Acte kommt natürlich eine Verwechslung vor: Golo trinkt das Gift, das sein Weib dem Pfalzgrafen bestimmt hat; dieser fragt wie es scheint zum ersten male genauer einen Knappen — man denke! — nach dem Tode Genoveva's; Golo's Weib ermordet auch diesen Knappen, ohne daß der Pfalzgraf mehr sagt als: „Was hast du vor?" Dann, als sich der wunderbare Dichter mit diesem wunderbaren Weibe nicht mehr zu helfen weiß, da wird sie kurzer Hand wahnsinnig. Wichmann ist alles andere, aber nicht das, was er in diesem Werke vorgibt zu sein: ein Dramatiker.

7. Gielana. Trauerspiel in drei Aufzügen von Fedor Sommer. Drossen, Kunth. 1890. Gr. 8. 1 M.

Eine Dilettantenarbeit, die aber immerhin mehr Spuren dramatischen Talentes verräth, so geringfügig auch der wahre Werth sein mag. Schon die Sprache ist kräftiger und charakteristischer als bei Wichmann, die Charaktere freilich sind nicht besser entwickelt. Wir haben hier eine Anzahl der üblichen Operngermanen vor uns, die in jenem bekannten Stile reden, der nie und niemals von lebendigen Menschen gebraucht worden ist. Das Stück spielt in Würzburg zur Zeit des fallenden Heidenthums. Gesetzt, der Dichter hätte eine Handlung gefunden, die ein Drama füllte — welche andere lockende Aufgabe hätte er vor sich gehabt, eine Anzahl Individuen zu schaffen, ungebrochene heißblütige Kinder des Waldes, germanische Jünglinge und Greise, germanische Jungfrauen, alle ohne verkünstelte Cultur, Menschen, dem Triebe der ungebrochenen Natur gehorchend, ganz Weib, ganz Mann ... Und nun das Christenthum, wie es diese Menschen überschattet, hier reift, klärt, beflügelt, dort hemmt, verwirrt, zerbricht ... Der Dichter, der an diese Aufgabe nicht gedacht, hätte sie auch nicht lösen können. Der beste Theil des Dramas ist die Katastrophe des letzten Actes. Hier könnten weitere Hoffnungen für den Verfasser sich anknüpfen.

8. Fredegunde. Trauerspiel in fünf Acten von W. Anhaeuser. Trier, Lintz. 1890. Gr. 8. 2 M.

Der einzige echte Dramatiker unter den bisher genannten ist W. Anhaeuser. Den dramatischen Athemzug spürt man sofort in der ersten Scene. Da wird nicht blos gesprochen um des Sprechens willen wie bei den andern, da verdichten sich die Worte zu Handlungen, und zwar augenblicklich, da fallen die Worte knapp und scharf und springen von Stufe zu Stufe, wie die Leidenschaft, die im Innern lebt. Da gibt es nirgends ein bequemes lässiges Ausruhen, kein Schwelgen in bunten Bildern, kein motivloses Misverstehen: alles ist innerlich verkettet und nur das Nothwendige geschieht. All den Gestalten wohnt eine solche Lebenskraft, eine solche Lebenslust inne, daß man sich freut an den tapfern Gesellen. Sie sind aus Einem Gusse, und was sie planen, das thun sie rasch, darum kann man ihnen nicht gram sein, auch wenn sie von Verbrechen zu Verbrechen eilen. Der bekannte Stoff aus dem 6. Jahrhundert, der um die beiden furchtbaren Königinnen der Franken, Brunhild und Fredegunde, sich gruppirt, verlangt wahrlich eine feste Hand; bereits die erste Anlage ist hier doppelt schwer, denn die Verhältnisse sind ungewöhnlich verwirrt. Anhaeuser verschafft uns volle Klarheit. Meisterhaft sind die beiden ersten Acte gebaut. Unentrinnbar spinnen sich alle Personen ihr eigenes Geschick. Theatralisch sind die beiden ersten Acte von großer Kraft und Schönheit; auch zartere Gemüther werden von den blutigen Ereignissen nicht verletzt, weil alles mit unabwendbarer Nothwendigkeit geschieht. Der dritte Act steht leider nicht auf der Höhe der vorhergehenden; Merovig's Ehe mit Brunhild verwirrt und ist dramatisch sehr unzulänglich motivirt; auch Fredegundens erwachende Liebe zu Landerich hätte feiner und nachdrücklicher entwickelt werden müssen. Der vierte Act aber hat zwei Scenen, die ich für die schönsten und kräftigsten des Stücks halten möchte. So etwas wie die Streitscene zwischen Fredegunde und Chilperich gelingt niemals einer mittelmäßigen Kraft. Der fünfte Act ist ebenfalls geschickt und klar geordnet; vorzüglich ist das Moment, das Fredegundens Blutthaten aus angeborenem Stammeshasse fließen läßt; aber im Interesse des Ganzen wäre es doch zu wünschen, daß der Schluß nicht aus so langen Reden, sondern aus einer bewegten wilden Handlung bestände. Auch läßt sich nicht leugnen, daß dem jetzigen Schlusse sowol die Erschütterung über den jähen Fall wie eine Erhebung über all die Zerfahrenheit und die aufgehäuften Freveltaten fehlt; wenn nicht beides, eins von beiden muß erreicht werden. Gleichwol hat sich Anhaeuser als eine wirklich bedeutende Erscheinung unter

den heutigen Dramatikern gezeigt, er ist ein Künstler von wirklicher Eigenart, an dem ich das Eine bemerke, das im Kleinkram der Lebensbeobachtung heute den allermeisten Dramatikern mangelt: Größe des Wurfs und Leidenschaft. Wenn die Bühnen sich nur schwer an die Aufführung dieses Dramas machen oder wenn Kritiker auf der Höhe der Zeit die Achseln zucken und nörgeln, so ist es das historische Gewand, das nun einmal in Verruf gekommen ist und selbst geistreiche Leute — diese allerdings ohne Entschuldigung — voreingenommen macht. Aber mir scheint in dem Verfasser, wenn anders der Schluß vom Werke auf den Künstler gestattet ist, so viel gesunde Kraft, so viel Geschlossenheit, so tiefe Eigenart zu stecken, daß ihm auch der Tag des Sieges erscheinen muß.

Friedrich Kummer.

Neue epische und lyrische Dichtungen.

1. Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. Leipzig, Liebeskind. 1890. 8. 8 M.
2. Das Lied von den Zeiten von Joseph Pape. Zweite Auflage. Braunschweig, Wollermann. 1891. 12. 2 M. 25 Pf.
3. Ahasver. Von Karl Esselborn. Leipzig, Mutze. 1890. 16. 50 Pf.
4. Lieder im Wiederhall. Deutsche und französische Dichtungen, verfaßt und übertragen von Georg von Oertzen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actien-Gesellschaft. 1891. 8. 2 M.
5. Neue Gedichte von Marie von Najmájer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 12. 2 M.
6. Lyrische Dichtungen von Edward Samhaber. Laibach, v. Kleinmayer und Bamberg. 1890. 12. 2 M.
7. Dr. J. Steinbeck's Gesammelte Gedichte, herausgegeben vom Vorstande des deutschen Kriegerbundes zu Gunsten der Hinterbliebenen des Redacteurs der „Parole" Dr. J. Steinbeck. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Berlin, Funcke und Nacter. 1891. 8. 3 M.
8. Gedichte von L. von Hoya. Leipzig, Grieben. 1890. 8. 1 M.
9. Mit Verlaub. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. Wien, Konegen. 1890. 12. 1 M. 20 Pf.

Mit ein paar Ausnahmen dürfen die im Nachfolgenden zu besprechenden neuen Erscheinungen des epischen und lyrischen Marktes als zum achtbaren Mittelgute gehörig bezeichnet werden, wie ja diese Rubrik bei der Physiognomie unseres Jahrhunderts, die keine andere ist als die der „allgemeinen Bildung", aber auch freilich der allgemeinen Nivellirung, heute naturgemäß die vorherrschende ist.

Da ist zunächst ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer unter dem Titel „Die Verbannten" (Nr. 1). Es würde viel zu weit führen, den sehr verschlungenen Fäden dieser scheinbar leicht hingeworfenen, im Grunde aber tief durchdachten und bedeutsamen Dichtung hier auch nur andeutend nachzugehen. Es ist die bekannte Zickzackart des Byron'schen „Don Juan" und verwandter Dichtungen, dem wir hier begegnen: hinter scheinbar spielend vorgetragenen romanhaften Vorgängen, die durch mannichfache Abschweifungen und Episoden ernster und humoristischer Art durchkreuzt werden, steht ein bedeutender Gedankengehalt, der uns in allen möglichen Tonarten, bald episch, bald lyrisch, bald dramatisch, bald im breiten, bald im knappen Stile vorgetragen wird. Es sind überall wirkliche und moderne Menschen, die uns in den „Verbannten" mit vielem Geschick geschildert werden; überall leuchten die unsere Zeit bewegenden Ideen durch und so darf die eigenartige und fesselnde Dichtung zugleich romantisch und modern, zugleich phantastisch und realistisch genannt werden. Haushofer, der in weitern Kreisen durch seine geistvollen und originellen „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits" mit Recht rühmlich bekannt ist, hat sich mit dieser neuesten Schöpfung seiner Muse des geachteten Platzes als durchaus würdig erwiesen, den er in unserer Literatur bereits einnimmt.

Joseph Pape's „Lied von den Zeiten" (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor: ein Erlebniß, das man einem inhaltlich so schwerwiegenden und der Form nach so wenig populären Lehrgedichte, wie diesem, kaum zutrauen durfte. Habent sua fata et libelli. Wir haben es hier in der That mit einem Lehrgedichte vom reinsten Wasser zu thun, und zwar mit einem solchen, in dem das Lehrhafte stark das Dichterische überwiegt, womit selbstverständlich nichts weniger als ein Lob ausgesprochen werden soll. Wie Virgil den Dante durch Himmel und Hölle, so führt Albertus Magnus den Verfasser dieses „Liedes von den Zeiten" durch das Gesammtgebiet der Geschichte, wobei ein mysteriöses Buch, nämlich das „Buch der Zeiten", das der große Gelehrte dem Dichter im ersten Gesange überreicht, gewissermaßen den Ariadnefaden in dem zu durchschreitenden Labyrinth der Geschichte bildet. Das sehr umfangreiche, mehr als achtzehn Bogen umfassende Gedicht ist in seiner der Sache nach übrigens nicht neuen Absicht, den geistigen Fortschritt der Menschheit an der Hand einer poetischen Wanderung durch alle Stadien der Geschichte darzuthun, gewiß lobenswerth; aber solche poetische Wanderung ist eine Riesenaufgabe, und der Zweifel ist gewiß mehr als berechtigt, ob es überhaupt möglich ist, diese Aufgabe auf dem Wege einer in sich abgeschlossenen Dichtung — und dieser Weg wird hier eingeschlagen — zu verwirklichen. Einzelne poetische Bilder aus der Geschichte mit der Tendenz, den Geistesgang der Menschheit dichterisch zu verfolgen und zu beurkunden, das ist eine Aufgabe, die sich lösen und bewältigen läßt, wie dies ja auch mehrfach geschehen ist. Aber in geschlossenem Rahmen? Das Pape'sche „Lied von den Zeiten" ist eher ein Beweismoment gegen die Durchführbarkeit eines solchen poetischen Unternehmens als für dieselben. Das leuchtet ein. Bei einem so übergroßen, fast erdrückenden Stoffe ist die künstlerische Linienführung kaum möglich, die Abrundung im

Sinne einer vernünftigen Aesthetik ganz undenkbar. Muß aber schon gegen das „Lied von den Zeiten" dieser principielle Einwurf erhoben werden, so läßt sich gegen die Dichtung, wie sie hier vorliegt, noch einwenden, daß ihr sowol fast durchgängig die Knappheit und Uebersichtlichkeit, die hier doch so sehr geboten war, wie auch an mehr als einer Stelle die innere Klarheit gebricht.

In dritter und letzter Reihe unter den hier zu besprechenden epischen Dichtungen stehe Karl Esselborn's „Ahasver" (Nr. 3)! Wieder einmal ein Poet, der sich in den Strudel der Sage vom ewigen Juden stürzt und darin elend zu Grunde geht! Das gewaltige Thema, dem in der gesammten deutschen Dichtung bisher wol nur Julius Mosen, S. Heller und Robert Hamerling in ihren gleichnamigen Epen gerecht geworden, erfordert eine große und bedeutende poetische Kraft, die neben dem dichterischen Ingenium namentlich dreierlei aufzuweisen haben muß: Tiefe des philosophischen Denkens, Weite des historischen Blicks und Energie der künstlerischen Concentrationsgabe. Alle diese Eigenschaften müssen sich in einem idealen Bewältiger des Ahasver-Stoffes das Gleichgewicht halten. Keine dieser Eigenschaften aber darf nach Maßgabe dieser Ahasver-Dichtung Karl Esselborn nachgerühmt werden. Die Ahasver-Idee erscheint in dem Esselborn'schen Epos vollständig zerfahren und zerflattert und aufgelöst in einer ganz unorganischen Reihe von willkürlich aneinandergefügten Genrebildern, Allegorien, Fictionen, Reflexionen und Gott weiß was sonst noch. Eine Tochter, Deborah mit Namen, und ein Schwiegersohn in spe Joas geheißen, werden dem ewigen Juden angedichtet; Manfred, Hamlet, Faust werden mobil gemacht, um einige ihrer aus Byron, Shakespeare und Goethe bekannten Schlagwörter zu sprechen und dann schleunigst wieder zu verschwinden; Betrachtungen und Gleichnisse platzen in die Handlung hinein, und am Schlusse steigert sich die Dichtung in ein weltrichterisches Pathos à la Dante's „Göttliche Komödie" hinauf, das uns den Ahasver als reuigen Sünder am Throne Gottes zeigt. Gar nicht zu reden von der Form der Darstellung, die eine Fülle sprachlicher Verstöße und eine in ihrer Uebertreibung peinlich wirkende Hinneigung zu Vergleichen und Bildern zeigt, ist diese Ahasver-Dichtung, dem Gesagten gemäß, wol eine der schwächsten Bearbeitungen des großartigen Mythus, die jemals geschrieben worden; sie wird zweifellos klanglos zum Orkus hinabsteigen, wie alles Unzulängliche in der Dichtung.

Der Rest der hier zu besprechenden neuen Erscheinungen ist lyrischer Natur.

Zunächst: „Lieder im Wiederhall, deutsche und französische Dichtungen, verfaßt und übertragen" von Georg von Oertzen (Nr. 4)! Die hübschen zwiesprachigen Poesien sind eine Art von Unicum. Der Dichter schrieb die meisten dieser leicht geschürzten Lieder ursprünglich in französischen Versen nieder und übertrug sie später ins Deutsche; er fügte dann umgekehrt einige seiner deutschen Originalgedichte in freien französischen Uebertragungen hinzu. So entstand die eigenartige zwiesprachige Sammlung. Eine innere Aufforderung zu dieser Zwiesprachigkeit läßt sich aus den Liedern selbst heraus freilich kaum darthun. Idee wie Ausführung müssen als eine bloße Laune des Dichters angesehen werden. Immerhin ist es eine ganz unterhaltende Laune, die den rastlos schaffenden Oertzen hier leitet. Gewährt es doch einen eigenen Reiz, das aufgeschlagene Buch in der Hand, diese französischen Lieder auf der linken Seite mit den deutschen auf der rechten zu vergleichen. Das Herüber und Hinüber des Vergleichs setzt den Leser freilich nicht selten in Verlegenheit, ob er der französischen oder der deutschen Lesart den Preis ertheilen soll. Hier wie dort zeigt sich meistens eine überraschende Formgewandtheit, viel lyrische Stimmung und poetischer Duft. Besondere Originalität kann man diesen neuesten Liedern Oertzen's indessen kaum nachrühmen. Aber es findet sich viel Ansprechendes und Anmuthendes darunter. Möge hier als Probe ein beliebiges Doppelstück herausgegriffen werden. Da ist eins:

Zeitwörter.

Sie war, o ja, sie war einmal
Wie Aehren blond, wie Knospen jung,
War rosig, wie der Morgenstrahl,
War Güte mehr denn Weigerung.

Sie ist — nicht himmlischem Geschenk,
Sich selbst nur dankt sie, was sie ist,
Sich diese Haltung, die, gedenk
Des eignen Werthes, fremden mißt.

So ängt sie sich die Zukunft her
Und wird ein frommes Bild. Ich schmück's,
Und doch vergeß' ich nimmermehr
Das Imperfectum unsres Glücks.

Im Französischen klingt das Scherzgedichtchen fast noch anmuthiger:

Conjugaison.

Elle était blonde, était jolie,
Était l'aurore qui n'est plus,
Était ce qu'on jamais n'oublie,
Elle était rare de refus.

Et aujourd'hui au temps présent
Que c'est beau, dire ce qu'elle est:
L'admiration de tout venant
Et d'elle-même le respect.

De ce présent quel pieux futur!
Seul moi, qui plains un sort trop dur;
Car je me souviendrai toujours
De l'imparfait de nos amours.

Möchten Deutschland und Frankreich, des langen Haders müde, doch in einer nicht allzu fernen Zeit auch in Politik und socialem Leben so einträchtiglich Arm in Arm marschiren wie hier in dem Oertzen'schen Liederbuche!

Marie von Najmájer veröffentlicht „Neue Gedichte" (Nr. 5). Das eigentliche Gebiet dieser Dichterin sind die Ode und die erzählende Dichtung. Hier leistet sie Achtbares und mitunter auch Beachtenswerthes, wie namentlich auf dem Gebiete der Ode. „Der Tempel von Paphos"

beispielsweise ist ein odisches Gedicht, das sich getrost neben das Beste stellen darf, was die Gegenwart in dieser Gattung hervorgebracht hat. Im erzählenden Gebiete sind unter den hier vereinigten Poesien hervorzuheben: „König Emrich", „Der Verurtheilte" und „Wjera Sassulitsch". Um dagegen den leichten Ton des sangbaren Liedes zu treffen, dazu ist, so scheint es, die Muse dieser Dichterin allzu gedankenvoll, wenn man will: allzu tief, und nur selten gelingen ihr daher duftige Strophen, wie etwa die folgenden:

Lied aus der Rosenzeit.

Welcher Gruß kann holder sein,
Wenn ich unverhofft dich sehe,
Als in deinem Aug' der jähe,
Schöne flücht'ge Freudenschein?
Welcher Gruß kann holder sein?

Welches Wort kann süßer sein,
Wenn ich scheidend von dir gehe,
Als in deinem Aug' das Wehe,
All die schwer verhehlte Pein —
Welches Wort kann süßer sein?

Die Grundstimmung der Najmájer'schen Gedichte ist eine freudig begeisterungsvolle, aus der Bejahung des Lebens und der Lebensfreude strömende, wie die Dichterin dies selbst in den Schlußzeilen ihres Epilogs ausspricht, welche lauten:

Fremd und schaurig fühl' ich die Nacht: ihr Kind nicht,
Unterthan nicht ihren Gewalten bin ich,
Und mein Lied tönt nimmer dem dunklen Schmerze,
Unserm Bezwinger.
Naht er mir, verhüll' ich mein Haupt und schweige;
Nicht zum Klagen ward mir das Lied! Du gabst mir's,
Sonnenstrahl, du leuchtender Gottesbote,
Dir ist's gelungen!

Auch in den „Lyrischen Dichtungen" von Edward Samhaber (Nr. 6) wiegt die Richtung auf den Gedanken vor. Ein sinniges Talent, das manches Ansprechende hervorbringt, namentlich soweit es sich um betrachtende und Spruchlyrik handelt. Demgemäß gelingen dem Poeten, ganz ähnlich wie seiner soeben gewürdigten Collegin, am besten die Formen der Reflexion, wie Oden, Distichen und Sonette. Die Samhaber'sche Form kennzeichnet sich fast immer durch feinen Schliff in Rhythmus und Reim und ein ausgesprochen zartes Gefühl für die rhetorische und allgemein dichterische Schönheit des Ausdrucks. Hamerling hat Recht, wenn er in einem dem Bändchen vorgedruckten Briefe an den Dichter sagt, dieser sei eine echte Dichternatur, „warmblütig, fast leichtblütig, und doch tief erregbar, sangesfroh und dabei in Gefühl und Gefühlsausdruck südlich, südöstlich, griechisch, antik angehaucht". Südöstlich! Dazu muß bemerkt werden, daß der Dichter ein Deutsch-Oesterreicher ist. Er tritt für die Interessen des Deutschthums in Oesterreich warm ein. Treffend singt er:

O Oesterreich, mein Vaterland! Wie reich bist du an Segen!
Dir lacht von sonniger Hügel Wand der Rebe Laub entgegen.
Es spiegeln Berge trotzig kühn in Seen sich, in blauen,
Und Aehrengold und Wiesengrün bekleiden deine Auen.
Hier blinken Burgen altersgrau, von Epheu zart umsponnen;
Dort leuchtet eines Münsters Bau im Gold der Abendsonnen;
An Berge schmiegen sich und Strom die herrlichsten Paläste,
Verdämmernd ragt im Gothendom das steinerne Geäste.

Und kommt aus nordischem Gefild ein Wanderer gezogen,
Wie grüßen ihn die Augen mild und brüderlich gewogen!
Du hast ein Volk so frohgemuth, nur Lust und Liebe spendend;
Verkennt nicht Oesterreicherblut, stets heiter und verschwendend!

Aber in solchen Verherrlichungen seines schönen Heimatlandes mischt sich die Klage um die Unterdrückung deutschen Wesens in Oesterreich:

Was nützen uns die Felder,
Bedeckt mit reichem Korn,
Die tannengrünen Wälder,
Der Felsen frischer Born!

Was in des Berges Dunkel
Der schimmernde Krystall,
Der Rebe Goldgefunkel
Im windgeborgnen Thal — —

Wenn, wie in vor'gen Tagen,
Eh' man uns niederwarf,
Nicht deutsch das Herz mehr schlagen,
Der Mund mehr reden darf,

Wenn man sich schon versündigt,
So man den Vätern gleich
Mit lautem Stolz verkündigt:
Deutsch ist mein Oesterreich!

Diesen Samhaber'schen Dichtungen ist sowol ihres poetischen Gehaltes wie ihres nationalen Gepräges wegen die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Das gilt auch von den „Gesammelten Gedichten" J. Steinbeck's (Nr. 7), des allzu früh verstorbenen Redacteurs der „Parole", des bekannten Organs des „Deutschen Kriegerbundes". Es liegt uns in diesen Gedichten eine Sammlung vor, welche der Vorstand des genannten Bundes zum Besten der Hinterbliebenen des Dichters herausgibt. Steinbeck's Poesien sind Erzeugnisse einer wenn auch keineswegs „genialen", wie das Vorwort meint, so doch höchst liebenswürdigen und warmen Dichternatur, die eine natürliche und sich meistens ungezwungen gebende patriotische Begeisterung zeigt. Am schönsten und tiefsten äußert sich indessen Steinbeck's poetische Kraft nicht eigentlich in seiner patriotischen Lyrik, welche die dieser Gattung so nahe liegende Klippe der conventionell patriotischen Phrase meines Erachtens nicht immer zu umschiffen verstanden hat — am schönsten und tiefsten, sage ich, äußert sich Steinbeck's poetische Kraft nicht hier, sondern auf einem andern Gebiete: sein Bestes leistet er vielmehr in der einzigen nicht patriotischen Rubrik des Buches: in dem Abschnitte „Natur und Gemüth", in welcher sich Lieder von wirklich poetischem Zuge finden, wie z. B. das folgende:

Wenn des Tages wilde Jagd
Ist vorüber und die Nacht
Hält die Wacht,
Fällt auf Blümlein, roth und blau,
Draußen auf der stillen Au
Leis der Thau.

Also fällt, dir unbewußt,
Von dem Himmel in die Brust
Liebeslust;
Liebe ist fürs Herz genau,
Was dem Blümlein auf der Au
Ist der Thau.

Ist vorüber dann die Nacht,
Strahlt am Blümlein, das erwacht,
Demantpracht.
Nur am Blümlein? Nein, o schau,
Auch am Dornbusch, starr und grau,
Perlt der Thau.

So bedenk: Gott hat gelegt
Lieb' in jedes Herz, das schlägt
Und sich regt.
Scheint der Mensch dir noch so rauh —
Auch am Dornbusch, starr und grau,
Perlt der Thau.

Neben so warmblütigen Poesien, wie wir ihnen in den Steinbeck'schen Liedern und Strophen begegnen, nehmen sich die „Gedichte" von L. von Hoya (Nr. 8) recht farblos und unbedeutend aus. Durchschnittswaare, recht gewandt in der Form und hie und da sogar einigermaßen melodisch in Vers und Stimmungsfarbe, aber ohne alle Eigenart und Physiognomie: das ist so ziemlich alles, was sich über diese Erzeugnisse eines Dilettanten sagen läßt.

Bei weitem mehr Saft und Kraft steckt in den Gedichten in niederösterreichischer Mundart, welche Moriz Schadek unter dem Titel „Mit Verlaub" (Nr. 9) veröffentlicht. Mundartliche Gedichte machen stets nur dann den Eindruck des Wahrempfundenen und Echten, wenn sie jene Linie nicht überschreiten, jenseits welcher das bewußte Geistesleben, Reflexion und Contemplation, beginnt, kurz wenn sie im Fühlen und Denken einfach und naiv bleiben. Der Alemanne Hebel und der Baier Stieler sind hier leuchtende lyrische Muster, und Reuter, der Mecklenburger, wo er nicht allzu derb wird, darf hier auch als eine Art Vorbild angeführt werden, nach mancher Richtung hin ebenfalls der Holsteiner Klaus Groth. Die niederösterreichischen Gedichte Schadek's werden der Forderung des Wahrempfundenen und Echten, des Naiven und Unmittelbaren nach jeder Richtung hin gerecht; sie erfreuen durch die Schlichtheit und Einfachheit des in ihnen angeschlagenen Tones und sind in der Harmlosigkeit und Naivetät ihrer Munterkeit ebenso erquicklich wie in der Biederkeit und Geradheit ihres Ernstes. Aus der Reihe ernsterer Lieder Schadek's hier nur eine Probe:

Halt aus.

Wann'st a Woanung hast, a rechte,
Lass' di nöt glei bringa d'raus,
Spiel nöt dö Farb' bald und dö bald,
Bleib' bei oaner — und halt aus!

Bald is blau im Leb'n der Himmel;
Bald kimmt Wolkenwerk, a grau's,
Renn' nöt glei, wenn's Wetter wild wird,
Sei a Mannsbild — und halt' aus!

In der Liab und in der Freundschaft
Tapp nöt eini, woaßt' nix G'nau's,
Aber hast a mal wem d' Hand geb'n
Da kalfakter nöt — halt aus!

Es ist viel gesunder Sinn und tapfere Derbheit in den Schadek'schen Gedichten, und ist die Dialektpoesie schon an sich zu pflegen und überall freudig zu begrüßen, wo sie auftritt, weil sie einen Jungbrunnen der hochdeutschen Dichtung bildet, aus dem diese sich Verjüngung und Erfrischung trinkt, so muß dieses „Mit Verlaub" um der an ihm gerühmten guten Eigenschaften willen noch besonders warm willkommen geheißen werden. Inwieweit diese Gedichte im Dialekte bis ins einzelne hinein echt sind, das freilich entzieht sich der Beurtheilung des nach dieser Seite hin leider nicht sattelgerechten Berichterstatter.

Ernst Biel.

Zur Literaturgeschichte.

1. Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Auswahl und Erläuterung von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit. Als Ergänzung zu „Kleinpaul's Poetik": unter Berücksichtigung der zweiten Auflage des Werkes Kleinpaul's: „Von der Volkspoesie" verfaßt von Karl Leimbach. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1890. 8. 3 M.

Der Verfasser ist auf dem Gebiete literarischer Erläuterungen in Haus und Schule gleicherweise seit längst rühmlich bekannt. Er hat ein ganz besonderes Geschick für geschmackvolle Einführung in das Verständniß dichterischer Werke. Mit liebevoller Hingabe vertieft er sich in die Absichten und Eigenart der bezüglichen Schöpfung und breitet die Ergebnisse seines Fleißes und Nachdenkens in lichter Ordnung vor der Allgemeinheit aus. So bietet er diesmal gehaltreiche Beiträge zu jener umfänglichen Literatur, welche die Schätze des deutschen Volksliedes hob und geschichtlich sichtet und ergründet. England war uns seit Erscheinen der Percy'schen „Reliques of ancient English poetry" in der Würdigung der alten Volkspoesie vorangeeilt und dem Wiederaufleben der alten Ballad Poetry im vorigen Jahrhunderte ist die deutsche Forschung verhältnißmäßig spät in der Wiederbelebung der alten Volkslieder nachgegangen. Auch heute noch könnten wir uns Unternehmungen wie die der Percy Society zum Muster nehmen, und in Deutschland bleibt noch immer in dieser Beziehung den einzelnen überlassen, wofür sich in England und Schottland Gesammtheiten verbünden, wiewol Herder im Hinblick auf Percy so früh die Pfade wies. Wäre man seinen Fingerzeigen aufmerksamer gefolgt, so wären wir vor der Verstiegenheit der Schiller'schen Ballade vielleicht bewahrt geblieben, vielleicht auch vor Uhland's Theater-Ritterthum. Denn von einer innern gründlichern Einkehr in das Wesen unserer alten Volkslieder erwarte

ich allerdings das Heil der deutschen Ballade der Zukunft, die heutige riecht zu sehr nach Stubenluft So hat Leimbach sein Buch in den Dienst einer edlen Sache gestellt. Er will Verständniß für volksthümliche, vielleicht auch Gaben für volksmäßige Dichtung wecken. Er schöpft aus dem vollen Material. Seine Quellen und Hülfsmittel stellt er auf den letzten Blättern zusammen. Seine historischen Angaben genügen. Seine Erklärungen treffen; nur die reinsprachlichen reichen nicht immer aus; zu der Behauptung auf S. 211, daß „Der Baum im Odenwald" das einzige Volkslied sei, welche die neuere Dichtung hervorgebracht habe, sei bemerkt, daß wir das Lied: „Ach, wie ist's möglich denn", nicht minder für ein wirkliches Volkslied halten.

2. Otto Heinrich von Gemmingen. Mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker. — „Le père de famille." — „Der deutsche Hausvater." Beitrag zu einer Geschichte des bürgerlichen Schauspiels von Cäsar Flaischlen. Stuttgart, Göschen. 1890. Gr. 8. 4 M.

In kurzer Folge läßt Cäsar Flaischlen seiner vortrefflichen graphischen Literaturtafel (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1890) und seiner nicht minder rühmlichen, in der Novembernummer v. J. des „Centralblattes für Bibliothekwesen" veröffentlichten Bibliographie der deutschen Uebersetzungen Lord Byron's diese vorzügliche Schrift über Otto Heinrich von Gemmingen und seine literarischen Verdienste folgen. Wohl ist der Held dieser Monographie eine Nebenfigur in dem großen Schaustücke, in welchem die dichterische Kraft des deutschen Geistes in tausendfachen Verkörperungen, in beharrlichem Auf und Nieder an uns vorüberzieht, aber er bildet doch ein erkenntliches Glied in der unendlichen Kette, ob er auch nur in den Gesichtskreis des historischen Auges rückt. Denn Flaischlen sagt selbst: „Das Urtheil unserer Literaturgeschichte über Gemmingen besteht darin, daß sie ihn vergessen hat." Dann aber rettet er sein Gedächtniß gegen den bezüglichen Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie" und weist O. Brehm'sche Sätze ab mit dem gerechtfertigten Bedenken:

Es ist inconsequent, bei Diderot die didaktische Tendenz aus den Anschauungen seiner Zeit erklärlich und verständlich zu finden, bei Gemmingen aber nicht; also dasselbe dort zu loben und hier zu tadeln.

Diese erquickliche Schlagfertigkeit bei spartanischer Wortkargheit ziert das ganze Buch und hält den sonst trockenen Stoff in munterm Flusse. Die frische Handhabung der überlieferten Methode kommt dem Weitern erfreulich zu statten. Flaischlen ist offenbar einer von denen, die sich in den Nebenschluchten der Literaturgeschichte vorbereiten für Höhenstiege; einer von denen, die sich treu und beharrlich durch Nebel zu sonnigen Gipfeln emporarbeiten. Wir wünschen ihm freie Bahnen.

3. Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. Eine literarische Untersuchung über das Schildbürgerbuch und seine Fortsetzungen von Ernst Jeep. Wolfenbüttel, Zwißler. 1890. Gr. 8. 3 M.

Auch diese Schrift ist das Erzeugniß so tiefdringenden Fleißes, wie vortrefflicher Schulung. Aber trotz ihrer klaren Gliederung wird der Leserkreis auf den engern fachmännischen beschränkt bleiben, über dessen Grenzen hinaus die hier geübte Polemik trotz ihres Scharfsinns und ihrer Fruchtbarkeit kaum tiefere Theilnahme wecken dürfte. Jedenfalls hat der Verfasser seine dornige Aufgabe mit wenn auch etwas schwerfälliger Grazie gelöst, aber gerade das gereicht ihm zum Ruhme, daß er die zerklüfteten Bestandtheile mit ersprießlichstem Sammelfleiß zu verbinden, klaffende Lücken zu überbrücken und entmuthigende Räthsel mit zäher philologischer Kraft zu lösen verstand.

4. Die Geschichte von Appius und Virginia in der englischen Literatur. Inaugural-Dissertation von Otto Rumbaur. Breslau, Dr. v. Brehmer u. Minuth. 1890. 8. 1 M.

Der Verfasser hat im Laufe seiner Untersuchung neunzehn Autoren gefunden, welchen im Mittelalter und in der neuern Zeit die bekannte Episode bei Livius den Stoff zu poetischer Bearbeitung geliefert hat. In Deutschland ist es bekanntlich Lessing, der die römische Virginia in seiner „Emilia Galotti" in modernes Gewand gekleidet hat. In vorliegender Schrift beschränkt sich ihr Verfasser auf die englischen Behandlungen des Stoffes, soweit sie ihm zugänglich wurden. Vor allem unterzieht er ihre Quellen und die Bearbeitungsart des überlieferten Vorwurfs einer nähern Prüfung. Zuvörderst beschäftigt er sich mit der Erzählung bei Livius („Ab urbe condita", liber III, cap. 33—59) und seinen lateinischen Epitomatoren. Dann verfolgt er die epische Darstellung des Vorgangs im Roman „De la Rose", bei Chaucer („Canterbury Tales") und Gower („Confessio Amantis") und rückt das Verhältniß der Vorlage zu diesen Bearbeitungen in genügendes Licht. Dann widmet er gleiche Untersuchungen und nähere Klarlegungen den dramatischen Bearbeitungen. Den Kranz reicht er Webster. Auch in England wird die Schrift Lob und Dank finden als ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas.

5. Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Botsch. Hannover, Hahn. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Naturgemäß schickt der Verfasser dieser neuesten Lebensbeschreibung Ulrich von Hutten's Worte über ihre Daseinsberechtigung voraus. Wir besäßen, sagt er, in dem Strauß'schen Werke ein in jeder Beziehung unübertreffliches Werk. In wissenschaftlichem Sinne gebe ich das selbstverständlich zu, wenn mir auch da das „in jeder Beziehung" immerhin gewagt erscheint. Aber in rein schriftstellerischer Beziehung verneine ich das. Die Darstellungsweise Strauß' ist zu spröde und schwerathmend; es fehlt ihr an Glanz und künstlerischem Einklang, und die Gelehrtenfeder wandelt diesem ruhelosen, hochbeschwingten Dichterleben in herzbeklemmendem Bücherstaube nach. Botsch gesteht dann selbst:

Aber sie enthält doch manches, was weiter vom Wege abliegt und kann auch nur dann wirklich ausgenutzt werden, wenn dem Leser die wichtigsten Quellen, namentlich Hutten's Werke, zur Hand sind, und diese wird man außer in Universitätsstädten recht selten antreffen.

Es gibt ja doch Hof- und Stadtbibliotheken! Vereins- und Schulbibliotheken! „Die übrigen Darstellungen", fährt Votsch fort, „sind dagegen meist populärer Art." Sein Werk soll also in die Lücke springen. Er will eine übersichtliche, knappe, aber für den gebildeten Leser erschöpfende Darstellung des bedeutenden Mannes geben und zugleich durch Heranziehung der wichtigsten Quellen ihm die Möglichkeit selbständigen Urtheils verschaffen. Dies Ziel hat die saubere Schrift, die nur hier und dort etwas zu knapp ausgefallen und zu eilig ist, erreicht. Die Darstellungsweise ist nüchtern und gefällig und erwirkt mit einfachen Mitteln das schließliche Bedauern des Lesers, daß er schon am Ende ist. Kann ein Autor bessern Preis gewinnen?

6. Theodor Körner. Sein Leben und seine Dichtungen. Eine Säcularschrift auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen. Mit zahlreichen ungedruckten Gedichten und Briefen an Theodor Körner und Familie Körner, mit einer ungedruckten handschriftlichen Abhandlung Chr. G. Körner's: „Ideen über Freimaurerei" und einem ungedruckten Bericht Fr. Förster's über Theodor Körner als Soldat und Dichter im Felde. Von Adolf Kohut. Mit einem Porträt, einem Namens- und Gedichts-Faesimile Th. Körner's. Berlin, Slottko. 1891. Gr. 8. 4 M.

Die Biographie ist mit wärmstem Herzensantheil geschrieben und das Lebensbild des heldenmüthigen, im Alter von 22 Jahren dem deutschen Volke und der deutschen Dichtung entrissenen Sängers tritt in blühender Lebendigkeit vor unsere Augen. Am 26. August 1813 war er gefallen; erst Anfang November ward den trostlos der endgültigen Trauernachricht entgegenbangenden Aeltern die Todeskunde. Am 10. November brachte dann die Nr. 223 der „Leipziger Zeitung" folgende Anzeige, die ich herübersetze als ein literargeschichtliches Document, das in weitesten Kreisen Theilnahme finden wird:

Am 26. August d. J. fiel unter den Kämpfern für Deutschlands Rettung mein Sohn Karl Theodor Körner, Lieutenant bei dem von Lützow'schen Freicorps, in einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, nachdem er in seiner kurzen Laufbahn — er hatte das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der Seinigen gewesen war. Ungeachtet einer Todesanzeige in den Berliner Zeitungen blieb mir nach spätern Nachrichten noch immer einige Hoffnung übrig, bis ich gestern die traurige Gewißheit erhielt. Diese Bekanntmachung darf daher nicht länger anstehen, und ich rechne dabei auf das Mitgefühl aller, die den Verstorbenen gekannt haben. Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat. Gott wird auch die Mutter und Schwester stärken.

Großenhain, den 9. Mai 1813.

Dr. Christian Gottfried Körner,
K. Sächsischer Appellationsrath.

„Der 9. Mai 1813" ist natürlich ein Druckfehler, welcher dem Verfasser entgangen ist. Hoffentlich ist es der einzige an so ausgesetzter Stelle. Es muß selbstverständlich: 9. November heißen. Es befremdet, daß des Vaters Todesanzeige der Braut des Sohnes, der so reizenden wie hochbegabten Schauspielerin Antonie Adamberger, nicht gedenkt. Er selbst war über Nacht grau geworden. Die ganze ruhmreiche Familie ruht in Wöbbelin; rechts von Theodor's Hügel die Mutter, links der Vater; rechts vom Denkmal des Bruders Emma, links, zu Füßen des Vaters, Dora. Toni Adamberger heirathete einen Herrn von Arneth. Das gußeiserne Denkmal des Dichters trägt Leier und Schwert, von einem Eichenkranz umflochten, auf einem vierseitigen Altar; das literarische Denkmal, das ihm Adolf Kohut hier errichtet hat, ist seiner nicht minder würdig. Hier und dort nur wird der Ton süßer, als jeder vertragen kann.

7. Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. Zweiter Band: Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. Zwei Biographien von Adolf Wilbrandt. Dresden, Ehlermann. 1890. 8. 2 M.

Inwiefern F. Hölderlin irgendwelche Führerschaft im deutschen Geistesleben nachgerühmt werden darf, ist mir schleierhaft. Ich wenigstens wüßte gesündere Leiter zu empfehlen. Er bleibt eine hoheitsvolle Erscheinung trotz der schließlichen Verrückung seines Selbst, aber zu irgendwelchem Lenkerthum ist er gar nicht geschaffen. Diese tönende Gesammtmarke kam mir von Hause aus bedenklich vor und bei Hölderlin entpuppt sie sich in ihrer ganzen Schiefheit. Wir wollen zu Höhen geführt werden von unsern „führenden Geistern", aber nicht in Tiefen, wo mystische Nebel brauen und antikisirende Phantasmen huschen. Damit sei keineswegs gesagt, daß wir Hölderlin nicht die vollste und innigste Würdigung zollen und ihm nicht die aufrichtigste pathologische Theilnahme im Herzen bewahren. Nur als „Führer" sei er uns nicht aufgedrängt! Ein zweites formales Bedenken belästigt mich bezüglich der Zusammenstellung dieses schwermüthigsten Elegikers der deutschen Literatur mit einem ihrer frohmüthigsten Humoristen. Der todkranke Hölderlin und der kerngesunde Reuter in einer Schale! Als ich das Heft in die Hand nahm, überkam mich ein Gefühl, als überreiche mir einer ein Cypressenreis mit einem Heckenrosenzweige: beide Dichter haben keinen verwandten Zug. Dies aber hat nichts zu schaffen mit den Biographien selbst. Beide sind mit dem verständnißvollen Feinsinn geschrieben, den man von einem so bewährten Schriftsteller, wie es Wilbrandt ist, erwartet. Sie halten die rechte Mitte zwischen Weitschweifigkeit und leichtbedachtem Hasten. Dem Dichter bleibt bei derartigen Arbeiten eben immer ein weiter Vorsprung vor dem kritischen Geschichtschreiber, der nur zu oft die klaffende Lücke zwischen der geschilderten Größe und seiner Alltäglichkeit mit lehrsamem Ballast und bibliographischen Notizenschnitzeln füllt.

8. Ariosto als Satiriker und italienische Porträts. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., Bruns. 1891. 8. 2 M. 25 Pf.

Die Sammlung bietet eine Reihe geschmackvoller Aufsätze und biographischer Skizzen zur italienischen Literatur. Die poetischen Illustrationen entlehnt sie den Uebersetzungen

von Gries, Heyse, Gildemeister u. s. w. Sie ist das Erzeugniß herzlicher Hingabe und ruhiger Arbeit und trägt den gefälligen Stempel besonderer stilistischer Gewandtheit.

Beschäftigen sich die ersteren dieser farbigen Essays mit Ariosto und Tasso in besondern Charakteristiken ihrer Hauptwerke, so verweilt ein weiterer eingehend bei Giacomo Leopardi und weiß auch demjenigen Neues und Anziehendes über den herben Melancholiker zu erzählen, der die biographischen Abrisse seiner deutschen Uebersetzer kennt. Die drei letzten Abhandlungen widmen sich dann Berühmtheiten der neuesten italienischen Literatur: Salvatore Farina, Mathilde Serao und Antonio Fogazzaro. Und zwar beruht der Inhalt dieser Skizzen zum großen Theil auf persönlichen oder brieflichen Angaben der Dichter und der Dichterin über ihren Lebens- und künstlerischen Entwickelungsgang. „Verismo", d. h. realistische Wahrheit, lautet auch in der italienischen Novellistik unserer Zeit der Wahlspruch. Aber dieser Verismo ist von dem Naturalismus Zola's und seiner Nachtreter wesentlich verschieden. Er ist poetischer. Samosch unterzieht die Schöpfungen dieser drei hervorragendsten Erzählertalente des heutigen Italien einer unbefangenen Prüfung, ob sie Ursprünglichkeit oder die französische Schablone verrathen, und gelangt zu dem schönen Ergebnisse, daß sie auf selbständigen Bahnen wandeln.

9. Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert unter Mitwirkung von A. Sauer, F. Muncker, W. Scherer u. s. w. Nr. 37 und 38: Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgegeben von A. Sauer. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Einleitung zu diesem Neudruck der Uz'schen Werke ist nun zu Ende geführt und das reiche Leben des glänzendsten deutschen Anakreontikers des vorigen Jahrhunderts liegt mit allen urkundlichen Nachweisen bequem vor uns ausgebreitet. Ich habe in meiner Doctor-Dissertation wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das „Goethe'sche Lied:

So ist der Held, der mir gefällt —

auf den Wielandisch-Uzischen Streit Bezug habe und in so umfänglicher Darstellung dieser literarischen Komödie wäre eine Ausbeutung des Liedes kaum von Uebel gewesen, das ohne Frage auf diese Händel hinführt:

Wieland soll nicht mehr mit seinesgleichen
Edlen Muth von eurer Brust verscheuchen! u. s. w.

Verfasser der Biographie und Grundleger des Textes ist August Sauer; ob es seinem mühevollen Werke gelingen wird, den Dichter auch außerhalb des engen Kreises, den historische Studien und Neigungen um ihn vereinen, zu neuem Leben zu wecken, steht dahin und ist wol auch kaum des Herausgebers Wollen und Hoffen gewesen.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Aus den Flugschriften gegen den Jesuitenantrag heben wir noch hervor des haller Professors Dr. Willibald Beyschlag trefflichen Beitrag zur Tagesfrage: „Gehören die Jesuiten ins Deutsche Reich?" (Berlin, Walther u. Apolant). Nach der Belehrung über den Ursprung, die Religion, die Moral und die Politik des Ordens beleuchtet der kundige und scharf zergliedernde Verfasser die Gründe, welche für die Rückkehr der Jesuiten angeführt werden, namentlich den Wohlklang, den das Wort „Toleranz", den übeln Klang, den das Wort „Ausnahmegesetz" in den Ohren doctrinärer Liberalen hat, und die Verwerthung des Erlöschens des Socialistengesetzes für die Aufhebung des Jesuitengesetzes. Ganz vorzüglich wird die Verschiedenheit der beiden Sachlagen betont, aber „doch wird ohne Zweifel demnächst mancher «deutschfreisinnige» Protestant für die Wiederkehr der Jesuiten stimmen, aus principiellen oder aus taktischen Gründen; denn was wiegt das religiös-sittliche Wohl oder Wehe unsers Volks gegenüber dem abstract liberalen Princip oder gegen die taktische Rücksicht auf das Centrum?" Zum Schluß werden die freilich auf der Hand liegenden Gründe gegen den Antrag in man sollte meinen klarer und beweglicher Weise zusammengefaßt.

Bibliographie.

Abel, C., Vor dem Kriegsgericht. Die kriegsgerichtliche Verfolgung in Sachen meiner Broschüre „Vier Wochen Vicewachtmeister". Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 1890. Gr. 8. 1 M.

Auerswald, O. T., Entgegnung auf des Herrn Oberstlieutenant M. von Egidy in Großenhain „Ernste Gedanken". Leipzig, J. Naumann. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Barth, T., M. d. R., Die socialdemokratische Gedankenwelt. Berlin, Simion. 1890. Gr. 8. 2 M.

Böhnke, H., Tannenrauschen. Eine Wald- und Weihnachtsgeschichte. Oldenburg, Hinzen. 8. 1 M.

Borcherdt, A., Das lustige alte Hamburg. Scherze, Sitten und Gebräuche unserer Väter, gesammelt. 2. Hälfte. Hamburg, Dörling. 8. 4 M.

Börker, W., Ein Weihnachtsmärchen. Weihnachtsspiel. Braunschweig, Bruhn. 1890. 8. 25 Pf.

Brand, H., Vor der Fremdherrschaft. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Kassel, Wigand. 8. 5 M.

Büttner, H., Weihnachtsklänge. 24 kleine Festgedichte. Königsberg i. Pr., Hartung. 1890. 12. 50 Pf.

Cölln, D. v., Bilder aus Ostafrika. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. 12. 1 M. 25 Pf.

Dove, A., Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Weltgeschichte. Akademische Festrede. Bonn, Strauß. 1890. Gr. 8. 1 M.

Ebers, G., Eine Gallerie antiker Portraits. 1. Bericht über eine jüngst entdeckte Denkmäler-Gruppe. — Die enkaustische Malerei der Alten. Von O. Donner v. Richter. Berlin. 1889. Gr. 8. 1 M.

Erhard, E., Sonne. Ein Märchen nach Skizzen von Hertha von Warburg. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 5 M.

Die sächsische Frau in der Gegenwart und unser allgemeiner evangelischer Frauenverein. Vortrag. Kronstadt, Albrecht. 1890. 8. 40 Pf.

Funck, H., Lavater und der Markgraf Karl Friedrich von Baden. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1890. 8. 1 M.

Heitmüller, F., Das Medeabild. Drama. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 1 M.

Heule, E., Zeitgemäßes Trauerspiel. — Excentrisch. Lustspiel. — Ruhebedürftig. Schwank. Leipzig, Elischer. Gr. 8. 3 M.

Heym, O., Die Geschichte des Reitenden Feldjäger-Corps während der ersten 150 Jahre seines Bestehens 1740—1890. Berlin, Peters. 1890. Lex.-8. 10 M.

Holtzmann, O., Das Christusbild der Geschichte und das Christusbild der Dogmatik. Ein Vortrag. Darmstadt, Waitz. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Jacobi, J. (J. Otto), Prinz Louis Ferdinand. Vaterländisches Schauspiel. Bremen, Heinsius Nachf. 1890. Gr. 8. 2 M.

Kamossa, G., Ein Schritt zur Erkenntniß der Wahrheit! Religiös-socialpolitische Studie. Königsberg i. Pr., Gräse u. Unzer. 1890. 8. 25 Pf.

Keller, O., Das Haus Habsburg als Pfleger der Tonkunst. Wien, Rebay u. Robitschek. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Truth, H., Am Ende des Jahrtausends. Ein Roman. Basel, Schwabe. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Weise, H., Ernste Worte, an das deutsche Volk im allgemeinen und an den Verfasser der „ernsten Gedanken" im besonderen gerichtet. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Weisker, G., Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. 1. Tl. Rathenow, Babenzien. 1890. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

WERKE VON HEINRICH SCHLIEMANN.

Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. *F. Adler* und Beiträgen von Dr. *W. Dörpfeld.* Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. 8. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von Professor *A. H. Sayce.* Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. 8. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von *R. Virchow* und Beiträgen von *P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce* und *R. Virchow.* Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. 8. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.

Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Mit einer Vorrede von *W. E. Gladstone.* Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. 8. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Catalogue des Trésors de Mycènes au Musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. 12. 1882. Cart. 1 M. 50 Pf.

Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. 1881. Geh. 3 M.

Reise in der Troas im Mai 1881. Mit einer Karte. 8. 1881. Geh. 2 M.

Antiquités Troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie. Traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé. 8. 1874. Geh. 6 M.

Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. 8. 1874. Geh. 6 M.

Atlas des Antiquités Troyennes. Illustrations photographiques faisant suite au Rapport sur les fouilles de Troie. 218 planches photographiques, avec texte explicatif. 4. 1874. In Mappe. 54 M.

Atlas Trojanischer Alterthümer. 218 photographische Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja. 4. 1874. In Mappe. 54 M. *(Vergriffen.)*

Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Mit 4 Lithographien und 2 Karten. 8. 1869. Geh. 4 M.

Fergusson, James. Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von *Heinrich Schliemann.* Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. 4. 1880. Geh. 5 M.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. *Karl Schuchhardt*, Director des Kestnermuseums in Hannover. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Dieses Werk bietet zum ersten male ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und von den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen. Es ist mit den interessantesten Abbildungen aus Schliemann's Werken, aber auch mit zahlreichen neuen, sowie mit Karten, Plänen und den Porträts Schliemann's und seiner Frau geschmückt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's
Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von
Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von
August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 19. Februar 1891.

Inhalt: Romane und Erzählungen. Von Adolf Brieger. — Gedichte. Von M. Benfey. — Biographisches. Von Hans Müller. — Werke von und über Anzengruber. Von Anton Schlossar. — Zum Seeverkehr. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Erzählungen.

1. Ragni. Roman von Björnstjerne Björnson. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891. Gr. 8. 9 M.
2. Die neue Bizarde oder Hermann Hinderichs des Jüngern verfehlter Beruf. Novelle von Heinrich Steinhausen. Wittenberg, Herrosé. 1890. 12. 2 M. 50 Pf.
3. Morituri te salutant. Roman von Friedrich Jacobsen. Leipzig, G. Wigand. 1890. Gr. 8. 2 M.
4. Seine Mutter (Mère). Roman von Hector Malot. Einzige, für die deutsche Sprache autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Grünberg i. Schl., Weiß Nachf. 1891. 8. 5 M.
5. Mein Onkel Benjamin von Claude Tillier. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, Rieger. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.
6. Preisgekrönt. Eine heitere Geschichte von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 1 M.
7. Das Hohelied vom deutschen Professor oder: des berühmten Archäologen Balthaser Schwennecke Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege, so wie endgültige Läuterung durch die Weihe einer großen wissenschaftlichen That. Humoristische Blätter von Ernst Eckstein. Sechste Auflage. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 1 M.

Björnstjerne Björnson's „Ragni" (Nr. 1) ist ein Roman, welcher sich den besten Romanen unsers Zeitalters anreiht und mit ihnen dieses Zeitalter überdauern wird. Auch dies neueste Werk des großen norwegischen Dichters läßt jenen romantischen Zug nicht verkennen, ohne welchen es keine Poesie der Gegenwart gibt und welcher nur plattem Unverstande mit der Realistik unvereinbar erscheint, und nicht minder kräftig läßt es den Pulsschlag der Tendenz fühlen, welche ja nichts anderes ist als der Trieb, Drang und Wille, auf die Gegenwart sittlich einzuwirken. So berührt Björnson sich in zwei Punkten mit seinem Landsmanne, dem Schellingianer Steffens, welchen er freilich an Klarheit des Denkens, an Nüchternheit der Anschauung und an Kunstreife weit übertrifft.

Das Felsen und Herzen erschütternde Austoben eines Sturmes, mit Meisterschaft gemalt, eröffnet die Scene und bringt zuerst zwei Hauptpersonen des Romans, den künftigen Geistlichen und den künftigen Arzt, als Knaben zusammen. Wie Björnson in dem Knaben den Mann, in dem Mägdlein die Jungfrau und die Gattin zu präformiren weiß, das werden ihm wenige Dichter nachmachen. Und dabei ist alles im höchsten Grade gegenständlich für Seele und Sinne, ohne daß je auch nur ein Strich zu viel wäre. Auf die Introduction der „Schulzeit" folgt nun die „Jugendzeit". „Erstes Paar vor!" Das erste Paar bildet der streng bibelgläubige Candidat Ole Tuft, welchen Björnson durch den Hinweis auf das bekannte Melanchthonbild uns sozusagen sichtbar macht, und des kritischen Mediciners Eduard Kallem schöne Schwester Josephine. „Zweites Paar vor!" Ragni, das kindliche, in Musik träumerisch athmende Wesen, unsicher im Lichte der Welt wandelnd, wie sie, ihren nordischen Schwestern ähnlich, unsicher auf dem Eise geht, nicht ledig, denn man hat sie mit einem Manne copuliren lassen; nicht Frau, denn dieser Mann ist nie ihr Gatte geworden — Ragni lernt durch Eduard Kallem die Liebe kennen; sie läßt sich von ihm ihrem Manne entführen und nach Amerika zu seinem Bruder senden, um später, nach fünf Jahren, sein Weib zu werden, Ist hier ein Ehebruch begangen? Der Rigorist Björnson leugnet es offenbar. Ist er darin consequent? Unzweifelhaft. Eine Scheinehe, durch Schuld des Mannes eine Scheinehe, eine Ehe, welche der Richter, sowie seine Entscheidung angerufen wird, für nichtig erklären muß (?! D. Red.), kann ihm unmöglich als Ehe gelten. Ist aber keine Ehe da, so kann auch keine gebrochen werden. Anderer Meinung ist Kallem's Schwager, der Prediger, und seine Schwester. Sie haben von ihrem Standpunkte nicht weniger recht. Man soll dem Uebel nicht widerstreben, man soll kein

Aergerniß geben. Und doch haben sie nur der Sache gegenüber von ihrem Standpunkte recht, nicht den Personen gegenüber. Sie versündigen sich an der armen jungen Frau, noch mehr durch Geschehenlassen als durch Thun, und diese, welche in ihrer Liebe zu ihrem Manne ein williges Werkzeug seiner Menschenliebe wird und sich zu einer engelschönen Seele entfaltet, geht zu Grunde nicht ohne Schuld der Selbstgerechten. Wohl stirbt sie an erblicher Schwindsucht, aber jene Verschuldungen haben dieser den Boden bereitet und ihr Wachsthum gefördert.

Und nun kommt Vergeltung, Sühne und Verzeihung. Der Arzt rettet das Kind seiner Schwester durch eine kühne Operation, der Vater des Kindes erkennt, daß nicht der Glaube, sondern das Leben, daß die Liebe das Höchste sei. Er bekennt dies von der Kanzel herab, merkwürdigerweise ohne auf die berühmte Stelle des ersten Korintherbriefes Rücksicht zu nehmen, welche jüngst Henry Drummond seiner bekannten Ansprache zu Grunde gelegt hat. Beide suchen längere Zeit vergebens die Versöhnung mit dem Schwergekränkten; endlich siegt, unter dem Schatten der Angst vor neuem Unglück, die alte Liebe.

Wer „Ragni" gelesen hat, dem wird gar manches Buch hinterher nicht munden. Zu den neuern Erzählungen, welche in solcher Folge nicht verlieren, gehört „Die neue Bizarde" von Heinrich Steinhausen (Nr. 2). Steinhausen besitzt jenen von einem leisen Hauche des Alterthümlichen berührten, echt deutschen Humor, welcher uns bei Immermann, bei Tieck, bei Raabe so anheimelt, und ist auch darin deutsch, daß er ebenso das unfruchtbare Seciren von Charakteren und Gemüthszuständen, wie das Photographiren äußerer Dinge, die beiden neuesten pariser Moden, vermeidet. Es ist ja auch in Wahrheit ein elender Stil, der uns die einzelnen malenden oder charakterisirenden Züge Stück für Stück zuzählt, als gelte es das Inventar eines Waarenlagers aufzunehmen. Wie weniges reicht für den echten Dichter aus, für den Dichter, der es versteht, Phantasie und Gedanken seiner Leser auf die Fährte zu bringen, und wie leicht kommt alles in das Gebiet der Sinne Gehörige zu reiner Wirkung, wenn es als Symbol dem Geiste nahetritt. Die Steinhausen'sche Novelle ist schlicht und anmuthend.

Ein junger Lehrer, welcher seine Stellung verlassen und, von einem reichen Grundbesitzer mit einem Stipendium ausgestattet, lange vergebens nach gewissen Urkunden gesucht hat, bleibt endlich in dem abgelegenen Orte Simmerlenk kleben, wo er sich in einem alten Beguinenhause mit Diogenischer Genügsamkeit einrichtet, Blumen züchtet und den Sohn des Besitzers, eines armen, durch eine ungerechte Verurtheilung menschenscheu gemachten Webers, für die Universität vorbereitet. Es ist ein Idyll, auf dem tiefer Schatten liegt, ohne daß doch vorverkündende Lichter fehlten. Nach Vollendung seiner juristischen Studien heimkehrend findet der Sohn den Vater als Leiche und entdeckt die Ursache der Schwermuth des Hingeschiedenen. Vergebens versucht er die Ehre desselben wiederherzustellen und flieht endlich in den fernen Westen, um dort als Farmer zu leben. Nach einigen Jahren ruft ihn ein Brief seines alten Lehrers zurück. Wie die Kunde von der Züchtung einer neuen Bizarde (eine Nelkenart) einen reichen Holländer, offenbar einen Verwandten von jenem, der einmal mit dem Wasser der kastalischen Quelle Thee kocht, nach Simmerlenk lockt, wie er zusammen mit jenem Stipendiengeber ankommt und auch den heimgekehrten Erben des alten Hauses dort trifft, wie ein Blitzstrahl, welcher in die alte Klosterruine schlägt, einen Ring, den Gegenstand jenes angeblichen Diebstahls und die gesuchten Urkunden zugleich ans Licht bringt, wie ein schüchterner Liebestraum zur Wahrheit wird und endlich wie die Dohlen der Ruine gleichsam als Chor des Dramas Kommendes verkünden, das mag der Leser in dem feinsinnigen Büchlein selbst nachlesen.

Mit größern Ansprüchen tritt Friedrich Jacobsen's „Morituri te salutant" (Nr. 3) auf. Niemand kann es tadeln, wenn jemand mit dem Frieden, welchen er selbst im Glauben gefunden hat, auch andere zu beglücken strebt. Aber wenn er dies als Schriftsteller zu erreichen sucht, so muß er doch die Lehren und Anschauungen, die er bekämpft, genau kennen, sonst läuft er Gefahr, Zusammenhänge zu construiren, wo keine sind, und in majorem Dei gloriam verzerrte Bilder der Dinge zu zeichnen. Und nun entnehme man aus gewissen Aussprüchen Jacobsen's, mit welcher Vorbereitung dieser es unternimmt, über die schwersten Fragen der Gegenwart abzurtheilen! Er erklärt durch den Mund eines jungen Irrenarztes, einer jeder Individualität entbehrenden Figur, die sociale Frage sei in ihrem letzten Grunde nichts anders als das Hinausstreben über die gezogene Schranke. Man könnte vermuthen, Jacobsen verwechsele „sociale Frage" und „Socialdemokratie", aber welche bloßstellende Entschuldigung wäre das! „Der Unglaube" heißt es ferner, „füllt die Armenhäuser und die Zuchthäuser und die Irrenhäuser." Der Verfasser hat es also offenbar nicht nöthig gefunden, sich über das Wesen der sogenannten Geisteskrankheiten irgendwie zu unterrichten. Bei ihm wird eine Nebenfigur und eine Hauptfigur zeitweilig verrückt. Einem Professor Wegener ist Darwin ein Stein des Anstoßes:

> Dieses Zerfasern der Schöpfung, das selbstbewußte Hinabtasten in den Urschlamm, das Streben, an Stelle der Veredlung des Menschen die Verthierung zu setzen, es drückt meinen eigenen Geist in den Sumpf.

Wenn das nicht heißt Darwin verleumden, aus Unwissenheit gröblich verleumden, dann gibt es keine Verleumdung. Der Darwin-Gegner wird Astronom und dann über dem Studium des Himmels tiefsinnig. „Der Begriff des Unendlichen hat ihn verwirrt." Der Verfasser möge sich von dem ersten besten Mathematiker darüber aufklären lassen, daß der rein negative mathematische Begriff der Unendlichkeit absolut nichts Mystisches oder Phantastisches hat und unmöglich einen Mathematiker verrückt machen kann. Die Hauptperson des Romans, der Theolog,

Philosoph, Historiker und Jurist Axel Anderson wird auf eine verwickeltere Weise verrückt, aber die Grundursache soll doch auch hier der friedlose Unglauben sein. Ganz verfehlt ist der Titel. Das „Morituri te salutant" wird ein Dutzend mal citirt und paßt fast nirgends.

An Hector Malot's „Seine Mutter" (Nr. 4) habe ich eine Ausstellung zu machen, welche nicht wenige der neuesten Romane trifft, nämlich daß die Handlung infolge eingehender Charakteristik der Hauptpersonen gar zu langsam in Bewegung kommt. Das ist die Mode des Tages. In des geistreichen Paul Bourget „Mensonges" kommt man auf den ersten hundert Seiten nicht hinaus aus der Kenntnißnahme von Dingen, welche an sich ziemlich bedeutungs- und interesselos sind, nachträglich dann freilich Bedeutung und Interesse genug erhalten. Es ist, als sähe man mit großer Umständlichkeit den Tisch decken, an welchem man speisen soll. Diese psychologische oder „psychotomische" Manier wird sich bald überleben, denn sie ist mindestens für die große Mehrzahl der Leser langweilig.

Das Thema des Malot'schen Romans erinnert einigermaßen an das des L'Arronge'schen „Mein Leopold", wenn es auch viel tiefer gefaßt und feiner behandelt ist. Eine Frau, welche der Mitte der Vierziger nahe ist, hat die Liebe zu ihrem Manne völlig verloren, sie hat sie vertauscht mit der Narren- und Affenliebe zu einem Taugenichts von Sohn. Der Vater, welcher aus schwächlicher Güte gegen sein Weib dem Burschen die Zügel zu locker gelassen hat, wird beinahe ein Opfer der Schlechtigkeit desselben. Nur mit Mühe entgeht er dem Schicksal, als Wahnsinniger eingesperrt zu werden. Mit Hülfe einer Nichte und des von ihm erzogenen Geliebten derselben gelingt es ihm endlich, das Netz zu zerreißen. Der als Fälscher entlarvte Sohn flieht nach Amerika und die Mutter folgt ihm. Der Verfasser hat tüchtige psychologische Studien gemacht und malt vor allem den Gemüthszustand des mit Unrecht als Wahnsinniger Behandelten mit großer Wahrheit. Ob es sich übrigens wirklich lohnte, das Buch zu übersetzen, mag dahingestellt bleiben.

Dagegen hat Ludwig Pfau für seine Landsleute einen wahren Schatz gehoben, als er im Jahre 1865 „Mein Onkel Benjamin" von Claude Tillier deutsch bearbeitete; dafür spricht auch die Thatsache der dritten Auflage (Nr. 3). Die Bearbeitung ist übrigens an den meisten Stellen nicht wesentlich von einer freiern Uebersetzung verschieden. Hie und da ist die allzu sehr ins Kraut schießende Reflexion beschnitten. Die Namen sind meist sehr geschickt verdeutscht. Das Buch war durchaus ganz geeignet, in ein deutsches Volksbuch umgestaltet zu werden. Tillier, welchen wir aus dem verdienstlicherweise von Pfau vorangeschickten biographischen Vorworte kennen und lieben lernen, hat in seinem so innig mit Herzensgüte gemischten Humor etwas den Germanen unmittelbar Ansprechendes, um so mehr als er, sein ganzes Leben der Provinz angehörend, diesen Humor rein gehalten hat von jeder Beimengung pariser Witzes. Der Witz geht ins Weite, braucht aber keine Tiefe; der Humor liebt die Enge, aber er birgt in seiner Enge reiche Schätze des Herzens und des Geistes. So ist die Beschränktheit der provinziellen Verhältnisse, in welchen sich „der Pamphletist" Tillier sein Leben lang als wackern und schneidigen Verfechter der Aufklärung, Ehrlichkeit und Freiheit bewährt hat, der Entwickelung seines schönen Humors nur günstig gewesen. In ihm erinnert er manchmal an Rabelais, manchmal an Grimmelshausen, ist aber immer er selbst. Im tiefsten Wesen sittlich und fromm, ist er ebenso frei von jeder Prüderie, wie von jeder Lüsternheit oder Schmutzsucht.

Der Onkel Benjamin, seines Zeichens Chirurg, gehört dem letzten Zeitalter vor der Revolution an, in welchem, trotz allen Druckes, die alte gaieté gauloise blühte. Er verkörpert das Kleinbürgerthum jener Zeit in seiner Warmherzigkeit, seiner Leichtblütigkeit, seinem Muthwillen und seinem Durste, aber auch in dem Stolze und in dem Gerechtigkeits- und Freiheitsgefühl, das seinem bessern Theile eigen war. Um Onkel Benjamin herum gruppirt sich eine ihm ebenbürtige Gesellschaft; ein ausgedienter Sergeant, im Essen, Trinken und Fechten gleich vorzüglich, eine brave Haut; die nur eine Elle große, aber höchst energische Schwester des Helden; sein Schwager Beißkurz (Machecourt); der Schneider und Poet dazu Millo-Ratto, der — nun sagen wir: Wasserdoctor mit dem indiscreten Namen Minxit, der Junker von Brückenbruch (M. de Pont-Cassé), welchen der wackere Chirurg dreimal entwaffnet, u. s. w. Und wie drollig, zum Theil freilich drastisch drollig sind die Abenteuer, welche den Hauptinhalt der Geschichte ausmachen! Doch man muß sie eben lesen. Ausgeplaudert wird nichts.

Ernst Eckstein's „Preisgekrönt" (Nr. 6) ist wirklich „eine heitere Geschichte", wie sie auf dem Titel bezeichnet wird. Ein artiges Lustspielmotiv ist mit Leichtigkeit und Humor behandelt. Es wird dem kleinen Buche nicht an dankbaren Lesern fehlen.

Von desselben Verfassers „Hohelied" (Nr. 7) dagegen ist der Titel lang, die Besprechung soll desto kürzer sein. Der Haupttitel macht, was der Verfasser leider nicht gefühlt hat, die Schwennecke-Humoreske zum calumniatorischen Pamphlet und zweitens:

Getretner Quark,
Wird breit, nicht stark.

Adolf Brieger.*)

*) In meinem Artikel in Nr. 2 d. Bl., S. 27, Sp. 2, ist das Citat zu lesen: „zu einem kleinen Homerlein".

Gedichte.

1. Hans Schreier. Der große Mime. Eine Buschiade von Errath s. Mit Illustrationen von Franz Stuck. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt, Dr. E. Albert u. Comp. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Jonathan Schlendrian's Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 80 Pf.
3. Gedichte von Gottfried Rahl. Leipzig, Alb. Möller. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 1 M.
5. Irdische Lieder. Von Max Hoffmann. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Weißdorn. Gedichte von Karl Hepp. Stuttgart, Neff. 1890. 12. 3 M.
7. Gedichte von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 12. 3 M.
8. Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Von Ernst Wechsler. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

„Hans Schreier. Der große Mime" von Errath s (Nr. 1) ist hier leider nicht vor die rechte Schmiede gekommen. Von Persönlichem, Anspielungen und Derartigem scheint es darin zu wimmeln, die mir, diesen Dingen zu fern, aber durchaus unverständlich bleiben. Vielleicht hätten sie bei jemand, der all diese Anspielungen verstände, das erwünschte Interesse wachgerufen und das häufig Plumpe, ja Schmutzige, das ab und zu auch komischen Inhalts, weniger verletzend gemacht. Hübsch und belustigend sind die Illustrationen von Franz Stuck in der bekannten und beliebten Weise der „Fliegenden Blätter". Von allgemeinerm Interesse — wenn auch nicht neu — ist in dieser Satire gegenwärtiger Theaterzustände das über die Meiningerei Gesagte:

Hoch Meiningen! Viel Preis und Ehre
Der Brutanstalt der Regisseure!
Gebarst zum Zwecke der Regie
Du Dutzendweis nicht das Genie?
Ein Mensch, bis dato nur ein Zwickel,
Kriegt einen Classiker am Wickel:
Ob Schiller, Goethe ganz beliebig,
(Sehr zeigt auch Shakespeare sich ergiebig)
Und schnüffelt dann so lang' im Buch
Mit streberischem Feingeruch,
Bis ihm sein Genius verräth
Was glücklich nicht darinnen steht.
Neu muß es sein vor allen Dingen
Und jedem in die Augen springen,
Sodaß das brave Bildungsschaf
Ob solcher Geistesgröße paff. —
Das wirkt genialisch, böhmisch, spanisch,
Sogar zuweilen unorganisch,
Wie wenn du einem Marmorgott
Die Nase kleben willst aus Brot,
Von Angelo dem Mosesrecken
Willst Schlappen an die Füße stecken.
Naturalismus nennen sie's, —
O du ägypt'sche Finsterniß! —
Nur weil sie „echte" Möbel stellen,
Dabei wie Kettenhunde bellen.
Auch lenkt der Kram mit großer Stärke
Erfolgreich ab vom Dichterwerke:
Man sieht zuletzt nur die Regie —
Gottlob! die Dichtung ist perdue.

Doch genug und zu anderm, leider gleich wenig Erfreulichem: Einen Feldzug gegen Philisterei und Schlimmeres in Heine's Namen vorzunehmen, wäre ein löbliches Unterfangen, wenn die glücklich „abgeguckte" Form auch von dem Geiste des Originals erfüllt wäre. Doch in „Jonathan Schlendrian's Höllenreise" (Nr. 2) ist das nicht der Fall. „Seines Geistes hab' ich keinen Hauch verspürt" (frei nach Uhland). Wer Heinrich Heine redend und dichtend einführt, fordert selbst den Vergleich heraus mit dem, was der geistsprühende Verfasser des „Atta Troll", des „Wintermärchens" über deutsche Zustände gesagt hat, und über gegenwärtige Desiderata etwa hätte sagen mögen. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß seine Satire mehr Witz und weniger Behagen gezeigt haben würde als die Höllenreise von Jonathan Schlendrian, alias Titanello. Das Diminutiv ist gut, aber nicht genügend, denn daß auch nicht der diminutivste Titan in diesem Titanello steckt, dürfte als zweifellos betrachtet werden.

Tönen wird einst noch mein Sang,
Wenn dies Bild lang' Staub,
Künden noch von Liebesdrang,
Süßem Herzensraub —

so singt Gottfried Rahl in seinen „Gedichten" (Nr. 3). Glücklich wer so stolzer Zuversicht, wäre sie nur hier nicht gar zu vermessen. Ein deutscher Dichter müßte mindestens sein Instrument beherrschen: seine Sprache, die durch große Denker und Dichter gehaltreich und formenrein geworden, richtig gebrauchen. In Rahl's unsterblichen Schöpfungen wimmelt es aber von Bildern und Reimen, die weder auf Tiefe des Gehalts noch auf Reinheit der Form Anspruch erheben können. S. 47:

Ein weidend Lamm mein schwelgend Blick (??)
Auf dieser Himmelsau.

S. 48:

Die Thränen all, die die Flur geweint,
Sie trocknen, wenn goldene Sonne scheint,
Nur die Thränen der armen Margaret
Durchirren ruh'los der Wangen Bett.

Von wunderlicher Geschmacklosigkeit ist auch der Ausdruck:

... vom feuchten Mondesstrahl beschleckt —

in feierlich ernst auftretenden Strophen.

Der Verfasser ist entschieden noch ein sehr junger Mann, da er es für seine Pflicht hält, sogar seine „Lieder eines Knaben" der Mit- und Nach(?)welt nicht vorzuenthalten. Sie wimmeln, gleich den spätern Erzeugnissen dieser Muse, von falschen Reimen, von unrichtigen, häufig unverständlichen Wendungen. Dabei macht dann der Vorbehalt „aller Rechte insbesondere des Uebersetzungsrechts" einen komischen Eindruck. Welche Selbstüberschätzung gehört zu

der Einbildung, daß sich auch noch Uebersetzer finden sollen zu Versen, die so platt, unreif und unklar im Inhalte wie unvollkommen in der Form sind.

Endlich athmet man auf: eine eigenartige dichterische Persönlichkeit nach all diesem Wuste. F. Bopp, der Verfasser von „Fallende Blätter" (Nr. 4), ist ein junger züricher Bauer, aus dem Volke hervorgegangen, fest in ihm fußend, voller Liebe zu seiner Abstammung, vollen Stolzes darauf. Manch Schweres nach innen und außen hat der junge Bauer wol durchkämpfen müssen, ehe er sich dazu emporgerungen, dem, was in ihm gärte und zum Ausdruck drängte, die ansprechende Form zu geben, in die er seine Gedanken, seine Gefühle in diesen Gedichten gekleidet. Diese erkämpfte Bildung, die der Aussprache von Erlebtem und Empfundenem eine naive Kraft der Wahrheit gibt, eint sich mit der jedem wirklichen Künstler angeborenen Beherrschung seines Handwerkszeugs. Ueberraschend ist die Mannichfaltigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Rhythmen, der Wohllaut des Metrums, die Reinheit der Sprache, die nur überaus selten ein provinzieller Ausdruck („greinen" für weinen) stört; im willkommenen Gegensatze dazu erfreut dann wieder der ungewöhnliche Gebrauch eines schönen, kräftigen, bezeichnenden Ausdrucks:

Ist des Frühlings Traum zu Ende,
Zieht der Herbst mit kaltem Hauch
Durch verödetes Gelände,
Herbstet's mir im Herzen auch.

Herbsten: das Bild unmittelbar im Wort. Der Mann glaubt und ringt; er strebt mit aller Kraft einer unverbildeten Natur nach Zielen („Ziele", S. 2), an die er glaubt, die er zu erreichen hofft. Natürlich sind diese Ziele nicht gewöhnlicher Art, sondern auf das Allgemeine, das Ideale gerichtet. Die Liebe zum Vaterlande erfüllt ihn: . . . „meiner Heimat schlägt mein Herz"; in fester Treue hängt er an der Familie, an „Mütterchen", am „todten Großmütterchen"; Liebe zur Natur, Verehrung für seine Geliebte sprechen aus seinen Strophen. Vor allem gehört aber sein Herz seinem Volke und kräftige Worte, die davon zeugen, füllen dies Bändchen zum größten Theil. Der Mann, der aus dem Volke hervorgegangen, fest in ihm wurzelt und mit ihm fühlt, kennt die Bedürfnisse, die es hat, weiß was ihm frommt:

. . . uns ein dreifach Ehrenkleid beschieden
In Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit!
Dies Triolet soll unser Banner zieren,
Soll uns als Wahlspruch durch das Leben führen!

O Vaterland, rein wie der Schnee der Berge
Soll deiner Freiheit stolzes Wappen sein,
Und jede Hütte, jeder Kittel berge
Der Freiheit Schatz wie ein Juwelenschrein!
Da mag kein Wühler und kein fremder Scherge
Der Heimat firnbekränztes Haus entweihn,
Wo Bürgertugend seine Schwelle schützet
Und zorn'ger Muth in Schweizersternen blitzet!

Mit Vorliebe bezeichnet er sich als „Bauerndichter", als Angehöriger des Standes, den er von falsch verstandenen Culturanschauungen befreien und auf den richtigen Standpunkt hinzuweisen strebt:

Ich aber, der ich seit dem ersten Schritte
Mit meinem Volk durch Noth und Sorge ging
Und jedes Trauerbild aus ärmster Hütte
Mit ernstem Sinn und warmem Herzen auffing —
— — — — — — — — — — —
Mit buntem Tand wollt ihr das Volk beschenken,
Wenn es nach Brot schreit und Gerechtigkeit!
— — — — — — — — — — —
Genossen meines vielgeliebten Standes,
Der einst das Kleinod unsers Volkes war,
Unfreie Glieder einst des frei'sten Landes,
— — — — — — — — — — —
Sagt mir, wie kommt es, daß der Stand des Bauern
Im Rath des Volks zum Aschenbrödel ward,
Sein krüppelhaftes Dasein zu vertrauern,
Verlor der Ahnen eisenfeste Art,
— — — — — — — — — — —
Wo sind sie, jene alten Bauernrecken,
Die riesenhaft aus allem Volke ragten
In Wort und Thaten wucht'ge Schläge wagten.
— — — — — — — — — — —
Der Bauer soll nicht sein der Knecht des Landes,
Das Opfer nicht des staatlichen Verbandes,
Dem er vom Marke seines Lebens spendet,
Bis dieses auch sich in Erschöpfung endet.
Noch hoff' ich, daß er sich der Haft entschwinge,
Den Ehrenrang im Staat zurückerringe,
— — — — — — — — — — —
Noch kann der Freiheit alter Geist erstehen,
Noch sind wir mächtig, wenn wir einig gehen.

Der junge Dichter geht aber nicht auf in der Kampfpoesie; manch inniges lyrisches Lied entlocken ihm Liebe und Natur.

Etwas Ursprüngliches, Persönliches klingt aus jedem Worte. Es ist der jetzt so seltene Reiz der Unbewußtheit, der aus den Leistungen derer spricht, welche, unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen, noch nicht so durch und durch angekränkelt sind von der Blässe der Reflexion wie der Culturmensch der Gegenwart, der nicht allein Denker seiner Gedanken und Thäter seiner Thaten, sondern stets bewußt reflectirender Beobachter jeder Aeußerung seines geistigen Lebens ist.

Keckes Erfassen, frisches Darstellen des Stoffs, der bald den brennenden Fragen der Zeit, bald dem Leben des eigenen Herzens entnommen und mit Beherrschung mannichfacher Formen in das entsprechende poetische Gewand gekleidet worden, zeichnet „Irdische Lieder" von Max Hoffmann (Nr. 6) aus. In dem kecken Ergreifen, der knappen Behandlung der Themata mahnt es beinahe wie eine geistige Verwandtschaft mit dem Sänger der Adjutantenritte, welchem als „dem wahrhaft modernen Dichter und Vorkämpfer des deutschen Realismus" diese Lieder gewidmet sind. Aber während Detlev von Liliencron dem realistischen Stoffe poetische Form zu geben vermag, bleibt sein junger Bewunderer gerade in „Welt und Zeit" leicht im Realismus stecken, und trotz der stets frisch fließenden Rhythmen und Reime verfällt er bei Behandlung des All-

täglichen leicht in prosaisch-realistische Darstellung, bleibt im Alltäglichen der Wirklichkeit stecken, ohne die Kraft, sich dichterisch darüber zu erheben. Weit poetischer sind seine „Impressionen", in denen er empfangene Eindrücke rein auf sich wirken läßt und rein, ohne Nebenabsicht, das Empfangene dichterisch wiedergibt. In dem, was er „dieser Erde" an Gedanken entnimmt, bleibt noch zu viel irdische Schwere haften, während er die Empfindungen, die sie ihm weckt, in Poesie umsetzt. Jedes Wollen, jede Absicht ist in der Dichtung Beschränkung: Poesie wirkt durch das, was sie ist, nicht durch das, was sie will, jedes außer ihr Liegende beschränkt ihre reine allgemeine Wirkung. Trotzdem in Gedichten wie „Im Winter", „Den Reichen" das Mitgefühl mit dem Alleiden durchklingt, bleibt ihre Wirkung weit zurück hinter der Schilderung eines einfachen Naturvorgangs, wie er in „Sonnenaufgang" in ruhiger Größe geschildert wird:

Holde Weltenfreundin, wie lieblich kommst du
Purpurglanzumwoben herauf im Osten,
Daß du mit dem lächelnden Blick das Leben
Rufst zum Erwachen.

Dich begrüßt im Schatten der Zweige zwitschernd
Laut und süßmelodisch der Chor der Vögel;
Tausend Töne hoch aus den Wolken sendend
Grüßt dich die Lerche.

Mit den goldnen Pfeilen verscheuchst du sieghaft
Wildes Raubgethier in die dunklen Höhlen,
Ladest sanfte Rehe, auf Flur und Heide
Sorglos zu scherzen.

Du erweckst die schlummernden Saaten, malst mit
Farbenpracht die Blumen und reifst die Früchte,
Glühst die Traube, daß sie mit Weinesflammen
Zünde die Geister.

Neues Feuer gibst du dem Puls, und muthig
Geht der Mensch vom lichtüberströmten Lager
Zu der Hände oder des Geistes ernster
Täglicher Mühe.

Der junge Dichter, welcher sich Faust's Worte:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden —

zum Motto dieser „Irdischen Lieder" erwählt, besitzt bedeutende poetische Begabung, die auf Bedeutenderes hoffen läßt.

Darum.

Verkrüppeln und verknorren,
Und aller Hulden bloß,
Doch blühen und doch fruchten,
Das ist des Weißdorns Los.

Das ist das Los des Dichters
Im neuen Deutschen Reich,
Drum sei des Dichters Wappen
Der Weißdornblütenzweig.

Den trag' als leuchtend Zeichen
Er an dem Hute vorn,
Daß sie es wissen mögen:
Hier wachsen Knorr und Dorn!

Hier blühet es und fruchtet —
Daß sie es wissen nur —
Trotz allem Siegesdünkel,
Trotz Lüge der Cultur.

Und muß sie denn verkrüppeln,
Die deutsche Dichterschar
Auf ihrer Heimatscholle,
Ein Trost bleibt immerdar.

Wenn man ihn längst vergessen,
Des Reiches Untergang,
Dann wird noch Weißdorn blühen
Und deutscher Dichter Sang.

So erklärt Karl Hepp seine Titelwahl „Weißdorn" (Nr. 5). Gesinnung und Charakter mehr noch als Poesie sprechen aus dem Inhalte der reich und zierlich gebundenen Sammlung. Die lyrischen Gedichte leiden unter einer Nüchternheit, die dem Schwunge und der Gefühlswärme, welche die Lyrik erfordert, sehr fern stehen. In den episch gehaltenen Stoffen gelangt dagegen die besondere Begabung des Verfassers eher zur Geltung. Der ruhig fließenden Erzählung kommt ein gemäßigter, bisweilen leicht spöttisch didaktischer, pessimistisch angehauchter Vortrag eher zu; auch die nüchterne, alltägliche Sprache ist nicht störend, sobald sie dem Stoffe angemessen, während in der Lyrik Wendungen wie:

... Dame, welche gleichfalls
In Poesie und Tinte schwelgt —

verletzen. Recht gut und munter berichtet sind die kleinen Erzählungen „Von Amor's Streichen", während die Lyrika — mit wenigen Ausnahmen — nicht hoch genug gehalten sind. Der Ausdruck des Gedankens gelingt besser als der des Gefühls. Unter den epischen gibt das ziemlich lange „Am Sarge Kaiser Friedrich's" allgemein Empfundenem einen nicht unangemessenen poetischen Ausdruck.

Auch „Die Geschwister" sprechen einen eigenartigen Gedanken — Zeus erschafft das Schicksal zur Rache an den Menschen für das zu ihren Gunsten entwandte Feuer: die Poesie, sie über das Leid zu erheben, welches das blind wüthende, allmächtige Schicksal ihnen anthut — in gelungener Form aus. Im ganzen ist die Form überhaupt zwar selten gewählt, doch meist vorwurfsfrei; daher wirken denn die wenigen, aber starken Formfehler — Reime wie: „Sorge, gehorche; Lästen (statt Lasten), besten" — um so störender. Schön im Inhalte und besonders schön in der Form ist „Bescheidung", doch leider zu lang zu vollständiger Anführung; so mögen die beiden Anfangsstrophen genügen:

Fröhlicher Frühlingsluft, sonneverklärter,
Segnende Spiele
Streifen smaragdene Saatengefilde —
Pfirsiche blühen röthlichen Glanzes,
Hoch in dem Aether
Zwitschert die Lerche, und
Heimisch im Buchenlaub
Flötet die Nachtigall Liebeslieder.

Als unter sterndurchfunkeltem
Tiefem Nachthimmel
Der erste Mann mit liebetrunkenem Arm
Das Weib umfaßte,
Das wonnezitternd ihm an die Brust sank,
Schallte im duftenden

Myrtengebüsche der Nachtigall
Brautgesang, wie du ihn
Heute noch hörst.

Eigenthümlich berührt „Narrenpredigt" als Epilog, wo manch Wort der Weisheit — auf das freilich der Ausspruch des bibelalten weisen Königs, der nichts Neues unter der Sonne fand, auch passend ist — in Form spottender Narrheit gesagt wird.

Liebe und Natur, Menschengeschick in Freud und Leid, die Frage nach dem ungelösten Räthsel des Seins, der ewige Stoff der Denker und Dichter, wird von eigen Erlebtem, eigen Empfundenem oft ergreifend durchklungen. Selbständigkeit im Denken, ziemlich sichere Beherrschung der Form beweisen Begabung.

Froh begrüßt sei die Dichterin, die kräftigem Empfinden den poetisch schönen Ausdruck leiht:

Dies kräftige Lieben und Hassen
Bin ich! und das sollt ihr mir lassen —

sagt Ilse Frapan von sich selbst in ihren „Gedichten" (Nr. 7); und sie hat recht, denn dies ihr Ich ist es, das all ihren Gedichten das besondere eigenthümliche Gepräge verleiht, hinter dem unverkennbar eine bedeutende Persönlichkeit steht mit starkem individuellen Empfinden, jenem echten Dichterempfinden, das mit der kleinsten Creatur wie mit dem großen All fühlt; verbunden mit dem Vermögen, Oftdagewesenes durch neue Gedankenverbindungen, durch Hineinlegen von Persönlichem, in neues Gewand zu kleiden, und den eigenartigen Gedanken stets in schöne, oft vollendet schöne Form zu gießen. Die feine Novellistin bewährt sich auch in der gebundenen Rede als feine wie tiefe Kennerin des Seelenlebens, als Beherrscherin der schönen Form, in der es ansprechend zu Tage tritt. Inniges Mitleben mit dem Allsein erfüllt die „Naturstimmen", Wärme und Tiefe durchzieht die Lieder der „Liebe", volksthümliche Innigkeit klingt wieder „Im Volkston":

Die Welt ist weit, vielstimmig singt man drin,
Und jedes hat sein eigen Lied im Sinn.
Vielstimmig, tausendtönig, dumpf und klar,
Auf hundert Schnäbel kaum ein Ohrenpaar.
Wer hört da ein geringes Vögelein?
Sein Herz ist warm, doch seine Kraft ist klein.
Es weiß, sein Ton hält keinen an im Lauf,
Sie blicken schwerlich drum von unten auf.
Gut, daß es froh ist, wenn ihm nur gelingt,
Daß es sich selbst der Erde Schönheit singt,
Wie sie der Freie sieht, der drüber hängt,
Und dem kein eigen Dach die Umschau engt;
Daß es in leisen Sang zu hauchen strebt,
Was ihm in Lieb und Leid die Seele hebt,
Die Seele, — selbst ein Vöglein, flatternd, ach,
Im Netz des Daseins goldnen Träumen nach;
Und selig ist's, fällt ein im Abendstrahl
Ein andrer Vogel in sein Lied einmal.

So der Geleitbrief, den Ilse Frapan ihrem Sang mitgibt, anspruchslos, schlicht und wahr. Wie sich ihre Gedichte aus dem wirklichen Leben, oft aus ganz geringen Anlässen, aus sich heraus entwickeln und dadurch ein unverkennbar persönliches Gepräge tragen, das ihre innere Wahrheit eindrucksvoll zur Erscheinung bringt, zeigt sich, wie in so manchen, auch in den folgenden Zeilen:

Am Abend, eh' du kamst, hab' ich für dich gewunden
Ein Sträußlein zum Willkomm' und was dabei gefunden:
Im Thonkrug stand ein Zweig, ein Zweig vom Fliederstrauch,
Der hatte sich gewöhnt an engen Zimmers Hauch,
Hat heimlich Faserchen und Zaserchen geschlagen,
Begann im Wasserkrug mir Blätter zu ertragen.
Ich sah ihn lächelnd an und pflanzt' ihn lächelnd ein,
Und sprach: gedeihe mir und laß es uns gedeihn.
Dir kommt dein erster Tag und mir ein erster Tag:
Mich wundert, wie uns beid' der Abend finden mag.
Du kamst; — nicht fühlt' ich mich — doch fühlt' ich Märzenluft
Und fernen Sonnenschein und ahnungsvollen Duft;
Und als ich abends sah nach meinem jungen Reis,
Da war es frisch und grün und trug ein Tröpflein weiß.
Und als ich mir das Aug' beschattet mit der Hand,
Da hing ein Tröpflein auch in meiner Wimper Rand.
Und war in mir ein Glühn, gleich tiefem Werdedrange, —
O Frühling, — sei gegrüßt! und währe lange, lange!

So erhebt der echte Dichter das kleine Alltägliche in das Allgemeine und läßt unter dem einfachen Worte eine Welt von Empfindung ahnen.

Den Schluß des gehaltreichen Bändchens bildet eine sehr fein gezeichnete Novelle, welche beweist, daß die Verfasserin dem Meister, dem sie ihre Gabe reicht — „Paul Heyse in tiefster Verehrung und Dankbarkeit zugeeignet" —, eine gelehrige Schülerin gewesen.

Ein episches Gedicht in fünf Gesängen: „Der unsterbliche Mensch" von Ernst Wechsler (Nr. 8), das einen mystisch-philosophischen Stoff behandelt und in zweiter Auflage erscheint, ist eine bemerkenswerthe Thatsache; wenn diese zweite Auflage, löblicher (!) Sitte gemäß, eine Fülle höchst anerkennender Aussprüche bedeutender Beurtheiler — Robert Hamerling, K. von Thaler u. s. w. — mittheilt, so wird diese Thatsache noch weit bemerkenswerther, und selbstverständlich fühlt sich jeder Leser nach dieser Einführung angeregt, gleichfalls bewundernd zu genießen. Ein nicht geringer Muth der Wahrheit gehört daher zu dem traurigen Bekenntnisse, daß, trotz bester Vorsätze, weder Genuß noch Bewunderung sich einstellen wollten. Die Wahl eines bedeutenden gehaltvollen Stoffs ist freilich an sich schon ein Vorzug — aber ein solcher Stoff muß auch angemessen behandelt werden, und ich muß gestehen, daß ich Größe der Auffassung wie Plastik der Gestalten vermisse. Frei nach einer Sage über Moses Maimonides, wonach „der gelehrte Maimonides aus übertriebener Forschlust die schrecklichste That beging", schildert der Verfasser, wie ein nach Gotterkenntniß strebender Jüngling den gebannten Gelehrten aufsucht, in der Hoffnung, unter seiner Leitung den rechten Gott zu finden, den er bisher vergebens gesucht:

Ich beugte mich vor allen Religionen,
Und lechzte nach der echten Religion,
Nicht um den Lohn der Frommheit wollt' ich fronen,
Das Gotterkennen war mein größter Lohn.

Doch des Greises „eisiges Verstandeswesen" genügt

dem schwärmenden Jüngling nicht, er reißt den Meister mit sich fort in:

. . . . . das Land der Geister,
Den Sitz der Engel- und Dämonenscharen —

und führt ihn ein in die Wunder der Kabbala:

So weihn sie sich der Mystik, da sie beide,
Den wahren Gott nicht auf der Erde fanden,
Die voll nur ist von ungerechtem Leide.

Die Zauberlehren der Kabbala leiten zu der trostlosen Lösung:

Die Sehnsuchtsqual, die durch die Welten geht,
Mit Lust durchglüht der Lebenden Gestalten,
Und Erd' und Himmel stützt mit ihrem Walten —
Nie stillt sie Gott, der nimmer sie versteht,
Gott selbst ist nur ein willenloses Wesen,
Weil selbstsuchtslos — das ewig nur regiert,
Doch nimmer herrscht.

Seltsame Poesie! Das Zauberbuch bestätigt dem Moses Maimonides, der nach Erklärung der Gesetze der Natur sucht, eine alte Volkssage:

. . . so du willst die höchste Kraft erreichen,
Es muß vor dir ein Mensch des Tods erbleichen!
— — — — — — — — — — —
Und leben wird der Mensch, den du getödtet
So ewig wie die Erde, wie die Sonnen,
So ewig wie des Meeres tiefste Bronnen,
Dann tagt der Welt ein neuer Lebensmorgen.

Getrieben vom unbezähmbaren Drange nach Wissen vollführt er die grause That und tödtet den Jüngling, der in Ergebenheit zu seinen Füßen saß und seiner Lehre lauschte. Zweifel und Grausen folgen dem Mord:

Was drängt mich, daß ich meine That verdamme,
Die welterlösend meine Seele schwellte?!
— — — — — — — — — — —
Und warum faßt mich Grausen — Reue nicht?
Mein Thun war furchtbar — schlecht doch war es nicht!

Von Gewissensqual gefoltert, fordert er vom Sanhedrin die Entscheidung, ob ein Mann, der solche That begangen, den Schwur halten müsse, welchen er dem Getödteten geleistet — nämlich den Sarg zu wahren, damit der Mensch darin wirklich zu einer solchen Unsterblichkeit, wie sie das Zauberbuch versprach, erwachen könne — oder „mit seiner Hand, die sich zum Schwur gestreckt" den Sarg zerschmettern dürfe. Das Urtheil des Sanhedrin lautet:

. . . . . wird es Gott verhüten,
Daß je ein Mensch so schwere That begehe,
— Und that er sie, er soll zerstörend wüthen,
Bis daß der Leib im Sarg spurlos verwehe.

Als er, das selbstgeforderte Urtheil zu vollziehen, zum ersten male seit seiner That an den Glassarg tritt, sieht er:

. . . . . daß seine That vergebens,
Im Sarge dort Verwesung nur gebeut,
Ein wirrer Wahn nur seines Forschens Lust.

Schließlich im fünften und letzten Gesange: „Sühne und Erkenntniß", spricht Mutter Natur zu ihm:

Was thatest du, o Kind, zu großen Muthes!
Du änderst nicht der Schöpfung mystischen Lauf,
Stillst nicht die Qual auf Tiefen und auf Höhn,
Machst ewig nicht die Kraft des Menschenblutes,
Und übtest freyle That mit deinem Wagen!
Laß ab von deinem schmerzlichen Beginnen,
Und laß die Schöpfung selbst sich weiter spinnen,
Und weiter meine heißen Thränen rinnen!
Es läßt sich ja die Pein des Lebens tragen:
Du stillst die Pein im lächelnden Entsagen,
Es läßt sich ja der Streit des Lebens schlichten,
Willst du auf alles in der Welt verzichten.
Laß ab nach meinem Schleier kühn zu greifen,
Der mich verhüllt und all mein Thun bedeckt;
Dem dorrt die Hand, der kühn sie nach mir streckt;
Kein Menschengeist darf jemals mich begreifen,
Und mich erlösen von der ew'gen Qual,
Blind aufzubaun und blind ach! zu vernichten,
Darf je entzaubern mich, die Ewig-Arme!

Um diesen Hauptinhalt rankt sich im seltsam mystischen Gemisch philosophisch-phantastisches Gerede über Gott und Natur, Schilderung eines innig sinnlichen Liebesbundes und farbenbunte Bilder orientalischen Lebens. In üppiger Fülle umranken diese Arabesken das eigentliche Bild, und in diesem Beiwerke zeigt sich die dichterische Begabung — reiche Phantasie und Formensinn — weit mehr als in dem eigentlichen Inhalte, welcher der poetischen Behandlung große Schwierigkeiten entgegenstellt, die nur durch charakteristisch lebensvolle Gestaltung der Träger der Ideen gelöst werden könnten.

M. Benfey.

Biographisches.

1. Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Johannes von Müller 1789 bis 1809. Herausgegeben von Eduard Haug. Erster Halbband: 1789 bis 1799. Frauenfeld, Huber. 1891. Gr. 8.

Vor fünfzig Jahren veröffentlicht, hätte der vorliegende Briefwechsel in der außer-schweizerischen Lesewelt auf größere Beachtung zu rechnen gehabt, als ihm zu jetziger, vornehmlich mit sich selbst beschäftigten Zeit voraussichtlich beschieden sein wird. Das Interesse der Sache hat durch diesen Aufschub allerdings eher gewonnen als verloren. Wirkt doch manches, was damals noch durch directe Ueberlieferungen aus den Tagen Johannes von Müller's und der ihm zugeschriebenen Bedeutung bekannt war, bereits gegenwärtig mit dem Reize der Neuheit. Vor dreißig Jahren rechnete Julian Schmidt den Geschichtschreiber der Schweiz zu den Schriftstellern, die mehr angeführt, als gelesen würden — gegenwärtig wird der Historiker, der das Entzücken unserer Großväter ausmachte und den Georg den ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker nannte (Brief vom 14. December 1805), weder angeführt noch gelesen. Die Ueberschätzung seiner Zeitgenossen muß der immerhin bedeutende und in manchem Sinne bahnbrechende

Mann mit der Unterschätzung eines Geschlechts büßen, das von ihm wenig mehr weiß, als daß er zur Zeit unserer schwersten Prüfungen nicht bestanden hatte, ein Abtrünniger geworden war.

Zur Erneuerung der Werthschätzung Joh. von Müller's beizutragen ist das vorliegende Buch weder bestimmt noch geeignet. Wir lernen den „helvetischen Thukydides" in seinen Beziehungen zu einem Bruder kennen, der dem berühmten Manne in Bezug auf Charakter und gesunden Menschenverstand unvergleichlich überlegen war und der ihm zum Warner hätte dienen können, wenn der beweglichste und haltungsloseste aller berühmten Schriftsteller seiner Zeit überhaupt zu warnen und zu belehren gewesen wäre. Schier unbegreiflich dünkt uns, wie ein so tüchtiger, in sich gefesteter und dabei geschäftstüchtiger Patriot und Geschäftsmann, wie Herr J. Georg Müller von Schaffhausen es gewesen, zu dem durchaus anders gearteten Bruder mit der bewundernden Verehrung hat hinaufsehen können, von welcher die 135 Briefe der vorliegenden Sammlung pietätvolles Zeugniß ablegen. Den Hauptgegenstand dieses Briefwechsels bilden die Geschicke der Schweiz, bezw. der Canton Schaffhausen vor und während der französischen Occupation und jener „helvetischen" Republik, in welche Napoleon's Machtspruch die ungefügigen alten „Bünde" verwandelt hatte. In außerordentlich lebendiger und anschaulicher Weise berichtet der in der Heimat gebliebene jüngere Bruder dem ältern über die Stimmungen und Ereignisse des wildbewegten Zeitabschnitts, die ihn, den friedlichen Pfarrer, Schulmann und Gelehrten in Staatshändel verwickelt und zu einem der vornehmlichsten Träger der Schicksale seines heimatlichen Gaues gemacht hatten. Dabei ergibt sich mit einer Regelmäßigkeit, die kaum eine bemerkenswerthe Ausnahme erleidet, daß der hochberühmte wiener Orakelmund die Dinge so schief und einseitig wie immer möglich beurtheilt, daß der bescheidene Bruder ihn in aller Devotion zur Ordnung rufen und vor der Verlautbarung brieflicher Urtheile warnen muß, weil die Verkehrtheit derselben Widerspruch und Verstimmung aller Parteien hervorruft. Dieselbe Wehrlosigkeit gegen Eindrücke und Stimmungen des Tages, die den Vorkämpfer des historischen Rechtes zehn Jahre später unter die Fahnen des corsischen Imperators trieb, kündigt sich bereits hier auf Schritt und Tritt an, — ja ein gut Theil der berufenen Phrasen, mit denen der bedauernswürdige Mann seine Felonie von 1807 zu bemänteln suchte, spukt bereits hier vor, wo es sich um kleinere und minder durchsichtige Verhältnisse handelt. Neben dem einfachen, kernigen Bruder, den die Sorge um Weib und Kind keinen Augenblick an opferfreudiger Hingabe an die patriotische Pflicht hindert, der regelmäßig weiß, was er im entscheidenden Augenblicke zu thun hat, der das Nothwendige stets mit Anstand und Würde thut und bei dem sittlicher Ernst und sicherer Takt des Handelns für den Mangel an universellen Gesichtspunkten überreichlich entschädigen — neben diesem festgefügten Manne spielt der vornehme, weichliche, eitle und beständig mit geistreichen Einfällen um sich werfende hofräthliche Junggeselle eine außerordentlich peinliche Rolle. L'esprit court les rues, il n'y a que le caractère qui vaut! Und weil geistige Gaben, wie Johannes von Müller sie besessen, niemals „auf der Straße umhergelaufen sind", macht das die Sache nur schlimmer, nicht besser.

Obgleich J. Georg auch an der literarischen Bewegung seiner Zeit lebhaften Antheil genommen, mit Männern wie Herder, Lavater vertraute Beziehungen unterhalten und ein überraschend sicheres Urtheil über ästhetische Fragen bewiesen hat, enthalten seine Briefe keine ernstlich in Betracht kommenden Beiträge zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Desto größer ist die Fülle politisch und culturgeschichtlich bedeutender Thatsachen, die berichtet und erörtert werden. Der aufmerksame Leser macht die sämmtlichen Phasen durch, welche die schweizerische Entwickelung vom Beginn bis zum Ausgange der französischen Revolution durchzumachen gehabt hat — und das an der Hand eines wohlunterrichteten und urtheilsvollen Begleiters.

Ein Stück der Beweglichkeit und Bestimmbarkeit, welche dem Geschichtschreiber zum Fluch wurde, scheint auch dem Bruder innegewohnt zu haben. Seine Meinung über die helvetische Verfassung und deren Verhältniß zur alten Ordnung der Dinge ist vor dem Erscheinen der österreichischen Befreier ein anderes, als nach dem Einzuge derselben; über Werth und Unwerth des alten Systems und über die Eigenthümlichkeiten der französisch-republikanischen Armee wird zu verschiedenen Zeiten verschieden geurtheilt, zuweilen wol auch ein pedantisch gelehrter Stoßseufzer verlautbart, der an die verschrobene Art des „modernen Thukydides" erinnert. Eines Lächelns kann man sich z. B. nicht erwehren, wenn der vom Gelehrten zum praktischen Politiker gewordene alte Herr bei Gelegenheit der Frage nach der künftigen Einrichtung der Eidgenossenschaft das Bedauern ausspricht: „Wenn wir nur mehr vom Achäischen Bunde wüßten — so ließe sich vielleicht manches von ihm bei einer neuen Constitution unseres Landes gebrauchen", oder wenn er von einer Schrift des den heimischen Verhältnissen längst entrückten gelehrten Bruders Aufklärungen „über die Modification der ewigen Bünde nach dem Geiste der gegenwärtigen Zeit" erwartet (a. a. O., S. 175 und 180). Deste bewunderungswürdiger erscheint die Sicherheit, mit welcher derselbe Mann zu handeln weiß, wo immer eine Entscheidung von ihm gefordert wird, und mit welcher er dem berühmten Herrn Bruder den Rath gibt „sich ganz und ausschließlich der Literatur zu widmen und dadurch der Nachwelt große Dienste zu thun, während bei den politischen Geschäften platterdings nichts herauskomme", oder wenn er ihm gerade heraus sagt, daß seinen heroischen Entschlüssen „nicht das Allermindeste zuzutrauen sei" und daß er „von dem Detail der einzelnen Staaten nichts zu verstehen geruhe".

Dem Erscheinen der Fortsetzung des höchst lesenswerthen Buches darf mit um so größerm Interesse entgegengesehen werden, als dieselbe einen der merkwürdigsten Abschnitte der schweizerischen Geschichte, die Periode der sogenannten

Mediation zu behandeln verspricht und als werthvolle Beiträge zur Erklärung der unglücklichen Wandlung erwartet werden dürfen, die sich nach der Schlacht bei Jena in den Anschauungen des ältern Bruders vollzogen und zu denen der unbestechliche jüngere Bruder sicher nicht geschwiegen haben wird.

2. Erinnerungen von Felix Dahn. Erstes Buch: Bis zur Universität (1834—1850). Mit dem Bildniß des Verfassers. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 8. 5 M.

Bei Selbstbiographien, insbesondere solchen, die Poeten zu Verfassern haben, pflegt Regel zu sein, daß die ersten, Jugenderinnerungen behandelnden Bände, die anziehendsten sind. Vorliegendenfalls trifft das so wenig zu, daß das dem Dahn'schen Buche beschiedene wiederholte Erscheinen (zweite Auflage) zum hauptsächlichsten auf den Namen seines Verfassers zurückzuführen sein dürfte. Von seiner Jugend weiß Dahn außerordentlich Vieles und darunter manches Interessante zu berichten; die Art seiner Berichterstattung ist indessen keine glückliche gewesen. Es fehlt die Hauptsache: von dem Dufte, der Kinder- und Knabenerinnerungen poetisch gestimmter Menschen zu umgeben pflegt, ist weder über die 299 Seiten der Autobiographie, noch über den anderthalb Bogen starken poetischen Anhang auch nur der leiseste Hauch gekommen. Ob es an dem unglücklichen Verhältnisse, in welchem die Aeltern des Erzählers gelebt oder an andern Umständen gelegen, bleibt zweifelhaft, genug daß das Ganze den Eindruck einer Absichtlichkeit macht, die wenig wohlthuend erscheint. Von sich selbst nichts zu wissen, sich selbst nicht zu betrachten, ist zu allen Zeiten das höchste Vorrecht der Kindheit und ersten Jugend gewesen. Wer dieses Vorrechts nicht theilhaft geworden, wer gar in jungen Jahren dabei angelangt ist, sich selbst wichtiger zu nehmen und aufmerksamer zu studiren als die ihn umgebende Welt, thut am besten seine Kindheit und erste Jugend mit Stillschweigen zu übergehen. Thut er das nicht, so gesteht er — wissentlich oder nicht wissentlich — ein, daß er niemals jung zu sein verstanden hat. Erste Liebe unter dem Gesichtspunkte des psychologischen Experiments zu behandeln, die Zahl seiner der ersten Geliebten gespendeten Grüße zu zählen (vgl. a. a. O., S. 273) und bei sechzehn Jahren über seine Seufzer ebenso genau Buch geführt zu haben, wie über die Zahl täglicher Unterrichts- und Arbeitsstunden, ist an und für sich ein Unglück, ein um so größeres, wenn man sich desselben nicht bewußt geworden ist und wenn gar man das Bedürfniß gefühlt, anderen darüber Mittheilung zu machen. Ordnung ist eine vortreffliche, Neigung für Statistik eine lehrreiche und nützliche Sache, — werden diese Tugenden aber bereits von Kindern geübt und so wichtig genommen, daß Schulzeugnißtabellen und Seufzerprotokolle und Bülletins über Schulbubenkämpfe zu den Acten gebracht und hinterher biographisch verwerthet werden, so hören sie auf Tugenden zu sein. Thorheiten hält man der Jugend bereitwillig zu gute, Grillen nimmt man mit in den Kauf; Unjugendlichkeiten verzeiht man jungen Leuten nur schwer und am schwersten, wenn sie anspruchsvoll auftreten. Ob der Verfasser mit seinen Bekenntnissen andern Anspruch erhoben hat, als denjenigen auf ein gutes Gedächtniß für an sich selbst beobachtete Stimmungen, mag dahingestellt bleiben: Anspruch auf warme Theilnahme des Lesers hat er nicht erworben und sogenanntes Interesse, d. h. thatsächliche Bedeutung haben Dahn's Jugenderlebnisse ebenso wenig wie diejenigen der andern Leute, die unter gleichen Verhältnissen emporgekommen sind. Werth besitzen Jugenderinnerungen überhaupt nur, wenn sie über stofflich merkwürdige Dinge zu berichten vermögen oder wenn sie — wie Schiller sagt — das Wirkliche zum Traum machen und „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe weben". Wer mit der verstaubten Helligkeit des Mittags beginnt, hat diese Morgenröthe niemals gesehen. Das bedingt keine Verschuldung aber ein Unglück, und zwar ein so prosaisches, daß keine Kunst im Stande ist, dasselbe poetisch zu verklären.

Hans Müller.

Werke von und über Anzengruber.

1. Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter bis zehnter Band. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 8. Jeder Band 3 M. 50 Pf.

Schon einige male wurde an dieser Stelle über die stattliche Gesammtausgabe der Werke Anzengruber's berichtet und deren gute Anordnung und hübsche Ausstattung gebührend hervorgehoben. Nunmehr ist diese Ausgabe mit den Bänden 5 bis 10 zum Abschlusse gelangt. Der Band 5 zunächst bietet viel Neues und Unbekanntes. Schon die „Kalendergeschichten" werden vielen Verehrern des Dichters gar nicht oder wenig bekannt sein und doch steckt in diesen bescheiden auftretenden Erzählungen so viel ursprünglicher Humor und so viel Erzählungskunst wie kaum in vielen Bänden anderer Novellensammlungen zusammengenommen, Anzengruber selbst will auch in der Plauderei als Vorrede diese Stücke aufgefaßt wissen „als Geschichten, die man gern des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen". Schon diese Plauderei ist gar wohl des Lesens werth und darf ja nicht überschlagen werden, der Dichter stellt uns darin so kräftig und kernig seinen Standpunkt als Kalendergeschichtenschreiber dar, daß wir schon hierdurch angeregt mit besonderm Interesse diese Geschichten selbst zur Hand nehmen. Wirklich findet jeder unter denselben etwas, das ihm mundgerecht ist, der Freund düsterer Criminalgeschichten eine ganz merkwürdige in dem „Verschollenen", der feinem

Humor Zugängliche die hübschen Stücke: „Treff-Aß", „Zu fromm", „'s Moorhofer's Traum" und noch anderes mehr, der Freund sinniger Märchen eine Zahl ganz vortrefflicher solcher, so „Die drei Prinzen", insbesondere aber die prächtigen „Märchen des Steinklopferhanns", welche uns in so echt volksthümlicher Form gar viel „Belehrsames" bieten und dabei auch überaus lustig zu lesen sind. Diese Märchen, welche der Dichter dem armen Steinklopferhans in den Mund legt, weisen echte Lebensweisheit auf und gehören zu den besten der kleinern erzählenden Dichtungen des Poeten.

Einen tiefen Blick in Anzengruber's Gemüthsleben und in seine Denkweise gewähren die hier zum ersten male veröffentlichten Gedichte. Die übersichtliche Eintheilung derselben gestattet so manchen Blick auch auf das äußere Leben des Dahingeschiedenen. Schon das Gedicht des Zwanzigjährigen: „Des Bettlers Lied", zeigt die gemüthvolle Antheilnahme an dem Lose des Armen, der zufrieden ist und dieser Zufriedenheit am Leben Ausdruck gibt. Eine schöne Lese sind die „Alten Weisen", deren manche den innigen Ton des Volksliedes trifft; ernste Gedanken in schöner Form finden sich in den übrigen dieser Gedichte, insbesondere in der Abtheilung „Beschauliches", hübsche Naturschilderungen in den „Stimmungsbildern" und auch einige erzählende Poesien fehlen nicht. Den Abschluß bilden heitere mundartliche Gedichte, Sprüche und Aphoristisches, darunter manches kräftige und manches sinnige Epigramm. Eine kleine Probe finde hier ihren Platz:

Jedem, der sich zu den Malern zählt,
Dem birgt der Farbenkasten eine Welt,
Eine große, eine kleine,
Aber immerdar die — seine!

Für den Biographen und für denjenigen, der sich mit den verschiedenen Perioden der Denkweise des Dichters sowie mit dessen Lebensanschauungen aus verschiedenen Zeiten bekannt machen will, sind die den meisten Gedichten beigefügten Jahreszahlen der Entstehung von besonderm Werthe.

Die fünf letzten Bände dieser Ausgabe enthalten Anzengruber's dramatische Werke in der von ihm selbst getroffenen Auswahl, also jene Poesien, welche den Ruhm des Dichters begründeten, der zum ersten male neuerlich das echte edle Volksstück in des Wortes bester Bedeutung geschaffen und Charaktere von Bauern auf die Bühne brachte, deren naturwahre Charakterzeichnung überraschte. Wie billig eröffnet „Der Pfarrer von Kirchfeld" die Reihe, jenes Schauspiel, das einerseits Tendenzstück ist, andererseits echte, lebendige, tiefpoetische Vorgänge in ergreifender Weise dem Zuhörer und Zuschauer vorführt und dem damals noch unbekannten Autor so viel Ruhm, aber auch so viel Feinde brachte. Mit der äußern Wirkung, welche der „Pfarrer von Kirchfeld" seinerzeit ausübte, läßt sich nur noch jene vergleichen, die „Das vierte Gebot" (Bd. 10) und zwar nicht bei den ersten Aufführungen, sondern viel später, als man die realistische Seite dieses Trauerspiels richtig zu beurtheilen wußte, in der jüngsten Zeit ausübte. Aber der Dichter sollte leider diese Wirkung der Aufführung des „Vierten Gebotes" nicht erleben. Daß mehr Poesie in dem Tendenzstücke, welches die edle Gestalt des Pfarrers in so erhebender Weise vorführt, enthalten ist als in dem allerdings an Effecten so überaus reichen „Vierten Gebot", läßt sich allerdings nicht leugnen; die dramatische Kraft Anzengruber's dürfte aber in keinen Stücken in so bewunderungswürdiger Weise hervortreten als in diesen beiden Schauspielen, welche der Verfasser „Volksstücke" genannt hat. Heinrich Laube's anerkennende Besprechung des „Pfarrers", nach der ersten Aufführung in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, ist dem Texte des Stücks in dieser Ausgabe als interessante Beilage angefügt. Die übrigen Stücke Anzengruber's, in denen er die eigentliche Gattung der „Bauernkomödien" im edeln Sinne des Wortes begründet, sind im sechsten bis neunten Bande enthalten. Zu diesen gehört vor allem „Der Meineidbauer". An den einst geschworenen falschen Eid des Kreuzweghofbauers Fermer knüpft der Dichter eine erschütternde, Scene für Scene packende Handlung, deren Ineinandergreifen und echt dramatisches Gefüge ebenso sehr zu bewundern ist wie die dem Leben abgelauschte Charakteristik der Bauerngestalten. Wieder etwas Tendenzpolemik liegt in der mehr schwankhaften Komödie: „Die Kreuzelschreiber", welchen Namen die des Schreibens unkundigen Bauern erhalten haben, die nur Kreuze unter ein zu Umtrieben von geistlicher Seite veranlaßtes Schriftstück statt der Namensfertigung setzen konnten. Neben den Hauptfiguren, unter denen besonders die markige Gestalt des Großbauern mit seiner starrköpfig conservativen Gesinnung, sowie die in Ernst und Scherz vortrefflich ausgeführte Figur des Steinklopferhans hervorragen, finden sich auch hier noch viele der Wirklichkeit abgelauschte Charaktere, und manche ernste wirkungsvolle Scene ist der an und für sich heitern Handlung eingefügt. Auch heitere Lieder in der Mundart, welche der Dichter gern seinen Bauernstücken einfügt, fehlen nicht. Dasselbe gilt von der Komödie „Der G'wissenswurm", worin insbesondere der heuchlerisch fromme, erbschleichende Dusterer ein Meisterstück dramatischer Zeichnung ist, während die Horlacherlieb einen prächtigen weiblichen Charakter darstellt. Einen wieder mehr possenhaften Anstrich hat der Dichter dem auch als „Bauernposse" bezeichneten „Doppelselbstmord" gegeben, während eine tiefernste Handlung dem Schauspiele „Der ledige Hof" zum Vorwurfe dient. Von den Stücken des achten Bandes sind wieder „'s Jungferngift" und „Die Trutzige" echte Bauernkomödien voll lebendiger schalkhafter Scenen und lustig erfundener lebenswahrer Gestalten. Wie Anzengruber mitunter es liebte, von ihm novellistisch behandelte Stoffe zum Schauspiele umzugestalten, zeigt die erschütternde Geschichte des Einsam in „Stahl und Stein", welche freilich in dieser dramatischen Form wegen der Censurbedenken in einer Hauptfigur, die ursprünglich einen Pfarrer vorstellen sollte, eine Aenderung erlitt. Eine ähnliche Bearbeitung

einer seiner Dorfnovellen bildet auch „Der Fleck auf der Ehr'" (Bd. 9) mit dem in der dramatischen Behandlung wirkungsvoll gemilderten Schlusse. Die übrigen Dramen der Ausgabe gehören nicht mehr dem ländlichen Volksleben an, das Schauspiel „Elfride" bewegt sich auf dem Boden des vornehmen Salons, das Trauerspiel „Hand und Herz" weist manche wirkungsvolle Scene auf; aber in diesen Dramen tritt nicht jene wunderbare Meisterschaft des Dichters zu Tage wie in den Stücken, welche er dem volksthümlichen Leben seiner Bauern entnommen oder in denen er Charaktertypen aus den untern oder mittlern Klassen der wiener Bevölkerung vorführt. Und zu den letztern gehören die dramatischen Stücke des zehnten Bandes, insbesondere die treffliche „Weihnachtskomödie": „Heimg'funden", ein Schauspiel, das die brüderliche Liebe in so schöner Weise verherrlicht und dessen erschütternde und erhebende Wirkung auf keiner Bühne versagen wird. Die Gesammtausgabe der Werke Anzengruber's hat damit einen würdigen Abschluß gefunden. Es geziemt hier nochmals der wackeren Herausgeber Bettelheim, Schambera und Chiavacci zu gedenken, welche pietätvoll im Geiste des geschiedenen hochbegabten Freundes und Dichters diesen Bänden ihre werkthätige Aufmerksamkeit zugewendet haben. Noch ließe sich vieles zur Charakteristik Anzengruber's, seiner Darstellungsweise, seiner Art den Dialekt wiederzugeben u. dgl. bemerken, aber die Raumverhältnisse verbieten es hier, auch geschieht dies eingehend in dem Buche, auf das wir nun zu sprechen kommen.

2. Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. (Führende Geister. Dritter Band.) Dresden, Ehlermann. 1891. 8. 2 M.

Als „führenden Geist" betrachtet Bettelheim, welcher mit dem Verstorbenen befreundet und an der eben erwähnten Gesammtausgabe als Herausgeber so verdienstvoll sich betheiligt hat, den Reformator des Volksschauspiels: Ludwig Anzengruber, ihn, der es „mit genialem Griffe verstand, was den akademisch feingebildeten Schuldichtern der Zeit durchaus versagt blieb, das Leben der Gegenwart zu packen und auf die Bühne zu stellen: nicht in vergänglichen Alltagserscheinungen, sondern in seinen ewig gültigen, an die letzten und höchsten Fragen rührenden Gegensätzen". In diesem Sinne bietet der Verfasser eine mit feinsinnigem literarischen Verständnisse durchgeführte Darstellung zunächst des Lebens-, dann des geistigen Entwickelungsganges Anzengruber's, sowie eine kritische Besprechung aller seiner dichterischen Schöpfungen. Liebevolles Eingehen auf selbst scheinbar weniger bedeutende Momente und überaus genaue Darstellung zeichnet schon den biographischen Theil dieser ganz vortrefflichen Monographie aus, welche uns schon von den Aeltern Anzengruber's, dann über die Jugendzeit des angehenden Dichters zahlreiche Einzelheiten berichtet, die bisher nicht bekannt waren und den Lebenslauf Anzengruber's bis zu dessen Tode verfolgt. Ein besonders beachtenswerthes Kapitel macht mit der handschriftlichen Gedichtsammlung Anzengruber's bekannt, welche er unter dem Titel „Chaos" zurückgelassen und aus der viele Proben von Gedichten (die in der Gesammtausgabe nicht mitgetheilt sind) vorgelegt werden, von welchen besonders jene aus der ganz merkwürdigen Jugenddichtung „Mephisto" hohes Interesse beanspruchen. Für den Literarhistoriker durch die besondere Genauigkeit der Daten wie auch für den weitern Leserkreis bietet diese biographische Darstellung eine höchst bemerkenswerthe und anziehende Arbeit, die sich der als trefflicher Stilist lange bekannte Verfasser durchaus nicht leicht gemacht hat. In der sich daran schließenden Besprechung der Werke des Dichters wird Bettelheim dem Dramatiker wie dem Erzähler gerecht und seine Gewissenhaftigkeit verschweigt auch die Mängel und Schwächen, welche vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkte betrachtet da oder dort hervortreten, durchaus nicht. Da der Verfasser eingehende Inhaltsangaben insbesondere der einzelnen Dramen Anzengruber's bietet, so lernt der Leser auch jene Schauspiele genauer kennen, die nicht in die Gesammtausgabe aufgenommen sind, weil sie der Dichter selbst aus derselben ausschloß, wie etwa: „Die Tochter des Wucherers", „Der Faustschlag", „Aus'm g'wohnten G'leis" u. a. m. Gewissermaßen eine Zusammenfassung des ganzen Buches bietet die kurze Schlußabtheilung über die Weltanschauung des Dichters, während eine genaue Anführung aller Quellen am Ende des geist- und gehaltvollen Buchs selbst den strengen Literarhistoriker befriedigen wird.

3. Erinnerungen an Anzengruber von L. Rosner. Wien, Manz. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Dieses kleine Buch hat der frühere Verleger von Anzengruber herausgegeben und uns darin Einblick in seine Verhältnisse zu dem Dichter gewährt. Da L. Rosner selbst ein feingebildeter Schriftsteller ist, so haben seine Mittheilungen, selbst soweit sie nicht nur Originalbriefe Anzengruber's zum Abdrucke bringen, ebenfalls einen literarischen Werth und können recht wohl als eine Art Ergänzung zu Bettelheim's umfassender Biographie betrachtet werden. Wir lernen insbesondere daraus die echte unverfälschte Aufrichtigkeit des bei allem Selbstbewußtsein, das er haben durfte, so bescheidenen Poeten kennen, welcher nicht selten den Verleger warnt, seine (Anzengruber's) Werke nicht allzu hoch zu schätzen, um nicht Schaden zu erleiden. Auch einige ansprechende Scenen werden hier mitgetheilt, die wieder auf Anzengruber's Charakter und seine männlich offene Gesinnung interessante Streiflichter werfen. Den zahlreichen Freunden unseres Volksdichters sei auch dieses Büchlein bestens empfohlen.

Anton Schlossar.

Zum Seeverkehr.

1. Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Von B. von Werner. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 9 M.

Kurz vor der letzten Weihnacht ist die deutsche Seeliteratur um ein Werk bereichert, das wir als ein ganz hervorragend vorzügliches bezeichnen müssen. Der Verfasser, Contreadmiral a. D., erst seit kurzem als trefflicher Reiseschriftsteller durch sein Buch „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee" bekannt geworden, hat sich in der vorliegenden Arbeit die Aufgabe gestellt, das Kriegsschiff und natürlich das deutsche Kriegsschiff in den ihm besonders gestellten Zwecken und den ihm zu deren Erfüllung verliehenen Mitteln mit dem Gesammtleben der auf ihm vorhandenen Menschen zur anschaulichen Darstellung zu bringen und dabei den Schauplatz seines Wirkens, das Meer mit den Hafenplätzen, ebenso eingehend zu behandeln, um auch denen, die es nicht kennen, die Unterlage zum Verständnisse des Hauptthemas zu gewähren. Zum Versuchsobject sozusagen hat der Verfasser ein Schiff unter Segel und zwar auf wirklich von ihm zurückgelegten und befehligten Fahrten über den Atlantischen Ocean nach Brasilien und Westindien und zurück nach Wilhelmshafen gewählt. Durch die Verwerthung der wechselvollen thatsächlichen Erlebnisse hat die Darstellung eine ungemein greifbare Anschaulichkeit gewonnen, während die Wahl eines Segelschiffes, das den Dampf nur zur Aushülfe benutzt, allein die Möglichkeit bot, das Ganze der Seefahrkunst dem Leser vorzuführen.

Theoretisch wird dieses sehr kurz, aber auch sehr schlagend in der Einleitung begründet, die sodann in einfacher Linearzeichnung die ganze Takelage übersichtlich aufweist und die gesammte Bemannung in ihren Hauptkategorien kurz Revue passiren läßt. Die unmittelbar folgende Erzählung bringt, von vortrefflichen Abbildungen unterstützt, in reicher Fülle und liebevoller Ausmalung der Einzelscenen die Belege aus der Praxis des Schiffslebens. Ungezwungen wird mit der Schilderung der Fahrt der Kreuzerfregatte, die das Schulschiff des Lesers vorstellt, mit der des ersten Sturms, den sie Tage hindurch in der Bai von Biscaya zu überwinden hat, ein gut Theil aller Arbeit an dem Segelwerk gezeichnet; der gefahrvolle Beruf der Matrosen, die verantwortungsvolle Aufgabe der Offiziere tritt hervor, und unvermerkt ist der Blick auf das ganze Getriebe des kleinen Staats gerichtet und die Theilnahme dafür so weit geweckt, daß das Interesse nun auch allen Einzelheiten der Ausrüstung, der Maßnahmen und jeder Obliegenheit der Mannschaft im weitesten Sinne sich zuwendet, weil die Ueberzeugung von der harmonischen Ordnung und dem Zusammenstimmen aller Anweisungen und Einrichtungen gewonnen worden ist. Der Verfasser erweist eine ganz außerordentlich glückliche Lehrgabe; die unumgänglichen Auseinandersetzungen sind thunlichst kurz gehalten und an die geeignetsten Stellen verlegt, sodaß nie eine Ungeduld aufkommt, dem Gange der Erzählung weiter zu folgen; die Maßnahmen oder Umstände, die einer Erläuterung bedürfen, sind vor dieser so fesselnd geschildert, daß sie das Bedürfniß nach einer nähern Ausführung erregt haben, die dann bei ihrem Eintritte willkommen ist. Zudem gewähren die angelaufenen Hafenplätze hinreichende Abwechselung; denn neben dem, was Kapitän und Bemannung da an Geschäften zu verrichten haben, ist auch ihrer Erholung und Zerstreuung am Ufer Rechnung getragen, und Madeira, die Canaren, die Umgebung Rios, Kingston und andere sehen wir mit den entzückten Augen des Commandanten, der Stunden oder Tage, je nachdem, auf dem Landhause des deutschen Consuls in den Bergen zubringt. So heißt es von der Aussicht auf den Höhen über Funchal:

Terrassenförmig abfallend breiten sich zu unsern Füßen die gesegneten Gefilde des schönen Landes aus und verschmelzen allmählich, kaum merklich, mit den Wohnstätten der Menschen, welche in sauberm Farbenanstrich den Küstensaum bedecken, und zwischen denen die grauen Kirchen, Klöster und Befestigungswerke als Denkmäler des allbesiegenden Glaubens, der mittelalterlich christlichen Unterwürfigkeit und Entsagung, sowie der weltlichen Macht und Streitsucht massig hervorragen. Ueber uns schwebt in fester, sich zur Zeit nicht ändernder Gestalt eine die Berggipfel umfassende, hellgrau und weißlich schimmernde, festgeballte große Wolke, welche das Land nach der Höhe abgrenzt; unter uns findet dieses seinen Abschluß in der Meeresfläche, welche sich für unser Auge in weiter Ferne in den Himmel verliert. Funfzig Seemeilen weit reicht unser Horizont, und wir vermögen die Linie, welche das blaue Wasser von dem gleichfarbigen Himmelsdom trennt, nicht mehr zu unterscheiden. Als niedliches Spielzeug erscheinen die vor ihrem Anker liegenden, gleichmäßig hin- und hergondelnden Schiffe, welche die Menschen zu diesem entlegenen Eiland gebracht haben und sie weiter zu noch immer fernern Gestaden tragen sollen. . . .

Langsam sinkt die Sonne auf den westlichen Horizont. Für den etwas weiter unter uns liegenden Landstrich ist sie schon untergegangen; die dort sich ausbreitenden Schatten deuten dies an. Von eigenartiger Wirkung ist die Beleuchtung der Desertas-Inseln, deren Gipfel in vollem Sonnenglanze strahlen und deren untere Theile doch schon beschattet sind, obgleich wir die Sonne noch über dem Horizont an dem wolkenlosen Himmel sehen. Der Sonnenball wird größer und verliert seine strahlende Kraft, er wird dunkelroth, nimmt eine elliptische Form an, sinkt zum Theil unter den Horizont und ist dann auf einmal, wie gewaltsam hinabgerissen, in dem Meer verschwunden. In rothen, gelben, grünen und violetten Tinten schillern über dem Horizont die Schleier, welche die Sonne ablegte, ehe sie in die Flut untertauchte. Dämmerung umfängt Land und Meer; Ruhe und Friede verbreiten sich über das uns umgebende All, als ob dasselbe für immer schlafen gehen wolle. Träumend lauschen wir dieser stummen und doch so gewaltigen Sprache der Natur, bis helle Glockentöne von dem nahen Bergkirchlein, welche die Gläubigen zum Abendsegen rufen, uns zur Wirklichkeit zurückführen. Auch die weihevollen Töne der großen Kirchenglocken aus Funchal dringen jetzt dumpf von der Tiefe herauf an unser Ohr. Hie und da blitzen vereinzelte Lichter aus der Dunkelheit hervor, und bald sehen wir aus dem ganzen vor uns liegenden Gelände und von den Schiffen die Lichter, einem Schwarm kleiner Leuchtkäfer gleich, zu uns heranschimmern. Still und ernst schaut das goldige Heer der flimmernden Sterne aus dunkler Höhe herab.

Der Stelle, wo die Sonne sich als rothglühender Ball unsern Blicken entzog, genau gegenüber steigt jetzt im Osten ein gleich rother Ball, der Mond, in majestätischer Ruhe langsam auf. Silberglanz legt sich auf den fernen Horizont und Silberschein verbreitet sich, langsam vorrückend, über das weite Meer. In scharfen schwarzen Umrissen treten die von dem Mondlicht schon getroffenen Gipfel der Desertas-Inseln, welche uns ihre Schattenseite zuwenden, aus dem dunkeln Raume heraus. Magisches Licht ergießt sich über unsere Umgebung und auf uns, spielt in dem Laub der Bäume und schreitet, die vor uns liegenden Schatten verzehrend, schnell nach unten. Ein uns schier blendendes Silbermeer liegt zu unsern Füßen, aus welchem in der Ferne, wie auf einsamer Wacht stehend, die schwarzen Desertas hervorragen.

Auf ruhiger See, unter der Herrschaft der Passatwinde ist dann Zeit, die Tages- und Wochenordnung auf dem Schiffe kennen zu lernen, den Commandanten auf seinem Inspectionsgange durch sämmtliche Räume der Fregatte zu begleiten, den Gefechts- und Segelmanövern beizuwohnen, die Offiziere im Zusammenleben untereinander und mit dem Kapitän zu beobachten. Während des Verweilens vor Rio de Janeiro kommt die ganz besondere Bedeutung und Aufgabe von Sr. Majestät Schiff zur Geltung und Besprechung; die Beziehungen und streng geregelten Formen im Verkehre mit den Landesbehörden und fremden Kriegsschiffen erheischen Beachtung; die Rücksicht auf die Hochhaltung der deutschen Flagge erfordert im Hafen besonders strenge Aufrechterhaltung der Ordnung unter der Mannschaft und dies veranlaßt zur nähern Betrachtung der Offiziers- und Unteroffiziersklassen und der geeignetsten Weise, die Mannszucht an Bord zu üben. Die schneidige und erfolgreiche Ausführung eines politischen Auftrags der haïtischen Regierung gegenüber im Hafen von Port-au-Prince verdeutlicht schließlich den Segen des Erscheinens der deutschen Marine an fremden Gestaden.

Um den Werth des prächtigen Werks als eines für Laien wenigstens — denn weiter versteigt sich unser Urtheil nicht — ausreichenden Handbuchs der Seefahrkunst zu erhöhen, dürfte bei einer zweiten Auflage das Sachregister um ein Beträchtliches vermehrt werden können. Es fehlen in ihm doch sehr viele Ausdrücke, die man nach gewonnener Kenntniß des Buchs zumal unter Beihülfe des ausführlichen Inhaltsverzeichnisses im Texte wol auffinden kann; immerhin wäre die genaue Angabe der Seite, auf der über die betreffende Sache gehandelt wird, noch bequemer.

2. Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Joseph Ritter von Lehnert, Johann Holeczek, Karl Zehden, Theodor Cielalek, Ernst Becher, Rudolf Pajér, Adolf Schwarz, unter Redaction von Alexander Dorn. Erster Band: Häfen Europas sowie der asiatischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeerbeckens. Mit 98 Illustrationen und 137 Plänen. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag Alexander Dorn. 1891. Lex.-8. 17 M. 50 Pf.

Vom Buche über die Seefahrt kommen wir zum Buche über die Seehäfen. Es ward hier schon zweimal auf sein fortschreitendes Erscheinen hingewiesen. Nun liegt der erste mächtige Band von 1100 Seiten vor, die Häfen Europas und sämmtliche Mittelmeerhäfen umfassend. In allen den einzelnen Häfen gewidmeten Abschnitten wird die landschaftliche und topographische Lage der Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten geschildert, eine kurze Skizze ihrer geschichtlichen und commerciellen Entwickelung gegeben, sodann Handel und Verkehr unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wichtigsten Industriezweige des Ortes nach ihren maßgebendsten Momenten erörtert und durch die neuesten statistischen Daten illustrirt; außerdem ist auf die Charakterisirung der betreffenden Küstenstriche und Meerestheile, sowie auf die Beziehungen der einzelnen Häfen untereinander, im Texte Rücksicht genommen. Rechnet man dazu, daß die Redaction bemüht gewesen ist, die Vorstellungsgabe des Lesers durch trefflich ausgeführte Abbildungen und fachmännisch gezeichnete Pläne in wirksamer und gewiß willkommener Weise zu unterstützen, so wird man gern zugestehen, daß hier ein eigenartiges, nach Anlage und Ausführung ganz neues Werk geschaffen ist, welchem nicht nur wissenschaftlicher Werth und die Eigenschaft einer angenehm belehrenden Lektüre innewohnt, sondern welches auch einem entschiedenen praktischen Bedürfnisse unserer Zeit entspricht.

Denn der Herausgeber des Werks sagt sehr richtig:

> Wer den Verkehr eines bestimmten Hafens kennt, mit seinem Umfange und seiner Eigenart sich vertraut gemacht, der bekommt ein klares Bild über die Bedürfnisse, die Aufnahmsfähigkeit und die Leistungsfähigkeit des Hinterlandes des betreffenden Hafens. Jeder einzelne Producent oder Kaufmann wird sich dann aus der Kenntniß dieser Verhältnisse leicht eine Vorstellung davon abstrahiren können, ob und in welchem Umfange für seine speciellen geschäftlichen Interessen für ihn ein Vortheil daraus zu erzielen wäre. Wer derartige Studien bisher vernachlässigt hat und sich dann denselben mit einigem Eifer zuwendet, für den werden sich ganz neue Horizonte eröffnen; im Verlaufe des Studiums selbst werden ihm neue Gedankenreihen auftauchen, und er wird zahlreiche Anregungen finden, welche ihn veranlassen werden, gewissen Detailfragen im geschäftlichen Verkehre nachzugehen, und in gar vielen Fällen, deren Anzahl und Bedeutung sich von vornherein gar nicht ermessen läßt, wird die Etablirung neuer und gewinnbringender geschäftlicher Beziehungen die Folge sein.

Somit darf es verdienstvoll genannt werden, ein Sammelwerk zu schaffen, in dem das Nothwendige und Wissenswerthe, sorgfältig und kritisch ausgesucht und geordnet, sich vereinigt findet. Der Nutzen des Buchs wird von der Arbeit, die daran gewandt, und von dem zweckmäßigen Plane desselben abhängen. In Betreff des letztern können wir das Bedenken nicht ganz unterdrücken, ob es richtig gewesen, der Rücksicht auf die angenehme Lesbarkeit und das Allgemeininteresse am Inhalte durch die oft recht eingehenden Schilderungen des Landschaftlichen und Geschichtlichen der Hafenstädte auf Kosten der genauern Darstellung der Handels- und Schiffahrtsanstalten so viel nachzugeben, als geschehen ist. Man sollte meinen, über ersteres suche sich der Leser andere Handbücher, über letzteres findet er aber in der That nichts als die schwer zugänglichen Veröffentlichungen der örtlichen Institutionen und Behörden. Am eingehendsten ist hierin vielleicht Triest, London, Liverpool und die ganze Fülle der eng-

lischen Häfen behandelt. Die Abschnitte Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig befriedigen durchaus nicht das Bedürfniß. Beispielsweise wäre es sicher nicht überflüssig, sondern unsers Erachtens nothwendig gewesen, für jeden Hafen anzugeben, ob ein Dampfladekran und mit welcher Hebekraft er vorhanden. Die Redaction eines solchen Werks mit noch so tüchtigen Mitarbeitern ist immer sehr schwer; so viele vortreffliche Einzelaufsätze uns begegnen, einige bedürfen immerhin der Nachbesserung; ganz besonders Riga, dessen mitgetheiltem Plane überflüssigerweise eine englische Karte zu Grunde liegt, während das trefflichste Material in örtlicher Bearbeitung reichlich vorhanden ist. Durch diesen Misgriff ist ein neuer Stadttheil oder Vorort des scheinbar russischen Namens „Balaskai" hinzugedichtet, während am Strome der Platz, wo die Schiffe den Ballast löschen, „Ballastkaje" wie in andern deutschen Häfen genannt wird. Dies nur neben manchen Zifferfehlern, namentlich in Angaben von Jahreszahlen und andern Irrthümern, ein Hinweis, daß die Mittheilungen nicht unbedingt zuverlässig sind. Die Entdeckung der Dünamündung im Jahre 1158 durch bremer Kaufleute ist längst als Sage festgestellt; von Wisby aus zu Anfang der siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts fand die Aufsegelung statt. Die heutige Petrikirche ist nicht 1209, sondern 1406 bis 1491 erbaut, und nicht 140, sondern 124 Meter hoch. Das ist alles für dieses Werk nicht wichtig, aber es hätte vom bezüglichen Mitarbeiter auch richtig gegeben werden können. Ein Fehler scheint es uns, daß Reval nur im Anhange zu Riga behandelt ist. Ein Hafen, der rund von 1300 Schiffen mit 684000 Register-Tons besucht wird und einen Umsatz im Werthe von rund 65 Millionen Rubel hat, dürfte doch selbständige Darstellung beanspruchen. Die Olaikirche daselbst hat auch nicht 145, sondern 138,3 Meter Höhe. Die Matten aus Lindenbast sind kein Erzeugniß des estnischen, sondern des russischen Landvolks. Petersburg ist gut bearbeitet.

Dem zweiten Theile, von dem schon vier Hefte mit den großen atlantischen Seehäfen der Vereinigten Staaten erschienen sind, sehen wir mit Theilnahme entgegen.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Von den „Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski" (Berlin, Speyer u. Peters), die wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1890 einführten, ist uns soeben das zweite Heft zugegangen: „Eckius dedolatus", pseudonym um 1520 erschienen, bearbeitet vom zweitgenannten Herausgeber. „Der gehobelte Eck", „vielleicht das bedeutendste Werk der ganzen humanistischen Zeit- und Streitliteratur, ist ein Hieb des Humanismus auf den Scholasticismus in Form einer persönlichen Satire, die sich gegen dessen Hauptkämpen", den Dr. Johann Eck, richtet, der, am allgemeinsten bekannt durch seine leipziger Disputation 1519 mit Luther, „hier als Verkörperung aller geistigen und moralischen Verkommenheit der derzeitigen Geistlichkeit erscheint". Der Titel geht auf den alten akademischen Gebrauch der Deposition zurück, der sinnbildlichen Handlung, durch welche mittels einer fingirten, aber immerhin recht roh vollzogenen und daher schmerzhaften Operation dem in die Hochschule Getretenen die wilden Auswüchse seiner Naturanlagen beschnitten wurden. Szamatólski weist die lange behauptete Urheberschaft Wilibald Pirkheimer's entschieden zurück und auf Raphael Musäus als vielleicht möglichen Verfasser der hervorragenden Satire hin. Dagegen wird Pirkheimer für die Vaterschaft der zweiten weit kleinern Spottschrift in Anspruch genommen, die unter dem Titel „Eckii dedolati ad caesaream maiestatem magistralis oratio" das satirische Denkmal für Eck's letztes Auftreten auf dem augsburger Reichstage von 1530 darstellt und, nur in einem einzigen Exemplar in München erhalten, hier mitveröffentlicht wird. Den eigentlich literaturgeschichtlichen Studien ferner stehend, aber voll Theilnahme und Aufmerksamkeit für jedes geistige Leben, müssen wir der Ausführungsart dieses wissenschaftlichen Unternehmens freudig zustimmen; denn sie leitet so unmittelbar in das Gewoge jener mächtig erregten Zeit hinüber und läßt ihre Pulsschläge so unvermittelt empfinden, daß diese gelegentliche Versinnlichung des Bildes der Jahrzehnte des Humanismus und der Reformation, welches aus geschichtlichen Darstellungen gewonnen ward, mit uns sicher vielen, von den Fachgenossen der Herausgeber ganz zu schweigen, sehr willkommen erscheint.

Bibliographie.

Bauer, M. (Rusticus), In arte voluptas! Residenzliche Stimmungsbilder. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Bormann, E., De Säck'sche Schweiz. Vaderländ'sche Reim- und Farwen-Boësien von E. B. und den Malern E. Schulz und M. Zocher. 1. Tl. Leipzig, Jacobsen. 8. 3 M.

Böttticher, G., Schnurrige Kerle! Humoresken, illustrirt von J. Kleinmichel. Leipzig, Leipziger Kunstdruck- und Verlags-Anstalt. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Chabot, E., Des Königs Geige. Eine Weihnachtsgeschichte. Konstanz, Meck. 16. 2 M.

Dreyer, A., Aus mein' Hoamatland. Gedichte in altbayerischer Mundart. Passau, Waldbauer. Gr. 8. 2 M.

Eucken, R., Der Kampf um das Gymnasium. Gesichtspunkte und Anregungen. Stuttgart, Cotta Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Faber, K. W., Agnes von der Pfalz. Eine geschichtliche Erzählung in Versen. Kaiserslautern, Kayser. 8. 2 M. 75 Pf.

Gindely, A., Die maritimen Pläne der Habsburger und die Antheilnahme Kaisers Ferdinand II. am polnisch-schwedischen Kriege während der Jahre 1627—1629. Ein Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Wien, Tempsky. 1890. Imp.-4. 2 M. 80 Pf.

Güßfeldt, P., Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890. Mit 21 Heliogravuren und 124 Holzschnitten nach Zeichnungen von C. Saltzmann und einer Orientirungskarte. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. Lex.-8. 24 M.

Haselmayer, J. E., Ueber Ortsnamenkunde. Würzburg, Kellner. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Jakob, A., Der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kottié, J. N. Ritter v., Die Gefahren des Krieges und die Bedingungen des Friedens. Beitrag zur Zeitgeschichte. Graz, „Leykam". 1890. Gr. 8. 1 M.

Kunz, H., Der Feldzug der Mainarmee im Jahre 1866. Mit 9 Plänen. Berlin, F. Luckhardt. 1890. Gr. 8. 5 M.

— — Die Schlacht von Wörth am 6. August 1870. Mit einem Plan. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 3 M.

Langer, E., Randel. Ein Sang aus Alt-Frankfurt (1480). Frankfurt a. M., Rommel. 12. 2 M. 50 Pf.

Die Matrikel der Universität Rostock. II, 1. Michael 1419—Ostern 1563. Mit Unterstützung des grossherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ministeriums und der Ritter- und Landschaft beider Mecklenburg herausgegeben von A. Hofmeister. Rostock, Stiller. 1890. Gr. 4. 10 M.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. 24. Bd. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 5 M.

Rühl, F., Einzelnheiten zur Gymnasialreform. Alte Gedanken in alter Form. Königsberg i. Pr., Hartung. Gr. 8. 75 Pf.

Salatowsky, F., Der Sprachendualismus auf unseren Gymnasien in Permanenz? Einheitsschul-Studie. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

Philosophie der Kunst. 2 Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber Religion und Schicksal. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Aphorismen zur Lebensweisheit. Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena". 2 Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften. — Separatausgabe aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung". 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Diese handlichen, mit Einleitungen von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehenen Separatausgaben sind bestimmt, besonders interessante, allgemein verständliche Schriften aus Schopenhauer's Werken weitern Kreisen des Publikums zugängig zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite Auflage.

Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Welch hohes Interesse diese Schrift erregt hat, beweist die sofort nach ihrem Erscheinen nöthig gewordene zweite Auflage.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der arme Dichter.

Roman von

August Niemann.

2 Bde.. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Vaterland.

Roman von

Reinhold Ortmann.

2 Bde. Preis geh. M. 7. 50; fein geb. M. 8. 50.

Gräfin Ruth.

Roman von

Emile Erhard.

Dritte Auflage.

2 Bde. Preis geh. M. 8. —; fein geb. M. 9. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott grüße dich!

Religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

Dritte Auflage.

Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 26. Februar 1891.

Inhalt: Zu Schiller's Leben. Von Max Groeben. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Der zweite Band des Junker'schen Reisewerks. Von Alfred Kirchhoff. — Staatswirthschaftliche Schriften. Von Richard Oertel. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zu Schiller's Leben.

Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Von Kuno Fischer. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage von Schiller's Selbstbekenntnissen. (Schiller-Schriften I.) Heidelberg, C. Winter. 1891. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegende Schrift eröffnet die Neubearbeitungen der Schiller-Schriften Kuno Fischer's, zunächst die drei Vorträge über Schiller, welche er, damals Professor in Jena, dort kurze Zeit nach dem Centennarjubiläum des Dichters gehalten hat. Diese drei Vorträge, welche, trotz der zunächst ins Auge fallenden Verschiedenheit der darin behandelten Materien, doch innerlich eng zusammengehören, betiteln sich „Schiller's Selbstbekenntnisse", „Schiller als Philosoph", „Schiller als Komiker". Es sind Abhandlungen, welche nicht nur zum Besten gehören, was die Schiller-Literatur hervorgebracht hat, sondern die auch als Muster für literarisch-ästhetische Essays überhaupt gelten können. Geistesverwandte Auffassungsweise, Tiefe der Gedanken, Klarheit und Schärfe des Entwurfs im Ganzen wie der Darstellung im einzelnen, Lebendigkeit und Kraft der Sprache: kurz alles das, was man von solchen Essays im höchsten Sinne fordern darf, findet sich hier aufs glücklichste vereinigt und erhebt jene Vorträge so weit über literarische Werke verwandter Art, als literarische Kunstwerke überhaupt bloße Erzeugnisse des Gelehrtenfleißes überragen. Man hat beim Lesen jener Vorträge die Empfindung, daß sie ihrem Stoffe nicht blos mit kühler Gelassenheit gegenüberstehen, sondern daß etwas von dem Geiste des Dichters selbst, von seinem begeisterten und begeisternden Pathos namentlich, auf sie übergeströmt ist.

Der erste jener Vorträge, „Schiller's Selbstbekenntnisse", behandelte die Jugenddramen des Dichters unter dem Gesichtspunkte, daß ihre Charaktere wie ihre Ideen nicht jene poetische Objectivität haben, die seine eigenen spätern Schöpfungen in gewissem Grade, und die Gestalten eines Shakespeare in so hoher Vollendung zeigen, sondern daß sie lediglich Selbstbekenntnisse in der seiner Natur am meisten gemäßen Form der dramatischen Darstellung sind, daß der Dichter in jedem dieser Werke sich selbst zu schildern sucht, ohne doch in einem derselben sein Bild ganz zu treffen. Daher wird eine Betrachtungsweise, welche diesen Gesichtspunkt zu dem herrschenden macht, die Werke des Dichters ebenso sehr psychologisch als ästhetisch zu erklären haben. Soll aber diese psychologische Analyse ganz zu ihrem Rechte kommen und ein abgeschlossenes, umfassendes Bild liefern, so darf sie sich nicht auf die Jugenddramen des Dichters und die wenigen Gedichte, welche den Charakter des Selbstbekenntnisses schon von selbst hervortreten lassen, beschränken — so sehr diese auch naturgemäß im Vordergrunde der Betrachtung stehen —, sondern muß auch die übrigen poetischen Selbstbekenntnisse sowie zur Erklärung derselben den gesammten biographischen Stoff, welcher uns über sein Leben vorliegt, berücksichtigen. Nach dieser Seite hin hat nun Kuno Fischer jenen Vortrag in der vorliegenden Schrift zu ergänzen gesucht, und so ist derselbe naturgemäß nicht nur dem Umfange nach beträchtlich (um mehr als das Doppelte) erweitert, sondern auch in seinem Grundcharakter wesentlich verändert worden.

Zunächst muß, was die Darstellung anbetrifft, bemerkt werden, daß die Neubearbeitung gegenüber der ältern Fassung erheblich zurücksteht durch ein geringeres Maß von Frische und Lebendigkeit, als sie hier vorhanden war. Indessen ist diese Thatsache leicht erklärlich durch den großen Zeitabstand, der beide trennt. Liegt doch mehr als ein Menschenalter zwischen ihnen. Abgesehen davon aber war auch die ältere Fassung als Vortrag entstanden und zwar unter dem unmittelbaren Eindrucke der großen Schiller-Feier und der mannichfaltigen Erinnerungen an Schiller, welche in Jena den Verfasser umgaben, während in der

Neubearbeitung der Charakter des Ganzen nothwendig bestimmt werden mußte durch die strengere Kritik und ruhigere wissenschaftliche Objectivität, mit welcher man für gewöhnlich an die Durchsicht eines ältern Werkes herantritt. Diese haben, wie schon gesagt, den Verfasser veranlaßt, seiner Schrift eine völlig veränderte Gestalt zu geben. Die in der ersten Fassung vorhandenen Abschnitte wiegen in erheblich umgestalteter Form vor, indem theils das Material erweitert, namentlich neue, vorher übergangene Beziehungen aufgehellt, theils die Darstellung abgeändert wurde. Vor allem aber sind vier Abschnitte völlig neu hinzugefügt worden: „Die Lauralieder", „Der Streit in der Seele des Dichters", „Die Bilder des Todes", „Der Herzog Karl und Schiller." Diese alle sind, wie man es ja von Kuno Fischer nicht anders erwarten kann, außerordentlich feinsinnige und geistvolle literarische Studien, ausgezeichnet namentlich durch die Klarheit der Entwickelung und die Schärfe der psychologischen Analyse. Sie legen von neuem Zeugniß ab von der Kunst des Verfassers, in den Geist eines Autors und in den Mittelpunkt eines Werkes sich hineinzuversetzen, um von hier aus alles Einzelne, es gleichsam nachconstruirend, zu verstehen und in das hellste Licht zu rücken. Am bedeutsamsten erscheinen mir in dieser Rücksicht namentlich der fünfte und siebente Abschnitt, „Der Streit in der Seele des Dichters" und „Der Herzog Karl und Schiller". In dem erstern zeigt der Verfasser, wie sich die idealistische, der Theosophie zugeneigte und die materialistische, den Atheismus aus sich erzeugende Weltanschauung in dem Dichter bekämpfen, wie Rousseau's „Nouvelle Heloïse" und Shakespeare's „Hamlet" in diesen Kampf mächtig eingreifen und aus dem Widerstreite, der so sich in der Brust des Dichters erzeugt, die tragische Grundstimmung hervorgeht, die in seinen ersten dramatischen Werken zum Ausdrucke kommt. Der zweite der genannten Abschnitte beleuchtet das Verhältniß Schiller's zum Herzog Karl in einer von der traditionellen Auffassungsweise völlig abweichenden Art. Es wird gezeigt, daß der letztere unter den Factoren, welche die geistige Entwickelung des jungen Schiller beeinflußten, einer der allerwichtigsten war, daß manche Charaktere und Situationen, viele einzelne Aeußerungen auch in den spätern Werken der Reifeperiode nicht genügend verstanden werden, wenn man die Persönlichkeit des Herzogs Karl außer Acht läßt, durch welche sie mittelbar oder unmittelbar beeinflußt waren. — Auf Einzelheiten einzugehen würde an dieser Stelle zu weit führen. Es sei nur noch zum Schlusse darauf hingewiesen, daß Kuno Fischer in Bezug auf thatsächliche Feststellungen einigemale in Widerspruch tritt (ohne dies indessen besonders hervorzuheben) mit den Ergebnissen, welche Minor in seiner Schiller-Biographie gewonnen hat. So erblickt Minor in der Frau, welcher Schiller in seinem Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" entsagen will, Charlotte von Kalb, während Kuno Fischer diese auch früher schon aufgestellte Behauptung entschieden zurückweist. Ferner sieht der letztere das Vorbild zu den „Briefen eines reisenden Dänen" in Sturz' Reisebriefen, während Minor annimmt, daß Schiller dabei den Dänen Rahbeck im Auge hatte. Die letztere Streitfrage möchte ich unentschieden lassen, sie ist übrigens von keiner erheblichen Bedeutung; die erstere dagegen wird, wie ich glaube, zu Gunsten der Annahme von Kuno Fischer entschieden werden müssen, da alle innern Gründe es zu unwahrscheinlich erscheinen lassen, eine Beziehung auf Charlotte von Kalb in jenem Gedichte als vorhanden anzunehmen und überdies die von Kuno Fischer gegebene Erklärung auch völlig befriedigt.

Allen Schiller-Freunden und allen Literaturfreunden überhaupt sei das neue Werk Kuno Fischer's — denn als „neu" kann es wol bezeichnet werden — aufs wärmste empfohlen.

Max Groeben.

Frauenschriften.

1. Aus der Bahn. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 5 M.
2. Gundel von Buchsweiler. Historischer Roman von L. Haidheim. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1890. 8. 8 M.
3. Die Wunderblume des Glücks. Eine Novelle von Th. von Bibra-Speßhardt. Leipzig, Fock. 1890. 16. 1 M. 50 Pf.
4. Aus dem Bürgerhause. Novelle von Anna Hartenstein. Dresden, Verlag des „Universum". 1890. 8. 2 M.
5. Italienisches. Sechs Novellen von H. von Schreibershofen. Heidelberg, C. Winter. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Excelsior. Eine Geschichte aus den Bergen. Von Louise Leneste. Waren, Sergel. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Wer einen Einblick in die Romanliteratur unserer Tage gewonnen, dem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie es denn komme, daß eine gewisse Sorte von Romanen immer wieder gern gelesen wird, trotzdem die Kritik mit den schärfsten Waffen dagegen zu Felde zieht. Ich meine jene Erzählungsblüten, die nur die alte sich ewig neu bleibende Geschichte von Hans und Grete ohne Vertiefung, ohne Zugrundelegung einer bedeutenden oder originellen Idee behandeln und stofflich interessant in einer Weise vorgetragen werden, die dem Gemüthsleben jenes großen Leserkreises entspricht, der gerade solch eine literarische Kost liebt? Die Antwort ist nicht schwer. Der größte Theil des romanlesenden Publikums wird durch die Frauen gebildet, und unter diesen lechzt eben der weitaus größte Theil nach solcher Lektüre. „Lassen Sie mich mit Ihren russischen, französischen und deutschen Romanen neuester Richtung", sagte mir eine Dame, mit der ich diesen Umstand besprach. „Unsere Marlitt selig hat den Ton getroffen, der uns packt. Was bieten uns

Ihre großangelegten Romane modernen Gepräges? Für das Herz, für unser Gemüth gar nichts. Ob jene Frauen, die ganz begeistert thun, wenn wieder einmal ein Werk von realistischem Kaliber die Köpfe verwirrt, auch Hausfrauen sind, wie man sie gern hat — das ist eine andere Frage. Und wir Hausfrauen, die wir nach des Tages Sorgen gerne ein Buch zur Hand nehmen, fühlen uns durchaus nicht erquickt, wenn wir die Erzeugnisse eines Dichters durchkosten sollen, der uns nicht zu Herzen spricht. Ja, wir wollen ja nicht alle den gewöhnlichen Romanbrei, aber im bedeutendst angelegten Werke sollen jene Saiten erklingen, die auch unser Gemüth in süße Bewegung bringen. Warum hat das ein Scheffel in seinem «Ekkehard» getroffen? Verehren wir nicht alle Schiller aus dem gleichen Grunde? Unsere modernen Dramatiker schildern uns die Welt und was in ihr vorgeht mit mehr oder minder großer Wahrheit und Geschicklichkeit, aber das haben sie dem großen Schiller nicht abgeguckt, wie man auch des Hörers oder Lesers Gemüthssaiten trifft, daß sie in Wonne oder Weh erzittern. Das Gemüth ist einmal eine der schönsten unserer Eigenschaften, und dem soll die Nahrung nicht fehlen. Und so lange gerade unsere Romandichter diese Thatsache vergessen — vielleicht weil ihnen das Gemüth im fortwährenden Sinnen und Streben abgestorben —, werden sie kein dankbares Publikum beim weitaus größten Theile der lesenden Frauen finden."

Dieses Ausspruches einer Dame, die zu den belesensten meines Bekanntenkreises gehört, erinnerte ich mich lebhaft, als ich die mir vorliegenden Frauenschriften gelesen hatte. Es trifft bei den meisten derselben die Ansicht meiner Freundin zu.

Da ist vorerst „Aus der Bahn" (Nr. 1) von Doris Freiin von Spättgen. Die Grundlage der Erzählung bildet der Gegensatz zwischen zwei Schwestern. Die eine, Hertha, ein engelgleiches, anmuthiges Geschöpf, ist von allem Anbeginn dazu bestimmt, die kämpfenden Parteien zu versöhnen und alles harmonisch zu lösen; die zweite, durch ihre Emancipationsgelüste „aus der Bahn" gebracht, wird durch einen ihrer Jugendgespielen wieder auf den rechten Weg geführt, der natürlich eine eheliche Verbindung der beiden bedeutet. Sie kehrt zum ewig Weiblichen zurück. Was noch drum und dran ist, ist mehr oder minder gut motivirt, ohne Vertiefung, so angeordnet, daß man nicht ungern einige Stunden mit dem Lesen zubringt.

Auch L. Haidheim's „Gundel von Buchsweiler" (Nr. 2) wird gern gelesen werden, denn der historische Hintergrund, auf dem sich die fesselnde und gut erzählte Geschichte aufbaut, erhebt dieselbe über viele Frauenromane bekannten Gehalts. Die Verfasserin weiß zu spannen und durch das mit den historischen Ereignissen eng verknüpfte Geschick ihrer Helden auch unbemerkt für diese geschichtlichen Begebenheiten Interesse zu erwecken. Ein starker Zusatz Romantik, etwas Marlitt ist dem Ganzen beigegeben und insonderheit der Schluß etwas zu behaglich breit gehalten. L. Haidheim hat mit diesem Romane eine ihrer bessern Leistungen auf den Büchermarkt gesendet.

Bedeutend unter der Stufe dieser beiden Werke steht „Die Wunderblume des Glücks" von Th. von Bibra-Speßhardt (Nr. 3). Halb Reisebeschreibung, halb Erzählung — ganz Schablone. Der Grundzug, daß das Weib nicht einzig und allein nur der Schmuck des Hauses sei, ist nicht glücklich durchgeführt. Ein tieferes Eingehen fehlt gänzlich und Befriedigung findet der Leser trotz der Thatsache nicht, daß Hans und Grete sich zum Schlusse kriegen. Von künstlerischer Abrundung ist nicht die Rede; den Stil kennzeichne folgende Stelle:

> Er gedachte durch Husten seine Gegenwart zu verrathen, that es aber nicht, sondern lauschte gespannt, als er Stjerne's Bitte an Gertrud vernahm, ihm doch aufrichtig und vertrauensvoll zu sagen, aus welchem Grunde sie sein Weib nicht werden könnte. Gertrud schwieg, und Stjerne schilderte in beredter Weise, wie seine Liebe zu Gertrud stark, langmüthig und trefflich geeigenschaftet sei, auch die größten Hindernisse siegreich zu überwinden.

Th. von Bibra-Speßhardt hat, wenn ich nicht irre, schon Besseres geboten.

Ist Anna Hartenstein's „Aus dem Bürgerhause" (Nr. 4) ein literarischer Erstling? Es haften den zwei unter diesem Titel vereinigten Erzählungen einzelne Schwächen an, die eine solche Annahme rechtfertigen, aber das Büchlein ist eine freundliche Gabe. Die Verfasserin weicht sowol in „Im Banne der Pflicht", als auch im „Das Super'dentsröfel" vom breiten Wege des Alltäglichen ab. Der Stil, wenn auch nicht eigenartig oder hervorragend schön, ist durchweg fließend und frisch. Die Helden triefen zwar von Edelmuth, sind aber sehr anziehend geschildert. Die Verfasserin steht dem Kampfe zwischen Idealismus und Realismus fern, sie huldigt vielmehr dem ersteren und wird sich in Frauenkreisen bald eine Lesergemeinde erobern. Ihr unleugbares Talent zeigt sich ganz besonders in der anmuthigen Erzählung „Das Super'dentsröfel", die einfach, schlicht, gemüthlich, einmal absieht von der alleinseligmachenden Macht der Liebe. Wenn die Verfasserin auch nicht ganz und gar eigene Wege geht, weiß sie doch den Leuten, die sie in ihren hübschen Erzählungen behandelt, den Puls zu fühlen und uns zu sagen, wie es in den Herzen derselben vorgeht.

Hedwig von Schreibershofen hat mit einzelnen größern Werken sich einen geachteten Namen errungen. Die vorliegenden sechs Novellen „Italienisches" (Nr. 5) sind ebenso viele Belege für ihre Lust am Fabuliren. Eine gewisse Lebendigkeit ist allen eigen und man vermißt in keiner die südliche Glut oder das Localcolorit. Manche, wie z. B. „Das Mädchen von Ruta", zeigt dramatische Knappheit und Bewegung.

„Excelsior" (Nr. 6) von Louise Leneste scheint ein Erstling, den wir Ursache haben mit einem Compliment zu begrüßen. Die Liebe eines katholischen Pfarrers zu einem protestantischen Mädchen, das durch einen Unfall im Gebirge gezwungen ist, die Gastfreundschaft des Seelsorgers bis zu ihrer Genesung in Anspruch zu nehmen,

bildet die Achse der Erzählung. Wenn man davon absieht, daß manches (allerdings zumeist Nebensächliches) unmotivirt erscheint und der Faden der Geschichte stellenweise allzu lang gesponnen ist, macht die Schilderung des Seelenkampfes, dem der katholische Priester zum Opfer fällt, der jedenfalls noch jugendlichen Verfasserin alle Ehre und läßt uns hoffen, daß sie auch schwerern und größern Aufgaben gewachsen sein wird. Der Schluß der einfachen Geschichte, so wehmüthig selbe auch ausklingt, wirkt doch versöhnend. Wir sehen den fernern dichterischen Erzeugnissen der Verfasserin mit freudiger Spannung entgegen.

Karl Schrattenthal.

Lyrik.

1. Sonnenstaub. Neue Lieder von Maurice Reinhold von Stern. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

Maurice von Stern bewährt aufs neue seine schöne Begabung für ausmalende Naturpoesie und überhaupt für poetische Wortmalerei. Das Landschaftliche wird ihm leider nur zu leicht Selbstzweck. So verliert er sich zuweilen unvermerkt in eine der schwersten dichterischen Verirrungen: er wagt geradezu den Wettstreit mit dem Maler. Ich habe in meiner letzten Besprechung der von Stern'schen Lyrik auf diese Gefahr hingewiesen und sehe ihn derselben in vorliegendem Hefte aufs neue leider mehr als einmal erliegen. Man vergleiche:

Heimat-Sommermorgen.

Schwer ist das hohe Gras durchfeuchtet,
Im Zwielicht matt der Morgen graut;
Hell auf bethauter Wiese leuchtet
Berauscht von Duft das Knabenkraut.

Tief wogt im Traum der junge Weizen,
Wie Wellenschlag der todten See;
Roth in den ersten Blütenreizen
Perlt thaubesprüht der frische Klee.

Laut ächzt und gähnt die schwere Achse
Des Leiterwagens durchs Revier,
Wild stutzt im wiegend blauen Flachse
Das hochgebaute Elenthier.

Kühn hebt es in die Morgenröthe
Die Riesenschaufeln schwer und stolz;
Fern tönt der Hirten Weidenflöte
Und splitternd knackt es durch das Holz.

Roth haucht der Morgen durch die Birken
Und taucht das Land in Duft und Glanz;
Bunt in die feuchten Felder wirken
Die Lichter ihren Farbenkranz.

Kunstkenner und Kunstrichter von ganz besonderer Weihe wie Alfred Beetschen haben denn auch den Schöpfer solcher zwitterhaften Versveduten, benebelt von dem üppigen Dufte ihrer prickelnden Farben, mit keinem andern als Makart verglichen, ohne zu ahnen, welche zweifelhafte Ehre sie damit dem Dichter im besondern erwiesen und ohne von einem Gefühl für die Abgeschmacktheit im allgemeinen überkommen zu werden, die der Vergleich lyrischer Dichtungen mit Makart'schen Bildern in sich schließt. Aber im Grunde hat diesen neuen Essayisten, der diese Parallele, und zwar im vorigen Decemberhefte der „Gesellschaft" unter dem Titel: „Maurice Reinhold von Stern. Ein biographisch-kritischer Versuch", zog, doch ein richtiges Gefühl geleitet und seiner Witterung ist der malerische Grundzug der Stern'schen Dichtung nicht entgangen: leider nur erschien ihm gerade diejenige Eigenschaft als ihre Stärke, die ihre größte Schwäche ist. Fährt Stern auf dem eingeschlagenen Wege fort, so werden künftige Sammlungen seiner Poesien zum guten Theile den Werth von poetisch-landschafternden Skizzenbüchern nicht übersteigen, und die Jubellieder, in denen er in vorliegendem Hefte seine Lorbern feiert, werden verfrüht erscheinen oder kritische Dämpfungen unliebsamer Art erfahren. Wie sehr wir uns zunächst mit ihm seines heiß erstrittenen Kranzes freuen, weiß er selbst. Er hat ihn redlich verdient. Er hat dem goldenen Kalbe stets grimmige Verachtung bewiesen und trotz Noth und Leid nie vor dem Götzen des Tages den stolzen Nacken gebeugt:

Der goldne Lorber schmückt gemeine Stirnen,
Und tief im Elend schluchzt die Poesie;
Im Wettbewerb mit anschmiegsamen Dirnen,
Buhlt um den Lohn die goldne Coterie.

Die Feder knirscht, es klingen die Moneten —
Und deflorirt verkauft sich das Gedicht —
Ihr Herrn der Mode, schändliche Poeten,
Ich sag' es stolz, nein, ich beneid' euch nicht.

So weiß denn auch er das alte Lied zu singen vom Lorberbaum und Bettelstab!

Leicht, wie ein Kind die reife Pflaume,
Streift ihr die goldnen Früchte ab —
Ich schnitt von meinem Lorberbaume
Mir nichts als einen Bettelstab.

— — — — — — — — —

Mein Reich ist nicht von dieser Erde
Und meine Kunst geht nicht nach Brot;
Ich tummle mich mit meinem Pferde
Fern in der Schönheit Abendroth.

Ich singe einsam, wie im Traume,
Und stolpre unbemerkt ins Grab —
Das ist das Lied vom Lorberbaume,
Vom „Lorberbaum und Bettelstab".

Im Sonstigen strebt diese Dichtung, nachdem sie sich früh und energisch dem Gestrüpp politischer Tendenzpoesie entwunden, immer freier und zielbewußter schönern Höhen zu. Jeder rohe Miston bleibt verbannt, während in der letzten Veröffentlichung noch ganze Seiten zolaistische Miasmen verpesteten. Die Brandfackel des Rebellen ist verlodert, ohne daß dem socialen Ideal die Treue gebrochen wäre:

Ich schreite durch die Massen,
Ein Herold meiner Zeit,
Mein Lieben und mein Hassen
Ist nur Barmherzigkeit.

— — — — — — —

Ich sprach im Donnerdröhnen
Vom Berge Sinai;
Nun singt in sanften Tönen
Die Zaubrin Poesie.

Doch ob nach langem Leide
Sich mir der Lorber flicht —
Das Schwert ruht in der Scheide,
Das Banner lass' ich nicht.

Dem weltschmerzelnden Pantheisiren der frühern rein philosophischen Gedichte tritt jetzt ein frohmüthiges Bekenntniß zur beseligenden Macht der subjectiven Wahrheit gegenüber — eine Beglückungstheorie, die freilich die Ankerkette der reinen Vernunft mit leichtem Sinne zerreißt, aber immerhin in den sonnigen Sphären des Scheinens und Träumens, des Wähnens und Phantasirens ein so holdes Reich erbaut, daß man in seinen grenzenlosen Räumen der nüchternen Klarheit des armen Dings an sich gern entrathen mag; ob ungestraft, das liegt auf anderm Felde.

Was ist die Wahrheit? Ist's die plumpe Tatze,
Die an den Flügelstaub des Lebens rührt?
Was ist die Wahrheit? Ist's die eitle Fratze
Des rohen Wissens, die das Herz verführt?

Ich sage nein! Wahr ist allein das Wähnen,
Das meine Seele einigt und beglückt!
Wahr ist der Dichtung und des Glaubens Sehnen,
Und Lüge ist, was unser Sein zerstückt.

Dies ist das heutige Bild der M. von Stern'schen Poesie. In Nr. 41 des Jahrgangs 1888 widmeten ihr d. Bl. die erste Besprechung. Von Ton und Inhalt, von Grundstimmung und Zielen dieser Dichtart, die sich mit dem ganzen herausfordernden Jakobinerthume ihres umstürzlerischen Reim- und Thatendranges mit Hinterwäldlerlungen in die Literatur hineintrompetete, auf das peinlichste abgestoßen, bedauerte ich damals dennoch das offenkundige lyrische Talent, das hier zwischen Straßenzolaismus und berserkerischer Weltumdrehungssucht hin- und hertaumelte und dennoch Lieder von so inniger Zartheit schaffen konnte, als es dasjenige war, welches der Dichter als „ein ungerathener Sohn" seiner fernen Heimat Livland widmete. Ich schloß die Anzeige mit den Worten: „Wohl beklagt die Kritik in ihm mit Grund einen verlorenen Sohn der deutschen Poesie."

Seitdem sind Fässer lyrischer und kritischer Tinte verflossen und Maurice von Stern hat sich von den Morästen, wo er, um im Bilde zu bleiben, sich mit den poetischen Trebern des Socialismus und Naturalismus fristete, leicht zurückgefunden in das Vaterhaus Apoll's. Er hat sich inzwischen drei- bis viermal und zwar immer gründlicher gehäutet, und mit fröhlichem Behagen haben d. Bl. diese Häutungsphasen verfolgt und die Stadien dieses Läuterungsprocesses immer wieder theilnahmvoll beleuchtet. Da erinnert sich, als die Blätter immer rückhaltloser den Wiedergefundenen zu neuen Fortschritten beglückwünschen, obengenannter Artikel Alfred Beetschen's, daß die gleichen Blätter einst den Dichter „mit Krokodilsthränen betrauert hätten als einen verlorenen Sohn der deutschen Poesie, um ihn nunmehr als einen ihrer berufensten Lyriker zu proclamiren". Ja, gottlob, diese „Krokodilsthränen" haben vielleicht zum Theile lyrische Perlen hervorgezaubert und wenn sich auf solche Weise die im Folgenden zu würdigenden Gedichte Alfred Beetschen's zu veredeln vermöchten, so wollte ich ihm von Herzen wünschen, daß alle Krokodile der Christen- und Judenheit sie mit Thränen begössen! Ich fürchte aber, da ihm die Kunst gebricht, wie jener lustige Musikant am Nil Krokodile tanzen zu machen, daß es seinen Poesien wie denjenigen Sche-Hu-Gungs, des Freundes Ming's, ergehen und selbst das hartnäckigste Krokodil über den meisten einschlafen wird. Diese Gedichte erschienen unter dem Titel:

2. Hoch vom Säntis an. Neue Gedichte von Alfred Beetschen. Illustrirt von J. Stauffacher. St.-Gallen, Hasselbrink.

Trotz der schweizerischen, ja immer wirksamen Localfarbe und dem ganzen verschwenderisch aufgebotenen Werkzeuge der Alpenlandschaft, als da sind „Genzianenaugen, Wildkirchli's, flinkfüßige Gemsen, Schalmeigetön, wetterumleuchtete Flühe, Hochgebirgsaltane, Alpglühen, Gletscherhochwachtzinnen, Seealpwildbach" u. s. w. bleibt diesen Versen jene höhere Originalität versagt, die da unwillkürlich das Herz erobert. Dafür hört man mehr, als gerecht ist, das abgetrommelte Heine'sche Spinett klappern. Ja, wenn sich nur ein Funke Heine'schen Virtuosenthums auf den Jünger niedergelassen hätte! Trachtete jener bekanntlich in einer titanischen Stunde, den Namen Agnes mit gigantischen Feuerbuchstaben in den Himmel einzugraben, so gelüstet es A. Beetschen, den Abendstern — ich glaube, er meint den Abendstern; es kann aber auch ein anderer gemeint sein, der Dichter drückt sich nicht mit voller Verständlichkeit aus; — so gelüstet es also Alfred Beetschen, den Abendstern oder einen andern vom Firmament zu holen und ihn der Geliebten zu Füßen zu legen „als Brillant ins Ohr"! Müßten es dann nicht wenigstens zwei sein? Zwei Sterne „als Brillant ins Ohr"? Wenn mal, denn mal! Und dann könnte man ja den Gürtel des Orion gleich mitnehmen als Strumpfband; da hätte man freilich auch nur erst wieder eins; nun, der Dichter würde wegen des andern sich schon aus der Verlegenheit zu ziehen wissen. Möchten über solche Faxen nun auch Krokodile Freudenthränen weinen, so würden sie doch beim andern wieder in Gähnen verfallen und stöhnen: Der todte Heinrich Heine singt noch immer.

Dieses Original lautet also:

Dein Lilienhaupt aus schwarzer Tracht
Wehmüthig hat's mich angelacht,
Das war ein Funkeln und Blitzen
Von goldenen Schnüren und Spitzen.

„Du hast Diamanten und Perlen" — geht das Ding beim Leierkasten. Hier heißt es weiter:

Dein Busen wogte wild und groß, (!)
Drauf sich ein Perlenstrom (!) ergoß. (!)
Dann hast du ein Wörtlein gesprochen,
Das hat mir das Herz gebrochen.

„Du hast mich zu Grunde gerichtet, Mein Liebchen, was willst du noch mehr" lautet das Thema. Welch eine ergreifende Variation! Und solcher überwältigender thränenreicher Gedankenharmonien gibt es mehr noch, als Krokodile vertragen können. Indeß, auch Töne Scheffel'schen Frohmuths werden in dieser Lyrik angeschlagen; schade nur, daß ihnen Scheffel'sche Herzlichkeit und Herzensfrische versagt bleibt. Was bei Scheffel ganze, reiche Natur ist, das erscheint bei A. Beetschen in leidiger geistiger und seelischer Verkürzung und Verkrüppelung, und was dort als starke ausgereifte Männlichkeit, die sich sieghaft lächelnd über das Leben und sein Glück und Wehe schwingt, triumphirt, das ergibt sich hier in enger, zum Theile schwächlicher Gebundenheit an das Augenblickliche, dessen Nichtigkeit dem Dichter, fruchtlos für ihn und uns, in den Händen zerrinnt. Es wohnt dem Wesen dieser Lyrik nichts Bleibendes, Nachwirkendes inne. Sie klingen wohl hier und dort — das ist laut zu betonen — in dem Gemüth das Gemüthvolle an, aber nicht nach: sie versinken sofort jenseits der Schwelle der Erinnerung. So verströmt ihre selten in voller Lauterkeit erscheinende Kraft ins Leere, und der Einkehr, zu der ihr äußeres, durch feinsinnige Vignetten gehobenes Gewand einlud, wird ein nur mäßiger, ja in der Hauptsache völlig nichtiger Entgelt.

3. Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 3 M.

Diese Sammlung ist um vieles gehalt- und gedankenvoller, so zwar, daß die rege Bewegung des geistigen Lebens die Gemüthswelt des Dichters in ihren Regungen bisweilen in Schatten rückt: das Gedankenmäßige überwiegt. Diese Verschiedenheit des geistigen und gemüthlichen Lebens, des Schauens und des Empfindens, des Sinnens und Fühlens, der Art und der Stufe nach, zugleich aber ihrer Kraft und Tiefe nach, bestimmt auch Wesen und Rang des lyrischen Kunstwerks. Berger's Sammlung steht zum besten Theile unter dem Zeichen der Reflexionspoesie: deshalb würden Tondichter nicht mit Glück auf diesen sinnvollen Seiten nach Zündstoffen für musikalisch-lyrische Entladungen suchen. Eine volle Charakteristik dieser Weise dürfte aus den folgenden Strophen sich ergeben:

In dunkeln Nächten, in verschwiegnen Wonnen
Wird still der Lebensfaden angesponnen,
Den die Natur geschäftig weiterflicht;
Im Mutterschos ein mähliches Gestalten,
Ein Knospenschlaf, ein plötzliches Entfalten —
Es werde Licht! —

Die Nebel deiner Kindheit, wirr und trübe,
Verscheucht der goldne Morgenschein der Liebe,
Bis hell der Tag in deine Seele bricht;
Im Kampfgewühl mit kühn erhobnem Degen
Rufst du dein Losungswort der Welt entgegen:
Es werde Licht.

In einem andern Gedicht: „Die Geburtsnacht", klingt das gleiche Thema wieder an. Die Räthsel des Seins beschäftigen den grübelnden Kopf des Dichters mehr, als das Gegebene mit seinen tausendfachen Schwingungen und Ausstrahlungen sein Herz bewegt.

Das ist das Leben —

lehrt er:

Das ist das Leben, Knab',
Das ist das Rechte,
Zu fragen bis zum Grab:
Wann kommt das Echte?

Und selbst dort, wo im Zwiegespräche zwischen Geist und Gemüth das Gemüth die entscheidende Antwort zu geben scheint, betrügt der Dichter sich selbst mit diesem Glauben, denn es ist schließlich doch wieder der klügelnde Geist, der sich sophistisch selbst zu trösten sucht:

Was liebst du fruchtlos? klügelt der Geist,
Doch selig jauchzt es im Gemüthe:
Liebe nur fruchtlos! Fruchtlos heißt
Eine unverwelkliche Blüte!

Das Gemüth würde eine völlig anders lautende Antwort geben. Wie Walther von der Vogelweide darf der Dichter klagen:

Ach ließen mich Gedanken frei!

Ueberall sind sie um ihn und sein Dichten auf Kosten lyrischer Innigkeit.

Erste Wissenskeime sanken
In die junge Seele hier,
Und nun rauschen die Gedanken,
Wie ein Hochwald, über mir —

bekennt er auf dem „Lernplatz im Walde", und bei Tagesschluß sind es die „klaren Nachtgedanken", die wie Sterne aus dem Himmel ihm aus dunkler Seele leuchten. So schildert er balladenhaft „Ein Denkerleben":

Mit dem Denken kam er zu Ende nicht —
Doch schläfrig ward er am Ende.

Ein andermal heißt es wieder:

Schwere Gedanken hab' ich gedacht,
So lang' ich athme —

und irgendeinem befreundeten Klosterweisen werden herzlich verehrende Strophen gewidmet mit dem Eingange:

Du lebtest ganz den ewigen Gedanken,
Die Menschen lenken über Gott und Tod.

Um so mehr befremdet es, wenn dann einer Dichtung, wo nun wirkliche Gedanken leben und strahlen, eine so kindliche Censur geschrieben wird wie:

Voll von Räthseln und zerfahren
Ist der zweite Theil des Faust.

Adalbert Schroeter.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Sechste Lieferung. Berlin, Grote. 1890. Folio. 30 M.

Die uns vorliegende Lieferung dieses Werks enthält als Beigabe folgende Einzelblätter: 1) Bildniß des Kosmographen Sebastian Münster, gemalt von Christoph Amberger, radirt von A. Krüger; 2) Bildniß einer jungen Dame, gemalt von Govert Flinck, radirt von L. Kühn; 3) Maria mit dem Kinde, gemalt von Lorenzo di Credi, radirt von J. Eisenhardt; 4) Flußlandschaft, gemalt von Aalbert Cuiyp, radirt von W. Unger; 5) Der Künstler mit seiner Familie, gemalt von David Teniers dem Jüngern, radirt von A. Krüger; 6) Martyrium der heiligen Agatha, gemalt von Giovanni Battista Tiepolo, radirt von L. Kühn. Außerdem sind in den Text noch folgende kleinere Abbildungen eingestreut: 1) Filippino Lippi, Maria mit dem Kind; 2) Piero di Cosimo, Venus und Mars; 3) derselbe, Anbetung der Hirten; 4) Ghirlandajo, Maria mit Heiligen; 5) Mainardi, Maria mit dem Kinde.

Was alle diese Nachbildungen anlangt, so könnte ich mich einfach darauf beziehen, daß sie dem Geiste und der Hand bewährter Meister entstammen; auch habe ich mich jedes wirklichen Urtheils über die Ausführung zu enthalten, weil ein solches nur auf Grund einer sorgfältigen Vergleichung mit den bezüglichen Originalen statthaft ist. Bedingungsweise möchte ich mir aber denn doch erlauben, dem Eindruck Worte zu verleihen, als ob in den beiden Radirungen des Münster-Bildnisses (Krüger) und des Lorenzo di Credi (Eisenhardt) die Radirung — natürlich je nach Maßgabe des dargestellten Gegenstandes — auf die denkbar gelungenste Weise der Eigenart des Kupferstiches angenähert sei; ich wünschte, dasselbe von dem „Martyrium der heiligen Agatha" sagen zu können, weil durch die edle Vornehmheit eines Kupferstichs in Linienmanier das Grausige des Vorgangs abgeschwächt werden würde. Solche Stoffe freilich wie eine Flußlandschaft von Cuiyp spotten jedes Reproductionsverfahrens; hier reicht höchstens der Kupferlichtdruck aus, um Ton und Stimmung im Vereine mit den festen Umrissen des festen Landes wiederzugeben. Aus den Abbildungen im Texte hebe ich nur hervor, daß auf dem Gemälde „Venus und Mars" von Piero di Cosimo der kleine Plumpsack, welcher den Amor vorstellen soll, vielleicht das dümmste Gesicht macht, welches dem Schelm je verliehen worden ist; auch bezweifle ich, daß die linke Hand des schlafenden Mars im Original so misslungen ist wie hier.

Der Text vom Museumsdirector Julius Meyer gibt die Fortsetzung der Geschichte der florentinischen Schule des 15. Jahrhunderts. Die Pflicht gebietet mir, diese Art von Kunstgeschichte als geradezu classisch zu bezeichnen; sie entspricht nach Inhalt wie Form den höchsten Anforderungen und legt mir immer wieder den Wunsch nahe, diesen Text später als selbständiges Buch herausgegeben zu sehen. J. Meyer schenkt uns ja nicht etwa nur eine Beschreibung und Kritik der seiner Leitung unterstellten Gemälde; er reiht vielmehr jedes besprochene Werk so sehr ein in den ganzen Entwickelungsgang, die Eigenart und die culturgeschichtlichen Lebensbedingungen eines jeden Meisters, er ist so streng objectiv und gerecht in seinen fein abwägenden Urtheilen, daß er äußerlich geradezu eine Geschichte der in Rede stehenden Künstler zu Stande bringt, innerlich aber den Eindruck macht, als ob alles das gar nicht anders und besser gesagt werden könne und dürfe. Die Arbeit Meyer's ist die köstliche ausgereifte Frucht eines ganzen, jenem Kunstgebiete gewidmeten Lebens; sie ist dabei so formvollendet, so sehr gesättigt mit edelster Aesthetik, ein solches Ineinander von nüchterner strenger Wissenschaftlichkeit und reinster Begeisterung, daß sie in ihrer Art ebenso ein Kunstwerk genannt werden muß, wie die Werke der eigentlichen Künstler höhern Ranges.

Indem ich nun aus der Fülle des Gebotenen einige Stellen herausgreife, muß ich um Nachsicht bitten, weil ich ganze Abschnitte hier nicht wiederholen kann, und doch einzelne Sätze nur zu sehr an glänzend emporsteigende Raketen erinnern. Ich muß auch den Leser bitten, die Beziehungen folgender bedeutsamen Aussprüche zur Gegenwart sich selbst vermitteln zu wollen:

Den Gestalten des Botticelli eignet auch da noch eine gewisse Größe, wo ihnen ein heiteres Spiel beigesellt ist. —

Das heilige Ereigniß selber, mit vollem Bewußtsein vom Künstler in die Gegenwart versetzt, wird zum lebenswahren Bilde seiner eigenen Zeit. (Ghirlandajo.) Das ist freilich nur möglich, wenn sich das zeitgenössische Gemeinwesen, das öffentliche Leben und die Gesittung im Zustande höchster vollausgereifter Kraft befinden, wenn dergestalt Kunst und Leben sich decken. Dieser Einklang aber ist nicht häufig. —

Die reizvolle Grazie der Bewegung kommt naturgemäß in den beflügelten Engelgestalten zu ihrem wirksamsten Ausdruck. . . . Die bewegten Gewänder der Engel, deren classische Herkunft sich nirgends verleugnet, schmiegen sich, nach rückwärts flatternd, eng an die Glieder und verrathen deutlich die mädchenhaften, aber kräftigen Formen. . . . Im rauschenden Rhythmus dieser Engelsglorien entfaltet sich, über das Irdische hinausgehoben, die Bewegung der jugendlich-mädchenhaften Körper zur höchsten Anmuth; wie von einem Himmelshauch durchströmt flattern die goldenen Locken, bauschen sich die leuchtenden Gewänder auf. —

Die Madonna bewahrt in ihren milden gefaßten Zügen eine verhaltene Trauer, eine leis in sich versenkte Wehmuth. —

Mit der höchsten künstlerischen Cultur hatte sich zugleich eine Verweichlichung des Geistes und des Charakters verbreitet. —

Ochs und Esel sind hier nicht mehr (auf der „Anbetung der Hirten", von Piero di Cosimo), wie so oft im Quattrocento, die steifen Typen hergebrachter Kunstübung, sondern, wie auch das Laubwerk und die Terrainbewegung, der Landschaft, der Natur fein abgelauscht; nicht minder alles Beiwerk, selbst bis zum Strohhut des Hirten.

Hier hätte vielleicht noch hingewiesen werden können

auf die naive, andererseits symbolische Art, wie der im Hintergrunde kniende Hirt mit der Linken seinen Strohhut vor dem Christuskinde lüftet, während er ein Lamm mit dem rechten Arme an sich drückt. Uebrigens erheben sich diese Hirten, trotz ihres offenbar realistischen Ausdrucks, himmelhoch über die Abendmahlsgäste bei Uhde u. a. Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß J. Meyer die Bezeichnungen „realistisch" und „naturalistisch" als gleichbedeutende braucht. Dies erscheint mir bedauerlich, weil heutzutage mehr denn je in allen Künsten ein gesunder, berechtigter Realismus vor der Verquickung mit dem durchaus unkünstlerischen und verderblichen Naturalismus bewahrt werden muß.

2. Altes und Neues. Studien und Kritiken von Wilhelm Lübke. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. Gr. 8. 8 M.

In dem vorliegenden starken Bande von 522 Seiten veröffentlicht Lübke die vierte Sammlung von vermischten Aufsätzen, welche aus seiner Feder hervorgegangen sind. Man bedenke, daß derartige Sammelbände Lübke's durchschnittlich mindestens noch einmal so viel Stoff enthalten, wie die bekannten fünf Bände Essays von Hermann Grimm; man erinnere sich ferner, daß Lübke eine ganze kunstgeschichtliche Bibliothek zusammengeschrieben hat, außerdem ein ständiges Amt bekleidet. Und Stil und Gedankengang tragen immer die Lübke'schen Züge, hinter allem anmuthigen Geplauder steht immer der sattelfeste Gelehrte, und — was mehr sagen will — der Mann von unentwegter Principientreue trotz alles aufgeschlossenen Sinnes für die Bestrebungen der neuesten Neuzeit. Ich kann nur freudig zustimmen, wenn auch Lübke verlangt, daß die heutige Kunstwissenschaft sich nicht im Kreise der Vergangenheit abschließt, sondern aus der historischen Betrachtung den Maßstab entnimmt für eine unbefangene Würdigung der jüngsten Bestrebungen. Ich begrüße es auch mit Genugthuung, wenn ein Mann wie Lübke sich herbeiläßt, als Kritiker und Kunstreferent an großen Zeitungen mitzuarbeiten; ich freue mich über seine Geistesfrische, mit welcher er auch die Musik und Poesie in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Aber es ist denn doch ein ander Ding, ob solch ein Mann Kunstberichte für Zeitungen schreibt, oder ob er selbständige Essays in Buchform herausgibt, Essays, deren Inhalt doch möglichst eine bleibende Bedeutung haben soll. Da ich das ganze Buch mit den in ihm vereinigten 21 Aufsätzen durchgelesen und zwar mit Vergnügen durchgelesen, darf ich mir vielleicht erlauben, Lübke zu bitten, nicht dazu beizutragen, daß die Sintflut des heutigen Büchermarktes zur Sündflut wird.

Es seien nunmehr einige der gelungensten Versuche namhaft gemacht: „Weimar und das Goethehaus", die „Anzeigen mehrerer bedeutender Kupferstiche", die „Galerie der münchener Pinakothek", „Die Hamilton-Manuscripte in Berlin", „Deutsche Miniaturen des frühen Mittelalters", „Wanderungen in Unterfranken", „Das Reichsmuseum zu Amsterdam", „Architektonische Veröffentlichungen", „Das deutsche Reichspostbauwesen", „Die Entwürfe für den neuen Dombau in Berlin", „Monumentale Verirrungen", „Rauch und Goethe", „Neueste Kunst", „Berliner Eindrücke" u. s. w.

Um Lübke möglichst gerecht zu werden, will ich nun aus der Ueberfülle des Stoffs solche Stellen herausgreifen, deren Bekenntniß mir als verdienstlich erscheint. Da tadelt denn Lübke mit Recht, daß ein Ton des Uebermuthes in die jüngste Generation gekommen sei, daß die heutige Kunst überwiegend auf bloße Befriedigung der Augenlust ausgehe und den denkenden Geist auf das Trockene setze. Die Kunst müsse verarmen und verflachen, wenn ihr nicht ernste monumentale Aufgaben gestellt würden; aber die heutige übertriebene Liebhaberei für das Kunsthandwerk habe die Schätzung der eigentlich hohen Kunst in bedauerlicher Weise zurückgedrängt. Die moderne Kunst habe die Grundsätze monumentaler Composition fast vollständig verloren: rhythmischer Aufbau, wohlabgewogenes Gleichgewicht, edles Stilgefühl, harmonische Grundstimmung in der Färbung, und dies alles im Dienste des Flächencharakters einer Composition. Lübke weist z. B. mit Recht darauf hin, daß Werke wie Preller's Odysseelandschaften, Schwind's monumentale Ausschmückungen der Wartburg nicht auf den Reiz der illusionären Wirkung ausgehen, sondern nur formreiche Flächenbelebung mit monumentaler Wirkung sein sollen. Insbesondere an Schwind's Schöpfungen sei zu rühmen der Charakter des ruhigen Flächenstils romanischer Kunst, wie er hier durch das Bauwerk selbst vorgezeichnet war; weder findet statt ein überkräftiges Herausarbeiten der Effecte von Oelgemälden, welches die Flächen zerreißt und unruhig macht, noch auch eine erkünstelte Alterthümelei, welche die unbeholfene Zeichnung frühmittelalterlicher Darstellungsweise absichtlich nachahmt.

Interessant ist folgende Bemerkung über Goethe: „Die Goethe-Sammlungen (im Goethehaus zu Weimar) bekunden nicht ein todtes Zusammenhamstern, sondern ein geisterfülltes Sammeln." Im Anschluß an die Einfachheit des Goethe'schen Studirzimmers wird der Ausspruch angeführt (von Goethe): „Prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräth sind nur etwas für Leute, welche keine Gedanken haben und haben mögen."

Vortrefflich ist der Ausspruch Lübke's, daß in der Geschichtsmalerei das entscheidende Moment nicht der historische Stoff als solcher, sondern der künstlerische Gehalt seiner Behandlung sei. Wenn aber die historischen Stoffe selten genug so viel allgemein menschlichen Gehalt bieten, um für große Schöpfungen der Malerei eine ausreichende Grundlage zu gewähren, so muß es noch verkehrter genannt werden, einen rein novellistischen Stoff zur Form eines großen Historienbildes aufzubauschen.

Sehr richtig weist Lübke ferner darauf hin, wie kaum ein größerer Gegensatz denkbar sei als der zwischen monumentalem und kunsthandwerklichem Schaffen. Bei den heutigen massenhaften Entwürfen für kunstgewerbliche Dinge

gewöhne sich aber die Phantasie des Künstlers gar zu leicht, auch bei monumentalen Schöpfungen den Charakter kunstgewerblicher Production festzuhalten. So hatten sich z. B. die Postamente der Reiterstatuen des geplanten Kaiser Wilhelm-Denkmals oft in allerlei kunstgewerbliche Niedlichkeiten verloren:

Man war versucht, bald an einen Tafelaufsatz oder an eine Kasette oder an irgendein anderes kunstgewerbliches Ding zu denken. Ja, es kam vor, daß ein förmliches Figurengemüse um das Postament ausgegossen war; nirgends war zu erkennen, welche Theile für Bronze, welche für Granit gedacht waren; vielmehr machte das Ganze den Eindruck: Kaiser Wilhelm als Punschbowle in Silber getrieben.

Lübke hat ein offenes Auge für den Hang zur Uebertreibung, zum Prahlerischen, zur Schwelgerei in Ornamenten, welcher sich in der heutigen Architektur so oft breit macht; er bedauert, daß in den modernen Landschaftsbildern das plastische Element immer mehr dem malerischen, der bloßen Luft- und Lichtstimmung weicht. Ganz besonders aber wendet er sich gegen den heutigen Naturalismus in der Malerei; aus seinen hierhergehörigen Aufsätzen hebe ich die wichtigsten Gesichtspunkte hervor.

Auf der ganzen Linie des modernen Schaffens zeige sich wol ein außerordentlicher Aufschwung des technischen Könnens, aber auch eine merkwürdige Unsicherheit des Wollens. Wir sind angelangt bei dem inhaltleeren Naturalismus, weil viele Künstler die Erscheinung in einen festen Moment bannen wollen. Immer mehr verschwindet die Freude an der unbekleideten Gestalt, und doch ist hier nicht blos für poetische Stimmungen, sondern namentlich auch für coloristische Reize durch den wunderbaren Schmelz der nackten Gestalt eine unversiegliche Quelle des Schönen. Da malt man lieber eine lebensgroße Schäferin mit ihrer Heerde; aber die erstere ist so stupid und häßlich dargestellt, daß die Schafe thurmhoch über dem Menschen stehen:

Durch die moderne ethnographische Behandlung der biblischen Stoffe kommt etwas durchaus Genrehaftes in die religiösen Bilder, und gerade jener ewige ideale Gehalt, welcher den biblischen Stoffen eigen ist und ihnen ein unsterbliches Leben in den Gemüthern der Menschen verbürgt, geht dadurch völlig verloren. Darf man ohne Blasphemie Christus die Kurzsichtigkeit zutrauen, daß er solche Strolche zu der erhabenen Mission, sein Werk fortzusetzen, berufen habe? Diese Gestalten auf dem bekannten Uhde'schen Bilde „Das Abendmahl" — sind so schmuzig gemalt, daß man ihnen einige Pfund Seife anbieten möchte. Diese Schmuzmalerei, die man komischerweise plein air nennt — ist das neueste, von Frankreich uns verkündete Evangelium. Wir huldigen nicht einer faden äußerlichen Schönheit; aber ebenso wenig hat die Kunst ein Recht, nur die niedrigsten und gemeinsten Typen aus unserm Volksleben herauszugreifen und sie zu Gestalten der heiligen Geschichte zu stempeln.

3. Gabriel Max. Eine kunsthistorische Skizze von Nikolaus Mann. Zweite vermehrte Auflage mit 21 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1890. Gr. 8. 2 M.

Eine Broschüre von 58 Seiten, welche für den Laien als Einführung in das Verständniß des berühmten Malers brauchbar ist. Sie verschmilzt in geschickter Weise den Entwickelungsgang des Menschen mit dem des Künstlers. Ohne gerade seinen Helden zu verhimmeln, möchte doch der Verfasser ihn in möglichst günstiger Beleuchtung zeigen. Ich bezweifle aber, daß wirkliche Kunstkritiker sich mit ihrem Urtheile so weit vorwagen wie N. Mann. Eine gerechte Beurtheilung von Gabriel Max ist gewiß nicht leicht, wenn man es über ein äußerliches Nebeneinanderstellen seiner Vorzüge und Schwächen hinausbringen will; um aber Max so hoch zu stellen, wie Mann dies thut, muß man auf eine durchgebildete ästhetische Weltanschauung verzichten. G. Max ist vor allen Dingen sich nie recht klar geworden über die Grenzen und die eigentlichen Aufgaben seiner Kunst; weil er oft diese Grenzen überschreitet, so sinkt er oft herab zu einem Dichter, Musiker und Lehrer in Farben. Viele seiner Compositionen haben etwas Zwitterhaftes. Ein Maler kann niemals „dem Uebersinnlichen Naturwahrheit verleihen"; er darf auch nicht „die gleichsam musikalische Stimmung des Colorits" zum allbeherrschenden Factor machen. In G. Max klafft ein unversöhnter Zwiespalt zwischen einem großen Ueberschusse von gelehrtem Wissen und einem pathologisch krankhaften Ueberidealismus. Seine Naivetät ist nur zu oft die gesuchte eines durch und durch modernen Menschen; nirgends fühlt man sich angemuthet von durchweg gesunder Lebensfrische, ein Mittelding von Pessimismus und Elegie lagert wie ein feiner Melthau auf allen seinen Compositionen. Ich vermag nicht, mit Mann herauszufinden, daß „Max eine imponirende Reihe von Gemälden geschaffen hat, welche verklärenden Trost mit all seiner Macht erhebend schildern". (Kann man denn überhaupt durch Farben „Trost schildern"?) Mag sein, daß „Makart einer der größten Coloristen für die Sinne, Max für die Sinne und die Seele ist". Mag sein, daß des G. Max „Colorit ein ganz eigenartiges persönliches ist, welches als ein wesentlich vervollständigender Theil seiner Conception mit diesem gleichzeitig erschaut ist und mit dem betreffenden Inhalte des Bildes jedesmal übereinstimmt". (Dieser Vorgang muß denn doch mehr oder weniger bei jedem Maler stattfinden, welcher wirklich in Farben zu denken vermag und nicht bei der bloßen Zeichnung stehen bleibt.) Selbst dann aber, wenn dieses Colorit anstatt eines übergeistigen Hauchs wirklichen Schmelz, Wärme und Leuchtkraft besäße, selbst dann könnte es nicht die Mängel des Künstlers ersetzen. Ich will es einmal als eine Jugendverirrung ansehen, daß G. Max sich einbildete, Beethoven'sche Sonaten, Lieder u. dgl. in die Malerei übersetzen zu können; ich will auch vergessen, daß G. Max zur Illustrationswuth unserer Zeit keinen geringen Beitrag geliefert hat. Ich kann aber nicht über den Grundmangel seines künstlerischen Schaffens hinwegkommen: G. Max hat nicht durch die Geistes- und Kunstwelt der Antike jene Läuterung, Zucht und einfache Größe seines Schaffens empfangen, ohne welche auch ein moderner Künstler nicht das Höchste erreichen kann. Ich trete voll und ganz ein für die Rechte einer nationalen Kunst und der Gegenwart; aber ich

beharre auch andererseits ganz entschieden darauf, daß ein Künstler von dem umfassenden und ideal gerichteten Streben eines G. Max ein durch griechischen Geist wiedergeborener Deutscher sein muß. Wie gerade der reichbegabte Sohn eines tüchtigen Bildhauers den Gegensatz zur Kunst seines Vaters in sich vorfinden konnte, bleibt mir ein interessantes psychologisches Räthsel.

Schließlich will ich den Verfasser sich selbst charakterisiren lassen durch seine Stellungnahme zu zwei hervorragenden Bildern von G. Max. Er sagt:

Die Madonna (von 1862) sucht auf ihrer Flucht nach Aegypten Schutz in einer Höhle. Umgeben von starren Felswänden, den Christusknaben auf einem Steinblock niederlassend, schließt sie ihn tröstend in ihre Arme. Von der erschreckenden Finsterniß der Grotte beängstigt schaut das große Auge des göttlichen Kindes ahnungsvoll in die Zukunft (?). Doch die Furcht geht bereits vorüber, wie es auch schon die letzte, sich bereits auflösende Thräne auf seiner Wange zeigt. Es glitzern noch Thränenperlen in seinen Augen — gleichsam als ob sein Herz bei dem Gedanken an die vielen, seinetwegen unschuldig gemordeten Kinder noch eine besondere Trauer empfände.

Ueber das vielbesprochene Bild „Es ist vollbracht" (1883) sagt R. Mann:

Dieses ergreifendste und bedeutendste seiner Gemälde erfaßt die Welterlösung von Golgatha in deren Bedeutung und Wirkung zum ersten male universell. Die Sonne erbleicht und am Fuße des Kreuzes ist vor Entsetzen die Schöpfung erschüttert, wie die Menschheit selbst, welche in Schmerz und Hingebung flehend und vertrauend ihre Hände zu ihm emporhebt. Diese Menschheit ist repräsentirt durch die am Rande des Bildes sich emporringenden und anbetenden Hände. Aber von dem verklärten Heiland ausgehend verbreitet sich die tiefste Ruhe versöhnend über die schon sanft schimmernden Himmelssphären und von diesen herab zur erzitternden Erde, und am fernen Horizont verkündet das aufleuchtende Morgenroth bereits den nahenden neuen Tag der Menschheitsgeschichte.

Im Angesicht solcher und ähnlicher Stellen muß ich denn doch sagen: die Poesie eines Pinsels und einer Feder decken sich zuweilen! Ob aber nicht der Künstler durch eine derartige Erklärung seiner Werke nur verliert, mag er selbst entscheiden.

4. Geschichte der Renaissance in Italien von Jakob Burckhardt. Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Heinrich Holtzinger. Erste bis fünfte Lieferung. Mit 261 Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1890. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 20 Pf.

Das Meisterwerk des berühmten Verfassers noch besonders empfehlen zu wollen, würde heißen, Eulen nach Athen tragen. Die Bearbeitung der dritten Auflage ist in den besten Händen und zeigt im Vergleiche mit den vorhergehenden Auflagen einen ebenso conservativen Sinn wie ausgiebigste Rücksichtnahme auf die Fortschritte der Kunstwissenschaft. Vor der Vollendung des Werks möchte ich nur ausdrücklich darauf hinweisen, daß J. Burckhardt's „Geschichte der Renaissance in Italien", ähnlich wie desselben Verfassers bekannter „Cicerone", mit so ausgezeichneter Gruppirung und ästhetischer Durchdringung des Kunststoffs geschrieben ist, daß auch gebildete Laien dieses Buch mit hohem Interesse und mit großem Nutzen lesen können. Es gibt wenig Bücher, in denen die ungeheuere Fülle des geschichtlichen Materials so sehr zur genußreichen Lektüre verarbeitet ist, wie die Burckhardt'schen.

Gustav Portig.

Der zweite Band des Junker'schen Reisewerks.

Dr. Wilhelm Junker's Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden. Zweiter Band. Mit 35 Vollbildern, 130 Illustrationen im Text und 6 Karten. Wien, Hölzel. 1890. Gr. 8. 9 M.

Dieser zweite Band dieses stattlichen Reisewerks, welches den Musterwerken unserer deutschen Afrikaliteratur, denen eines Barth, Schweinfurth, Nachtigal ebenbürtig zur Seite tritt, zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus wie der erste. Eine schlichte, Wort für Wort klare Darstellung führt uns aufs anschaulichste die gesammten Erlebnisse und Eindrücke der für die Wissenschaft so ergebnißreichen Forschungsreise vor; auch die kleinen Züge bleiben nicht verschwiegen, aber gerade auch sie verhelfen dem ausdauernden Leser dazu, ein Gesammtbild von Land und Leuten, eingehenderes Verständniß des Reisens in jenen fernen Gegenden zu erlangen. Dazu dienen gleichfalls die recht guten und zahlreichen Holzschnittbilder sowie die ganz vorzüglichen eingehefteten Specialkarten. Ueber dem Ganzen aber ruht die reine Atmosphäre echter Wissenschaftlichkeit: der Ton strengster Sachlichkeit, ausnahmsloser Wahrhaftigkeit.

Der Band berichtet von den ersten Jahren jener zweiten großen siebenjährigen Reise des hochverdienten petersburger Deutschen Wilhelm Junker, welche er ganz aus eigenen Mitteln von 1879 bis 1887 ausgeführt hat. Der Bericht reicht bis zur Jahreswende von 1881 zu 1882; er beschreibt kurz die im Herbst 1879 angetretene neue Ausfahrt über Alexandrien, Suez und Sanakin nach Berber am nubischen Nil und von da nach Chartum, sodann ausführlich die durch das echt tropisch-afrikanische Hemmniß der „Sedd" (d. h. der aus verfilzten Pflanzenmassen bestehenden schwimmenden, nur zu oft zu voller Verriegelung des Flusses sich festsetzenden schwimmenden Inseln) ernsthaft erschwerte Fahrt nilaufwärts und hinein in das Flußgekröse des Gazellenstromes (Bahr-el-Gasal), hauptsächlich aber die Wanderung bis hinaus über die Wasserscheide dieses äußersten Südwestens des Nilsystems in das Gebiet des Kongo, nämlich des Uëlle-Makua, der unter dem Namen Mobangi unfern des Aequators sich als der größte rechtsseitige Nebenfluß in den gewaltigen Kongo ergießt. Großentheils deckt sich der Raum der Junker'schen Forschung mit demjenigen, der uns durch Georg Schwein-

furth zuerst näher bekannt geworden ist. Auch steht wie bei Schweinfurth Charakteristik des Landschaftlichen, der Pflanzen- und Thierwelt, insbesondere jedoch der Völker im Vordergrunde. Mögen Schweinfurth's Schilderungen immerhin glänzender und zugleich knapper gehalten sein, diejenigen Junker's haben doch vor ihnen zweierlei voraus: den beträchtlich erweiterten räumlichen Umfang und die zum Theil hiermit zusammenhängende größere Gründlichkeit, zumal in völkerkundlichen Einzelheiten. Wer wäre nicht bestrickt worden durch die packenden Schilderein des geistvollen Schweinfurth von seinen Niamniam und Monbuttu! Umspielte doch auch für den Fachmann diese beiden Menschenfresservölker, die im übrigen (einem allverbreiteten Vorurtheil zuwider) so hoch in ihrer Gesittung stehen, der Reiz des Räthselhaften betreffs ihrer Rassenzubehör, also ihres Ursprungs! Wie wenig negerhaft sahen die bildschönen Niamniam-Jünglinge aus, die uns da Schweinfurth's gewandter Griffel abgebildet hatte!

Nun schwindet dieser Reiz etwas durch Junker, indeß zu Gunsten der Wahrheit! Ungeschminkte Bilder, auf Grundlage Buchta'scher Aufnahmen entworfen, zeigen uns statt der Adonise echt negerhafte Gestalten und Gesichter. „Monbuttu" gibt es überhaupt nicht, sondern allein „Mangbattu". Auch werden wir uns fortan den Namen Niamniam besser abgewöhnen, da er nur der Scheltname ist, den Fremde dem Volke ob seiner kannibalischen Neigungen beilegte (er bedeutet „Fresser", und wir müßten sonst auch die Mangbattu statt mit diesem ihrem wirklichen Namen „Gurguru" heißen, „die Durchlöcherten", wie sie von den Arabern genannt werden, weil sie sich beide Ohrmuscheln durchbohren und in jedem dieser Löcher ein fingerdickes Stück Rohr oder Holz von Form und Größe etwa einer Cigarre tragen). Die Niamniam nennen sich selbst Asandé, in der Einzahl Sandé; und schon der Pluralvorschlag des a weist auf nahe Beziehung zu den echtesten Negern, den außersudanischen oder Bântu-Negern hin, welche die Präfixe ba, wa oder a zur Bildung ihrer Völkernamen verwenden.

Landschaftlich ist dieses südwestlichste Nil- und nordöstlichste Kongogebiet nicht so reich geschmückt von Flora's Hand, als wir es uns in unberechtigter Verallgemeinerung Humboldt'scher Bilder aus südamerikanischen Tropen in äquatorialen Gegenden vorzustellen pflegen. Vielfach deckt nichts als hochgrasige Savannen mit nur weit zerstreutem Baumwuchse die flache nur langwellig aufgerollte Flur; erst an den Flußufern, wo auch zur regenarmen Trockenzeit Grundwasser den Boden durchfeuchtet, erfreut urwaldhafter Pflanzenwuchs mit Lianenverstrickung, in tiefer einschneidenden Thalfurchen der „Galerienwald", wie uns nach Piaggi's Vorgang Schweinfurth die Formation zu bezeichnen lehrte, deren Eigenart in dem Uebereinander der Uferwaldstreifen besteht, entsprechend der Steilböschung der Uferwände, wobei die weiter abseits vom Flusse, also höher wurzelnden Bäume doch die flußnäher wachsenden an Wuchshöhe kaum übertreffen, da ihre Wurzeln vom nährenden Sickerwasser minder berührt werden.

Von einer Gegend am Uëlle, welche in einem Böschungswinkel von etwa 45 Grad zum Flusse sich senkt, sagt Junker:

Berg und Ufer sind mit einem schmalen Vegetationsgürtel von hochstämmigen Bäumen umsäumt, von dem aus Busch und Wald auch in den Schluchten des Bergabhangs hinanziehen. Der obere Rand des Abhanges liegt etwa 150 Fuß über dem Wasser und bietet dem Beschauer ein schönes Landschaftsbild. In der Tiefe fließt der majestätische Strom gegen Südwesten und erreicht dabei durch Inselbildungen eine namhafte Breite. Diese Inseln ragen gleich großen Smaragden aus dem in der Sonne glitzernden Silberspiegel des herrlichen Stromes empor, dessen jenseitiges Ufer, ähnlich wie das tief unter uns hinziehende, mit einem schmalen Saum stattlicher Bäume besetzt war. Die Baumgruppen und Boskette auf den Inseln Totá und Paali schimmerten in mannichfaltigen Schattirungen von Grün, am hellsten die Bananenhaine mit ihrem großen, schöngeformten Blätterwerk, und aus dieser Umgebung lugten zierliche Häuschen und Hütten kokett hervor. Jenseits des Uëlle dehnte sich sonniger Steppenwald hin, dessen sonst gleichförmiger Charakter jedoch für den Blick aus der Höhe verschwand, weil das ermüdend Gleichartige durch bandartig umhergeschlängelte Streifen, die Ufervegetation der kleinen Flüsse und Rinnsale, angenehm unterbrochen war.

Ein urdeutsches Gemüth spricht uns sympathisch aus diesen Junker'schen Naturskizzen entgegen. Wie so manchen Deutschen vor und nach ihm bezauberte ihn das freie Wandern in afrikanischer Wildniß, zumal wenn nach den Mühen des Wandertages die Lagerfeuer in die stille Nacht flammten, der Mond sein mildes Licht über die nicht mehr glühende Landschaft ergoß und die Gestirne in einer märchenhaften Pracht funkelten, — da „machte er Kalender" (was er also nicht mit dem italienischen Lehnwort almanaccare hätte auszudrücken brauchen), d. h. er versenkte sich sinnend und träumend in diese vom Menschen noch so wenig gestörte Natur.

Wir verweilen hier nicht bei der außerordentlich reichen Fülle des völkerkundlichen Stoffs, welchen der vorliegende Band über die Bewohner des Gazellenstrom- und Uëllelandes darbietet, obwol gerade hierin für immer seine gutentheils bahnbrechende Bedeutung erkannt werden wird. Nur eine reife Frucht seines langjährigen Verkehrens und seines vorurtheilsfreien Beobachtens dieser Negerstämme sei hier noch hervorgehoben: Junker's gewichtiges Urtheil über das Wesen des Negers und die richtige Behandlung desselben durch den Weißen.

Besonders bei den Mangbattu gewann ich nähern Einblick in das Gemüthsleben der Neger, dessen zarte Seiten gewöhnlich, aber mit Unrecht bestritten werden; Gemüth und Gefühl können ihnen allerdings ebenso gut fehlen wie ja leider nur allzu oft dem civilisirten Menschen, aber ist doch voreilig, diese Eigenschaften dem Naturmenschen ganz und gar abzusprechen. Ich gewann wenigstens die Ueberzeugung, daß der Neger Freude an seinen Kindern hat; er küßt ihnen die Händchen, und auch die Frauen liebkosen die Kleinen und scherzen und lachen ungezwungen in Gegenwart der Männer, ein Anblick, den ich übrigens bei den Mangbattu häufiger gehabt als bei andern Negervölkern.

So vielfach und unter welchen Verhältnissen immer ich den Neger gesehen, selbst im schweren Frondienst seiner (ägyptischen) Unterdrücker, ebenso oft hat sich mir die Beobachtung aufgedrängt, daß gewisse Charakterzüge ihn anscheinend über den gesitteten Europäer stellen. Jähzorn und mürrisches Wesen, die dem Cultur-

menschen oft anhaften und ihn zu Ausbrüchen der Leidenschaft, Thätlichkeiten, Verbrechen und Mord führen, kommen bei ihm nicht in demselben Maße vor. Ebenso wenig trägt er erlittenes Unrecht rachsüchtig nach. Diese Charaktervorzüge der centralafrikanischen Neger — bei den Küstenbewohnern und manchen andern Stämmen mag das Gesagte weniger zutreffen — beruhen freilich auf Mangel an Ehr- und Selbstgefühl. Nachsicht und Versöhnlichkeit werden erst bei gleichzeitig vorhandenem Ehrgefühl zu wirklichen Charaktervorzügen.

Schon die letztere Wendung beweist, wie weit unser Forscher von der süßlich idealisirenden Weise entfernt ist, mit der gewisse Kreise bei uns wie in England den Neger wie einen uns völlig gleichstehenden Menschen angesehen und, was das Gefährlichste ist, auch danach behandelt sehen wollen. Eins vor allem, betont auch Junker, wird man dem Neger nicht ohne einen gewissen Zwang anerziehen können: Ausdauer in der Arbeit. Der Neger ist körperlich wie keine andere Rasse geeignet zur Arbeit auf tropischen Pflanzungen, und wir sollten aus bloßem „christlichen" Humanitätsdusel den gegen 200 Millionen Negern Afrikas das Faulenzen der Altvordern weiter gestatten? Das hieße die verborgenen Fruchtbarkeitsschätze Afrikas für alle Ewigkeit ungehoben, mit andern Worten alle afrikanische Colonisation uneinträglich lassen. Im deutschen Vaterlande zwingen wir einen jeden zur Arbeit, und der Neger soll das Vorrecht genießen, träge in den Tag hineinzuleben auf der kostbaren Scholle Bodens, welche uns colonisirenden Europäern andernfalls den verdienten Lohn für unsere Anlage von Geist- und Kapitalkraft in Form von Kaffee-, Taback- und Baumwollernten gewähren würde?!

Arbeit ist allerorten die Grundlage für wahre höhere Gesittung. Wer letztere im Negerlande will, muß auch dafür sein, die erstere daselbst zu fördern, nicht mit der brutalen Gewaltherrschaft ägyptischer Paschas, wohl aber, wenn nöthig, mit dem in Afrika ja althergebrachten patriarchalischen Zwang. Daß wir mit deutscher Schwertesschärfe die Greuel arabischer Menschenräuberei in Ostafrika sieghaft bekämpft haben, verbleibt ein ewiger Ruhmestitel unserer Nation. Aller Sklaverei dagegen, auch der uralten afrikanischen Hausklaverei den Krieg erklären zu wollen, wäre thöricht und aussichtslos:

> In die Hausklaverei weiß sich der Neger zu schicken, da er in solchem Abhängigkeitsverhältniß seinem Häuptling gegenüber aufgewachsen ist; und so behaupte ich, daß nur der Frondienst und die staatlich geregelte und überwachte Zwangsarbeit während der nächsten Generationen den afrikanischen Eingeborenen auf eine höhere Culturstufe erheben können.

Alfred Kirchhoff.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Zur Kritik des Preußischen Eisenbahnwesens. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 50 Pf.

Die Broschüre richtet sich gegen eine im „Deutschen Reichs-Anzeiger" erschienene officiöse Veröffentlichung, welche die Einführung der Carpenter-Bremse für alle preußischen Staatseisenbahnen ankündigte und die Stellungnahme der Regierung in der Bremsfrage begründete. Diese Veröffentlichung ist letzter Zeit viel besprochen worden und scheint die Eisenbahntechniker vielfach in Verwunderung versetzt zu haben. Auch der ungenannte Verfasser der vorliegenden Broschüre will von der Carpenter-Bremse nichts wissen und rühmt die Ueberlegenheit der in Süddeutschland und den Nachbarländern eingeführten Westinghouse-Bremse. Wenn ich ihm auch auf das Technische der Sache nicht in dem Maße zu folgen vermag, wie es wol nöthig wäre, so will ich doch Veranlassung nehmen, seinem Principe rückhaltlos beizustimmen; auch ich glaube, daß das Hauptkriterium einer guten Bremse das ist, ob sie eine gute Gefahrbremse ist, daß es vor allen Dingen auf die Schnelligkeit der Wirkung ankommt, und daß es deshalb in der Bremsfrage leitende Idee sein muß, den Zug auch in vollem Laufe möglichst in der Gewalt zu haben und ihn möglichst rasch anhalten zu können: will man von diesem Verlangen absehen, dann hat man überhaupt nicht nöthig an Reformen zu gehen, dann genügt der jetzige Zustand. Die Frage ist für die Sicherheit des reisenden Publikums von hervorragender Bedeutung, und für die Staatsfinanzen, für die wirthschaftliche Ausnutzung der Betriebsmittel, für die Gestaltung der gesammten Verkehrsverhältnisse in Deutschland und auf dem ganzen Festlande, auch für die militärischen Zwecke von so großer Wichtigkeit, daß dieselbe aus dem Rahmen der nur den Techniker interessirenden Constructionsfragen weit hervortritt und ein sehr wesentliches, öffentliches Interesse beansprucht. Wenn die Einführung der Carpenter-Bremse ein Fehlgriff wäre, so würde dieser Fehlgriff um so mehr zu beklagen sein, als er nicht blos dem preußischen Staate Millionen kosten, sondern auch die einheitliche Gestaltung des deutschen Eisenbahnbetriebes wieder ad calendas Graecas vertagen würde. Von diesem Standpunkte aus muß man dem Verfasser der auch dem Laien recht wohl verständlichen Broschüre herzlich Dank wissen.

2. Die sociale Lage und Frage. Vortrag von A. Stöcker, gehalten in Villingen, am 10. October 1890. Gernsbach, Christlicher Colportage-Verein. 1890. 8. 20 Pf.

Die Entlassung Stöcker's war ein Ereigniß von erschütternder Tragik, das allenthalben, nicht blos in der berliner Domgemeinde, sondern im ganzen Deutschen Reiche in all den Kreisen, die dem jüdischen Liberalismus feindlich gegenüberstehen, mit tiefem schmerzvollen Ernste aufgenommen worden ist. Selten hat ein Mann bei seinen politischen Gegnern so tödlichen Haß erfahren wie Stöcker; selten auch hat man über einen Mann so viel zusammen-

gelogen wie über ihn. Gelogen wurde auch bei seiner Entlassung. Da wurde auf der ganzen Linie der liberalen Presse behauptet, Stöcker habe durch sein Auftreten in Baden selbst den Anlaß zu seinem Sturze gegeben. Nun, dieses Auftreten in Baden besteht in dem Vortrage, der hier gedruckt vor uns liegt. Die Judenfrage — denn darauf kommt's ja der liberalen Presse nur an — ist darin mit keinem Worte berührt. Wie aber konnte sonst ein Vortrag nach oben anstoßen, der weiter nichts enthielt als Worte, über die sich das Königthum nur freuen kann? Vaterland, Monarchie, Christenthum — das sind die drei Schlagworte, die sich wie ein rother Faden durch den ganzen Vortrag hinziehen. Es wäre kein feiner Ruhm für die Regierung, wenn sie in unsern sturmbewegten und vielleicht bald noch stürmischern Tagen meinen sollte, Männer, auf deren Unterstützung sie unter allen Umständen rechnen darf, dem bezeichneten Liberalismus zu Liebe kalt behandeln zu können! Es ist unverständlich, warum an den Stufen des Thrones kein Platz sein sollte für einen Mann, der in der Treue zu unserm christlichen Glauben, zu unserer christlichen Kirche, in der Liebe zum preußischen und deutschen Vaterlande, im gemeinsamen Kampfe gegen die Feinde des Altars und des Thrones, gegen die Verführer und Verderber unsers Volks in Wort und Schrift seinesgleichen sucht.

3. Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Von Smiles-Schramm. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg, Weiß. 1890. 8. 2 M. 80 Pf.

Das Buch, das in seinem ersten Theile das „Wesen und die Bedeutung" der Selbsthülfe, im zweiten die „Mittel und Wege" der Selbsthülfe (Selbsterziehung und Selbstbildung, Beispiel anderer, Fleiß und Ausdauer, Thatkraft und Muth, Charakter, Geld) darlegt, ist eine beredte, eindringliche Mahnung zum Vertrauen in die eigene Kraft. Vom Standpunkte der Erfahrung und Lebensweisheit aus geschrieben, führt es in volksthümlicher Weise eine Fülle von Bildern aus dem Leben großer Männer aus allen Nationen vor. Wenn auch nach englischem Muster gearbeitet, ist es doch ein echt deutsches Buch: deutsch, nicht weil es den deutschen Verhältnissen angepaßt ist und eine Menge von Zügen aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben erzählt, sondern weil es deutsch gedacht ist. Möge es die weiteste Verbreitung finden; es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes: jeder wird darin etwas finden, was für ihn paßt. Rosegger, der dem Buche Pathe gestanden hat, sagt ganz richtig: Männliches Selbstbewußtsein ohne Unbescheidenheit, beharrliches Streben nach Erfolg ohne Schädigung anderer, Ringen nach persönlicher Unabhängigkeit und freier Selbstbestimmung auf dem Wege zu sittlicher Größe, das sind Charaktergrundzüge, die wir unserm Volke nicht oft genug vor Augen halten können.

4. Die Alters- und Invaliden-Versicherung von von Borries-Einbeck. Hannover, C. Meyer. 1891. Gr. 8. 25 Pf.

Bei den großen Schwierigkeiten, welchen die Einführung des Gesetzes begegnet und vielleicht in der nächsten Zeit in gesteigertem Maße begegnen wird, sei der vorliegende Leitfaden, der ungemein klar und verständlich geschrieben ist und sich seines billigen Preises wegen vorzüglich zum Massenbezug eignet, allen, denen das Wohl des Staates und der Nation am Herzen liegt, auf das wärmste empfohlen.

5. Das Recht auf Erziehung. Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Thaddäus Devidé. München, Staegmayr. 1890. Gr. 8. 1 M.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Lösung der socialen Frage nicht allein durch Aenderung der materiellen Bedingungen erreicht werden kann. Die sociale Frage ist nicht blos eine Frage rein materiellen Inhalts, eine Magenfrage, wie Lassalle sagte; sie ist im tiefsten Sinne auch eine Frage der Religion, der Sittlichkeit und vor allem auch der Erziehung. Deshalb genügt es nicht, dem materiellen Elend des Proletariats zu steuern, sondern es gilt ebenso sehr, sowol eine Vertiefung des Gemüthes wie eine Veredlung des Geistes heraufzuführen. Die Schule, so wenig man ihr auch den Charakter eines einflußreichen Factors des Culturlebens absprechen kann, ist nicht im Stande, dieser Aufgabe voll und ganz gerecht zu werden; für den weitaus größten Theil der ihr anvertrauten Jugend ist ihre Erziehung illusorisch, weil das Kind oft schon verdorben ist, wenn es zur Schule kommt. Alle die kleinen Wesen, welche infolge der socialen Ungleichheit nicht das Glück häuslicher Erziehung genießen, sondern der mütterlichen Pflege und der väterlichen Zucht entrückt, allen verderbenden Einflüssen des Straßenlebens preisgegeben, bereits sittlich verkommen und verwahrlost sind, wenn die Thätigkeit der Schule bei ihnen zu beginnen hat, sind für die künftige Gesellschaft zum Theile verloren, zum Theile werden sie ihre gefährlichsten Feinde. Die sechs ersten Lebensjahre des Kindes sind für seine Erziehung die wichtigsten; in ihnen bildet sich bereits die Grundlage zu seinem künftigen Gemüth und Charakter. Die sittlichen Fehler und Gebrechen, deren Wurzeln in dieser Zeit liegen, bleiben verhängnißvoll für die ganze Lebenszeit. Für Kinder ohne häusliche Erziehung kann die Schule keine Erziehungsanstalt sein; alles, was sie zu thun vermag, ist nur ein erziehliches Weiterbauen auf vorhandener Grundlage; wo diese fehlt, werden und können ihre Lehren nichts nützen. Deshalb darf die Erziehung nicht mehr dem Belieben, dem Unverstande und dem Unvermögen der Aeltern überlassen bleiben, dem Schulzwang muß vielmehr der Erziehungszwang vorausgehen. Das Kind muß bereits sittlich erzogen sein, wenn es in die Schule eintritt. Erst dann, wenn die Erziehung der Kinder im ersten Lebensalter — etwa durch Einführung unentgeltlicher öffentlicher Kindergärten — gesetzlich an-

geordnet ist, wird die Quelle der Verderbtheit verstopft werden; nur dann wird man Recht und Gesellschaft sichern.

Das sind, kurz zusammengefaßt, die leitenden Gedanken der vorliegenden Schrift. Warme Liebe für die Jugend, für das Volk hat sie eingegeben; durch das Ganze geht ein wohlthuender Hauch von Idealismus. Schade nur, daß eine Verwirklichung dieser schönen Gedanken wol nicht den Erfolg zeitigen würde, den der Verfasser sich von ihr verspricht. Immerhin kann man für solche Anregungen dankbar sein; es ist gar keine Frage, daß die Erziehung der Kinder aus den untern Volksschichten einer der wundesten Punkte ist, an dem unser Volksleben krankt. Diesen Kindern in den ersten Lebensjahren Asyl und Erziehung angedeihen zu lassen, würde an sich nicht blos ein Act christlicher Barmherzigkeit, sondern auch staatserhaltender Weisheit sein — nur muß man sich darüber klar werden, daß dem Menschen ein „Recht auf Erziehung" einräumen in letzter Folge die Verstaatlichung der Erziehung bedeutet: darin liegt das Bedenkliche der Sache! Richard Oertel.

Feuilleton.

Gegenüber der Flut von Uebersetzungsliteratur in Einzelausgaben, Sammelwerken und Zeitschriften, die unaufhörlich über den Büchermarkt rollt, ist es uns schlechterdings unmöglich, die Nothwendigkeit oder auch nur den Nutzen einer Zeitschrift zu verstehen, die wie die neugegründete Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen. Herausgegeben von Joseph Kürschner" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) sich ausdrücklich zur Aufgabe macht, die Kenntniß hervorragender und bemerkenswerther Erscheinungen des Auslandes dem gebildeten Leser zu vermitteln, „dessen Gesichtskreis weiter und dessen Weltanschauung reifer ist". Das Unterscheidende vom „Magazin für die Literatur des Auslandes" wird darin bestehen, daß „Aus fremden Zungen" vorzugsweise große Werke, ganze Romane, Novellen bringt, überhaupt nur literarischen Stoff, nicht Kritik gibt, und daß es nur das Ausland behandelt, während das „Magazin" sich bekanntlich seit Jahren auch dem Inlande zugewandt hat. Soweit wäre also das Dasein der neuen Zeitschrift wol erklärbar und im Interesse der Literaturkenntniß berechtigt, wenn nur all das, was der Prospect von der höhern Aufgabe spricht, auf die angesichts des dämmernden Morgens eines neuen Jahrhunderts man sich vorzubereiten habe, nicht auch durch das Lesen der Einzelausgaben von Uebersetzungen besorgt würde. Der bestimmte oben gekennzeichnete Leserkreis, an den die neue Zeitschrift sich wendet, wird bei seinem „weitern Gesichtskreise" und seiner „reifern Weltanschauung", unterstützt durch die Urtheile der kritischen Organe, die ihm als beobachtenden Literaturfreunde nicht fern liegen, sehr wohl im Stande sein, aus jener Flut das Bemerkenswerthe, das er kennen lernen will, sich auszusuchen. Für ihn kommt die neue Zeitschrift keinem Bedürfnisse entgegen.

Dagegen wird gegen des Herausgebers Absicht, „die Zahl der Familienblätter zu vergrößern", diese Wirkung eintreten, ohne daß sie verhindert werden kann und vermuthlich auch, ohne daß der Herausgeber darüber trauern wird. Denn einem so erfahrenen Manne mußte diese Wahrscheinlichkeit beim Planen des Unternehmens sich aufdrängen, und wenn er nichtsdestoweniger den Plan That werden ließ und sich zur Verbreitung seines Unternehmens sogar des Colportagebuchhandels bedient, so ist ihm eben der sittliche Schaden, den seine Zeitschrift in den Familien anrichten muß, gleichgültig, wie er sich denn von vornherein die Hände in Unschuld wäscht: es hat das nicht in seiner Absicht gelegen. „Aus fremden Zungen" wird aber gerade um seines Herausgebers willen leichter zum Familienblatte werden als etwa „Die Gesellschaft", „Freie Bühne" oder „Moderne Dichtung", die in der That nur von Anhängern oder von wirklich reifen Beobachtern der Zeit gehalten werden. Daß Zola, die Norweger, Strindberg, Tolstoi u. s. w. aber von den Frauen und ältern Kindern im Hause gelesen werden, gilt uns als verderblich; die rechte Frau, deren Aufgabe nicht Literaturkenntniß ist und die Vorbereitung auf den dämmernden Morgen des neuen Jahrhunderts, wird den unreinen Roman freilich bald entrüstet von sich werfen, aber sie ist in ihren vielen stillen Stunden, zumal nach manchen kleinen Vorgängen im Eheleben, nicht gesichert vor der langsam zersetzenden Wirkung des Gifts norwegischer und Tolstoi'scher Zergliederung und Durcheinanderwirrung von Empfindungen, die sie ohne die vorhergegangene Lektüre in einfachem Pflichtgefühl und naiver Liebesfülle gewohnterweise rasch überwinden würde, die aber der in diesen Büchern belesenen Frau zu Gedankengängen sich gestalten können, welche zum Untergange ihres Eheglücks zu führen vermögen. Somit sind wir nicht in der Lage, der neuen Zeitschrift ein fröhliches Gedeihen zu wünschen.

— Gelegentlich der Besprechung der oldenburgischen Volkskalender für dieses Jahr ward schon auf den auf den 11. Februar fallenden siebzigsten Geburtstag von Hermann Allmers, den Verfasser des „Marschenbuchs" und der „Römischen Schlendertage" hingewiesen. Als Festgabe ist eine Schrift von Dr. Ludwig Brantigam erschienen: „Der Marschendichter Hermann Allmers. Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Bilde des Dichters" (Oldenburg, Schulze), in welcher die liebenswürdige Persönlichkeit des seinen eigenen Landsleuten natürlich besonders werthen Mannes mit großer Hingebung gezeichnet wird, die denn auch das Urtheil über seine Dichtungen beeinflußt, das wir auf sich beruhen lassen wollen.

— „Die weltgeschichtlichen Kämpfe des Alterthums nebst geographischen und culturgeschichtlichen Bildern" von Professor Dr. Friedrich Körner (Gotha, F. A. Perthes, 1890), sind ein Buch, das Knaben, welche gerade die alte Geschichte in der Schule haben, sehr gut zur Ergänzungslektüre in die Hand gegeben werden kann. Die Perserkriege bis zur Schlacht bei Mykale, die Punischen Kriege und am eingehendsten Alexander der Große bilden den Inhalt. Die im Titel erwähnten Bilder machen einerseits den größern Theil des Griechenland gewidmeten Abschnitts aus, andererseits führen sie den Orient vor und hätten also eigentlich der Geschichte Alexander's eingegliedert sein sollen. Die Darstellung knüpft an Niebuhr, Weber, Schnaase, Lübke u. a. an. Dafür, daß das Ganze immerhin nur ein Stückwerk bietet, finden wir den Preis des allerdings weihnachtlich gebundenen Buchs, 6 M., etwas hoch.

— Von dem „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Hubert Janitschek, liegt uns das erste Heft des vierzehnten Bandes (1891) vor. Dasselbe enthält außer den üblichen, äußerst dankenswerthen Berichten aus allen Zweigen der Künste die Behandlung folgender Themata: 1) „Rafael und Timoteo Viti. Nebst einem Ueberblick über Rafael's Jugendentwickelung", von W. von Seidlitz; 2) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von Max Lehrs; 3) „Die sogenannte «Idealstadt» des Ritters Vasari", von Wolfgang von Oettingen; 4) „Fragment eines

Lorscher Sacramentariums in der erlanger Universitätsbibliothek", von Dr. M. Zucker; 5) „Notizen zur Geschichte zweier Dürer-Bilder", von Joseph Neuwirth. Wir begnügen uns, aus den gelehrten Abhandlungen einen für weitere Kreise sehr beachtenswerthen Satz hier anzuführen, dem wir unbedingt zustimmen: „Fehler laufen bei jedem, auch dem größten Künstler mit unter: aber nur bei untergeordneten, mechanischen Naturen können sie als Merkmal der Zuschreibung verwendet werden. Bei einem großen Meister, und stecke er noch so sehr in den Anfängen einer Entwickelung, lassen sie sich in solcher Weise nicht verwerthen."

— Ueber der „Weisheit letzten Schluß" hat Moritz Müller senior in Pforzheim eine philosophische Broschüre geschrieben (Berlin, Friedrich Nachfolger), worin er hauptsächlich den modernen Pessimismus bekämpft. Wir bedauern aufrichtig, sagen zu müssen, daß der Verfasser sich durch seine eigenthümliche Schreibweise um die volle Frucht seiner Arbeit bringt. Er hat viel gelesen, denkt scharf und selbständig, drückt sich verständlich aus, und ist vor allem von einem maßvollen sittlichen Grundpathos erfüllt. Was er aber in seiner Broschüre rein äußerlich zusammenstellt, ist bloßes Rohmaterial zu einer Schrift, nicht diese selbst; von irgendwelcher Selbstzucht und Durcharbeitung einer Gedankengruppe ist bei Müller nicht die Rede. Da ist ein fortwährendes Blitzen, aber kein Tagen der Wahrheit; von lauter Gedankensplittern erbaut Müller einen Scheiterhaufen, auf welchem nicht blos seine Gegner verbrennen, sondern er selbst. Die Kritik der pessimistischen Wortführer bringt es über Anläufe nicht hinaus, die Beweise für den Unsterblichkeitsglauben werden nur gestreift, die eigenen Aufstellungen sind mangelhaft. Wir wiederholen: es ist betrübend, daß hier ein begabter Mensch guten Willens blos brauchbare Einfälle anstatt eines wissenschaftlichen Zusammenhanges bringt. Herr M. Müller macht in einer Beilage den Lesern seiner Broschüre begreiflich, daß er multa von Stapel gelassen hat, aber weniger wäre mehr gewesen.

— Nachdem Wilhelm Scherer, Wilhelm Bölsche u. a. eine sogenannte realistische Grundlegung der Poesie mit äußerst zweifelhaftem Erfolg versucht haben, unternimmt es auch der als pessimistischer Dichter bekannte Ludwig Jacobowski (Dresden, Pierson), die Anfänge der Poesie in vermeintlich wissenschaftlicher Form zu schildern. Er hat die hierher gehörige naturwissenschaftliche Literatur (im weitesten Sinne des Wortes) fleißig studirt, verwerthet aber dieselbe mit einer staunenswerthen Phantasie. Er bespricht Dinge im Indicativ, welche selbst die Form einer wissenschaftlichen Hypothese nicht vertragen. Er weiß z. B., daß alle heutigen Literaturen durch Differenzirung aus einer Urpoesie entstanden sind. Die einzelnen Literaturen sind bedingt durch die Größe des Gehirns, durch den Sauerstoffgehalt der Luft u. s. w. Die Urpoesie ist ihm Urlyrik, d. h. Umsetzung der Empfindungswerthe in lautliche. Alle Urpoesie ist Ausdruck des Schmerzes, denn der erste Schrei des kindlichen Organismus ist das erste lyrische Bekenntniß. In dem Zustande der Gefühlsruhe ist der primitive Mensch lyrisch durchaus unproductiv. Erst starke Aufregungen durch Lust oder Schmerz lösen sich aus als Urlyrik. Die Production der Unlustlyrik übertrifft qualitativ und quantitativ die der Lustlyrik bei weitem. Lust- und Unlustempfindungen lösen nicht nur Laute, Interjectionen u. s. w. aus, sondern drängen auch gleichzeitig zur Entladung von Bewegungen. Gefühle, der Mutterboden der Lyrik, können zurückgerufen und erneuert werden, wenn die sie begleitenden Mienen und Bewegungen mechanisch wiederholt werden. Gewiß ist es (nach Jacobowski), daß die ersten Liebeslaute der Unlust dazu dienten, einen primitiven Menschen weiblichen Geschlechts heranzulocken. Die kurze Spanne Zeit, welche die der sexuellen Erwartung ist, muß als die lyrisch productivste angesehen werden. Sie ist gesättigt mit Keimen zu Liebesgedichten, mit mächtigen Liebeslauten. Fast ebenso stark productiv in der Hervorbringung lyrischer Lustlaute ist die Zeit der eigentlichen sexuellen Action, bis diese im Augenblicke der höchsten Intimität ihren Gipfel erklommen hat. Dem plötzlichen Sichnähern entspricht ein Entfernen nach der sexuellen Action; beide Momente, Nähern und Entfernen, bilden den ersten erotischen Tanz. Wir haben gegenüber solchen und ähnlichen Ausführungen nur die eine Frage: Deutsches Volk, quousque tandem?

Bibliographie.

Der russische Alp. Von *** Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 1 M.

Juristische Ausbildung und Bureaukratismus. Auch ein Moment der sozialen Frage. Von Knecht Ruprecht dem jüngeren. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 75 Pf.

Claußner, R., Unsere Dichter in Wort und Bild. 1. Bd. Leipzig, Claußner. 8. 2 M.

Eichler, M., Eitel Heinrich von Kirchberg. Erzählung aus der braunschweigischen Geschichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Harzburg, Stolle. 12. 2 M.

Geschichte der Königlich Preußischen Fahnen und Standarten seit dem Jahre 1807. Bearbeitet vom königlichen Kriegsministerium. 1. Nachtrag. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Lex.-8. 3 M.

Joachim, J., Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. Basel, Schwabe. 8. 6 M.

— — Erzwungene Sachen. Basel, Schwabe. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Juncker, E., Im zweiten Rang und andere Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Juncker von Ober-Conreut, Kurze Darstellung der Geschichte des Infanterie-Regiments von Voigts-Rhetz (3. Hannoversches Nr. 79). Bearbeitet für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments. Hildesheim, Lax. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Junius, „Philister über Dir!" Berlin, Steinitz. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kallusky, Martha, Phönix. Eine Dichtung. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Kapff-Essenther, F. v., Engel auf Erden. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M.

Kaulfuß und Schönfeld, Geschichte des Feld-Artillerie-Regiments von Podbielski (Niederschlesischen) Nr. 5. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.

Kausen, A., Weihnachts-Grüße. Eine Festgabe für Jung und Alt. Dülmen, Laumann. 1890. 8. 2 M.

Keller-Zschokke, J. V., Werner Munzinger-Pascha, sein Leben und Wirken. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kneifel, B., Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Koch, G., Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps von Metz bis le Mans. Tagebuchblätter eines Kompagnieführers im Feldzug 1870/71. Mit einer Uebersichtskarte von Nordfrankreich. München, Beck. 1890. 8. 2 M. 25 Pf.

Kolde, T., Ueber Grenzen des historischen Erkennens und der Objectivität des Geschichtsschreibers. Rede. Erlangen, Bläsing. 1890. Gr. 4. 80 Pf.

Kranewitter, F., Kulturkampf. Erzählende Dichtung. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M.

Krause, E., Abriss der Entwickelungsgeschichte der Oper mit litterarischen Hinweisen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 8. 2 M.

Kretschmer, H., Unse Pauern. Bilder aus dem schlesischen Landleben in schlesischer Mundart. Breslau, Köhler. 8. 1 M. 50 Pf.

Krey, E., Erwägungen über Einleitung und Herbeiführung einer Reform des höheren Schulwesens. Greifswald, Bamberg. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Krüger, Helene, Blumen-Reigen. Mit eigenen und ausgewählten Gedichten. München, Stroefer. 1890. 12. 2 M. 50 Pf.

Krummacher, Maria, Unser Großvater. Ein Lebensbild in Briefen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 6 M.

Laien-Predigten in Versen. Verfaßt auf der Wanderung in Wald und Gebirg. Von einem Nichttheologen. Bremen, Nößler. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Maurus, H., Die Lösung der Arbeiterfrage aus dem Rechtsstandpunkte. Berlin, Hennig. 1890. Gr. 8. 1 M.

Merten, B., Proletarier's Lehr-Jahre. Ein Kapitel „Sociale Frage". Luxemburg, Brück. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Nömaier, J., Der Fährmann von Hannreut. Ein Schauspiel aus der Zeit des Schwedenkrieges. Straubing, Volks- und Jugendschriften-Verlag. 8. 60 Pf.

Pipirs, A., Erlebnisse eines jungen Deutschen zur See und in fremden Ländern. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt von ihm selbst erzählt. Ragnit. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Plehn, K., Das eherne Lohngesetz. Eine socialpolitische Betrachtung für die Gegenwart. Berlin, Wilhelmi. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Reorganisation des deutschen Adels. Leipzig, Rauert u. Rocco. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Schilling von Canstatt, Freih., Geschichte des 5. badischen Infanterie-Regiments Nr. 113. Mit Farbendrucken, Karten und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Schlieben, A., Das Schwein in der Kulturgeschichte. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Emin Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika“.

Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 61 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine gedrängte Bearbeitung von Stanley's Werk „Im dunkelsten Afrika“ zu wohlfeilem Preise, ein Seitenstück zu dem bereits in fünfter Auflage vorliegenden Werke desselben Verfassers: „Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France“.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“, die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ergebnisse
der
Internationalen Marine-Conferenz
zu Washington
und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen.

Eine kritische Studie von

Georg Wislicenus, Kapitänlieutenant a. D.

Mit 3 Abbildungen. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Vorliegende Schrift behandelt die brennendste Tagesfrage auf nautischem Gebiet, das internationale Straßenrecht zur See. Im Anschluß an die Beschlüsse der Conferenz zu Washington hebt der Verfasser deren hohe Bedeutung für Deutschlands Seewesen hervor und knüpft daran eine eingehende Kritik und sehr beachtenswerthe Vorschläge.

BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-
Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen
auf 98 Tafeln,
darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Diese vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's empfiehlt sich durch ihre literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 5. März 1891.

Inhalt: M. Carriere's „Sittliche Weltordnung". Von L. Weis. — Historische Romane. Von Robert Waldmüller. — Neues aus der Miniaturliteratur. Von Eduard Maria Schranka. — Philosophisches. Von Bernhard Münz. — Aus der Zeit der Gegenreformation. Von Karl Jentsch. — Afrikabücher. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

M. Carriere's „Sittliche Weltordnung".

Die sittliche Weltordnung. Von Moriz Carriere. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 8 M.

Es ist eine Freude, ein Werk eines Altmeisters im Dienste des Idealismus anzuzeigen, und die Freude ist noch größer, da es gilt, in unserer dem Idealismus vielfach abgewendeten Zeit auf die zweite Auflage eines Werks dieses Altmeisters aufmerksam zu machen. Denn es ist nicht nur eine Ehre für den Meister, dem es gelang, sich in dieser Zeitströmung Beachtung zu verschaffen; es ist zugleich ein Trost zu erfahren, daß auch diese Zeit dem Idealismus noch zugethan ist.

Carriere's „Sittliche Weltordnung" erschien zuerst 1877 und wurde damals in d. Bl. besprochen. Die Bedeutung des Buchs erfordert neuen Hinweis auf dasselbe. Es wurde seinerzeit angeregt durch eine Rede, welche Carriere in München hielt, am Abend des Tages, an welchem die Kunde vom Siege bei Sedan angekommen war. Diese begeisterte Rede über „Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben unserer Zeit" ist als Einleitung dem Buche vorgedruckt und ist heute, wo viele Erinnerungen schwächer geworden, erst recht lesenswerth. Die Art nun, wie damals der Redner die sittliche Weltordnung darstellte, war neu und regte ihn daher an, seine Ansicht ausführlich zu entwickeln und zu begründen. Aber er nahm es nicht leicht mit dieser Arbeit; sollte sie doch zugleich der treue wahrhaftige Ausdruck seines Glaubensbekenntnisses sein. Sieben Jahre währte es, bis er das Erarbeitete druckreif fand. Und welche Fülle bringt sein Buch! Sein Glaubensbekenntniß baut sich auf auf der Darstellung der ganzen geschichtlichen Entwickelung der hierher gehörenden Fragen. Aber das Buch bringt keine trockene Aufzählung. Alles ist lebendig, ist anschaulich und überall erfreut uns der milde, versöhnliche Sinn, der selbst bei den Gegnern den berechtigten Kern herauszuheben sucht. Gern schließen wir uns der Anerkennung an, welche dem Verfasser bei der ersten Auflage wurde: „Es ist kein todtes Buch, sondern ein lebendiger Mensch."

Der Verfasser bespricht zuerst „Die mechanische Naturordnung und die Materialisten". Um so werthvoller ist diese Besprechung, als sich Carriere dabei ganz und voll auf den Boden der neuesten naturwissenschaftlichen Kenntnisse stellt und unparteiisch bestrebt ist, das Berechtigte in dieser Lehre anzuerkennen. Um so überzeugender freilich tritt das Ungenügende und Gefährliche dieser Lehre hervor. Das Ungenügende; denn es ist unmöglich, aus bloßen Atomen das Geistige zu erklären und entstehen zu lassen. Das Gefährliche; denn sie lehrt, die Natur kenne keinen Unterschied zwischen gut und böse, da alles Thun des Menschen eine Folge von naturnothwendiger Gehirnbildung sei. Mathilde Reichardt dankt daher einem Moleschott: „Sie lehrten mich die Menschheit lieben wie sie ist; und selbst den Dieb und Mörder hat mich Ihre Lehre achten und seine Menschenrechte anerkennen gelehrt." Hier kann sich mit Recht Carriere des Spottes nicht enthalten. Warum nur den Unterschied zwischen gut und böse aufheben? Warum nur das Böse entschuldigen und nicht auch das, was man als falsch und irrig ansieht? Die Gehirnsecretionen im Kopfe der Päpste geschehen so naturgesetzlich als im Kopfe der Kraft- und Stoffprediger. Hellwald selbst sagt: „Der im Gehirn sich abwickelnde Denkproceß ist kein anderer für den richtigen als für den irrigen Gedanken." Warum deshalb die hiernach ebenfalls naturgesetzlichen Ideale nicht ebenfalls lieben, wenigstens so wie die Diebe und Mörder? Aber statt den Idealismus und den Materialismus als naturgesetzliche Gehirn-

erzeugnisse gleichmäßig gelten zu lassen, lehrt, wie alle Materialisten, auch Hellwald: Aufgabe der Wissenschaft ist es, alle Ideale zu zerstören, ihre Hohlheit, Nichtigkeit zu erweisen, zu zeigen, daß Gottesglaube und Religion Trug, daß Sittlichkeit, glühende Liebe, Freiheit und Menschenrechte Lüge sind."

Der zweite Abschnitt bespricht den „Idealismus", welcher in Cartesius, Kant, Fichte seinen Anfang nimmt und

dessen Einseitigkeit dazu gelangt, die Welt nur als eine Vorstellung erscheinen zu lassen und deren falscher Spiritualismus den Geist als raum- und zeitlos betrachtet, weil Raum und Zeit Formen der materiellen Welt seien. Wie aber eine raumlose Seele einen Sitz im räumlichen Körper habe, wie sie von räumlicher Bewegung berührt und beeinflußt werden kann, das ist unfindbar.

Diese Gegenüberstellung einer ausgedehnten, räumlichen Materie und einer nicht ausgedehnten, möglichst punktuellen Seele ist uralt, nicht erst von dem Cartesischen Idealismus aufgebracht. Um so mehr aber rühmen wir Carriere's Auffassung als einen wichtigen Fortschritt in der Erkenntniß des seelischen und geistigen Seins und Lebens.

Im dritten Abschnitte: „Das Sein und Erkennen; Grundzüge des Realidealismus", entwickelt dann Carriere auf Grund der berechtigten Kerne im Materialismus und Idealismus seine eigene Weltanschauung, den Realidealismus. Stoff und Geist sind ihm gleichzeitig ein Vorhandenes und Gegebenes. Die letzten Theile der Materie,

die Atome und die Seelen sind das Wirkliche, Ursprüngliche. Was die Atomkraft für die Natur, das ist die freie vernünftige Persönlichkeit für das Reich des Geistes. Aber alles ist einheitlich verbunden und wechselwirkend; denn die eine Urkraft bestimmte sich in einem System von Kräften. Die höchste Form des Seienden aber ist das seiner selbst mächtige und sich in sich selbst bestimmende, die Welt in sich aufnehmende und die eigenen Zwecke in ihr ausführende Reale oder Kräftige, das wir in dieser höchsten Vollendung Persönlichkeit nennen.

Selbstgefühl, Selbstbewußtsein, Willen, Streben, Lebendigsein, Thätigsein sind die Urmomente dieser höchsten oder geistigen Kraft, die sich als Einzelnes, als ein Selbst erfaßt und sofort in eine Welt des Seinsollenden gestellt fühlt und sieht. Denn dieses Selbst fühlt und erkennt sofort seine eigene Unfertigkeit und das Misverhältniß seines Wissens und Wollens zur umgebenden Welt. Deshalb ringt dieses Selbst nach dem, was sein soll; nach der Vollendung seiner Persönlichkeit als seiner Selbstverwirklichung; es ringt nach dem, was allgemein gesetzlich, ewig gültig ist, nach der Verwirklichung des Sittengesetzes oder des Guten. Nicht ausgeschlossen ist, daß die einen im Unfertigen verharren, die andern ihren Willen zum Gegentheile, dem Bösen, verkehren.

In den Abschnitten „Die Freiheit im Lichte der Entwickelungslehre", „Das Seinsollende, die sittliche Welt" legt der Verfasser vollständiger als in der ersten Auflage das Wesen der Freiheit dar und beantwortet die Frage, wie wir zum Sittengesetze kommen:

Wie sind moralische Urtheile möglich? Weil wir zur Selbstbestimmung fähige Wesen sind, die das Gesetz nicht als Muß, sondern als Soll in sich finden; die eine Unterscheidungsnorm des Guten und Bösen in sich tragen, aber sich für das eine oder andere entscheiden können.

Mit Recht ruft dabei Carriere: „Gottlob, wir können irren!" Denn nur in dieser Möglichkeit ist die Freiheit des menschlichen Geistes gewahrt. Keineswegs ist, können wir beifügen, diese Möglichkeit das Zeichen einer schwächern, geistigen Kraft, wie die alten Aegypter meinten, welche den irrenden, zweifelnden Menschen beklagend, die Thiere anbeteten, in deren instinctvollem Leben sie die Gegenwart einer ruhig und sicher wirkenden Gottheit erblicken. Diese Irrthumsmöglichkeit erhebt des Menschen Geist über den Thierinstinct, läßt ihn als sittlich freies Wesen sich zu den Idealen der Welt, aus dem Endlichen zu dem Ewigen erheben, läßt ihn dies Ideale frei bethätigen, läßt ihn den Willen des Ewigen, des Vaters im Himmel, zum eigenen machen. Begeistert und beherzigenswerth entwickelt daher auch der Verfasser, daß der Mensch nicht von Natur frei sei, daß die menschliche Freiheit nichts Fertiges, nichts ein für allemal Gegebenes sei. Sie ist andauernd zu bethätigen, und nur in der Art seiner Selbstverwirklichung kommt sie bei dem Einzelnen zur Erscheinung und bleibt sie lebendig. Nur wenn

der besondere Wille sich recht versteht, sich erkennt als das Glied eines Ganzen, das sein eigener Lebensquell ist, sodaß er das eigene Wesen nur vollendet, wenn er den Zweck des Ganzen zum seinigen macht; wenn er mit eigenem Streben und Wissen die sittliche Weltordnung verwirklichen hilft. Dann ist er im Reiche der Freiheit und der Liebe wahrhaft frei.

Die übrigen Abschnitte heißen: „Das Gute und Böse", „Die Rechtsordnung und der Staat", „Der Emporgang des Lebens in Natur und Geschichte", „Das Weltleid und seine Ueberwindung. Unsterblichkeit", „Die Kunst", „Die Religion", „Gott". Es ist hier nicht möglich, auf Einzelnes weiter einzugehen. Das Bedeutendste erscheint uns, daß der Hinweis auf die Entwickelung zur Freiheit, auf die Selbstverwirklichung derselben und außerdem die Begründung des Wesens der Persönlichkeit sich durch alle Betrachtung hindurchzieht. Natürlich gewinnt dabei auch der Urgrund der Dinge die Form der Persönlichkeit. Carriere's Gott ist ein persönlicher Gott. Und warum nicht? Trefflich weist Carriere nach, daß die Meinung, Gott sei nur als Universum, als All, als moralische Weltordnung zu denken, da ein persönlicher Gott ein beschränkter Gott sei, irrig ist. Persönlich sein heißt selbstbewußt, selbstthätig sein. Die höchste Persönlichkeit ist daher auch Herr und Meister aller Wahrheit, aller Macht und aller Liebe. Die vernünftigste Auffassung des Verhältnisses der göttlichen zur menschlichen Persönlichkeit ist aber die unter dem Gleichnisse des Vaters zu seinem Kinde. Mit Recht nennt Carriere deshalb es auch kleinsinnig: die Religion aus der Furcht abzuleiten. Und absichtlich wiesen wir daher schon vorhin auf die alten Aegypter, welche im Instincte der Thiere, gleichsam dem Unbewußten Hartmann's, eine ruhige sicher wirkende Gottheit anschauten.

Aehnlich auch entstanden Stern- und Sonnendienst beim Anschauen der unveränderlich harmonischen Bewegung der einzelnen Körper, beim Anschauen der übermenschlichen Pracht und Herrlichkeit des Ganzen und im Gefühl des Dankes für dies leuchtende, belebende, befruchtende Licht.

Bei der Fülle des Vortrefflichen, was Carriere bietet, dürfen wir außer Acht lassen, ob wir uns mit allem einverstanden erklären können. Wir sehen bei dem Gebotenen dankbar gern von Einzelheiten ab und rühmen die Weise, wie Carriere in unserer Zeit die Welt als eine sittliche und Gott als einen persönlichen begeistert dargestellt hat.

L. Weis.

Historische Romane.

1. Judith Trachtenberg. Erzählung von Karl Emil Franzos. Breslau, Trewendt. 1890. 8. 5 M.
2. Des Weltumseglers Heimat. Culturhistorische Erzählung von Gustav und Ina von Buchwald. Neustrelitz, Barnewitz. 1890. Gr. 8. 5 M.
3. Olaf Hellichius. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert. Von Wilhelm Adolf Quitzow. Drei Bände. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 10 M. 50 Pf.

Gleich den beiden letztgenannten Büchern greift die Geschichte der unglücklichen „Judith Trachtenberg" von K. E. Franzos (Nr. 1) in die Vergangenheit zurück, wenn auch nur um zwei Menschenalter, und da sie sich auf dem Boden einer kleinen ostgalizischen Landstadt bewegt, so macht sie uns mit Zuständen aus der Blütezeit des Metternich'schen Regiments bekannt. Ein sogenannter Kreiscommissar ist dort die allmächtigste Persönlichkeit. Seinem Namen nach ein Pole, wird er als Falschspieler, als Schuldenmacher und als jeder Bestechung zugänglicher Richter geschildert. In seinen Salons darf die schöne Jüdin Judith verkehren, denn ihr Vater, der wohlhabende Lichtzieher Trachtenberg, ist der Meinung, daß als Jude geboren zu werden jedenfalls „ein Schicksal" ist und daß seine Kinder, die er in Pietät für das Judenthum erziehen läßt, sich bei Zeiten an die ihnen seitens der Christen bevorstehenden Kränkungen gewöhnen müssen; um so sicherer, meint er, werden sie sich darüber mit dem Troste weghelfen, „daß sie für etwas leiden, was ihrem Herzen theuer und der Schmerzen werth ist". Diese Rechnung erweist sich als ein Trugschluß, schon deshalb, weil aus Rücksicht auf die Allmacht des Kreiscommissars der alte Trachtenberg sich über den schlechten Leumund des Commissars hinwegsetzt. Rafael, der Bruder Judith's, eine streng rechtliche Natur, hält sich von jenem Verkehr denn auch fern und wird durch den Zwiespalt, in den er mit seiner Schwester und deren Neigungen geräth, zu einem immer erbittertern Verfechter des orthodoxen Judenthums, während Judith, von den Huldigungen eines jungen polnischen Grafen unter Beihülfe des Commissars berauscht, zu Grunde geht. Die vielen Phasen der Scheinehe, die sie in gutem Glauben eingegangen ist, bilden den Inhalt der Erzählung. Dem heutigen Geschlechte, das die einstige Mishandlung und Verachtung des Judenthums sich nur noch an der Hand der aus Rußland kommenden Nachrichten vergegenwärtigen kann, wird manches in dem Buche als undenkbar erscheinen. Aber es handelt sich ja auch hier um Halbasien, und es fragt sich, ob ein großer Theil der Zustände ostgalizischer Landstädtchen den in dieser Erzählung entworfenen Schilderungen nicht noch heute entspricht. Wie in manchen frühern Schriften des ortskundigen Verfassers erhalten die Leser in diesem Romane Einblicke in die Treue, bis zur Starrheit, des ostgalizischen Judenthums, und vor allem diese Seite des Romans wird lebhaft interessiren.

„Des Weltumseglers Heimat" (Nr. 2) ist ein höchst ungewöhnliches und nicht gerade mühelos zu lesendes Buch. Im Vorworte des vom Ehepaare G. und J. von Buchwald gemeinsam verfaßten Romans heißt es:

> Bei den Ausgrabungen, die ich, zumeist von meiner Frau thatsächlich unterstützt, auf den Feldmarken von Kratzeburg, Wendorf und Freidorf leitete, formten wir gesprächsweise die Erzählung von des Weltumseglers Heimat und schrieben sie, stets eines des andern Entwürfe überarbeitend, im Winter nieder. . . . Was der Volksmund redete von alten Sagen aus Burg und Dorf und von heidnischen Grabstätten und alter Sitte, dem haben wir gern gelauscht. Was wackere Weidgesellen auf der Jagd oder beim Becher launig erzählten, auch das suchten wir festzuhalten. . . . Will darob kopfschüttelnd ein Kritikus der deutschen Sprache schönsten Hexameter anführen und sagen:
>
> Kinder, wie könnt ihr so sein! Ich weiß nicht, wie man so sein kann —
>
> so antworten wir mit dem bescheidenen Pentameter:
>
> Anners könt wi nich sin, wiil dat wi eenmal so sünd.

Nach der letztern Probe, welche ganz Fritz Reuterisch geartet ist, sieht der Leser, einigermaßen enttäuscht, sich einem hochdeutschen Romane gegenüber, dem allerdings im Laufe der Erzählung ein gut Theil mecklenburger Platt eingewoben ist. Wäre das letztere die vorherrschende Sprache des Buchs, so hätte dasselbe für seinen vornehmlichen Leserkreis — und das ist doch zweifellos, schon wegen seiner großen Ausführlichkeit über die örtlichen Verhältnisse, die Bevölkerung Mecklenburgs — unbedingt weit höhern Reiz, und von Oberdeutschen würde es ja dennoch ebenso gut verstanden werden, wie sie Fritz Reuter und Klaus Groth verstanden haben. Verwunderlich klingt das Hochdeutsch vor allem im Munde von Personen, die dasselbe „häßlich" nennen. So spricht Dilla zu dem Weltumsegler, der ihr zu Weihnacht ein plattdeutsches neues Testament schenkt:

> Vielen Dank, Meister Jost, dies Neue Testament aus Luther's häßlichem Oberdeutsch in unser treuherziges Platt übertragen, ist die schönste Gabe des Abends.

Und dieses selbe, dem Oberdeutsch so abholde Fräulein spricht im ganzen Buche, auch wenn sie allein ist, nicht ein Wort Plattdeutsch; das letztere wird überhaupt in dem Buche nicht von andern Leuten geredet, als dies etwa heute in Mecklenburg der Fall ist. Dennoch bezwecken alle Schilderungen, uns völlig in die dort vor drei Jahrhunderten üblich gewesene Rede-, Denk- und Lebeweise zu versetzen, der Weltumsegler bedient sich sogar vorzugsweise noch Pfeil und Bogens. Bei der Schilderung des Weihnachtsfestes ist uns aufgefallen, daß der Tannenbaum bereits dieselbe Rolle spielt wie heute. In Schleswig-Holstein soll nach einer unlängst in den „Hamburger Nachrichten" veröffentlichten Skizze („Weihnachtsgebräuche früher und heute") der Tannenweihnachtsbaum „kaum vor 1800 nachzuweisen sein", erst in den vierziger Jahren begann er sich, nach dieser Quelle, allmählich über das platte Land zu verbreiten, nachdem er aus den tannenreichen süddeutschen Gebirgsdörfern (nach Wien kam er erst vor 60 Jahren) gen Norden gewandert sei. Ist in Mecklenburg in der That der Brauch so sehr viel ältern Datums? Auch der Waldmeister (Möschen) spielt im Zusammenhange mit dem Rheinweine in dem Romane schon eine Rolle, und von einem blühenden Birnbaume hören wir, er sei tausend Jahre alt. Es würde sich empfehlen, bei einer etwaigen zweiten Auflage die nähern culturhistorischen Nachweise über alle derartigen interessanten Forschungsergebnisse der beiden Verfasser dem wißbegierigen Leser nicht vorzuenthalten, denn auf diese ist die breite Anlage der ganzen Erzählung doch vorzugsweise berechnet. Ueber den Inhalt sei hier nur verrathen, daß der Weltumsegler gegen den Schluß des Buchs seine Sehnsucht, über seine Herkunft Näheres zu erkunden, erfüllt sieht und daß ihm durch die Zuneigung eines liebevollen Mädchens — eben jener Dilla — auch das Glück zutheil wird, sich am eigenen Herde zur Ruhe zu setzen.

Der historische Roman „Olaf Hellichius" von W. A. Quitzow (Nr. 3) hat in der Hauptsache den Umsturz der schwedischen Verfassung durch den jungen, unternehmenden König Gustav III. zum Gegenstande. Der Verfasser beginnt mit der Kindheit Olaf's, d. h. derjenigen Persönlichkeit, dessen sich der König bei seinem Handstreiche zunächst versicherte und die dann als Commandant von Christianstad den Reichsständen durch ein Manifest den Gehorsam aufkündigte. Wie man weiß, hatten zwei aristokratische Parteien, die Hornische und die Gyllenborgische — die Mützen und die Hüte — den Königsthron nach und nach um einen großen Theil seiner Vorrechte gebracht. Durch Frankreich dazu angeleitet, faßte der junge König bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1771 den Plan, mit Hülfe des Bürger- und Bauernstandes die Adelsaristokratie zu stürzen. Scheinbar nur bestrebt, die hadernden Parteien zu versöhnen, arbeitete er doch im stillen durch Flugschriften und auch durch vielfache Berührungen mit den untern Volksklassen an der Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Vor allem aber richtete er sein Augenmerk auf die jüngern Offiziere, deren mehrere Hundert er nach und nach mit dem Gedanken an die Nothwendigkeit einer minder gefesselten Regierungsgewalt des leutseligen Staatsoberhauptes zu erfüllen wußte. Schon im folgenden Jahre durfte Olaf Hellichius das Zeichen zur Auflehnung gegen den Reichsrath geben; die Brüder des Königs stellten sich, gleich diesem selbst, als widerstrebe ihnen das Politisiren militärischer Befehlshaber, und der geheime Ständeausschuß glaubte den Aufstand im Keime unterdrücken zu können. Ehe es aber so weit kam, wußte der König es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und einigen Mitgliedern des Reichsraths zu bringen, und nun erwiesen sich die von ihm getroffenen Vorbereitungen als so gut berechnet, daß mit Hülfe des Militärs in wenigen Stunden die alte Verfassung nur noch ein Blatt Papier war. Eine neue hatte er schon in Vorbereitung, und zwei Tage darauf wurde sie, angesichts der mit brennenden Lunten das Versammlungshaus bedrohenden Artillerie, nach einer kraftvollen Rede des Königs angenommen und beschworen.

Diese geschichtlich bekannten Vorgänge sind so bedeutender Art, daß sie auch in der Romanform nicht an Interesse verlieren. Das hinzugedichtete Beiwerk wird durch die Staatsaction allerdings um einen großen Theil seiner Anziehungskraft gebracht, und weniger pflegt in solchen Fällen mehr zu sein. Ohne Zweifel verdankt diese dreibändige Erzählung vom siegreichen Kampfe eines fünfundzwanzigjährigen, kaum erst zur Herrschaft gelangten hochbegabten, beredsamen, mit seltener Liebenswürdigkeit, Energie und Selbstherrlichkeit ausgerüsteten Monarchen ihre Entstehung dem in der Lesewelt herrschenden Bedürfnisse nach zeitgemäßen Stoffen. Wo ein junger Fürst sich's angelegen sein läßt, eine neue Zeit heraufsteigen zu machen, wird man sich immer gern nach Parallelen umschauen. Es möchte dem Ernste eines historischen Romans aber entsprechen, Staatsstreiche, wie der von Gustav mit Zuhülfenahme von Verstellung und Wortbruch durchgeführte, nicht einzig von ihrer Lichtseite darzustellen, wie dies hier geschehen ist. Die Folgen seiner Misachtung der ehrenhaften, wenn auch langsam zu löblichem Ende führenden Mittel hat auf seine weitere Regierungszeit tiefe Schatten geworfen. Als allmächtig Gewordener bewundert und umschmeichelt, hat er geglaubt, dem Staate durch versailler Prunk und Glanz und durch kriegerische Wagnisse aufhelfen zu können, nicht ohne die Abgaben ins Unerschwingliche zu steigern. Und endlich ist er, wie er Gewalt vor Recht gesetzt hatte, gewaltsamen Todes gestorben; von Auber in Verse gebracht, von Auber und Verdi in Musik gesetzt, lebt er noch auf den Bretern fort.

Robert Waldmüller.

Neues aus der Miniaturliteratur.

1. Lichtstrahlen aus Schiller's Werken von Adolf Wechsler. Leipzig, Opetz. 1890. 8. 1 M.
2. Zeitraketen aus Oesterreich. (Gedichte.) Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 12. 60 Pf.
3. Spottdrossel-Klänge von D. Haek. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 1 M. 40 Pf.
4. Aphorismen von Maria von Nievenstern. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M.
5. Kleine Münze. Epigramme und Sinnsprüche von Franz von Schönthan. Berlin, H. Conitzer. 1890. 24. 2 M.
6. Nordische Diamanten. Denksprüche aus der Schatzkammer der skandinavischen Literaturen, gesammelt und herausgegeben von Emil Jonas. Neuwied, Heuser. 1891. 12. 2 M.
7. Fabeln und Parabeln. Sprüche von Otto Weddigen. Vierte vermehrte Auflage. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1891. 8. 2 M.

Miniaturliteratur könnte man auch das große Gebiet der Sentenzen und Spruchliteratur nennen, welches besonders heute so stark gepflegt wird.

A. Wechsler's „Lichtstrahlen aus Schiller" (Nr. 1) (nicht zu verwechseln mit dem Ulmer Adolf Wechsler, noch weniger aber mit Ernst Wechsler) sind ein ganz überflüssiges Buch; denn erstens ist Schiller für sich schon viel zu oft ausgeschrieben worden, als daß noch etwas Neues gefunden werden könnte, der Herausgeber hätte verdienstlicher gehandelt, wenn er die Lichtstrahlen eines andern Autors gesammelt hätte; zweitens ist die Anordnung der herausgehobenen Citate als lexikographische zwar eine gut gewählte, doch hätte bei einem Heros, wie Schiller, außerdem noch ein anderer Gesichtspunkt mit gewahrt werden können, und drittens fehlt jeder, aber jeder Stellenbeleg, was bei derlei Arbeiten eine unerläßliche Bedingung ist. Ein Citat, ohne genaue Angabe des Ortes woher, ist streng genommen kein Citat.

Die anonymen „Zeitraketen aus Oesterreich" (Nr. 2) scheinen einen tüchtigen Politiker zum Verfasser zu haben und sind stellenweise mit einer Schärfe geschrieben, durch welche sich gar viele Schriften der schweizer Verlagsanstalt auszeichnen. Wenn auch Bauernfeld, welcher als Muster dieser Gattung vorgeschwebt haben mag, nicht erreicht wird, manche bittere Wahrheiten und kräftige Pillen enthält das Büchlein immerhin, sodaß es seinem Autor die Ehre der Confiscation in Oesterreich eintragen kann. Als Beweis nur das gelungene

Regierungsrecept.

„Ein bischen blaues Blut,
Ein bischen heiligen Schein,
Dann recht viel Slawenwuth
Und deutsche Duldung drein" —

So meint ihr, daß die Arzenei
Für Volk und Staat belebend sei.
Ja richtig! Euer Zaubertrank
Macht keinen todt, nur alle krank.

Eine freilich nur etwas theilweise Aehnlichkeit tragen die „Spottdrossel-Klänge" D. Haek's (Nr. 3) zur Schau. Ist der Verfasser von Nr. 2 eine politische Spottdrossel, so tritt Haek diesmal meist in literarischen Sachen geharnischt auf den Plan, obwol auch er es versucht, hie und da politische Schläge auszutheilen. Haek ist ein geistreicher Schriftsteller, das hat er mit seinen „Arabesken und Grotesken" bewiesen, welche ich im Vorjahre in d. Bl. so günstig zu beurtheilen das Vergnügen hatte; er ist ein beginnender Meister in der ausdrucksvollen Kürze und die vorliegenden „Spottdrossel-Klänge" sind mitunter schon viel zu lang. Wir freuen uns lieber wieder auf einen Band Haek'scher Aphorismen.

Auch unter die Miniaturisten ist Maria von Nievenstern gegangen, indem sie ihre „Aphorismen" (Nr. 4) erscheinen ließ. Ich will nicht so grausam sein, ihre Leistung an den mustergültigen Aphorismen des Classikers der Aphorismenliteratur, d. h. an jenen von Ebner-Eschenbach zu prüfen. Aphorismen schreiben scheint sehr leicht, darum die heutige Hochflut, gute Aphorismen schreiben ist aber vielleicht das Schwierigste und nicht alle Miniaturisten sind auch Touristen auf diesem Gebiete. Immerhin war es von M. von Nievenstern nicht vermessen (und das Gegentheil kommt heute sehr oft vor), mit ihren 300 Aphorismen hervorzutreten, denn von dieser Zahl kann immerhin ein Sechstel mit dem Urtheile „Sehr gut" bezeichnet werden, und das will bei der modernen Aphorismenüberproduction immerhin viel sagen.

Eine Art Selbstkritik und ein berechtigtes Selbstbewußtsein spricht das gut gewählte Motto von Karl Gerock aus:

Einer in den Weg mir trat:
„Halt die sind gestohlen!
So in meinem Garten grad
Blühen die Violen!"

Narr! in deinem Gartenland
Blühn sie nicht alleine,
Was ich selber sucht' und fand,
Ist und bleibt das Meine!"

Der Titel von Franz von Schönthan's „Kleine Münze" (Nr. 5) ist zwar schon oft für Aphorismen gewählt worden, ist aber keineswegs abgegriffene Münze; im Gegentheile, sie dürfte oft ergriffen werden können, ohne ihren Glanz zu verlieren, denn der Procentsatz an echtem Metall ist kein geringer. Ehrlichkeit in der Kritik soll man mir nicht absprechen können, und wenn ich mir auch unlängst bei anderer Gelegenheit nicht versagen durfte, mit dem bekannten Autor strenger ins Gericht zu gehen: der Wahrheit immer eine Gasse — Schönthan's „Kleine Münze" zusammen summirt sich immerhin zu einem ganz achtungswerthen Talent im Sinne des altgriechischen Cursus.

Ein großes Verdienst um die Bereicherung der Aphorismenliteratur durch Bekanntmachung mit solchen fremder Sprachen hat sich Emil Jonas durch die Herausgabe seiner „Nordischen Diamanten" (Nr. 6) erworben. Viel-

leicht erinnert sich noch mancher Leser d. Bl. meines gelegentlich eines meiner frühern kritischen Artikel gethanen Ausspruches: Ein Aphorismus muß ein Brillant sein, an Werth des Inhalts und an Schliff der Form. Von einem solchen Gedanken mag Jonas ausgegangen sein, als er für seine Sammlung aphoristischer Stellen aus den skandinavischen Literaturen den Titel „Nordische Diamanten" wählte. Solche Aphorismensammlungen sind werthvoller als oft Dutzende von Bucherscheinungen mit neuen schwachen Aphorismen so vieler moderner Schriftstellerlinge.

Otto Weddigen's „Fabeln, Parabeln und Sprüche" (Nr. 7) liegen bereits in vierter Auflage vor, jedenfalls ein schöner Erfolg, der mehr besagt als jede Kritik, obwol man sich durch die bloße höhere Auflageziffer nicht täuschen lassen muß, denn da fallen noch viele andere Umstände in die Wagschale, die nur dem Eingeweihtern bekannt und verständlich sind.

Uebrigens sind Weddigen's Fabeln sowol die in Prosa als auch jene im poetischen Gewande wirklich gut und oft orginell. Mich haben die letzten zwei Seiten besonders interessirt, weil ich Weddigen auch als Räthseldichter kennen lernte, was mir, der ich an einer größern Literaturgeschichte des Räthsels arbeite, zu erfahren neu war.

Eduard Maria Schranka.

Philosophisches.

1. Die Hygiene des Blutes. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1890. 8. 1 M.

Das Blut ist das Leben. Ohne Blut gibt es keinen lebenden Menschen und ohne gutes Blut keinen gesunden Menschen. Ohne Blut von bester Beschaffenheit hat man keine gesunden Kinder, weil man andern nicht mittheilen kann, was man selbst nicht hat; gleichwie ein armer Mensch mit seinem Brote sich kümmerlich durch das Leben schlagen, aber andern nichts davon abgeben kann. Der Hauptstoff zur Bereitung eines guten Blutes kommt aus der Küche; gleichwol kann man selbst bei bester Küche ein schlechtes Blut haben, wenn man es nicht frei von Unrath zu erhalten versteht. So schließt sich an die „Hygiene der Küche" als nothwendige Ergänzung die „Hygiene des Blutes", welche uns zeigt, wie das Blut verdorben und vergiftet werden kann, wie wir es beleben und reinigen müssen, damit auf uns die wehmüthigen Verse Dante's:

Zu welchem schnöden Ende mußt du fallen
O Mensch, der du zum Aufflug bist geschaffen —

keine Anwendung finden.

2. Aus den Tiefen des Traumlebens. Eine psychologische Forschung auf Grund eingehender Beobachtungen. Von Max Gießler. Halle a. S., Pfeffer. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Traum ist seinem Grundwesen nach das anschauliche Einzelbild irgendeiner Existenz, welches meist nur in erklärbarer Beziehung zu seiner unmittelbaren Umgebung wiederkehrt, sonst aber alle weitergehenden räumlichen und zeitlichen Einordnungen sowie alle Aehnlichkeiten abstreift. Obwol schon Aristoteles die Träume einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzog, hat doch theils der Schimmer des Geheimnißvollen und Prophetischen, der selbst in den Augen wissenschaftlicher Denker sie noch zuweilen umgibt, theils ihr phantastischer, sprunghafter Verlauf, welcher der begrifflichen Elemente entbehrt, zur Folge gehabt, daß die Wissenschaft ihnen eine stiefmütterliche Behandlung angedeihen ließ. Und doch hätten sie ein besseres Los verdient! Schon der Umstand, daß unsere Seele während eines großen Theiles ihres Daseins im Traumzustande verharrt, dürfte die Forderung nach einer eingehenden Erforschung der Traumvorgänge rechtfertigen. Zudem liefert die Betrachtung der Traumwelt den Schlüssel zur Lösung bedeutsamer Probleme, nicht allein für die höhern geistigen Thätigkeiten des Menschen im wachen Zustande, sondern auch für die niedern geistigen Existenzen des Thierreichs, sowie für zahlreiche abnorme Erscheinungen, beispielsweise die des Hypnotismus. Das vorliegende Buch ist ein nicht zu unterschätzender, groß angelegter Versuch, diese Lücke auszufüllen. In die Tiefen des Traumlebens dringend und aus ihnen schöpfend, bietet der Verfasser eine Ergänzung zu den bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Traumpsychologie. Er bearbeitet den Boden, welcher bisher von der Forschung wenig oder gar nicht gepflügt wurde und knüpft dabei vornehmlich an solche Träume an, welche als eigene Erlebnisse des analysirenden Psychologen die Gewinnung neuer Gesichtspunkte erleichtern. Die entwickelten Gesetze haben eine feste Stütze an der erdrückenden Masse des ihnen zu Grunde liegenden empirischen Materials. Verfügte Gießler doch über eine Anzahl von über 400 Träumen, welche er zum großen Theile an sich selbst beobachtet und in gewissenhaftester Weise entweder noch in der nämlichen Nacht oder aber gleich an dem darauffolgenden Morgen aufgezeichnet hatte.

3. Handbuch der Ethik. Von Hermann Wolff. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 2 M.

Wir haben es hier mit einem guten und einem größern Leserkreise zugänglichen Handbuche der Ethik zu thun, das auf analytisch-inductiver Grundlage aufgebaut ist. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß der Mensch seiner ganzen psychologischen Anlage nach zum Eudämonismus geboren ist, daß sein ganzes psychisches Wesen auf das Einzelwohl hindeutet. Er fügt aber mit dem gleichen Rechte hinzu:

Und trotzdem! So psychologisch wahr diese Consequenzen auch sein mögen, so enthalten sie doch noch nicht die letzte Spitze der Erwägungen. So eudämonistisch auch die Natur des Menschen von Haus aus angelegt sein mag: trotzdem hat sich aus schwachen Regungen und kleinen Anfängen heraus ein Gesetz in der Menschheit entwickelt, welches sie zwingt, das wahre Glück nicht mehr in dem eudämonistischen Einzelglück, sondern in dem moralischen Glück der Gesammtheit zu finden. Und dieses ist das edlere und höhere.

Die Quelle der Moral ist der Zustand der Achtung der im wesentlichen körperlich wie seelisch gleich organisirten Menschen vor einander, welcher der Entwickelung der sinnigen socialen Gefühle und der Erkenntniß von der Wesensgleichheit aller Menschen entspringt. Dieser Zustand der Achtung hat zur Folge, daß der Mensch aus dem Naturzustande heraustritt, seinen Nebenmenschen die Berechtigung des gleichen Strebens nach dem Glücke, wie er es für sich in Anspruch nimmt, zuerkennt und demgemäß sein Glück in der innern Harmonie, in dem Leben und in der Entwickelung der Menschheit sucht. Die Achtung setzt dem Einzelnen in seinem Handeln Schranken, welche sich auf die körperliche wie seelische Persönlichkeit des Nebenmenschen und auf alles das, was mit derselben ein untrennbares Ganzes bildet, erstrecken. So ergeben sich die vom Verstande festgestellten Sittengesetze, welche der Ausdruck des ethischen Gesammtwillens der Menschheit sind. Als solcher stehen sie heilig und unverletzlich über dem Willen des Einzelnen, sie sind für ihn unbedingt verbindlich oder Pflicht. Ist die Pflicht die Veredlung des Einzelwillens durch die Moral, so ist die Tugend der Veredlung des Einzelgemüthes durch die Moral. Während aber die Pflicht einheitlich ist, so sind im Gegensatze dazu die Tugenden so mannichfaltig, als es Theilorganismen des Gemüthes gibt. Jede der Tugenden bringt eine Schönheit der Seele zur Erscheinung. Aber erst in ihrer Gesammtheit bilden sie das, was Plato unter dem καλὸν καὶ ἀγαθόν verstand. Als das höchste Gut gilt nach alledem der absolut gute, wirklich moralische, von den Pflichten und Tugenden durchdrungene und beseelte Wille.

Dagegen kann ich mich mit des Verfassers Theorie der Willensfreiheit nicht befreunden. Das eigentliche Problem derselben liegt ihm darin, daß weder von seiten des eudämonistischen, noch von seiten des moralischen Factors ein gebieterischer Zwang stattfindet, sondern daß der Wille mit dem Entschlusse sich dahin wenden kann und in der That auch wendet, woher der stärkere Einfluß kommt. Diese Auffassung steht im vollen Widerspruche mit der von Wolff anerkannten Thatsache, daß der Verstand den Willen zeitigt und zum Entschlusse treibt. Wenn der Verstand es ist, welcher den Willensvorgängen die Richtung gibt, die Grundsätze für die Handlungen feststellt, dann bewegen sich diese doch wol in seinem Schlepptau, sie vollziehen sich in unbedingter Abhängigkeit von ihm. Der Wille *kann* sich also nicht spontan auf die Seite der stärkern Beeinflussung neigen, er *muß* dieser vielmehr Folge leisten. Mit andern Worten er wird durch die jeweilige Beschaffenheit der geistigen und seelischen Wesenheit wie durch eine fest bestimmte gegebene Naturkraft determinirt, oder, um mit dem Dichter zu sprechen,

> Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
> Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
> Die innere Welt, sein Mikrokosmos, ist
> Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
> Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
> Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
> Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

4. Willensfreiheit? Eine kritische Untersuchung für Gebildete aller Kreise. Von N. Kurt. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Wie der Nebel vor den Sonnenstrahlen, so verflüchtigt sich Wolff's Lösung des Problems der Willensfreiheit vor Kurt's kritischer Untersuchung. Kurt ist ein entschiedener Bekenner des Determinismus, welchen er durch seine ebenso gründliche als lichtvolle Beweisführung mit dem Schimmer des allein richtigen und allein seligmachenden Standpunktes umgibt. Gleichwol können wir ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich in dem ersten Abschnitte einer petitio principii schuldig macht. Er weist in demselben nach, daß die Entwickelung des Denkvermögens und der Sittlichkeitsgefühle strenger Gesetzmäßigkeit unterliegt. Unfrei vom ersten Lebenstage an, entfalten sich körperliche, geistige und sittliche Anlagen nach den keine Ausnahme gestattenden Gesetzen der Causalität. Wie die Glieder des Organismus in einander eingreifen, sich wechselseitig bedingend und weiter bildend, so befruchten und durchdringen sich auch die durch die mannichfachsten Wechselwirkungen bedingten Denk- und Empfindungskräfte in jedem einzelnen Lebensmomente, sodaß stete absolute Abhängigkeit das allwaltende Princip bleibt und bleiben muß. Indem er daran die Bemerkung knüpft, daß es ein offener Widerspruch wäre, anzunehmen, daß die Hauptmächte, welche in uns wirken, unsere Vernunft, unsern Charakter und damit unsere Handlungsweise bestimmen, positiv abhängig, wir selbst aber als der Inbegriff dieser Mächte frei seien, nimmt er die erst zu beweisende Determinirung unseres Thuns und Treibens durch den Intellect einerseits und das Gemüth andererseits schlechthin und ohne weiteres vorweg.

Die große Mehrzahl der Menschen erledigt die so überaus wichtige Frage der menschlichen Willensfreiheit einfach mit den gang und gäben Worten: „Ich kann doch thun und lassen, was ich will; ich kann z. B. ausgehen oder zu Hause bleiben, ganz wie es mir beliebt, also handle ich nach freiem Ermessen und bin deshalb verantwortlich". Sehr richtig bezeichnet der Verfasser diesen Gemeinplatz als einen Trugschluß und erklärt ihn mit Spinoza daraus, daß die Menschen sich wol ihrer Handlungen, nicht aber der determinirenden Ursachen bewußt sind. Würden sie vorurtheilslos die Triebfedern ihrer Handlungen belauschen, so würden sie zu dem Ergebnisse gelangen müssen, daß jeder Willensact ohne Unterschied,

ob er nun von großer oder kleiner Bedeutung ist, mit mathematischer Sicherheit auf ganz bestimmte Beweggründe, auf die in dem Momente der Handlung vorhandenen und fest begrenzten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes zurückzuführen ist. Selbst in dem Falle, wo sie sich zwischen Ausgehen und Daheimbleiben entscheiden, erwägen sie je nach der Wichtigkeit der Sache mehr oder weniger scharf die Gründe, welche für und wider sprechen; sie schwanken zunächst hin und her, bis ein einleuchtender Gedanke, eine Gemüthsempfindung oder auch nur eine Gefühlsregung, welche ihnen selbst möglicherweise nicht einmal zu klarem Bewußtsein kommt, den Ausschlag gibt. Wäre einer dieser Factoren vielleicht nur um ein Geringes anders beschaffen, als er es in Wirklichkeit ist, so würde der Entschluß entgegengesetzt ausfallen. Während nun bei geringfügigen Angelegenheiten die Handlungsmotive wegen der Bedeutungslosigkeit des Gegenstandes oft nicht recht erkannt oder übersehen werden, so treten sie in plastischer Anschaulichkeit bei wichtigen Entschlüssen hervor. Die Vernunft und die widerstreitenden Empfindungen liefern sich da gar häufig die erbittertsten Kämpfe, bis endlich nach langem, hartnäckigem Ringen die Würfel fallen, und zwar fallen sie nach Maßgabe der individuellen geistig-seelischen Wesenheit.

Wenn die Gegner der Lehre von der Unfreiheit des Willens ihr entgegenhalten, daß sie die Erstrebung der edelsten Ziele ausschließe, bewegen sie sich auf einer falschen Fährte. Der Determinismus ist mit der Erstrebung der idealsten Ziele nicht nur nicht unvereinbar, er ist vielmehr im Gegentheile berufen, den Menschen zur erreichbar höchsten Stufe der Vervollkommnung und des sittlich reinen Wollens zu führen. Denn es folgt aus ihm mit zwingender Nothwendigkeit, daß die vornehmste Aufgabe des denkenden Menschen die harmonische Ausbildung seiner vernünftig-sittlichen Anlagen ist. Indem er ferner mit überzeugender Wucht darthut, daß jede einmal geschehene Handlung unter den waltenden geistigen und physischen Bedingungen absolut unvermeidlich und unabwendbar war, nimmt er den verderblichen Leidenschaften des Hasses, der Verachtung, der Rache u. s. w. ihre Daseinsberechtigung und öffnet hierdurch die Pforte zur wahren Toleranz und Humanität. Durch die Unfreiheit des Willens und nur durch sie wird uns der Ausspruch Christi: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", klar und verständlich, denn sie gibt uns zu bedenken, daß wir bei derselben mangelhaften Organisation und Ausbildung und bei den gleichen verhängnißvollen Verhältnissen genau so hätten handeln müssen wie der Fehlende.*) Wenn aber auch der Determinismus den Menschen der Verantwortlichkeit für seine Vergehen und Verbrechen entbindet, so ist er doch weit entfernt davon, ihn straflos ausgehen zu lassen. Er widerstrebt nur der Strafe um der Strafe willen, er läßt sie jedoch als Mittel zur Erziehung und Besserung gelten; müssen doch auch die Kinder trotz ihrer Unzurechnungsfähigkeit im Interesse ihres zukünftigen Heils und der unantastbaren moralischen Ordnung mit Strafen belegt werden. Freilich müßten in Gemäßheit der durch die Strafen bezweckten Besserung jene dieser angepaßt werden, im richtigen Verhältnisse zu ihr stehen. In gleicher Weise steht auch die heutige Anthropologie auf dem Standpunkte, wonach der wissenschaftliche Nachweis, daß ein Individuum abnorm organisirt ist, mit der Frage, ob es eingesperrt oder im Nothfalle gehängt werde, gar nicht den gewöhnlich angenommenen Zusammenhang hat; die criminalistisch compromittirte Moral insanity gehöre ins Gefängniß oder, wenn die Nothwendigkeit es erheische, auf den Galgen, aber nicht ins Irrenhaus und am wenigsten in die Freiheit. Ein auf richtigen Grundsätzen beruhender belgischer Gesetzentwurf bestimmt sogar für Individuen, deren Gemeingefährlichkeit dargethan ist, die Einsperrung in ein Staatsasyl, wenn sie auch nichts verbrochen haben.

*) Es bedarf wol kaum der Hervorhebung, daß die deterministischen Ansichten unsers geschätzten Herrn Mitarbeiters als mit der christlichen Ethik nicht wohl vereinbar von uns nicht getheilt werden. D. Red.

5. The ethical problem of Paul Carus. Chicago. 1891. 8.

Das Büchlein zeugt von tüchtiger Kenntniß des Wetteifers, welcher zwischen den Nationen auf dem Gebiete der Ethik besteht. Es gründet diese auf das unaustilgbare Streben des Menschen nach der Glückseligkeit, welche durch das Haschen nach Vergnügungen nicht zu erreichen ist. Wol kann dem Trachten nach denselben die natürliche Berechtigung nicht abgesprochen werden. Wir können nun einmal nicht ohne Erheiterung leben, sie trägt zu unserer Gesundheit und Geistesfrische bei. Allein das Vergnügen ist nicht geignet, das Ziel unsers Daseins auszumachen. Erholung ist Ruhe nach der Arbeit. Wir arbeiten jedoch nicht, um uns zu erholen, sondern wir erholen uns, um zu arbeiten.

6. Schopenhauer-Register. Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind. Bearbeitet von W. L. Hertslet. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 6 M.

Dieses Register unterscheidet sich von Julius Frauenstädt's „Schopenhauer-Lexikon" dadurch, daß es kein Buch zum Lesen, sondern nur zum Nachschlagen, also zur raschen Ermittelung jeder wichtigen und interessanten Stelle sein will, wie auch dadurch, daß es auch alle Personen mit aufführt, welche Schopenhauer besprochen oder erwähnt hat. Was der Philosoph am 10. Februar 1856 an Frauenstädt geschrieben hat, ist in Erfüllung gegangen. Wir leben in einer Zeit, „wo, wer nicht weiß, was Schopenhauer über einen Gegenstand gesagt hat, sich als Ignoranten bloßstellt". Mit Rücksicht darauf muß dem vorliegenden Buche das Zeugniß ausgestellt werden, daß es einem wesentlichen Bedürfnisse entgegenkommt. Bernhard Münz.

Aus der Zeit der Gegenreformation.

1. Die politische Publicistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Von Richard Krebs. Halle a. S., Niemeyer. 1890. Gr. 8. 6 M.

Die Urkundenschätze aus der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege, an deren Bearbeitung eine Schar rüstiger Forscher namentlich in München seit Jahrzehnten unermüdlich gearbeitet hat, werden nun bald so weit gehoben sein, daß ein Mann, der sich der Aufgabe gewachsen fühlte, eine unparteiische Geschichte jener an Verwickelungen überreichen Zeit zu schreiben, das Material dazu bequem geordnet fände. Die vorliegende Studie faßt eine besonders interessante und dabei sehr wichtige Gruppe dieses Stoffs zusammen:

Einen großen Theil der Schuld, daß die religiösen Gegensätze in Deutschland trotz aller Friedensliebe und Kriegsfurcht der Einzelnen schließlich doch im Dreißigjährigen Kriege endigten [endigten?], trägt die Publicistik.

Der Verfasser benutzt zwar, was Stieve, Döllinger-Reusch, Janssen u. a. aus der Streit- und Flugschriftenliteratur jener bewegten Periode gelegentlich mittheilen, bietet aber der Hauptsache nach die Ergebnisse seiner eigenen Quellenforschung dar. Der erste Theil seiner Abhandlung enthält die zusammenhängende Darstellung, der zweite umfangreichere die Beschreibung der dort erwähnten Schriften mit genauer Angabe des Titels, Fundorts u. s. w. Die ausländische Literatur findet soweit Berücksichtigung, als es zum Verständnisse der von ihr beeinflußten deutschen nöthig ist. Demnach werden besprochen die grundlegenden polemischen Werke Bellarmin's, das nur dem Namen nach allgemein bekannte Buch des Jesuiten Mariana „De rege et regis institutione", die englische Streitfrage über die Excommunication der Königin Elisabeth und über die Pulververschwörung, die französische über die Thronbesteigung Heinrich's IV. und die spätere über seine Ermordung, und der Streit der Venetianer mit Paul V. Ueberall handelt es sich dabei um den Anspruch des Papstes, daß ihm das Recht zustehe, sich in die innern Angelegenheiten der Staaten einzumischen und „ketzerische" Fürsten abzusetzen. Die Volkssouveränetät haben Mariana und andere Jesuiten, wie Krebs überzeugend nachweist, nicht aus Liebe zum Volke und zur Freiheit, sondern in der Voraussetzung gelehrt, daß sich das Volk bei der Entscheidung über die Anerkennung oder Beseitigung seiner Regenten von der Priesterschaft werde leiten lassen.

In Deutschland war es der Religionsfriede, um den sich der Streit, mit dem Hintergrunde jener großen kirchenpolitischen Principienfrage, hauptsächlich bewegte. Die Heißsporne unter den Katholiken bestritten die Gültigkeit des Friedens, weil es wider Gottes Gebot sei, den „Ketzern" Duldung zu gewähren. Manche von den Gemäßigteren behaupteten, nicht mehr daran gebunden zu sein, weil er von der andern Seite vielfach verletzt worden sei; und endlich waren die Katholiken mit den Lutheranern darin einig, daß die Reformirten in den Religionsfrieden nicht einbegriffen seien. Als die Kriegsgefahr näher rückte, fehlte es nicht an Katholiken, welche die ihrer Partei zugeschriebene Absicht, den Frieden zu brechen, für Verleumdung erklärten.

Während die englischen und französischen Streitschriften meistens einen wissenschaftlichen und doctrinären Charakter tragen, wiegt unter den deutschen das genus grobianum vor. Die satirische Klasse schätzt Krebs sehr niedrig. Er läßt auch das Lob nicht gelten, das Kurz dem „Jesuitenhütlein" Fischart's spendet. Doch macht er eine Ausnahme: „Vielleicht hat jene Zeit doch die bedeutendste Satire gegen die Jesuiten hervorgebracht." Er meint die im Jahre 1612 erschienenen „Monita secreta", die allerdings so fein gerathen sind, daß sie heute noch von unvorsichtigen Polemikern als geschichtliche Quelle benutzt werden. Einzelne Leistungen ragen hoch über die gewöhnlichen Erzeugnisse jener fanatischen, haßerfüllten, ungeschlachten und dabei ganz unkritischen Zeit empor. So die Anklage, die der Advocat de la Martelière im Namen der Universität Paris 1611 gegen die Jesuiten richtete; er leitet, ohne in die Sprache der Schmähschriften zu verfallen, die Verderblichkeit des Ordens aus seinen Einrichtungen ab, deren Wesentliches er richtig hervorhebt. Auch ein anderer pariser Advocat, Desiderius Herault, bekämpft nur das Institut als solches, und läßt dabei den persönlichen Verdiensten vieler Mitglieder desselben volle Gerechtigkeit widerfahren. Unter den deutschen Flugschriften mag der Dialog des Christian Francke erwähnt werden, der unter anderm die confessionelle Verschiedenheit aus dem verschiedenen Nationalcharakter der Germanen und Romanen zu erklären sucht, was für seine Zeit immer schon etwas sagen will.

Krebs hat wol nicht daran gedacht, daß der Titel seiner Abhandlung den Schlüssel zur Erklärung der Machtstellung enthält, die sich die Jesuiten in der katholischen Kirche jener Zeit errangen. Während sich auf protestantischer Seite alle Stände an der Streitliteratur betheiligten, wiegen auf der katholischen die Jesuiten dermaßen vor, daß die katholische Polemik einfach Jesuitenpolemik genannt werden kann. Da nämlich die katholische Kirche die besten Geister an den Protestantismus verloren hatte, ihr hoher Klerus aber in seiner Verweltlichung schlechthin unfähig war Ersatz zu schaffen, so wäre das Papstthum wenigstens in Deutschland ohne die Jesuiten thatsächlich von geistigen Kräften ganz entblößt gewesen. Die Jesuiten waren die einzigen, tüchtigen, gelehrten, geschickten und arbeitsamen Männer, die der katholischen Partei zu Verfügung standen. Und wenn diese Männer auch der Macht ihres Geistes so wenig vertrauten, daß sie das Schwert zu Hülfe riefen, so hätte wiederum dieses für sich allein ohne die Schulen, die publicistische und seelsorgerische

Thätigkeit jener den Katholicismus nicht wiederherzustellen vermocht. Daraus erklärt sich die Uebermacht, die sie rasch in der alten Kirche erlangten, und die wohlbegründete instinctive Abneigung der Protestanten, denen das Papstthum in Deutschland ohne diese neue Hülfstruppe hätte unterliegen müssen.

Die vorliegende Schrift schließt mit der ersten Explosion, dem prager Fenstersturze. Der Erzherzog Ferdinand sah in dem böhmischen Aufstande eine Wohlthat, und der Jesuitenrector Rümer schrieb: „Entschließt man sich zur Kriegsführung, so bin ich froher Hoffnung." — Hierzu bemerkt Krebs:

Böhmen und Oesterreich gelang es, dem Gifte des Irrglaubens und der ewigen Verdammniß zu entreißen. Nahezu zwei Jahrhunderte schlummerten diese Lande den Todesschlaf der Glaubenseinheit, losgelöst von der Entwickelung des deutschen Vaterlandes, ohne Verständniß für die moderne Cultur: um diesen Preis mußten sie jene „Wohlthaten" der Jesuiten erkaufen.

2. Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich (1564—1618). Von Franz Scheichl. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 1 M.

Das Schriftchen ist eine planlose Compilation, deren Herausgeber nur durch die gute Absicht entschuldigt werden kann, die Kenntniß der Gegenreformation und ihrer schlimmen Folgen im Volke zu verbreiten. „Bilder", d. h. doch wol ausführliche Schilderungen, wie solche z. B. dem Buche Hirn's über Erzherzog Ferdinand II. von Tirol hätten entnommen werden können, enthält die Broschüre gar nicht, sondern nur einen dürftigen Abriß des geschichtlichen Verlaufs. Wunderlich klingt die Bemerkung: „Da es noch vielfach an entsprechenden Vorarbeiten mangelt, dürfte es an den Tadlern nicht fehlen." Zu tadeln ist blos, daß der Verfasser die 76 „Vorarbeiten", die ihm laut Verzeichniß zur Verfügung standen, nicht zu benutzen verstanden hat. Wunderlich klingt auch die Schlußbemerkung des Heftchens, das noch die Regierungszeit Rudolf's umfaßt: „Weit größern Umfang nahmen die Auswanderungen unter Ferdinand II. und Ferdinand III. an. Darüber gedenke ich mich in der Fortsetzung dieser Bilder, welche die Zeit von 1564—1780 [sic!] umfassen sollen, eingehend zu verbreiten." Als sprachliche Wunderlichkeit merken wir schließlich noch das öfter vorkommende „zum Großtheil" statt „zum größten Theil" an.

3. Elisabeth und Leicester. Beiträge zur Geschichte Englands in den Jahren 1560 bis 1562 von Ernst Bekker. (Nr. 5 der „Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte".) Gießen, Ricker. 1890. Gr. 8. 3 M.

Hier haben wir es wieder mit einer ernsthaften wissenschaftlichen Leistung zu thun. Die Ergebnisse der archivalischen Forschungen unserer Zeit tragen nicht dazu bei, das Bild der „jungfräulichen" Königin zu verschönern. Die Züge, die Bekker vorzugsweise den State Papers, den „Documentos inéditos para la Historia de España", den „Relations politiques etc." des Kervyn de Lettenhove und einer neuern Schrift von Walter Rye entnommen hat, sind so abstoßend wie möglich. Am peinlichsten berühren ihre Mitwissenschaft um die Ermordung der Gemahlin ihres Buhlen und ihre Annäherungsversuche an Spanien und das Papstthum lediglich zu dem Zwecke, ihre Vermählung mit jenem möglich zu machen. Man kann sagen, daß im Jahre 1561 das Schicksal des Protestantismus und die europäische Politik drei Monate lang von den unberechenbaren Launen eines verliebten Weibes abhingen. Die Darstellung leidet hie und da an übermäßiger Breite und unnöthigen Wiederholungen. So hätte es z. B. vollständig genügt, wenn uns nur einmal gesagt worden wäre, daß Leicester nach der einhelligen Meinung seiner Zeitgenossen der schlechteste Kerl in ganz England war; die Belegstellen, welche zur Wiederholung Anlaß geben, konnten ja in einer einzigen Anmerkung untergebracht werden. Das Wort „Unverfrorenheit" (S. 3), das nur eine scherzhafte Misbildung ist, gehört nicht in eine wissenschaftliche Arbeit.

Obwol nicht ganz zur Ueberschrift passend, mag noch ein Schriftchen harmlosen Inhalts, ein Beitrag zum Gutenberg-Jubiläum angefügt werden:

4. Gutenberg und die Buchdruckerkunst im Elsaß. Von F. A. Ihme. Straßburg, Schmidt's Universitäts-Buchhandlung. 1891. 8. 80 Pf.

Der Verfasser, evangelisch-lutherischer Pfarrer zu Bärenthal, urtheilt selbst sehr bescheiden über seine sehr fleißige Arbeit. Auf eine kurze Lebensbeschreibung Gutenberg's, in der sich selbständige Kritik geltend macht, folgen Nachrichten über die straßburger Buchdrucker bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts (Biographisches, verlegte Werke, Beschreibung ihrer Drucke), dann Angaben über einige Drucker in Hagenau, Schlettstadt, Colmar und über die Wirksamkeit einiger straßburger Drucker außerhalb ihrer Vaterstadt. Bücherliebhabern wird dieser Beitrag zur Bibliographie willkommen sein. Karl Tentsch.

Afrikabücher.

1. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Von Hermann von Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 12 M.

2. Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika von H. F. von Behr. Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann, 21 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 6 M.

3. Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-

Provinzen. Von R. J. Mounteney Jephson und Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Zweite Auflage. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimiletafel und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 9 M.

4. Unsere Kolonien: Land und Leute. Geschildert von Berthold Volz. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 5 M.
5. Colonniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Dritter Jahrgang. Das Jahr 1890. Mit einer politischen Uebersichtskarte von Afrika. Berlin, Heymann. 1891. Gr. 8. 6 M.
6. Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Band V. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas. Band VI. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Welttheils. Von C. Falkenhorst. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Unter den hier zusammengestellten Originalwerken und Bearbeitungen über Afrika — denn auch die beiden unser Colonialwesen behandelnden Bücher haben den weitaus größten Raum diesem Erdtheile zuweisen müssen — nimmt den ersten Rang ein der Bericht über Hermann von Wißmann's zweite Reise durch den dunklen Welttheil, die der Erforschung des Kassai, des großen, damals in seinem Laufe unbekannten Nebenstromes des Kongo gewidmet war (Nr. 1). Den Lesern d. Bl. ist beim ersten Erscheinen des Buches im Jahre 1888 von zuständiger Seite sein Inhalt angegeben und dem Leiter und den Gefährten der Expedition das Zeugniß gegeben worden, daß sie es trefflich verstanden haben, durch Wort und Bild in aller Treue und Wahrhaftigkeit Land und Leute geschildert zu haben, wie sie sind. Betont darf werden, daß die Erfahrungen, welche Wißmann auf seiner ersten großen Reise gesammelt, wie sein und seiner Gefährten Charakter, Umsicht und Takt es zuwege brachten, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, ohne andere Verluste, als die das Klima bewirkte, den weiten Weg im ganzen friedlich zurückzulegen. Das Verständniß Wißmann's für die Negernaturen, sein Geschick im Umgange mit ihnen, sein planvolles entschlossenes Verfahren hatten den Blick unseres alten Reichskanzlers auf den Mann gelenkt, der, wie er jüngst sich gegen Max Bewer ausgedrückt, „zweimal quer durch den schwarzen Erdtheil gegangen und jedesmal mit weißer Weste wieder herausgekommen ist". Im persönlichen Verkehr mit Wißmann gewann Fürst Bismarck den Eindruck, einen vollen Menschen vor sich zu haben. Wer hätte ihn nicht auch gewonnen aus den Vorträgen, die Wißmann im Winter 1888/89 gelegentlich der Antisklaverei-bewegung in so manchen Städten gehalten hat? Am 8. Februar 1889 zum Reichscommissar in Deutsch-Ostafrika mit dem Auftrage der Unterdrückung des im Schutzgebiete ausgebrochenen Aufstandes ernannt, hat Major von Wißmann das in ihn gesetzte Vertrauen durch die Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe glänzend gerechtfertigt.

Von einem seiner Offiziere, H. F. von Behr, liegt jetzt in den „Kriegsbildern aus dem Araberaufstande in Deutsch-Ostafrika" (Nr. 2) eine Darstellung vor, die mehr bringt als der Titel verheißt: nicht etwa vereinzelte Scenen, sondern eine zusammenhängende Erzählung der Vorbereitungen zum Kampfe, wie dann vor allem der Kämpfe selbst zur Wiedergewinnung des bis auf Bagamoyo und Dar-es-Salaam völlig verlorenen Landes. Zweifellos ist es vernünftiger, statt eigener Schätzung das im beigefügten Vorworte Wißmann's ausgesprochene Urtheil hier wiederzugeben:

(Herrn von Behr's) mit Geschick bearbeitete Erinnerungen entwerfen ein klares Bild von den Verhältnissen in Ostafrika und den Kämpfen der Schutztruppe. Die Kriegsbilder sind frisch und allgemein verständlich geschrieben und werden dem Leser das Salz zu dem in officiellen Berichten nüchtern Gebotenen sein. Das Buch wird mancher unklaren Ansicht, welche noch über unsere Colonien verbreitet ist, entgegentreten und gleichzeitig die Schwierigkeiten beleuchten, welche sich der Kriegführung, auch auf andern Gebieten, bei einem in den Tropen geführten Feldzuge entgegenstellen. Bis ich mich selber einer officiellen Bearbeitung dieses ersten Kriegsunternehmens in den deutschen Colonien widmen kann, begrüße ich dieses Werk eines meiner Offiziere, welches durch die Lebhaftigkeit seiner Schilderungen das Interesse an unserer Aufgabe fördern und das Verständniß mehren wird, als einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte unserer deutschen Colonien.

Es mag nur noch erwähnt sein, daß der Verfasser in seine Erzählung der Vorgänge die Zeichnung der Landschaft, der Sitten, der Lebensweise und der neuen Eindrücke in lebendiger und unterhaltender Weise verflochten hat und dabei durch die Maler Hellgreve und Franke sehr glücklich unterstützt ist.

Einen um vieles weniger wohlthuenden Eindruck gewährt das Ergänzungsbuch zu Stanley's letztem großen Reisewerke, seines Offiziers Jephson Bericht über seine Abordnung zu Emin Pascha und sein neunmonatliches Verweilen bei demselben: „Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria" (Nr. 3). Verfasser ist jedenfalls er allein, wenn auch Stanley das Manuscript durchgesehen und manche Stelle beeinflußt haben wird. Als Mitverfasser ist dieser auf dem Titel nur genannt, um kraft seines Bürgerrechts in den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Buch vor Nachdruck schützen zu können. Dasselbe füllt unstreitig eine Lücke in der Geschichte der denkwürdigen Expedition Stanley's aus, insofern Jephson allein das örtliche Ziel der Unternehmung, den Rest der ägyptischen Sudanprovinzen kennen gelernt und die Veränderung der Lage und Stellung Emin's miterlebt hat, welche sich zwischen dessen erstem und zweitem Begegnen mit Stanley zugetragen hatte. Die Erzählung seiner Reise, die Schilderung der Landschaft, der Stationen, der Verhältnisse ist lebhaft und anschaulich; sie liest sich sehr gut; sie trägt das Gepräge der Wahrhaftigkeit des Verfassers. Daß er die Verhältnisse richtig gesehen, wie sie wirklich waren, mag bezweifelt werden. Jetzt herrscht in Deutschland allgemein die Ansicht, daß erst Stanley's Ankunft — es sollte genauer heißen, Stanley's Anträge und Mittheilungen, die er durch Jephson den Truppen Emin's machte — die Empörung der letztern hervorgerufen habe. Wir wollen das nicht bestreiten, obwol doch schon zuvor der nördliche Theil der

Provinz durch den Aufstand der dortigen Garnisonen der Herrschaft Emin's entrissen war; jedenfalls hat Emin sich einen Offizier Stanley's erbeten, dessen Anträge und Botschaften den Truppen vorzulegen, und trägt Emin die Verantwortlichkeit, Stanley zu einer unmittelbaren Einwirkung auf seine Provinz und seine Leute zugelassen zu haben. Aus Jephson's Bericht geht auch nicht eine entfernte Ahnung von dieser seiner Sendung zugeschriebenen Tragweite hervor. Alles, was er erlebt, sieht er als die Entwickelung der Verhältnisse an, wie sie vor der Ankunft Stanley's am Albert Nyanza bestanden hatten, und die Keime der bösen Saat erblickt er in der Nichtswürdigkeit der Aegypter und dem hinsichtlich seiner Mannschaft blindgläubigen und weichmüthigen Charakter Emin's. Daß der junge Mann, der von Emin übrigens einen sehr starken Eindruck empfangen und ihn persönlich lieb gewonnen hat, mit den Augen seines von ihm fast vergötterten Herrn und Meisters Stanley sieht, darf nicht wundernehmen. Seine Hingebung an diesen — und Jephson erscheint als ein Mensch, der Kopf und Herz so ziemlich auf dem rechten Flecke hat — dürfte immerhin ein Beleg dafür sein, daß Stanley zu seinen unstreitigen häßlichen und kleinlichen Eigenschaften auch die großen nicht fehlen, die man heute unter uns bei der natürlichen Erregung gegen ihn nur zu leicht ganz vergißt. Ein kleiner Mensch hätte nicht den Kongo erforscht, nicht das leisten können, was Stanley geleistet und was man überall in der Welt anerkannt hat. Es liegt uns himmelweit fern, Emin's Wesen und Verdienste herabsetzen zu lassen oder gar zu wollen, und wir fanden es der Sachlage ganz entsprechend, daß gegenüber der fremdländischen Verunglimpfung Emin hoch auf den Schild gehoben ward, wenn auch die Beschuldigungen gegen Stanley Maß und Wahrheit hätten einhalten können und man ihm nicht zum Vorwurf hätte machen sollen, was von Beginn seines Auftretens in Afrika an bekannt und ganz natürlich war, — daß er kein Mann der Wissenschaft ist.

Sehr unerfreulich war aber die Wahrnehmung, daß ein unbedingtes Eintreten für Emin sich auch bei der ersten Nachricht vom Zerwürfnisse zwischen ihm und Wißmann zeigte. Wißmann, der soeben erst während seines ganzen Aufenthalts in der Heimat mit Recht hoch gefeiert worden, dem volles Vertrauen gebührend entgegengebracht worden, ward plötzlich von der Presse — so weit wir bemerken konnten, mit Ausnahme der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" — unbesehen ins Unrecht gestellt, als Bureaukrat, Gamaschenheld, als empfindlich und reizbar bezeichnet; seine Kenntniß afrikanischer Verhältnisse wurde auf den von ihm wiedergewonnenen Küstenstrich beschränkt; seinem anderthalbjährigen Wirken als Reichscommissar wurden Emin's 15 Jahre in Afrika gegenübergesetzt, als ob Wißmann nie seine Forschungsreisen gemacht habe, Afrika nicht in einem größern Umkreise und unter verschiedenartigern Verhältnissen kenne als Emin. Wer nicht von vornherein zu sagen geneigt war: Wißmann wird recht haben — und das ist ja nicht zu verlangen —, hätte doch so viel Billigkeit und Anstandsgefühl haben sollen, mit seinem Urtheile zu warten und nicht den Lobsprüchen, die er vor wenigen Monaten über den hochverdienten Reichscommissar wiederholt geäußert, selbst ins Gesicht zu schlagen.

Selbstverständlich haben wir hierbei nur die colonialfreundliche Presse im Auge. Denn von der gegnerischen ist keine andere Stellungnahme zu erwarten. Erst neuerdings, etwa eine Woche vor der colonialpolitischen Rede des Reichskanzlers am 5. Februar, die als eine dankenswerthe Klarstellung der Gedanken und Pläne der Regierung, wie sie nun einmal sind, bezeichnet werden muß, vermuthete wenigstens die „Kölnische Zeitung", daß Wißmann's Verfahren auf die ihm ertheilten Weisungen der Regierung zurückzuführen und Emin's Thun mit diesen nicht in Einklang zu bringen sein werde. Wir dächten, darüber hätte nie Zweifel aufkommen dürfen. Statt dessen wird einer der erfahrensten, umsichtigsten und thatkräftigsten Männer mit Einem Schlage in der öffentlichen Meinung fallen gelassen, weil — er in Erfüllung seiner sauern Pflicht mit Emin auseinandergeht und doch dessen Unternehmungen amtlich zu verantworten hat.

Das mußte einmal ausgesprochen werden, und damit gehen wir gern über zu dem Ueberblicke über „Unsere Colonien" (Nr. 4), den Gymnasialdirector Dr. Berthold Volz, der sich so vielfach schon um die Popularisirung geographischen Wissens verdient gemacht, geboten hat. Ein sehr brauchbares, durchaus empfehlenswerthes Buch, dessen erstes Kapitel nach einer Rückschau auf die Coloniegründungen des Großen Kurfürsten in Anlehnung an Schück's neues Werk die junge Geschichte der heutigen deutschen Colonien erzählt, um dann in je einem Kapitel unsere vier afrikanischen Gebiete und die Südseecolonien nach allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten zu schildern, ohne den Boden des Thatsächlichen zu verlassen und etwa die Frage der Ausnutzung und Erträglichkeit zu behandeln. Bei der sonst streng eingehaltenen erzählenden, sich jedes Urtheils enthaltenden Methode des Verfassers hätten füglich auch die geringschätzigen Worte im ersten Kapitel über den „Thatendurst einiger jungen Leute", ohne den Deutsch-Ostafrika doch nicht unser wäre, wegbleiben können. Zweckmäßige Literaturnachweise am Schlusse jedes Abschnitts, ein sorgfältiges Register, eine gute Auswahl von Abbildungen, zwei Karten der bezüglichen Theile Afrikas und Australiens tragen zur Erhöhung des Werthes des Buchs für seinen Besitzer bei.

Wie das eben besprochene Werk, ist auch Gustav Meinecke's „Colonialles Jahrbuch" (Nr. 5), das im dritten Jahrgange vor uns liegt, wesentlich Afrika gewidmet. Denn die Schutzgebiete der Neu-Guinea-Compagnie und der Marschallinseln gleichen den Frauen, von denen man nicht spricht, weil sie die besten sind. Ruhig und stetig geht die Entwickelung dort vor sich, und wer dem Jagen und Treiben des alten Erdtheils sich entziehen und im Vollbesitze seiner Kraft in reicher Natur wirken und schaffen, ein thätiges Leben unter einigem Zauber der Romantik,

unter etwas Kampf und Gefahr führen möchte, dem wäre so eine deutsche Insel der Südsee angelegentlichst zu empfehlen. Die schlichten kurzen Berichte des Jahrbuchs könnten auch einen ältern Mann in Amt und Stellung dazu anreizen, wenn die Jahre und die Kinder nicht wären. Dazu kommt, daß unsere australischen Besitzungen des Vortheils fester Grenzen und keiner bestrittenen Interessensphären genießen, in denen man gewärtig sein muß, das eben Erworbene und Erreichte zur Wahrung der freundschaftlichen Verhältnisse mit dieser oder jener europäischen Macht wieder aufzugeben. Derartige Bedenken sind ja wol die einzigen, die die sonst recht befriedigende Lage Togos und Kameruns beinträchtigen. Die Sorge um das einstige Geschick des Hinterlandes stört die Entwickelung des Vorlandes, so hübsch deren Gedeihen sich anläßt:

Wenn Kamerun heute nächst Togoland die bestentwickelte unter Deutschlands Colonien ist, so gebührt nächst der Gunst der Verhältnisse das Hauptverdienst Herrn von Soden. Man muß sich nur den Gegensatz zwischen heute und damals (vor fünf Jahren) vergegenwärtigen, als noch im Flusse die Hulks ankerten, während heute sich am Ufer die Regierungsgebäude und Wohnhäuser der Händler erheben. So ist in Kamerun auf einem herrlich gelegenen Platze ein schmuckes Gouvernementshaus in Stein errichtet, umgeben von einem ausgedehnten, wohlunterhaltenen Park, in welchem eine Anzahl gut gebauter Oekonomiegebäude liegt. Von hier aus führt ein breiter, sorgfältig makadamisirter Weg durch die Dörfer Joss, Bell und Aqua. Da, wo der Weg über einige von dem Flusse sich abzweigende Krieks führt, sind taugliche Brücken geschlagen. In Victoria ist ein breiter Weg vom Hafen schnurgerade durch das Dorf geführt. Zum Hafen gelangt man auf diesem Wege vom Dorfe aus auf einer breiten Steintreppe, welche von vier gemauerten Säulen umgeben ist, von denen die zwei größten die eine eine starke Laterne, die andere einen 27 m hohen Signalmast tragen. Der Weg führt über den hier mündenden Bach mittels einer langen soliden Brücke, versehen mit sechs Steinsäulen, von welchen zwei Laternen tragen. Es besteht die Absicht, diesen Weg nach und nach die Küste entlang zu führen, sodaß er in einigen Jahren Bibundi erreichen kann.... Daneben ist eine Anzahl von nothwendigen Gesetzen und Verordnungen erlassen worden und in Kraft getreten. Das Volk an der ganzen Küste sowol als an den Flüssen hat gehorchen lernen; der Handel ist zum Theile frei geworden ... der innere Theil der Colonie ist nach vielen Richtungen hin bereist worden und der Gouverneur selbst hat keine Mühen und Beschwerden gescheut, in abgelegene und unbekannte Gegenden vorzudringen, sowol im eigentlichen Kamerun als in Batanga und auf den sogenannten Oelflüssen. Die Erforschung, Aufmessung und Kartirung dieser Flüsse bis hinauf zu den Wasserfällen und ihres gemeinsamen ausgedehnten Deltalandes bis zur Grenze von Calabar ist ausgeführt worden ... Durch Auflage einer Jahres-Spritsteuer und eines Zolles auf die meisten Handelswaaren hat das Gouvernement sich ein nicht unbedeutendes Einkommen verschafft, welches es in den Stand gesetzt hat, die bedeutenden Bauten herzustellen. Dann hat aber auch Herr von Soden bei Victoria eine jetzt mehrere Hektar umfassende landwirthschaftliche Versuchsstation anlegen lassen und im Verein mit dem botanischen Garten zu Berlin die Cultur verschiedener Gewächse unternommen. Es wurde nachgewiesen, daß die meisten tropischen Gewächse auch in Kamerun gedeihen, mit Ausnahme der Chinarindenbäume, welche eine höhere Lage verlangen ... Das Land ähnelt in Bezug auf Klima und Bodenbeschaffenheit einer der blühendsten Colonien der Erde, St. Thomé (warum nicht St. Thomas? D. Red.). Thatsächlich haben denn auch auf den europäischen Märkten Kamerun-Cacao, -Taback, -Vanille und -Kaffee genau die gleichen Preise erzielt wie die entsprechenden hochwerthigen Erzeugnisse von St. Thomé ... Soweit bisher schon Erfahrungen gesammelt werden konnten, bringt Kaffee die geringsten und Cacao die höchsten finanziellen Erträgnisse.

Für die zweite deutsche, am 7. Januar 1890 mit 25 Schülern von 8—16 Jahren, die bis jetzt treu geblieben sind, eröffnete Schule, hatten die Dindo-Leute aus dem Duallastamme ein Stück Land frei abgetreten und das Schulhaus selbständig zu bauen versprochen. Inzwischen diente eine geeignete Eingeborenenhütte:

Das nach Gewitterstürmen zerzauste und gelichtete Dach gibt den Schülern der Reihe nach Gelegenheit, Beweise ihrer turnerischen Gewandtheit wie ihrer baulichen Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Der Lehrer hat in der Mission Unterkunft gefunden, von wo er jeden Morgen in einem Baumkahn, gerudert von kräftigen Schuljungen, nach halb- bis einstündiger Fahrt zum Schulhause gelangt ... Der Schulbesuch läßt nichts zu wünschen übrig. Besondere Erwähnung verdienen die sieben Knaben aus Bonaku, die in einem kleinen, von einem hochherzigen Vater in Dualla ihnen zur Verfügung gestellten Kanu als frohe, sangeslustige Gesellschaft, Schulausrüstung und Mundvorräthe im vorderen Ende des Fahrzeugs aufgespeichert, jeden Morgen ihren etwa dreiviertelstündigen Weg zur Schule machen und mit rühmlicher Pünktlichkeit regelmäßig kurz vor 8 Uhr am Fuße des Schulhügels eintreffen. Schulbesuche seitens der Erwachsenen finden sehr häufig statt. Den Vätern scheint die Ausbildung der Söhne wichtige Angelegenheit zu sein; sie wagen nicht, die zum Theil schon sehr kräftigen, für ihre Interessen wohl verwendbaren Jungen gelegentlich für Handel oder Fischfang aus der Schule zu nehmen. Fleiß und Eifer der Schüler verdienen Anerkennung. Unterrichtet wurde bis jetzt im Lesen, Schreiben, Rechnen, Turnen, Singen, biblischer Geschichte und Deutsch ... Kenntniß der deutschen Sprache erscheint überall in Dualla als höchst begehrenswerth.

Man sieht aus diesen Auszügen, wie Lesbares das Jahrbuch bringt, das nachgerade dem Colonialfreunde zum Bedürfnisse geworden ist und durch seine sorgfältige Redaction im hohen Grade befriedigt. Neben seinem Haupttheile, den Nachrichten über die Colonien, unter denen Ostafrika natürlich am reichsten bedacht ist und in dem ihm gewidmeten Abschnitte von 81 Seiten eine ergiebige Nachschlagestelle für die vielen wichtigen Ereignisse, die sich im verflossenen Jahre dort abgespielt, und für die Fragen, die seinerhalb aufgeworfen worden, bietet, bringt das Buch Arbeiten von A. Seidel über die dortigen Sprachverhältnisse, von Paul Reichard über afrikanische Jagd und G. Wallroth's Jahresmissionsbericht. Ein neu eingefügtes Kapitel ist die Colonialpolitik im Reichstage, das hoffentlich zum eisernen Inventar des Jahrbuchs werden wird. Ebenso die Abtheilung: Zollpolitisches und Statistisches. Auch des Reichskanzlers Denkschrift über die Beweggründe zum deutsch-englischen Abkommen ist im Wortlaute mitgetheilt, nachdem im einleitenden Aufsatze „Die Vertheilung Afrikas" der Vertrag selbst Veröffentlichung gefunden hat.

Von C. Falkenhorst's „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen" (Nr. 6) ist mit dem fünften und sechsten Bändchen die Afrika gewidmete Hälfte abgeschlossen. Von

besonderem Reize ist ihrem Inhalte nach die wie immer vom Herausgeber sehr geschickt geordnete Zusammenstellung der Expeditionen „Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas". Eduard Flegel's und Hugo Zöller's Besteigungen des Kamerungebirges in den Jahren 1879 und 1884 machen den Anfang, nach Bernhard Schwarz' Berichten wird von der Schwedencolonie auf dem Höhenorte Mapanja erzählt, das Bergvolk der Bakwiri, der „afrikanischen Tiroler", wird uns vorgeführt und dann zum Kilimandscharo übergegangen. Bekanntlich stellt dieser ein ausschließlich deutsches Entdeckungs- und Forschungsgebiet dar, vom Missionar Rebmann, der ihn 1848 zuerst erblickte, an, über die vergeblichen Versuche Karl von der Decken's und Kersten's, zum Bergrücken zu gelangen, Dr. Hans Meyer's und von Eberstein's fast geglücktes Ersteigen im Juli 1887, und Otto Ehler's Hinanklimmen im Jahre 1888 hin, bis zum sieggekrönten Erringen des nun Kaiser Wilhelmspitze genannten Gipfels des Kibo durch Hans Meyer und Purtscheller am 6. October 1889. Zu Führern durch das vielgepriesene Tafelland an seinem Fuße, Taveta und Dschagga, dienen wesentlich die Berichte Johnston's und Thomson's, ergänzt durch die spätern Eindrücke der genannten deutschen Reisenden. — Den Gegensatz zu den Schilderungen dieses Bändchens bildet dem Schauplatze nach das sechste: „Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Welttheils." Gustav Nachtigal's Reise nach Mursuk, sein Zusammentreffen dort mit Alexandrine Tinne, das zeitweilige Auseinandergehen beider, um später vereint nach Bornu zu reisen, Nachtigal's nach Tibesti, das ihn in Gefangenschaft führte, der kühnen Dame nach Ghat, was ihr zum Todeswege wurde, wird erzählt. Es folgen Schilderungen aus Gerhard Rohlf's Reise nach der Oase Kufra und die Skizzirung des Zuges, den Oskar Lenz von Marokko nach Timbuktu 1879 zurücklegte. Beschreibungen der Savannen Südafrikas und der Reisemittel daselbst nach verschiedenen Forschern, wie Güßfeldt und Wißmann, machen den Schluß dieses Theiles der für jung und alt sehr empfehlenswerthen und mit Abbildungen reich ausgestatteten „Bibliothek".

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Aus dem Inhalte des siebenunddreißigsten Bandes (1890) der „Baltischen Monatsschrift", unter der Redaction von R. Carlberg herausgegeben von Robert Weiss (Reval, Kluge), heben wir einige Aufsätze hervor, die, über das Interesse der Ostseeprovinzen und das an ihnen hinausgehend, Themen behandeln, die für Deutschland nicht weniger wichtig sind als für die Leser, denen die bezüglichen Artikel zunächst bestimmt waren. Die Vermittelung zwischen dem Provinziellen und dem Allvaterländischen bilden Berichte „Aus den Wanderungen dreier estländischer Maler", Ignatius, Hippius und Pezold, in Italien, von 1816 bis 1820, in der Zeit freudigen Schaffens der jungen neuerweckten deutschen Kunst in Rom, mit Ausblicken in spätere unerfreulichere Jahre (1824), da in dem deutschen Künstlerkreise eine staatenbündlerische Ausschließlichkeit die Oberhand gewann und bei der Gründung des Kunstvereins trotz des Widerspruchs des Kronprinzen Ludwig die Landsmannschaft der Balten nicht anerkannte. Wer Ludwig Richter's Selbstbiographie gelesen, wird manche willkommene Ergänzungen zu den dort gemachten Angaben finden. Der Aufsatz verdiente wol eine Sonderausgabe. „Kolonialpolitische Streifzüge ins 17. Jahrhundert im Lichte des herzoglichen Archivs in Mitau" von Ernst Seraphim, einem jungen kurländischen Historiker, ergänzen, wie es scheint, die Darstellung Schück's über die brandenburgische Colonialpolitik (dies Werk ist uns nicht zugegangen) durch die ausführliche Mittheilung über die ostindische hamburgisch-brandenburgische Compagnie von 1651, die sich als ein „dänisches Manöver herausstellte, um mit Benutzung der colonialen Absichten des Großen Kurfürsten das verfrachte dänische Geschäft neu zu beleben". Herzog Jakob von Kurland hatte das hamburger Ansinnen zum Beitritt abgelehnt; als sein Schwager, der Kurfürst, in Schwierigkeiten gerathen war, bat er ihn um seine Meinungsäußerung in der Sache, die denn auch erfolgte und, wie Seraphim treffend hervorhebt, an mancher Stelle Bismarck's colonialpolitische Grundsätze voranstimmt. Des jungen Geschichtsforschers beiläufige Bemerkung, das herzogliche Archiv nehme seiner Reichhaltigkeit nach entschieden den ersten Rang unter den baltischen Archiven ein, kann natürlich nur für das 17. und 18. Jahrhundert Geltung haben; für das 13. bis 16. Jahrhundert nimmt unstreitig das Stadtarchiv zu Reval die erste Stelle ein. Zwei sehr eingehende Artikel H. von Samson's beschäftigen sich mit dem Jugendleben des hamburger Bürgermeisters Gustav Heinrich Kirchenpauer, über welches W. von Melle's Biographie kurz hinweggeht. Die diesem mangelnden Quellen standen nun H. von Samson um so reichlicher zu Gebote und sind in sehr ergiebiger Weise zur Geltung gebracht, weil Kirchenpauer seine Knabenjahre in Petersburg, seine Studienzeit zum Theile in Dorpat verlebt und Beziehungen geknüpft hat, die der Verstorbene sein Leben lang hoch gehalten und denen der Biograph seiner Entwickelungsjahre nachgegangen ist. Vom selben Verfasser ist die hochanziehende Studie: „Der Kampf um den Zollanschluß Hamburgs", deren Bekanntwerden in Deutschland nur fördernd wirken könnte, weil hier ein Unbetheiligter in genauer Kenntniß der Sachlage die beiderseitigen Stellungen überblickt, für beide gerechte Würdigung hat und die Summe mit der Hochschätzung der nationalen und der sonderstaatlichen Momente zieht, die in Deutschland selten in Einer Persönlichkeit zu finden sind. Daß ihre Würdigung dem Fürsten Bismarck in vollem Maße eigen ist, hat das heilvolle Ende jenes Kampfes ermöglicht. Als Aufsätze allgemein menschlichen Interesses führen wir endlich an den Vortrag von Professor Arthur von Oettingen: „Die Werthigkeit der Sinne für Leben und Wissenschaft", die Untersuchung: „Was ist Socialismus, was — Socialdemokratie?" und die musikalischen Studien unsers geschätzten Mitarbeiters Dr. G. Portig: „Der Naturalismus in der Musik" und „Ist Richard Wagner der Messias der neuern Musik?"

— Nach den wiederholten Besprechungen von Stanley's letztem Reisewerke weisen wir nur darauf hin, daß auch von ihm jetzt eine populäre Bearbeitung von Dr. Berthold Volz erschienen ist: „Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das «dunkelste Afrika». Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt. Mit 61 Abbildungen und einer Karte" (Leipzig, Brockhaus), Preis 5 M. Es sei noch erwähnt, daß auch Jephson's Bericht und P. Schynse's Reisetagebuch zur Darstellung hinzugezogen sind.

— „Kritische Worte über den Buddhismus" hat Dr. Max Freiherr von Wimpffen in einer umfänglichen Broschüre niedergelegt (Wien, Konegen, 1891). Der Verfasser will den Cultus bekämpfen, welcher heutzutage mit dem Buddhismus getrieben wird. Er sieht im Buddhismus ein Giftgewächs, welches er zerstören helfen will. Dieses verdienstliche Unternehmen hat er mit ausgezeichnetem Geschicke durchgeführt. Er ist der neuern und neuesten Literatur über sein Thema vollkommen mächtig, ist ein Meister der sichtenden, objectiv richtenden Kritik, und vermag schwierige philosophische Gedanken in populärer Form vorzutragen. So handelt er über das Leben des Buddha, die Lehre des Buddha hinsichtlich des Dogma und der Ethik, die buddhistische Gemeinde, die geschichtliche Entwickelung des Buddhismus. Der Verfasser verwirft auf das entschiedenste diese Religion, weil sie die Verachtung der Arbeit lehrt und weil sie trotz der schönen Worte thatsächlich nirgends die scheidenden Menschheitsschranken bekämpfte. „Wenn alles nichts ist — nach der Lehre des Buddha —, so ist alles gleich. Für Buddha waren die irdischen Standesunterschiede nicht vorhanden, weil überhaupt alle irdischen Dinge werthlos für ihn waren. Für Buddha selbst war das Nirwana das reine Nichts, seinen Anhängern gegenüber hat er diese letzte Consequenz nicht gezogen, um sie nicht der Verzweiflung zu überliefern."

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" bespricht in seiner Nummer vom 24. Januar 1891 Dr. Hans Meyer's Werk: „Zum Schneedom des Kilimandscharo" in der englischen Uebersetzung von E. H. S. Calder. Es wird zunächst ein kurzer Ueberblick über die Geschichte der Erforschung des Kilimandscharo von Rebmann angegeben. Nachdem der Inhalt des Werks in den Hauptzügen vorgeführt worden und auch der Anhänge dazu im allgemeinen anerkennend gedacht worden ist, heißt es: „Der gewöhnliche Leser wird in Dr. H. Meyer nicht nur einen Reisenden finden, der, wie die meisten Deutschen, das Glück hat, gebildet genug zu sein, um alle Gegenstände der Naturgeschichte zu beobachten und darüber vernünftig nachzudenken, sondern er wird in ihm auch einen angenehmen und lebendigen Erzähler finden, der andern das zu sehen hilft, was er selbst gesehen hat, und der das Bild und den Zauber des großen tropischen Berges nach allen Seiten hin, in deren Mittelpunkt er steht, durchfühlen läßt." Getadelt wird die Polemik Meyer's gegen Johnston wegen des Werthes des Kilimandscharo für den Handel.

— „The Nation" bespricht am 8. Januar die Ausgabe von Immermann's Werken von Max Koch in Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur": „Immermann war zweifellos ein Dichter von bedeutendem, wenn auch im wesentlichen nachahmendem Talent. Seine Dramen, selbst wenn sie Schilderungen aus dem zeitgenössischen Leben darstellen, sind alle nach Einem Muster geformt. . . . Für die Lektüre sind sie nicht besonders lebendig, und auf der Bühne haben sie sich als gänzlich wirkungslos erwiesen. Dasselbe gilt zum großen Theile von seinen phantasievollen Prosaschriften. . . . Das einzige Erzeugniß Immermann's, das eine unabhängige und wirklich originelle Schöpfung ist, ist «Münchhausen». . . . Dr. Max Koch hat sich in seinen Anmerkungen zum «Münchhausen» große Mühe gegeben, um die Bedeutung dieser dunkeln Anspielungen festzustellen und hat so sein Werk mit einem Commentar versehen, der an Vollständigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist ein Denkmal literarischen Fleißes; ob die Sache der Mühe werth war oder nicht, ist eine andere Frage. Indeß ist es sicher, daß niemand, der heutzutage «Münchhausen» zu lesen und zu verstehen wünscht, dies ohne Koch's Ausgabe thun kann."

— „The Edinborough Review" bringt zum Januar 1891 einen langen Aufsatz über die Gemälde von Pompeji, welchem fast nur deutsche Werke (von Overbeck, Helbig, Woermann, W. Zahn und Presuhn) zu Grunde gelegt werden.

— „The Academy" bespricht am 24. Januar Schleiermacher's ausgewählte Predigten in der Uebersetzung von Mary T. Wilson.

Bibliographie.

Avenarius, R., Kritik der reinen Erfahrung. 2. Bd. Leipzig, Reisland. 1890. Gr. 8. 14 M.

Bauval, E., Die Memoiren eines Corpspennälers. Schulreminiscenzen. Jena, Mauke. 8. 1 M.

Berbig, M., Die Gemahlinnen der Regenten des Gothaischen Landes seit der Herrschaft der Ernestiner. Eine Festgabe zum 70. Geburtstage Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Alexandrine von Sachsen-Coburg und Gotha. Gotha, Gläser. 1890. 8. 3 M.

Blum, H., Unsere Sozial-Demokraten auf dem Parteitage in Halle. Rede. Leipzig, Moltke. 1890. 12. 30 Pf.

Blume, E., Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes. 3. Bd.: Von der Zeit Rudolfs von Habsburg bis zum Schlusse des Mittelalters. 1. Abtlg. Cöthen, O. Schulze. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Ehrenberg, F., Kleine Erlebnisse in großer Zeit. Aus dem Tagebuche eines Kriegsstudenten von 1870—71. Straßburg i. E., Heinrich. 1890. Gr. 8. 1 M.

Elkan, E., Das Frankfurter Gewerberecht von 1617—1631. Ein Beitrag zur Geschichte des Gewerberechts im 17. Jahrhundert. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gregorovius, F., Die grossen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte. Festrede. München, Franz. 1890. Gr. 4. 80 Pf.

Heßler, K., Geschichte von Hessen. Mit Ausschluß der beim Tode Philipps des Großmütigen abgetrennten Gebiete. Mit einer Ansicht des Maderfeins. Cassel, Klaunig. Gr. 8. 2 M.

Klatte, A., Nach zwanzig Jahren. Ein Gedenkblatt zur Geschichte der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Straßburg i. E., Heinrich. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Klencke, H., Am Webstuhl der Zeit. 2. Thl.: Unser Christenthum, unsere Literatur, unsere Bildung, unsere Medicin. Dresden, Verlag des Universum. Gr. 8. 4 M.

Koschat, T., Aus den Kärntner Bergen. Singspiel. Zum ersten Male aufgeführt am 14. Mai 1890 im „Deutschen Volkstheater" zu Wien. Leipzig, Leuckart. 8. 2 M.

Krane, Anna v., Schloß Auerbach. Eine Aventiure. Mit einem poetischen Vorwort von Carmen Sylva. Darmstadt, John. 1890. 8. 2 M.

Lang, G., O, Alpenluft! Sang und Klang aus den Bergen. Frankfurt a. M., Jügel. 16. 1 M. 40 Pf.

Liebenau, T. v., Das Gasthof- und Wirthshauswesen der Schweiz in älterer Zeit. Mit 61 Illustrationen nach alten Gemälden, Holzschnitten und Kupferstichen, sowie Original-Aufnahmen nach der Natur. Zürich, Preuss. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Lienert, M., Flüehblümeli. Erzehlige us dä Schwyzerbärge. Zürich, C. Schmidt. 8. 3 M.

Mahnruf an die deutschen Offiziere. Brief eines deutschen Edelmannes an seinen Sohn. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. 8. 1 M.

Mand, J., Die Lösung der Schulfrage. Frankfurt a. M. Gr. 8. 30 Pf.

Müller, A. E., Zweijährige Dienstzeit. Offenes Schreiben an den Verfasser von „Ne quid nimis", Hrn. Frdr. Wilh. Schultze. Berlin, Wilhelmi. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Napolski, S. v., Karl Weise, ein Sänger nach dem Herzen des Volkes. Sein Lebensbild. Berlin, Schorß. 8. 50 Pf.

Neckebēn, J., Ein Vorblick auf das Jahr 2000 oder ein Tag in einer Strafanstalt des XXI. Jahrhunderts. Ein gefängnisswissenschaftlicher Zukunftstraum. Breslau, Koebner. 8. 1 M.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1889. Riga, Kymmel. 1890. 12. 1 M.

Poschinger, H. v., Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 2. Bd. Berlin, C. Heymann. 8. 2 M. 50 Pf.

Röll, J., Zur Reform der höheren Schulen, insbesondere der höheren Mädchenschule. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Runkel, F., Bis zum Wahnsinn. Roman nach dem Französischen des Quatrelles. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M.

Rustaweli, Schota, der Mann im Tigerfelle. Aus dem Georgischen übersetzt von L. Leist. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.

Sachse, F., Zur Schulreform. Anregungen und Gesichtspunkte besonders in Rücksicht auf die Volksschule. Leipzig, O. Klemm. 12. 1 M. 50 Pf.

Sandvoß, Rosalie, Eichenlaub und Tannengrün. Dichtungen. Leipzig, Danz. Gr. 8. 3 M.

Schmidt, M., Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. Mit 9 Bildern von H. W. Schmidt. Weimar, Schriftenbetriebsanstalt. 1890. Gr. 8. 1 M.

Soest, seine Altertümer und Sehenswürdigkeiten. Soest, Nasse. Gr. 8. 8 M.

Walter, H., Nach Amereka. Reiseskizzen in sächsischer Mundart. (I.) Halle a. S., Fr. Starke. 8. 1 M. 50 Pf.

Wulckow, R., Die höhere Mädchenschule in Preußen. Ein Mahnwort. Gießen, Roth. Gr. 8. 80 Pf.

Wustmann, G., Leipzig durch 3 Jahrhunderte. Ein Atlas zur Geschichte des Leipziger Stadtbildes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Mit kurzen Erläuterungen herausgegeben. Leipzig, Duncker u. Humblot. Fol. 40 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann von Wißmann,
Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Zweite und dritte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

„Eines der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der deutschen Afrikaliteratur." Prof. Dr. Ratzel.

Reichscommissar Major von Wißmann hat die vorliegende Auflage mit einem interessanten Vorwort eingeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:
Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser der bereits in fünf Auflagen verbreiteten Bearbeitung von Stanley's Werk „Durch den dunkeln Welttheil" gibt unter Benutzung des neuesten und besten Quellenmaterials zum ersten mal eine anziehende Schilderung des gesammten deutschen Kolonialgebietes. Land und Leute der Haupttheile der einzelnen Kolonien erfahren eine eingehende anschauliche Darstellung. Zahlreiche Abbildungen unterstützen den Text; außerdem sind auf 2 Karten sämmtliche deutsche Kolonien in großem Maßstabe graphisch dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

von Belx,

Offizier der deutschen Schutztruppe.

Mit Vorwort v. H. v. Wißmann,
21 Abbildungen u. 1 Karte.
Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Supplement zu
Stanley
Im dunkelsten Afrika

JEPHSON-
STANLEY

EMIN PASCHA
und die
Meuterei in Aequatoria

Mit 48 Abbild. und 1 Karte.
Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lfgn. à 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere, Gesammelte Werke.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 12. März 1891.

Inhalt: Eine neue Poetik der Lyrik. Von Gustav Portig. — Erzählungen. Von Benno Rüttenauer. — Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Zur deutschen Geschichte. Von H. S. — Zur Länder- und Völkerkunde. Von Friedrich Bienemann. — Aus deutscher Vorzeit. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Poetik der Lyrik.

Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung von Richard Maria Werner. (Beiträge zur Aesthetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. Erster Band.) Hamburg, Voß. 1890. Gr. 8. 12 M.

Dieses außerordentlich umfängliche Buch enthält auf 611 Seiten eine Poetik der Lyrik, woran sich ein Verzeichniß der im Text angeführten Versanfänge, ein Personenregister und ein Sachregister schließt. Das Ganze stellt sich dar als den ersten Beitrag eines vom Verfasser und von Theodor Lipps geplanten Sammelwerks, welches die Ueberschrift trägt: „Beiträge zur Aesthetik". Da ich Aesthetiker von Fach bin, so begrüße ich zunächst den mir hier entgegentretenden Aufschwung der Aesthetik mit Freuden. Habe ich doch schon seit Jahren, gelegentlich auch in d. Bl., die Anschauung vertreten, daß in unserer Zeit eine nur als Abtheilung der Philosophie auftretende und die Wissenschaft der einzelnen Künste nur als Beispielsammlung heranziehende Aesthetik nicht mehr ausreiche. Nach meiner Ansicht ist es in hohem Grade wünschenswerth, daß gründlich gebildete Männer — gleichviel ob ausübende Künstler oder Gelehrte — auf geschichtlicher Grundlage vermittels exacter Forschung und in gesund realistischer Weise eine Art Wissenschaftslehre der einzelnen Künste, also hier ihrer besondern Fächer, aufbauen und ausbauen. Alle diese Vorarbeiten muß dann der — möglichst allseitig kunstgeschichtlich erfahrene — Aesthetiker von Fach philosophisch durchdringen; die realistische Aesthetik der einzelnen Künste aber und die idealistische Aesthetik der eigentlichen Philosophie müssen sich einander in die Hände arbeiten und fördern. Thatsächlich wird in den einzelnen literarischen Erzeugnissen der Schwerpunkt bald mehr in die allgemeine Lehre vom Schönen und der Kunst (Philosophie), bald mehr in die Eigenart der einzelnen Künste fallen; diese Beschränkung ist eben bei der Beschränktheit der menschlichen Einzelbegabung unvermeidlich. Jedenfalls aber muß die inductive Behandlung aller Künste hinangeführt werden bis zu dem Punkte, wo von der zusammenfassenden Einheit aller aus die deductive Darlegung zu beginnen hat. Diese deductive Aesthetik muß ungleich mehr als ihre Schwester (die inductive) mit schauendem Denken, mit Gemüth und bezw. nachschaffender Phantasie ausgerüstet sein, wenn sie das ungeheuere Kunstmaterial wahrhaft umspannen und durchdringen will.

Grundsätzlich nun huldigt auch Werner dem Bestreben der Gegenwart, die „bisherige historische Auffassung der Literatur mit der Kunstphilosophie zu vereinigen". Thatsächlich aber fühlt er sich nur befähigt, „eine neue Aesthetik im naturwissenschaftlichen Sinne zu begründen und aus genauer Beobachtung der Thatsachen zu einer Erfassung der Gesetze aufzusteigen". Nun hat er allerdings zu viel Geist, um zu der ganzen Armseligkeit der bisherigen Versuche einer sogenannten „naturwissenschaftlichen" Aesthetik herabzusinken; gleichwol beginnt er mit einer merkwürdigen Selbsttäuschung. Von einer solchen naturalistischen Aesthetik könnte doch nur dann die Rede sein, wenn der Mensch — rein materialistisch — nur ein Gegenstand der Naturwissenschaften wäre; Werner aber hat sein ganzes Buch von einem principiell entgegengesetzten Standpunkte aus (vielleicht nur unbewußt?) geschrieben! Er will ferner „die Erscheinungen möglichst einfach erklären und aus dem Wesen des lyrischen Dichters ableiten". Aber die bloße Erklärung ist noch lange nicht ein ästhetisch-psychologisches Gesetz, und das Wesen des Lyrikers will Werner doch erst durch seine Methode finden, während er es von vornherein voraussetzt. Er unterzieht sich der schwierigen Aufgabe, „den dichterischen Proceß in der Lyrik soweit als möglich zu erforschen", und hat diese Aufgabe mit staunenswerthem Fleiße gelöst. Aber merkt er denn nicht, daß er

im wesentlichen die Grundzüge des dichterischen Schaffens überhaupt entwickelt hat und nicht blos des Lyrikers? Die äußern Erscheinungsformen der Poesie müssen je nach dem poetisch behandelten Gegenstande verschieden sein; das innere Werden aber im Dichter ist in seinen Grundzügen überall dasselbe.

Werner führt in einer vorangestellten Uebersicht die Schriften an, welche seinen Ausführungen zu Grunde liegen. Ich will einmal absehen davon, daß sich dieses Quellenmaterial auch vom Standpunkte Werner's aus noch bedeutend vermehren ließe; wenn er aber dichterisch beanlagte Aesthetiker wie Vischer, Carriere, Gottschall u. a. als für ihn nicht vorhanden ansieht, während er solch ein Machwerk wie H. Baumgart's „Handbuch der Poetik" (1887) schätzt, so bedauere ich, für ein solches Verhalten keine Entschuldigung finden zu können. Werner bleibt eben im wesentlichen noch so sehr in der Weise der bisherigen Germanisten stecken, daß ihm für die Durchdringung von Schaffen und Kritik in einem Manne wie Rudolf von Gottschall das Verständniß fehlt, vielleicht auch der gute Wille.

Diese vermeintlich wissenschaftliche Ergründung eines rein geistigen Stoffgebietes hat nun aber auch dem ganzen Werke das Gepräge eines oft kaum noch zu ertragenden Specialistenthums aufgedrückt. Das große Werner'sche Werk besitzt ganz und gar die Vorzüge und die Mängel eines sorgsam ausgearbeiteten Collegienheftes: Text und Beweisstellen bilden schon äußerlich durch denselben Druck ein fortlaufendes Ganzes, schwellen aber das Buch ganz unnöthigerweise an und hindern sein klares übersichtliches Heraustreten der von dem Verfasser gefundenen Hauptgedanken: es wäre vielmehr fördernd für die Sache wie für den Verfasser gewesen, wenn er alles gelehrte Handwerkszeug in Fußnoten oder besser in einen Anhang zurückgedrängt hätte. Heutzutage erweisen wir Gelehrte uns als Männer der Wissenschaft nicht dadurch, daß wir den Leser vor lauter Bäumen den Genuß des Waldes entziehen, sondern dadurch, daß wir alles blos Stoffliche bezwingen und hinaufläutern zur reinen durchsichtigen Form eines stilistischen Kunstwerks. Das ist freilich ohne wiederholte herzhafte Schnitte in das eigene Fleisch, ohne immer erneute Häutungsprocesse nicht möglich; schließlich aber kommt denn doch etwas heraus, was über die bloße Flüssigkeit des bessern Journalistenthums hinaus einen Krystallfluß der Gedanken zeigt, in welchem sich die Sonne echten Geistes spiegeln kann.

Im Anschlusse hieran möchte ich die Frage aufwerfen: will denn nicht endlich das jüngere Geschlecht es lernen, den Zopf des deutschen Professors abzuschneiden und das geistvolle Haupt frei zu tragen wie ein Apoll von Belvedere? Werner stellt S. 138 und 246 zwei „Tabellen der lyrischen Gattungen" auf, in welchen er als Scholastiker des 19. Jahrhunderts im Rubriciren das kaum Denkbare leistet. Auf der ersten Tabelle legt er zehn Hauptarten der Lyrik zu Grunde, durch deren Kreuzungen er ungefähr 160 Unterarten der Lyrik herausbringt. Da wird ihn gelegentlich ein Zunftgenosse übertrumpfen und ihm zurufen: Das Motto eines echten Germanen lautet: Und sie tranken immer noch eins! Unter meinem Mikroskop finde ich noch mehr Bacillen als du.

Ich habe die Mühe nicht gescheut, das Werner'sche Opus durchzustudiren, zum Theil wiederholt wichtige Kapitel gelesen. Ich will gern bezeugen, daß ich eine ganze Reihe feiner Gedanken darin gefunden und das Buch als einen Beitrag zum Verständnisse der Lyrik mit Freuden begrüße. Wenn ich nun versuche ein Bild von dem Gedankengange des Verfassers zu entwerfen, so verpflichtet mich doch der verfügbare Raum zu thunlichster Selbstbeschränkung. Indeß es sei gewagt!

Werner bestimmt zunächst den Unterschied des Epos und Drama von der Lyrik. Nach ihm ist „bei der Lyrik Geburt und Leben eins, während bei erstern beiden das Product des Dichters erst in andern lebt". „Die Situation ist bei jenen das Wesentliche, bei dieser nur das Zufällige; durch Epos und Drama bezeichnen wir bestimmte Formen, durch Lyrik den Inhalt." Wenn an dieser Begriffsbestimmung etwas Wahres sein soll, so ist es mindestens schief ausgedrückt. Wenn Werner sagt, daß zwischen dem Künstler und dem Dilettanten nicht ein Grad-, sondern ein Wesensunterschied besteht, so stimme ich zu; nur gehört gerade auf dem Gebiete der Lyrik eine ungewöhnliche Feinheit und Sicherheit des ästhetischen Urtheils dazu, um in der Praxis überall die richtigen Grenzbestimmungen zu treffen. Wie sehr sich selbst ein bedeutender Aesthetiker über seine eigenen Leistungen täuschen kann, das beweisen mir die „Lyrischen Gänge" von Fr. Th. Vischer.

Grundlegend für die Werner'sche Arbeit sind nun folgende Gedanken. Alles was den Dichter zur dichterischen Arbeit anregt, nennt er Erlebniß; der Dichter müsse sich aber in einer besondern Stimmung befinden, damit das Erlebniß den Keim zu einem Gedichte in seine Phantasie senke. Ehe der Keim zu einem Gedichte sich in seine Phantasie senkte, muß eine Befruchtung stattgefunden haben. Der Keim erfährt sodann ein inneres Wachsthum, bis endlich das Gedicht selbst geboren wird; aber auch dieses fertige Product wächst noch sich aus und erfährt vorzugsweise die nöthige Formvollendung.

Das dichterische Erlebniß kann bald ein directes, bald ein indirectes sein, bald im Gefühl, bald in den Gedanken stattfinden. Alle diese Erlebnisse werden nun an Beispielen eingehend beleuchtet. In der dichterischen „Stimmung" entsteht nicht das Gedicht selbst, sondern es regt sich erst wortlos. Was nun Werner über die Eigenthümlichkeit Goethe's, Schiller's, Uhland's, Tieck's und anderer in Bezug auf deren Lyrik aufstellt, ist sehr beachtenswerth. Er verlangt ferner mit Recht, daß auch der Lyriker es lerne, seine Stoffe zu vereinfachen und zu verdichten. Sehr feinsinnig bemerkt er, daß Heine's Lieder im Vergleiche zu den Goethe'schen einen formalen Rückschritt zeigen. Sehr gut faßt Werner das Ergebniß einer langen Untersuchung in folgende Sätze zusammen:

Geheimnißvoll bildet sich im Dichter das Individuum, wie das Kind in der Mutter, ihm selber ein Räthsel und doch einem höhern Gesetze folgend. Plötzlich ist es dann da, ihm zur Freude, uns zur Wonne. Wir lauschen dem Werden, weil wir das dichterische Product als ein Nothwendiges erkennen möchten. Freilich spielen auch alle einzelnen Momente dieses Processes sich oft mit unendlicher Schnelligkeit ab.

Es gibt nur drei Möglichkeiten der Geburt eines Gedichtes: Improvisation, Gelegenheit, Zufall. Der Improvisator bringt in den allermeisten Fällen nur Verse oder Reime zu Stande, aber kein Kunstwerk. Gelegenheit bedeutet so viel wie wirkliches äußeres Erlebniß, welches oft als Zufall erscheint.

Was endlich die äußere Form anlangt, so behauptet Werner, daß es eine besondere lyrische äußere Form nicht gebe. Andererseits rechnet er heraus, daß die Darstellung in der Lyrik sein kann: 1) erzählend oder episch; 2) aufklärend oder didaktisch; 3) darstellend oder dramatisch; 4) beschreibend oder prosaisch. Verhält sich der Dichter erzählend, so kann er entweder wirklich berichten, oder er kann andeuten, oder er kann vergleichen, indem er parallelisirt oder kontrastirt. (Nach Werner.) Eine der besten Stellen im ganzen Buche ist der Schluß; ich setze ihn zur Selbstcharakterisirung des Verfassers hierher:

Es ist ein weiter Weg von dem Erlebnisse durch die Befruchtung zum Keim, durch das innere Wachsthum zur Geburt, durch äußere Form und äußeres Wachsthum bis zum Gesammtbild eines Dichters. (Soll doch wol heißen: einer Dichtung.) Welche Fülle von geistiger Kraft ist erforderlich, welche Anspannung, welcher Ueberschuß von geistigem Kapital, bis sich die Eigenart eines Dichters ausbildet! Unendlich feine Regungen und Reizungen der Nerven, aber doch so nachhaltig und bedeutend, daß sie sich in Thaten umsetzen! Es ist schwer, diesen zarten Momenten mit der Forschung nicht Gewalt anzuthun! Das Momentanste soll mit der Ruhe des Naturforschers klar gelegt werden. Möchten die Hände nicht allen Schmelz des Schmetterlingsflügels abgestreift haben!

O nein! Der Naturforscher kann ja den Schmelz des Schmetterlingsflügels (der Lyrik) noch unter das Mikroskop nehmen oder chemisch einen Auszug davon herausdestilliren. Werner ist ja selbst einem Du Bois-Reymond noch über! Letzterer betont doch wenigstens als einen Fundamentalsatz seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung: wir wissen nicht und werden niemals wissen, wie Nervenreizung in seelisch-geistige Empfindung umgesetzt werden kann. Werner aber weiß, weiß ganz genau, daß „Regungen der Nerven sich in (geistige, künstlerische) Thaten umsetzen". Könnte er das vielleicht als Professor der Naturwissenschaften? Ließe sich da wol eine Physiologie der Lyrik schreiben? Ich antworte: so wenig der Psychophysiker Wilhelm Wundt fähig war, von seinen physiologischen Voraussetzungen aus sein letztes Werk, seine Metaphysik, zu schreiben, sowie er vielmehr sich endlich entschließen mußte, auf rein geistigem Gebiete den Weg von oben nach unten zu gehen: so auch ist eine derartige naturwissenschaftliche oder streng realistische Poetik unmöglich. Die Entstehung eines wirklichen Kunstwerks hat wol ihr Gleichniß in der höhern Mathematik, nicht aber in der niedern; da wo Werner aufhört, fängt der eigentliche Aesthetiker erst an, dieser aber muß Dichter und Philosoph zugleich sein.

Gustav Portig.

Erzählungen.

1. Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben von Siegmund Cronbach (S. Nolly). Neunte Auflage. Berlin, Cronbach. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.
2. Ein Fragezeichen. Novelle von Emile Erhard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 12. 2 M.
3. Oberlehrer Mark. Ein Roman von Adolf Brennecke. Elberfeld, Lucas. 1890. 8. 3 M.
4. Irrwege des Herzens. Roman von Ernst Müller. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.
5. Auf der Reise. Drei Novellen von Adolf Stern. Dresden, Ehlermann. 1891. 8. 3 M.
6. Natürliche Liebe. Erzählung von Karl von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1890. 8. 4 M.

Zwar nicht durch wüstes wildes Leben, wie Mephisto sich rühmt, schleppen diese Autoren und „Autorinnen" den Recensenten und den Leser — so sie einen finden —, aber dafür um so mehr durch die ganze flache Unbedeutendheit ihrer kindischen oder kahl philiströsen Lebens- und Weltanschauungen. Da soll er zappeln, starren, kleben — und einsehen lernen, daß auf Erquickung hier zu hoffen Lächerlichkeit wäre.

Dies gilt für die sämmtlichen vier ersten Nummern des obigen Verzeichnisses. Das „Notizbuch" von Siegmund Cronbach (Nr. 1) enthält Humoresken der traurigsten Art. Dem Verfasser fehlt zum Humoristen nicht mehr wie alles, zunächst die unerläßlichste Grundbedingung: Unbefangenheit gegenüber dem Stoffe, der darzustellenden Welt. Anstatt frei darüber zu stehen, steckt Cronbach selber bis über die Ohren darin. Und dieser Mangel wirkt um so bedenklicher, als das zur Behandlung kommende Stoffgebiet, jüdisches Heirathsmaklerwesen, an sich gewiß kein anmuthendes ist. Die kleine Sammlung darf sich aber rühmen, in neunter Auflage zu erscheinen.

Das in verschwenderischer Ausstattung — die auch einer bessern Sache würdig gewesen wäre — hergestellte Büchlein von Emile Erhard (Nr. 2), auf dessen Einbanddeckel ein großes goldenes Fragezeichen prangt, hat sich in der That die Lösung einer Frage, eines Problems zur Aufgabe gestellt. Aber abgesehen davon, daß diese Frage: ob die Liebe zwischen Mann und Weib rein seelisch zu sein und vom Körper ganz abzusehen vermag — für keinen vernünftigen Menschen eine Frage sein kann, ist auch die zu ihrer Beantwortung erfundene Fabel und deren Behandlung an sich ohne jeden Werth. Die männ-

liche Hauptperson der Erzählung ist die widerwärtigste Carikatur.

Der Oberlehrer Mark in dem gleichnamigen Brennecke'schen Roman (Nr. 3) führt sich ein, indem er, auf der Terrasse des Grand Hôtel zu Bellagio, folgendes große Wort gelassen ausspricht: „Wie schön nimmt sich die Bergkette dort drüben im Abendroth aus!" Schön nimmt sich aber auch die folgende Stelle aus:

Du weißt (sagt Mark zu seiner jungen Frau), ich bin kein Schwärmer, sondern ein derbe Westfale, der die Dinge ruhig an sich herankommen läßt. Aber als mich mein Director in ungesuchter Herzlichkeit willkommen hieß, als sein offener Blick so wohlwollend auf mir ruhte, da ging es mir ähnlich wie bei dem ersten Kuß, mit dem sich u. s. w.

Mehr braucht es kaum, um zu zeigen, mit was für einer Sorte von Dichter und Schriftsteller man es hier zu thun hat. Und fast möchte man es da mit dem Collegen des Herrn Oberlehrers halten: „Achten sie auch auf das quamquam an der Spitze des Hauptsatzes!" räth ihm derselbe:

Gerade derartige Einzelforschungen können ungemein fruchtbar für die Wissenschaft werden — unsern Realschulmännern dürften wir allerdings mit solchen ernsthaften Studien nicht kommen!

An einer andern Stelle ist zu lesen:

Lebrecht's Stellung als Altphilologe erforderte es, daß er gleich gegen die erste These anging, welche die Kenntniß des Griechischen für das Studium der Medicin und der Naturwissenschaften als überflüssig erklärte. Außer der Thatsache, daß gewisse Erfahrungen und Beobachtungen uns bereits von den griechischen Schriftstellern überliefert wären, sodaß deren Glaubhaftigkeit dadurch gewährleistet würde (!), hätte sich das Griechische besonders für eine gemeinschaftliche Benennung wissenschaftlicher Einzelheiten bei allen Völkern eingebürgert. Durch die Bekanntschaft mit der Herleitung und Bedeutung der dem Griechischen entlehnten Namen, so urtheilte Mark, würde das Sachverständniß gefördert, auch ein Zusammenwirken der Aerzte und Naturforscher verschiedener Sprachen wesentlich erleichtert.

Mehr weiß der begeisterte classische Schulmann für sein geliebtes Griechisch nicht beizubringen. Man kann es nicht leugnen, dieser Herr Lebrecht Mark ist aus dem Leben gegriffen. Die Darstellungsweise ist wirklich eine Art Naturalismus, d. h. Lebenswahrheit, und insofern ließe sich nichts dagegen einwenden. Zugleich ist aber auch der höchste Idealismus vorhanden; denn der Dichter zeichnet in dem Helden ein Ideal, sein Ideal, und da danke ich.

Gern preise ich den Idealismus, auch die Musik. Aber es gibt sehr schlechte Musik und schlechte Musikanten können die besten Menschen sein, indem sie aber Musik machen, werden sie zu Uebelthätern an ihren Nebenmenschen. Es wäre nachgerade an der Zeit, daß man es in Deutschland mit dieser Wahrheit ein wenig ernster nähme. Namentlich wenn man doch sonst ein so ernster Mann ist.

Man kann kaum verkennen, daß in diesem Oberlehrer Mark der Darsteller und der dargestellte Held wesenseins sind und sein wollen. Der Oberlehrer Mark ist Adolf Brennecke und umgekehrt. Sie fallen aber an einem Punkte auseinander. Mark schreibt keine Romane. Warum thut Brennecke das? Warum vertauscht er eine Thätigkeit, wozu das ganze Rüstzeug classischer Philologengelehrsamkeit erforderlich ist, mit einer andern, wozu sich in Deutschland jeder befähigt halten darf, der mit Feder und Papier umzugehen weiß, was doch wahrlich keine Kunst und kein Ruhm ist? Glaubt er etwa auf diese Weise den bösen „Realschulmännern", denen für sein Quamquam der classische wissenschaftliche Sinn abgeht, zu imponiren? Ich zweifle, ob er bei diesen „Banausen" und andern seinen Zweck erreichen wird. Wie er sieht, noch nicht einmal einen — Recensenten vermag er damit vom Ofen zu locken. Mit seinem Quamquam hätte er wenigstens seine classischen Collegen auf seiner Seite gehabt.

Wenn in dem behandelten Romane die Menschen mir allzu genau sprechen und sich geberden wie im Leben — im Leben, wo es am saftlosesten, am langweiligsten und läppischsten ist, so liegen die Sünden dieser „Irrungen des Herzens" von Ernst Müller (Nr. 4) gerade in entgegengesetzter Richtung. Seine Sprache fällt bald ins Kindische, bald ins Phantastische und ist alles, nur nicht natürlich. Der Verfasser mag recht interessante Menschen im Auge gehabt haben; aber in ihrer Zeichnung hat er es entschieden versehen. Er macht sogar manchmal den Eindruck, als ob er etwas sei wie ein Dichter und Offenbarungen zu machen habe, aber nur das rechte Wort nicht finden könne; wenn er wirklich so jung ist, wie es den Anschein hat, findet er's vielleicht noch.

Sicher glaubt Adolf Stern das rechte Wort zu finden, vielmehr es längst gefunden zu haben. Er hat mit seiner mannichfaltigen literarischen Thätigkeit während seines arbeitvollen Lebens fast immer Anerkennung gefunden, die der Kritiker und Literarhistoriker auch voll verdient. Aber ein Dichter ist Adolf Stern nicht, das mag man kecklich sagen. Die vorliegenden drei Novellen (Nr. 5) beweisen dies hinlänglich. Das Wort, das gebildete Wort steht Adolf Stern zur Verfügung, im reichsten Maße; aber er hat uns nichts zu sagen, nichts Eigenes wenigstens. Er hat es selbst wieder erst von andern, alles was er uns sagt. Bildung ist alles in ihm, nichts dichterische Offenbarung, nichts Temperament, nichts unmittelbarer dichterischer Ausdruck mit der Spur des Unbewußten. Nachempfindung heißt das Urtheil und die Verurtheilung Stern's als Dichter.

Und gerade in dem vorliegenden Buche ist diese Nachempfindung sehr unglücklich ausgefallen. Sie ist Stern in einigen frühern Werken besser gelungen, wie etwa in den „Letzten Humanisten" und den venetianischen Novellen, welche auch im allgemeinen gut beurtheilt wurden, vielleicht zu gut. Die erstere der gegenwärtigen Novellen, „Des Vaters Tagebuch", gehört zum Langweiligsten, was man lesen kann. Die Verwickelung darin ist künstlich gemacht und läßt uns kalt und gleichgültig. Somit ist diese Geschichte schon in der Aufgabe verfehlt. Wohl wäre dagegen aus der

zweiten, „Verschlossenes Herz", etwas zu machen gewesen. Doch will der Verfasser darin Erscheinungen gestalten und der Natur nachbilden, wovon er keine Ahnung hat. Darum verfällt er in jene böse Art falschen Idealisirens, der es nicht darauf ankommt, eine Mücke für einen Elefanten auszugeben. Wenn dieser Fehler — ein geringer übrigens — neben tausend fein beobachteten und wahren Einzelheiten vorkommt (wie einst bei Auerbach), so mag er mit in Kauf genommen werden. Aber die Stern'sche Dorfgeschichte wirkt wie eine boshafte Verzerrung der Auerbach'schen. Eine absichtliche Carikatur könnte kaum schlimmer ausfallen. Den besten Eindruck macht die letzte der drei Novellen, „Der Pathe des Todes". Man hat es hier wenigstens mit Menschen zu thun, die der Erzähler aus dem Leben, nicht blos aus Büchern kennt, und die Geschichte erweckt unsere Theilnahme. Sie würde noch besser wirken, wenn sie etwas rascher voranrückte, und ich für meinen Theil hätte den letzten glücklichen Schluß, die Heirath, als nicht streng zur Sache gehörig, weniger betont oder ganz im Ungewissen gelassen.

Ein Buch von bedeutendem poetischen Gehalte ist endlich die Erzählung „Natürliche Liebe" von Karl von Perfall (Nr. 6). Und das ist das Poetische daran, daß sie, in der Hauptsache, nicht erfunden, sondern erlebt ist, natürlich in des Wortes weitester Bedeutung. Man weiß wohl, daß die Dinge sich nicht aufs Haar gerade so zugetragen haben, aber man ist fest überzeugt, daß der Verfasser diese Menschen, von denen er erzählt, gekannt hat und zwar lange und genau. Wer aber eine derartige Wirkung hervorbringt, ist ein Dichter. Und wenn man sich auch sagen muß, daß einzelne Figuren des Bildes klarer und reinlicher herausgearbeitet sein könnten, wodurch das Ganze verständlicher würde und noch überzeugender wirken müßte, so muß man doch sofort gestehen, daß die warme Lebendigkeit des Gegebenen einen solchen Gedanken nur schwer, nur hinterher aufkommen ließ. Ueberraschend anschaulich, ganz in seinem eigenthümlichen Farbenzauber thut sich der Schauplatz der Handlung vor dem Leser auf, das Wirthshaus, das Dorf, die Landschaft. Perfall offenbart hierin ein hohes künstlerisches Vermögen.

Einen wunden Punkt hat die Erzählung. Sie birgt eine starke lehrhafte Absicht in Sachen der Sittlichkeit. An sich möchte das nichts Schlimmes sein; aber nicht nur läßt sich der Dichter dieser Absicht zu Liebe verführen, in die Sprache und das Denken der Heldin, der schönen Emerenz, unwahre, d. h. ihrer sonstigen Natur fremde Bestandtheile zu mischen — so etwas wie Brocken einer aphoristischen Moralphilosophie, es kommt auch, was der Dichter lehren will, durchaus nicht einfach und klar zum Ausdruck. Das letztere ist sogar so wenig der Fall, daß manche Leute das Gegentheil herauslesen werden, und da das Thema ein heikles ist, wird der Verfasser von mehr als einer Seite sich harte Vorwürfe zuziehen. Daß dieselben wenigstens mit einem Scheine von Berechtigung auftreten können, ist sehr zu bedauern.

Die Geschichte schließt so:

Der Morgen leuchtete sonnenhell in das Gemach herein, in welchem das riesige, mit Kissen und Federdecken hoch aufgebaute Bett des jungen Paares stand. Emerenz erwachte und richtete sich in dem Federwerk, das sie fast begrub, auf. Aufmerksam lauschte sie den Athemzügen des neben ihr noch fest schlafenden Gatten und betrachtete neugierig die Gestalt, die, den Arm über den Scheitel gelegt, daß der emporgezogene Hemdärmel die ehernen Muskeln zeigte, die mächtig gewölbte Brust halb entblößt, dalag. Dann faltete sie die Hände und betete: „Lieber Gott! Laß mich eine brave Frau werden und mach', daß ich schöne Kinderln bekomm'!"

Benno Rüttenauer.

Lyrik.

1. Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Sammlung zerfällt in zwei Gruppen, deren erste der Dichter „Aus des Lebens Wanderfahrt", deren zweite er „Am sausenden Webstuhl der Zeit" benennt. Mit jenem deckt sich der Titel „Lieder", mit diesem die „Fanfaren"; jene sind rein-lyrisch, diese politisch oder doch tendenziös. Es ergießt sich diese Poesie in vollem freien Ergusse und ursprünglicher Natur. Da stöhnt nirgends die Druckpumpe. Es wäre aber gut, wenn der Meißel fleißiger gehandhabt wäre. Es ist echte Spielmannspoesie, wenn auch nicht gerade solche feinsten Ranges. Vieles ist mehr improvisirt als gedichtet; vieles wird erster rascher Wurf sein. Man reicht uns statt des Fertigen, Gewordenen das im Werden vorschnell Abgeschlossene. Mit solcher Eilfertigkeit schädigt sich niemand mehr als der Verfasser selbst; auf sie ist die Wahllosigkeit des Ausdrucks und hier und dort empfindliche rhythmische Unglätte zurückzuführen. Es ist dies um so mehr zu beklagen, als der Dichter beweist, daß er auch in der Form Vollendetes zu schaffen vermag. Dies rühme die folgende Probe, deren rhythmische Vielgestaltigkeit die Anmuth des lieblich bewegten Bildes auf das glücklichste erhöht:

In Purpur erglüht des Bergs Kapelle.
Zum Thale rinnt langsam die goldene Welle.
Die Glocken erklingen.
Auf luftigen Schwingen
Schwoll der himmlische Gruß in die Weite
Ueber die wogenden Aehrengebreite.
Im festlichen Kleid
Wandert zum Kirchlein manch liebliche Maid.
Die duftende Linde
Streut Blüten im Winde.

Und wieder im wonnigen, purpurnen Leuchten
Die Wiesen vom Thaue des Abends sich feuchten.

Es klingen die Geigen
Zum lustigen Reigen.
Liebliche Mädchen mit glänzenden Blicken
Wiegen im Tanze sich, lachen und nicken.
Mit dem Liebsten vertraut
Wandelt im Dunkeln die glühende Braut.
Die duftende Linde
Streut Blüten im Winde.

Das ist ein frisches, farbenbuntes Bild, wie es ein lustiges Spielmannsauge schaut. So ist auch das Lieben und Werben dieser Lieder feurig und wandelbar wie Spielmannsminne, zum mindesten in ihrer Form:

Das Leben ist karg und der Sommer ist kurz.
Noch braust im Becher der Wein.
O komm, wir wollen der Jugend Rest
Der cyprischen Heiligen weihn!

Wie weit die Schöne diesem gewagten Wunsche entgegengekommen, ziemt nicht zu forschen. Kaum aber kann des Dichters Annahme ernstlich gesagt sein, daß er sein „letztes Liebeslied" gesungen habe:

Gleich einer Zauberblüte,
Die niederduftet vom Baum,
So fliegt es wie späte Jugend
Durch meinen stillen Traum.

Wie tief am Horizonte,
Wo lange die Sonne ruht,
Noch schwimmt ein Rosenwölkchen
Mit letzter Abendglut:

So taucht in meiner Seele,
Ich weiß nicht, wie's geschieht,
Empor wie ein Leuchten des Frühlings
Ein letztes Liebeslied.

Liebeslieder, die so muntere Jugend athmen, dürfen nicht die „letzten" sein. — Was die politischen Gedichte angeht, so sind auch sie von echtem Schwunge getragen und von reiner Begeisterung geschwellt, aber ihre Ideale sind nicht die unsern und ihre Sprache schmeckt zu sehr nach der Gironde.

2. Nachtschatten. Moderne Gedichte von Johannes Funk. Berlin, K. Sigismund. 1891. 8. 1 M.

Als „Nachtschatten" lasse ich diese Gedichte ohne weiteres gelten. Es sind Nachtfalter, die über die sonnige Welt der deutschen Dichtung gaukeln und mit giftigem Rüssel in Begriffe wie Censur, Tradition, Hellenismus stechen. Der Dichter beleuchtet mit flackernder Fackel die Nachtseiten modernen Lebens. Reines Wollen ist ihm nicht abzusprechen. Daß er seinen Kienspan nicht mit Glacés schwingt, kann man ihm nicht verübeln. Kien bleibt Kien, und Dirne bleibt Dirne: da ist mit Madonnenmalerei nichts anzufangen und mit Camelien auch nichts. Vielleicht gewöhnt sich des Dichters grollendes Auge gelegentlich an Tag und Sonnenschein zurück und singt er uns neue Lieder aus der Welt des Lichts und des Normalen, deren Vorhandensein ja gerade die Wahl seines Titels so energisch wie freilich unfreiwillig bejaht!

3. Gedichte von Anton von Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. Leipzig, Liebeskind. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Wie das tiroler Schnadahüpfel alltäglich neue, immer junge Blüten treibt, die mit dem Tage kommen und gehen, so ist auch die tirolische Kunstpoesie mit Gilm nicht schlafen gegangen, und feiert in liebevollem Gedenken immer wieder sein Gedächtniß, sei es in Erinnerungskränzen, die es an seinem Grabe niederlegt, sei es in Liedern, die da ein Hauch umweht von des Meisters allerschönstem Sange:

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag' herbei
Und lass' uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai. —

Ich denke hierbei an Namen wie Adolf Pichler in Innsbruck und Arnold von der Passer, in dessen Gilmhof in Obermais ich unvergeßliche, der Poesie und Musik geweihte Stunden verlebte. Auch die vorliegenden Gedichte sind unter dem dunkelblauen Himmel Tirols, an den schäumenden Wassern des Inn entstanden, und sie alle verklärt ein Widerschein der sonnigen Klarheit des Alpenthals. Was diesen Liedern indessen den schönsten Vorzug verleiht, das ist die Reinheit des Empfindens und die Lauterkeit des Ausdrucks. Was in diesem enthalten ist, ward von jenem geadelt: gemachte oder nachgemachte Gefühle sind dieser Poesie völlig fremd, wenn sich auch sprachliche und stilistische Anklänge an geweihte Vorbilder finden, wie dies das Schicksal jeder Epigonenperiode bleibt, die das sprachliche Material und die stilistischen Prägestöcke aus der Hand der schöpferischen Geister als ein Fertiges, kaum Fort- und Umbildbares überkommt. Dahin gehört z. B. S. 45:

Und nun steh' ich und am Fädchen
Hält die kleine Hexe mich —
Laß mich los, geliebtes Mädchen,
Oder lieb' mich, wie ich dich!

Frei — oder besser: unfrei — nach Goethe! Die spätern Gedichte sind dann selbständiger und reifer. Im allgemeinen bleiben sie auf die Form des Liedes beschränkt, die Ode mit ihrem kühnen Aufschwunge und rauschenden Rhythmus wie der sanfte schmelzende Klageton der Elegie liegen dieser Lyrik fern. Dafür gelingen ihr landschaftliche Stimmungsbilder, so zwar, daß sich in ihren Breiten das dichtende Ich nicht vergißt oder über seinen metrischen Pinselstrichen völlig verliert, sondern empfindungsvoll vom Mittelpunkte aus das Ganze beherrscht und mit individuellem Lichte durchdringt:

Abend ist's, es webt der weiche
Dämmerflor um Berg' und Thale,
Und der Mond mit sanftem Strahle
Grüßt mich aus dem Waldesteiche.

Wie sie stehn, die grauen Recken,
Stolz noch ihre Wipfel hebend
Und die Arme muthig strebend
Nach den ersten Sternen strecken.

Selbst die wildverschlungnen Farren
Und der Disteln graue Köpfe,
Wie die niedrigen Geschöpfe
Nach dem letzten Scheine starren!

Was da in der Waldesdichte
Was im Felde athmet, lebet,
Jedes Erdenwesen strebet
Nach dem Himmel, nach dem Lichte.

Du allein im Sternengefunkel,
Wandrer mit bestaubten Schuhen,
Möchtest gern da unten ruhen
Sehnsuchtsmüd' in Nacht und Dunkel.

So wird das Gebiet der Gedankenlyrik gestreift und das subjective Gefühl erhebt sich über die Sinnenwelt, ohne die Anschaulichkeit der Darstellung zu verkümmern mit lehrhafter Reflexion. Auch im lyrischen Lebensbilde bewährt sich diese Poesie, indem sie in dem Gedichte „Der Vogelsteller" einen welschen Geistlichen bei jenem mörderischen Vogelfange bloßstellt, den der deutsche Wald und Garten durch die Entvölkerung seiner Sänger so schwer zu entgelten hat:

Und eine Wollust ist es ohnegleichen,
Erst zu genießen, was der Fang beschied —
Da liegen sie, die kleinen Vogelleichen,
Und jede Leiche, ein erwürgtes Lied,
Stumpfsinnig speist er zu dem gelben Mehle*)
Wie Rinder zu des Grases Ueberfluß
Die Blumen kau'n, des deutschen Waldes Seele,
Ein Mutterherz und einen Frühlingsgruß.

Diese Dichtung zeichnet eine hohe Vortrefflichkeit aus und sie trägt in ihrer Weise ein völlig classisches Gepräge, obwol die Gegenständlichkeit an letzter Stelle von dem vordrängenden Grolle des Dichters über den Haufen geworfen wird:

Wohl! arme Vöglein mag sein Köder blenden,
Uns lockt er nicht mehr von dem höhern Ziel;
Wir kennen ihn: in seinen groben Händen
Zerbricht des Herzens zartes Saitenspiel.
Nach deutschen Geists geflügelten Gedanken
Mag blöd sein Garn der welsche Pfaffe ziehn —
Sie schwingen sich hoch über seine Schranken
Des Blendwerks spottend durch die Himmel hin.

4. Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 12. 6 M.

Im Jahre 1800 ging Schiller's in Tübingen bei Cotta erschienener Musenalmanach schlafen. An Bleibendem hatte er nur drei Nummern aus Schiller's Feder gebracht, aber freilich Glanzstücke: das „Lied von der Glocke", die „Erwartung", den „Spruch des Confucius". Gries hatte die „Rückkehr nach Schwarzburg", Matthisson die „Neuen Argonauten" beigesteuert; Goethe, der für 1799 zehn lyrische Dichtungen von höchster Weihe gespendet hatte, fehlte diesmal ganz, und das Unternehmen ging zur Ruhe. Nach neunzig Jahren versucht es wieder aufzuleben. Das Wesen ist das alte, das Streben das gleiche geblieben: eine anziehende, möglichst gehaltreiche Auslese moderner Poesie zu geben. Novellen beginnen. Ebers eröffnet den Reigen. Seine Nummer heißt: „Der Probierstein". Der absonderliche Grundgedanke vermag nicht mit sich zu befreunden. Das Ganze läuft auf knarrenden Schrauben — ein Uhrwerk mit knarrenden Rädern; Mache, keine Kunst; Hausbackenheit und Verschrobenheit in der Charakteristik, und die alte Lauheit des leudenlahmen Stils, welcher das Wesen der Novelle auf jeder Seite dreimal verräth. In andere Luft führt eine Rosegger'sche Skizze unter dem unverfrorenen Titel: „Lieb läßt sich nicht lumpen". Es ist das erste Kapitel einer Novelle. Der Dichter gibt es als Ganzes. So geht man so unbefriedigt davon, wie aus dem ersten Acte einer unvollendeten Komödie. Ich halte ein derartiges Spiel mit dem Entgegenkommen des Lesers nicht für gestattet. Richard Weitbrecht gibt sodann ein lyrisches Gedicht in einer ungemein fein und klar geschliffenen Prosa; wundervolle Stimmungsbilder einer leidgeprüften Mannesseele. Dann folgt reine Lyrik, folgen Meister und Jünger der Liederkunst in wechselreichem Zuge. Namen wie Wilhelm Hertz erglänzen und hundert andere sonnen sich inmitten einer Gesellschaft von gleicher Erlauchtheit. Sinnsprüchliches schließt. Das Aeußere des Buchs ist mit feiner Zartheit stilisirt und schöne Augen werden gern auf dem zierlichen Bande ruhen, und rosige Finger gern in seinen glatten Seiten blättern: innerhalb der Vielliebchenliteratur dürfte dem Buche eine dankbare Rolle beschieden sein.

5. Gedichte von Eduard Eggert. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 16. 2 M.

Diese Dichtungen beherrscht der tiefe Ernst einer Lebensanschauung, die durch die blühende Außenseite der Welt in ihre innersten Räthsel dringt und vor der Unerforschlichkeit des letzten Wesens allen Seins und aller Dinge mit wehmüthigem Entsagen sich bescheidet, ohne jedoch jener absoluten Verneinung zu verfallen, mit welcher die pessimistische Philosophie und Dichtung alle Vernunft dem Ignorabimus ausliefert. So ist Eggert das Vergängliche nur ein Gleichniß und sein Wappenspruch lautet:

Zuversicht.

Und du, o Menschengeist, willst du verzagen,
Weil immer noch der Morgen säumt zu tagen
Aus dieser schwülen geistertollen Nacht?
Wohl halten noch an seinem Lager Wacht
Der Irrthum und der Zweifel und die Lüge.
Doch rauschen hör' ich schon die Donnerflüge
Der Wahrheit, die zum Siege sich bereitet.
Und flammend aus des Himmels Thoren schreitet
Die Göttliche, vor ihrem Angesicht
Versinkt die Nacht und wieder wird es Licht.

Es ruht eine stille Weihe über diesen Liedern. Sie feiern den Segen des Weihnachtsbaumes, die Ruhe des Sonntagsmorgens, den Frieden des Kirchhofs. Weltflüchtiges Sehnen ergießt sich in schwermuthsweichen Strophen.

*) Die Polenta ist gemeint.

Sie betrauern erloschene Liebe, begrabenes Glück: sie sind lebensmüd, der Sänger ist zum Heimgang gerüstet. Aber Engel walten über dieser Poesie und erleuchten sie mit dem milden Lichte freundlichen Hoffens und dem sanften Troste, den stille Ergebung in sich selber findet. Selbst die Schattenbilder des Lebens, die der Dichter zeichnet, verlieren in dem sanften Widerscheine der Innigkeit seiner Antheilnahme an Grauen.

6. Himmelsschlüssel. Geistliche Lieder von Guido Wächter. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Gedichte halten sich dogmatisch zu eng gebunden, um eine tiefer gehende Wirkung und Bedeutung zu gewinnen. Sie variiren uralte Themen, ohne sie zu beleben mit dem Schöpferhauche einer besondern und höhern Eigenthümlichkeit. Die Metren sind abgegriffen, die Sprache geht in abgetriebenem Gesangbuchstone und leider ohne grammatische Schönheit:

Geht eilend aus an jeden Ort,
Den Völkern prediget mein Wort,
Und tauft sie, wie mein Mund euch heißt,
In Vater, Sohn und heil'gen Geist.

Manches sinkt völlig ins Gebiet religiöser Bänkelsängerei und erinnert eher an müßige Reimerei einer welkenden Betschwester, als es den Stempel theologischer Würde und Schulung zeigt:

Wie könnt' es gut und heilsam sein
Dem Menschen, blieb er ganz allein?
(— es muß selbstverständlich: blieb', stehen —)
Drum geb' ihm die Gehülfin bei
Der Herr, daß sie stets um ihn sei.

Für sein Dichten hat der Sänger eine Gehülfin in der That nöthig! Ihr Beistand wäre ihm gewißlich bei der folgenden Offenbarung seines dichterischen Bemühens förderlich gewesen. Sie lautet also:

Sie ist von seinem Fleisch und Blut,
Drum ist sie auch sein höchstes Gut.
Die Aeltern selber läßt ein Mann
Und hanget seinem Weibe an.

O gnadenreicher Ehestand,
Du unauflöslich Liebesband,
Du Segensquell, der immer quillt,
Bis er das ganze Land erfüllt.

Der Verfasser nennt seine Gedichte „Himmelsschlüssel". Mit welchem Rechte, mag er mit sich abmachen. Ich meinerseits glaube vielmehr, daß dichterisch empfindsame Gemüther, die es mit der Himmelsleiter dieser unglücklichen Verse versuchen, aus allen sieben Himmeln in das graue Elend schnödester Prosa fallen.

7. Tagebuchblätter. Von Dora von Gagern. Wien, Gerold's Sohn. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Mein Lieb hat mich verlassen.
Nicht ging's nach Süd oder Nord,
Sonst zög' ich durch Länder und Meere
Ihm nach von Ort zu Ort.

Auch nicht im Tode erblaßte
Der Allerliebste mein,
Sonst braucht' ich ja nur zu sterben,
Um wieder bei ihm zu sein.

Und wär' er gen Himmel gezogen,
So hätte ich nicht geweint;
Die Liebe hat starke Schwingen,
Sie hätte mich ihm vereint.

Mein Lieb ist tief gefallen,
In einen schwarzen Schlund.
Ich sehe hinab und ringe
Mir Herz und Hände wund.

Die mich zum Himmel trüge
Und über die Erde weit,
Die Liebe läßt nimmer mich sinken —
Leb wohl für die Ewigkeit.

Es ist das beste Gedicht der Sammlung, genügt uns aber, um der edeln Tochter eines edeln Vaters ein Lorbeerreis auf die Gruft zu legen. Alle diese Lieder beflügelt eine starke hochgehende Empfindung; die Dichterin vergleicht sich wol selbst einmal dem ruhelosen Sturmwinde, den sie bedauert, da er nicht einmal ein Grab finden werde. Sonst waltet elegische Stimmung vor. Unglückliche Liebe, der Tod des Vaters sind ihre Themen. Selbst die Frühlingslieder der Dichterin sind thränen- und schmerzensreich. Für sie blüht kein Mai und immer wieder ringt es sich martervoll aus ihrer Brust:

Ach wär's vorbei! Ach wär's vorbei!

Aber durch diese Thränen lächelt die Versöhnung. Diese Weiblichkeit ist zu lauter und edel, als daß sie grollen könnte:

Mit deinem Eigenthume
Hast du geschaltet frei,
Und hast mein Herz gebrochen —
Welch Unrecht war dabei? —

Sie geht als Siegerin aus dem Kampfe, dem Sappho's glühendes Herz erlag, und ihre Gruft sollen neben dem dunkeln Lorberkranze lichtgrüne Palmenzweige schmücken.

Adalbert Schroeter.

Zur deutschen Geschichte.

1. Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, und seine Vorgänger. Nach Staatsacten, Tagebüchern und Correspondenzen von Ludwig von Hirschfeld. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 15 M. 60 Pf.

Der Grundsatz des ancien régime, daß „die Welt denen nicht ins Herz sehen darf, die sie regiert haben", hat sich längst in sein Gegentheil verändert. Länger als sechs Jahrzehnte ist es kaum her, daß der Minister Paul's I. von Rußland, Graf Pahlen, seine Denkwürdigkeiten in der Sterbestunde verbrannte, um jede Abweichung von der Maxime seiner Zeit unmöglich zu machen: in

unsern Tagen warten die Beherrscher der Erde nur noch ausnahmsweise das Lebensende ab, um mit Bekenntnissen vor die Oeffentlichkeit zu treten, die Gemeingut zu werden bestimmt sind. Seit die Königin Victoria die Lebensgeschichte ihres Gemahls herausgegeben, nimmt die Zahl fürstlicher Publicationen, bezw. in fürstlichem Auftrage verfaßter Bücher verwandter Art, so rasch zu, daß die Schriftsteller „von Stande" den Schriftstellern von Profession Concurrenz zu machen drohen. Der Neigung zu solchen Thätigkeiten mag freilich zugute gekommen sein, daß die Lesewelt der neuern Literaturgattung entschiedenes Wohlwollen entgegengebracht und den Erfahrungssatz bestätigt hat, nach welchem ein gutes Wort eine gute Statt findet. Auf ein „gutes Wort" aber kommt es schließlich heraus, wenn die Mächtigen und Begünstigten der Erde das Bedürfniß bethätigen, von der Masse gewöhnlicher Sterblicher verstanden und rücksichtlich ihrer Lebenstendenzen gebilligt zu werden. An die Stelle der Schelsucht und Voreingenommenheit, welche zu den Zeiten einseitiger Vorherrschaft demokratischer und liberaler Ideen alles traf, was mit den Daseinsbedingungen hochgestellter Personen irgend zusammenhing, ist bereits seit geraumer Zeit Neigung und Fähigkeit des Publikums getreten, denen gerecht zu werden, die durch Geburt und Beruf in Ausnahmestellungen gebracht worden sind. Mindestens bei uns in Deutschland haben vermehrte Gelegenheit und erhöhte Freiheit zu kritischer Beschäftigung mit fürstlichen und höfischen Lebensformen eher zur Kräftigung als zur Minderung der Pietät gegen die Regierenden und deren Genossen geführt. Seit Bürgerglück und Fürstengröße versöhnt nebeneinander gehen können und seit die Kleinstaaterei in die gehörigen Grenzen verwiesen worden, macht sich bei uns ein Zug zur Loyalität geltend, den man vor vierzig Jahren kaum für möglich gehalten hätte und der wegen seines Gegensatzes zu andern Zeiterscheinungen daran erinnert, daß „die Extreme einander berühren".

Diese Wahrnehmung wird sich den Lesern des vorliegenden Buchs mit besonderer Deutlichkeit aufdrängen. Der Biograph des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg hat sein Buch offenbar in höherem Auftrage geschrieben und mit demselben eine Apologie Altmecklenburgs unternommen, die vor dem Jahre 1870 auf entschiedenen, fast einhelligen Widerspruch gestoßen wäre. Möglich, daß es an einem solchen auch heute nicht ganz fehlen wird — sicher aber, daß das Hirschfeld'sche Buch in weiten Kreisen zahlreiche und anerkennende Leser finden wird. Und das nicht nur, weil die Hauptgestalt des Werks, der verstorbene Großherzog, in verdienter Achtung und Werthschätzung stand, sondern weil die Abzüge, welche von Darstellungen solcher Art einmal gemacht werden müssen, sich im vorliegenden Falle auf ein ziemlich bescheidenes Maß beschränken. Den Anspruch „tout comprendre c'est tout pardonner" hat L. von Hirschfeld nur verhüllt erhoben und trotz ausgesprochener Parteinahme für die altväterischen Lebensformen seines Heimatlandes löbliche Sachlichkeit zu beobachten gesucht. Wesentlich ist ihm das dadurch erleichtert worden, daß Friedrich Franz II. zu den nicht allzu zahlreichen Fürsten der Reactionsperiode gehört hat, bei denen Einsicht und politisches Gewissen vor ererbten Neigungen und Gewohnheiten die Ueberhand behielten. Die ehrenvolle Rolle, welche der Herrscher des Obotritenlandes in den Tagen des berufenen freienwalder Schiedsspruchs gespielt, und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher derselbe ohne Rücksicht auf wechselnde Zeitströmungen seine Reformpläne immer wieder aufgenommen hat, sind auch da gehörig gewürdigt worden, wo man mit dem principiellen Standpunkte dieses Fürsten sonst nichts oder nur wenig gemein hat. Dazu kommt, daß das Hirschfeld'sche Buch mehr gibt, als sein Titel verspricht. Rücksichtlich mehrerer immerhin bemerkenswerther Abschnitte neuerer Zeitgeschichte werden Actenstücke und quellenmäßige Mittheilungen beigebracht, die von sehr erheblichem Interesse sind. Dahin gehören außer zahlreichen Documenten über den mecklenburgischen Verfassungsstreit die Auseinandersetzungen über Mecklenburgs deutsche Politik, sein Verhältniß zu Preußen und zu der Krisis des Jahres 1866 — und über die Heirathsgeschichte der Prinzessin Helene von Orléans. Die rücksichtslose Offenheit, mit welcher über diese ihrerzeit vielbesprochene und in der That wichtige Angelegenheit Auskunft gegeben wird, erscheint um so dankenswerther, als dieselbe Verhältnisse bloßlegt, die mit einem ziemlich dichten, bisher niemals vollständig gelüfteten Schleier umgeben waren. Ueber die Geschichte des Jahres 1837 wird sich künftig ohne Zuhülfenahme des Hirschfeld'schen Buchs nicht mehr reden lassen.

Lesern, die mit beiden Füßen auf dem Boden der neuen, vom Jahre 1870 datirenden Zeit stehen, wird der zweite Band voraussichtlich noch reichere Ausbeute liefern als der erste. Nicht wegen der Auseinandersetzungen über mecklenburgische Agrar-Arbeiter und Auswandererverhältnisse, die ihre Absicht allzu reichlich verrathen, sondern wegen zahlreicher Berichte über das innere Leben des großherzoglichen Hauses und dessen Beziehungen zum berliner Hofe und zu der Heldengestalt Kaiser Wilhelm's, der der einzigen überlebenden Schwester Großherzogin Alexandrine durch die doppelten Bande geschwisterlicher Freundschaft und enger Zeitgenossenschaft warm verbunden war und dem ältesten Sohne derselben besondere Zuneigung bewies. Beiläufig bemerkt, enthalten die Briefe, welche der damalige Prinz Wilhelm in den Tagen der orleanistischen Heirath an seine mecklenburgischen Verwandten richtete, nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik des spätern Kaisers und der Wandlungen, die sich seitdem in seinen Anschauungen vollzogen haben. Wer hätte in dem Prinzen, der noch als Dreißiger den Standpunkt eines Legitimismus vertrat, den Friedrich Wilhelm III. im Laufe eines langen Regentenlebens längst hinter sich zu lassen gelernt — wer hätte in diesem Prinzen den Mann geahnt, der Deutschland sich selbst wiederzugeben und die kühnsten Forderungen der Zeit zu erfüllen bestimmt und befähigt war?

In mehr als einem Sinne als Beitrag zur Zeitgeschichte schätzbar, wird das Hirschfeld'sche Buch überall da Leser finden, wo man es auf wirkliches Verständniß Deutschlands, seiner einzelnen Theile und seines allmählichen Zusammenwachsens absieht. Sind wir doch über die Theilnahme der treibenden Kräfte der nationalen Bewegung ungleich genauer berichtet, als über die Stimmungen und Verhältnisse derer, die in dieselbe erst gezogen werden mußten und um das schließliche Gelingen vornehmlich dadurch Verdienste erwarben, daß sie mit denjenigen Opfern nicht zögerten, die in der Stunde der Entscheidung von ihnen verlangt wurden.

2. Geschichte des deutschen Einheitstraums und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von F. Jastrow. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der Empfehlung kann ein Buch entrathen, das binnen verhältnißmäßig kurzer Frist zu drei Auflagen gediehen ist, dem die Empfehlung von Männern wie Ranke, Gneist, Weizsäcker und Scherer zur Seite gestanden hat und das einer populären Aufgabe gerecht geworden ist, ohne Zeit- und Modetendenzen Zugeständnisse gemacht zu haben. Nach Absicht und Ueberschrift dazu bestimmt, dem Leser „Freude am Vaterlande" zu wecken, hat die vorliegende Schrift es mit der obersten aller Pflichten der Geschichtschreibung, der Wahrhaftigkeit, so ernst genommen, daß für den Vorwurf tendenziöser Voreingenommenheit und Geschichtsbaumeisterei nirgend Raum geblieben ist. Auf den ersten Blick sieht man dem Jastrow'schen Buche an, daß es auf ernsthaften Studien beruht und daß ein Berufener die Arbeit übernommen hat, weiten Volkskreisen über Entstehung und Entwickelungsgang des deutschen nationalen Gedankens ehrlichen Bericht zu erstatten. Nach Kräften bemüht, dem Einzelnen sein Recht widerfahren zu lassen, hat der Verfasser den Stoff einheitlich zusammengehalten und die Gemeinverständlichkeit auch da vorwiegen lassen, wo es an Versuchungen zu theoretisirender Verarbeitung des Gegenstandes nicht fehlte.

Ausstellungen an dem vorliegenden Buche können höchstens rücksichtlich dessen erhoben werden, was dasselbe nicht sagt. Wesentlich darauf gerichtet, den nationalen Staat als unentbehrliche Grundlage wahren Volksthums nachzuweisen, hat Dr. Jastrow alles beiseite gelassen, was die Einsicht in den Grundgedanken des Buchs stören, die Befriedigung über das Erreichte beeinträchtigen oder zu Rückfällen in die Verschwommenheit des idealistischen Einheitsdranges vergangener Tage führen könnte. Daraus erklärt sich, daß vornehmlich von Voraussetzungen norddeutschen Lebens ausgegangen und der außerhalb unserer heutigen Reichsgrenze gebliebenen Elemente deutschen Volksthums ebenso wenig gedacht wird, wie der fremden Bestandtheile, die der deutsche Staat in sich aufgenommen hat. Das große Stück deutscher Cultur und Nationalarbeit, das sich auf fremder (genauer uns entfremdeter) Erde vollzogen hat, ist mit unverkennbarer Absichtlichkeit beiseite gelassen, nirgend auch nur mit einem Worte derer gedacht worden, welche die staatliche Zusammenfassung Kern-Deutschlands mit dem Verluste dessen haben bezahlen müssen, was ihnen das theuerste Vermächtniß ihrer Vergangenheit bedeutete. So wenig verkannt werden darf, daß wir uns dem Errungenen genügen lassen dürfen und genügen lassen müssen, — im Interesse der Vollständigkeit wäre eine wenigstens beiläufige Erinnerung daran zu wünschen gewesen, daß die Grenzen des Deutschen Reichs sich mit derjenigen deutscher Gesittung nicht decken und daß es Deutsche gibt, für welche die Errungenschaften ihrer Stammesgenossen andere Bedeutung gehabt haben als für ihre glücklicheren Brüder. Die Unvermeidlichkeit der gebrachten Opfer bedingt noch nicht, daß dieselben als nicht vorhanden behandelt werden und daß der Deutsche die abgelösten Glieder seiner Volksgemeinschaft vollständiger vergißt, als Briten, Dänen, Franzosen u. s. w. möglich gewesen wäre. Zum mindesten wären Erwähnung und Erklärung der in dieses Kapitel gehörigen, doch nicht völlig außerhalb des deutschen Gesichtskreises liegenden Thatsachen am Platze gewesen. Das Nämliche gilt von den kirchlichen Gegensätzen, die in die deutsche Geschichte zu tief eingegriffen haben, als daß sie so vollständig außer Betracht gelassen werden durften, wie vorliegendenfalls geschehen ist. Die Absicht, in welcher das geschehen ist, soll weder verkannt noch verdächtigt werden: durchzuführen war dieselbe indessen nur um den Preis einer Unvollständigkeit, die geradezu als Mangel zu bezeichnen ist.

Innerhalb des Leserkreises, an welchen das vorliegende Buch sich zunächst wendet, werden diese Unterlassungen freilich kaum verspürt werden: mindestens im deutschen Norden hat das sogenannte moderne Bewußtsein nur ungern mit Dingen zu schaffen, die ihm nicht auf der Haut brennen. Einer im besten Sinne des Wortes populären Darstellung der deutschen Einheitsgeschichte hätte indessen angestanden, daß sie auch in den oben angedeuteten Rücksichten über die Schranken des Tagesbedürfnisses hinausging und den Gang eines weltgeschichtlichen Ereignisses unter weltgeschichtliche Ausblicke stellte. Kein Zweifel, daß Deutsche nachdrücklicher als andere auf die ihnen gestellten praktischen Aufgaben hingewiesen werden müssen: gelegentlich wird aber auch daran erinnert werden dürfen, daß diese Inhalt und Beruf unserer Gesittung noch nicht erschöpfen. H. S.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Vierte Auflage. Berlin, Cronbach. 1890. 8. 4 M.

Den durch seine Forschungen über das sibirische Gefängnißwesen rasch berühmt gewordenen Verfasser lernen wir aus dem vorliegenden ältern Buche in seinen Jugendjahren auf seiner Reise im nordöstlichen Sibirien kennen, die er im Dienste der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft während der Jahre 1865—67 ausführte. Ehe die Legung des transatlantischen Kabels gesichert war, hoffte man eher zum Ziele der telegraphischen Verbindung Amerikas mit Europa auf dem Wege von Britisch-Columbien über Aljaska durch die Behringsstraße und Nordostsibirien an die Amurmündung zu gelangen und so den Anschluß an das europäische Rußland zu gewinnen. Kennan gehörte zu den fünf Männern, die die asiatische Küste vom letztgenannten Punkte bis zur Nordspitze des Ochotzkischen Meeres und von dort quer durchs Land bis zur Mündung des Anadyr zu erforschen und die Errichtung der Linie vorzubereiten hatten. Vollauf mit dem zweiten Theile der Aufgabe beschäftigt, wurden sie im Sommer 1867 abberufen, weil das transatlantische Unternehmen inzwischen geglückt war und jeder Wettbewerb mit diesem völlig aussichtslos erscheinen mußte.

Der Verfasser landete in Peterpaulshafen, verfolgte die Ostküste Kamtschatkas bis zum Kljutschew-Vulkan, durchquerte die Halbinsel auf Tigilsk zu am Ochotzkischen Meere, folgte der Küste bis zur Mündung der Penshina und gelangte durch die Tundren der Korjäken nach Gishiginsk, das ihm zur Hauptstation wurde. Von hier reiste er im Hundeschlitten über Penshinsk, auf der Hälfte des Weges, nach Anadyrsk am Anadyr, 1000 Werst oberhalb seiner Mündung, wohin er aber auch aufbrach, um die inzwischen dort ans Land gesetzten Gefährten aufzusuchen, die durch unerwartet frühen Einbruch des Winters an der Weiterreise gehindert waren. Nach Anadyrsk zurückgekehrt, unternahm Kennan eine Forschungsreise zum Oberlaufe der Penshina und fand deren Thal viel geeigneter zur Linienführung bis ans Ochotzkische Meer. Außer wiederholter Zurücklegung der Strecke Anadyrsk-Gishiginsk ist er von letzterm Orte auch nach Jamsk südwärts gereist, ehe er nach Abschluß der Geschäfte über Jakutsk und Moskau den Heimweg antrat.

Die angegebenen Strecken und Orte bilden den Schauplatz seiner schlichten, anspruchslosen Erzählung, die sich nur an das hält, was er erlebt und wahrgenommen hat. Daß er ein scharfer Beobachter und treuer Darsteller ist, wissen wir schon aus seinem „Sibirien!“. Während aber in jenen Büchern die Aufmerksamkeit des gereiften Mannes auf ein einziges hochernstes Ziel gerichtet ist, dem alle andern Erlebnisse und Begegnisse untergeordnet sind, haben wir hier den jugendlichen, für alles empfänglichen Mann, den Land und Leute kennen zu lernen in der Lösung seiner Aufgabe fördert, der für alles und jedes Theilnahme faßt und diese ganz wunderhübsch zum Ausdruck zu bringen weiß, der für Naturschönheit sich unter allen Umständen seine Empfindung bewahrt und das Geschaute und Empfundene reizvoll wiedergibt, den nie der Humor verläßt und der durch mannhafte Ueberwindung aller Mühen, Leiden und Gefahren unsere Achtung erzwingt. Dazu kommt, daß seine Schilderungen ein Gebiet betreffen, das zum Theile völlig unbekannt, noch unbereist war, über das zum andern Theile, Kamtschatka, erst im vorigen Jahre wissenschaftliche Veröffentlichungen, die des Herrn K. von Dittmar auf Kerro in Livland, in den „Beiträgen zur Kunde Rußlands“ erschienen sind — erst bei der Correctur dieses uns zugegangen —, welche auf Forschungen, die schon vor etwa 40 Jahren vom Verfasser angestellt sind, zurückgehen. Bei solchem Mangel an Nachrichten über die von Kennan durchzogenen Länder ist es verwunderlich, daß sein Buch nicht früher ins Deutsche übersetzt worden ist; denn wenn es auch durchaus keinen wissenschaftlichen Gehalt hat, wenn der Verfasser und seine Gefährten nicht einmal in der Lage waren, die geographische Länge und Breite eines Ortes zu bestimmen, so bietet das rein Thatsächliche ihrer Erlebnisse in so unbekannten Gegenden schon eine beträchtliche Erweiterung unseres Wissens. Nehmen wir nur, daß die Orte Penshinsk und Anadyrsk auf unsern Karten, der erste an der Mündung der Penshina, der zweite etwas oberhalb der Mündung des Anadyr gezeichnet zu werden pflegen, während die Lage beider, wie oben angegeben, beträchtlich weiter landeinwärts ist.

Das Buch kann nur aufs wärmste empfohlen werden. Proben der Darstellung sind schwer auszulesen; man geräth in Zweifel, ob die Landschaftsbilder aus der Gebirgswelt Kamtschatkas, ob die Schilderung des arktischen Frühlings oder einer Sommernacht, ob die Beschreibung eines großartigen Nordlichts zu wählen sei, oder ob die Vergegenwärtigung einer der gefahrvollen Lagen des Reisenden beim Schneesturme auf der Moossteppe oder beim Ueberschreiten eines der Bergpässe ein treffenderes Beispiel seiner Erzählungsweise gewähren. So wolle der Leser lieber das Buch selbst vornehmen; die Uebersetzung wird ihn nicht stören: sie ist gut bis auf eine sträflich liederliche Transscription und Correctur der russischen Wörter, die freilich der englischen Originalausgabe zuzuschreiben sein dürfte*), aber doch nicht ohne weiteres in die Uebersetzung

*) Wie schwer den englisch Redenden die Transscription des Russischen zu werden scheint, zeigt sich auch bei den wenigen russischen Namen der in das sehr anziehende und vortrefflich ausgeführte Album „Portraits and Autographs“ Aufgenommenen, das von der Zeitschrift „Review of Reviews“, bezw. ihrem Herausgeber William Stead (London 1890) veröffentlicht ist. Es enthält 136 Bildnisse und Handschriften, natürlich vorzugsweise von Engländern, einigen Amerikanern, unter denen George Kennan im sibirischen Reiseanzuge sich befindet,

überzugehen brauchte, da sich in Berlin des Russischen Kundige genug finden.

2. Das Itajahy-Thal und das Municipium Blumenau in Süd-Brasilien, Staat Santa Catharina, von G. Stutzer. Zweite, vom „Culturvereine" in Blumenau durchgesehene Auflage. Goslar, Koch. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 erfuhr diese kleine tüchtige Monographie eine recht eingehende Besprechung in Nr. 8 d. Bl. f. 1888. Den sehr günstigen Eindruck, den sie auf den Beurtheiler machte, hat auch die besprochene und meistbetheiligte Gemeinde empfangen, was aufs neue für die unparteiische und ausreichende Behandlung des Gegenstandes zeugt, da, wie der Leser leicht wahrnehmen wird, keineswegs Lobrednerei und Entzückung die Feder geführt hat, vielmehr aus der Schilderung der Dinge wie sie liegen, Licht und Schattenseiten der Colonie, das sie dem einen Empfehlende und das sie für den andern Ausschließende, klar und deutlich hervortreten. Die Colonie Blumenau ist eine der erfreulichsten und umfangreichsten deutschen Niederlassungen neuerer Zeit; ihr weiteres Wachsthum durch Neuansiedelungen deutscher Einwanderer ist durchaus erwünscht. Im Buche wird nun in sehr zweckmäßiger Anordnung, theils in einfach lehrhafter Weise, theils in fesselnder Erzählung und lebendigen Briefen gezeigt, was die Colonie zu bieten vermag und was vom Einwanderer, der dort vorwärts kommen will, verlangt werden muß. Zum Schlusse faßt der Verfasser, der jetzt auf dem Theresienhofe bei Goslar lebt, auf die praktische Frage, ist das Itajahy-Thal zur Auswanderung zu empfehlen? die Antwort zusammen in den Satz: „Wer eine Stellung hat, gebe sie nicht auf, um «drüben sein Glück zu machen». Wer für sich und die Seinigen in der alten Heimat sorgen kann, bleibe im Lande und nähre sich redlich." Dann wendet er sich an diejenigen, bei denen jene Voraussetzung nicht stattfindet, und für die ist das Büchlein so recht geschrieben.

3. Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben von David Fabricius. In Original und Uebersetzung herausgegeben und mit geschichtlichen Vorbemerkungen versehen von Karl Tannen. Bremen, Silomon. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Die in einem Sammelbande der bremer Stadtbibliothek vom Herausgeber aufgefundene Schrift des als Astronom und Geograph wie durch seinen Briefwechsel mit Kepler bekannten ostfriesischen Pfarrers David Fabricius (1564—1617) hat, da sie, im Jahre 1616 ohne Ortsangabe gedruckt, ein Unicum zu sein scheint, in bibliographischem Interesse ihren Neudruck verdient. Daß sie bei ihrem dürftigen Inhalte auch eine Uebersetzung erhalten und somit für weitere Kreise bestimmt wurde, läßt sich wol nur dadurch erklären, daß der Ertrag des Schriftchens für ein David Fabricius-Denkmal bestimmt ist. Der Beginn des siebenten Kapitels hätte jedenfalls eine Anmerkung erfordert: „Im Jahr unsers HEren 1398 regerede in Dennemarck Köninck Woldemarus de ander des Namens... by disses Köninges tyden synt de Isslanders tho dem christlichen Geloven vnderwyset worden." Bekanntlich regierte 1398 Margarethe, Waldemar II. aber 1202—1241.

4. Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Text und Illustrationen von schwedischen Autoren und Künstlern. Uebersetzt von Otto Hoppe. Breslau, Schlesische Kunst- und Verlagsanstalt. 1891. Hoch 4. 10 M.

An diesem sehr schönen und gediegenen Werke wird sich vermuthlich nur Ein Mangel fühlbar machen, der einer Uebersichtskarte Schwedens, auf welcher vornehmlich die zwanzig Landschaften des Festlandes mit Seen und Strömen umrissen, dann aber auch die wichtigsten Orte verzeichnet wären. An die geographischen Kenntnisse der Leser und Beschauer des Buchs werden unerfüllbare Forderungen gestellt. Man mag auch mehr als üblich beschlagen sein, man mag Schweden nicht ganz oberflächlich bereist haben — es bleibt immer sehr schwierig, bei dem Mangel eines Registers sich zurecht zu finden, den oder jenen Ort aufzusuchen, weil man nicht weiß, in welcher Landschaft er liegt und wie weit diese oder jene Landschaft, die man noch allenfalls kennt, sich erstreckt. Schreiber dieses hat z. B. eine ganz beträchtliche Zeit gebraucht, um festzustellen, daß ein ihm sehr lieber Punkt, die schöne Klosterruine von Alvastra am Fuße des Ombergs, am Ostufer des Wettersees, nicht Aufnahme gefunden hat. Der Mangel rührt wol daher, daß der gesammte Text von Schweden verfaßt ist, die, wie leicht verständlich, mit ihrem Heimatlande vertraut, das Bedürfniß einer belehrenden Uebersichtskarte nicht empfanden, und daß ein die Bedürfnisse fremdländischer Leser empfindender Redacteur nicht vorhanden gewesen zu sein scheint.

Der Text der 23 einzelnen Aufsätze (Stockholm, die Inseln Gottland und Oeland und die 20 Landschaften umfassend) von siebzehn verschiedenen Verfassern ist aller Anerkennung werth und gibt, ob er auch nach der Persönlichkeit der Einzelnen hie und da ziemlich nüchtern ist, immer die Gewähr gründlichen Wissens. Ueber manches ist ja besser geschrieben; unseres Passarge „Schweden, Wisby und Kopenhagen" steht an gediegener Kenntniß und Schönheit der Sprache noch nicht übertroffen da. Aber man darf mit dem Gebotenen zufrieden sein und auch der Umstand verdient lobende Erwähnung, daß die Bilder, soweit sich sehen läßt, überall zum Texte eine Beziehung haben. Das ist in unsern Illustrationswerken leider nicht die Regel; nur zu oft laufen Text und Bilder nebeneinander her, ohne eine Verhältniß zu gewinnen, und das ärgert den Beschauer. Die Zeichnungen sind künstlerisch entworfen und trefflich ausgeführt. In reichem Wechsel bringen sie die freundliche und die schwermüthige

einer Zahl Franzosen und Russen, darunter Pobjedonossjew, dem „Schatten in der Regierung Alexander's III.", aber keinen Deutschen, außer dem russischen Generaladjutanten Otto von Richter, der sicher nicht als Deutscher Aufnahme gefunden hat. Auf dieses hübsche und sehr billige Album bekannter Zeitgenossen sei bei dieser Gelegenheit hier aufmerksam gemacht.

Schönheit des östlichen Skandinavien zur Anschauung, geben anziehende Banten und eine große Zahl der stattlichen Herrensitze, einen besondern Schmuck des Landes, wieder, und die geschmackvolle Anordnung dieser letztern, die für manche Landschaften zu einer Gruppe vereinigt sind, ist zu rühmen. „Das malerische Schweden" darf sich den besten ähnlichen Werken zur Seite stellen.

5. Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge von A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Albert Richter, Fr. Specht u. a. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1890. Lex.-8. 10 M.

Des tiefgegründeten Naturforschers und Thierkenners populäre Vorträge, durch die er in vielen Städten weite Kreise gefesselt und hingerissen hat, liegen seit dem Jahresschlusse in prächtiger Ausstattung und geschmackvoller Fassung vor. Populäre Vorträge, aber ein vornehmes Buch. In edler poesiedurchwobener Sprache weiß der Redner — wir stellen uns beim Lesen den Entschlafenen unwillkürlich gegenwärtig vor — den ihm lauschenden Kreis auf den Schauplatz seiner Beobachtung zu versetzen und ihn, emporgehoben über alltägliches Getriebe, mit voller Antheilnahme zu erfüllen an der erlesenen Aufgabe der wenigen, denen wie ihm, es vergönnt worden, im Verfolgen des Lebensberufs in einer gewissen thatsächlichen und figürlichen Einsamkeit weilen zu dürfen. Denn wie die Welt einmal ist, wirkt ein mäßiges Fernbleiben von ihr kräftigend auf die Erhaltung des Idealismus und es bildet sich jener Optimismus aus, der liebenswürdig erscheint, so lange er nicht berufen ist, in praktischen Tagesfragen mitzusprechen. Kraft dieser Eigenschaften gewinnt Brehm immer wieder in ungezwungener Weise Gelegenheit, Beziehungen zwischen seinem Gegenstande und den Zuhörern nachzuweisen, Vergleiche anzustellen, die ihn als wohlwollend humoristischen Beobachter auch der Menschenwelt erkennen lassen, und wo das Menschenleben fremder Zonen selbst sein Forschungsziel gebildet hat, sich von Menschenliebe erfüllt zu zeigen. Belege für das erste sind namentlich gleich dem ersten Vortrage „Die Vogelberge des Nordens", dann „Liebe und Ehe der Vögel" u. a. m.; fürs zweite besonders den Kapiteln „Land und Leute zwischen den Katarakten des Nils", „Volks- und Familienleben der Kirgisen", „Ansiedler und Verbannte in Sibirien" zu entnehmen. Bei des Verfassers Darstellung des Lebens der Verbannten, die der Schilderung Kennan's zu widersprechen scheint und zum Theile auch in der That widerspricht, wolle der Leser im Auge behalten, daß Brehm im Jahre 1876, also zehn Jahre vor Kennan beobachtet hat, wo die administrativen Verbannungen bei weitem noch nicht den Umfang der spätern Zeit erreicht hatten, daß Brehm's Beobachtungen sich nur auf Westsibirien beschränken und daß endlich Brehm als Ehrengast der russischen Regierung in Sibirien reiste und als solcher nicht das zu sehen bekam, was Kennan schaute, auch nicht zur wirklichen Einsicht in russische politische Zustände gelangt ist, wie jener, wenn er, wie auf S. 437, den erstaunlichen Ausspruch thun kann:

Ob man noch heutigentags auf Fußmärschen die Verbrecher zu zwei und zwei an eine lange Kette schmiedet und sie dergestalt zwingt, die Kette während der Reise zu tragen, weiß ich nicht; gesehen habe ich dies nie und bin auch der festen Ueberzeugung, daß die allbekannte Milde des verstorbenen Kaisers dieses alte barbarische Verfahren nimmermehr gestattet haben würde.

Was den Vordersatz betrifft, so erfahre ich zum ersten male, daß in solcher Weise marschirt worden sein soll, und erlaube mir die angeblich gewesene Thatsache in Zweifel zu ziehen; daß der einzelne schwere oder entsprungene und wieder eingefangene Verbrecher an eiserner zwischen seinen Beinen befestigter Kette zu gehen hat, bestätigt der Verfasser wiederholt. Der Nachsatz aber weist die schwache Seite vom Optimismus des Verfassers auf. Was in aller Welt soll denn die Milde oder überhaupt der Wille des Zaren über die Willkür der Beamten für eine Macht üben? Brehm's Ueberzeugung erscheint dem Kenner russischer Verhältnisse als inhaltlose Phrase. Dagegen ist sehr richtig, was er über die zur Ansiedelung Verschickten sagt, daß sie bei ernstem Willen und guter Führung in der That dem bürgerlichen Leben viel leichter wiedergewonnen werden können, als dies in Europa der Fall ist; wobei nur auch das Widerspiel nicht zu vergessen, daß ein Schuft, wie der wegen Urkundenfälschung nach Tobolsk „zur Ansiedlung" verbannte vielfache Millionär Juchanzew seine Millionen statt in Petersburg in Tobolsk verzehrte und der Löwe der Stadt wurde.

Es ist schließlich der vorzüglichen Zeichnungen der auf dem Titel genannten trefflichen Thiermaler rühmlichst zu gedenken, die, wie aus dem Vorworte hervorgeht, nicht etwa zum Theile aus „Brehm's Thierleben" herübergenommen, sondern besonders für dieses Werk gefertigt sind. Der Wunsch des Herausgebers, des Sohnes des Verfassers, daß das Buch ein werther Besitz da bleiben möge, wo es einmal freundlich aufgenommen, wird sicherlich in Erfüllung gehen.

6. Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. Mit einem Anhang: Der Brand des Packetschiffes „France". Von Alexander Grafen von Hübner. Zweite Auflage. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der vorliegenden neuen und wohlfeilen Auflage der zweiten Reise des Grafen Hübner um die Welt ist ein rechtes Eindringen in jene hochgebildeten Kreise unseres Volks zu wünschen, welche zu weiterer Anschauung und tieferer Auffassung von den Pflichten und Aufgaben der Nation gelangt sind. Dieses Tagebuch über eine unter staatsmännischem Gesichtswinkel geleitete Fahrt durch die wichtigsten Colonialländer des Britischen Reichs, unter den zum Schauen und Erforschen denkbar günstigsten Umständen von einem kenntnißreichen und im Beobachten erprobten Manne vollführt, steht in der Literatur der Reisen um die Welt einzig da. Eine Fülle von Belehrung erwächst aus der Anschauung und Besprechung der Verhältnisse in den verschiedenen Colonialländern und der Grundsätze, die

in ihrer Regierung maßgebend geworden oder auch nur erst die Probe zu bestehen haben. Vom Annehmen und Nachahmen kann da wol für uns kaum irgendwo die Rede sein, um so mehr aber vom Insichaufnehmen und Erwägen. Ueber die Schreibart des Verfassers ist ja kein Wort zu verlieren. Sein „Spaziergang um die Welt" (1871), Nordamerika, Japan, China umfassend, ist allbekannt. Von sehr viel größerm Reize ist infolge des planmäßig geschlossenen Reiseweges und des stets im Auge behaltenen Reiseziels, dann auch wegen der größern Mannichfaltigkeit der besuchten Länder und des geringern Zeitraums, der zwischen der Weltfahrt (1883—84) und heute liegt, das in Rede stehende Buch. Für uns hat die Schilderung Südafrikas und der Norfolkinsel das größte Interesse gehabt. Andere mögen anderes anziehender finden. Im Anhange hat der vielgewanderte Verfasser den auf einer Reise nach den Antillen am 20. December 1886 erlebten Brand des Schiffes, auf dem er die Ueberfahrt machte, zum Ruhme der französischen Marine geschildert.

Friedrich Bienemann.

Aus deutscher Vorzeit.

1. Sagen und Märchen für Jung und Alt. Von Wilhelm Grothe. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Was auf märkischer Heide sprießt. Märkische Pflanzenlegenden und Pflanzensymbolik von E. Handtmann. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 3 M.
3. Reste des Wodancultus in der Gegenwart. Von P. Schwarz. Leipzig, A. Neumann. 1891. 8. 1 M.

Die drei genannten Veröffentlichungen haben das gemein, daß sie uns vorwiegend Gebilde der deutschen Vorzeit entrollen, die in dieser oder jener Gestalt bis in die Gegenwart hinein ihre Lebenskraft beweisen.

W. Grothe hat in seinen „Sagen und Märchen" (Nr. 1) zwar auch einzelne russische, irische, spanische und selbst chinesische Sagen und Legenden aufgenommen, der weitaus größte Theil aber ist deutschen Ursprungs und hat vorzugsweise die Mark und den Ostseestrand zur Heimat. Manche der mitgetheilten Erzählungen sind mehr geschichtlichen als sagen- oder märchenhaften Inhalts, andere, wie z. B. gleich die erste, „Weihnachten" überschriebene, haben ihren Werth als novellistische Genrebilder, wie sich denn der Verfasser keiner geringen Darstellungskunst rühmen darf. Denn verdienen natürlich von den mitgetheilten Erzählungen die einen vor den andern den Vorzug, frisch und fesselnd werden sie alle vorgetragen, nie fällt der Ton ins Alltägliche oder wirkt ermüdend, und einzelne, z. B. „Das jüngste Gericht", wo uns über die Vorgeschichte des bekannten Altarbildes der Gebrüder van Eyck in der St.-Marienkirche zu Danzig berichtet wird, sind nach Form und Inhalt musterhaft zu nennen. Das Ganze ist ein werthvoller Beitrag zur deutschen Culturgeschichte.

E. Handtmann (Nr. 2) bietet uns dreimal siebzehn sinnige Betrachtungen, die an heimische, d. h. märkische Bäume und Blumen anknüpfen. Diese eigenartigen Sagen, sind's Erbstücke uralter mythologisirender Vorzeit? Sind's Gleichnisse von Gelehrten, Priestern, Lehrern, Erziehern aufgestellt? Sind's Großmütter- oder Ammenträume?" Der Verfasser trifft gewiß das Richtige, wenn er annimmt, daß jede dieser Quellen etwas von ihrer Fülle habe zuströmen lassen, und ebenso sicher darf angenommen werden, daß vieles in dieser Baum- und Blumensymbolik alt, sehr alt ist, ja in die heidnische Vorzeit unsers Volks zurückreicht. Handtmann hat seinen reichen Stoff in der Art gegliedert, daß er zuerst religiöse, dann patriotische Betrachtungen gibt und zum Schlusse Mythologisches, Zauberbrauch und Anekdotenhaftes zusammenstellt. Von dem, was uns da aus der Mark mitgetheilt wird, berührt sich manches mit dem aus andern Landschaften Bekannten, anderes ist eigenartig und ohne Zweifel auf märkischem Boden erwachsen. Bei dem einen wie bei dem andern hat die Volksseele am Webstuhle der Phantasie gesessen und träumend oder schelmisch neckend ihre zarten, zwischendurch wohl auch derben Fäden gesponnen. Handtmann ist ein feiner Beobachter und gewandter Erzähler. Aus dem, was er als die Frucht vierzigjähriger Wanderungen und Alterthumsforschungen in der Mark Brandenburg gefunden und gesammelt hat und was theilweise schon in den Sonntagsbeilagen der Kreuzzeitung aus dem Herbste 1887 bekannt gegeben war, ist nun ein Buch geworden, aus dem die Leser reiche Anregung und Erquickung schöpfen werden.

Das Schriftchen über den „Wodancultus", von P. Schwarz (Nr. 3), nach einem Vortrage des Verfassers im Künstlervereine zu Celle weiter ausgeführt, faßt die Ergebnisse unserer Alterthumsforscher, der Grimm, Mannhardt, Kuhn, Schwartz, Wolf, Simrock, Wuttke, Müllenhoff, Rochholz u. a., unter einem bestimmten Gesichtspunkte zusammen, um einem größern Kreise von Gebildeten darzubieten, was zumeist in fachwissenschaftlichen und oft nur schwer zugänglichen Werken darüber niedergelegt ist. Leicht hat der Verfasser sich seine Arbeit nicht gemacht. Obgleich er sich auf die in Norddeutschland herrschenden Volksanschauungen und Gebräuche möglichst beschränkt, war doch eine solche Fülle des Stoffs zu bewältigen, daß schon die Auswahl keine geringe Mühe verursachen mußte. Aber er hat es verstanden, die verwirrende Masse von Einzelheiten zu sichten und diese mit sachverständigem Urtheile auf Werth und Bedeutung zu prüfen. So liefert das Schriftchen mehr, als sein bescheidener Umfang erwarten läßt, und wie früher schon die Hörer, so folgen nun die Leser gern und mit steigendem Interesse den

Ausführungen, die ebenso fesselnd wie überzeugend den Nachweis liefern, wie unendlich viel von dem Wodancultus unserer Altvordern sich in Sprache, Gebrauch, Sitte, Sage und Volksvorstellung der Gegenwart, mit und zumeist ohne Bewußtsein, erhalten hat.

Karl Lallmann.

Feuilleton.

Das jüngst erschienene erste Heft der „Ungarischen Revue" 1891, herausgegeben von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich (Budapest, Kilian), erinnert uns, daß wir des Bemerkenswertheften aus dem Jahrgange 1890 dieser für die Kenntnißnahme des geistigen Lebens in Ungarn unentbehrlichen Zeitschrift noch nicht gedacht haben. Ihr zufolge ist die wissenschaftliche Thätigkeit dort der Geschichte Ungarns und seiner Nachbarländer eifrig zugewandt. Zeugniß davon legen ab die eingehende Studie Wilhelm Fraknói's über „Cardinal Joannes Carvajal's Legationen in Ungarn 1448—1461" und desselben Vortrag in der Akademie der Wissenschaften über „König Matthias erste Versuche zur Erwerbung des deutschen Thrones 1468—1470". Da das Jahr 1890 die Erinnerung an die vierhundertste Wiederkehr des Todestages des Königs Matthias weckte, ist diesem bedeutenden Herrscher die Aufmerksamkeit in besonderm Grade gewidmet worden. Der genannte Geschichtsforscher bereitet eine Biographie des Königs vor und Johann Czontosi hat eine sehr werthvolle Abhandlung über die „Bildnisse des Königs Matthias Corvinus und der Königin Beatrix in den Corvin-Codexen" mit 32 für die Kunstgeschichte belangvollen Illustrationen veröffentlicht. Anton Gindely liefert Beiträge „Zur Geschichte Gabriel Bethlen's", und Alexander Szilágyi macht des schwedischen Gesandten „Benedict Skytte's Berichte aus Siebenbürgen 1651—52" im Wortlaute bekannt. „Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel" wird von Moritz Wosinsky geschildert und die „Denkmäler der Völkerwanderung" bei Szilágy-Somlyó von Franz Pulszky, beide Arbeiten von zahlreichen Abbildungen begleitet, was der Zeitschrift durch die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften ermöglicht wird. Noch anderes ist der Kunstgeschichte, dem Verkehrswesen, der Sprachforschung gewidmet; hier ragt durch sein hohes ethnographisches und linguistisches Interesse hervor Dr. Bernhard Munkácsi's Bericht über seine im Jahre 1888 unternommene sehr erfolgreiche Studienreise im Lande der Wogulen, deren Sprache neben dem Ostjakischen dem Magyarischen am nächsten steht. Recht anziehend ist auch Anton Zichy's Darstellung der Bedeutung der Auslandreisen des großen ungarischen Patrioten, des Grafen Stephan Széchenyi, die den Besuch des Auslandes in Ungarn erst aufgebracht haben. Auch dessen im Auftrage der Akademie im Jahre 1889 von Bela von Majláth herausgegebene Briefsammlung (bisher die Jahre 1814—35 umfassend) wird skizzirt. Die Sitzungsberichte aus der Akademie, aus der Kisfaludy-Gesellschaft zeigen außerdem, daß neben den rein wissenschaftlichen auch praktische Zeitfragen auf der Tagesordnung stehen, und einzelne Proben magyarischer Poesie werden in Uebersetzungen mitunter mitgetheilt.

— Der in Hamburg lebende Tonkünstler Henry Müller-Braunau hat eine vereinfachte musikalische Notenschrift erfunden und im Selbstverlage herausgegeben. Er geht davon aus, daß das Notenlesen in den verschiedenen Octaven und Schlüsseln bedeutend erleichtert werden könne, wenn er eine nur sieben Notenplätze unterscheidende Notirung einführt. In der vereinfachten Notenschrift macht er zu Anfang jeder Notenzeile die benutzte Octave durch die Ziffer (1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8) namhaft; dadurch sollen Vocalisten wie Instrumentalisten bei jedem Tone ihrer Partie über die absolute Höhe desselben genau orientirt sein, auch dem Dirigenten das Lesen seiner Partitur wesentlich erleichtert werden. Selbst in musiktheoretischer Beziehung gewährt das neue System eine viel größere Einfachheit und Anschaulichkeit. Wir können uns hier auf eine nähere Beschreibung des Müller'schen Notensystems nicht einlassen, glauben aber dasselbe als einen großen Fortschritt empfehlen zu dürfen. Uns persönlich erscheint es freilich nur als eine Art von Stenographie der Notenschrift, welche demjenigen große Erleichterungen gewährt, der sie einmal beherrscht; was aber an dieser Notirung hinsichtlich der Anschaulichkeit für das Auge verloren geht, das müßte denn doch wol durch ein viel ausgebildeteres innerlich-geistiges Hören der verschiedenen Tonhöhen ersetzt werden. Jenes Hören aber verlangt eine größere musikalische Befähigung, als sie die Mehrzahl der Musiktreibenden besitzen dürfte.

Bibliographie.

Deutscher Bühnen-Almanach. 55. Jahrg. Herausgegeben von T. Entsch. Berlin, Steinitz. 12. 6 M. 50 Pf.

Dehning, H., Die Geschichte der Stadt Celle. Ein Festbuch zur Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt. Celle, Schulze. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Hübner, A. Graf von, Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Jahrbuch des k. k. Hof-Burgtheaters für das Jahr 1891. Herausgegeben von C. Baunholzer, J. Philippi und Lina Männel, Julie Braun. Wien. 8. 1 M. 60 Pf.

Kühnel, P., Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. Gesammelt und erklärt. 1. Hft. Leipzig, Koehler. Gr. 8. 1 M.

Leo, E., Kaleidoskop. Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären. 1. Mappe. Leipzig-Anger, Greiner. 8. 1 M. 60 Pf.

Lindner, P., Das Buch des Lebens. Blumenlese geist- und gemütvoller Gedanken und Aussprüche deutscher und ausländischer Dichter und Denker, gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Fock. 12. 2 M. 40 Pf.

Ludwigs, F., Der Triumphzug Christi. Dichtung. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Mair, A., Humor und Liebe. Schelmen- und Liebeslieder für deutsche Herzen. Berlin, Teich. 8. 1 M. 80 Pf.

—— Pfefferblüthen. Humoristisch-satyrische Gedichte. Berlin, Teich. 8. 2 M.

Marck, H., Silhonetten. Novelliftische Skizzen. Berlin, v. Trautvetter. 12. 1 M.

Mazegger, B., Weitere Studien über die Maja-Frage. Innsbruck, Wagner. 1890. Gr. 16. 80 Pf.

Mikado, Sächsisches Gaudeamus. Gedichte in sächsischer Mundart. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Müller, G., Des fahrenden Burschen Lieder in Liebesfreud und Herzeleid. München, Franz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pötzl, E., Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Mundart. Wien, Szelinski. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Rachfahl, F., Der Stettiner Erbfolgestreit (1464—1472). Ein Beitrag zur brandenburgisch-pommerschen Geschichte des 15. Jahrhunderts. Breslau, Koebner. 1890. Gr. 8. 8 M.

Rahl, G., Gedichte. Leipzig, Alb. Möller. 12. 1 M. 20 Pf.

Sammlung plattdeutscher Dichtungen. 2. Bd.: Kunterbunte Läuschen. Von G. Hoffschläger. Bielefeld, Helmich. 8. 90 Pf.

Schultz, C. T., Ein Tag aus dem Alltagsleben! Dresden, Albanus. 1890. Gr. 8. 30 Pf.

Seemann, T., Die Kunst der Etrusker nach den Forschungen unserer heutigen Wissenschaft als Supplement zur allgemeinen Kunstgeschichte. Dresden, W. Hoffmann. 1890. Gr. 8. 6 M.

Die russischen Sektierer, mit besonderer Berücksichtigung der neueren evangelischen Strömungen in der orthodoxen Kirche. Leipzig, A. Neumann. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Neuer Theater-Almanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 2. Jahrgang. Berlin, G. Nauck. Gr. 8. 6 M.

Tolstoi, Graf L. N., Das Geld. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Nebst einem Briefe des Verfassers an Herrn N. Berlin, Janke. 1890. 8. 1 M.

Wandlungen der Seele. Gesammelte Erzählungen für gebildete Kreise von S. H. Stuttgart, Verlag des „Deutschen Volksblatts". 8. 3 M. 60 Pf.

Wilisch, E., Gymnasium und Kunstarchäologie. Rede. Zittau, Oliva. 1890. Gr. 8. 30 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, wird durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben dem bereits in fünfter Auflage erschienenen Roman „Hypatia", zeichnet sich „Alton Locke" außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Drittes Heft.**

Inhalt: Source Bonnevie. Novelle von Adalbert Schroeter. — Schliemann's Verdienst um die Kunde der Vorzeit. Von G. Schröder. — Die Lohnfrage und die Gewinnbetheiligung. Von Ludwig Koelle. — Sylt und die Jütlandbank. Nordseeskizzen eines Naturforschers. Von Friedrich Heincke. — Finlands Dichter. Essay von Ola Hansson. — Die sittlichen Vorstellungen bei den Naturvölkern. Von Th. Achelis. — Ibsen's neuestes Räthsel. Von Walter Bormann in München. — Zu den zollpolitischen Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn. Von Dr. jur. Richard Oertel. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Physik. Von Franz Bendt. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der überfließende Strom in der

Wissenschaft des Erbrechts

der Hanefiten und Schafeiten.

Arabischer Text vom

Scherh Abd ul Kadir Muhammed.

Uebersetzt und erläutert von Leo Hirsch.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M.

Ein Beitrag zur Regelung der rechtlichen Verhältnisse der muhammedanischen Unterthanen in Deutsch-Ostafrika unter möglichster Schonung ihrer Gewohnheiten und religiösen Gefühle: eine wichtige Aufgabe für die deutsche Colonisation.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

32. Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Elfte Auflage.

Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Gott grüße dich!

Religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

Dritte Auflage.

Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Gedichte

von

Paulus Gerhardt.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Geb. m. Goldschn. 5 M.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1891.

Inhalt: Allerlei vom Büchermarkte. Von Theodor von Sosnosky. — Geistliche und reformationsgeschichtliche Dramen. Von Karl Siegen. — Antiultramontanes. Von Karl Sallmann. — Von und über Robert Hamerling. Von Eduard Maria Schranka und Friedrich Bienemann. — Historisches. Von Walther Schultze. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Allerlei vom Büchermarkte.

1. Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J. J. David. Dresden, Minden. 1890. 8. 3 M.

Freunden des Mittelalters mögen diese Erzählungen zusagen, denn sie sind durchweg dieser Zeit entnommen und tragen deren Gepräge. Das dürfte auch zum Theile der Grund sein, warum sie so farb- und leblos erscheinen, so wenig Eindruck machen; man kann sich eben nur schwer und vollständig in den Geist des Mittelalters hineindenken; doch trägt wol auch der Verfasser mit Schuld daran, indem er seinen Geschöpfen nicht jene Kraft verleiht, die nöthig ist, um sie lebendig und wirksam zu machen. Der Inhalt dieser Erzählungen ist nicht selten dürftig, ja in der Novelle „Olivenholz" geradezu nichtig; solche inhaltsarme Geschichten müssen, um doch einigermaßen zur Geltung zu kommen, entweder eine scharf ausgeprägte Physiognomie haben oder jenen feinen Stimmungszauber, der ähnliche Arbeiten Storm's zu umgeben pflegt. Nur die letzte und längste Erzählung: „Die Tochter Fortunats", macht eine löbliche Ausnahme; erhabene Tragik ist ihr keineswegs abzusprechen.

Warum diese Geschichten „Die Wiedergeborenen" heißen, ist nicht ersichtlich, obwol in einer derselben von der Wiedergeburt im Sinne Calvin's die Rede ist.

Besonderer Erwähnung werth ist die Form dieser Erzählungen. Daß die Herren und Damen der Feder und leider auch die Kritiker vom Realismus der Form keine Ahnung haben, ist eine alte traurige Geschichte. So kommt es, daß das Publikum die unglaublichsten Zumuthungen, die seiner Vernunft in so vielen Büchern gemacht werden, selbstverständlich, ja beifällig hinnimmt, ohne sich über deren Unnatur einen Gedanken zu machen. Zwei Erzählungen dieses Buches — die eine heißt „Gold", die andere, schon erwähnte, „Olivenholz" — sind besonders geeignet, jene Unnatur nachzuweisen. Beide sind Ich-Geschichten; hier ist weder der passende Ort, noch der nöthige Raum, um auf die Grundfehler der subjectiven Darstellung näher einzugehen, nur so viel sei gesagt, daß es gewiß nicht den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, wenn der Autor eine Geschichte in der ersten Person erzählt, sich dabei aber nicht nur anders nennt, sondern als etwas ausgibt, was er in der That nicht ist, z. B. als Forstmann, Offizier, Lehrer, Schauspieler, während er doch Schriftsteller ist; nun könnte er dies freilich auch nebenbei sein; aber dann müßte er's auch erwähnen; das geschieht aber nicht. Ist man unbefangen genug davon abzusehen, daß diese Maskerade allgemein gebräuchlich ist, so fragt man sich: ja wie kommt denn ein Mensch, der sich nie mit Schriftstellerei befaßt hat, dazu, einen Roman, eine Novelle zu schreiben und zwar mit der Gewandtheit eines Berufsliteraten? — Noch weniger glaubwürdig ist's, wenn der Autor in einem und demselben Buche mehrere Geschichten in der ersten Person erzählt und in jeder als ein anderer auftritt; oder wenn eine Dame sich als Mann aufführt. Geradezu lächerlich unwahr ist es jedoch, wenn der Verfasser, wie es David in jenen zwei Erzählungen thut, zu seinen Lesern spricht, als ob er im Mittelalter lebte; dabei gibt er aber nicht etwa, wie Novellisten es zuweilen thun, vor, er habe diese Geschichten irgendwo in alten Handschriften aufgestöbert, sodaß also nicht er, sondern deren Verfasser das erzählende „Ich" wäre; nein, er selbst spricht zum Leser und zwar das eine mal als Pfarrer aus der Zeit der Ketzerverfolgungen, das andere mal — risum teneatis! — als italienischer Bildschnitzer und Zeitgenosse Michel Angelo's. Man denke nur: ein italienischer Bildschnitzer aus dem 16. Jahrhunderte schreibt eine deutsche Erzählung und läßt sie im Jahre 1890 drucken! Der Mann ist um sein langes Leben und um die Geduld zu beneiden, mit der er das Erscheinen seines

Werkes abgewartet hat. Und solche Zumuthungen lassen sich Publikum und Kritik gefallen, ja diese klatscht noch eifrig Beifall!

Um seinen Erzählungen das Gepräge des Mittelalters nur ja recht merkbar zu geben, bedient sich der Verfasser einer Ausdrucksweise, die dieser Zeit entsprechen soll; aber nicht nur seine Personen läßt er so sprechen, auch er selbst spricht so. Dabei bereichert er die deutsche Sprache mit Wortformen, die für sie wol keinen Gewinn bedeuten; so schreibt er „zernichten", „ängstig", „geruhig", „stillgemuth", „niemalen", als ob ihm die Formen, die für diese Ausdrücke gebräuchlich sind, nicht gut genug wären. Mit dem Worte „dünken" steht er gleich vielen andern Schriftstellern auf gespanntem Fuße, begnügt sich aber nicht damit, es immer gleich falsch zu gebrauchen, sondern wendet es — variatio delectat! — in verschiedener Form an, aber immer falsch; so heißt es in einer und derselben Novelle auf S. 184 „bedünkte sie", S. 199 „ihm bedünkte", S. 207 „deuchte ihm"; das erste mal ist die Verbalform unrichtig, das zweite mal die Verbalform und der Casus, und das dritte mal dieser allein. In der Novelle „Olivenholz" sagt er gar „mir däucht" als Präsens; doch in diesem Falle mag man es verzeihen, denn nicht David hat so geschrieben, sondern der italienische Bildschnitzer, und von dem kann man wol nicht verlangen, daß er über eine so heikle Frage der deutschen Sprache, wie sie im Worte „dünken" liegt, im Reinen sei.

2. Seltsame Geschichten. Novellen und Skizzen von Wilhelm Rullmann. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1891. 8. 4 M.

Der Titel dieses Buches ist gut gewählt; es sind in der That seltsame Geschichten, die der Verfasser da erzählt, d. h. merkwürdige, manchmal auch wunderbare und unheimliche Ereignisse und Zufälle. Wenn diese Geschichten auch das Beiwort „seltsam" verdienen, so haben sie doch keinen Anspruch darauf, „selten" genannt zu werden, denn diese Art von Erzählungen findet man in Familienblättern, namentlich in ältern Jahrgängen, keineswegs selten; man scheint sie früher mehr gepflegt zu haben; aber so alt die Vorliebe der Menschen für das Seltsame, Wunderbare, Unheimliche auch ist, sie bleibt doch ewig neu, und darum dürften diese Geschichten trotz ihres etwas altmodischen Charakters bei den meisten ihrer Leser Gefallen finden, und im großen Ganzen verdienen sie das auch; denn sie vertreiben die Zeit in angenehmer Weise.

3. Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt von Julius Freund. Zweite Auflage. Berlin, Schorer. 1890. 12. 2 M. 50 Pf.

Dieses Buch zeigt das Sein in der Welt des Scheins, theils an verschiedenen Theatertypen, theils in Erinnerungsbildern verstorbener Theaterberühmtheiten. Obwol dieses Gebiet dank dem verführerischen Zauber, der ihm innewohnt, von den Erzählern schon so sehr ausgebeutet worden, bietet es noch manches wenn auch vielleicht nicht Neue so doch Interessante; es muß ihm nur die richtige Seite abgewonnen werden. Und das versteht der Autor dieses Buches; namentlich seine Typen sind als wohlgelungen zu bezeichnen, besonders die Skizze „Der Gast", die freilich auffallend an die satirische Art mahnt, mit der Gustav Schwarzkopf solche Stoffe zu behandeln pflegt. Auch der Typus des Theaterstatistikers in „Alte Aufhörer" erinnert an jenen und zwar an dessen Studie „Der Kunstfreund"; die Aehnlichkeit mag in der Gleichartigkeit des Stoffes begründet sein. Jedenfalls bieten diese Bilder aus der Theaterwelt nicht nur Unterhaltung, sondern manchen wissenswerthen Einblick hinter die Coulissen.

4. Sternschnuppen. Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Dritte Auflage. Berlin, Schorer. 1890. 8. 3 M.

Vier unter den sechs Erzählungen dieses Buches sind Ich-Geschichten und haben deren gewöhnliche Fehler; in einer von ihnen — sie heißt „Wenn zwei sich nur gut sind" — vergißt die Verfasserin, daß sie mithandelnde Person ist und berichtet über Gespräche und Sachlagen, bei denen sie gar nicht zugegen gewesen, mit solcher Ausführlichkeit, wie sie nur dann möglich wäre, wenn sie selbst es gesehen und gehört hätte; ja sie vermißt sich sogar, die geheimsten Gedanken und Gefühle anderer wissen zu wollen. Zur Ehre der Verfasserin sei übrigens bemerkt, daß sie im Gegensatze zu vielen ihrer Colleginnen von der Feder sich in diesen Ich-Geschichten als das gibt, was sie wirklich ist: als Dame und als Schriftstellerin.

Von den zwei übrigen, in objectiver Form erzählten Novellen ist eine die beste, die andere die schwächste des ganzen Buches. Jene, „Das Verlobungsbad" betitelt, behandelt einen guten Lustspielstoff in glücklicher und unterhaltender Art; die Dramatisirung dieser Arbeit wäre der Verfasserin entschieden zu empfehlen. In der andern „Schipka" benannten Novelle, einer romantischen Liebesgeschichte aus dem Balkan, wagt sie sich an einen heiklen Stoff heran, getraut sich aber nicht, mit ihm etwas anzufangen und schleudert ihn, kaum daß sie ihn berührt hat, verzagt wieder fort. Sie hätte überhaupt wohl daran gethan ihn zu lassen; erstens paßt er nicht zu dem durchweg heitern, harmlosen Charakter der übrigen Geschichten, zweitens zeigt sich dabei ihre Ohnmacht einem ernsthaften Conflicte gegenüber — es handelt sich um ein unerlaubtes Verhältniß zwischen Schwester und Bruder —; man schreibt eben nicht ungestraft nur für Familienblätter. Dabei verlernt man, dem Ernste des Lebens zu begegnen und verliert den Muth, der Wahrheit ins Antlitz zu sehen, selbst wenn man ursprünglich das Zeug hierzu hätte; daß dies Nataly von Eschstruth nicht hat, darf man wol annehmen, ohne ihr Unrecht zu thun. Bleibt sie dagegen bei harmlosen, „für die Familie" passenden Stoffen, wird sie gewiß noch manches Nette zu Stande bringen, wol auch das Entzücken ihrer jungen Leserinnen erregen, und an solche wendet sie sich ja ausdrücklich; oder gilt das Wort „jung" als schmückendes Beiwort allen Leserinnen, weil es alle beanspruchen dürften? — Schließlich möge sich die Ver-

fasserin noch zur Kenntniß nehmen, daß es in Oesterreich keine Premierlieutenants gibt, ebenso wenig wie in Rußland Puszten. Wol nur jenen jungen Leserinnen zu Liebe hat sie ihr Buch „Sternschnuppen" genannt, oder auch weil dieser poetische Titel ihr selbst sehr gut gefallen hat — schreibende Damen lieben es ja ihren Werken romantisch und prunkhaft klingende Namen zu geben —; daß derselbe zum Inhalte auch nicht die entfernteste Beziehung hat, scheint ihr „Schnuppe" zu sein; und am Ende kann's auch dem Leser gleichgültig sein, wenn nur der Inhalt gut ist; das ist er in diesem Falle allerdings nur sehr bedingt.

5. Die Hochzeitsreise auf dem Gardasee. Novelle von Marie Schmidt. Wiesbaden, Starck. 1890. 8. 3 M.

Die Hochzeitsreise, die diesem Buche den Namen gegeben, ist nicht nur im gewöhnlichen Sinne des Wortes eine solche, nicht nur, weil ein junges Paar sie unternimmt, sondern auch insofern, als sie zwei anderen Paaren den Weg zum Altar anbahnt. Im Hintergrunde der Geschichte tritt noch ein drittes Brautpaar auf. Ein Ehepaar und drei Brautpaare, also vier Hochzeiten! Man merkt, daß das Buch von einer Frau geschrieben worden. Die Leserinnen können mit diesem Ehequartett zufrieden sein! Sonst läßt sich über die Geschichte nichts sagen; sie hat weder besondere Fehler noch Vorzüge, gleich hunderten anderer Erzählungen.

6. Marielies. Erzählung von Franz Treller. Kassel, Brunnemann. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Heldin dieser Erzählung, die derselben auch den Titel gegeben, ist ein psychologisches Phänomen. Aehnlich geartete Wesen mag es ja geben, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß dieser Geschichte eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt: so aber wie sie hier dargestellt wird, hat sie sich gewiß nicht zugetragen. Stoffe, die gleich diesem dem Gebiete der Psychopathologie angehören, sollen keineswegs aus der Erzählungsliteratur verbannt werden, ja sie können in dieser Form zur höchsten Bedeutung gelangen: dazu bedarf es aber der schärfsten und gewissenhaftesten Beobachtung, des rücksichtslosesten Wahrheitsmuthes.

Trotzdem diese unerläßlichen Bedingungen in dieser Geschichte durchaus fehlen, ja eben deshalb wird sie ihren Lesern vermuthlich zusagen, denn sie ist romantisch und sentimental; bunter Schein ist dem Publikum aber meist lieber als die nüchterne Wahrheit.

7. Die Schweinskarbonnade. Eine ernsthafte Geschichte nach einem Recept des Grafen Leo Tolstoi. Einzige autorisirte Ausgabe! ohne Vor- und Nachwort des Verfassers. NB. Uebersetzung ins Russische vorbehalten! Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 60 Pf.

Bei einem Buche, das solches Aufsehen erregt hat wie die „Kreutzersonate" des Grafen Tolstoi, ist es nur ganz natürlich, daß es keineswegs an Entgegnungen fehlt, zumal ja die Tendenz dieses Werks hierzu herausfordert. Auch die Parodie hat sich desselben bemächtigt, und der Stoff ist auch dazu wohl geeignet. Ein Ungenannter verspottet die „Kreutzersonate" in einer Broschüre, der er den culinarischen Titel „Die Schweinskarbonnade" gegeben hat. Wie Tolstoi in jener den Geschlechtstrieb verpönt und diesem gegenüber Askese predigt, so wendet sich der Parodist gegen den Ernährungstrieb, gegen das Essen und Trinken, und verdammt es als unsittlich und unnatürlich. Die Verehrer Tolstoi's werden diesen Spott wol für platt erklären und auch für ungerechtfertigt, da sich der Ernährungstrieb nicht mit dem Geschlechtstriebe vergleichen lasse. Gewiß sind beide verschieden und zwar zunächst dem Grade nach: jener muß befriedigt werden, sonst stirbt man; bei diesem ist das nicht der Fall; aber deshalb sind doch beide tief in der menschlichen Natur begründet, und mit demselben Rechte, als man den einen als unnatürlich verdammt, darf man es auch mit dem andern thun; zumal der Parodist hat das Recht hierzu, da ja seine Waffe eben in der Uebertreibung liegt. Eine Parodie kann die Schwächen und Fehler eines Werks, die Steckenpferde eines Autors geißeln: sie braucht damit aber noch nicht den Werth der Verspotteten zu vernichten; die Broschüre des Ungenannten aber macht sich nicht über Eigenheiten Tolstoi's lustig, sondern über das innere Wesen seines Buchs, über dessen Tendenz; sie ist also, so harmlos, ja flach sie auch scheinen mag, eine Polemik, die ernster zu nehmen ist, als ihr Verfasser es vielleicht beabsichtigt hat. Man kann es nur billigen, daß die hirnverbrannten Ansichten des russischen Asketen mit allen vernünftigen Mitteln bekämpft werden, also auch mit denen des Spottes, die nicht zu unterschätzen sind; sie haben ohnehin schon begeisterte Anhänger gefunden, und sein sinnloser Haß gegen die Aerzte hat schon Früchte getragen. Nun, dem unbekannten Verfasser ist es gelungen, Tolstoi's Tendenz lächerlich zu machen, und man kann die erheiternde Lektüre seiner Arbeit jedem empfehlen, der die „Kreutzersonate" kennt.

Theodor von Sosnosky.

Geistliche und reformationsgeschichtliche Dramen.

1. Titurel. Ein Bühnenvorspiel zur Gralssage. Nach Wolfram von Eschenbach's gleichnamigem Bruchstück frei bearbeitet von Karl Schaefer. München, Franz. 1891. 8. 1 M.

Dr. Schaefer will, wie er im Vorworte bemerkt, in seinem Bühnenvorspiele die Bedeutung und das Wesen des Gralsgedankens zur bühnenmäßigen Darstellung bringen und zugleich durch die in die Handlung verflochtene als Bruchstück erhaltene Episode des Liebespaares Schionatulander und Sigune von Gottfried von Straßburg in ihrer dramatischen Durchführung einen wirkungsvollen Gegensatz zu „Lohengrin" herstellen, indem Schionatulander, von irdischer Liebe zu Sigune ergriffen, das Abbild des ungehorsamen

und abtrünnigen Gralsstreiters ist, der die Folgen dieses seines Ungehorsams mit Verblendung, Siechthum und Tod sühnen muß, während Sigune im Gegensatze zu Elsa der Versuchung, dem Gral und seinen Geboten untreu zu werden, widersteht. Dies unter Weglassung einiger entbehrlicher Zwischensätze das Schaefer'sche Vorwort und zugleich auch ungefähr die Inhaltsangabe, die jedenfalls wenigstens den unbestreitbaren Vorzug hat, sofort beim ersten Blicke verständlich zu sein. Letzteres läßt sich von dem Bühnenvorspiele selber gerade nicht behaupten. Schaefer hat das Stück den Manen Richard Wagner's gewidmet und entpuppt sich auch im Verlaufe seines „Titurel" durch eine gewisse Vorliebe zu sprunghaften, kühnen und dunkeln Redewendungen als Wagnerianer von reinstem Wasser, wodurch die Uebersichtlichkeit des sonst gar nicht üblen, nur im ersten Acte an allzu großer Breite leidenden dramatischen Gedichtes einigermaßen beeinträchtigt wird. Der Dichter sagt S. 9: „und allem Anschein gilt es dir", während wir gewöhnlich deutlich uns ausdrücken: „allem Anschein nach". Daß die häufige Anwendung des Apostrophs: wie bei: „Der bauenden Knecht'" „Wenn gehet die Rund'" S. 20 u. s. w. nur des Reimes willen nicht zulässig ist und dadurch nicht weniger störend wirkt, daß sie mehr als einmal sogar auf einer einzigen Seite vorkommt, sollte sich Schaefer eigentlich selber sagen. Auf derselben Seite heißt es weiter:

Auch Kiot's Knechte mögen schaun,
Den Tempel mit zu Ende baun —

man muß ordentlich construiren, um herauszubekommen, was Schaefer sagen will; er hat nämlich, irre ich nicht, nach „schaun" die Wörtchen „wie sie" weggelassen. Unklar ist ferner S. 24:

So sei Euch auch beschieden jetzt was Ihr vom Grale Euch gedungen.

Der Verfasser braucht einen Reim auf „errungen", sonst hätte er sich vielleicht etwas weniger dunkel ausgedrückt. Wozu Schaefer das „Geschiedensein der Trennung" braucht auf S. 41, begreife ich nicht; denn um blos einen Reim auf „allein" herauszubekommen, war die Tautologie doch recht unangebracht; mit demselben Rechte hätte Schaefer übrigens auch den Spieß umdrehen und von einer „Trennung des Geschiedenseins" reden können, gespreizter hätte sich das auch nicht ausgenommen. Ebenfalls auf S. 41 läßt Schaefer seinen Schionatulander der Sigune zurufen:

Es ist entsetzlich! ach mir bricht das Herz! Ich muß von dir geschieden sein.

Ein gewöhnlicher Sterblicher würde da ebenso hübsch und nicht minder poetisch sagen: „ich muß von dir scheiden", aber das wäre hier zu leicht verständlich, und außerdem: Schaefer brauchte ein Reimwort zu „Pein". Weshalb Schaefer auf S. 51 und öfter „Kriegersmann" sagt statt des landesüblichen „Kriegsmann", das ist auch schwer erfindlich. Wo wir prosaischen Naturen ferner uns gemeinverständlich ausdrücken: „Ich eile zu der Stelle, wo", da „beeilt sich" Schaefer S. 51 „zu der Stelle, wo". Was sich Schaefer ferner S. 52 unter den Worten: „Pfadloser Irre wankelvolle Bahn durchkreuzt mir den Sinn!" gedacht haben mag, erräth man ja am Ende zur Noth. Aber hübsch nimmt sich die „wankelvolle Bahn" nicht aus und die Zusammensetzung „wankelvoll" gehört jedenfalls zu den — kühnsten ihrer Art. Endlich S. 53 ist es doch ganz unstatthaft zu sagen: „in der Liebe heiß' Verlangen" statt „heißem Verlangen" (wieder eine recht unliebsame Probe von Schaefer's Sucht, dem Reime oder Versmaße oder vielleicht auch der Geistreichigkeit zu lieb zu apostrophiren!) und ebenfalls noch S. 53 sagt Schäfer: „mir fehlt die Kraft mich ihrer" (nämlich der Liebe) „zu entwinden". Sollte es nicht heißen: mich ihr zu entwinden? Dem Dichter wird ja manche sprachliche Kühnheit verziehen, geradezu vergewaltigen aber braucht unsere Muttersprache sich doch nicht zu lassen, auch nicht von den Jüngern des auch von mir hochverehrten Meisters von Bayreuth, der derlei sprachliche Verstöße sich so leicht doch wol selber nicht oder nur selten hat zu schulden kommen lassen. Im übrigen liest Schaefer's Dichtung sich ganz hübsch und man sieht, daß der Verfasser mit Lust und Liebe an seine Arbeit herangegangen ist. Unbegründet scheint mir nur der Tod von Schionatulander's Oheim Gamuret. Auch dieser soll nach Titurel's Schlußworten mit seinem Leben gesühnt haben, „was er als Strafe sich verdient!" Doch habe ich wenigstens vergeblich nach der Andeutung einer Schuld geforscht, derentwegen auch Gamuret dem Tode geweiht werden mußte.

2. Die Hussiten. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto Adam. Gernrode, Klöppel. 1890. 8. 1 M.

Eine echte und rechte Dilettantenarbeit, deren Verfasser im Vorworte seinem Opus „eine freundliche Beachtung, eine gerechte Beurtheilung und eine wohlwollende Aufnahme" erhofft. Obwol gewohnt, jedem Werke gegenüber, das mir zur Besprechung vorliegt, im Sinne des Verfassers, soweit dies möglich, zu verfahren, da jeder Autor ja zweifellos sein Bestes zu bieten bemüht ist, so bedauere ich doch, mir in diesem Falle nicht die Zufriedenheit des Herrn Verfassers verdienen zu können. Wie des Autors berühmter Namensvetter sich an der Menschheit vergangen hat, indem er sich von Frau Eva den Apfel aufschwatzen ließ, so hat auch Adam der Jüngere der Menschheit keinen dankenswerthen Dienst erwiesen, als er schwach genug war, auf die trügerischen Lockungen der Muse zu hören. Wenn aber Otto Adam zeigen wollte, wie ein historisches Drama nicht beschaffen sein soll, so ist das ihm mit seinen „Hussiten" gelungen. Der Leser, der sich durch diese fünf Acte öder, poesieloser Prosa hindurchgearbeitet hat, wie ich dies gethan, wird erleichtert aufathmen, wenn der Vorhang seine letzte Schuldigkeit gethan hat. Adam hat sich vorgenommen, die Kämpfe der Hussiten, erst unter Ziska, dann unter Prokop dem Großen gegen die Deutschen auf der Bühne zu verewigen und zuletzt zu zeigen, wie die

Hussiten an der innern Uneinigkeit, an ihrer Spaltung in die beiden feindlichen Parteien der „Prager" und der Taboriten zu Grunde gingen. Adam aber hat von den elementarsten Regeln der dramatischen Kunst noch keine Ahnung. Das Schauspiel hat gar keinen wirklichen Helden, denn der junge Graf Ulrich von Lichtenburg, der berufen scheint, diese Rolle auszufüllen, kann füglich als Hauptträger der verworrenen und buntscheckigen Handlung, die jeder Einheitlichkeit und Planmäßigkeit entbehrt, nicht angesehen werden. Er langweilt uns auf die Dauer, wie alle übrigen Personen des Stückes und wie uns die ganze Handlung langweilt und die langathmigen religiösen und patriotischen Reden uns kühl bis ans Herz lassen. Daß fast das ganze Drama in einer Verherrlichung des Tschechenthums gipfelt und seine Spitze — ich will zugeben, gegen Adam's eigenen Willen — gegen das Deutschthum kehrt, macht des Autors Sache nicht besser und schon an und für sich die Aufführung seines Dramas auf einer deutschen Bühne eigentlich unmöglich. Dazu ist die Charakteristik aller Personen des Stücks, mit Ausnahme etwa der Gestalt des Ziska, so schattenhaft und oberflächlich wie möglich. Die Sprache endlich verräth gleichfalls fast durchweg, daß wir es hier mit einer recht nüchternen Natur und mit einem ziemlich jugendlichen Anfänger zu thun haben.

3. Martin Luther. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von V. Grüneberg. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

Nachdem nahezu acht Jahrzehnte lang fast einzig und allein der „Martin Luther" Zacharias Werner's die deutschen Bühnen beherrscht, ein Drama, das, leider von mystischen Elementen über die Gebühr überwuchert, aber doch wegen seiner großartigen, noch von keinem Nachfolger erreichten, geschweige denn übertroffenen Reichstagsscene auch heute noch eine gewisse Beachtung unbedingt verdient, haben sich seit 1883, seit dem Lutherjubiläum im Volke mehr und mehr die Lutherdramen von Otto Devrient, Wilhelm Henzen und vor allem von Hans Herrig dermaßen eingebürgert und das Werner'sche Drama fast überall so in Schatten gestellt, daß der Versuch, nun mit Devrient, Henzen und Herrig mit Aussicht auf Erfolg in die Schranken zu treten, ein zum mindesten recht undankbarer genannt werden muß, wenigstens für jeden Neuling auf dramatischem Gebiete, und ein solcher ist V. Grüneberg meines Wissens bis jetzt. Daß durch irgend einen seiner Vorgänger der Luther in wirklich vollendeter Weise auf die Bühne gebracht worden sei, glaube ich selber allerdings nicht, wie ich andererseits überzeugt bin, daß es für den dramatischen Genius nicht dauernd unmöglich sein kann, ein des großen Reformators in jeder Weise würdiges Bühnenwerk zu schaffen, so unendliche Schwierigkeiten sich auch diesem Versuche entgegenstellen. Denn, das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Luther's Leben von der echt dramatischen Reichstagsscene an eigentlich weit eher zur epischen als zur dramatischen Behandlung geeignet erscheint und namentlich eines dramatisch wirksamen Abschlusses im Grunde durchaus entbehrt. Das Genie allerdings bewältigt ja alle Hindernisse. Ein dramatisches Genie aber hat Martin Luther's bis jetzt sich leider noch nicht angenommen, und auch Grüneberg ist ein solches Genie nicht, was ich um so lebhafter bedauere, als derselbe in fast allen Einzelheiten als eine echt dichterische Natur sich entpuppt. Schade nur, daß einer ein echter Dichter sein kann, ohne deshalb ein echter Dramatiker zu sein! Und das letztere ist Grüneberg nun eben nicht. Er weiß wohl einen fließenden Dialog zu schreiben, fließend und poetisch wie irgend einer, ja einzelne Scenen weisen auch Spuren wirklich dramatischen Lebens auf. Im Ganzen aber ist das Drama, wie mich bedünken will, kein Gewinn für die Bühne. Ich will noch gar nicht einmal allzugroßes Gewicht legen auf den fast überreichen Scenenwechsel dieses Werkes, darauf daß der Zwischenvorhang während dieser fünf Acte weit mehr als erlaubt, ja selbst als erklärlich und nöthig ist, in Scene gesetzt wird; der Schlußact allein weist nicht weniger als sieben Verwandlungen auf, was, wie mir jeder Bühnenkundige zugeben wird, ein bissel viel ist! Aber die Handlung schiebt sich ziemlich chronikartig vorwärts, ohne innere Nöthigung und Einheit. Es sind Genrebilder, was uns Grüneberg vorführt, zum Theil allerliebste Genrebilder, die sich jedoch im ganzen recht lose aneinanderfügen. Auch wird unsere Theilnahme immer und immer wieder von dem Titelhelden des Dramas abgelenkt. Da spielt zum Beispiel Franz von Sickingen eine Rolle in dem Drama, so groß, daß es mir unbegreiflich erscheint, wenigstens vom historischen Standpunkte aus; denn Grüneberg läßt den guten Sickingen zwischen der Ebersburg und Wittenberg hin- und herspazieren, als wenn Rhein und Elbe etwa eine Gehmeile von einander entfernt wären. Dann redet Luther selber gleich Sickingen so viel, daß man darüber fast vergessen könnte, wie recht fadenscheinig im Grunde die Handlung ist, die sich um den eigentlichen Titelhelden des Dramas drehen und von diesem in Bewegung gesetzt werden soll. Wirklich handelnd tritt Luther eigentlich nur in der Reichstagsscene des dritten Actes auf, und auch da verdirbt sich Grüneberg zuletzt den anfangs erzielten großen Eindruck, indem er Luther gegen Cardinal Aleander als letzten Trumpf die Schuld Aleander's gegenüber einem betrogenen Weibe ausspielen läßt. Das ist doch durchaus unhistorisch und thut auch keineswegs die gewaltige Wirkung, die der Verfasser sich vom Hineinspielen dieser Schuld in die Handlung zu versprechen scheint. Hat er doch auch der Frucht der verbotenen Liebe des Cardinals zu einer Bürgerlichen, dem Schmiedegesellen Konrad, in dem Stücke eine Stellung angewiesen, wie sie einer Nebenfigur nicht zukommt und nur zum Schaden des eigentlichen Helden dieses vom Verfasser zuerkannt werden kann. Jedenfalls ist der Charakter dieses Konrad weit mehr von Grüneberg vertieft als der Charakter Luther's selbst, der mir zum Theil ganz aus der Rolle zu fallen scheint, wie vor allem auf S. 86, wo

Luther, als er Sickingen und Konrad sich mit Aleander's Schergen herumhauen sieht, die bei der Darstellung auf der Bühne jedenfalls eine vom Dichter nicht erwünschte Heiterkeit herausfordernden denkwürdigen Worte spricht, nachdem er sich einen Ast abgebrochen hat: „Da schau ein anderer müßig zu! Verzeih mir's Gott, ich muß auch eins dreingeben; es ist doch zu schön!" (Er faßt den den Häscher und gerbt ihn durch.) Ich finde diese persönliche Theilnahme des großen Reformators an einer ganz gewöhnlichen Holzerei eben nicht zu schön, sondern meine, das Gegentheil ist der Fall. Auch daß immer und immer wieder in dem Stücke von der blonden, blauäugigen Germania geredet wird, will mir nicht gefallen; hier haben die betreffenden Reden zu sehr einen Stich ins Moderne. Doch um mein Urtheil nochmals kurz zusammenzufassen: Grüneberg hat hier im Einzelnen sehr anerkennenswerthe Proben seines dichterischen Könnens an den Tag gelegt; ein groß angelegtes, planmäßig ausgeführtes Drama zu schaffen, in dessen Handlung Luther den eigentlichen, alle andern durch die Größe seiner Persönlichkeit überragenden Helden abgibt, das ist ihm leider nicht gelungen. Vielleicht versucht sich Grüneberg mit seinem freundlichen Talent einmal an einem dankbarern Stoffe; der, den er diesmal sich erwählt hat, erwies sich zu spröde für ihn.

4. Philipp der Großmüthige. Ein Volksbühnenspiel mit geistlichen und weltlichen Gesängen, verfaßt von Franz Treller. Zweite Auflage. Kassel, Brunnemann. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Franz Treller ahmt in seinem Volksbühnenspiel nicht ohne Glück Hans Herrig's Lutherfestspiel nach. Ein Dichter von der Bedeutung Hans Herrig's ist Franz Treller nun freilich nicht, seine Sprache macht zum guten Theile einen etwas nüchternen Eindruck, ist sozusagen ein wenig hausbacken. Der Geist indeß, der Treller's Dichtung durchweht, ist doch im ganzen derselbe, wie bei Herrig. Treller führt uns in einer Reihe theilweise recht lebensvoller Bilder die Geschichte des tapfern Landgrafen Philipp's des Großmüthigen von Hessen vor, von des Fürsten Protest auf dem zweiten Reichstage zu Speier an bis zu Philipp's Rückkehr aus fünfjähriger schwerer Gefangenschaft nach seiner Residenzstadt Kassel. Ein Herold gibt bei Treller ganz wie bei Herrig die Erklärung der Vorgänge, die sich nicht auf der Bühne selber abspielen. Dieser Herold gibt uns auch die Vorgeschichte Philipp's des Großmüthigen. Daran schließt sich eine frische Landknechtsscene vor Beginn des zweiten Reichstags zu Speier, hieran der Reichstag selbst mit Philipp's Protest gegen die geistige Vergewaltigung der Protestanten. Die Ereignisse der folgenden Jahre erzählt uns wieder der Herold. Hierauf berichtet der Landsknecht Hans Rommel der Bürgerschaft von Kassel, wie Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen, bei Mühlberg von Kaiser Karl V. geschlagen und gefangen genommen worden ist. Ein kaiserlicher Herold erscheint und verkündet, daß auch über Philipp Acht und Bann verhängt sei. Schweren Herzens entschließt sich Philipp, die geforderte hohe Geldsumme zu zahlen und seine Festungen mit Ausnahme von Ziegenhain zu schleifen und auf Bürgschaft von Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg gegen das Versprechen, daß über ihn nicht einige Gefangenschaft verhängt werden solle, in Halle den Kaiser um Gnade fußfällig anzuflehen. Auf Veranlassung der Papisten wird aber Kaiser Karl an ihm wortbrüchig und läßt ihn in die Gefangenschaft abführen. Ein Rettungsversuch, den der treue Rommel unternimmt, mislingt zwar. Doch erlangt Philipp trotzdem infolge des Einschreitens seines Eidams Moritz von Sachsen nach fünf Jahren die Freiheit wieder und kehrt unter dem Jubel seiner Unterthanen nach Kassel zurück, während Hans Rommel sein geliebtes Riekchen als Preis seiner Ausdauer und Treue an den Traualtar führt. Mit einem inbrünstigen Gebete des Landgrafen und dem vom Volke angestimmten Choral „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen" findet das Festspiel einen ebenso ergreifenden wie des Gegenstandes durchaus würdigen Abschluß. Das Ganze ist in Jamben geschrieben, die zum Theile gereimt sind und einen ganz freundlichen Eindruck machen und auch da, wo die Verse eigentlich nichts mehr darstellen als eine Chronik in gebundener Rede, sind sie wenigstens nicht störend und erfüllen in unaufdringlicher Weise vollständig und ausnahmslos ihren Zweck. Ob freilich das dichterische Talent Treller's ausreicht, die Gestalt Philipp's des Großmüthigen überall in deutschen Landen auf der Volksbühne in demselben Maße einzubürgern, wie dies dem Talente Herrig's mit der Gestalt Luther's gelungen ist, dürfte einigermaßen zu bezweifeln sein. Immerhin aber wird von allen Protestanten auch die dichterische Gabe Franz Treller's als ein willkommener Beitrag zur Popularisirung der Reformationsgeschichte aufrichtig willkommen geheißen werden können und müssen und wird anzuerkennen sein, daß Treller es verstanden hat, den schlichten Volkston recht geschickt in diesem Volksbühnenspiele zu treffen.

Karl Siegen.

Antiultramontanes.

1. Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte, gesammelt und erklärt von Simon Widmann. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 8. 2 M. 80 Pf.

Seit langer Zeit hat uns ein Buch nicht eine so große Freude bereitet, wie diese „Geschichtsel", in denen eine so unerwartet reiche Fülle sprachlicher, geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Aufschlüsse begegnet, daß man Fleiß, Belesenheit und sicherm Urtheil des Verfassers nur die höchste Anerkennung zollen muß. Das Verdienst des Verfassers ist um so höher anzuschlagen, als gerade der Stoff,

welchen er behandelt, gar zu leicht zu luftigen Annahmen verleitet und das Feld der bloßen Vermuthung schier grenzenlos ist. Ebenso schwierig ist die Anordnung des Stoffs, wenn das Gebotene auch nur annähernd übersichtlich bleiben soll. Und auch nach dieser Seite verdient die Kunst der Behandlung volles Lob. Die acht Abschnitte („Aegypten", „Palästina", „Griechen", „Römer", „Kirche", „Deutsche", „Franzosen", „Engländer"), in welche das Buch zerfällt, gestatten eine Gruppirung, nach der sich die bunte Mannichfaltigkeit des Inhalts lichtvoll gliedert.

Damit könnte diese Anzeige schließen, wenn nicht ein Umstand, der nicht unerwähnt bleiben darf, noch eine ernstliche Zurückweisung forderte. Wir meinen den übermüthig herausfordernden ultramontanen Ton, der, schon in der Vorrede sich äußernd, den Abschnitt, der von der Kirche handelt (S. 82—121), auch einem wohlwollenden Beurtheiler fast ungenießbar macht. Hier geht die blinde Leidenschaft des Römlings mit dem ruhigen, klaren Urtheil des deutschen Gelehrten durch, und so gern wir im übrigen die großen Vorzüge des trefflichen Buchs anerkennen, in diesem einen Punkte steht es sich selbst im Lichte und beweist eine nicht beneidenswerthe Beschränktheit. Oder ist das nicht eine Donquichotterie, wenn ein Gelehrter, der ernst genommen sein will, sich dazu hergibt, die Entstellungen und Auswüchse der römischen Kirche blos deshalb, weil sie sich gern die katholische nennt, in rosigem Lichte zu malen und das Wesen der protestantischen Kirche, die eine Erneuerung aus dem Geiste des Evangeliums anstrebt, zu verunglimpfen? Da kann die Berufung auf das ultramontane Wetzer-Welte'sche „Kirchen-Lexikon" ebenso wenig zur Entschuldigung dienen, wie der Hinweis auf Janssen's „Deutsche Geschichte". Denn das muß jeder, der in solchen Dingen mitreden will, wissen, daß damit keine classischen Zeugen erbracht sind. Zu dem Wetzer-Welte'schen Werke hat ein befangener Papstcultus die Feder geführt, und die Sophistik der Janssen'schen Citatenfälschung ist nachgerade sattsam erwiesen.

Wenn also z. B. Tschackert berichtet, daß das sardinische Volk unter St.-Lucifer, dem aus den Zeiten des Athanasius bekannten Bischof von Cagliari, den heiligen Satan verehre, braucht es weder der Verwunderung noch der sittlichen Entrüstung. Und wie es beim großen Haufen mit der Unterscheidung zwischen einer „Anbetung" und einer „Verehrung" der sogenannten Heiligen thatsächlich gehalten wird, weiß gleichfalls jedes Kind. Auch mit dem „gedankenlosen Abzählen der Rosenkranzkugeln", dessen Erwähnung in seiner „Deutschen Volks- und Culturgeschichte" Karl Biedermann vorgerückt wird, hat es vorläufig trotz aller bischöflichen und nichtbischöflichen Ablengnungen leider noch seine Richtigkeit. Dagegen wird die Behauptung, daß die Parteinahme der letzten (?) Jahrhunderte für Heinrich IV. und gegen Gregor VII. theils auf Hutten, theils auf die „Magdeburger Centurien" des Flacius Illyricus zurückzuführen sei, bei den Geschichtskennern nur ein Achselzucken finden, trotz Janssen, und die andere Behauptung, die den Cölibat als heilsames Gesetz feiert, einen schweren Stand behalten gegenüber den offenkundigen sittlichen Schäden, trotz Wetzer-Welte und dem freiburger Erzbischof Orbin, der, trotzdem er zu Alimentationskosten verurtheilt wurde, ungezwungen erklärte, die protestantische Kirche könne nicht gesunden, so lange sie sich dem Segen des Cölibats verschließe.

Ob die dem Papste vorbehaltenen Censuren die Geltung einer dogmatischen Lehrentscheidung haben, darüber sind die römischen Theologen selbst noch nicht einig. Bei dem widerspruchsvollen Charakter dieser Excommunicationssentenzen, der noch greller als bei so manchen dogmatischen Lehrentscheidungen hervortritt, ist das Bedenken auch leicht begreiflich. Keinesfalls aber ist das Verbot des Papstes Clemens XIV., die Bulle „In Coena Domini" ferner zu verlesen, einer Zurücknahme dieser mit Recht berüchtigten Bulle gleichzuachten, und die von Widmann versuchte Aufstellung, es würden souveräne Fürsten von dieser Bulle höchstens insofern betroffen, als sie in der Auflegung neuer Steuern wissentlich und freventlich die Staatsgrundgesetze oder die natürliche Gerechtigkeit verletzten, ist einfach wahrheitswidrig.

Die Excommunication der Häretiker möchte Widmann nur auf diejenigen beschränken, die es aus eigener Schuld sind. Wenn er uns nur auch sagen wollte, wer diese Schuldfrage entscheidet, und ob die Tausende von Hugenotten und Geusen, Camisarden und Wiclefiten, die den Fluch der Excommunication an ihren Leibern erfuhren, aus eigener Schuld oder aus fremder der Romkirche den Rücken gewandt haben.

Unrichtig ist, daß das ἀνάθεμα der Bulle von dem biblischen ἀνάθημα verschieden sei. Die griechischen Classiker schon brauchen beide Wortbildungen im gleichen Sinne. Unrichtig ist auch, daß die Bulle „Unam sanctam" des Papstes Bonifaz VIII. nicht von der Herrschsucht dictirt worden sei. Nach Widmann soll sie blos nicht mehr opportun gewesen sein. Vom Syllabus meint der Verfasser, er sei ein ganz harmloses Schriftstück; man lese ihn nur mit Ruhe, so würden alle Misverständnisse schwinden. Warum dann wol seine Veröffentlichung seinerzeit in Frankreich verboten wurde?

„Die Inquisition ist eigentlich kein Glaubens- oder Ketzergericht" (S. 93). Aber uneigentlich? Für die Betroffenen blieb es jedenfalls gleich, ob das kirchliche oder das von der Kirche angerufene weltliche Gericht sie peinigte. „Die sogenannte Hexenbulle Innocenz' VIII. hat zunächst die Häretiker im Auge und berührt nur das Hexenwesen" (S. 94). Aber diese Berührung war doch derart, daß Jakob Sprenger, der Verfasser des „Malleus maleficarum", erst auf Grund jenes päpstlichen Schriftstücks seine grausige Verfolgung in Niederdeutschland und anderwärts begann, den Hexenglauben in ein förmliches System brachte und die Hexenprocesse förmlich begründete.

Dieselbe zärtliche Fürsorge, wie der Inquisition, widmet Widmann dem Andenken des Peter Arbués zu dessen

Ehrenrettung. Arbués ist ihm „ein frommer, edler Mann", der „wahrscheinlich nicht ein Todesurtheil gefällt hat". Auffallend bleibt dann nur, wie dieser fromme, edle Mann seine Gegner bis zu dem Grade wider sich aufbringen konnte, daß sie an heiliger Stätte vor dem Altar ihn niederstießen.

Den Ablaß, wie Widmann ihn schildert, als einen Nachlaß zeitlicher Strafen nach vorausgegangener Beichte, ohne Erlegung einer Geldsumme, hat bekanntlich auch Luther gelten lassen. Wenn uns der Verfasser aber nun weismachen will, daß das die allgemeine römische Praxis sei, so heißt das doch einem, der in der Geschichte Bescheid weiß, ziemlich viel zumuthen. Widmann verschweigt, daß der Ablaß nach römischer Lehre auch auf Verstorbene im Fegfeuer absque contritione ausgedehnt wird und daß er mit Vorliebe an die Verehrung von bestimmten Reliquien, Kreuzen, Rosenkränzen, die Theilnahme an Kirchweihen und Wallfahrten geknüpft wird. Auch ist ihm der „arme Tetzel" nicht an den von seinen Untergebenen begangenen Fehlern schuld.

Mehr als hundert Lehrsätze der Jesuiten sind von den Päpsten Alexander VII. und Innocenz XI. verdammt worden, noch ehe Clemens XIV. dem Orden wegen seiner Herrschgier und Zanksucht das Urtheil sprach: „Aufgehoben, ausgelöscht, abgethan!" Widmann läßt sich's nicht nehmen, auch den lieben frommen Vätern von der Gesellschaft Jesu seine Gunst zuzuwenden. Für ihn ist die reservatio mentalis ein eingebildetes, wesenloses Gespenst, wie die ganz harmlose Propaganda (S. 101); „denn der innere Vorbehalt wird dem Grundsatze nach von Jesuiten als unerlaubt und sündhaft verworfen". Sollte ihm wol nicht bekannt sein, daß Pater Gury diesen Grundsatz ausdrücklich lehrt, wenn er in seinem „Compendium theol. moralis", §. 456 und 457 wörtlich schreibt: „Es ist zum Besten einer Genossenschaft nothwendig, ein Geheimniß von großer Bedeutung auf eine erlaubte Weise zu verheimlichen; bisweilen steht aber kein anderes Mittel zu Gebote als die Zweideutigkeit oder die nicht reine Mentalrestriction, d. h. eine Verhüllung des Thatbestandes durch doppelsinnige Ausdrücke, deren wahren Verstand der Hörer allenfalls aus den Nebenumständen abnehmen könnte?" Eine im Verlage der „Germania" kürzlich erschienene Broschüre: „Die Moral der Jesuiten und ihrer Angreifer", ist da ehrlicher. Die gibt die Mentalreservation als jesuitischen Grundsatz offen zu und beruft sich sogar auf den Herrn Christus als Vorbild dafür.

Nicht einwandsfrei und von einer nichts weniger als objectiv wissenschaftlichen Beurtheilung zeugend ist endlich die Bemerkung, zu allen Zeiten sei von den römischen Priestern dem deutschen Volke deutsch gepredigt worden. Die 16 sermones des Columbanus sind nicht erst Uebersetzungen aus dem Deutschen, ebenso wenig wie die bei der Bischofswahl gehaltene, in seiner „Vita" erwähnte Predigt des Gallus. Die Wahrheit ist die, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters vor Klerus und Universitäten lateinisch, vor dem Volke deutsch gepredigt wurde, doch so, daß eine Menge lateinischer Bibelbrocken und patristischer Entlehnungen mit unterliefen. Entscheidend für eine regelmäßige Predigt in deutscher Sprache ward erst Karl der Große. Und auch seine Bemühungen blieben zum guten Theile vergeblich, weil die zu geringe Bildung des Klerus einer allsonntäglichen Predigt in der Volkssprache unübersteigliche Hindernisse entgegenstellte. Durch die zwei folgenden Jahrhunderte sind es statt der Pfarrgeistlichen nur einige wenige Bischöfe und Aebte, die ihrer Pflicht nachkommen. Aber auch viel später noch, man kann sagen bis zum Tridentinum, das auf die Kirchenerneuerung durch Luther Rücksicht nehmen mußte, wagt die römische Kirche nicht auf eine regelmäßige Sonntagspredigt zu dringen. Eine wirkliche deutsche Volkspredigt bringt erst die Zeit der Kreuzzüge, und zwar, was bezeichnend ist, außerhalb der Kirchmauern. Mystiker und Bettelmönche sind es, die den Pulsschlag der deutschen Volksseele verstehen. Die Kunstpredigt der Scholastiker war nur ausnahmsweise deutsch. Die fortdauernde grobe Unwissenheit des Pfarrklerus verurtheilte noch im 13. Jahrhunderte dessen homiletische Thätigkeit zur Unfruchtbarkeit, eine Thatsache, an der die ganz vereinzelten Oberen, welche predigend auftraten, nichts ändern. Und dann sind es erst die vorreformatorischen Parteien und Männer, Waldenser, Wiclefiten, Hussiten, in Deutschland die Brüder des gemeinsamen Lebens, welche nachdrücklich die Predigt in der Volkssprache fordern und fleißig üben, ohne doch dem allgemeinen Verfall eben dieser Predigt am Ausgange des Mittelalters wirksam steuern zu können.

Die Annahme Widmann's also, als habe die Reformation eine allgemeine deutsche Volkspredigt schon vorgefunden, ist durch und durch ungeschichtlich. Aber das kommt davon, wenn man seine Anschauungen aus einer so trüben Quelle schöpft, wie Janssen's „Deutscher Geschichte". Die ist alles andere eher als sachlich und wahrhaftig, und wenn es S. 187 heißt: „Was die Reformation in Wahrheit ist, das hat trotz allen Protestes Janssen in seiner «Geschichte des deutschen Volkes» ein für allemal bewiesen", so wird wol noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis sich das „ein für allemal" erfüllt. Denn auch in der Wissenschaft gilt nicht, was dieser oder jener meint, sondern was die Wahrheit sagt, und der ist mit keiner Tendenz noch Mache beizukommen.

2. Rom und die Toleranz. Ein Wort für den Evangelischen Bund an Sebastian Brunner. Von Karl Fey. Barmen, Klein. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein jeder blamirt sich so gut als er kann — ungewöhnlich gut versteht sich jedenfalls darauf der apostolische Protonotar und päpstliche Hausprälat Sebastian Brunner, der darum auch die Abfertigung, die ihm in unserm Büchlein zutheil wird, überreich verdient hat. Fey hat seiner Schrift als Motto gegeben das Shakespeare'sche Wort:

> Denn da du drangst auf Recht, so sei gewiß,
> Recht soll dir werden, mehr als du gewünscht —

und indem er nun seinem Gegner auf dessen kampflustige

Herausforderung hin das in einer langen Reihe von Jahren angewachsene Sündenregister vorhält, gliedert er unter Hinzufügung eines kräftigen Schlußwortes seinen Stoff in sechs Hauptabschnitte: 1) „Vom römischen Kriegsschauplatz"; 2) „Die Berufung auf das Zeugniß «ehrenhafter» Protestanten"; 3) „Was ein toleranter Protestant alles ertragen muß"; 4) „Römische Bannsprüche über protestantische Theologie"; 5) „Ein Zermalmer des Evangelischen Bundes"; 6) „Rom ist nur tolerant gegen römische Sünden". In Brunner's Schriften wohlbelesen, wie es außer ihm nur noch wenige Protestanten sein dürften, denn die meisten haben eben Besseres und Wichtigeres zu thun, deckt der Verfasser eine wahre Fundgrube auf von Verdächtigungen und Lügen, von Pfiffen und Kniffen, von falschen und schiefen Behauptungen, von Beschimpfungen und Bannsprüchen, von listigen Schmeichelreden und unflätigen Herabwürdigungen, die vor keinem Gassenausdrucke zurückschrecken. Es kann nicht unsere Absicht sein, in einer kurzen Anzeige aus dem reichen Stoffe auch nur alle Hauptsachen auszuheben. Einzelner Kraftleistungen möge aber doch gedacht sein.

Der edle Knie, einer der Herausgeber der paderborner Bonifaciusbroschüren, bringt es fertig, den Großen Kurfürsten als „eidbrüchiges Subject" und „großen Reichsverräther" zu begeifern. Der Domcapitular Röhm erklärt Tetzel's berüchtigtes Ablaßwort für eine Geschichtslüge, worauf ihm Professor Kawerau nachweist, daß Tetzel sogar gesagt hat: „Noch ehe das Geld im Kasten zu Boden gefallen ist, springt die Seele schon aus dem Fegfeuer." Die protestantische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben erklärt Brunner geschmackvoll aus dem Bedürfnisse nach einer spanischen Wand, um hinter dieser die eigenen Gelüste zu verbergen und ungenirt zu heirathen oder geheirathet zu werden. Gelegentlich redet er von einer zu Asche verbrannten „Bibelbaracke", behandelt Luther's „Ein feste Burg" als die Marseillaise der Reformation und leistet sich die Verse:

Hier haben sich Luther und Mirabeau,
Als Dichter gereicht die Hände;
Der eine macht den Anfang vom Lied,
Der andere macht das Ende.
Und wollt ihr wissen, wie das Lied
In chemischer Mischung lautet,
So hört es an, ich wollte nur,
Daß ihr euch dran erbautet:
„Ein feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen";
„An den Därmen des letzten Königs erhängt
Den allerletzten Pfaffen."

In den evangelischen Glaubenszeugen sieht Brunner weiter nichts als strafwürdige und mit Fug und Recht bestrafte Verbrecher.

In einem evangelischen Gebetbuche findet Brunner den Vergleich der Erde mit einem Tropfen am Eimer; flugs ist er mit dem Urtheil fertig: „Das Bild ist aus dem Bilderkreise eines Bierwirths genommen", und er hat also keine Ahnung davon, was Jes. 40, 15 und Weish. 11, 23 geschrieben steht, eine Unkenntniß der Heiligen Schrift, die mit der von Pfarrer Hofele (in dessen „Pastoralblatt für die Diöcese Rottenburg") bewiesenen auf einer Stufe steht, wenn dieser eine der allerbekanntesten Schriftstellen — Psalm 104, 3 — als ein Wort des Engländers Wallace anführt. Von dem ehrwürdigen Bischof Gobat von Jerusalem heißt es bei Brunner: „Gleich groß an innerer (unsichtbarer) Gesinnung und äußerm (sichtbaren) Kindersegen", und gleich darauf begegnet die schamlose Beschimpfung: „Der Bischof, getaufter Jude, hat sich bei seiner großen Sorge um die richtige Auszahlung seines Gehaltes um die Verbreitung seiner Kirche in Palästina nichts weniger als verdient gemacht." Für Schleiermacher's theologische Bedeutung und dessen sittliche Größe natürlich ohne jegliches Verständniß, faselt er von einem Hegelthum des Verfassers der „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", klapphornt dann im gemeinsten Bänkelsängertone:

Nach den Weibern war er durstig,
Sagt er selber ganz hanswurstig;
Nennt die Herz er seine Ceres,
So ist das nichts Ungefähres —

und entblödet sich schließlich nicht, über Schleiermacher's körperliches Gebrechen Witze zu reißen. Den Verfasser des „Lebens Jesu" reimt er an: „Mit der Logik ist es aus bei dem Dr. David Strauß", und auf den Evangelischen Bund begeht er den schwungvollen Bardensang: „Das ist der Evangelische Bund, den David Strauß uns ersonnen!"

Dagegen schwingt er um so inbrünstiger sein Weihrauchfaß, wenn es die Apotheose des römischen Cultus und seines Unfehlbaren gilt. Himmelhoch hebt ihn dann seine Begeisterung über Logik und Thatsachen hinweg. Von dem heiligen Rocke zu Trier behaupten nach Brunner die Katholiken selber nicht, daß er eine echte Reliquie sei, weil überhaupt die Identität einer Reliquie gar kein Gegenstand eines Dogmas sei, vermuthlich weil nach Görres „all die verschiedenen heiligen Röcke kirchlich völlig identisch, nur dasselbe Gewand sind, in eine Vielheit von Gewändern ausgegangen". Gönnen wir dem guten Manne sein Publikum und seine schriftstellerischen Triumphe! In sittlich reinen Kreisen, die auf ihr gesundes Denkvermögen noch nicht verzichtet haben, wird man ihn fortan unmöglich noch ernst nehmen können. Karl Fey aber darf das Verdienst für sich beanspruchen, durch sein Buch einem jeden, der sehen will, über diesen päpstlichen Prälaten mit der Schellenkappe die Augen geöffnet zu haben.

3. Luther's Lebensende. Widerlegung der durch den römischen Priester Majunke hervorgesuchten und verarbeiteten Lügenberichte. Von Ernst Blümel. Barmen, Klein. 1890. 12. 75 Pf.

Das Büchlein, zu dem eine Hand in der Lutherstadt Eisleben die Feder angesetzt hat, um auch von dieser dem Andenken des großen Reformators geweihten Stätte aus

gegen die nichtsnutzigen Lügen von Majunke und Consorten Einsprache zu erheben, ist, auf die Arbeiten von Kolde und Kawerau fußend, doch auch Neues bietend, frisch und fesselnd geschrieben, ein warmes Zeugniß echt evangelischer Glaubensüberzeugung und herzlicher Verehrung für den größten Sohn, den Eisleben geboren hat.

Nach den frechen Worten Majunke's in der Vorrede zu der neuern Auflage seiner berüchtigten Schmähschrift: „Unter den bisjetzt erschienenen Kritiken hat auch die feindseligste nicht Einen Beweis gegen die Echtheit der hier mitgetheilten Documente und gegen die Glaubwürdigkeit der gemeldeten Thatsachen vorbringen können", ist es allerdings geboten, immer von neuem die verstockte Unwahrhaftigkeit dieses saubern Hetzkaplans an den Pranger zu stellen, so lange bis dem zanklustigen Klopffechter der Athem ausgeht. Der Verfasser schildert demnach in anregender, überzeugender Darstellung 1) Majunke als flüchtigen Geschichtschreiber; 2) Majunke als unwahren und parteiischen Geschichtschreiber mit weitem Gewissen; 3) Majunke als Förderer des confessionellen Hasses und der literarischen Verrohung.

Das bekannte Handschreiben des mansfelder Grafen Albrecht an den Kurfürsten Johann Friedrich sowie der Brief des eislebener Rathsherrn Andreas Friedrich an den berliner Hofprediger Johann Agricola werden im Wortlaute, der letztere für seine lateinischen Abschnitte in genauer Uebersetzung mitgetheilt. Am Schlusse der Schrift wird auch das Nöthige ausgesprochen zur Kennzeichnung des gemeinen und plumpen Machwerks, das, in die Fußstapfen Majunke's tretend, den biedern Dr. Honef in München und den geistesarmen „Philosophen" Wingerath, päpstlichen Monsignore, zu Verfassern hat und auf dem Titelblatte einen köstlichen Holzschnitt zeigt: „Wie der Oberteufel Martin Luther auf dem Röhrbrunnen zu Eisleben vor der schrecklichen That (nämlich der Erhängung mit dem Handtuche) erscheint." Karl Sallmann.

Von und über Robert Hamerling.

1. Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe von Robert Hamerling. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 5 M.
2. Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken, dem deutschen Volke geschildert von Aurelius Polzer. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 3 M.
3. Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit von K. E. Kleinert. (89. Heft der Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1889. Gr. 8. 1 M.
4. Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich von Albert Möser. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Zu einer Zeit, da das heutige literarische Abdera, Prag, noch ein deutscher Verlagsort war, ist die Erstlingsschrift Hamerling's in dem damals noch deutschen Verlage von J. L. Kober in Prag erschienen. Späterhin war sein Hauptverleger bis zu dem Momente, wo seine köstliche Leier zersprang und seine Feder zerbrach, der hamburger Verlag von F. Richter. Ich besitze so ziemlich alle Werke Hamerling's in meiner Bibliothek und zwar sind sie doppelt werthvoll durch eine freundliche Widmung des Verfassers, denn auch io — auch ich hatte Beziehungen zu Robert Hamerling.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich, als ich die „Lehrjahre der Liebe" (Nr. 1), ein posthumes Werk des großen Dichters und Denkers, nicht mehr aus dessen eigenen Händen erhielt, und es ist wohlgethan gewesen von Hamerling's Verleger, die Tagebuchblätter und Briefe seines Autors herauszugeben. Sie bieten uns Beiträge zu dessen Biographie, besonders zu seinem Jugend- und Liebesleben. Er schildert darin seine Ferien 1850 und 1851 und aus den Tagebuchblättern 1853—54 lernen wir den verliebten und doch besonnenen stolzen Dichter am besten kennen als — Menschen. Interessant sind die Beziehungen zu seiner Pauline und allerliebst erscheint der zu jener Zeit theilweise noch recht kindische Student, der bereits den Löwen in sich fühlt und die Pranken zu zeigen beginnt. Aus den das Werk beschließenden Briefen an Marie Mösner und an Antoinette Julius erscheinen uns noch zwei andere anziehende Frauengestalten, die in Hamerling's Leben eingegriffen haben.

Obwol Hamerling in seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" eine ausführliche Selbstbiographie hinterlassen hat, so ist doch A. Polzer's Buch (Nr. 2) eine willkommene Gabe, in welcher ein Mann von dem Deutschthume Polzer's den deutschen Hamerling seinem deutschen Volke vorführt. In die Schilderung von Hamerling's Wesen und Wirken weiß er die kritische Würdigung seiner Schöpfungen einzuflechten. Das neben dem Bildnisse des Dichters noch mit neun Holzschnitten geschmückte Werk ist mit Liebe zu dem Meister, den es behandelt, geschrieben.

K. E. Kleinert, auch ein Grazer, dem zugleich die Ehre der Priorität gebührt, steht mit seiner Arbeit über „Hamerling ein Dichter der Schönheit" (Nr. 3) der vorbesprochenen nicht nach; sie geht nicht nur der Zeit nach, sondern meines Erachtens vielleicht auch in der Behandlungsweise der Polzer'schen vor.

Wohl war auch Kleinert nicht der erste, der in Buchform über Hamerling schrieb, denn schon vor Jahren, ehe mir Hamerling persönlich kennen zu lernen die Ehre wurde, wo ich aber bereits in zeitweiligem Briefwechsel mit ihm stand, sandte er mir eine in Berlin erschienene Broschüre: „Robert Hamerling und seine Dichtungen, ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart" von F. W., mit Randglossen seiner lieben Hand versehen.

Ueber Hamerling sind bereits bei seinen Lebzeiten des

öfteren Studien erschienen, sie bieten aber so wenig zum Aufbau einer monumentalen literarischen Darstellung, wie sie ein Hamerling verdient, daß erst die jetzt auftauchenden Mittheilungen von Werth zu sein beginnen, Arbeiten wie sie Polzer und Kleinert geliefert haben und auch zu liefern berechtigt waren. Doch werden sie nicht vereinzelt stehen bleiben und sind es auch jetzt nicht mehr.

Da ist Albert Möser's Büchlein „Meine Beziehungen zu Hamerling und dessen Briefe an mich" (Nr. 4) erschienen, das durch die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser sich einen Freund Hamerling's nennt, um so mehr wohlthut und anheimelt, als er vollauf berechtigt ist und mehr noch, als er verpflichtet war, Hamerling's an ihn gerichtete Briefe zur Kunde der Literaturgeschichte zu bringen.

Denn dieser Briefwechsel umfaßt mit allerdings sehr starken Unterbrechungen die Jahre 1865 bis 1889 und trägt von Beginn an ungeachtet jener wiederholten Stillstände im geistigen Verkehr — ein persönlicher nämlich hat zwischen beiden Männern nie stattgefunden — bis ans Ende den Charakter tiefer Herzensneigung und wachsenden gegenseitigen Vertrauens. Für die Erkenntniß der dichterischen und sittlichen Persönlichkeit Hamerling's sind sie bedeutsam durch seine rückhaltlose Aussprache über sein Schaffen und die auf dieses einwirkenden Hemmnisse und die an sie geknüpften Hoffnungen, während er an der Vollendung seiner beiden Hauptwerke, des „Ahasver in Rom" und des „Königs von Sion" arbeitete. Aber auch des Dichters schweres körperliches Leiden tritt tiefes Mitgefühl erregend aus seinen gelegentlichen Berichten darüber zu Tage und andererseits hat der Herausgeber völlig Recht mit seiner Aeußerung: „Die Briefe sprechen fast noch mehr für den Menschen und stellen seinem Charakter und Gemüthe das herrlichste Zeugniß aus." Auch in dem Urtheil stimme ich Möser ganz bei, daß Hamerling, was die Kunst des Briefschreibens in formeller Beziehung angeht, ein Meister darin ist wie wenige. Dem Herausgeber kam es vor allem darauf an, Hamerling selbst das Wort zu lassen, und darum hat er seine eigenen, die einzelnen Briefe verbindenden Zwischenbemerkungen so kurz wie möglich gehalten und nur so viel hinzugefügt, als zum Verständnisse der Briefe selbst nothwendig war.

Der Herausgabe dieser Briefe gebührt aller Dank und es ist nur zu wünschen, daß das löbliche Beispiel Nachfolge finde. Eduard Maria Schranka.

5. Ueber Robert Hamerling's Lyrik. Eine literarische Studie von Ernst Gnad. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1891. 12. 1 M.

Die hübsche kleine Arbeit kennzeichnet sich als ein Versuch,

die geistige und dichterische Persönlichkeit Hamerling's, wie sie uns schon aus seinen größern Schöpfungen entgegentritt, auch aus seinen lyrischen Bekenntnissen und wandelnden Stimmungen herauszuformen, und mit um so schärfern Strichen, je weniger hier hinter der Schaffensfreudigkeit und dem Versenken in äußere Gestalten die Innerlichkeit des Dichters zurücktritt und je mehr lyrische Ergüsse die Gelegenheit bieten, den innersten Pulsschlägen eines Dichterherzens zu lauschen.

Die Gedichtsammlungen „Sinnen und Minnen" und „Blätter im Winde" bieten dem Forscher die Fundgrube seiner Wahrnehmungen, für die auch gelegentlich die Probe an gewissen Stellen des „Schwanenliedes der Romantik" und der „Venus im Exil" gemacht wird.

Wir knüpfen hieran die Anzeige vom Abschlusse des Werkes:

6. Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Zwölfte bis dreißigste Lieferung. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Großfolio. In Lieferungen zu 2 M.

Dieses vom Verleger groß angelegte, in seiner typographischen Ausstattung vortrefflich gelungene, in seiner künstlerischen Ausführung aber nur sehr bedingt anzuerkennende Unternehmen haben wir in seinem ersten Drittel in Nr. 38 d. Bl. f. 1890 zu würdigen gesucht. Nun ist das Ganze vollendet, aber leider finden wir nicht Veranlassung, unser früher ausgesprochenes Urtheil zu mildern. Dieses ging dahin, daß die Künstler für die Landschaft, Architektur und kriegerische Massenbilder Treffliches leisten, aber ihre Arbeit auf Nebensächliches wandten, ihre Kraft sich nicht an die großen Scenen gewagt habe. Nachträgliche eingestellte Bilder zu frühern Gesängen des gewaltigen Epos widerlegen theilweise diesen Vorwurf, erweisen aber auch, daß die thatsächlich erprobte Kraft zum Entwurfe nicht ausreichte und daß ein auffälliger Mangel an Sinn für Menschenschönheit ihnen anhaftet. Zur Begründung dieser Behauptung diene die Kalliope als Schlußvignette, Divara (Bild 3) in der 29. Lieferung und als böser Dämon (Bild 21). Am meisten charakterisirend ist Jan von Leiden als zürnender König (Bild 16) ausgefallen. Auch die erste Begegnung Jan's mit Hilla, der in inbrünstiger Gottversunkenheit betenden Nonne (Bild 11), ist der Anerkennung werth; es bietet die einzige einnehmende weiche Frauengestalt. Die Landschaft darf durchweg als vorzüglich behandelt gelten. Friedrich Bienemann.

Historisches.

1. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 8 M.

Der neue Jahrgang der geschätzten Zeitschrift betrifft fast ausschließlich die Neuzeit. Nur ein Aufsatz führt uns etwas weiter zurück: Alfons Huber gibt Mittheilungen aus dem Tagebuche des wiener Arztes und Professors Johann Tichtel aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: die Angaben sind culturhistorisch ganz interessant, zeigen, wie ein gesuchter Arzt in jener Zeit sehr bedeutende Einnahmen

genoß. Arthur Kleinschmidt bietet uns auf Grund der neueren russischen Veröffentlichungen eine Biographie des Fürsten Menschikow, des bekannten Günstlings Peter's des Großen und Katharina's I. Man erlangt aus der Darstellung die Meinung, daß die Gaben Menschikow's keineswegs unbedeutend waren, daß er als Diplomat und Staatsmann Tüchtiges leistete, daß die Erhebung Katharina's fast ganz sein Werk war; doch zügelloser Egoismus und unermeßlicher Ehrgeiz rauben dem Menschen Menschikow die Sympathie, die uns eben der Politiker abgewonnen.

Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit Friedrich dem Großen. Fechner schildert Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie des Königs. Auch er sieht in Leibniz-Wolff den maßgebenden Einfluß, der Friedrich vom Christenthume zur Philosophie hinüberführt; er zeigt besonders, wie die philosophischen Anschauungen des Königs durch die politischen Verhältnisse und Gegebenheiten bestimmt waren; „seine Philosophie ist aufzufassen als das theoretische Ergebniß des Bewußtseins seiner Nothlage und als Ausdruck seiner geschichtlichen Mission." Wenn man dem bis zu einem gewissen Punkte wohl beistimmen kann, so hat mich der Schluß der Abhandlung wenig zu überzeugen vermocht; Fechner sucht hier zu beweisen, daß trotz Friedrich's Abkehr vom Christenthum die christlichen Glaubensvorstellungen in ihm keineswegs ganz erstickt waren, sondern sich immer wieder ans Licht rangen. Diese ganzen Ausführungen sind doch etwas gekünstelt, und man wird manchmal den Eindruck nicht los, als habe der Verfasser den König für das Christenthum retten wollen; in vielen Stellen beispielsweise, die hier als beweiskräftig für die philosophischen Anschauungen, speciell für den Vorsehungsglauben angeführt werden, möchte ich nichts weiter sehen als rein conventionelle Wendungen.

Die Strategie des Königs, über die in der Fachliteratur sich eine sehr lebhafte Polemik entsponnen hat, wird von Georg Winter erörtert. Die Streitfrage ist ganz in Kürze diese: die neuere Kriegskunst beginnt mit Napoleon I., sie sieht das Ziel des Kriegs in der Vernichtung der feindlichen Streitmacht, die nur durch die Schlacht erreicht wird, während die ältere Strategie auf Gewinnung unangreifbarer Positionen abzielte und das Kriegsmittel im kunstvollen Manövriren erblickte, durch das man den Gegner auch ohne Schlacht aus seinen Stellungen verdrängen könne. Nun ist, namentlich von militärischer Seite, Friedrich der Große bereits für die neuere Kriegskunst in Anspruch genommen: er habe sowol theoretisch wie praktisch allein die Schlacht als Entscheidungsmittel des Kriegs erkannt. Beides ist von anderer Seite ebenso entschieden bestritten worden. Für die Beurtheilung von Friedrich's militärischer Praxis sind in erster Linie maßgebend die Feldzüge von 1756 und 1757, weil nur in diesen der König den Feldzugsplan wirklich nach seinem Belieben entwerfen konnte, während er später unter dem Zwange der Verhältnisse litt. Gerade aber über den Feldzug von 1757, der in einem concentrischen Vorgehen gegen Böhmen bestand, sind die Ansichten ungemein getheilt: die einen schreiben den Plan Friedrich zu, die andern sehen in Winterfeld den geistigen Eigenthümer der ganzen Idee. Winter hat nun auf Grund des authentischen Materials die gesammte Streitfrage genau untersucht. Der Raum verbietet mir auf die Einzelheiten einzugehen; ich begnüge mich daher hervorzuheben, daß seine Ergebnisse in einer gewissen mittlern Linie zwischen den beiden einander entgegenstehenden Ansichten liegen: diese Pläne des Königs und Winterfeld's sind gleichzeitig und unabhängig von einander entstanden; beide denken an ein gleichzeitiges Operiren der verschiedenen preußischen Armeen, nur faßt der König diese Idee viel schärfer und er zuerst stellt die Vernichtung der feindlichen Hauptarmee als Ziel der Offensive hin. Auch nach Winter's Ausführungen geht der König entschieden über die alte Schule der Strategie hinaus.

Ein Aufsatz endlich führt uns in die jüngste Vergangenheit: Adolf Beer schildert auf Grund von wiener Archivalien die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen; er bietet damit eine sehr erwünschte Ergänzung zu der Darstellung Sybel's im ersten Bande seiner „Begründung des Deutschen Reiches": ebenso wie bei letzterem die preußische können wir nun die österreichische Politik Schritt für Schritt verfolgen; in der Kunst der Erzählung bleibt freilich Beer hinter Sybel zurück. Das Ziel Schwarzenberg's ist die Herstellung des österreichischen Uebergewichts in Deutschland. In seinen Mitteln aber verfährt er keineswegs folgerichtig; eigene schöpferische Ideen hat er nicht; die verschiedensten Systeme adoptirt er nacheinander, wenn er nur glauben kann, dadurch die preußischen Pläne zu hindern. Eine bedeutende diplomatische Geschicklichkeit aber kann man ihm freilich nicht absprechen, und in der Energie, mit der er seine Gedanken verfolgt, ist er den damaligen preußischen Staatsmännern überlegen; daß es 1850 nicht zum Kriege kommt, daß derselbe durch die Abmachungen von Olmütz vermieden wird, geschieht gegen den Willen Schwarzenberg's. Man wird aus dieser kurzen Uebersicht ersehen können, daß auch der Inhalt des neuen Bandes des „Historischen Taschenbuchs" mannichfach und interessant genug ist.

2. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der Märkischen Forschungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, in Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Dritter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der neue Halbband dieser Zeitschrift, in der die specifisch preußische Historiographie mehr und mehr ihren Mittelpunkt zu finden scheint, erstreckt sich vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Erich Liesegang behandelt die Verfassungsgeschichte Magdeburgs und Salzwedels. In Magdeburg, dem großen Centrum des nordöstlichen Handels, sind für die innere Entwickelung drei Parteien bestimmend; das Patriciat der Schöffen, die Zünfte der

Handwerker und die zwischen beiden eine Mittelstellung einnehmenden Krämer und Gewandschneider. Anfänglich haben die Schöffen eine Alleinherrschaft; allmählich aber tritt an ihre Stelle der Stadtrath; das Patriciat verständigt sich nachher mit den Krämern und Gewandschneidern und diese Vereinigung verfügt über die Mehrheit im Rath; 1330 beendigt ein Schied diese innern Kämpfe. In Salzwedel besteht von Anfang an ein Patricierregiment der Gewandschneidergilde, das das ganze Mittelalter über dauert; es gibt hier nur wenig inneren Hader. Alle diese Verhältnisse werden eingehend und mit vielem Scharfsinne, doch mit etwas zu großer Vorliebe für Combinationen erörtert. Georg Sello untersucht die Frage nach der Entstehung der deutschen Rolande, wobei er ein vom berliner Geschichtsvereine veranlaßtes, diesen Gegenstand behandelndes Werk einer sehr herben Kritik unterzieht; er selbst erblickt in den Rolanden Marktzeichen, decorativ behandelte Träger specieller ortsüblicher Zeichen des eröffneten jeweiligen Marktes. Besonders interessant ist der (Schluß-) Artikel von Joseph Paczkowski über den Conflict zwischen dem Großen Kurfürsten und Kalkstein, der den Proceß enthält. Man gewinnt doch den Eindruck, daß das Verfahren des Kurfürsten von Härte nicht frei ist, daß es ihm mehr als billig daran gelegen ist, ein Exempel zu statuiren; erklärlich wird sein Verhalten dadurch, daß er Kalkstein's Bedeutung etwas überschätzt. Im ganzen freilich wird man Kalkstein's Untergang als einen durch die damalige politische Lage unvermeidlichen ansehen müssen; Kalkstein selbst gab zu dem Processe durch seine Unbesonnenheit und seine offen feindselige Gesinnung gegen den Kurfürsten den Anlaß. Sehr merkwürdig ist das verschiedene Verhalten der preußischen und der märkischen Richter, wobei letztere keineswegs die günstige Rolle spielen. Ueberaus schwächlich erscheint die polnische Politik, die trotz der so herausfordernden Maßnahmen des Kurfürsten in keiner Weise ernstliche Schritte gegen ihn und zu Kalkstein's Gunsten unternimmt. Gneomar Ernst von Natzmer gibt Mittheilungen über einen Jugendfreund Friedrich's des Großen, Karl Dubislaw von Natzmer, der in Küstrin dem Kronprinzen nahe stand. Reinhold Koser bietet die kritische Begründung seiner Darstellung der Schlacht von Mollwitz in seinem „König Friedrich der Große". Durch Moritz Schneider erhalten wir allerhand Mittheilungen aus dem Briefwechsel des kursächsischen Artilleriehauptmanns Johann Gottlieb Tielke, die für die Geschichte des Siebenjährigen Krieges von Interesse sind, zumal Tielke entschieden eine unparteiische Auffassung zeigt und über die beiderseitigen Operationen unbefangen urtheilt. Konrad Bornhak endlich gibt uns eine Geschichte der preußischen Finanzreform von 1810, und zwar ist dieselbe unabhängig von dem inzwischen erschienenen größern Werke von Mamroth über denselben Gegenstand. Das letztere beruht auf einem sehr umfassenden Actenstudium und ist deshalb für eingehenderes Studium unentbehrlich; einen guten Ueberblick indeß über einen Hauptabschnitt der Reformperiode von dem Tilsiter Frieden bis zum Pariser Frieden gewinnt man aus Bornhak's Aufsatz. Bekanntlich beruht die neuere preußische Finanzeinrichtung hauptsächlich auf den Reformen der zwanziger Jahre; aber wenn man auch in der Zeit vor den Befreiungskriegen nicht allzu viel Positives erreichte, so gehen doch fast alle Wurzeln der spätern Reform in diese Zeit zurück, sodaß der, dem daran liegt, die eigentliche historische Entwickelung des preußischen Finanzwesens zu begreifen, auch diese frühere Epoche von Hardenberg's Wirksamkeit nicht unberücksichtigt lassen darf. Hardenberg ist in jenen Jahren der geistige Mittelpunkt der innern Verwaltung; seinem Reichthume an Ideen gegenüber hebt sich die Unfähigkeit der übrigen, vor allem Altenstein's nur um so schärfer ab. Die wesentlichsten Neuerungen von 1810 betreffen die Gewerbesteuer, die Stempelabgaben und die indirecten Steuern. Im ganzen ist Bornhak's Darstellung sachgemäß und, was bei einem solchen Gegenstande ein besonderer Vorzug ist, klar und lichtvoll; hie und da hätten die für die spätere Entwickelung in erster Linie maßgebenden Punkte noch schärfer hervorgehoben werden können; daß seine Abhandlung inzwischen durch Mamroth's obenerwähntes Werk überholt ist, ist nicht seine Schuld und darf ihm daher in keiner Weise zum Vorwurf angerechnet werden. Aus den kleinern Mittheilungen sei nur noch hervorgehoben eine kurze Arbeit von Fritz Arnheim über die Haltung Schwedens beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs, die uns zeigt, wie Friedrich bemüht ist, einen Bruch mit Schweden zu vermeiden, wie der schwedische Kanzleipräsident Höpken ein doppeltes Spiel treibt, indem er, während er mit den preußenfeindlichen Mächten in vertraulichen Beziehungen steht, den preußischen Gesandten durch allerhand Schliche und Kunstgriffe in vollständige Sicherheit einzuwiegen sucht.

3. Aus dem Siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus. Nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern herausgegeben von Dietrich Kerler. München, Beck. 1891. 8. 2 M. 25 Pf.

Eine eigenartige und recht anziehende Bereicherung der Literatur über den Siebenjährigen Krieg. Bekanntlich fehlt es an Denkwürdigkeiten über diesen keineswegs; aber ganz naturgemäß führen uns solche Memoiren so gut wie ausschließlich in die Kreise des höhern und niedern Officiercorps und sind dementsprechend mehr oder minder für die politische oder militärische Geschichte des Kriegs von Bedeutung. Anders das hier vorliegende Tagebuch: es hat vor allem ein culturhistorisches Interesse; es versetzt uns in die Sphäre der gemeinen preußischen Soldateska, und eben darin besteht sein Werth. Nicht über den Krieg selbst erfahren wir Neues, aber wir erhalten einen unmittelbaren Einblick in das Leben der Armee, mit der Friedrich seine Schlachten schlug. Dominicus ist seinem Stande nach ein Kaufmann aus den Rheinlanden; 1750 tritt er in das preußische Heer; er macht dann den

Siebenjährigen Krieg mit bis zur Schlacht bei Maxen, wo er in österreichische Gefangenschaft geräth, aus der er erst durch den Friedensschluß wieder befreit wird. Er vertritt recht eigentlich den festen nationalen Kern des preußischen Militärs. Gewissenhaft zeichnet er auf, was ihm begegnet und was ihm erwähnenswerth scheint; mit der Feder ist er nicht allzu gewandt, aber wenn seiner Darstellung der Farbenreiz fehlt, so zieht sie gerade durch ihre Schlichtheit und durch ihre offenbare Wahrheitsliebe und Bescheidenheit uns an. Dominicus ist ein gewissenhafter und treuer Soldat, der auch im Unglück „Gott und dem Könige treu bleiben will". Freilich sucht man vergeblich bei ihm nach einer Begeisterung, ja auch nur Erwärmung für den großen König: von jener Stimmung, die uns aus den Gleim'schen Liedern so bekannt ist, finden wir in dem Tagebuche nichts. Dominicus thut voll seine Pflicht, er thut sie ohne Widerwillen, aber damit ist es auch genug. Manche Stellen des Tagebuchs sind auch sachlich von hohem Reize, so vor allem die Schilderungen der Schlachten bei Prag, Kunersdorf und Maxen, die uns diese Kämpfe einmal nicht von der hohen strategischen Warte des Militärs und Historikers, sondern von dem Standpunkte des gewöhnlichen Mitstreiters zeigen. Dazu kommt, daß Dominicus keineswegs blos Soldat ist, sondern zugleich auch eindrucksfähiger Tourist; überall, wohin er kommt, hat er für örtliche Merkwürdigkeiten, für Land und Leute, für Handel und Wandel ein offenes Auge, und seine Aufzeichnungen gewinnen dadurch noch mehr an culturhistorischem Werthe. Die Herausgabe ist sehr sorgsam und verdient volle Anerkennung. Kerler hat sich nicht begnügt mit einer zurechtweisenden Einleitung, sondern auch überall sehr reiche erklärende Anmerkungen, besonders vielfache Verweise auf die sonstige Literatur beigefügt. Das einzige, was wir ungern vermissen, ist ein Ortsregister, das vor allem für den touristisch-topographischen Theil sehr wünschenswerth gewesen wäre. Damit, daß der Herausgeber die krause und willkürliche Rechtschreibung des Dominicus beibehalten hat, können wir uns nicht einverstanden erklären: gewiß, daß dieselbe den, der in der Quellenliteratur der Fridericianischen Periode bewandert ist, nicht stört, aber ebenso gewiß, daß sie die „weitern Kreise", deren Aufmerksamkeit das Buch — und mit Recht — auf S. VI der Vorrede empfohlen wird, abschrecken muß: der Herausgeber hätte hier, wenn auch nicht modernisiren, so doch unificiren sollen im Sinne des am Ausgange des vorigen Jahrhunderts in den bessern Druckwerken geltenden Gebrauchs. Als Anhang beigegeben sind zehn gleichzeitige Kriegslieder, von denen namentlich das zweite, das die Form eines Gesprächs zwischen dem preußischen und dem französischen Könige hat und die Niederlage der Franzosen behandelt, recht hübsch ist.

4. Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024. Von L. O. Bröcker. Zweiter Band: Die Zeit von 882—1024. Braunschweig, Bruhn. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Anschauungen, die man gewöhnlich mit dem Begriffe eines „populären" Werks verbindet, treffen auf das vorliegende Buch durchaus zu. Der Verfasser bietet uns eine Geschichtserzählung, der man im einzelnen nur sehr wenig positive Unrichtigkeiten wird nachweisen können, von der man aber trotzdem nicht zu behaupten vermag, daß sie ganz auf der Höhe der modernen Historiographie stände. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als der Verfasser sich entschieden bemüht hat, auf die wirklichen Quellen zurückzugehen, und auch ab und zu einen Anlauf zu selbständiger Auffassung nimmt. Im ganzen aber hat doch seine Darstellung etwas ungemein Farbloses und Schablonenhaftes, wie dies eben ein Charakteristikum der „populären" Literatur ist; es fehlt an scharfer Einsicht dafür, worin man die wirklich treibenden Elemente der Entwickelung zu erblicken hat: ganz ebenso wie in den Geschichtswerken früherer Jahrzehnte malen sich hier die Verhältnisse des Mittelalters als eine gleichartige Masse ab ohne bestimmte Individualitäten, während man doch schon längst zu dem Bekenntnisse vorgedrungen ist, daß die Menschen des Mittelalters politisch ebenso scharf und accentuirt dachten und miteinander rangen, wie nur die Parteien unserer Zeit: eine Darlegung aber des Spiels und Gegenspiels der politischen, wirthschaftlichen und religiösen Interessen sucht man bei Bröcker vergebens. Auch im einzelnen ist es ihm nicht immer gelungen, die Gedanken der deutschen Herrscher und ihrer Gehülfen ausreichend zu vergegenwärtigen: beispielsweise von den phantastischen, aber großartigen Plänen der restitutio imperii Otto's III. führt er mehrere der bezeichnendsten Züge gar nicht an. Dagegen sei gern lobend hervorgehoben, daß sich Bröcker nicht auf die eigentlich politische Geschichte beschränkt, sondern überall die innere Entwickelung, vornehmlich die geistige, reichlich berücksichtigt; nur von den wirthschaftlichen Verhältnissen hätte ganz gut noch etwas mehr gesagt werden können. Auch die Neigung, in jener Epoche bereits mit specifisch modernen Begriffen zu operiren, macht sich diesmal weniger geltend als im ersten Bande, wenn sie freilich noch immer nicht ganz überwunden ist: beispielsweise die Parallelisirung der ottonischen Hofhistoriographie mit unserer officiösen Presse ist ebenso gesucht, wie verfehlt. In Summa, wenn man auch nicht behaupten kann, daß das vorliegende Buch einem „tiefgefühlten Bedürfnisse" abhilft, darf es doch solchen, die sich zuerst über deutsche mittelalterliche Geschichte unterrichten wollen, ohne Bedenken in die Hand gegeben werden; es empfiehlt sich auch besonders durch seinen billigen Preis.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Die „Russische Revue. Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands. Herausgegeben von R. Hammerschmidt“ (St. Petersburg, Schmitzdorff) hat in ihrem 19. Jahrgange (1890) redlich fortgefahren, in ihrer überwiegend etwas trockenen Weise eine reiche Fülle geordneten und meist amtlichen Materials zur geschichtlichen, geographischen und namentlich staatswirthschaftlichen Kenntniß Rußlands darzubieten. Aus letzterm seien erwähnt die Studie Dr. Joh. von Keußler's „Zur Reform des Steuerwesens in Rußland“ während des letzten Jahrzehnts, „Das neue Eisenbahntarifwesen in Rußland“, „Rußlands Stellung im internationalen Getreidehandel“, „Rußlands auswärtiger Handel im Jahre 1889“, die sehr dankenswerthe „Uebersicht über Finlands ökonomische Verhältnisse während der Jahre 1881—1885“, bearbeitet von Th. Pezold, und die mehrmals wiederkehrende, recht eingehende „Volks- und staatswirthschaftliche Rundschau über Rußland“, eine neue sehr löbliche Einrichtung der Zeitschrift, in der unter anderm auch die Arbeiterschutzgesetzgebung und das Sparkassenwesen Besprechung findet. In die Erd- und Völkerkunde schlagen die Arbeiten Prof. Wojeikow's „Ueber die Temperatur der Wintermonate und die Windstärke in Sibirien auf den Linien der beabsichtigten Eisenbahnen“, D. A. Anutschin's „Ueber die Aufgaben der russischen Ethnographie“ und die von Th. Pezold aus dem Rechenschaftsberichte der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft gezogene Skizzirung der „Wissenschaftlichen Expeditionen russischer Naturforscher und Ethnologen im Jahre 1889“. Zur Geschichte Rußlands bringt F. Haller einen Beitrag durch seine auf des französischen Gesandten Camprédon Berichte gestützte Untersuchung der Thronbesteigung Katharina's I., die Hermann's auf Bassewitz' und Le Fort's Papieren beruhende Darstellung gegen Ssolowjew im wesentlichen bestätigt, aber zu vervollständigen vermag, und Prof. A. Brückner bezeichnet auf Grund des kürzlich erschienenen siebzigsten Bandes des Magazins der K. R. Historischen Gesellschaft die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich von 1800 bis 1802. Endlich führt in einem Aufsatze J. Norden seine russische „Kunstchronik“ weiter fort.

— Die rühmlichst bekannte gemeinverständliche Zusammenfassung des heutigen Wissens über „Assyrien und Babylonien“ im gleichnamigen Buche des bonner Professors Franz Kaulen (Freiburg i. Br., Herder), die zuletzt vor fünf Jahren in ihrer dritten Auflage in d. Bl. besprochen worden, bietet sich jetzt in der vierten Auflage in gleicher Ausstattung dar mit Titelbild, 87 Textholzschnitten, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und 2 Karten, aber vollständig durchgesehen und nach den neuesten Ergebnissen der Forschung verbessert und bereichert. Bei den historischen Texten sind jetzt die Uebersetzungen aus Schrader's seit 1889 erscheinender „Keilinschriftlicher Bibliothek“ gegeben, jedoch stilistisch abgerundet, weil es den Verfassern dort nur um eine philologisch genaue Uebertragung zu thun war. So ist das gute Buch wohl ausgerüstet, aufs neue die uralten Culturstätten uns vorzuführen, und der billige Preis von 4 M. wird ihm den Erfolg sichern.

— Wir machen aufmerksam auf eine ausgezeichnete Rectoratsrede, welche der Professor Dr. Bernhard ten Brink in Straßburg gehalten hat: „Ueber die Aufgabe der Literaturgeschichte“ (Straßburg, Heitz u. Mündel, 1891). Wenn der Berichterstatter sehr oft in der Lage ist, aus vielen Worten die wirklichen Gedanken mühsam herauszusuchen, so muß er hier umgekehrt sagen: man bemerkt die Worte nicht vor lauter guten Gedanken. Einen förmlichen Abriß vom Gedankengange des Verfassers in der uns hier gebotenen Kürze zu geben, ist unmöglich; wir müssen uns begnügen, einige der leitenden Gesichtspunkte herauszugreifen und im übrigen zu eigenem Studium der Broschüre aufzufordern. Ten Brink sieht die Hauptaufgabe der Literaturgeschichte darin, die literarische gesammte Ueberlieferung zu corrigiren. Sie lehrt uns, die Gestalten der Vergangenheit in ihrer wahren Größe annähernd zu ermessen und erleichtert uns den Zugang zum eigentlich Wichtigen und dauernd Werthvollen in der Literatur. Dies Ziel kann sie nur erreichen auf Grund einer ebenso sprachlichen wie ästhetischen Bildung. Wir sollen uns in das Ererbte versenken, und zugleich sorgen, daß wir uns nicht darin verlieren. Nur selten sehen wir die Dichtung nach Inhalt, Composition und Ausdruck gleichmäßig sich aufschwingen. Wenn unter den geistigen Hochgipfeln der Menschheit den jüngern ein Vorzug vor den ältern zuerkannt werden soll, so kann dieser nur gesucht werden in dem größern Ideenreichthume, der sich auf einem gleich großen Raume zusammendrängt. Die Frage, ob tragisch oder komisch, ob idyllisch, elegisch oder satirisch, wird sofort bei der Conception des geistigen Inhalts entschieden; damit ergibt sich sofort auch eine Reihe von Bestimmungen, welche durch das ganze Geflecht der Darstellung bis in den sprachlichen und metrischen Ausdruck hineinreichen. Die Conception des geistigen Inhalts ist ein durchaus schöpferischer Act; die Freiheit aber des Dichters äußert sich wesentlich nur insofern, als er dieser neuen Schöpfung Grenzen zu setzen vermag. Das Wichtigste in der Poesie bleibt die Auswahl der Vorstellungen, sowie deren Abfolge und die Art ihrer Verknüpfung. Goethe ist unter den Deutschen der Meister der Lautsymbolik, denn jedes Wort hat bei ihm außer seinem Vorstellungswerthe auch seinen — freilich unbestimmbaren — Gefühlswerth.

Bibliographie.

Heiberg, H., Ein Mann. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Kingsley, Ch., Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie. Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Lettow-Vorbeck, O. v., Der Krieg von 1806 und 1807. 1. Bd.: Jena und Auerstedt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Liptay, Dr. A., Eine Gemeinsprache der Kulturvölker. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Moleschott, Sophie, Elsa. Ein Kinderleben. Muttertrost. Gießen, Roth. 16. 1 M. 20 Pf.

Otto, H. W., Artisten-Lexikon. Biographische Notizen über berühmte Kunstreiter, Dompteure, Gymnastiker, Acrobaten, Clowns etc. aller Länder und Zeiten. Düsseldorf, C. Krauss. 12. 5 M.

Reid, C., Ein Marienkind. Aus dem Englischen von H. Bartol. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 8. 2 M. 60 Pf.

Rhein, D., Das Narrenfest im Olymp. Festspiel. Chemnitz. 8. 50 Pf.

Schaller, A., Aus der Stille für die Stille. Gedichte. Straßburg i. E., Heitz. 1890. 8. 80 Pf.

Schoen, S., Tolstoi und die Aerzte. Wien, W. Altmann. Gr. 8. 50 Pf.

Sembrzycki, J., Die Reise des Vergerius nach Polen 1556—1557, sein Freundeskreis und seine königsberger Flugschriften aus dieser Zeit. Ein Beitrag zur polnischen und ostpreussischen Reformations- und Literaturgeschichte. Königsberg i. Pr., Beyer. 1890. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Steinberg, S., Im Heimatshafen oder eine Lebensrettung. Erzählung aus dem Leben. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt. 1890. Gr. 8. 1 M.

Drei Tage aus dem Soldatenleben. Lustspiel von M. v. F. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Tambour, R., Nubiamus. (Es wird geheirathet!) Eine römische Komödie. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. 8. 1 M. 50 Pf.

Tolstoj, Graf L. N., Meine Beichte. Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2. Auflage übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1890. 8. 1 M.

Bug, O., Schlesische Heidenschanzen, ihre Erbauer und die Handelsstraßen der Alten. Ein Beitrag zur deutschen Vorgeschichte. 2 Bde. Grottkau. 1890. Gr. 8. 10 M.

Weingärtner, J., Erzählungen aus Westfalen. I. Land und Leute an der westfälisch-holländischen Gränze. II. Ut Münsters olle Tied. Münster i. W., H. Schöningh. 1890. 12. 1 M. 20 Pf.

Westarp, Graf v., Geschichte des Feld-Artillerie-Regiments von Peucker (Schlesischen) Nr. 6. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. 1890. Gr. 8. 8 M.

Wisliceuus, G., Ergebnisse der Internationalen Marine-Conferenz zu Washington und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen. Eine kritische Studie. Mit 3 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eine Gemeinsprache der Kulturvölker.

Von

Dr. Alberto Liptay.

8. Geh. 4 M.

Ein Vorschlag zur Erlangung einer zweckmäßigen, leicht erlernbaren Weltsprache, welche von allen Kulturvölkern verstanden werden kann. Der berühmte Linguist Prof. Dr. Max Müller in Oxford hat die Widmung des Werks angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt", die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber Religion und Schicksal. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Aphorismen zur Lebensweisheit. Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena". Zwei Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften. — Separatausgabe aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung". 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Diese handlichen, mit Einleitungen von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehenen Separatausgaben sind bestimmt, besonders interessante, allgemein verständliche Schriften aus Schopenhauer's Werken weitern Kreisen des Publikums zugängig zu machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Iris.

Erzählungen und Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 4. —.

Lustspiele.

I. Ein Hofstaat. — II. Ein Volksfest am Aetna. — III. Der Magier. — IV. Willy. — V. Menschen und Affen. Modernes Satyrspiel.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 4. —.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zehnter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen. Von Adolf Beer. — Die Strategie Friedrich's des Großen in den Feldzügen von 1756 und 1757. Von Georg Winter. — Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrich's des Großen. Von H. Fechner. — Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow. Von Arthur Kleinschmidt. — Aus dem Leben eines Professors der Medicin im 15. Jahrhundert. Von Alfons Huber.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der **Cacaobohnen** und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der **Chocoladen** und **Cacaos** von **Hartwig & Vogel**, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1891. Nr. 1.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 26. März 1891.

Inhalt: Neue Schriften zu „Rembrandt als Erzieher". Von A. Hermann. — Unterhaltendes und Belehrendes. Von Hans von Basedow. — Neue Lyrik. Von Eduard Haug. — Dr. Karl Peters' Reisewerk. Von Friedrich Bienemann. — England im Reformationszeitalter. Von Julius Deckel. — Philosophisches. Von Bernhard Münz. — Shakespeare als Romanheld. Von Ludwig Fränkel. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Schriften zu „Rembrandt als Erzieher".

1. Ein ernstes Wort über „Rembrandt als Erzieher" von Heinrich Pudor. Göttingen, Dieterich 1890. Gr. 8. 80 Pf.
2. Rembrandt und Bismarck. Von Max Bewer. Dresden, Druckerei Glöß. 1891. Gr. 8. 1 M.
3. Est Est Est. Randbemerkungen zu „Rembrandt als Erzieher" von einem niederdeutschen Bauern. Dritte Auflage. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 75 Pf.
4. Der heimliche Kaiser oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchenkaffee. Unheimliches Geheimniß „Rembrandt des Erziehers" enthüllt von einem begeisterten Zögling. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 40 Pf.

Allem Anscheine nach will sich die Anzahl der Schriften, die für oder wider das Aufsehen erregende Buch „Rembrandt als Erzieher", von dem heute schon 33 Auflagen vorliegen, das Wort ergreifen, zu einer wahren Hochflut gestalten. Leider aber haben unseres Erachtens weder die begeisterten Anhänger des Buches, noch seine Gegner in ihren Schriften etwas zu Tage gefördert, was für die Klärung der vom anonymen Verfasser in Fluß gebrachten Fragen über den Werth und Unwerth unserer gegenwärtigen Cultur und über die Aussichten für unsere Zukunft irgendwie erheblichen Gewinn abwerfen könnte. Während die Gegner ihre Angriffe durchweg nur gegen einzelne schwache Ausführungen des Buches richten und seine zahlreichen Dunkelheiten und Uebertreibungen dem Fluche der Lächerlichkeit preisgeben, begnügen sich die Verehrer des Rembrandtmannes meist damit, seine Behauptungen als wahre Orakelsprüche hinzustellen und seinen tollsten Kreuz- und Quersprüngen unabläßig Beifall zu klatschen.

Letzteres geschieht in ausgiebigster Weise in Pudor's „Ernstem Worte" (Nr. 1). Wir können indessen nicht finden, daß dabei irgend welcher Nutzen herausspringe. Pudor begnügt sich der Hauptsache nach damit, zum Beweise der Vortrefflichkeit der von dem Rembrandtmanne vorgebrachten Behauptungen dessen Worte anzuführen oder sie durch eigene Ausführungen nach dem Muster des Originals zu umschreiben. Selbständig bei Pudor ist der nicht uninteressante Hinweis darauf, daß die Forderung nach völliger Freiheit der Individualität schon längst vor „Rembrandt als Erzieher", im Jahre 1856, in einer französischen Zeitschrift: „Le Réalisme", aufgestellt worden ist, und die daran passend angeknüpfte Bemerkung Helferich's, daß bereits unter unsern modernsten Naturalisten sich einige finden, welche in ihren Werken ihrer Subjectivität bereits wieder ziemlichen Raum gewähren. Selbständig und vernünftig scheint es mir ferner zu sein, daß Pudor gegen den Wunsch des anonymen Verfassers, daß Deutschland sich verholländern möge, Widerspruch erhebt; recht lächerlich aber will es uns vorkommen, wenn er an die Stelle Hollands Thüringen gesetzt wissen will, weil dort die Decentralisation thatsächlich am größten sei. Pudor's Ausführung zur Begründung dieses Wunsches, dem z. B. ein Schwabe mit demselben Rechte mit dem Wunsche, daß ganz Deutschland schwäbisch werden möge, entgegentreten könnte, ist, gelinde ausgedrückt, kindlich und in allen Stücken nach dem Recepte seines Vorbildes angelegt, das er im übrigen durch Maßlosigkeiten zu überbieten sucht. Maßlos nennen wir es z. B., wenn Pudor gleich zu Anfang seiner Broschüre in hochtrabenden Worten dem „Rembrandtbuche" die gleiche Bedeutung für unsere Zeit einräumte, welche Kant's „Kritik der reinen Vernunft" für das 18. Jahrhundert gehabt hat. „Das Werk umfaßt in der dreizehnten Auflage 330 Seiten", orakelt er dann (S. 2) weiter:

> Die Seiten sind groß und die Lettern sind eng gedruckt. Aber es ist eitel Gold, was wir da finden. Es sind goldene Worte, die wir da lesen. Es ist eine heilige Weisheit, die der Mann da predigt. Und in diesem Sinne könnte man das Buch wohl eine neue heilige Schrift nennen. Sie sollte wenigstens den Deutschen heilig sein.

Der Vergleich mit der Bibel ist mehr als maßlos, nichtsnutzige Phrase, der vollständige Unsinn, an dem es auch sonst in Pudor's Schrift nicht fehlt. Wir rechnen dazu z. B. die Behauptung auf S. 13, daß die Zahl der Geburten sinkt, die für einige Länder romanischer Zunge gelten mag, für Deutschland aber, wie erst die letzte Volkszählung wieder bewiesen hat, und überhaupt allgemein aufgestellt, gar nicht zutrifft; ferner die famose Rembrandtiade auf S. 21, daß eine Gemäldegalerie ein „Farbentopf" und ein Museum „eine Rumpelkammer" sei, und der kühne Ausspruch auf S. 27, daß Kant's Philosophie „zersetzend auf das ganze Zeitalter gewirkt habe, das ihm folgte". Auch dürfte es Pudor schwer fallen, den Beweis für die Richtigkeit folgender Aufstellungen zu erbringen:

Zola selbst hat uns noch keine Poesie gegeben. (S. 5.) Menzel malte eine Maschinenhalle nach technisch-wissenschaftlichen Grundsätzen. Wildenbruch dichtet nach historisch-wissenschaftlichen Grundsätzen. Brahms componirt nach mathematisch-contrapunktisch-wissenschaftlichen Grundsätzen. (S. 20.) Böcklin, Uhde, Liebermann und Ibsen sind die einzigen (unter den Künstlern unserer Tage), welche Charakter zeigen und darum Ehre haben. (S. 15.)

Pudor ruft begeistert von „Rembrandt als Erzieher" aus: „Endlich wieder einmal ein Buch, das die Druckerschwärze werth ist." Wir wissen nicht, ob jemand den Muth haben würde, diese Behauptung auf Pudor's Schrift anzuwenden.

Auch die Schrift Max Bewer's „Rembrandt und Bismarck" (Nr. 2) leidet an ähnlichen Uebertreibungen. Sie zerfällt in zwei Theile, die nur lose miteinander zusammenhängen. Im ersten finden wir eine gute und treffende Würdigung des Fürsten Bismarck, bei der wir nur bedauern müssen, daß die gerechte Begeisterung für unsern großen und unersetzlichen Staatsmann den Verfasser zu Ausdrücken und Wendungen gegen dessen Gegner fortreißt, die zum mindesten höchst geschmacklos erscheinen. Wenn er jedoch im zweiten Abschnitte, der sich im wesentlichen mit der Person des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher" beschäftigt und dessen Widersachern eine vielfach nicht unverdiente Abfertigung zutheil werden läßt, seiner Verehrung für den großen Unbekannten Ausdruck verleiht, so geschieht dies in so überschwenglichen Worten und Wendungen, daß ihm ein leidlich vernünftiger Leser nicht mehr zu folgen vermag. Wir wenigstens wissen mit so tiefsinnigen Aeußerungen sehr wenig anzufangen: „Wenn man Jean Paul durch Moltke dividirt, so erhält man — Bismarck." (S. 40.) Sehr viel oder sehr wenig, wie man es nehmen will, ist jedenfalls auch mit folgendem Satze gesagt: „Zahllose Gedanken des Rembrandtbuches sind unausdenkbar." Bewer geht soweit, den Rembrandtverfasser für „den klarsten Kopf" zu erklären, „der augenblicklich in Deutschland denkt" (S. 45), und das Erscheinen seines Buchs als ein Ereigniß von gleicher Wichtigkeit hinzustellen, wie es die Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinem Amte war. Das Buch sei „eine großartige, ahnungsvolle, von einer mystischen Hand componirte Ouverture nicht nur zu Bismarck's Sturz, sondern zu einer neuen großen Epoche deutschen Seelenlebens". (S. 39.) Auch Bewer prophezeit ein neues Zeitalter der Kunst, in dem Realismus und Idealismus sich zur Einheit verschmelzen werden, wie das bereits beim Rembrandtdeutschen der Fall sei, der höher als Schiller fliege, indem er „aus der Höhe seines Geistes wieder an Schiller vorbei zur Erde zurückfliege". (S. 66.) Was wol der also Gefeierte zu solcher Verhimmelung sagen mag? Vermuthlich denkt er: Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Gegnern will ich schon selbst fertig werden. Denn diese sind schon deshalb nicht sehr gefährlich, weil sie sich, wie bereits bemerkt wurde, nur an Einzelheiten halten, den Kern aber unberührt lassen.

Man kann daher z. B. „Est Est Est. Randbemerkungen eines niederdeutschen Bauern" (Nr. 3), die den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes vertreten, in den meisten Punkten beipflichten und doch bei der Ansicht verharren, daß der Angegriffene von den Streichen des Bauern kaum berührt wird. Der Bauer hält „jedes Unternehmen für verdienstlich, welches den Zweck hat, dem deutschen Volke zu zeigen, daß es kein so heruntergekommenes Volk ist, wie «Rembrandt» behauptet" (S. 7), aber statt selbst diesen Beweis zu erbringen, verfängt er sich zunächst in einer breiten Polemik gegen die von seinem Gegner ausgesprochene Anerkennung der durch Uhde und Böcklin vertretenen modernen Kunst, für die der Bauer sehr wenig Verständniß zu besitzen scheint. Aber selbst wenn wir zugeben wollen, daß seine Verurtheilung der neuesten Kunstbewegung das Richtige treffe, so vermöchten wir nicht zuzugeben, daß damit etwa Bemerkenswerthes gegen „Rembrandt" gesagt sei, der ja nur deshalb für Uhde und die Freilichtmalerei eintritt, weil er an ihnen den Versuch, selbständig und originell zu sein, anerkennt und seine Forderung nach freier Bethätigung der Individualität von ihnen erfüllt sieht. Ebenso macht der Bauer entschieden Front gegen Rembrandt's Bewunderung des niederdeutschen Elementes. Wir stimmen ihm in diesem Punkte vollständig zu und halten mit ihm diese Einseitigkeit für eine Hauptschwäche des Buches, müssen indessen auch hier wieder hervorheben, daß durch ihre Betonung noch lange nicht bewiesen wird, daß „Rembrandt" mit seiner strengen Kritik unserer heutigen Cultur unrecht hat. Nach wie vor geben wir ihm in seinem Kampfe gegen das zu weit getriebene Specialisiren in der Wissenschaft, gegen den Gelehrtendünkel, gegen den falschen Historicismus, gegen das Streberthum u. s. w. recht und erklären, daß wer „Rembrandt" widerlegen will, vor allen Dingen nachweisen muß, wie das „Höllenbrueghel", freilich in höchst verkehrter Weise, versucht hat, daß unsere Zustände befriedigend sind! Diesen Nachweis hat der „Bauer" nicht erbracht, seine Schrift verfehlt also ihren Zweck, nachdem bereits Nautilus und zahlreiche andere Kritiker zur Genüge dargethan haben, daß sich im Einzelnen eine Menge Irrthümer im Rembrandtbuche umhertummeln und daß die dort einge-

schlagene Mode der Darlegung in logischer Hinsicht sehr bedenklich erscheint.

Aus diesem Grunde kommt uns auch die Parodie vom „Heimlichen Kaiser“ (Nr. 4) ziemlich überflüssig vor, obwol wir zugeben müssen, daß sie nicht unwitzig geschrieben ist und daß sie die Schwächen der Gegner mit großer Sicherheit aufspürt. Das zeigt gleich die Wahl des Titels, welcher an die unklarste und dunkelste Partie des Buches, an die Stelle vom „heimlichen Kaiser“ anknüpft und den Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ ironisch als den „heimlichen Kaiser“ bezeichnet. Daran schließt sich die gleichfalls ironisch gemeinte Aufforderung, daß dieser aus seiner Namenlosigkeit heraustreten möge, ein Wunsch, dem wir uns allen Ernstes und um so dringender anschließen, als sein Name längst kein Geheimniß mehr ist.

A. Hermann.

Unterhaltendes und Belehrendes.

1. Wort und Ton. Bild aus dem Künstlerleben von Oskar Daehnert. Leipzig, A. Möller. 1890. 8. 60 Pf.
2. Ein Traum im Atelier von Karl Lang. Mit Abbildungen von A. R. Grünewald. München, Th. Ackermann. 1891. Lex.-8. 2 M.
3. Seifenblasen. Moderne Märchen von Kurd Laßwitz. Hamburg, Voß. 1890. 8. 3 M.
4. Die Schutzengel. Roman aus der Gegenwart und Zukunft in drei Büchern von Meta von Salis-Marschlins. Erster und zweiter Band. München, Merhoff. 1890—91. 8. 6 M.

Unterhaltendes und Belehrendes — der Titel hinkt eigentlich ein wenig. Belehrend sind nur zwei Bücher, und unterhaltend auch nur zwei, und zwar eben die belehrenden. Eins ist noch zu unfertig, um sich einem der beiden Schlagwörter zu fügen, und eins kommt eigentlich gar nicht in Betracht. Aber ich setze den Titel hin — warum soll's denn einem Titel nicht auch einmal so gehen, wie einem Vergleiche? Lassen wir ihn also hinken.

„Wort und Ton“ (Nr. 1), das kleine Bild aus dem Künstlerleben von Oskar Daehnert tritt in bescheidenem Gewande und schmalem Umfange auf. Das Werkchen scheint sich jener Kunstgattung anreihen zu wollen, die neuerdings plötzlich, gleichsam als Reaction auf den Naturalismus, unter dem Namen Symbolismus auftauchte. Der Schluß deutet handgreiflich darauf hin:

Frau Parker hatte in den letzten Tagen einst scherzend geäußert, daß man wol nicht fehlgehe, das liebende Paar Wort und Ton zu nennen. Diese Bemerkung kam ihm jetzt wieder in den Sinn, nur daß er ihr unter den nunmehrigen Verhältnissen eine weit ernstere und tiefere Bedeutung beilegte. Wort und Ton sehnen sich nacheinander, dünken vereinzelt sich einsam und unvollkommen, klagen und härmen sich, bis sie Berührung und Zusammensein, Verschmelzung und Ergänzung gefunden haben, bis sie eins geworden sind in vollströmender Harmonie, unlöslich und untrennbar verbunden im — Lied. Da ward er ruhig in der hoffnungsfrohen Gewißheit, daß auch der Geliebten und ihm dieses sehnende Verlangen unauslöschlich und unwandelbar verbleiben und daß auch für sie der Schöpfer aller Schöpfer einst die große Harmonie der Liebe schaffen werde, in der ihr Sehnen Ruhe finden, Seufzen in Jubel ausklingen und die Kraft der Seele erstarken könne in endloser Steigerung.

Ich habe den ganzen Passus hergesetzt, weil er mir charakteristisch erscheint nicht nur für den hier zu behandelnden Autor, sondern auch für einen nicht geringen Seitenzweig des Symbolismus, allerdings für jenen Seitenzweig, für dessen Verständniß der Jetztzeit das Organ zumeist fehlt. Anders ist's mit jenem individuellen Symbolismus, der in der Literatur zu entstehen beginnt — doch über denselben mich auszusprechen ist hier nicht der Platz. Eine nothwendige Begleiterscheinung der symbolistischen Anlage des ganzen Büchleins ist der Schwulst in der Sprache und Empfindung. Leidenschaft soll toben, aber sie soll sich nicht in kindlichen Kraftworten austoben, wie dies hier der Fall, sondern im kräftig pulsirenden Lebensdrange. Aber dieser Schwulst ist nur ein Ueberschwang der Gefühle, ein jugendliches Zuviel eines entschieden begabten Dichters, der ein feines Verständniß für das eigentliche Wesen der Kunst hat und in seiner symbolistischen Manier „Wort und Ton“ recht hübsch analysirt. Trotz seiner, den Anfänger verrathenden Technik möchte ich das Büchlein empfehlen, hauptsächlich im Interesse des Verfassers, dem ich, zur kraftvollern und reinern Ausgestaltung seines Talentes, Aufmunterung und Theilnahme wünsche.

„Ein Traum im Atelier“ von Karl Lang (Nr. 2) gehört zu den Büchern, über die man füglich zur Tagesordnung übergehen kann. Das ist eine Ausgeburt des crassesten Dilettantismus ohne Geist und — trotz der eingestreuten Gedichte ohne Poesie. Aber man dürfte mit dem Werke nicht so scharf ins Zeug gehen, weil es Gelegenheitsdichtung, wie unzweifelhaft aus dem Nachwort an die Leserin hervorgeht, wenn man sich nicht sagen müßte, daß Gelegenheitswerke, wenn sie an die Oeffentlichkeit treten, eben keine Gelegenheitswerke sind, sondern dem Publikum unterbreitete Kunstwerke sein sollen. Ein junger Mann liebt ein Mädchen, das einen andern heirathet, worauf er Mönch wird. Das ist der Umstand, zu dessen Erzählung folgender Apparat in Bewegung gesetzt wird. Lustige Freunde treffen sich bei einer Maibowle in einem Atelier in München, als sie sich trennen, bleibt der eine, infolge allzu reichlichen Bowlengenusses, im Atelier zurück. Als er so im Bette liegt, beginnen sich Säbel, Ritterstiefeln, die Logik und die Gliederpuppe an zu unterhalten, schließlich beginnt der Barometer seine Biographie zu erzählen, die dem Barometer insofern alle Ehre macht, als sie nebelig, wässerig und windig geschrieben (sollte das etwa seine naturalistische Charakterisirung des Verfassers sein?) — wie er in Augsburg geschaffen, dann

nach München gekommen, wie endlich nach Ettal, wo er zu jenem Mönche gelangt, der in Versen sein oben geschildertes Pech besingt. Und wie besingt es der biedere Mönch! Mit Zorn ruft er den Vettern und Basen entgegen:

Ich will an der Scholle nicht pappen,
Zum Kukuk mit Würden und Stand,
Vagare führ' ich im Wappen,
Zur Heerstraß' hab' ich mich bekannt.

Aber nicht nur so grobe, nein er schreibt auch zartere Verse wie „Scheiden und Meiden", wohinter er in Klammern, damit man es ja auch weiß, was für ein gelehrter Herr er ist, Modus phrygius setzt:

Ich lass' zurück
Lieb', Freud' und Glück
Und wandre fort,
Bis Stellung ich errungen —
An fremden Ort;
Dann kehrt, wenn mir's gelungen,
Zu dir die Fahrt.
Ach Scheiden und Meiden, du Wort so hart!

Er will ja nicht immer wegbleiben:

Geht dann der Herbst zum Teufel,
Die Kleidung aus dem Leim,
So kehren ohne Zweifel
Die Schüler wieder heim.

Aber als er heimkehrte, wurde sie gerade getraut — das war zwar nun Pech, aber wenn man solche Verse macht, kann man sich schließlich nicht darüber wundern. Er wundert sich denn auch nicht, sondern geht ins Kloster Ettal, dichtet dort weiter und steckt seine Gedichte in den Quecksilberkasten des Barometers, der sie, oder vielmehr die sie — denn der Barometer rechnet sich zum weiblichen Geschlecht — auf diese Weise kennen lernt. Genug. Noch ein paar Worte über die Bilder. Grünewald führt einen flotten Stift und hat Geschmack und Stimmung. Schade, daß er sein Talent nicht einem bessern Werke angepaßt. Wenn ich mich hier so scharf über Lang, der übrigens treffliche wissenschaftliche Werke geliefert, aussprach, so geschah es, weil man ein großer Gelehrter und doch ein Dilettant der Poesie sein kann, und es Pflicht eines Kritikers ist, dem Dilettantismus rücksichtslos entgegenzutreten.

Kurd Laßwitz' „Seifenblasen" (Nr. 3) sind ein prächtiges Buch von weit größerem Gehalt, als der Titel vermuthen läßt: das Werk eines tüchtigen Philosophen, und noch dazu eines dichterisch veranlagten Philosophen. Es ist zweifellos eine gute Idee, über Menschheitsfragen, über Philosophismen in der ansprechenden, gemüthreichen Form von Märchen zu plaudern, wenn dies mit wissenschaftlichem Ernste geschieht; doppelt gut ist die Idee in unserer Zeit, die ja allenthalben der Pedanterie und dem Gelehrtendünkel, dem es unmöglich, seine Entdeckungen und Gedanken in klare, allgemein verständliche Form zu bringen, Opposition macht. Ich kenne nur noch ein Buch, das aus demselben Gefühl herausgeboren ist: Max Haushofer's „Geschichten aus Diesseits und Jenseits". Abgesehen jetzt davon, daß Haushofer eine viel tiefere Natur, ein ungleich größerer Dichter denn Laßwitz, sind die beiden Autoren schroffe Gegensätze. Wo Haushofer tief, grüblerisch, mystisch, scherzt Laßwitz heiter. Während sich Haushofer in die Fragekluft stürzt, um sie völlig zu erkennen, tändelt Laßwitz darüber hinweg. Beide aber sehen die Kluft, beide ergründen ihre Wesenheit. Laßwitz steht in seiner philosophischen Anschauung auf durchaus modernem, wenn auch vielleicht etwas einseitigem und, was die umfassende Größe betrifft, beschränktem Standpunkte — er hat, meine ich, zu viel System in sich aufgenommen, das einer Richtung oder Schule angehört, um dem vielseitigen Strome der Weltanschauungen völlig gerecht werden zu können. Laßwitz steht auf völlig modernem Standpunkte, ich wiederhole es; aber Laßwitz ist dabei kein moderner Mensch, kein moderner Menschheits-Philosoph, wie Friedrich Nietzsche etwa; seine Grundlage ist die modern-naturwissenschaftliche, aber nicht die modern-ideelle. So viel im Allgemeinen. Der Schluß des Prologs gibt ein Beispiel für die Formbegabung Laßwitz', wie er auch den Inhalt des Buchs gut kennzeichnet:

Im Spiele darf das Wunder sich begeben,
Denn nur die Wirklichkeit ist rauh und scharf.
So spielen wir! Und was im ernsten Leben
Mit Recht der kritische Verstand verwarf,
Die freie Laune wagt's emporzuheben,
Weil sie der eignen Thaten spotten darf.
Ein Kind der Stunde, lächelnd aufgestiegen,
Läßt sie die Seifenbälle sorglos fliegen.

Schwebt hin und schillert! — Ob das Spiel euch tauge?
Ein rauher Griff, die Farbenhülle bricht
Und in der Hand bleibt nur ein Tröpfchen Lauge —
Vielleicht gerieth die ganze Mischung nicht.
Doch grüßt euch liebevoll ein Freundesauge,
Vor dem ihr schimmern dürft im Sonnenlicht,
Und bleibt es nur ein Veilchen euch gewogen,
So seid ihr nicht umsonst hinausgezogen.

In diesen Versen sagt Laßwitz, was er mit seinem Buche will. Der Grundzug des größten Theils der „modernen Märchen" ist ein satirischer. In der Satire ist Laßwitz in seinem Fahrwasser — da deckt sich Form und Inhalt, während das bei Stimmungsbildern wie „Stäubchen" und „Tröpfchen" nicht immer der Fall ist. Diese leiden an Längen, die, in wirkliche Poesie hineingesprengt, entnüchternd wirken — und doch sind gerade sie es, die es mir aufzwingen, zu sagen: Laßwitz ist ein Dichter, während „Psychotomie" „Mirax" „Aladdin's Wunderlampe" den Humoristen, „Musen und Weihe" sowie „Selbstbiographische Studien" den Satiriker offenbaren. Um auch den Prosaiker Laßwitz zu charakterisiren, setze ich einige Stellen aus letztgenannten „Prolegomena zur Einleitung in den Versuch jeder Selbstbiographie" her:

Gründlichkeit ist die Toilette des Gelehrten. Ohne dieselbe vor das Publikum zu treten, wird er nie wagen. — Die historische Methode für Autobiographien ist die gebräuchlichste. Man erzählt, ebenso wie es in den Annalen der Weltgeschichte geschieht, einiges, was man weiß, vieles was man sich denkt, und alles, von dem

man wünscht, daß die Nachwelt es glauben möchte. Es genügt jedoch nicht, etwa die Zeit des eigenen Lebens, an welche man sich erinnert oder über welche man Urkunden besitzt, dem Leser vorzuführen. Der ernste Autor geht tiefer. Er beginnt vor seiner Geburt, meistens schon vor der Geburt seiner Aeltern, und in günstigen Fällen vor der Geburt seiner sämmtlichen Vorfahren. Indem man nämlich sich selbst als Erzeugniß einer biologischen Entwickelung auffaßt, wird man seine persönlichen Eigenschaften aus denjenigen seiner Vorältern zu erkennen vermögen, und dies um so besser, je weniger man von seinen Vorfahren weiß. . . .

Ich kann nur wiederholen: ein sehr gutes Buch, dem ich viele Leser wünsche, nicht nur im Interesse des Buchs, sondern vorzüglich im Interesse der Leser.

Ein nicht leicht zu kritisirendes Buch sind „Die Schutzengel" von M. von Salis-Marschlins (Nr. 4). Es kommt eben darauf an, welchen Standpunkt man diesem „Romane" gegenüber einnimmt. Das Buch ist sehr gut und sehr schlecht — beide Urtheile sind berechtigt. Sehr gut wegen der sittlichen, edlen Idee, die um jeden Preis vertheidigt wird; sehr schlecht, weil es eben kein Roman ist und in seiner furchtbaren Breite und ermüdenden Weitschweifigkeit, sieht man es nur als Roman an, nach den ersten zwanzig Seiten zum endgültigen Schließen veranlaßt. Ich stehe auf dem erstern Standpunkte: das Buch ist gut, ohne dabei zu übersehen, daß der letztere ebenso viel Berechtigung hat. Ich will, zur Begründung, etwas näher auf das Werk eingehen.

Es sind keine Menschen, die Meta von Salis-Marschlins schildert, es sind verkörperte Tendenzen, deren Körper aber weder nach physiologischen, noch psychologischen Gesetzen aufgebaut sind. Die Verfasserin hat ihre Tendenzen scharf ausprägende Charakterzüge, oder richtiger Charaktereigenheiten herausgesucht und hat sie nur so hingestellt, wie sie waren, ohne zu versuchen, sie untereinander zu verbinden oder zu begründen. Diese Menschen existiren nicht, und trotzdem glaube ich, daß die Verfasserin sie gesehen hat, auch so gesehen hat, wie sie dieselben schildert — sie hat aber vergessen, daß eine Momentaufnahme eben auch nur bezeichnend für einen Moment ist, zudem diese Momente auch nur Ergebnisse einer Entwickelungsreihe sind. Zudem ist Wahrheit in der Natur und Wahrheit in der Kunst ein Unterschied. In der Kunst heißt's: die Wahrheit begründen, da darf man sich nicht mit den Thatsachen begnügen, man muß die Thatsachen entwickeln; da darf man nicht den Menschen hinstellen, so wie man ihn beobachtet, man muß ihn auch glaublich gestalten. Die Verfasserin hat dies alles unterlassen, ich gebe auch zu mit Fug und Recht — von ihrem Standpunkte aus. Sie wollte ihre Ideen und Tendenzen eben möglichst scharf ausprägen, wollte keinen eigentlichen Roman schreiben, sondern wollte ihre Anschauungen, die Ergebnisse ihrer Studien, ihre reformatorischen Pläne in möglichst plastischer, eindringlicher Form darlegen. Aber da thut sich eine Kluft auf: je größer der Ideengehalt, je klarer und vollendeter sollte auch die Form sein, da sonst die Größe der Ideen erdrückend wirkt und in keinem Verhältnisse zu dem Uebrigen steht. Man kommt so auf eine Tendenzschrift, deren künstlerisches Berechtigt- oder Nichtberechtigtsein ich hier nicht untersuchen will. Ich will hier über das, was in den Fähigkeiten der Verfasserin entschieden nicht liegt, auch nicht weiter richten, ich will nur das hervorheben, was sie zu vertheidigen befähigt ist: ihre humanen edlen Bestrebungen auf dem Gebiete der Besserstellung der Frau, überhaupt eines geläuterten Menschenthums.

Ich halte den Roman für außerordentlich persönlich, insofern als Fräulein Dr. Isa von Tiefensee eben Fräulein Dr. Meta von Salis-Marschlins ist, als die geschilderten Verhältnisse von der Verfasserin erlebt und durchlebt, zum mindesten aber scharf durchdacht sind; so betrachtet steht das Buch in einem ganz andern Lichte da, so werden die verkörperten Tendenzen zwingende Nothwendigkeit vom Ichstandpunkte der Verfasserin aus, die man auch völlig anerkennen muß, wenn man sich auf diesen Standpunkt versetzt. Isa von Tiefensee, Meta von Salis-Marschlins hat durchaus großgedachte, warmempfundene, edle Ideen und Pläne. Im Romane verwirklicht sich alles nach Wunsch — im Leben dürfte allerdings so manches anders werden, da treten Verhältnisse und Hemmungen ein, die sich eben nicht construiren lassen. Im Romane gibt es fast keine Hemmungen, und wo sie ja einmal auftauchen, werden sie spielend überwunden. Die Verfasserin wollte eben ihre Ideen im Romane prüfen und bewähren — das geht nun aber so nicht. Man muß hervorragender Beobachter des wirklichen Lebens sein, will man in einem Romane die Richtigkeit einer Idee erweisen, und selbst dann wird der Nachweis immer nur individuell sein. Ueberzeugen kann kein Kunstwerk, das kann nur die Thatsache. Darauf will ich hier nicht näher eingehen, will auch die Möglichkeit der Voraussetzung, die ganze Fabel nicht näher prüfen, sie würden bei der Prüfung in sich selbst zerfallen.

Zum Schluß: das Buch ist vor allem deshalb gut, weil es anregt. Anregung ist fruchtbringend, sowol wenn sie zum Widerspruche reizt, als auch wenn sie zur Bestätigung zwingt. Lehrreich ist ein Herbeiziehen der einschlägigen Schriften der Frau J. von Troll-Borostyáni, Bertha von Suttner, M. Weber, und Bebel's Buch „Die Frau". Das, was in diesen Werken theoretisch dargelegt ist, hat Meta von Salis-Marschlins im Romane praktisch durchzuführen versucht. Und diesen Versuch müssen wir ihr danken.

Ein dritter Band steht nach Angabe der Verfasserin noch aus. Ich werde nach Erscheinen desselben darauf zurückkommen und empfehle mittlerweile die beiden ersten, völlig in sich abgeschlossenen Bände warm.

Hans von Basedow.

Neue Lyrik.

1. Zithaschlag'n. Allahand Gsangaln und Geschicht'n aus Tirol. Von Rudolf Heinrich Greinz. Leipzig, G. Wigand. 1890. 8. 2 M.
2. Aus gährender Zeit. Alte und neue Gedichte von Heinrich Ernst Wachler. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M.
3. Leben und Lieben. Gedichte von Konrad Löwe. Leipzig, Klinkhardt. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Zum Licht! Gedichte von Hermann Hango. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Buntes Laub. Gedichte von Maria Nowack. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Rund 1000 Seiten Lyrik auf einen Schub! „Wann werdet ihr Poeten des Dichtens einmal müd'?" Ach, noch ist der letzte Mensch nicht geboren, und leider scheint viel näher das goldene Zeitalter der Poetaster, da die Kritik trauernd ihr Antlitz verhüllt und die Dinge eben gehen läßt, wie sie gehen. Es mehren sich die Anzeichen, daß die Kritik gerade der lyrischen Ueberproduction gegenüber ihres Amtes müde wird, ich meine die ernste, unparteiische Kritik! Vieles kann sie, von der Ueberlast erdrückt, gar nicht mehr vor ihr Forum ziehen und muß es so gestalten, daß dunkle Ehrenmänner „unter dem Strich" es zum Gegenstande eines „Tanzes um das goldene Kalb" machen; bei andern muß sie sich Beschränkung auferlegen, wie denn erst dieser Tage einer der berufensten Kritiker in Betreff einer der obengenannten Sammlungen gestand, lange nicht alle Gedichte derselben gelesen zu haben. Nach seiner und nach meiner Ansicht ist aber gerade über einen lyrischen Dichter ein sicheres Urtheil nur auf Grund einer gewissenhaftesten Einsicht, die sich auch auf die letzte Zeile des letzten Gedichts erstreckt, zu fällen. Diese Thatsache der Kritikmüdigkeit ist sehr bedenklich; denn sie muß nothwendig dazu beitragen, das lyrische Niveau herabzudrücken, der begabten Mittelmäßigkeit Thür und Thor zu öffnen. Nun, ich habe diesmal noch meines Amtes gewissenhaft gewaltet und alle 1000 Seiten glücklich gelesen, will mir aber für die vielen Stunden, die ich geopfert, auch nicht das grimmige Behagen nehmen lassen, meine Meinung scharf und ungezuckert zu sagen. Also wieder einmal lauter Wasserdichter und andere Stümper? Ach nein! So gut ist mir's nicht geworden. Die salzt man kurzerhand ein nach bekannten Recepten und überläßt sie in dieser genießbaren Gestalt der behaglichen Verdauung des lieben Publikums. Nein! es sind recht erträgliche Dichter, die mir da ins Haus kamen, zum Theile sogar begabte, aber kein einziger, bei dem ich, am Schlusse seines Buchs angelangt, volle, wahre Freude und Befriedigung empfunden hätte. Und das ist mir eben das Bedenkliche. Es fehlt nicht an Talent, aber am stillen Ausreifenlassen, an der künstlerischen Achtung vor dem eigenen Talent und an der künstlerischen Strenge gegen sich selbst.

Ich glaubte, diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um mein hartes Urtheil über manchen der folgenden Dichter zu rechtfertigen, der sonst lobende Anerkennung gefunden hat. Man hat ihre Schwächen verdeckt, das Gute herausgestrichen; ich werde es nicht umgekehrt machen, aber die Mängel schonungslos aufdecken und das Gute nicht verschweigen.

Am wenigsten hat mir zu dem Gesagten R. H. Greinz mit seinem „Zithaschlag'n" (Nr. 1) Anlaß gegeben. Das Feld, auf dem er sich bewegt, ist freilich auch nur ein beschränktes, aber in seiner Beschränktheit dankbares: das der Dialektdichtung. Der fleißige Sammler und gründliche Kenner tiroler Schnadahüpfeln und Volkslieder führt uns in eigenen „Gsangaln und Gschicht'n" in sein liebes Tirol, und jeder, der schon in dem herrlichen Lande gewesen und dessen Völklein und sein Leben kennen gelernt hat, wird an diesen leichtgeschürzten Dingern seine herzliche Freude haben. Es sind freilich die alten Geschichten: Vom Jagen, vom Fensterln, von den „Deandaln" und „Buam", vom Kirchtage und von der Alm, von den Pfaffen auch und dem schwarzen Gewande, das diese dem lebenslustigen Volke übergeworfen; aber in echt volksthümlichen Weisen, häufig unter leichter Beimischung liebenswürdiger Ironie und Satire, ist das alles frisch und frei besungen. Warum wir den Dichter trotzdem nicht ganz aus dem Rahmen unserer heutigen Besprechung ausnehmen? Weil auch hier so manches sich findet, was als bloßes Füllsel zu betrachten ist, und weil ein Dichter wie Greinz lieber noch ein Jährlein warten sollte, als daß er sein Buch mit Producten entstellt, die er selbst als minderwerthig erkennen muß. Noch sei auf die hübsche Ausstattung dieser Gedichte hingewiesen und darauf, daß durch Anmerkungen auch für das Verständniß derjenigen gesorgt ist, denen die tiroler Mundart kein lieber Bekannter ist. Für die Erklärung manches Kraftausdrucks sind übrigens auch solche noch dankbar. Als Beispiel dieser Gedichte setze ich folgendes her, bei dessen Wahl freilich zum Theile auch seine Kürze mitsprach:

Tannenbam und Sea.

Stiahn zwoa lustige Tannenbam
Oben in Berg af der Heah,
Und unten zwischen die Schröfen drein
Liegt an enztiafer Sea.

Und oben in die Tannenbam,
Da kraxlen die Dacher in d' Heah,
Und unten, da springan die Fischlan grad
Wia sie's frent, im enztiafen Sea.

Mei Herz is a lustiger Tannenbam
Und a an enztiafer Sea,
Statt d' Dacher und d' Fischlan, da kraxelt grad
Alloan mei Diandal in d' Heah. (S. 27.)

H. E. Wachler hat unzweifelhaft dichterisches Talent, aber die vorliegenden Gedichte „Aus gährender Zeit" (Nr. 2) sind zugleich unzweideutige Zeichen ohnmächtiger Unreife. Da der Dichter so bescheiden ist, jedem seiner Gedichte das Datum der Entstehung vorzusetzen (welcher Fraß für

einstige „Wachlerphilologen"!) verräth er, daß er im Jahre 1889 sich noch auf den Schulbänken dehnte und nach Mädchenküssen und sonstiger „Burschenherrlichkeit" schmachtete, und da nun die Gedichte von 1887 bis 1890 entstanden sind, haben wir es sonach zu einem Theile mit Primaner-, zum andern mit Fuchsergüssen zu thun. Das ist eine Entschuldigung für die Gedichte, nicht aber für die Drucklegung. Viele sind so alltäglich in Gedanken oder Empfindung und laufen dabei so im vorschriftsmäßigen Trotteltrabe, daß man seitenlang fortlesen kann, ohne zu einem einzigen Gedanken oder Gefühl genöthigt zu werden; andere sind nichts als ein unbeholfenes Stammeln. Dazwischen blutwenig Gutes, ziemlich wenig Mittelmäßiges. Alles aber erlogen, gemacht und gespreizt, das frühreife Gebaren eines Unreifen. Die Gedichte sind in zwei Abtheilungen eingetheilt: „Nachklänge der alten Schule" und „Moderne Welt". Wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß in der Sammlung eine Entwickelung des Dichters sich bemerkbar mache, ein Abwerfen des Alten und ein Emporringen zum Neuen, so würde man sich täuschen. Der Dichter kann, wie wieder das Datum zeigt, noch im letzten Jahre bald nach der alten, bald nach der neuen Schule singen. Am ehesten zeigen sich noch Originalität und selbständiges Können in der zweiten Abtheilung, in welcher sich Gedichte finden, die für die Zukunft etwas von Wachler hoffen lassen, z. B. das besonders im Schlusse gelungene „Dampfschiff" (S. 49) und die „Lieder eines armen Studenten" (S. 54—61). In bester Meinung aber empfehle ich Wachler, seinen Geibel vorzunehmen, wenn der strebsame Schüler der „Modernen" diesen „schwächlichen" Dichter in seinen Hungers- und Dichternöthen noch nicht zum Antiquar getragen, und dort unter anderm das Gedicht „Der Dichter" zu lesen:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach für seinen Beruf däucht mir das Leben so kurz u. s. w.

Die widerstreitendsten Eindrücke rufen die Gedichte von Löwe und die von Hango hervor. In Konrad Löwe's „Leben und Lieben" (Nr. 3) finden sich neben weichen, melodischen, empfindungsreichen Tönen reiner Lyrik seichtes Tändeln, bloßes Schillern und Trillern; neben manchem gut und tief Gedachten eine im allgemeinen noch ziemlich unabgeklärte Lebensanschauung, die in den größten Gegensätzen sich bewegt, ja manchmal ein erschreckend oberflächliches Denken; neben schönen und reichen Bildern verschrobene Katachresen und abgegriffene Münzen (z. B. Sonne, Mond und Sterne, eine astronomische Lyrik, die kaum schmackhafter wird, wenn man die Sonne zur Schwiegermutter, den Mond zum Buhlen und die Erde zur Geliebten macht, S. 25); neben wohlklingenden, originellen Rhythmen und Reimen die bekannten lyrischen Klimpertöne. Im ganzen ist wenig Originelles, aber recht viel Anmuthiges da, und die Sammlung macht den Eindruck, daß der Dichter mehr leisten könnte, wenn er strenger gegen sich wäre. Besonders scheint er eine Begabung für das reine Lied zu haben; gerade hierin aber läßt er sich zu viel gehen. Oft ist man versucht, ihm selbst zuzurufen, was er einem jungen Dichter sagt (S. 77):

Du prunkst nach junger Dichter Brauche
So gern mit schöner Formen Hülle;
Doch fehlt der Schal' des Kernes Fülle;
Dein Liedchen gleicht nur losem Rauche.

Aus den „Liedern" hebe ich das empfindungswarme „Lob der Heimat" heraus (S. 5 fg.):

Wie ferne Flöten hör' ich's klingen,
Wie Himmelstöne, süß und rein,
Ums Auge webt auf Rosenschwingen
Der Jugend lichter Morgenschein.
Hier, wo der Heimat Weste fächeln,
Im Korngefild voll Lieblichkeit,
Hier träumte ich einst unter Lächeln
Den goldnen Traum der Kinderzeit.

Hier pflag ich im Akazienschatten
Mit den Gespielen süßer Ruh,
Hier balgte ich mich ohn' Ermatten,
Hier stranchelt' ich als Blindekuh;
Hier sprang ich über Zaun und Mauern,
Hier tanzte ich den Ringelreihn,
Hier sog ich unter Wonneschauern
Der Lebensfreuden Fülle ein.

O Blütenhauch von Edens Borden,
Verzittert ist dein Duftgekos;
Nun fegt ein Boreas aus Norden
Durch meine Seele mit Getos.
In Sturmgebraus und Kampfgewühle
Zerstob der Kindheit Zauberbann,
Des Morgens Glanz wich trüber Schwüle,
Der Knabe ward zum ernsten Mann.

Doch immerdar, o Heimatsauen,
Wann euer Zauber mich umstrickt,
Fühl' ich den Segen niederthauen,
Der einst mein Kindesherz erquickt.
Dann ist's, als ob mein starr Gemüthe
Hinschmölz' in sanfter Lieblichkeit
Und wieder auferstünd' und blühte,
Wie Gottes Flur zur Osterzeit.

Von den „Vermischten Gedichten" kommen viele über die Phrase nicht hinaus; hier birgt sich wenig Gehalt hinter hochtrabenden Worten und glanzschillernden Reimen; es genügt eben nicht, nur

auf des Rhythmus Zauberwogen
Unsrer heil'gen Muttersprache
Süßen Wohllaut zu verkünden. (S. 93.)

Doch finden sich auch gehaltvollere Gedichte, wie die idyllische Häuslichkeit mit dem Leben der Natur schön vereinigende „Ode an den Frühling" (S. 68 fg.), der „Prolog zu einer Vorstellung für die vom Brande des wiener Ringtheaters Betroffenen" (S. 88 fg.), „Am Grabe der Märzgefallenen" (S. 92 fg.), welche beide letztern Gedichte über die bloße Gelegenheitspoesie zu allgemeinerer Bedeutung sich erheben, und das wohl- und weichtönende Sonett an Geibel (1883):

So läßt du Klagelaute nur ertönen,
Liegst auf dem Pfühl, gleich einem wunden Schwane,
Der trauernd ruht auf blauem Wasserplane,
Und füllst die Luft mit schmerzerpreßtem Stöhnen!

Auf, auf vom Lager, Priester der Camönen,
Der du, wie Platen einst, des Wohllauts Ahne,
Hochschwangst der Dichtung goldne Ruhmesfahne,
Auf, auf sangfroher Troubadour des Schönen!

Erhebe dich! Es winken alte Wonnen:
Noch winkt der Rose Duft in Blütenhagen,
Noch sprudelt hell der Liebe Zauberbronnen,

Noch flöten süß der Nachtigallen Klagen,
Noch glänzt die Welt, noch leuchten tausend Sonnen,
Noch gibt's genug zu singen und zu sagen! (S. 87.)

Unter „Balladen und volksthümliche Weisen" erklingen weder eigentliche Balladen noch wirkliche Volkstöne. Am besten sind hier die schwankartigen Gedichte; tragischen Stoffen ist der Dichter nicht gewachsen; er macht Grausiges daraus oder eine bloße Fratze. Nicht übel erzählt ist die einfache und ergreifende Geschichte „Aus dem Leben eines Dorfschulmeisters" (S. 145—156). Den kundigen Schauspieler verräth die dramatische Scene „Die schwarzen Jäger" (S. 159—174); sie ist nach Inhalt (Tod Körner's) und Sprache edel durchgeführt und gewiß theatralisch sehr wirkungsvoll. Zu loben ist Löwe auch im Sinngedicht, das bei ihm theils scharf zugespitzt und straff gefaßt, theils behaglich betrachtend, fast immer aber gut im Gedanken ist. Ganz freilich ist das Platte auch hier nicht ausgemerzt. Noch muß ich zu Handen der Verlagshandlung den Unfug in der Paginirung rügen, der dem Kritiker sein Amt noch dornenvoller macht.

Steigen bei Löwe Ansprüche und Erwartung, je tiefer man sich in die Sammlung hineinliest, so ist's bei Hermann Hango „Zum Licht" (Nr. 4) umgekehrt. Die Abtheilung „Weltleben" enthält prächtige Gedichte voll warmer, sinnvoller Naturbetrachtung, in schwungvoller, bilderreicher Sprache, die nur selten durch einen gezwungenen oder prosaischen Ausdruck gestört wird. Man fühlt, der Dichter lebt und webt mit der Natur: sanfte, grüne Waldesnacht „stärkt seine Seele, weltveraltet, wie ein Gebet" (S. 29); in Berg und Wald mit dem Gethier trinkt er Lichtlust (S. 15), die Wolken sind ihm „Brüder seiner Träume" (S. 18); der nächtliche Himmel ist ihm „heilige Weide erdenmüder Augen" (S. 5); die „Wunder der Welt bei Nacht und Tag", alles, was wird und webt, sind unsere Todten wiederbelebt:

Die Menschen weinen und glauben nicht,
So laut der Frühling im Walde auch spricht:
O kommet und wandelt allzumal
Mit eueren Todten im Sonnenstrahl! (S. 11.)

Derselbe Gedanke kehrt wieder in dem auch formell vollendeten „Vorfrühling":

Auf den Bergen, auf den Fluren
Liegt der langgewohnte Glast;
Liegt, wenn auch mit Altersspuren,
Doch noch schwer des Schneees Last.

Aber aus den Himmelstiefen
Wittert schon ein milder Hauch;
Lüftlein, die seit Sommer schliefen,
Kosen Wang' und Seele auch:

Also athmet übers Leben
In den Höhen leise, lind
Ferne her ein Frühlingsweben —
Allen, die da gläubig sind. (S. 7.)

Solche Verse kann nur ein wirklicher Dichter schreiben, wie denn auch schon das einzige Gleichniß ein volles Dichterzeugniß gibt:

Wie auf blütenweißem Linnen,
Wenn das Blut in Jugend schäumt,
Noch mit unbewußten Sinnen
Eine Braut vom Liebsten träumt;

Leise von des Busens Prangen
Sinket ihr der Hülle Flor,
Und im ahnenden Verlangen
Hebet sie den Arm empor;

Also noch in Scham und Bangen
Athmend in der Unschuld Pracht,
Doch schon träumend vom Verlangen —
Also schläft die Frühlingsnacht. (S. 13.)

Das in dieser ersten Abtheilung stehende längere Gedicht „Sintflut" (S. 35—42) dagegen ist ohne packende Schilderung, oft schwülstig und in dem auf das Allgemeine gebauten Einzelereignisse unwahrscheinlich. Die Gedichte „Menschen- und eigenes Leben" sind stark vom Gedanken durchzogen, und dieser ist häufig nicht klar oder nicht wirksam, oder nicht dichterisch genug zum Ausdruck gebracht, oder selbst nicht bedeutend genug; auch der sprachliche Ausdruck ist hier weniger leicht und poetisch. Doch erfreuen dazwischen wieder werthvolle Gedichte wie „Lebenswende" (S. 77), „Symphonie" (S. 84) und das stimmungsvolle, Natur- und Innenleben schön verschlingende „Lebenslandschaft" (S. 73). In „Kunst- und Künstlerleben" macht sich viel leere Phrase breit; ein so nichtssagendes Gedicht wie „Robert Hamerling" (S. 91) z. B. sollte ein „zum Lichte" strebender Dichter nicht in eine Sammlung aufnehmen, es ist höchstens Augenblickswaare für eine Tageszeitung. Solche Gedichte überhaupt haben doch wol nur einen bleibenden Werth, wenn sie des betreffenden Dichters oder Künstlers Wesen uns erschließen. Die erzählenden Gedichte, die sich in dieser und der Abtheilung „Vermischte Gedichte" finden, gehören zum Schwächsten in der Sammlung. Breite Geschwätzigkeit und die Sucht, zu raisonniren, entstellen sie; manche kranken auch an der Dürftigkeit des Stoffs. Daß Hango auch hier theilweise etwas gelingt, ist bei einem im allgemeinen begabten Dichter selbstverständlich; z. B. die schönen Eingangsverse zu „Kleopatra" (S. 152). Die längere Dichtung „Fata Morgana", die das Buch beschließt (S. 171—205), ist eine gedankenvolle Dichtung in schöner, dichterischer Sprache, aber in der dichterischen Gestaltung verfehlt, die sich in abgeschmacktes, abenteuerliches Zeug verliert. Das ist nicht mehr Phantasie, das ist Phantastik.

Im allgemeinen ist die Lebensanschauung dieses Dichters noch nicht genug in sich gefestigt, zum mindesten ist es unmöglich, aus diesen Gedichten eine feste herauszulesen; es ist ein unbestimmter Pantheismus, der sich scheut, den Welträthseln tiefer auf den Grund zu gehen, bald hierhin, bald dorthin tastend und schwankend. Die dichterische Begabung dagegen ist unbestreitbar, aber noch tieferer Ausbildung fähig und strengerer künstlerischer Selbstzucht benöthigt. Als bloße Stufe auf dem Wege „zum Licht" echter Poesie möge Hango seine Sammlung ansehen, und als solche wollen wir sie uns gern gefallen lassen.

Nur ungern füge ich in diesen Rahmen auch die Gedichte von Maria Nowack „Buntes Laub" (Nr. 5); nicht als ob sie mir volle Befriedigung gewährt hätten, aber an künstlerischem Ernste scheinen sie mir alle andern hier besprochenen zu überragen. Die Dichterin gibt offenbar ihr Bestes. Sie ist vielleicht nur zu sehr Künstlerin und wir vermissen bei ihr jenes nothwendige, machtvolle Heraufquellen aus dem Innern, das auch dem vollendetsten Gedichte erst den warmen Reiz gibt, der uns gefangen nimmt. Darum vor allem befriedigt uns kaum eins dieser Gedichte ganz; sie lassen uns kalt trotz vieler Schönheiten im einzelnen. Dazu kommt, daß die Gedichte weniger von der Phantasie und vom Gefühl, als von der Reflexion getragen sind; ferner daß die Physiognomie der Dichterin keine großen Züge aufweist und auch nicht allzu viel originelle; in kleinen Kreisen nur scheint sich ihr äußeres Leben bewegt zu haben, und auch ihr inneres ist zwar reich, aber nicht groß, sie hat mehr Sinn für das Kleine als für das Große und Gewaltige; endlich, daß ihre Sprache, so rein und edel sie meist ist, der poetischen Gegenständlichkeit, der Fülle und des Wohllautes entbehrt. In der ersten Abtheilung bietet die Dichterin Balladen, Romanzen, Legenden, Parabeln. Für altdeutsches Leben und Dichten scheint sie besondere Vorliebe zu haben und dasselbe über gewöhnliches Frauenmaß zu kennen, wie ihre öftere Anlehnung an Walther von der Vogelweide beweist. So hat sie auch für ihre Balladen und Romanzen zum Theile altdeutsche Stoffe gewählt; doch dürfte ihr die dichterische Kraft fehlen, um der alten Heldenzeit, vielleicht auch dieser Dichtungsgattung gerecht zu werden. Wie schön beginnt z. B. „Frau Helche" (S. 12 fg.):

Die Königin rief hernieder:
Willkommen Dieterich!
Und bringst du auch mir wieder
Die Kinder tugendlich?
Er sprach: Die Söhne beide
Liegen vor Raben erschlagen auf der Heide.

Da hub sie an zu klagen
Und raufte sich das Haar:
O Leid nicht zu ertragen!
Todt sind, die ich gebar.
Und zu endlosem Harme
Schleppt nun die Tage hin die Kinderarme.

O meine Kinder beide,
Mein Mai, mein Ostertag!
Ihr blühende Augenweide
Dran meine Freude lag!
Da ihr mir seid genommen,
Hat mein Leben nicht Glück noch Frommen.

Und wie schwächlich verliert sich das Gedicht! In andern ist der Stoff zu dürftig, wie in den beiden Romanzen von Otto mit dem Pfeile (S. 23 fg.); wieder bei andern, tragischen Inhalts, bekommen wir statt des Eindrucks geheimnißvollen Grausens nur den weiblicher Geheimnißkrämerei. Am gelungensten sind die Legenden und Parabeln, so besonders „Die Reuethränen" mit dem Thema: „Reuethränen lösen den Fluch von allem Bösen", wo eine weite und milde Lebensanschauung mit überaus glücklicher poetischer Gestaltung sich verbindet (S. 38 fg.). Die Länge dieser Gedichte verbietet, von ihnen, dem Besten des ganzen Bandes, eine Probe zu geben. Die Scenen, Bilder und Lieder in „Erdachtes" sind alle sorgsam herausgemeißelt, muthen aber an mit der Kälte des Marmors. Hübsch ist hier z. B. das Gedicht „In den Haseln" (S. 109). „Empfundenes" wäre besser „Gedachtes" überschrieben worden; denn in der ganzen Abtheilung findet sich herzlich wenig Empfindung:

Besser, seit ich mich still besann,
War wohl der Friede zu hüten;
Aber es weht so kalt mich an,
Reif deckt Blumen und Blüten. (S. 147.)

Die Sprache ist hier auch so dürftig. Folgende Strop z. B. dürfte doch wol keinen Anspruch auf Werthung al Poesie haben:

Einsam wirken deuchte mir, beten, sinnen,
Gut einst, traurig aber, den staub'gen, weiten,
Lauten Heerweg einsam zu wandern; traurig,
Einsam zu sterben. (S. 153.)

Freilich stoßen wir unter diesen Gedichten auch auf das schöne, titellose (S. 152):

O bau dein Glück auf Menschen nicht!
Von ihnen hoff' nicht Trost und Heil,
Leih von dem Nachbar nicht dein Licht,
Geh eignen Weg, wie rauh und steil!

Vergebens harrst du vor dem Thor,
Machst auf dem Glück dein Fensterlein;
Vor allem Flehen schließt's sein Ohr
Und kommt dir trotzig nicht herein.

Doch aus dem Fenster, durch die Thür
Entwischen Ruh und Zuversicht — —
O such' dich selbst nur für und für
Und bau dein Glück auf Menschen nicht.

Nur die mangelnde Einheit der Bilder stört hier etwas. Ernstes Geistesleben offenbaren die Gedichte „Gebet", „Beichte", „Einkehr", „Ersatz", „Erkenntniß" (dieses freilich die reinste Prosa), „Zu höherm Leben" und andere. Ein edler Frauengeist bekundet sich auch in den Epigrammen unter „Erkanntes". Kurz und gut und schlagend sind hier besonders die gereimten Kurzzeiler. Die letzte Abtheilung: „Vermischte Gedichte", zeigt nichts Besonderes, und ihre Gedichte hätten sich leicht sonst einreihen lassen.

Eduard Haug.

Dr. Karl Peters' Reisewerk.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe, dem Porträt des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München, Oldenbourg. 1891. Gr. 8. 14 M.

Im November 1889 kam die Lügenkunde nach Europa, Dr. Karl Peters' Expedition sei von den Massai aufgerieben und ihr Führer getödtet. Wenige Tage darauf erschien das ganze Unternehmen gegenstandslos geplant, denn Emin-Pascha's Ankunft in Mpuapua ward gemeldet. Zu Ende des Monats stellte O. Borchert's Telegramm den richtigen Sachverhalt dar: die englische Expedition am Tana sei zersprengt, Peters aber befände sich mit den Seinen wohlbehalten am Kenia. Einige Spalten in „Unsere Zeit" gaben damals gegenüber dem Tadeln und Bekritteln des kühnen Pfadfinders und Bahnbrechers der Ansicht Ausdruck, daß „Karl Peters in der Weite seiner Anschauung, der Höhe seines Patriotismus, der Zähigkeit seiner Thatkraft uns gern als ein Vorbild des künftig maßgebenden deutschen Geschlechts erscheine" („Unsere Zeit", 1889, II, 567). Heute dürfte diese Meinung weitaus überwiegen und das auf Karl Peters gesetzte Vertrauen erhält seine glänzende Rechtfertigung durch den Gesammtverlauf und die Einzelheiten seines Zugs, wie sie aus der vorliegenden Berichterstattung über denselben dem Leser entgegentreten.

In der nicht eben geringen Zahl glänzender deutscher Reisewerke über Afrika nimmt Peters' Buch seinen eigenen Rang ein. Heinrich Barth konnte seinerzeit seine tiefgegründeten Forschungen über die Sahara und den Sudan nur als Gefolgsmann der englischen Fahne anstellen, Gustav Nachtigal die gleichen Ziele, freilich auf sich selbst gestellt, aber vereinzelt und unsäglichen Beschwerden, Gefahren und Demüthigungen ausgesetzt, verfolgen. Theilweise deckte ihn wie auch Gerhard Rohlfs in der Libyschen Wüste der Schutz des ägyptischen Khedive. Georg Schweinfurth dankte die Ermöglichung seiner die Blüte wissenschaftlicher Durchdringung des Gegenstandes darstellenden Beobachtungen der Gastfreundschaft arabischer Großkaufleute; Hermann Wißmann's und seiner Gefährten Zug im Kassaigebiete vollzog sich unter dem Zeichen des Kongostaates. Andere wackere Forscher haben ihren wissenschaftlichen oder praktischen Zielen mit mehr oder weniger Mitteln für sich allein nachzustreben gesucht und, sich den Umständen fügend, erreicht, was ihnen zu erreichen möglich gewesen. So auch Karl Peters auf seinen frühern, immerhin für das deutsche Colonialwesen in Ostafrika bahnbrechenden Streifereien. Die deutsche Emin-Expedition gestaltete sich unter seiner Führung, obwol vom Reiche preisgegeben und von der Presse und vielen Einzelnen benörgelt und nicht in den richtigen Händen geglaubt, zum ersten afrikanischen Forschungsunternehmen, das die Macht und Würde des Deutschen Reichs und Volks in jedem Augenblicke vertrat und den eingeborenen Stämmen des fremden Erdtheils wie den Europäern unter ihnen zur eindringlichen Anschauung brachte.

Dem patriotischen Takte des Verfassers folgend, der jene betrübenden Hemmnisse, die ihre Wirkung selbst bis nach Uganda, doch glücklicherweise ohne Erfolg geltend machten, nur erzählt, aber nicht bespricht, deuten wir in aller Kürze den Inhalt seines aufs reichste und geschmackvollste ausgestatteten Buchs an. Die beiden ersten Kapitel handeln von der Bildung des deutschen Emin-Pascha-Comité und den Mühsalen im Blokadegebiete, aus denen für Fernerstehende die Mittheilung neu sein dürfte, daß anfänglich Wißmann nicht an die Spitze der Expedition gestellt werden, sondern die Unternehmung in zwei selbständigen Abtheilungen unter Wißmann und unter Peters auf frei zu wählenden Wegen ihr Ziel zu erreichen suchen sollte. Die Ernennung Wißmann's zum Reichscommissar gab dann die Führung in die alleinige Hand des Dr. Peters, und der Zwang der Umstände, nicht die eigene Wahl gebot die Verfolgung des Tanalaufs und der Spuren Krapf's, Thomson's, des Grafen Teleki, Fischer's und der jüngsten englischen Expedition unter Smith. Die Erlebnisse der Expedition im Blokadegebiete kennen wir bereits aus der Erzählung Ruft's (vgl. Nr. 32 d. Bl. f. 1890), aber es ist doch ein sehr großer Unterschied, die Dinge mit den Augen eines vom Unglück Verfolgten oder unter dem Gesichtswinkel des vom verdienten Siege über alle Hindernisse Gekrönten sich anzuschauen.

Auch das dritte Kapitel umschließt noch einigermaßen die Vorbereitungen, insofern auf dem Marsche durch das Sultanat Witu die Verbindung mit der Küste noch immer bestand, die Ordnung des Zugs erprobt und eingewöhnt wurde. Mit dem Betreten der den Tanastrom vom bewohnten Theile Witus trennenden Steppe begann das eigentliche in der Natur der Dinge liegende Wagniß, das in seinem Verlaufe zu verfolgen nicht die Aufgabe dieser Anzeige ist, die nur zum eigenen Lesen auffordern soll und den eigenthümlichen Werth dieses Buchs zu bezeichnen hat.

Sein stofflicher Reiz liegt in der überaus frischen Schilderung der von der Expedition durchzogenen Landschaften und der in ihnen seßhaften Völker und ihrer durch die Verhältnisse der einen und durch die Berührungen mit den andern bedingten Schicksale. Das ganze Tanathal wird uns erschlossen durch die dürre Steppe bis zu den Gallas von Oda-Boru-Ruwa, wo der Zusammenschluß mit der zweiten Colonne erfolgen sollte, statt dessen aber die ersten Kämpfe stattfanden, in denen es dann den Oberlauf mit seinen prächtigen Wasserfällen hinaufging auf das dem Kenia vorgelagerte Hochland von Kikuyu und nun immer angesichts des genannten Bergriesen über das Leikipiaplateau durch die kriegerischen stolzen Massai, deren Ueberwindung den Siegern durch den ihnen vorauseilenden

Ruhm und durch die erzielte Beute an Vieh den weitern Weg zum Baringo und dem Victoria-Njansa öffnete. Hier im Standquartier der englischen Emin-Pascha-Expedition Jackson's in Kawirondo, ungeachtet der Abwesenheit des Führers auf wochenlangen Jagdstreifen, wieder in Fühlung mit der mittelafrikanischen Politik versetzt, entschloß sich Peters durch Unyoro zu Emin zu ziehen, obwol König Muanga von Uganda ihn um Hülfe gebeten hatte. Die endgültige Entscheidung (vgl. die ergreifenden Seiten 341 fg.) brachte das Abfangen eines Briefes Stanley's an Jackson, der den Abzug Emin Pascha's aus der Aequatorialprovinz meldete.

Wir brechen hier ab, mit der Bitte und in der Hoffnung, das Buch möge gelesen werden. Das Berichten wird bitterer als das Erzählen des Selbstgethanen; denn dem Berichterstatter fehlt der Trost des in magnis voluisse sat est, der den, welchem zu handeln vergönnt war, stärkt. Im buchstäblichsten Sinne hat Peters „pour le roi de Prusse" gearbeitet. Der an die Conquistadorenzüge erinnernde Theil seiner Unternehmung hatte mit dem Ueberschreiten des Nils aufgehört; in friedlichster Weise ward er an das Südufer des Victoria-Njansa durch Muanga geleitet; auf dem Zuge durch das deutsche Interessengebiet bahnte er durch die Ueberschreitung der Wembaeresteppe und durch Niederschlagung der kampflustigen und frechen Wagogo einen theils nähern, theils sicherern Weg zwischen Mpuapua und dem Njansa, die letzten Kämpfe, die der unerschrockene und zielbewußte Held bestanden hat. Deutschland darf sich seiner freuen, und ich möchte nichts mit dem Leser zu thun haben, der dieses Gefühl beim Schlusse des Buches nicht hat.

Der wissenschaftliche Werth des prachtvoll geschriebenen Werks ist der, den der Bericht eines scharf beobachtenden, hochgebildeten Mannes, der kein Naturforscher ist, haben kann.

In einem wird man enttäuscht: über Emin-Pascha's Fortzug fehlt jeder Aufschluß. Nur die hohe persönliche Verehrung, die herzliche Liebe von Peters zu Emin gelangt zum Ausdrucke. Wenn S. 418, 517 fg. betont wird, Stanley habe Emin-Pascha geradezu mit Gewalt aus der Aequatorialprovinz fortgeführt, daß er in Usukuma ihn gezwungen habe, an die Küste mitzugehen, so liegt doch die Frage nahe, ob Dr. Peters sich den Fall möglich denkt, daß er selbst mit seiner Truppe gewaltsam fortgeführt werden könnte, oder am gewollten Abzuge sich gewaltsam würde hindern lassen? Die gegen Stanley als Führer erhobenen Vorwürfe scheinen sehr viel Gewicht zu haben; nur ist zu bemerken, daß über den Arruwimiweg vor dem Bekanntwerden der Stanley'schen Erfahrungen nicht so geurtheilt wurde, wie sich jetzt urtheilen läßt, und Dr. Peters die Viehheerden nicht hätte mit sich führen können, wenn sie nicht vorhanden gewesen wären. Seine Aufstellungen endlich über das Mondgebirge und die Nilquellen sind bemerkenswerth, ohne eine größere Beweiskraft als Stanley's Vermuthungen beanspruchen zu können.

Noch sei hervorgehoben, daß mit der hohen künstlerischen Ausstattung des Werks vielleicht eine neue Epoche in der Erscheinung der hervorragenden Reisewerke angebrochen ist. Man sollte meinen, daß einem solchen Vorbilde keine spätere Veröffentlichung wird nachstehen wollen.

Friedrich Bienemann.

England im Reformationszeitalter.

Geschichte von England. Von Moritz Brosch. Sechster Band. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und von Giesebrecht. Lief. 51, Abtheilung 2.) Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 13 M.

Moritz Brosch, dessen gediegene Kenntniß der politisch-diplomatischen Verhältnisse im „europäischen Concert" des 16. und 17. Jahrhunderts nicht von gestern her erworben ist, legt einen starken Band (von nahe 700 Seiten) als Fortsetzung der berühmten „Geschichte von England" von Lappenberg und Pauli vor. Sich an die Vollendung des Torsos zu wagen, den zwei derartig berufene Sachverständige hinterließen, darf wol ein kühnes Unterfangen heißen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß sich das ganze Werk dem mächtigen Heeren-Ukert'schen Sammelwerke von Geschichten europäischer Staaten einfügen muß.

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden Theile die gewaltigen Ereignisse, die das England des 16. Jahrhunderts durchlebte, d. h. die Regierungszeit Heinrich's VIII. und seiner drei Kinder. Er bietet hier gleichsam einen condensirten Extract aus den ausgedehnten Mittheilungen der Specialisten über die hundertfältigen Haupt- und Nebenfragen. Er ergänzt diese zum guten Theile aus bislang unbenutzt gebliebenen oder mehr summarisch herangezogenen als wirklich ausgeschöpften Quellen, die er mit stützenden Unterlagen aus ältern Hülfsmitteln verschmilzt. Hier liegt ein kleiner Makel, wie ihn auch die Fachkritik von ihrem Standpunkte berechtigt schon erhoben hat. Man vermag bei Brosch nie so recht den von Vorgängern ererbten sozusagen eisernen Bestand des Sachverhalts von dem manchmal recht geringfügigen, aber doch eine Ansicht verschiebenden Zuwachse neuer Angaben zu trennen. Wer weiß denn genauer Bescheid über jeden einzelnen Gewinn an gesicherter Aufklärung, die uns über die vielen Dunkelheiten dieses oder jenes Entwickelungsmoments wird, als Brosch, der in Quidde's ausgezeichneter „Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" regelmäßig die Neufunde seines Gebietes übersichtlich anführt? (Vgl. d. Bl. f. 1890, S. 623.) Also gerade er hätte Altes und Neues, urkundlich Gefestetes und vermuthungsweise Ausgesprochenes greifbarer auseinanderhalten müssen. Was er an Thatsachen aneinanderreiht, fließt nun freilich größtentheils aus der unergründlichen Fundgrube der State Papers, jener

herrlichen Sammlung der alten originalen Schrift- und Druckstücke, die das vereinte gedeihliche Wirken der amtlichen Record-Commission und echtesten Nationalsinns zum Stolze Albions erschuf, unsern großartigen „Monumenta Germaniae historica" völlig ebenbürtig. Allerdings sind ja auch manche Abtheilungen dieser riesigen Veröffentlichung von weniger verläßlichen oder zweifelhaften Angaben durchsetzt, und in solchen Fällen hat Brosch Quellen zweiter Hand berücksichtigt, aber nur insofern, als ihnen abschließende, auf die Dauer festgestellte Belege zu entnehmen sind. Insbesondere hat er noch herangezogen, was das Archiv zu Venedig (wo Brosch seit längerer Zeit lebt) auf englische Geschichte des Reformationszeitalters Bezügliches enthält. Durch Ausnutzung der ausführlichen Berichte der venetianischen Gesandten an die Oberbehörde der Republik gelang es Brosch, wenn auch nicht immer Neues zu Tage zu fördern, doch manche verschleierte Stelle in der Kette der Geschehnisse aufzuhellen oder bekannten Dingen einen genauern und eckigern Ausdruck zu geben. Auch die prächtigen Bücherschätze der Markusbibliothek durchzumustern unterließ er nicht, und dies Lob, das er dem freundlichen Entgegenkommen der betreffenden Beamten widmet, spricht offen für die ehrliche Schätzung deutscher Gelehrsamkeit durch das heutige Italien.

Was nun die Erschließung neuer Gesichtspunkte auf Grund des in Großbritannien und auf dem Festlande handschriftlich erhaltenen Quellenmaterials anlangt, so erwartet Brosch selbst eine gewisse Enttäuschung des Lesers. Aus seiner Vertheidigung hiergegen sei hervorgehoben, was zugleich eine gute Selbstkritik enthält:

Wer über die Mühen der Forschung und die Kunst der Darstellung ein Urtheil hat, der wird auch wissen, daß die Bewältigung dieses Materials die Kräfte des einzelnen übersteigt und eine oberflächliche Benutzung nur den Erfolg haben kann, dem Leser Sand in die Augen zu streuen. Von der Absicht, solches zu thun, weiß ich mich völlig rein. Denn mein Bestreben war ganz ausschließlich darauf gerichtet, ein streng objectiv gezeichnetes und so wenig als nur irgend möglich subjectiv gefärbtes Bild der Ereignisse zu gewinnen, gleichviel ob die aufgesetzten Lichter das Auge blenden oder die unvermeidliche Schattengebung den Anblick verdüstert.

Trotzdem finden sich durch das Werk verstreut mehrere eigenthümliche Aufstellungen und Annahmen. Beispielsweise vertritt Brosch bei der Charakteristik Heinrich's VIII. eine der Froude's, die bisjetzt maßgebend war, entgegengesetzte Auffassung. In Bezug auf Elisabeth und Maria Stuart geht er dem Heroencultus, der sich an die erstere geknüpft hat, ebenso aus dem Wege wie den für die unglückliche Schottenkönigin unternommenen Rettungsversuchen. Ueber den weltbewegenden Kampf zwischen der Papstkirche und der sich auf eigene Füße stellenden Tochterconfession sucht er ein ebenso selbständiges wie unparteiisches Urtheil zu erlangen. Für die englische Verfassung und die Parlamentsrechte wird der Nachweis bekräftigt, daß die Praxis der Herrscher aus dem Hause Tudor nichts weniger als ein Vorbild des Verfahrens der Stuarts war, vielmehr diesem in hauptsächlichen Dingen stracks zuwiderlief. Ueberhaupt ist der ganze Zuschnitt des Brosch'schen Werks in den Rahmen der staatsrechtlichen Entwickelung des modernen England gepaßt. Sonach hebt es mit dem Regierungsantritte Heinrich's VIII. an, des letzten Herrschers halbmittelalterlichen Anstrichs, der trotz seiner despotischen Dynastengelüste sich allein schon durch den unheilbaren Bruch mit der römischen Kirche als modernen Menschen erwies. Andererseits gedenkt Brosch erst da halt zu machen, wo diejenigen Zustände zu entstehen beginnen, denen wir den Schlußstein noch nicht setzen dürfen; er beabsichtigt seine Darlegungen

bis auf die Zeit zu führen, da mit Sir Robert Peel's Abfall aus den Reihen der Tories ein Keil in die Stellung der Parteien getrieben und durch Aufhebung der Korngesetze das Uebergewicht der grundbesitzenden Aristokratie nicht gebrochen, aber erschüttert wurde.

Es ist recht, hier einen deutlichen Einschnitt zu machen. Denn nichts ist gerade für die Erkenntniß der innern Zusammenhänge in der administrativen und socialen Politik verwirrender als das irrlichternde Vermischen fertiger und somit geschichtlich überschaubarer Verhältnisse mit Ereignissen, die noch dem täglichen Farbenwechsel durch neues Vorkommniß und neues Urtheil unterliegen. Eine weitere hohe Anerkennung verdient die Leistung von Brosch für die durchgängige Berücksichtigung des gesammten Bildungslebens und dessen schrittweise Verflechtung in die Vorführung der politischen Vorgänge. Die erstaunlich rasch vorschreitende Culturentwickelung Englands im 16. Jahrhundert, die alle Seiten geistigen Wirkens und Schaffens in Mitleidenschaft zog, wird von Brosch ganz vortrefflich veranschaulicht, ohne daß er irgendwie den Faden aus der Hand verliert. Insbesondere bleiben seine Bemerkungen über das mächtig aufblühende Schriftthum des elisabethanischen Zeitalters durchaus innerhalb der Grenzen des einmal gezogenen Umrisses, und die verschiedenen kundigen Angaben über Shakespeare's Stellung zu seinen Zeitgenossen und seine Bedeutung als Quelle miterlebter Vorkommnisse sind zu den Darlegungen der erzählenden Kapitel mustergültig in Beziehung gesetzt. Was in dieser Hinsicht einen Vorrang beanspruchen darf, findet im Verlaufe des Buchs nach den Hauptmomenten eine stellenweise in Einzelheiten hinabreichende Beleuchtung.

Bei einem so verwickelten und abweichend angesehenen Thema hat einzelnes Schiefe in der Auffassung sich nicht vermeiden lassen; die sprachliche Form ist zwar nicht immer classisch, aber gerade durch ihre stellenweise Kühnheit oft anziehender als der krystallklare Strom ebenmäßiger Periodenabsätze. Daß hie und da eine Geschmacklosigkeit mit unterläuft, sei nicht geleugnet; aber grundsätzliche Originalitätshascherei, wie sie heute in der historischen Darstellung sich hie und da kund gibt, zeigt sich nicht. Ueberhaupt muß ein Endurtheil nach diesem eröffnenden Theile noch zurückhalten. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß wir nach den hoffentlich recht bald folgenden weitern Bänden das Ganze als die erste deutsche Gesammtgeschichte von England werden begrüßen dürfen. Julius Dedel.

Philosophisches.

1. Elemente der Philosophie. Logik, Erkenntnißtheorie und Metaphysik, Moral (praktische Psychologie). Für das akademische Studium und zum Selbstunterricht. Von J. Baumann. Leipzig, Veit u. Comp. 1891. 8. 3 M.

Der durch seine Polemik mit Wundt bekannte Verfasser definirt die Logik als die Verknüpfung von Vorstellungen und Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Ihre Gesetze sind nicht blos Naturgesetze des Denkens, sondern Idealgesetze, welche uns vorschreiben, wie wir unsere Vorstellungen einrichten und verbinden müssen, um der Erkenntniß theilhaftig zu werden. Sie ist eine formale Wissenschaft, sofern sie bei ihren Regeln nicht an den besondern Inhalt der jedesmaligen Vorstellungen gebunden ist, von der bestimmten Art desselben absieht. Dieser formale Charakter ist gerade der Vorzug der Logik, er drückt ihr den Stempel des gemeinsamen Bandes aller Wissenschaften auf.

Der Logik als formalen Wissenschaft stehen gegenüber die Erkenntnißtheorie und Metaphysik als materiale Wissenschaften. Die Erkenntnißtheorie lehrt uns, was Wissen und Erkennen sei und durch welche Hauptmittel es erlangt werde, und die Metaphysik ist die Lehre von den letzten Gründen der Dinge. Beide Wissenschaften gehen Hand in Hand miteinander, denn das Wissen und Erkennen ist zuhöchst auf die letzten Principien der Dinge gerichtet, und diese sollen eben durch die Mittel unseres Erkennens erschlossen werden. Der letzte Punkt, auf welchen Baumann sehr richtig all unser Wissen zurückführt, ist das Vorstellen im weitesten Sinne und zwar in der Form: ich stelle vor. Es ist uns nichts unmittelbar bekannt als unsere Vorstellungen und unser Vorstellendsein, d. h. Geist und geistiger Inhalt. Von diesem Ausgangspunkte kommt er zum Ergebnisse, daß wir in das Innere der Naturſubstanzen nicht unmittelbar und nur sehr entfernt durch Rückschlüsse eindringen. Erkennen heißt für uns Menschen, durch unbezweifelbare Vorstellungen Gewißheit erlangen von dem Daß unserer Seele und äußerer Dinge, theilweise auch von ihrem Was und ihren nähern Bedingungen, aber so, daß das Wie des Seins und Wirkens im letzten Grunde uns verborgen bleibt. Der Gedanke einer einheitlichen Weltursache, welcher durch die Gleichförmigkeiten der Dinge hervorgerufen wird, füllt diese Lücke nicht aus, da wir nicht im Stande sind, unmittelbar oder mittelbar das Wesen dieser einheitlichen Ursache, ihr Was näher kennen zu lernen, und somit durch sie in dem Verständnisse der gegebenen Gleichförmigkeiten um keinen Schritt vorwärts gebracht werden. Es ist ein beherzigenswerthes Wort des Verfassers, daß sich sicheres Wissen nur da erreichen läßt, wo Denken und Erfahrung, die letztere als genaue und auch mittelbare Beobachtung, zusammenwirken; die sich darüber hinaus uns aufdrängenden Gedanken über die innere Natur der letzten Substanzen und den Zusammenhang der Dinge tragen keine Gewähr in sich, mehr zu sein als Phantasien, d. h. gegenständliche Vorstellungen, welche sich zwar auf gewisse Veranlassungen hin in uns bilden, denen aber bei genauerer Untersuchung keine Bürgschaft ihrer Haltbarkeit innewohnt. O möchten doch diese goldenen Worte allenthalben ein lebhaftes Echo wecken, damit dem mühsamen Geistesringen um ein Grundprincip des Weltprocesses endlich Einhalt geboten werde!

Soll daher die Moral auf der Höhe der exacten Forschung stehen, so ist es nöthig, einen Standpunkt zu suchen, welcher sich mit der sichern Erkenntniß der Wirklichkeit im Einklange befindet, den Geist innerhalb der irdischen Bedingungen seiner Existenz und Wirksamkeit zur größtmöglichen Entfaltung bringt. Ein solcher Standpunkt ist die Glückseligkeit, welche in der sittlichen Bethätigung, in der Erhaltung und Förderung der Menschheit liegt. Die Haupteigenschaften, von welchen diese abhängt, sind Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit in Bezug auf Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel. Sie sind demgemäß die Cardinaltugenden. Ohne Thätigkeit kann weder eigenes noch fremdes menschliches Sein erhalten oder gar gefördert werden. Wohlwollen bewirkt, daß wir die Art anderer Menschen innerlich nachbilden und ihre Werthgefühle theilen. Praktische Verständigkeit setzt uns in die Lage, das ins Auge gefaßte Ziel des Gedeihens und der Wohlfahrt der Menschheit in die Wirklichkeit zu übersetzen.

2. Metaphysik als Lehre vom Vorbewußten. Von Alfons Bilharz. Erste Hälfte. Wiesbaden, Bergmann. 1890. Gr. 8. 4 M.

Wer dem Buche Baumann's mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird von dem vorliegenden Buche nicht sonderlich erbaut sein. Dasselbe stellt sich die Aufgabe, die Grundsätze der heliocentrischen Philosophie zu allgemeinerem Verständnisse zu bringen, indem es auf eine durchgreifende Umdrehung unseres Denkens hinarbeitet, welche sich mit der Umwandlung der sinnfälligen Vorstellung des Sonnenumlaufs in die der copernicanischen Anschauung vergleichen kann. Die Umdrehung des Denkens vollzieht sich in der Weise, daß alle Begriffe aus dem Fachwerke des Gehirns herausgenommen, geputzt, gerade gerichtet, von der entgegengesetzten Seite her betrachtet und umgedreht wieder an die frühern Plätze zurückgestellt werden. Nur auf diesem Wege werden wir in den Stand gesetzt, das hinter der physischen Erscheinung der Dinge befindliche wahrhafte Wesen derselben zu erforschen, in das der Vorstellung vorhergehende Sein, in den vorbewußten metaphysischen Inhalt einzudringen. Nur so erhalten wir gegensätzliche Richtungen im Denken, feste Coordinaten als Leitlinien, die zu dem heliocentrischen Standpunkte führen. Nach der heliocentrischen Art der Betrachtung geht die Empfindung der Vorstellung voran, sodaß das Prädicat in dem erst nachträglich aus den Eigenschaften gebildeten Subjecte analytisch

enthalten ist. Auf dem geocentrischen Standpunkte geht umgekehrt die Vorstellung der Empfindung voran, und im Zusammenhange damit ist der Subjectbegriff seiner Stellung wie auch seinem Ursprunge nach das erste, daher er durch Synthese erweitert werden kann. Es kann nun allerdings dem Verfasser nicht streitig gemacht werden, daß die Vorstellung in Wirklichkeit auf die Empfindung folgt, da die Vorstellung als solche eine vorzustellende, zu vergegenwärtigende, nachzubildende Empfindungsgröße bedingt. Die Menschheit verdankt jedoch nicht erst Bilharz diese Erkenntniß. Sie war längst, bevor er existirte, Gemeingut aller derjenigen, welche logisch denken und sich über das Wesen der Vorstellung Rechenschaft ablegen konnten.

Bernhard Münz.

Shakespeare als Romanheld.

„Solus cum Sola!" oder William's Sturmjahre. Original-Shakespeare-Roman von Karl Schultes. Leipzig, Mutze. 1891. 8. 4 M.

Dem gewaltigen Beherrscher der dramatischen und der Bühnenkunst, Meister William von Stratford, als Held einer mehr oder weniger geschickt empfundenen Romanfabel zu begegnen, ist nichts Neues. Die mehrjährige Lücke im Jünglingsalter des rasch entwickelten Dichtergenius durch Ereignisse auszufüllen, die seinem spätern poetischen Denken entsprächen, schien insbesondere ein lockender Vorwurf zu novellistischer Ausgestaltung. So hat es nach Ludwig Tieck's reizender Geschichte „Dichterleben", nach Heinrich Koenig's stürmendem Romane „William's Dichten und Trachten", einem Schauspiele Holtei's und den 1864er Gelegenheitsstücken von A. Lindner, Kösting, Stein, Hick u. a. Karl Schultes unternommen, die zeitliche Kluft zwischen Shakespeare's berüchtigter Wilddiebstahlsanekdote und dem Erscheinen seiner ersten Dramen zu überbrücken, indem er eine stark romantisch durchwehte Handlung erdachte und mit geübter Belletristenfeder ausspann: eine Handlung, in deren einzelnen Begebenheiten viele Gestalten, Scenen und Conflicte der spätern dramatischen Erzeugnisse Shakespeare's Wurzel und stoffspendende Quelle finden sollen. Der Verfasser mag ja, wie er in der Vorrede sagt, recht eingehende Vorstudien in der unabsehbaren biographischen und psychologischen Kleinliteratur über seinen Helden angestellt haben. Aber was er an sachlichem Inhalte uns bietet, ist weder gehörig verarbeitet, d. h. so daß die Schlacke des reinen Thatbestandes in dichterisches Metall umgeschmolzen wäre, noch in glaublicher Weise aus der dürftigen Ueberlieferung und den versprengten zarten Andeutungen der Dramen hervorgehen könnte. Shakespeare soll sich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des Reformationsjahrhunderts mit der Wandertruppe des öfters genannten englischen Theaterdirectors Spenser in Würtemberg befinden, hier von einem trefflichen Rathe und allmächtigen Minister des Herzogs „entdeckt", zur akademischen Bildung gedrängt, mit einer bald heitern, bald schwermüthigen Bürgermaid verlobt, endlich von Jesuiten nach Fulda ins Kloster entführt worden sein, wohin der gepeinigte Feuergeist durch heimliche Botschaft Gönner und Braut rufen läßt, um dann nach der letzteren Wahnsinnstod (Ophelia's Vorbild!) mit des erstern Segen „allein mit der alleinigen" (d. h. mit der Poesie!) das heimische Eiland, wo allein sein Weizen blühen könne, aufzusuchen. Dieser dünne Faden droht infolge ungeeigneter Einschläge mehrmals zu reißen. Aber die blühende Phantasie des in manchen Sätteln der belletristischen Darstellung gerechten Verfassers knüpft immer von neuem an, unbekümmert um Austrag der Verwickelungen, um Befriedigung der psychologischen Wahrheitsbedingungen. Der Eingang ist recht nett, und überhaupt lesen sich die ersten Abschnitte viel leichter als der zweite Theil, der in Gedanke und Ausdruck mitunter recht von Dunkelheiten starrt. Wir fassen die Erzählung harmloser als sie sein will, stellen sie zwar höher als das durchschnittliche Leihbibliotheksfutter, vermögen aber auch für das Selbstlob eines „Shakespeare-Original-Romans" keinen Schein von Berechtigung zu entdecken. Eine solche saftlose Puppe voll Mondscheinduft und Küsseseligkeit, als die Schultes seinen Liebling vorführt, hätte nie die erstaunlichen Belege menschlicher Geisteskraft zu Tage gefördert, am wenigsten sich in ein so schwachmüthiges Mädchen verliebt, das eine Reihe von Stufen unter W. Hauff's köstlichem Bärbele (im „Lichtenstein") steht.

Ludwig Fränkel.

Feuilleton.

Auf den Beginn der wohlfeilen sechsten Doppelauflage der „Denkmäler der Kunst", bearbeitet von Wilhelm Lübke und Karl von Lützow (Stuttgart, Neff), einer Stahlstichausgabe zu 72 M. und einer sogenannten Classikerausgabe zu 36 M., haben wir in Nr. 38 d. Bl. f. 1890 hingewiesen. Nunmehr liegen zwei Drittel des Werks in 24 Lieferungen uns vor, die wir mit großer Antheilnahme durchmustert haben. An diesem Bilderatlas zur Uebersicht des Entwickelungsganges der bildenden Kunst hat eine Generation gelernt, die ewiggültigen wie die vorübergehend zur Erscheinung gelangten Formen der Schönheitsideale und der Naturauffassung in bildlicher Darstellung unter den wichtigsten Culturvölkern sich gegenständlich zu machen, sie vergleichend zu prüfen und sich vorzubereiten auf den Genuß, das nur in Linienzeichnung Geschaute einst in Stein, Erz oder Farbe verkörpert wieder zu begrüßen. Uns selbst haben einst neben Lübke's eben erschienenem „Grundriß der Kunstgeschichte", zuerst nur in einem, immerhin stattlichen Bande, die damals Kugler'schen „Denkmäler", die nur in den königlichen Bibliotheken zu Stuttgart und München oder

oben in der Universitätsbücherei auf Hohentübingen eingesehen werden konnten, in das Studium der Kunstgeschichte eingeführt. Wie viel wesentlicher war das Werk doch für diesen Zweck vor dreißig Jahren, da es die einzige umfassende systematische Veröffentlichung war und nur sehr wenige Sondersammlungen für einzelne Kunstzweige vorhanden waren. Das letzte Menschenalter ist auch darin unglaublich vorwärts geschritten. Somit war es denn doch wol schon lange geboten, den früher sehr hohen Preis der „Denkmäler", 160 M. für die Stahlstichausgabe, herabzusetzen, das Werk überhaupt zugänglicher zu machen, weil die öffentlichen und Vereinsbibliotheken sich gemehrt haben und, wenn auch ihm kein eigentlicher Nebenbuhler erstanden ist, doch die vielen Specialveröffentlichungen es entbehrlicher machen, sobald man einmal außer dem Hause zu arbeiten gezwungen ist. Der Verlagshandlung gebührt aber aller Dank, daß sie nun seinen Erwerb dem fleißigen Privatmann ermöglicht hat und daß er um einen in der That billigen Preis einen Atlas erhält, der nicht etwa früher einmal seinen Werth gehabt und nun veraltet ist, sondern immer verjüngt und bereichert worden. Zählten die „Denkmäler" in ihrer ersten Gestalt 156 Tafeln, so enthalten sie jetzt deren 203, es sind also im Laufe der Zeit 47 hinzugekommen, davon in der gegenwärtigen Auflage 10, die jedoch noch nicht zur Ausgabe gelangt sind. Nach dem vorläufigen Inhaltsverzeichnisse sollen sie Darstellungen bringen der ägyptischen Baukunst, der vorderasiatischen und griechischen Kunst, der altgriechischen Sculptur, der griechischen Sculptur verschiedener Epochen, der italienischen Sculptur, der deutschen Sculptur, der italienischen und außeritalienischen Architektur und 2 Tafeln moderner Malerei. Da werden wir wol auch Einiges aus den pergamenischen Friesen und aus Olympia erhalten und dürfen gespannt auf die neuen Beiträge blicken. Unter dem Vorhandenen ist nun allerdings nicht jegliches von gleicher Trefflichkeit der Zeichnung und der technischen Ausführung. In dieser Hinsicht weisen wir nur auf einen Uebelstand hin, der aber auch in einem solchen Prachtwerke schlechterdings nicht sich finden dürfte, das ist die Darstellung der Sixtinischen Madonna auf Tafel 78. Ferner hätten der regensburger Dom und das ulmer Münster nach ihrem Ausbau wohl Neuzeichnungen erfordert. Die Schwierigkeiten, die sich der Ergänzung der einzelnen Tafeltheile entgegenstellen, sind denn doch nicht unüberwindlich. Gerade bei der Bekanntheit dieser drei Kunstwerke gereicht ihre ungenügende Vorführung zwar nicht zum Hemmnisse oder gar zur Misleitung des Studiums, aber um des vorzüglichen und hoch empfehlenswerthen Werks willen sollten diese Mängel sich nicht in ihm bemerken lassen.

— Der bekannte Verfasser der „Illustrirten Geschichte der Buchdruckerkunst", Professor Karl Faulmann, bietet die seit dem zehn Jahre zurückliegenden Erscheinen jenes großen Werks gewonnenen Ergebnisse seiner eigenen und anderer Studien auf diesem Gebiete in dem Buche dar: „Die Erfindung der Buchdruckerkunst nach den neuesten Forschungen. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Stammtafel der Famile Gänsfleisch-Gutenberg" (Wien, Hartleben, 1891). Das als sicher Festgestellte wird in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „1. Die Erfindung der Buchdruckerkunst war kein einfacher Gedanke, der an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit zur Herstellung des Buchdrucks führen konnte, sondern das Ergebniß schrittweise unternommener Versuche eines scharfsinnigen Geistes. 2. Nach den Zeugnissen von Zeitgenossen, deren wichtigste hier buchstäblich nach den Originalen abgedruckt und genau übersetzt sind, war Johann Gutenberg in Mainz zweifellos der Erfinder der Buchdruckerkunst. 3. Wir wissen über dessen Leben wenig Sicheres, jedenfalls aber so viel, um die Nachrichten über die angebliche Armuth und Bettelhaftigkeit des Erfinders in das Gebiet der Sage zu verweisen." Auf die tiefgegründeten, der Feststellung der Person Gutenberg's und seiner Verhältnisse gewidmeten Untersuchungen läßt sich hier nicht eingehen, ebenso wenig auf das Verhör der Zeugen aus dem 15. und 16. Jahrhunderte. Zum ersten Punkte sei nur hervorgehoben, daß der Verfasser als die Hauptsache die Erfindung der Druckerpresse und zwar nach dem Vorbilde der Münzprägung, anstatt des bis dahin gebrauchten Reibers betont; und damit im Zusammenhange die Erzeugung der Druckerschwärze; daß aber die gegossenen Metalllettern nur eine weitere, mit Nothwendigkeit eintretende Entwickelungsstufe der mit der Presse ihrem Wesen nach vollzogenen Erfindung bezeichnen, wie denn Faulmann gegen Professor Dziatzko bei seiner Meinung verharrt und sie im vorliegenden Buche erhärtet, daß die sechsunddreißigzeilige Bibel älter als die zweiundvierzigzeilige und zwar mit geschnittenen Holzbuchstaben gedruckt sei. Seine Darlegungen sind sehr anziehend, aber wenn auch „dem deutschen Volke" gewidmet, doch nur für den Fachmann geschrieben. Der Preis von 4 M. erklärt sich durch die zahlreiche Wiedergabe von Innenabelnstellen.

— Das Gefühl des Dankes, welchen die Wissenschaft Heinrich Schliemann schuldet, und das Bedürfniß, diesem Danke einen sichtbaren Ausdruck zu geben, haben eine Anzahl Männer in der Meinung vereinigt, daß es sehr wohl angebracht sein würde, ihm in seinem Heimatlande Mecklenburg ein Denkmal zu setzen und dabei zunächst nur eine Büste ins Auge zu fassen. In der Erwartung, daß dieses Unternehmen überall zustimmend begrüßt werden wird, ist ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals verbreitet und wird gebeten, Gaben an den Herrn Bankdirector Steiner in Schwerin i. M. gelangen zu lassen.

Bibliographie.

Alberts, O., Linguistisch-medizinischer Beitrag zur Culturgeschichte der Türken. Mit photographischer Copie eines bisher unbekannten Manuscripts der Wolfenbütteler Bibliothek. Berlin, K. F. Köhler's Antiquarium. 1890. Fol. 5 M.

Barttelot, W. G., Stanley's Nachhut in Yambuya unter Major Edm. M. Barttelot. Mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Entsatz-Expedition gemachten Anklagen. Nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben. Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert. Mit einem Bildniß Barttelots und 2 Karten. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 9 M.

Eynatten, Carola Freiin v., Eifelsagen, Sagen und Geschichten. Trier, Stephanus. 8. 2 M.

Franke, C., Jesu Moral und der Jesuiten Moral. Leipzig, Findel. 8. 20 Pf.

Hoenig, F., Gefechtsbilder aus dem Kriege 1870/71. 1. Bd.: Die Gefechte von la Garonnière und Villechauve am 7. Januar 1871. Berlin, F. Luckhardt. 8. 3 M.

Korn, G., Katechismus der Kulturmenschen. Berlin, Conitzer. 12. 2 M.

Krüger, F. H., Traum eines Sozialdemokraten. Sozialpolitische Betrachtungen. Halberstadt, H. Meyer. 1890. 12. 30 Pf.

Lieres und Wilkau, Gabriele v., Die Sonne. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Unsere Marine in der elften Stunde. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 5 M.

Mayer, J. B., Von der Freiheit. Eine philosophische Studie. Freiburg i. Br., Stoll u. Bader. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Prel, C. du, Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. 2. Tl.: Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Rüdiger, M., Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers zu Hinrichshagen erzählt. Cöthen, Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereinshauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Stadion, Graf E. v., Christbaumflitter. Ein Weihnachtsbuch. Wien, Hauler. 1890. 12. 1 M. 80 Pf.

Strauß und Torney, V. v., Der altägyptische Götterglaube. 2. Tl. Entstehung und Geschichte des altägyptischen Götterglaubens. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 10 M.

Vollert, H., Lieder und Sagen. Garding, Lühr u. Dircks. 1890. 12. 1 M. 20 Pf.

Wickenhauser, F. A., Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina. 2. Bdchn. Moldauisch und Russisch Kimpolung (Huzulei) und die Einwanderung der Lippowaner. Czernowitz, Pardini. 8. 2 M. 75 Pf.

Wie soll das enden? Aus der Gegenwart für die Zukunft von *** Schweidnitz, Heege. Gr. 8. 60 Pf.

Ziegler, H., Der geschichtliche Christus. Vorbereitung und Erfüllung. Fünf Vorträge, gehalten in der Aula des Gymnasiums zu Liegnitz. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben dem bereits in fünfter Auflage erschienenen Roman „Hypatia", zeichnet sich „Alton Locke" außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Seenerie aus Italien. Siebente Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York** bei **P. Scherer & Co.,** 11 Barclay Street.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Iris.

Erzählungen und Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet M. 3. —
In geschmackvollem Einband M. 4. —.

Lustspiele.

I. Ein Hofstaat. — II. Ein Volksfest am Aetna. — III. Der Magier. — IV. Willy. — V. Menschen und Affen. Modernes Satyrspiel.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet M. 3. —
In geschmackvollem Einband M. 4. —.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Belletristische Neuigkeiten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wahre Liebe.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bde. Preis geh. M. 6. —; fein geb. M. 7. —

Die Reise nach dem Nordkap.

Novelle von

G. Hermstein.

Preis geh. M. 3. —; fein geb. M. 4. —

Auf Irrwegen der Liebe.

Drei Novellen

(Madelon — Eva — Angela)

von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geh. M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Siebenkäs

von

Jean Paul.

Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.

2 Bde. Preis geh. M. 4. 50; fein geb. M. 5. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 2. April 1891.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Dramatisches. Von Friedrich Kummer. — Romane und Novellen. Von Fritz Lemmermayer. — Neue Lyrik. Von Ernst Ziel. — Zur Culturgeschichte Berlins. Von A. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatisches.

1. Die Kinder des Hauses. Schauspielfragment von Friedrich von Schiller. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Alexander Wald. Mit einem Vorwort von Uli Schanz. Preßburg, Heckenast. 1891. 8. 1 M.

Die unreifste Dilettantenhaftigkeit hat sich hier an ein Schiller'sches Bruchstück heranzudrängen gewagt. Jedermann kennt die Aufzeichnungen Schiller's zu den „Kindern des Hauses" und der „Polizei", die in gekürzter Form bereits in die Körner'sche Schiller-Ausgabe Eingang gefunden haben. Die kritischen Ausgaben enthalten noch eine Fülle von Material, die der Dichter zusammengetragen hatte, um ein Weltbild zu entwickeln, das wenigstens in Rücksicht auf Stoffreichthum unter den Schiller'schen Entwürfen nicht seinesgleichen hat. Schiller und Zola: dies ist eine Parallele, von deren Berechtigung sich wenige etwas träumen lassen. Wer sich näher unterrichten will, der nehme die betreffenden Entwürfe in der kritischen Ausgabe zur Hand. Wie Schiller vielleicht den Plan der „Kinder des Hauses" ausgeführt haben würde, gehört in eine wissenschaftliche Untersuchung und soll hier unberührt bleiben. Alexander Wald hat sich an die Vollendung gewagt. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Dreistigkeit oder die Talentlosigkeit A. Wald's. Jeder literarisch durchschnittlich begabte Obersecundaner, der sich heimlich an die Vollendung des „Demetrius" oder des „Warbek" wagt, überragt meiner Meinung nach Herrn Wald in schöpferischer Hinsicht ohne weiteres; daß er es in kritischer Beziehung thut, ist auch klar, denn der Obersecundaner hütet sich wol, sein Werk andern Augen vorzulegen; Alexander Wald sendet die „Kinder des Hauses" für die deutsche Bühne bearbeitet in alle Welt hinaus. Von der rührenden Unbeholfenheit des Verfassers nur eine kleine Probe. Er läßt das Stück mit einem Monolog beginnen, Madelon stellt sich mit folgenden Worten dem Publikum vor:

Tag und Nacht wird meine kranke Seele durch die Erinnerung an das Verbrechen gefoltert, welches ich in meiner Jugend beging aus Liebe zu einem Manne, der mich später schändlich betrogen. Man spricht von einer Vergeltung im Jenseits, ich glaube nicht daran, sondern bin der Ueberzeugung: Gott straft bereits in dieser Welt. Wenn jemand Gottes Barmherzigkeit verdient, so bin ich's. Ich bin ja keine verstockte Sünderin, wie so manche andere. Nicht Haß, nicht Neid, nicht Rachsucht war die Triebfeder meines Verbrechens, sondern die Liebe, die ewige Liebe, die den Edlen zum Gott, den Gemeinen aber zum Thier macht.

Wenn das etwa jemand für Charakteristik hält, so ist dem so wenig zu helfen wie Herrn Wald. Welch ein feiner Stimmungskünstler, welch geistreicher Theaterkenner der Verfasser übrigens ist, das zeigt sich am Schlusse des ersten Aufzugs, nämlich:

Das Bild Pierre von Narbonne's fällt von der Wand herunter.

Narbonne / Madelon (erschrocken). Was ist das?

Pontis. Der Nagel wird locker geworden sein.

Narbonne. Was hat das zu bedeuten?

Madelon (zu Narbonne). Daß die Vergeltung nicht mehr fern!

Dreistigkeit und Talentlosigkeit ist damit wol für die Einsichtigen erwiesen. Das Stück hat aber noch eine Vorrede von Professor Uli Schanz, die denn doch noch einige Aufmerksamkeit verdient. Zunächst lernt man da Herrn Wald als Kritiker kennen; er bringt den köstlichen Satz ans Tageslicht: „Literaten schießen wie Pilze aus der Erde, aber keine Dichter; denn der wahre Dichter kann kein Naturalist (Realist) sein": das „denn" ist unbezahlbar. Von dem Pilze als einem Naturproduct zu

dem Naturalisten eine logische Brücke geschlagen zu haben, ist eine der erstaunlichsten Thaten menschlichen Scharfsinns; je länger man sich in die Tiefe des obigen Satzes versenkt, desto unausbleiblicher steht einem der Verstand vor Bewunderung still. Und Herr Uli Schanz nennt Herrn Wald seinen wackern Mitstreiter und trefflichen jungen geistvollen Freund. . . . Allerdings nur um — Gelegenheit zu haben, von einem eigenen Werke zu sprechen! Die grauenhafte Unwissenheit des Beschützers von Alexander Wald verdient gekennzeichnet zu werden. Da findet man in der Vorrede von Schanz folgende Sätze:

So wie aus Rafael immer ein großer Maler geworden sein würde (!), auch wenn er zufällig ohne Hände auf die Welt gekommen wäre, ebenso würde gewiß Shakespeare, auch mit der Losung unserer modernen Naturalisten auf seiner Fahne, der große dramatische Riese geworden sein, der er ist und für immer bleiben wird.

Und ferner: Goethe ist zwar der größte Lyriker, aber mit mehr Fug und Recht kann er als der Bahnbrecher einer neuen Epoche der deutschen Bühne betrachtet werden; die Weiterentwickelung der erhabenen Ideen (Goethe's), des dramatischen Riesen von Weimar, wurde durch das Vordringen des jungen Deutschland gehemmt, bis es Richard Wagner . . . gelang mit großem Geschick . . . fortzusetzen, was Altmeister Goethe begonnen hat. . . . Goethe's musikalisch-dramatischer Schüler Richard Wagner ist todt, aber seine literarische Erbschaft hat noch niemand angetreten. Wie damals liegt auch gegenwärtig ein Hinderniß vor: die Stelle des jungen Deutschland von einst hat jetzt das jüngste Deutschland oder Gründeutschland eingenommen.

Herr Wald freilich darf sich nicht weiter über die classische Vorrede beklagen. Jeder findet den Beschützer, den er verdient.

2. Die Stedinger. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Zweite Auflage. Varel, Aquistapace. 1890. 8. 1 M.

Dieses Stück, von einem jungen oldenburger Schullehrer geschrieben, wurde mit großem Beifall auf der Hofbühne des engern Vaterlandes gegeben. Es ist durchtränkt mit Localpatriotismus und leicht begreiflich entfesselte es einen Sturm heimatlicher Begeisterung. Auch Wildenbruch's vaterländische Schauspiele erschleichen den kräftigsten Theil ihrer Wirkung durch Mittel, die mit der Kunst und besonders mit der Dramatik durchaus nichts zu thun haben. Der patriotische Chauvinismus ist heutzutage ein kaum versagendes Arcanum des Theatererfolgs. Wenn Wildenbruch mit seinen preußisch-berlinischen Stücken mehr Erfolg hat und Ruseler muthmaßlich auf seine kleine norddeutsche Heimat beschränkt bleibt, so liegt das einfach an dem Umstande, daß Wildenbruch zu einer größern und beifallsfreudigern Menge zu sprechen im Stande ist. Nun kann man freilich Wildenbruch und Ruseler nur in Rücksicht auf ihre localpatriotischen Hülfsmittel miteinander vergleichen, denn ihre künstlerische Kraft ist weit voneinander geschieden. Ich weiß nicht, ob „Die Stedinger" Ruseler's Erstlingswerken angehören, oder ob sie das Endglied einer längern Entwickelung sind. Im Interesse des Verfassers möchte ich das letztere wünschen; man könnte es ja dann mit Beifall begrüßen, wenn sich aus wildern, freiern Anfängen das Talent des Verfassers zu dieser technisch klaren kalten Bühnengewandtheit concentrirt hätte. Schlimmer stände es, wenn das vorliegende Stück ein Erstlingswurf wäre, denn dann könnte man wol von einem frühreifen Theatertalent, aber nicht von ursprünglicher dichterischer Begabung reden. Alles an diesem Stück ist Form und Bühnenmathematik, wirksam und gewandt, aber kalt und starr, es ist Decorationsmalerei, nicht mehr und nicht weniger. Laube ist der Verwandte, vielleicht das Vorbild Ruseler's. Man sieht bei der Lektüre die handelnden Personen sich bewegen, aber nicht als Menschen ihrer Zeit, sondern als Schauspieler der modernen Bühne. Die Gestalt der alten Meike ist so recht das Musterbeispiel einer wirksamen, aber dichterisch unmöglichen Bühnenfigur.

3. Die beiden Oberstein. Operndichtung in vier Aufzügen nebst einem Vorspiel von E. H. Kanowski. München, Merhoff. 1890. 8. 2 M.

Die münchener Kapuzinade von 1889, die als Vorrede dient, wird der Verfasser wol selbst nicht mehr ernsthaft nehmen. Kanowski's Dichtung selbst ist ein höchst interessantes Werk, das in der That vollen Anspruch machen darf, in der Literatur einen eigenen Platz einzunehmen. Kein Zweifel, wenn der geistesverwandte Componist sich findet, so wird ein sehr bedeutender, mindestens ein sehr eigenartiger Eindruck erzielt werden. Ich wünsche im Interesse der Dichtung und der deutschen Musik recht bald den „Beiden Oberstein" auf der Bühne zu begegnen. Es werden in dem vorliegenden Texte der Musik Aufgaben geboten, die vielleicht noch kein Libretto zu stellen wagte. Der nächste Kunstverwandte dieses Musikdramas wäre Makart. Man stelle sich die riesenhaften farbenglühenden Bilder Makart's, eine Catarina Cornaro, einen Jagdzug der Diana, einen Einzug Karl's V. in Rhythmen und Tönen vor, so hat man den lebendigsten Eindruck von dieser Zukunftsoper. Aller Glanz, alle Wirkung sind ihr ebenso eigen wie die Schwächen und geistigen Schranken der Bilder des großen Malers. Freilich eine Tragödie, wie Professor H. in Wien zu meinen scheint, ist Kanowski's Operntext ganz und gar nicht; der Begriff der Tragödie ist eben heutzutage Kritikern wie Dichtern abhanden gekommen, aber von dem Verdienste wird dadurch dem Werke nichts geraubt. Geistig ist der Inhalt nicht tief, psychologisch flackern zu viel bengalische Flammen auf, um nicht zu zerreißen und zu verwirren; aber decorativ und stellenweise dramatisch sind wirklich bedeutende Wirkungen erzielt. Kanowski versteht es, individuell zu sein und dies bereits sichert ihm ernsthafte Beachtung zu. Die Aufgabe wäre lockend, diese dichterischen Makartgemälde zu instrumentiren; auch für den Componisten wären, wie Professor H. in Wien es geschmackvoll ausdrückt, „die beiden Oberstein" dann mehr als ein materielles Erdenglück.

4. Irma. Schauspiel in vier Acten von Adam Müller-Guttenbrunn. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Der verdienstvolle Theaterschriftsteller, dem wir die besten und einsichtigsten Broschüren über die Bühnen seiner Heimatstadt verdanken, dem ich auch an dieser Stelle die literarische und theaterhistorische Bedeutung seiner Studien bestätigen konnte, gibt eine einleitende Geschichte seines Stückes „Irma". Er erzählt, daß Wilbrandt, gegen den sein Zorn immer noch ein wenig entbrennt, es vor acht Jahren mit der Bemerkung zurückgewiesen habe, es sei im Stoffe vergriffen und keiner Verbesserung fähig. Dies ist wahr; denn die Geschichte ist indessen über „Irma" weggeeilt und der Theatererfolg hat endgültig über das Stück entschieden. „Irma" ist auf der deutschen Bühne in Berlin aufgeführt worden und ist gefallen, rettungslos gefallen. Einen Miserfolg, wie den bei „Irma", hat selbst die deutsche Bühne nicht wieder erlebt und selten erinnert sich jemand, eine entscheidendere Niederlage in Berlin gesehen zu haben. Das war nicht so sehr die Schuld der Darstellung, so mangelhaft diese auch sein mochte, das war die Schuld des Stückes, das keiner Verbesserung fähig ist. „Irma" ist gefallen, nicht weil es allzu realistisch war, sondern weil es keine Spur von echtem Realismus hatte. Es enthält nichts Sociales, es enthält nichts modern Lebendiges. In der That, der Geschichtschreiber seines eigenen Stückes hat recht: die Geistesstimmung, aus der „Irma" vor acht Jahren hervorging, hat sich inzwischen gründlich verflüchtigt. Es war ein Fehler des Autors, sich darüber zu täuschen, es war ein noch größerer und wahrhaft unverzeihlicher Fehler, daß sich die Leiter der deutschen Bühne darüber täuschen wollten. Es ist durch die Thatsachen überflüssig geworden, eine kritische statt einer historischen Besprechung dieses Stückes zu geben, das eben nichts weiter ist, als die Mode vor acht Jahren.

5. Zwischen zwei Welten. Moderne Tragödie von A. Dehlen. Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren in Leipzig. 1890. 8.

Ein zukunftsvolles Talent für das moderne Stück liegt in dem vorliegenden Drama ausgesprochen. Nur eine festere Concentration, eine sichere Bestimmung der dramatischen Höhenpunkte ist zu erstreben. Es fehlt die Betonung des Wesentlichen, das Zurückschieben des Unbedeutenden, die Herbeiführung großer und klarer Conflicte in ein paar mächtigen Scenen. Der Verfasser versteht noch nicht, dramatisch und doch erschöpfend zu entwerfen, er gebietet zwar über einen lebendigen und klaren Dialog, aber die Grundlinien dieses Stückes sind doch mehr epischer als dramatischer Natur. Eine etwaige Bearbeitung hätte das Stück von Grund aus neu zu organisiren, aber vielleicht könnte es lohnen.

6. Saul oder König und Priester. Trauerspiel in fünf Acten von Max Frick. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Ich will über die Stoffwahl kein Wort des Tadels verlieren; daß er sich schon von vornherein dadurch die heutige Bühne verschlossen hat, wird dem Verfasser wol klar sein. An sich ist die Sage von Saul wirklich mit tragischem Geiste erfüllt. Denkt man sich den Stoff nach Hellas versetzt, so hätten die größten Tragödiendichter miteinander gewetteifert, diesen Stoff zu gestalten; freilich würden nicht König Saul und Priester Samuel die Gegenspieler gewesen sein, sondern der alternde, arglose, immer tiefer in sich selbst versinkende Mann der Waffen, Saul, und der listige, junge, streberhafte Politiker David. Ein Charakterdrama läßt sich für moderne Menschen aus dem Stoffe immerhin noch entwickeln; ein Tendenzdrama „Saul" ist unmöglich. Der Gegensatz zwischen Königthum und Priesterthum scheint uns heutzutage auf der Bühne blaß, kalt, langweilig. Wir haben in der deutschen Geschichte des Mittelalters viel frischere und gewaltigere Stoffe, in denen dieser Gegensatz, wenn er nun einmal behandelt werden soll, einigermaßen erträglich gemacht werden kann. Der Verfasser gebietet über eine viel zu schwache poetische Kraft, um sich an das Drama wagen zu können. Selbst die Sprache ist trocken und nüchtern. Keine einzige Scene verräth die Hand eines Dramatikers. Wie der Faden von einer Spindel sich abspinnt, so langweilig und jeder Steigerung entbehrend wickeln sich die Geschehnisse ab.

7. Der Jesuit. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen von Rudolf Werner. Hamburg, Dr. Rud. Werner's Selbstverlag. 1891. 8. 2 M.

Auch dies ist ein Tendenzdrama. Der Verfasser gesteht es offen ein und seine Absichten sind fraglos persönlich genommen die besten. Er fürchtet von der Wiederkunft der Jesuiten eine Gefährdung des Friedens und der Sitten in Deutschland. Nun wird vielleicht ein Staatsmann, oder einer, der das moderne Leben vertrauensvoller ansieht, eine solche Gefährdung nicht zugeben. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser in der Ausführung Maß gehalten und die Jesuitenpartei nicht aller sympathischen Züge entkleidet hat. Vielleicht hat den Verfasser hierin mehr sein Gerechtigkeitssinn als sein poetisches Vermögen geleitet. Das Wesen des Jesuitismus hat Werner freilich trotz seiner Studien nicht erkannt oder mindestens nicht anschaulich zu machen verstanden. Seine Jesuiten haben gar nichts, das dem Orden charakteristisch ist, nichts, das wirklich dem Leben abgelauscht wäre und uns leibhaft die Schüler Loyola's vor Augen stellte. Das Stück spielt im Jahre 1688, aber es werden an keiner Stelle in feinerer und innerlicher Weise Zeit und Menschen charakterisirt. Nichts kennzeichnet den echten Dichter mehr, als die Mischung der Charaktere aus gut und böse; je bedeutender die Dichterkraft, desto unmöglicher wird es, dem einen handelnden Menschen Unrecht, dem andern Recht zu geben. Alle Personen eines Dramas müssen recht behalten; es ist Sache der überlegenen künstlerischen Weisheit, vom Boden einer bestimmten Weltanschauung aus das objective Recht über das subjective siegen zu lassen. Weder so harmlos noch so boshaft sind die Menschen, als Werner glauben lassen will. Sehr schwach motivirt ist besonders der Mordplan, den die Jesuiten gegen das Oberhaupt der

Stadt, in der sie leben, von Anfang an verfolgen. Gleichwol sind Spuren ernster Arbeit nicht zu verkennen, um aus bloßen Geschehnissen eine Handlung zu entwickeln. In der einen Scene des vierten Actes bekundet sich außerdem dramatisches Talent.

8. Conradin von Staufen. Ein deutsches Trauerspiel von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke u. Loechner. 1890. Gr. 8. 2 M.
9. Absalom. Drama in drei Aufzügen von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke und Loechner. 1890. Gr. 8. 3 M.

Ein angenehmes Talent, eine heitere Jugendlichkeit tritt uns entgegen, nirgends freilich Größe, nirgends Tiefe, aber ein fröhliches Sichselbstgenügen, ein warmes poetisches Empfinden. „Absalom" verdient in mehrfacher Beziehung den Vorrang vor „Conradin". Die seelischen Vorgänge sind tiefer erfaßt und reicher ausgeführt, die Handlung ist runder und gegensätzlicher, die Phantasie blühender. So viel man zum Lobe Gaedke's sagen kann, eins muß betont werden: ein Dramatiker ist er nach vorliegenden Proben noch nicht. Die innere und äußere Geschlossenheit eines echten Dramas zu erreichen ist ihm mislungen. Er gibt Skizzenreihen, kein Gemälde. Einzelne Züge sind frisch, lebendig, anschaulich; das Ganze aber ist zersplittert, man erhält keinen Gesammteindruck. Es kommt dies daher, daß den Stücken die festverbundene logische Handlung fehlt. Es geht auf der Bühne allerlei vor, dessen Nothwendigkeit nicht einmal anzudeuten versucht worden ist. Gegenüber der innern Lockerheit der Geschehnisse ist es ein kleiner Fehler, daß Gaedke häufig seine Personen so zwanglos gehen und kommen läßt, daß man deutlich merkt, der Schauplatz ist das Theater. („Absalom".) Eine Geschmacklosigkeit, die einem denkenden Künstler nicht widerfahren sollte, ist am Schlusse des „Conradin" die Vision der Germania. In diesem einen Zuge liegt das stillschweigende Eingeständniß, daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, künstlerisch im Drama selber darzustellen, was ihm vorgeschwebt hat. Bei dem Talent des Verfassers tritt an ihn die Forderung verdoppelt heran, zu lernen und geschlossener zu gestalten.

10. Das Medeabild. Drama in einem Aufzug von Ferdinand Heitmüller. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.
11. Die Sicilianerin. Bühnendichtung in drei Vorgängen von Hermann Friedrichs. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 2 M.

Ein wunderschöner Novellenstoff ist von Ferdinand Heitmüller zu einem Einacter verwendet worden. Es schmerzt, den Stoff so kunstwidrig tyrannisirt zu sehen. Wenn mit der gleichen Lebendigkeit und Wärme, aber motivirter und erschöpfender die Handlung erzählt wäre, so könnte eine Perle deutscher Novellistik entstehen. Ein tüchtiges Können spricht aber auch aus der dramatischen Form.

Das dreiactige Drama von Hermann Friedrichs zeigt in den zwei ersten Aufzügen eine wahrhaft moderne und sehr charakteristisch gestaltende Veranlagung. Der dritte Act ist schwächer und hält sich nicht ganz frei vom Conventionellen. Hermann Friedrichs' Versuch, ein größeres realistisches Drama zu schaffen, erweckt in der That weitere und sehr begründete Hoffnungen.

12. Die Früchte der Aufklärung. Lustspiel in vier Aufzügen von Graf L. N. Tolstoi. Deutsch von J. Nikolajew. Berlin, S. Fischer. 1891. 8. 1 M.
13. Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von L. N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von R. Löwenfeld. Berlin, Wilhelmi. 1891. 8. 1 M.

Ein ausgezeichnetes satirisches Lustspiel mit einem verblüffenden Reichthume an Charakteren und einzelnen, meisterhaft geschauten und wiedergegebenen Zügen. Der zweite Act, der in der Leuteküche eines russischen Hauses spielt, findet in der gesammten Komödienliteratur nicht seinesgleichen. Auch der Titel „Früchte der Bildung" ist keineswegs in den andern „Früchte der Halbbildung" umzudeuten. In Rußland mag man leicht möglich als vollwerthige Bildung betrachten, was man im Westen Europas nicht einmal als Halbbildung gelten lassen würde. Die glänzende Gruppirung der Personen, die Charakteristik und der Gedankeninhalt kann in dieser Anzeige des Stücks nicht im entferntesten angedeutet werden.

14. Hedda Gabler. Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Victor Ottmann. Halle, Hendel. 1891. 8. 50 Pf.

Auch dieses Stück hat wie das vorhergehende wochenlang die deutsche Presse beschäftigt. Die seltsamsten Ansichten sind darüber zu Tage gekommen, ein näheres Eingehen ist mir auch hier nicht möglich. Es ist unnöthige rabbinische Gelehrsamkeit, in dies Stück hineingeheimnissen zu wollen. Weder „Vampyrismus" noch nordländische „Mythe" wird ein gesunder Blick darin finden. „Hedda Gabler" ist als Stück schlechthin auf sich selbst gestellt; es will einen Charakter schildern, der wenigstens in Ansätzen und Bruchstücken uns täglich entgegentritt. Das Bedeutendste und Glänzendste, was über „Hedda Gabler" geschrieben worden ist, enthalten die Aufsätze von Maximilian Harden in der „Gegenwart" und „Nation". Nur insofern wäre vielleicht eine Gegenbehauptung aufzustellen, als die einzelnen kleinen Züge zwar in den kritischen Erörterungen Harden's ein Ganzes bilden, aber im Stücke selber unverbundene, verstandesmäßig hingestreute Notizen bleiben, die vom künstlerischen Standpunkte aus roh und kalt wirken und schließlich nichts anderes sind als stoffliche Bestandtheile, die der Dichter nicht zu organisiren verstanden hat. Meisterhaft ist die dramatische Entfaltung im ersten Aufzug. Hat Ibsen ein satirisches Charakterlustspiel zu schreiben beabsichtigt — und in der That ist es das Beste, „Hedda Gabler" lachend entgegenzutreten —, so ist die Idee zwar gerettet, das Ganze aber als Charakterlustspiel mislungen und langweilig. Friedrich Kummer.

Romane und Novellen.

1. Der Consul. Vaterländischer Roman aus unsern Tagen von Fr. von Bülow. Berlin, Fontane. 1891. 8. 3 M.

Die Tendenz ist deutsch und patriotisch, also gut. Aber die Erfindung ist zu dürftig, die Ausführung zu mager, um lebendige Theilnahme zu erregen. Max von Sylffa wird von Berlin aus in die arabische Küstenstadt U. als Consul entsendet. Er ist ein preußischer Junker in gutem Sinne, jung, „schneidig", wie die jetzt beliebte Bezeichnung für eine ebenso beliebte Eigenschaft lautet; er hat „entschlossene Züge" und „von Stolz und Leidenschaft durchflammte dunkle Augen" — ein Mann also, wie ihn die Frauen lieben, und ein Mann, der, wohin er kommt, nicht gleichgültig lassen kann, sondern für und wider sich die Leute einnehmen muß. Er findet eine gemischte Gesellschaft, außer den dunkelfarbigen Eingeborenen Franzosen, Engländer, Deutsche. Die letzteren sind etwas verwildert, ohne Heimatsgefühl. Das muß anders werden. Er führt Neuerungen ein, er verbessert, stürzt um. Was er will, ist recht und gut; aber er verfehlt die Form, er ist zu raschen und zu heftigen Blutes. Er geräth mit seiner Umgebung in Hader und macht sich misliebig im auswärtigen Amte zu Berlin. So geschieht es denn, daß er nach kurzem Wirken abberufen wird. Er geht; doch hat er die Freude zu sehen, daß der Samen der Vaterlandsliebe, den er in die Gemüther gestreut, im Begriffe ist aufzugehen und segensreiche Früchte zu tragen. Eine junge Frau nimmt er sich mit nach Preußen. Der Roman böte Gelegenheit, herrliche Bilder aus der Tropenwelt zu entwerfen — leider findet sich davon kaum eine Spur. Alles ist nüchtern und kahl. In dem Buche finden sich Ansätze zu einem Romane, doch ein Roman ist es nicht.

2. Unser gnäd'ger Herr! Roman von A. von Hersdorff. Berlin, A. Goldschmidt. 1890. 12. 3 M.

Das Elend, das aus einem Majorat entstehen kann, wird in menschlich wahren, kräftigen, rührenden Zügen veranschaulicht. Ein reicher, vernachlässigter Herrensitz, der als Majorat weder veräußert, noch belastet werden darf; ein Besitzer, der das Muster eines eleganten Offiziers und nebenbei ein wackerer Mensch ist, aber nichts von Verwaltung und Wirthschaft versteht. Er müht und hetzt sich ab — vergebens. Das Gespenst des Ruins schleicht an ihn heran; er sieht die Zukunft seines Leibeserben bedroht, seine glückliche Ehe will aus den Fugen gehen; er ist matt und krank bis an den Tod. Endlich stellt sich nach Wirrnissen und Irrthümern heraus, daß der Besitz kein erbliches Fideicommiß ist, daß Adam, der Held der Erzählung, ein freier Herr auf seinem Grund und Boden. Man freut sich mit ihm, denn er weiß unsere Theilnahme zu erregen. Der Verfasser beherrscht den Stoff, er erzählt frisch und herzhaft, und das Lesen des Buchs ist ein Vergnügen.

3. Gaspard's Nachfolger. Erzählung von Victor André. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 2 M.

Ein altes Problem, das niemals veraltet. Gaspard, der Inhaber eines reichen und angesehenen Geschäfts, ein alter Hagestolz, begeht den dummen Streich, ein armes, schönes, junges Mädchen zu heirathen. Bertha bricht ihm die eheliche Treue, sie liebt ihren Vetter Ferdinand. Der Ehebruch beginnt. Der Alte entdeckt ihn bei Nacht und Unwetter. Hülflos, jämmerlich wie ein neugeborenes Kind rennt er durch die Straßen Berlins, stürzt er sich in die Spree. Nach Ablauf des obligaten Trauerjahres lassen sich die jungen Sünder trauen. Sie führen ein Leben in Pracht und Pomp, blind und schrecklich, das Vermögen wird verthan, das Geschäft geht zu Grunde, an Stelle der Liebe tritt der Haß. Ferdinand stirbt wie Gaspard als Selbsttödter; Bertha geht einem Leben des Jammers und der Schande entgegen. Der Verfasser hat es verstanden, einigen neuen Wein in den alten Schlauch zu schütten. Er schreibt elegant und mit Talent, wenn er auch noch hin und wieder die feste, sichere Hand vermissen läßt. Ein moderner Zug geht durch die Erzählung; man fühlt den Pulsschlag der Zeit: Herzlosigkeit, Selbstsucht, Windbeutelei, Schwindelthum; darum soll er uns willkommen sein.

4. Magdalenens Erinnerungen aus der Geschichte zweier Familien. Von M. J. Parr. Köln, Bachem. 1890. 8. 3 M.

Eine Novelle im alten, besonders italienischen Sinne, wobei es sich um die Darstellung einer außerordentlichen Begebenheit, einer unerhörten Neuigkeit handelt; daher der Name Novelle: sie gibt die volle Kraft des Lebens wieder in einem einzelnen Momente und fesselt durch einen überraschenden, völlig neuen Zug. „Magdalenens Erinnerungen" gehören jener Richtung an, die, so lange es eine Literatur gibt, mit Ehren bestehen wird, wenn sie auch nicht überall zur Höhe der alten Meisterwerke sich erheben. Der Vortrag ist ruhig, mitunter breit, doch nicht leer, gesättigt mit sinnigen Gedanken. In vergangener Zeit tragen sich die Begebenheiten zu, welche, da sie eine gewisse Romantik auszeichnet, die Phantasie angenehm beschäftigen. Alt ist auch die Tendenz, alt und unanfechtbar: das Kreuz des Leidens muß man nach der Schädelstätte tragen, um sein Herz zu reinigen und zu läutern. Daß sich damit ein frommer Geist verbindet, wird bei niemandem Anstoß erregen.

5. Graue Geschichten. Novellen von M. zur Megede. Berlin, Fontane. 1891. 8. 3 M.

Die Form ist die Skizze. Der Inhalt ist dem Leben entnommen, besonders dem Kleinleben der Armen. Die Darstellung, auf scharfer, ausgezeichneter Beobachtungsgabe beruhend, ist realistisch im guten Sinne. Eine Menge

Züge aus der Wirklichkeit werden mitgetheilt, ernst und düster; aber die Sonne der Poesie wirft überall hin ihre Strahlen. So gesellt sich zum Wirklichkeitsgehalte ein Idealitätsgehalt, der um so wohlthuender wirkt, als er durch das Grobsinnliche, Brutale und Gemeine aus den modernen Büchern mehr und mehr verdrängt wird. Manche der Skizzen, wie z. B. „Der böse Junge", brechen dort ab, wo das eigentliche Schicksal beginnt und lesen sich wie das erste Kapitel zu einem Romane. Auch wird überall weniger der Seelenvorgang entwickelt als dessen Ergebniß mitgetheilt; es ist, als ob sich Meilenzeiger aneinander reihten, ohne die Strecken Wegs dazwischen. Trotzdem offenbart sich eine echte und starke Begabung, Stücke wie „Wie es kam" oder „Die kleinen Schuhe" wird niemand ohne Ergriffenheit lesen.

6. Hedwig. Mutter Reinhold. Novellen von Anton Hauger. Wien, Bauer. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser scheint noch jung zu sein; es fehlt die Reife — ein Fehler allerdings, den jeder Tag verbessert. Es werden die Abenteuer erzählt, die junge Liebespaare zu bestehen haben, ehe sie sich kriegen — nichts Neues eben. Die Abenteuer sind romanhaft, ohne die überzeugende Kraft der innern Wahrheit, aber auch ohne den hinreißenden Zauber einer starken Phantasie und Leidenschaft. Von Seelengestaltung kaum eine Spur. Bisher holt Anton Hauger seine Leute noch aus dem Tintenfaß; möge er es lernen, sie aus dem Leben zu holen.

7. Unterwegs. Neue Erzählungen von Emil Frommel. Barmen, Klein. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Diese kleinen Erzählungen sind von einem Seelenhirten und einem Manne geschrieben, der die Welt und das Leben kennt und Lebendiges lebendig zu fassen versteht. Aus einem zufriedenen Herzen kommen sie und zufrieden legt man sie aus der Hand. Der alte traulichen Volkston, den die beiden Grimm in ihren Märchen zuerst mit classischer Vollendung angeschlagen haben und der leider immer seltener in der deutschen Erzählung wird, ist bisweilen glücklich getroffen; Pastor Frommel hat etwas Urwüchsiges und Treuherziges. Er verweilt gern dort, wo zwar die Thräne quillt, aber auch das Lachen dabei ist. Darum verzeiht man ihm gern, daß er das Leben allzu harmlos und segenvoll schildert. Die meisten wandeln ja doch im finstern Thale.

Fritz Lemmermayer.

Neue Lyrik.

1. Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten. Wien, Gerold's Sohn. 1890. 12. 3 M.
2. Alfred Teniers' Gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von G. A. Nessel. Erster Band. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1891. 8. 4 M.
3. Gedichte von Friedrich Freiherrn von Khaynach. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Rosen und Cypressen. Gedichte von Klaus Baer. München, Merhoff. 1890. 8. 2 M.
5. Gesammelte Blätter. Gedichte von Rosine Stiefenhofer. Paderborn, F. Schöningh. 1890. Gr. 16. 1 M.
6. Als die Rosen blühten. Romantischer Schwanengesang von Oskar Linke. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 3 M.
7. Poesien. Von Hugo Koester. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.
8. Neue Accorde. Poesien von Heinrich Freimuth. Zweite vermehrte Ausgabe der „Gedichte". Paderborn, F. Schöningh. 1891. 12. 4 M.
9. Meerbilder. Dichtungen von Holger Drachmann. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Heinrich Zschalig. Dresden, Minden. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Unter den heute zu besprechenden Neuheiten des lyrischen Marktes stelle ich zwei posthume Veröffentlichungen voran. Da sind zunächst „Letzte Gedichte" von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten (Nr. 1). Sie ist zu früh dahingegangen, die edle Sängerin, der wir so manches schöne Lied verdanken, und nicht ohne Wehmuth empfangen wir hier aus der Hand ihres Gemahls ihre letzten Dichtungen — ihre letzten, aber wahrlich nicht ihre duftlosesten! Was die Lyrik der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy von jeher auszeichnete, Herzensfeinheit und Herzensreinheit, Eleganz der Form und Wohlklang der Sprache, das finden wir auch in diesen ihren letzten Poesien wieder. Es sind Lieder, Balladen, Sagen, Legenden, Gelegenheitsgedichte, freie Nachdichtungen aus dem Mittelhochdeutschen, Französischen und Ungarischen und das umfangreichere „Märchen vom Winterlaube" — es sind, wie wir sehen, lyrische und episch-lyrische Schöpfungen aus den verschiedensten Gebieten poetischen Schaffens, welche der stattliche Band in sich vereinigt. Eine besondere Gabe der Gräfin Wickenburg-Almásy — um nur diese eine Seite ihres reichen Talents hier hervorzuheben — war die: eine fortschreitende Handlung stimmungsvoll zu gestalten und in den einzelnen Stadien ihrer Entwickelung lyrisch zu markiren und hervorzuheben. Das nachfolgende Gedicht möge das verständlich machen und zeigen, welch feine Arbeit die Dichterin in dieser Sonderart lieferte:

Die Spinnerin.

Guckt der Mond durchs Fensterlein:
Mägdlein, laß' das Spinnen sein!
Steh', Rädlein, steh'!

Laß mich, hab' für dich kein' Zeit,
Muß mir spinnen mein Hochzeitskleid!
Lauf', Rädlein, lauf'!

Schließt der Mond die Aeuglein ihr,
Küßt ihr leicht die Wänglein schier,
Schlaf', Mägdlein, schlaf'!

Mägdlein aber spinnen will,
Dreht im Traum ihr Rädlein still,
Lauf', Rädlein, lauf'!

Scheint der Mond aufs Giebeldach:
Laß dein Fädlein, folg' mir nach,
Komm', Mägdlein, komm'!

Soll ich kommen hinauf zu dir,
Läuft mein Fädlein doch mit mir,
Lauf', Fädlein, lauf'!

Mägdlein wandelt hin und her,
Ob das Dach ihr Stüblein wär' —
Weh', Mägdlein, weh'!

Trabt daher ein Reitersmann,
Spornt sein weißes Rößlein an,
Trab', Rößlein, trab'!

Ei, wie pocht das Herz ihm laut,
Ruft am Thor sein Liebchen traut,
Horch, Mägdlein, horch!

Geht der Knab' ins Gärtelein:
Schläft mein Lieb im Mondenschein?
Auf, Mägdlein, auf!

Scheint der Mond vom Himmel weit:
Hast gesponnen dein Todtenkleid,
Schlaf', Mägdlein, schlaf'!

Außer dem echt dramatischen Zuge hat dieses eigenartig balladenhafte Gedicht einen wahrhaft volksthümlichen Ton, der seiner Wirkung nirgends verfehlen wird, und an solchen wirkungsvollen Poesien ist die Sammlung reich. Besonders gehören dahin auch die oft umfangreichen Balladen, Sagen und Legenden der „Letzten Gedichte", sowie das „Märchen vom Winterlaub". Diese Gedichte machen der Ausdehnung nach den Hauptinhalt des Bandes aus, und auch der Sache nach sind sie wol das Hervorragendste und Charakteristischste der Sammlung. Den Uebersetzungen endlich muß ein ungewöhnliches Aneignungsvermögen fremder Schöpfungen und viel formale Gewandtheit nachgerühmt werden. Dem Grafen Wickenburg gebührt für die pietätvolle und umsichtige Herausgabe dieses poetischen Nachlasses Wilhelminens der warme Dank aller Literaturfreunde.

Das zweite mir vorliegende posthume Werk trägt den Titel: „Alfred Teniers' Gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von G. A. Nessel. Erster Band" (Nr. 2). Was diese Gedichte — ihr Verfasser hieß mit seinem wirklichen Namen Siegmund Herzl, war jüdischer Confession und in Wien eine allbekannte Persönlichkeit — vor allem charakterisirt, ist dem Inhalte nach das Phantastische, der Form nach das Aphoristische. Es ist ausschließlich phantastisch-aphoristische Lyrik, was uns hier geboten wird, und zwar in vielen Stücken erotische Lyrik. In keiner der vier Rubriken, aus denen das Buch besteht — „Lieder eines Gefangenen", „Die Trompete von Säkkingen", „Orientalisches" und „Seguidillas" —, findet sich auch nur ein einziges Gedicht, das über den Rahmen des lyrischen Impromptu hinauswüchse; die Sammlung macht einen völlig atomistischen und daher fast peinlich unruhigen Eindruck. Da ist kein Verweilen beim Gegenstande, kein Ausgereiftsein und Ausklingen des Gedachten und Empfundenen — alles zerfließt und zerfasert sich, und der Dichter ist sich dieser seiner aphoristischen Natur augenscheinlich mit einigem Unbehagen bewußt und möchte über sich selbst hinaus und Größerem zustreben: gesättigten Inhalt möchte er in geschlossenen Formen bieten — er möchte es, aber es gelingt ihm nicht, und weil es ihm nicht gelingt, greift er hie und da zu erzwungenen Mitteln, die Ohnmacht des Aphoristischen zu verdecken: er wirft Fremdartiges, Unzusammenhängendes zusammen und baut Brücken von diesem zu jenem hinüber, phantastische und ganz ungenügende Brücken, welche die gleichfalls phantastischen disjecta membra nothdürftig verbinden. So bleibt unorganisch, was von vornherein unorganisch concipirt war. Das ungefähr ist z. B. die Physiognomie der der Idee nach bizarren und der Form nach sonderbar verworrenen „Trompete von Säkkingen". Im einzelnen enthält die Sammlung indessen so manches Hübsche, so namentlich in „Seguidillas", einer Rubrik, die an Pikantem und Eigenartigem reich ist und durch den Reiz der eigenthümlichen Strophe, in welcher die hier zusammengefaßten Sentenzen sich geben, besonders fesselnd wirkt. Hier einige Beispiele:

Die brave Frau.

Zum Henker von Salamanca
Gegangen kam die Frau:
„Herr Henker von Salamanca
Und seht mich an genau,

Und hänget meinen Mann,
Damit ich euch, Herr Henker,
Von Herzen küssen kann."

Schrieb ein König . . .

Schrieb ein König, der ein Dichter,
Nächtlich von Granadas Falle —
Plötzlich löschten aus die Lichter
In Alhambras Königshalle.

Unvollendet blieb das Blatt,
Doch am dritten Mittag wehten
Spaniens Fahnen in der Stadt.

Man sieht, ohne Commentar ist manches in diesen Strophen gar nicht verständlich. Das Vorbild Heine's ist übrigens in den Dichtungen Teniers' nirgends zu verkennen. Manches in ihnen, zumal der Charakter des Verworrenen, der ihnen eigen, erklärt sich überdies aus dem Leben des Dichters, das ein sehr halt- und ruheloses war, wie in der dankenswerthen biographischen Skizze zu lesen steht, die der Herausgeber den Dichtungen vorausschickt.

Einen starken Gegensatz zu den Teniers'schen Poesien bilden die „Gedichte" von Friedrich Freiherrn von Khaynach (Nr. 3). Ist dort alles phantastisch und vieles verworren, so ist hier alles abgeklärt und durchsichtig. Wir haben hier tief gefühlte und tief gedachte Proben

eines schönen Talents vor uns, das, getragen von einer freien philosophischen Weltanschauung und erfüllt von einer starken Leidenschaft des Empfindens, namentlich auf dem Felde der Gedankendichtung Beachtenswerthes, ja in einzelnen Stücken Bedeutendes leistet. Khaynach ist, der ganzen Stimmungsfarbe seiner Gedichte wie einem gewissen Zuge ins Weite und Breite nach zu urtheilen, noch ein jugendlicher Dichter, und diese Vermuthung darf uns in der Hoffnung bestärken, daß wir sein Bestes noch nicht in diesem Bande in der Hand halten, sondern erst später zu erwarten haben. Er ist ein Dichter von hohem idealistischen Fluge und Schwunge. Hymnenartige Gedichte — er nennt sie „Hochgesänge" — gelingen ihm besonders gut. Die stolze, freie Art, welche ihn kennzeichnet, befähigt ihn besonders zu dieser Gattung, und so leistet er hier sein Vollendetstes. Seine Weltanschauung hat eine starke pessimistische und melancholische Färbung, und politisch erweist er sich als ein vorurtheilsloser und volksfreundlicher Denker, der beispielsweise gegenüber dem Schlosse seiner hochadeligen Väter den Ausspruch thut:

Ich kenne Bürgertugend, und ich weiß,
Das Höchste ist der freien Arbeit Schweiß.

Zu den hervorragendsten Stücken der Sammlung gehören die Sonette „Die Villa am Meer", der Hymnus „Im Gebirge", der Cyklus „Freiheitsgrüße an Irland", das umfangreiche Gedicht „Das Schloß meiner Väter" und die nachfolgenden phantasievollen Strophen:

Mir träumte, wie mein Grab dort läg',
Abseits vom heißen, staubigen Weg,
Doch keiner der Wandrer auf mich sah,
Und doch war ihnen mein Grab so nah.

Und keiner hemmte den eiligen Lauf,
Und keiner legt' einen Kranz darauf;
Ich war nicht todt nur, nein, ich war,
Ich war vergessen ganz und gar.

Und dennoch war ich zufrieden ganz,
Auch ohne Thränen und ohne Kranz;
Denn jährlich kamen im glücklichen Mai
Viel lieblich gefiederte Sänger herbei.

Die sangen so süß, und es sprangen auch
Die Knospen alle an jedem Strauch;
Die Rosen dufteten alle hinab
Bis in mein tiefes, kühles Grab.

Und sind dann Frühling und Sommer verbannt,
Dann zieht der goldige Herbst ins Land;
Ich höre sie rauschen so laut, so hold,
Die herbstlichen Blätter von rothem Gold.

Den Winter aber ihn lieb' ich zumal;
Er lindert am meisten meine Qual;
Er breitet sein weiches, weißes Kleid
Wohl über mein Grab, wohl über mein Leid.

Mitleidig kühlt seine Hand von Eis
So schnell meine Stirne, so schnell meinen Schweiß;
Es spricht der weiche, bleiche Schnee:
Vergiß, unglücklicher Mann, dein Weh!

Wenn übrigens Khaynach singt:

Es sind zwar Frühling und Frauen, ach,
Der Deutschen Lieblingsthema;
Die meisten Poeten besingen sie, ach,
Nach monotonstem Schema —

so klingt dies wie ausdrücklich gemünzt auf die „Rosen und Cypressen" von Klaus Baer (Nr. 4), Gedichte, die alles selbständigen Inhalts so bar sind, daß ich nichts weiter mit ihnen anzufangen weiß, als sie kurz unter die große Rubrik einzureihen, zu welcher diese Khaynach'schen Verse den Sinnspruch bilden könnten.

Fast gehören in diese Rubrik auch die „Gesammelten Blätter" von Rosine Stiesenhofer (Nr. 5); sie stehen zwar um eine Linie höher als die Baer'schen Gedichte, aber das will ja nicht viel sagen; es sind unbedeutende Producte einer Dilettantin, denen es an jeder Eigenart gebricht, es sei denn, daß man als letztere den stark wahrnehmbaren Duft katholischer Rechtgläubigkeit bezeichnen wollte, der sie durchweht.

Des Beachtenswerthen viel enthält dagegen der „Romantische Schwanengesang (1875—1890)", den Oskar Linke unter dem Titel „Als die Rosen blühten" (Nr. 6) veröffentlicht. Der Dichter, bekanntlich einer der talentvollsten unter den sogenannten „Jüngstdeutschen", hier aber noch, wie ja auch der Nebentitel andeutet, völlig im Lager der Romantik stehend, bewährt in dieser Sammlung, die in „Buch der Lieder", „Buch der Bilder und Balladen" und „Buch des Geistes" zerfällt, aufs neue seine vielseitige, schon durch diese drei Ueberschriften gekennzeichnete Begabung, und auch hier tritt, wie in seinen frühern lyrischen Veröffentlichungen die Lyrik des Gedankens — also das „Buch des Geistes" — vor der des Gefühls und der Anschauung glänzend in den Vordergrund. Gedichte wie „Satan", „Schicksalhymnus", „Pan", „Maja", „Der Tod" u. a. m. beweisen das hervorragende Talent Linke's für diese Gattung. Den Ton des sangbaren Liedes trifft der Dichter dagegen — der Natur seines Talents gemäß — nur selten, und es laufen ihm in dem „Buch der Lieder" daher allzu viel leere Klänge mit unter, als daß man seiner Muse nach dieser Richtung hin einen vollen Preis zuertheilen könnte. Schönem und Bedeutendem begegnen wir dagegen häufiger in dem „Buche der Bilder und Balladen". Man höre nur das nachfolgende charakteristische historische Situationsbild:

Seneca.

So todesheimlich rauschet
Des Marmorbeckens Flut,
Darin er, aufrecht sitzend,
Mit stillem Lächeln ruht.

Bleich wird und immer bleicher
Das magre Angesicht,
Und leise tönt die Stimme,
Die zu dem Sklaven spricht:

„Geh, meinem Zögling Nero,
Dem Kaiser, melde du,
Bald träumt sein greiser Lehrer
Im Schlaf der ew'gen Ruh'.

„Sag ihm, daß stolz und würdig
Der Lehren der Stoa,
Von dieser Welt nahm Abschied
Der alte Seneca!"

Des Marmorbeckens Wasser
Färbt rosenlichter Schein,
Doch düstrer wird das Schimmern
Gleich dunkelrothem Wein.

Und wieder spricht der Weise,
Indeß von Himmelshöhn
Blickt ins Gemach die Sonne
Des Abends, zaubrisch schön:

„Zum Lamme wollt' ich wandeln
Ein junges Tigerblut;
Ach, eine Weisheit hilft nur:
Man tödte solche Brut!

„Die Nachwelt aber, sitzend
Als strenger Richter da,
Klingt's deinem Ohr so seltsam:
Nero und Seneca,

„Dann denke mild an Größre,
Denk' an den Sokrates,
Dem auch einst Freund und Schüler
Hieß Alcibiades!"

Des Beckens blutroth Wasser
Steht still. Für immer schweigt
Der Greis, auf den der Sklave
Sein weinend Antlitz neigt.

Unter den andern Stücken dieser Abtheilung sind noch anerkennend hervorzuheben: „Pan ist todt", „Les châtiments" und „Prometheus".

Erweist sich Oskar Linke als ein vorwiegend auf den Gedanken gerichteter Lyriker, so machen wir in Hugo Koester, der mit „Poesien" (Nr. 7) vors Publikum tritt, die Bekanntschaft eines reinen Gefühlspoeten. Diese Gedichte sind Klänge aus einem warmen Menschenherzen in durchaus gebildeten Formen. Manches in ihnen wird auf den empfindenden Leser eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen, wie namentlich die auf den frühen Hingang seiner Frau bezüglichen Lieder Koester's den Stempel des Echten und Wahren tragen. Es stehe hier das herzergreifende

Angedenken.

Ueber Koffer, Truhen und Kommode
Saß ich jüngst, und stille Zähren flossen,
Hab' ich doch seit ihrem frühen Tode
Sie nicht wieder aufgeschlossen!
Habe jedes Stück bedeckt mit Küssen,
Linnen, Schleifen, Halstuch, Kragen,
Und in stiller Lust gedenken müssen:
Alles das hat sie getragen!

Noch das Glas, das ihren Mund gefeuchtet,
Noch ein Stücklein Kuchen, hart und trocken,
Fand ich, — und wie hat das Auge mir geleuchtet! —
Ihre abgeschnittnen Locken,
Unter welken Blumen, halb zerknittert,
Schleier, Kranz, vergilbte Briefe!
Hat ein Hauch der Wehmuth mich durchzittert,
Ob mein Liebeslenz mich lockend riefe!

Sinnend denk' ich mich zwei Jahr zurücke,
Wo ich wandelte mit ihr — ach, leider
Von dem unaussprechlich süßen Glücke
Hab' ich nur behalten ihre Kleider!
Stück' für Stück umarm' ich, traumverloren,
Schatten, wesenlose Hüllen —
Nichtiger Versuch des armen Thoren,
Seines Herzens Oede auszufüllen!

Sind diese und andere Strophen Koester's trotz mancher störender Prosaismen Belege für die Tiefe der Gefühlswelt, in der er lebt, so überschreiten dagegen seine der Gedankenwelt entnommenen Gedichte nirgends die engen Grenzen allgemein üblicher Anschauungen, ja hie und da mischt sich in sie sogar ein gewisser philiströser Zug. Wie sich Koester zu den großen Fragen des Lebens stellt, zu Religion, Staat, Politik, Kunst, Wissenschaft, das trägt alles das Gepräge eines Sichbewegens in traditionellen Gleisen und landläufigen Schablonen ohne selbständige Stellungnahme und Initiative des Dichters gegenüber diesen großen Gebieten menschlichen Lebens. Koester ist kein Denker, kein Charakter — er ist nur ein Talent.

Das gilt auch von Heinrich Freimuth, wie er uns in der soeben unter dem Titel „Neue Accorde" (Nr. 8) erschienenen zweiten, vermehrten Ausgabe seiner „Gedichte" entgegentritt. Blanke, reinliche Verse eines Gefühlsoptimisten ohne Tiefe des Gedankens und eine irgendwie ausgeprägte Weltanschauung! Man empfängt den Eindruck, daß diese im ganzen hübschen und glatten Strophen und Lieder nicht eigentlich Erzeugnisse einer innern Nöthigung sind, einer Nöthigung, die zum Ausdrucke bestimmter geistiger Forderungen und Anschauungen zwingt und drängt, sondern blos der Ausfluß einer spielenden Formgewandtheit, die ihre Freude hat eben an ihrem eigenen Spiele. Freimuth ist eine jener einseitig empfindsamen Seelen, die, ohne jeden Hauch faustischen Wesens, den Drang nach Wahrheit und Erkenntniß, den Kampf mit den Räthselfragen des Lebens nicht kennen, ja die ihn bewußt fliehen. „Laß mir den holden Schein, die schöne Lüge", ruft er sehr unphilosophisch aus und spricht sich damit als Dichter wie als Mensch selbst das Urtheil: er wirft sich nach eigener Wahl zu den dii minorum gentium. So hat Freimuth in seinen „Neuen Accorden" wol eine Fülle von sonnigen Liedern und Gedichten aller Art zum Kranze gewunden, die im ganzen heitere Lebensfreudigkeit athmen; er hat eine Reihe sinniger Sprüche, nahezu ein Dutzend von Aneignungen aus fremden Sprachen und ein treffliches längeres Gedicht: „Die Jüdin von Tanger", hinzugethan, und damit wird er ohne Zweifel manches gleichgestimmte Herz erfreuen, aber in niemand wird er das Gefühl erwecken: ich bin einer ausgeprägten Dichterpersönlichkeit begegnet, ein Gefühl, das doch die eigentliche Legitimation jedes wahren Poeten ausmacht. Die formale Seite — um das Facit zu ziehen — bleibt die Glanzseite dieser Gedichte. Als Probe aus denselben finde hier das fröhliche Lied „Der Thurmhahn" einen Platz:

Pinkpank!
Das Goldblech glitzert blank;
Hell spiegelt sich die Sonne drein —
Wirst bald der Sonne näher sein;
Sollst hoch in Ehren steigen,
Der Welt vom Thurm dich zeigen,
Mein Hähnlein, blink und blank, —
Pinkpank!

Pinkpank!
Putz dich, mein Liebchen, schlank!
Zurecht leg' Kranz und Schleierlein —
Am Sonntag wird die Hochzeit sein;
Vorher die Thurmhahnweihe,
Dann kommt an uns die Reihe —
Putz dich, mein Bräutchen, schlank!
Pinkpank!

Pinkpank!
Sei du wie's Hähnlein blank!
Halt rein das Kleid und rein das Herz,
Doch hab' dein Aug' nicht allerwärts,
Und thu' dein Herz nicht wenden
Nach allen Himmelsenden,
Wie dieses Hähnlein blank!
Pinkpank!

Pinkpank!
Gradaus schau' frei und frank!
Folg' auch dem Hähnlein auf dem Thurm
Wenn kommt nach Sonnenschein der Sturm,
Und kehr' dich klug zur Seiten!
Laß nur vorübergleiten —
Der Tag wird wieder blank!
Pinkpank!

Der volksthümliche Zug der „Neuen Accorde" gehört zu ihren Vorzügen.

Das Volksthümliche ist auch das Hervorstechende an den Gedichten eines Ausländers, die uns in guter Uebersetzung geboten werden und deren Besprechung hier den Schluß bilden soll — es sind die trefflichen „Meerbilder" von Holger Drachmann (Nr. 9), ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Heinrich Zschalig. Der talentvolle Däne ist bei uns in Deutschland wenig bekannt geworden. Im skandinavischen Norden gehört er dagegen seit zwanzig Jahren zu den volksbeliebten Dichtern, und zwar als einer von denen, die sich um den großen literarischen Reformator des Nordens, Georg Brandes, gruppiren. In Dramen, Romanen, Novellen, Gedichten ist er namentlich für die realistische Richtung in der Poesie eingetreten, und seine eigentliche Domäne ist in allen diesen Gebieten die See und das Seemannsleben im Spiegel des dänischen Volks. „Alles was zur See gehört", sagt Brandes von ihm, „versteht er besser zu schildern, als dies je einer vor ihm in dänischer Sprache gethan hat." So ist es mit Dank anzuerkennen, daß uns Heinrich Zschalig mit einer mit Geschick getroffenen Auswahl Drachmann'scher Seedichtungen beschenkt, der er ein über die Person und die literargeschichtliche Stellung des Dichters unterrichtendes Vorwort voranschickt. Es ist kaum der dritte Theil von Drachmann's Seeliedern, die uns hier vorliegen, aber das Gebotene genügt, um uns in das Wesen und die Art des genialen nordischen Dichters einzuführen. Besonders anheimelnd ist in diesen Drachmann'schen Poesien das sich warm und anspruchslos gebende Heimat- und Naturgefühl, das aus ihnen spricht. Fern von allem Gestelzten und Gemachten, malen uns diese mehr episch gestaltenden als lyrisch sich ausklingenden Gedichte des interessanten Dänen das nordische Volks- und namentlich Seemannsleben mit ebenso großer Plastik und Anschaulichkeit wie seltener Lebendigkeit und Beweglichkeit. Poetische Schöpfungen wie „Allein auf Deck", „Des großen Björns Ende", „Ein Strandwäscher" und die längere Erzählung in Versen „Von der Düne" sind Leistungen, die des edeln Finländers Runeberg nicht unwürdig gewesen wären, eines Sängers, an dem sich Drachmann augenscheinlich geschult hat. Namentlich aber die heroischen Partien in diesen trefflichen Dichtungen sind glänzend; sie erinnern mehrfach an Verwandtes bei Runeberg. Die Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Uebersicht verbietet mir leider, hier ein umfangreicheres Stück aus den Drachmann'schen „Meerbildern" mitzutheilen, und so muß ich mich darauf beschränken, eins der kürzern Lieder hierherzusetzen. Da ist eins:

Bernstein.

Sie weilten am wogigen Meer,
Und Wellen hüpften im Tanze
Dahin mit schaumfeuchtem Kranze.
Sie wanderten langsam Hand in Hand
Und bückten sich oft und suchten im Sand
Nach Bernstein umher.

Was heim zum Gedenken sie trug —
Schön ward es geschliffen und wurde ein Herze;
Es leuchtete hell, wie die herrlichste Kerze.
Sie trug es am Busen und küßt' es gar sehr,
Gab dafür ihr eigenes her,
Doch das war ein Herze, das schlug!

Er fuhr auf das wogende Meer;
Sie sah ihn nimmer wieder.
Sie trug sein Herz unterm Mieder
Am eignen Herzen in Freud' und Leid;
Sie wußte nimmer zu scheiden sie beid',
Und seines war Bernstein — nichts mehr!

Möchte man doch in Deutschland recht häufig zu diesen Drachmann-Zschalig'schen „Meerbildern" — die Uebersetzung ist trefflich — greifen und so sich mit der in so großartiger Blüte stehenden modernen nordischen Dichtung der Gegenwart bei uns mehr und mehr befreunden!

Ernst Ziel.

Zur Culturgeschichte Berlins.

Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in culturhistorischen Schilderungen von Oskar Schwebel. Mit 308 Illustrationen. Berlin, Lüstenöder. 1891. 4. 15 M.

In der Gruppe von Schriftstellern, die die märkische und im besonderen die berlinische Geschichte und Culturgeschichte zum Gegenstande ihrer Darstellungen gemacht haben, neben den Streckfuß und Rodenberg, Friedel und Béringuier, Fontane, Trinius und Lindenberg ist Oskar Schwebel nun schon seit langem der rührigste. Es vergeht kaum ein Jahr, wo er uns nicht mit neuen Beweisen seiner Schaffenslust in Gestalt mehr oder weniger ansehnlicher Veröffentlichungen beschenkt. Bald ist es eine Geschichte Berlins, die er uns bietet, bald sind es culturhistorische Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt, eine Erzählung, Roman oder Novelle aus märkischer oder berlinischer Vergangenheit, die er auf den Büchermarkt bringt. Sie finden allezeit dankbare Leser, freilich müssen wir die Einschränkung machen, Leser nur in den Kreisen, die nicht gewohnt sind, sich aus Werken ernster, gründlicher Forschung belehren zu lassen, sondern die an leichter Lektüre Geschmack finden, an einem Buche, das gefällig geschrieben, dessen Text womöglich durch den Schmuck ansprechender Bilder unterbrochen wird.

Schwebel ist, wie alle seine Genossen, die ich oben genannt habe, kein selbständiger Forscher; er ist Dilettant, er compilirt, er schreibt seine Vorgänger kritiklos aus, Küster, Friedrich Nicolai, Klöden, Fidicin und wie sie alle heißen mögen, ja neuerdings wird er zum Compilator seiner eigenen Werke: vieles, was man bei ihm liest, kommt einem so bekannt vor, man schlägt nach und findet es in einem andern Schwebel'schen Buche in denselben oder fast denselben Worten wieder.

Das Gebiet der berlinischen Geschichte wird stark ausgenutzt von Personen, die keinen Beruf zur Geschichtschreibung haben. Es ist einmal an der Zeit, daß man auf die ursprünglichen Quellen der Stadtgeschichte zurückgeht und nicht immer wiederholt, was andere bereits gesagt haben. So viel wir wissen, steht denn auch für die nächste Zeit eine Veröffentlichung in Aussicht, die als Einleitung zu dem vom Regierungsbaumeister R. Borrmann vorbereiteten Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins, einem Werke, auf das wir die höchsten Erwartungen setzen, eine gründliche politische und Verfassungsgeschichte Berlins von der ältesten Zeit bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts bieten wird. Sie wird vom gegenwärtigen berliner Stadtarchivar Dr. Clauswitz, der sich durch die Herausgabe der ältesten berliner Stadtbücher als umsichtiger Forscher bewährt hat, geschrieben und wird mit ganzen Nestern von alteingesessenen und immer wieder von neuem aufgetischten schiefen Vorstellungen aufräumen.

Der Dilettantismus auf dem Boden der berlinischen Geschichte hat ganz merkwürdige Blüten getrieben. So hat die lebhafte Phantasie eines einst sehr geschäftigen berliner Archivars sogar dazu geführt, daß in den allerletzten Tagen ein Wandgemälde im Flure des berliner Rathhauses enthüllt wurde, dessen Gegenstand, die Verweisung des Bürgermeisters Tile Wardenberg aus den Grenzen der Stadt, niemals Wirklichkeit gewesen, sondern von jenem nun schon lange im Grabe ruhenden alten Herrn einfach erfunden worden ist. Er hat das einmal behauptet, und die seinen Spuren folgten, nahmen alles auf Treu und Glauben an.

Manches Uebel hat der Dilettantismus verschuldet, aber, um ihm gerecht zu werden, wollen wir dankbar anerkennen, was er Gutes geschaffen hat. Wir sind zumal Oskar Schwebel dafür dankbar, daß er durch seine von Patriotismus, von Hingabe an das Herrscherhaus der Hohenzollern getragenen Bücher die Liebe zur märkischen Heimat und ihrer Hauptstadt nach seinen Kräften gefördert hat. Seine Werke sind, so wenig sie vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen, geschickt und lebhaft geschriebene Darstellungen vergangenen Lebens. Schwebel ist ein talentvoller Erzähler, er hat viel Phantasie; aus allem, was er schreibt, guckt der Dichter heraus.

Die Idee des zu Weihnachten erschienenen uns vorliegenden Buchs ist unstreitig hübsch: die stillen Ecken und Winkel, die bereits von Meißel und Brechstange zerstörten wie die noch vorhandenen, auf denen Sage und Geschichte wohnen, sollen im Bilde festgehalten, die Erinnerungen, die an den sinkenden Häusern gehaftet, erzählt werden. Und von den historischen Stätten ist viel verschwunden; immer weiter geht die Zerstörungsarbeit fort, die aus frühern Jahrhunderten überkommenen architektonischen Denkmäler, nicht immer schön und ansehnlich, aber doch auch in bescheidener Gestalt werthvolle Zeugen der Vergangenheit, weichen den rücksichtslosen Forderungen einer neuen Zeit.

Schwebel führt uns in den 24 Abschnitten seines Buches auf die Plätze, wo bereits vor Jahrhunderten geschäftiges Treiben geherrscht hat, auf den Markt von Berlin, wo der Roland gestanden; er schildert uns die am Markte belegenen Häuser, er zeigt uns die Richtstätte Alt-Berlins und berichtet über manches grausige Urtheil, das dort vollstreckt worden ist.

Mit vielem Interesse folgen wir dem Verfasser auf seinen Gängen durch die Kirchen Berlins: die Kirche zum heiligen Geist, St. Nikolai, St. Marien, St. Peter, die Parochialkirche, den Dom. Bei jedem Grabmal hält der Führer an, er entziffert die Inschrift, deutet Marke und Wappen und weiß viel von dem zu erzählen, dessen Gedächtniß in diesen stummen und doch so beredten Zeugen erstorbenen Lebens festgehalten wird. Hier ist uns der Verfasser ein besonders kundiger Führer. Gar viele große Gestalten sind es, die da an unserm Auge vorüberziehen: Kurfürsten und Kurfürstinnen, Feldmarschälle und Minister, Kanzler und Geheimräthe, Bürgermeister und Prediger: Namen, die einst einen vollen Klang gehabt haben.

Auch mit den alten Bürgerfamilien Berlins, den Rehkes, Blankenfeldes, Tieffenbachs und andern Geschlechtern machen wir Bekanntschaft.

Erinnerungen zweier Jahrhunderte erweckt in uns das Kapitel von der Brüderstraße: im 17. Jahrhundert ist es die düstere Gestalt des Grafen Adam Schwartzenberg, die in ihrem dort belegenen Palais vor unsere Blicke tritt. Auch Otto von Schwerin, der große Staatsmann, hat in demselben Hause gelebt. Und die Brüderstraße des Friedericianischen Jahrhunderts ist unzertrennlich von der lichten Dichtergestalt Lessing's, der dort am fröhlichen Tische des Küpers Baumann Zwiesprache mit den Gefährten seiner Tage zu halten pflegte.

Noch weite Wanderungen müssen wir machen, durch die Paläste der Diplomaten, durch die Schulsäle Berlins u. s. w., bis wir zu Ende sind. Wir sind dem Verfasser gern und dankbar gefolgt. Wir haben uns in die reiche Vergangenheit der großen Stadt mit Liebe vertieft. Das Buch unterhält angenehm. Viel trägt der Bilderschmuck dazu bei, in dem wir freilich viele, sehr viele alte Bekannte aus Büchern und Zeitschriften wiedererkennen, die aber nicht allen bekannt sind und sich jedenfalls hier hübsch beisammenfinden. A.

Militärschriften.

1. Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild, mit besonderer Berücksichtigung auf seine Jugendzeit und den Anfang der Flotte, von Viceadmiral Batsch. Mit einem Bildnisse des Prinzen in Stahlstich. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Es gibt Menschen, denen gegenüber das Schicksal eine Art von mürrischem Geiz beweist; was sie ersehnt und erstrebt, wird ihnen zu spät gewährt und zu früh entrissen. Solche Menschen werden leicht müde und noch leichter verbittert. Besonders tüchtig und — mag man hinzusetzen — glücklich ausgestattete Naturen wissen auch das ihnen karg und spät Zugemessene noch als Grundlage neuen hoffnungsfreudigen Strebens zu verwerthen. Zu diesen seltenen Naturen gehörte die des preußischen Prinz-Admirals Adalbert, dessen Lebensbild, nach manchen Seiten hin freilich nur in flüchtigen Strichen, einer seiner wärmsten Verehrer hier gezeichnet hat.

In einer Zeit aufgewachsen, in der es als ein unumstößliches Axiom galt, daß Preußen auf See nichts zu suchen habe, in der deutsche Seeleute bei britischen Kriegsschiffen Schutz suchten gegen vermeintliche Unbill von seiten ihrer Vorgesetzten*), an einem Hofe und im Kreise einer Herrscherfamilie lebend, denen seemännisches Wesen so fern lag wie das Gefühl von der Nothwendigkeit der Schaffung einer preußischen Seemacht, hatte der Prinz von Jugend auf diese letztere Nothwendigkeit begriffen. Aus dem Knaben, der auf dem heimischen Teiche zu Fischbach seine kleinen Schiffchen schwimmen ließ, aus dem Jüngling, der mit glühendem Eifer die Flotteneinrichtungen der europäischen Mächte auf deren Schiffen und in deren Häfen studirte und der auf langen Reisen über ferne Meere das Erlernte praktisch zu verwerthen trachtete, war ein siebenunddreißigjähriger Mann geworden, als eine Aussicht entstand, den Traum von einer deutschen Seemacht verwirklicht zu sehen. Aber dieser siebenunddreißigjährige Mann, der an die Organisation einer deutschen Flotte von (unter andern) 15 schweren Fregatten von je 60 Geschützen dachte (die vom Mai 1848 datirte Denkschrift des Prinzen faßte eine rein defensive, eine offensive Küstenvertheidigung und eine Schlachtflotte ins Auge), mußte es erleben, daß die wenigen Schiffe, die man „von Bundeswegen" beschafft hatte, „von Bundeswegen" wieder unter den Hammer kamen.

Nur einige dieser Schiffe wurden in die nun unter den Prinzen gestellte preußische Flotte — eigentlich gab's, wie König Friedrich Wilhelm IV. sehr richtig hervorhob, auch nach Jahren eine solche noch nicht — eingestellt, die im übrigen nur eine Anzahl von Ruderkanonenbooten erhalten hatte. Offiziere und Mannschaften fehlten ebenso wie Baulichkeiten zum Neubau und zur Reparatur von Kriegsschiffen. Der Prinz hatte alles zu schaffen, aber leider konnte es nie ein Schaffen aus dem Vollen werden. Kärglich waren — und vielleicht mußten sie's sein — die Mittel, welche man der Marine überwies, wenig angesehen ihre Stellung gegenüber Preußens altbewährtem Heere, und manchen vielleicht gutmüthig gemeinten, aber schmerzlich empfundenen Spott mußte ihr „Oberkahnführer" auch aus militärischen und Hofkreisen über die Schöpfung vernehmen, mit der seine Seele verwachsen war. Der weitsehende Blick ihres ersten prinzlichen Admirals ist es gewesen, der die Bedeutung eines Nordsee-Kriegshafens an der Jade für die deutsche Seemacht sofort richtig erfaßte, und des Prinzen Energie ist es an erster Stelle zu danken, daß die großartige Schöpfung, die des ersten Deutschen Kaisers Namen trägt, Wilhelmshaven, entstanden ist.

Von der weitern Entwickelung der preußischen, dann norddeutschen und seit 1871 deutschen Flotte hat der Prinz, der im Alter von noch nicht 62 Jahren 1873 starb, auch eben nur die Anfänge gesehen. Fünfundzwanzig Jahre eines Strebens gegen Ungunst hier und Misgunst dort hatten nicht vermocht, den Gedanken einer deutschen Flotte, wie sie dem Prinzen vorgeschwebt hatte, zur Wirklichkeit werden zu lassen, aber sie hatten auch nicht vermocht, den Mann zu ermüden oder zu verbittern, der jenen Gedanken in maßgebenden Kreisen zuerst vertreten hatte.

Das Leben eines solchen Mannes sich von kundiger Hand vorgeführt zu sehen, ist ein hoher Genuß; ja mehr als das, es „erbaut" im alten guten Sinne dieses Wortes. Indeß auch abgesehen von diesem Verdienste des Buchs

*) Es gab dazu, wie Admiral Batsch mittheilt, ein allgemein anerkanntes Signal, ein an der Nock (äußersten Spitze) der Vormarsraa befestigtes Stück Zeug, der „Lappen im Schau".

bietet dieses letztere manches Interessante, namentlich in geschichtlicher Beziehung. So werden Auszüge aus dem Logbuche der „Danzig" mitgetheilt, welche das Gefecht von Tres Forcas betreffen; werthvoller noch dürfte aber ein vom 24. März 1851 datirter Brief des spätern Kaisers Wilhelm I. sein, der Olmütz „nicht lobt" und mit den Worten schließt: „Schwäche verträgt auf die Dauer keine Nation!"

Das Buch liest sich auch, abgesehen von einigen störenden Wiederholungen und Incorrectheiten auf den Seiten 47, 134, 179 und 201, recht gut. Das beigegebene Stahlstichporträt des Prinzen ist vorzüglich.

2. Geschichte der Preußischen Garde von Oskar Häring. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1891. Gr. 8. 6 M.

Ein großer Theil des altbrandenburgisch-preußischen Heeres ist bekanntlich nach den Katastrophen von 1806 und 1807 aufgelöst worden. Nur wenige Truppentheile sind als solche bestehen geblieben. Einige von diesen gehören dem heutigen preußischen Garde-Corps an. So hat denn der Verfasser des vorliegenden Werks seine Geschichte der Garde mit dem Auftreten dieser Truppentheile begonnen. Es sind das Friedrich's des Großen „Regiment Garde", „Grenadier-Garde-Bataillon" und „Garde du Corps", welche vom ersten schlesischen Kriege an als Garde-Truppentheile bestanden und gefochten haben. Da nun dieselben Truppen auch an allen spätern Kriegen des großen Königs, die andern Garde-Truppentheile aber je nach der Zeit ihrer Errichtung auch an den Feldzügen von 1793/95, 1806/7, 1813/15, 1848/49, 1864, 1866 und 1870/71 theilgenommen haben, so hat Oskar Häring, als er ihre Geschichte schrieb, eigentlich einen großen, den größten Theil der preußischen Kriegsgeschichte wiederzugeben gehabt. Und die Lösung dieser Aufgabe ist ihm vortrefflich gelungen. Die zum Theil verwickelten Operationen der Heere sind mit genügender Klarheit und Vollständigkeit geschildert, ohne daß der Hauptzweck, die geschichtliche Darstellung der Kämpfe gerade der preußischen Garde, aus dem Auge verloren worden wäre. Dabei sind so manche in größern Werken zweifelhaft gelassene Einzelheiten aufgeklärt und andererseits neu entstandene Zweifel gewissenhaft als solche hervorgehoben.

Es ist wahr, daß die Garde in den letzten Feldzügen, denjenigen, denen die jetzt lebende Generation doch das größte Interesse entgegenbringt, weder als Armeecorps noch in ihren einzelnen Truppentheilen so kolossale Verluste erlitten hat, wie andere deutsche Corps und Einzeltruppentheile; so haben 1870/71 das III. (brandenburgische) und das I. bairische Armeecorps mehr Offiziere und Mannschaften verloren als die preußische Garde, und Verluste wie das 6. brandenburgische Infanterieregiment Nr. 52 und das 3. westfälische Infanterieregiment Nr. 16 — 50 Offiziere, 1202 Mann, bezw. 49 Offiziere, 1736 Mann in einem einzigen Gefechtstage — hat kein Garderegiment gehabt. Aber mit an erster Stelle steht die Garde doch auch hierin, und so ist es, abgesehen von allem andern, auch in dieser Beziehung eine stolze Kriegsgeschichte, die der Verfasser zu schreiben unternommen hat.

Weil sich die preußische Garde aus allen preußischen Landestheilen (jetzt auch einschließlich der Reichslande) ergänzt, weil ferner ein nicht kleiner Theil aller preußischen Offiziere einmal während seiner Dienstzeit der Garde angehört hat, und weil endlich die Beziehungen der einzelnen Gardetruppentheile unter sich, da sie der Hauptsache nach nur in Berlin, Charlottenburg, Spandau und Potsdam garnisoniren, weit lebhafter sind als das in Provinzial-Armeecorps der Fall sein kann, darf das Buch auf einen großen Leserkreis rechnen.

3. Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. Von Heinrich Harz. Altona, Gebr. Harz. 1890. 8. 1 M.

Bekanntlich haben im deutschen Heere diejenigen Leute, welche sich als sogenannte Dreijährig-Freiwillige melden, die Vergünstigung, sich selbst die Truppe zu wählen, bei der sie ihrer Dienstpflicht genügen wollen. Nicht jeder, der die Prüfung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst sehr wohl zu bestehen vermöchte, hat die Mittel, ein volles Jahr ganz aus eigener Tasche zu leben; ein solcher zieht es dann — gleich denjenigen, die für einen Truppentheil, bei dem vielleicht der Vater oder der Bruder gedient hat oder bei dem gute Freunde noch dienen, eine besondere Vorliebe haben und deshalb Dreijährig-Freiwillige werden — vor, sich wenigstens einen ihm nach Sachlage oder persönlichen Neigungen passenden Truppentheil zu wählen.

Einige der Erlebnisse und Empfindungen eines solchen Dreijährig-Freiwilligen schildert das vorliegende Buch. Wenn vielleicht der militärische Leser bei manchen Klagen, die der Dreijährige sich vom Herzen heruntergeschrieben hat, von einem gewissen Unwillen auf den „aus der Schule Schwatzenden" befallen werden mag, so wird doch dieser Unwille bald der Einsicht weichen, daß thatsächlich einem jungen Manne, der mit guter Schulbildung und Erziehung ausgerüstet ist und sich, wenn auch mittellos, so doch in einer geachteten bürgerlichen Lebensstellung befunden hat (etwa, wie anscheinend in unserm Falle, als Buchhandlungsgehülfe), manches „beim Commiß" recht bitter und hart ankommen mag. Es sei nur an das Anziehenmüssen der vierten und fünften Garnituren erinnert; an die Schelte-reien der Unteroffiziere und Offiziere, in welcher Beziehung es in Sachsen, wo der Verfasser des Schriftchens gedient hat, anscheinend gerade so steht wie in Preußen und Süddeutschland; an die Schwierigkeit für den körperlicher dauernder Anstrengung nicht Gewohnten, Tornister, Schanzzeug, Brotbeutel und Gewehr auf langen Märschen zu tragen. Von eigentlicher Bitterkeit hält sich der Verfasser, der es z. B. mit einer Art gerührter Verwunderung begrüßt, daß man ihm im Manöverquartier eine Serviette reicht, fern; ja, er scheint einen gewissen Stolz auf den Soldatenstand und auf das Regiment, bei dem er gedient, mit in die holsteinische Heimat genommen zu haben. Für

alle, die in ähnlicher Lage wie er sich befunden haben und befinden, ist seine Schrift recht lesenswerth.

4. Aus dem friedlichen Krieg. Manöverskizzen von Karl Tanera. München, Beck. 1891. 8. 2 M.

Den frisch und mit soldatischer Begeisterung geschriebenen Erzählungen aus dem Feldzugsleben hat Tanera nunmehr Manöverskizzen angereiht. Betonen erstere, ohne dem Humor sein Recht zu wehren, naturgemäß mehr den Ernst und das Erhabene des Soldatenberufes, so beschäftigen sich diese Skizzen aus dem friedlichen Kriege ziemlich ausschließlich mit jenen — ob auch „als Gegenwart" mitunter ärgerlichen, so doch „als Vergangenheit" meist heiteren — Erlebnissen, in denen außer den Offizieren, ihren Vorgesetzten und Untergebenen, ihren Burschen und — ihren Pferden auch die Damen, von der Frau des Hauses bis auf die Küchenfee, eine Rolle spielen. Wenn man aus dem Umstande, daß dem Schreiber dieser Zeilen eine der Erzählungen, deren — passiven — Helden übrigens längst der kühle Rasen deckt, als wahr bekannt ist, auf die Wahrheit auch der andern schließen darf, so wäre das jedenfalls ein Reiz mehr. Aber auch wenn sie erfunden sein sollten: sie könnten wahr sein, und auch das ist schon ein Vorzug.

Bis auf die geschmacklose Geistergeschichte in der Skizze „Der Reservetiger" sind die Erzählungen, unter denen „Auf Vorposten" wol die beste ist, recht unterhaltend. Nur hätten dem armen Amor auf dem „Manöverball" nicht so fürchterliche, langdauernde Strapazen zugemuthet werden sollen; auch dürften in einer Fortsetzung der Skizzen die süddeutschen Wortbildungen und Ausdrücke — Aufstände, Billeten, untergestanden sein, es ist mir leid, ärarisch — ebenso zu vermeiden sein, wie das sinnlose „voll und ganz".

5. Tagebuch aus dem italienischen Feldzuge 1859 von Graf Maurice von Hérisson. Autorisirte Uebersetzung. Augsburg, Gebr. Reichel. 1890. 8. 4 M.

Der neuerdings in Deutschland wohlbekannte Graf Hérisson hat den Feldzug von 1859 nicht mitgemacht; er gibt nur die Tagebuchaufzeichnungen eines Gardekapitäns wieder, über dessen Persönlichkeit der Leser nicht viel mehr erfährt als den Vornamen, Jean (der 24. Juni wird als Namenstag angegeben). In diese Aufzeichnungen mischt Graf Hérisson Erzählungen, die ihm von andern Theilnehmern des italienischen Feldzugs gemacht worden sind, zieht gelegentlich Parallelen mit den Vorkommnissen des Krimkriegs und desjenigen von 1870/71 und schaltet seine eigenen Betrachtungen über geschichtliche, politische und militärische Dinge und Persönlichkeiten ein. So ist denn ein Buch entstanden, das von eigentlicher Geschichtschreibung noch weiter entfernt ist, als es Memoirenwerke überhaupt zu sein pflegen, das aber auf so manche Ereignisse der fünfziger Jahre und vorzugsweise des Feldzugs von 1859 interessante Streiflichter wirft. Die Uebersetzung ist anscheinend „zwar frei, aber treu" und liest sich recht gut.

Den deutschen Leser dürften, soweit er sich aus dem Buche des Grafen Hérisson unterrichten will, vorzugsweise die Mittheilungen über Napoleon III., Prinz Napoleon, die Marschälle und Generale Vaillant, Jarras, Leboeuf, Niel, Canrobert, Trochu, Baraguay d'Hilliers, sowie über Kaiserin Eugenie, Rouher und Thiers interessiren.

Prinz Napoleon und Trochu erhalten glänzendes Lob, Vaillant und Jarras scharfen Tadel; an Leboeuf, der freilich kein Organisator gewesen sei, wird die große soldatische Begabung, die persönliche Tapferkeit und die Fähigkeit für richtige Verwendung der Feldartillerie gepriesen — alle seine großen und guten militärischen Eigenschaften hätten die Franzosen vergessen über den traurigen Folgen seiner Kopflosigkeit als Kriegsminister. Auch Canrobert wird militärischer Blick und entschlossener Muth nachgerühmt. Niel wird als einsichtiger, aber von selbstsüchtigem Ehrgeiz nicht freier und dabei in der Truppenführung nicht genügend geübter General geschildert. Ziemlich übel kommt Baraguay d'Hilliers weg, dessen Thätigkeit als Präses der bekannten, von Thiers berufenen Untersuchungscommission als Beweis dessen aufgeführt wird, daß er es Bazaine — auch diesem spendet der Verfasser Lob — nie verziehen habe, daß Bazaine ihn, „vor seinem Monarchen, der Treulosigkeit gegen einen Untergebenen in flagranti überführte".

An Kaiser Napoleon III. rühmt das Buch die Ruhe und Kaltblütigkeit im Gefecht (nur einmal habe ihn diese, nicht aber der Muth verlassen), den verständigen Blick für das Ganze und Große der militärischen Maßnahmen, die wohlwollende Gesinnung gegenüber seinen Generalen, die soldatische Einfachheit seiner Lebensweise im Feldzuge und sein stets taktvolles Benehmen. Für den Entschluß zum italienischen Kriege sei seine Stellung als Carbonaro entscheidend geworden. Graf Hérisson bringt über diesen Punkt manche Einzelheiten bei, oder vielmehr er trägt sie zusammen. Dennoch wird es bezweifelt werden dürfen, ob Napoleon III., „wenn er seinen verschleierten Blick nach Italien wandte, sozusagen die Fassung verlor", nur deshalb, weil er die Schwüre von Cesana nicht gehalten hatte. Schon das ist gewagt, Orsini, wie es Hérisson thut, Napoleon's „guten Freund von dazumal" zu nennen. Denn 1831 — eben als „die Schwüre von Cesana" in die Hand des alten Orsini abgelegt wurden — war Napoleon 23, der junge Orsini aber, der spätere Attentäter, erst 12 Jahre alt.

Die Urtheile über Rouher, Thiers und die Kaiserin Eugenie mögen hier übergangen werden. Dagegen sei auf einzelnes aus dem eigentlichen Tagebuche hingewiesen. Dieses wendet sich mehr an den Leser, der unterhalten sein will. Die kleinen und großen Feldzugserlebnisse des Schreibers werden in einem von Ruhmredigkeit gänzlich freien Tone ebenso unbefangen wie eindrucksvoll erzählt; nach der Lektüre so vieler Kriegserlebnisse „in Feindes Land" gewährt die Schilderung dieses Feldzugs, den der Verfasser als Befreier einer befreundeten Nation in deren

Lande mitgemacht, einen ganz eigenen Reiz, der um so größer ist, als die italienischen Verhältnisse von 1859 durchaus nicht durch die französische Brille gesehen sind. Auch die Zustände im französischen Heere werden bei allem berechtigten Stolze des Franzosen auf seine Nation und Armee durchaus vorurtheilsfrei behandelt. An einigen Stellen des Buchs wundert man sich beinahe, daß sie vom Herausgeber nicht unterdrückt sind; denn sie entwerfen kein schmeichelhaftes Bild des damaligen französischen Heeres.

6. Das russische Volk und Heer. Von O. Wachs. (Aus: „Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten.") Rathenow, Babenzien. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Wer eine oder einige der ältern Schriften des Verfassers kennt, geht an das Studium einer neuen mit einer Art Feststimmung; denn Otto Wachs ist einer von den wenigen Schriftstellern, die nicht nur den Gegenstand beherrschen, über den sie schreiben, sondern das gesammte Gebiet, dem dieser Gegenstand angehört. Es sind namentlich in den letzten Jahren eine Menge von Schriften über das russische Heer erschienen, die ein militärisch höchst wichtiges statistisches Zahlenmaterial bringen, über die Vertheilung der russischen Streitkräfte und die Möglichkeit ihrer Vereinigung werthvolle Belehrung geben und die Leistungen der russischen Heere in deren europäischen und asiatischen Feldzügen einer scharfsinnigen Kritik unterziehen. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens bespricht diese Dinge, soweit es sein Zweck, die Beleuchtung des äußern und innern Werthes der russischen Armee, verlangt, ebenfalls und zwar mit ausreichender Genauigkeit und, namentlich betreffs der Stärke und Vertheilung der einzelnen Heeresabtheilungen, mit großer Vollständigkeit. Aber er gibt mehr.

Er entwickelt nämlich den Charakter der russischen Armee, ihres Menschenmaterials, ihrer Führer und ihrer Verwaltung aus dem Charakter des russischen Volks und diesen wieder aus dem Charakter des Landes. So gewinnt er einen Standpunkt, auf den hinauf er den Leser mit sich hebt und von dem aus manche Einzelheiten erst in ihrem Zusammenhange verständlich werden.

Dem soldatischen Leser ist diese neueste Gabe eines unserer hervorragendsten Militärschriftsteller schon von dem ursprünglichen Erscheinungsorte her bekannt; dem nicht militärischen Leser, der allenfalls die paar Seiten des Schriftchens, welche in tabellarischer Form die Stärkezahlen geben, überschlagen mag, sei sie nachträglich dringend empfohlen. Sie bietet mehr, weit mehr, als der Titel verspricht.

Victor Kurs.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Saturday Review" vom 14. März enthält einen Aufsatz über deutsche Literatur. Zuerst wird Karl Diehl's Werk: „P. J. Proudhon: seine Lehre und sein Leben" besprochen. Dr. Diehl „thut sein Bestes, um den Verfasser der «Contradictions économiques» vor dem Vorwurfe von Widersprüchen zu vertheidigen, die in seinem eigenen Charakter und in seinen Meinungen viel auffälliger sind. Unser Schriftsteller meint, Proudhon habe nicht beständig seine Meinungen geändert, und man könne nicht seine Aeußerungen aus einem Jahre fast immer zusammenstellen mit entgegengesetzten Aeußerungen des Jahres vorher oder nachher, sondern er sei vor allem andern von dem Geiste des Fortschritts oder vielmehr des Vorwärtsschreitens durchdrungen gewesen. . . . Praktische Socialpolitiker, wenn es solche gibt, sollten ein Interesse finden an denjenigen Theilen dieses Bandes, welche die Geschichte von Proudhon's großem Plane, eine «Banque du Peuple» zu gründen, enthalten." Derselbe Aufsatz enthält eine eingehende Inhaltsangabe des zweiten und dritten Heftes der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" von Quidde, wovon namentlich Liebermann's Literaturbericht zur „Neuern Geschichte Englands im Mittelalter" hervorgehoben wird.

Ferner wird behandelt die Biographie Ludwig Anzengruber's von Anton Bettelheim: „Herr Bettelheim scheint seinen Helden auf eine Stufe mit Bismarck und Darwin zu stellen, als eins der Originalgenies dieses Jahrhunderts. Man muß befürchten, daß viele englische Leser den Namen des Verfassers der «Dorfromane» und der «Dorfgänge» zum ersten male hören, welcher, obgleich er weder ein Bismarck noch ein Darwin ist, einen Biographen verdient, und zwar, wie wir hinzufügen können, einen weniger hochfliegenden als Herrn Bettelheim."

Ueber Adolf Stern's „Wanderbuch. Bilder und Skizzen" wird geurtheilt: „Annehmbare Reisebilder müssen eine ausgeprägte Individualität und einen besondern Reiz des Stils besitzen, und davon finden sich nicht viele Spuren in Adolf Stern's «Wanderbuch». Es handelt sich hier nicht um einen jener Berichte von Abenteuern — in Afrika oder sonstwo —, welche gewöhnlich um so besser ausfallen, je freier sie von jedem Haschen nach dem, was man «Stil» nennt, sind. Der Verfasser führt uns in keinerlei fremdartige Scenen, sondern nach Oberammergau, in die Ostalpen, nach Venedig und Rom."

Anerkennend wird hervorgehoben der dritte Theil von Wilhelm Freund's „Wanderungen auf classischem Boden": „Delphi und Olympia".

Die „Gedichte" von Gottfried Rahl werden durch ein Citat daraus als verunglückt hingestellt. „Es gibt ohne Zweifel auch bessere Verse als diese in dem Bande; «Auf ein Porträt» ist ein achtungswerthes Gedicht; aber wie die übrigen, erhebt es sich nicht über die Mittelmäßigkeit."

Zum Schlusse wird erwähnt die „Deutsche Literaturgeschichte" von Carlo Wenckebach: „Sie ist gut ausgeführt und enthält eine große Menge Belehrung, die auf einen kleinen Raum zusammengedrängt ist."

Bibliographie.

Brunnhofer, H., Culturwandel und Völkerverkehr. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Die wahre Emancipation der Frauen. Eine schlichte Meinungsäußerung von einer Frau. Leipzig, Voigtländer. 8. 90 Pf.

Kleemann, S., Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend. Quedlinburg, Huch. Gr. 8. 5 M.

Lauche, W., „Die Grenzboten" und der Lehrerstand. Ein Wort zur Abwehr. Magdeburg, Rathke. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Schliemann, Dr. H., Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Mit einem Vorwort von Sophie Schliemann und Beiträgen von Dr. W. Dörpfeld. Mit 1 Plan, 2 Tafeln und 4 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.

Außer diesen billigen Ausgaben erschienen noch folgende elegantere Ausgaben:

Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der „Nachlaß" Mirza Schaffy's bildet ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy", die schon in mehr als 100 Auflagen erschienen; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber Religion und Schicksal. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Aphorismen zur Lebensweisheit. Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena". Zwei Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften. — Separatausgabe aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung". 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Diese handlichen, mit Einleitungen von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehenen Separatausgaben sind bestimmt, besonders interessante, allgemein verständliche Schriften aus Schopenhauer's Werken weitern Kreisen des Publikums zugängig zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

F. Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darm-**katarrhe.** — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York** bei **P. Scherer & Co.,** 11 Barclay Street.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 9. April 1891.

Inhalt: Karl von Hase's Werke. Von Richard Weitbrecht. — Neue Romane. Von Leonhard Lier. — Major Casati's Buch über Aequatoria und Emin-Pascha. Von Friedrich Bienemann. — Historische Literatur. Von Walther Schultze. — Psychologisches. Von Moritz Kronenberg. — Zur vergleichenden Rechtswissenschaft. Von Th. Achelis. — Plattdeutsches. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl von Hase's Werke.

Gesammelte Werke von Karl von Hase. Elfter Band: Karl von Hase's Leben. Erste Abtheilung: Jugenderinnerungen. Ideale und Irrthümer. Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl von Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 5 M.

Dasselbe. Neunter Band: Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Fünfte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 10 M.

Dasselbe. Zweiter Band, zweiter Halbband: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung. Mittlere Kirchengeschichte: Innocenz III. bis Luther. Herausgegeben von Gustav Krüger. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 6 M.

Ueber Gehaltvolles in einem kurzen Referate gehaltvoll zu berichten — denn um eine Kritik kann es sich hier nicht handeln — ist schwer. Und gehaltvoll ist jeder Band der weiter uns vorliegenden Schriften Karl Hase's. Enthalten sie doch Hase's „Ideale und Irrthümer" im dritten Abdrucke, ein Buch, das unter den berühmtesten Lebenserinnerungen eines Kügelgen, Gerok, Ludwig Richter seinen Platz hat und behaupten wird. Es findet sich ferner unter ihnen eines jener mustergültigen Bücher wie sie alle funfzig Jahre einmal geschrieben werden, die „Protestantische Polemik", und endlich die Fortsetzung der „Kirchengeschichte" in einem Bande, der nach Stoff und Darstellung zu den anziehendsten dieser Kirchengeschichte gehört.

Die Vorreden Hase's — ob kurz wie in „Ideale und Irrthümer" oder lang wie in der „Polemik", ein besonderer Genuß — sind stets eine Art Ouverture, in welcher die Motive des Nachfolgenden angeschlagen und wol auch in gewaltigen Schlußaccorden zusammengefaßt werden. Sie gehören zum Buche, nun eben wie die Ouverture zur Oper, nur daß man den Vergleich und darin das Wort Oper nicht presse und misverstehe. Man kann sie aber auch für sich genießen wie eine Ouverture, und die 36 Seiten Vorrede zu den verschiedenen Auflagen der „Polemik" sind allein schon für sich eine Schrift, bedeutend und im höchsten Grade lesenswerth, insbesondere in den Kämpfen unserer Tage. Man kann aus diesen 36 Seiten mehr lernen als aus dicken Büchern.

Indem ich nun die Feder ansetze, um eine Skizze von Hase's „Jugenderinnerungen" zu geben, ihn zu begleiten von seiner Kindheit bis zu seinem dreißigsten Jahre durch die bösen Gerüchte und guten Gerüchte des Burschenschaftswesens, über Leipzig, Erlangen und Tübingen zur schwäbischen Festung Hohenasperg, die seit Schubart's Zeiten als zeitweiliger unfreiwilliger Aufenthalt politischer Gefangener eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, und von dort nach Italien und zurück in die Arme der Geliebten und bis nach Jena, „der kleinen ruhmvollen Stadt seiner Zukunft", wie er sie selbst nennt, die einen Theil ihres Ruhmes aber dem zu verdanken hat, der am 15. Juli 1830 in sie einzog — indem ich das alles hier zu skizziren versuche, sehe ich die Unmöglichkeit ein, auch nur annähernd ein lebensvolles Bild dessen zu geben, was Hase erzählt, es wäre denn, ich würde nicht blos Seiten, sondern Bogen füllen. So mag's an diesen kurzen trockenen Angaben genug sein und die Leser mögen sich selbst an diesem Zeitbilde — denn das ist es — erbauen, aus dessen Rahmen die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers als Schülers, Studenten und Privatdocenten anmuthig hervortritt. Hase erzählt mit voller Offenheit, ohne jede Beschönigung oder eitle Selbstbespiegelung, aber auch ohne jede Schärfe, Bitterkeit und böse Hiebe, zu welchen bei der Schilderung der damaligen erbärmlichen Verhältnisse Anlaß genug gewesen wäre. Er möchte, wie er in der Vorrede zur zweiten Auflage sagt, mit seiner Darstellung nicht den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen, glaubt vielmehr, daß

man aus derselben den Dank gegen Gott herausfühle, auch wo ein hartes und bedrängtes junges Leben sich vor uns enthüllt; denn „Armuth ist kein Unglück für eine rüstige, hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Schwierigkeit und Schmerzen gehen durch jedes Erdenleben und gehören zu seiner kräftigen Entwickelung."

Und das Ganze darf doch abschließen mit dem Glücke des Bräutigams, welcher der Erfüllung liebster Wünsche mit sicherm Schritte entgegenging. Enthält ja der zweite Theil dieses Bandes die Briefe an die am Schlusse der „Jugenderinnerungen" nicht mehr künftige Geliebte. Ueber diesen Theil des Bandes wird in d. Bl. an anderer Stelle berichtet werden, und ich begnüge mich zu sagen, daß diese Briefe aus dem päpstlichen Italien für den, der das königliche Italien durchreist und kennen gelernt hat, einen ganz besondern Reiz haben.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Polemik" sagt Hase:

Gewiß, die Zeit wird kommen, wo auch von diesem Buche nur noch hie und da ein verstäubtes Exemplar in einer Bibliothek steht, aber erst nachdem es seine Wirkung gethan, seine Wahrheit in das allgemeine Bewußtsein übergegangen und seine Form durch eine bessere, zeitgemäßere ersetzt, oder der glückliche Tag angebrochen ist, wo es solcher Schriften überhaupt nicht mehr bedarf.

Leider ist diese Zeit noch recht fern und durch die Anmaßungen Roms in den letzten Jahren ferner als je gerückt, was schon die Thatsache immer neuer Auflagen dieses Buchs bezeugt. Diese Thatsache ist aber auch ein Beweis dafür, daß Hase's „Polemik" noch lange nicht durch eine bessere, zeitgemäßere ersetzt ist. Wie schwer das Buch den Römischen im Magen liegt, zeigen die vielfachen Angriffe auf dasselbe in früherer Zeit, auf welche Hase in den Anmerkungen häufig Bezug nimmt, wobei er immer des Gegners Angriffe mit eleganten Hieben parirt, höhnische Fragen durch ernste Gegenfragen beantwortet und Grobheit nie mit Grobheit, sondern höchstens mit überlegener Ironie vergilt. Neuerdings haben die Ultramontanen, entsprechend der immer größer werdenden Verrohung ihrer Polemik, statt Hase's Buch anzugreifen, den Verfasser geschmäht, und die Vorrede zu der neuesten Auflage berichtet über ein Schriftchen des römischen Professors der Theologie, Rebbert, freilich eines mit den unanständigsten Waffen kämpfenden Polemikers:

Darin ist von der destructiven sogenannten theologischen Lehrthätigkeit des christusleugnenden Hase die Rede und er selbst wird, nicht gerade geschmackvoll, bezeichnet als „Heranbildner protestantischer Prediger zu Rabbinern im Predigttalar". Hase hat das noch gelesen und ein freundliches Lächeln dafür gehabt: zeugt doch der Mangel an Anstandsgefühl von der kläglichen Ohnmacht des verbitterten Gegners.

Es ist nun freilich auch schwer, diesem ebenso wahrhaftigen als gerechten Buche, das ebenso mild und wohlwollend über katholische Lehren und Einrichtungen als offen über protestantische Fehler redet, etwas anzuhaben, und mit jeder neuen Auflage sind die Angriffe der Gegner ohnmächtiger, ist es dem deutschen Protestanten lieber geworden. Nur eins hat seine Verbreitung in tausenden von Exemplaren verhindert: der hohe Preis, welcher nun einmal den deutschen Büchern anhaftet und leider je mehr anhaftet, je anschaffungswerther ein Buch ist. Und den Muth scheinen in Deutschland immer noch die Verleger nicht zu haben, andere als etwa belletristische Werke, Classiker oder Dichter 30 Jahre nach dem Tode in billigen Ausgaben weitern Kreisen zugänglich zu machen. So lange aber das nicht ist, werden auch die besten Bücher nicht „Gemeingut der Nation" werden, obgleich sie gern als solche bezeichnet werden. Ich erinnere hier nur an Leopold von Ranke, dessen Weltgeschichte 142 M., dessen sämmtliche Werke ohne die Weltgeschichte 240 M. kosten. Ich glaube, die billigere, aber freilich immer noch theuer genug verkaufte Textausgabe von Ranke's „Römischen Päpsten" wird guten Absatz gefunden haben. Hase's „Polemik" ist gewiß auch ein solches Buch, das verdient, Gemeingut der Nation zu werden, und ich bin überzeugt, Hunderte von Gebildeten würden ihre Hand danach ausstrecken, um dieses im eigentlichen und uneigentlichen Sinne vornehmste Rüstzeug ehrlicher Polemik zu erwerben, wenn es um 5 oder 6 M. zu haben wäre. Und daß dies Buch in viele Hände kommt, ist sehr zu wünschen — soll's noch 30 Jahre nur verhältnißmäßig wenigen zugänglich sein? Minister paritätischer Staaten, für die es ganz besonders lesenswerth ist, hätten allerdings die Mittel, es jetzt schon anzuschaffen, und es wäre ihnen von großem Nutzen. Denn es ist ein Buch, das sehr zeitgemäß ist; es enthält auch reiche Partien Zeitgeschichte, ich erinnere an die längern geschichtlichen Ausführungen über das vaticanische Concil 1870, über den kölner Mischehenstreit u. a. Wir geben als Probe von Hase's Denk- und Darstellungsweise nachstehenden Abschnitt aus dem Kapitel „Die Kirche":

Luther's Geist, der in ihm selbst gar oft die gewaltigen Flügel regend über jene Schranken, die *seiner* Zeit angehörten, hinwegsah, hat die Schranken durchbrochen, ein großer Theil der protestantischen Kirche hat Luther's Dogmensystem mehr oder weniger umgestaltet und fühlt sich dennoch in der Gemeinschaft seines Geistes. Wir singen sein Lied von der festen Burg mit derselben Freudigkeit, wie es seine Zeitgenossen gesungen haben, wir lesen seine Sturmschrift an den christlichen Adel deutscher Nation wie seinen tiefsinnigen Traetat von der Freiheit eines Christenmenschen noch mit derselben Zustimmung, wir vernehmen das göttliche Wort am liebsten in seiner edeln treuherzigen Sprache, und all das menschlich Individuelle an ihm, daraus katholische Geschichtschreiber eine so seltsame Vogelscheuche zusammengeflickt haben, heimelt uns an.

Aber mit Luther hat der Protestantismus nicht erst begonnen, die Kirche der Reformation ist nicht wie eine losgesprochene Leibeigene arm und bloß in die Welt hinausgestoßen worden, sie hat ihr Gut, diese Tradition, den ganzen Schatz der katholischen Kirche, soweit sie denselben für echt erkannte, mit sich genommen und hat das dankbar anzuerkennen.

Unter den Wahrzeichen des Katholicismus wird auch sein Alter gegen uns geltend gemacht. Wir begegnen dem nicht mit dem Vorwurfe der Altersschwäche gegenüber der noch jungen, frischen Kraft des Protestantismus, denn von etwas Höherm ist die Rede, vom apostolischen Ursprung der Kirche. Man hat oft höhnisch gefragt: Wo war denn euer Protestantismus vor Luther und Zwingli? Eine volksmäßige Gegenfrage hat geantwortet: Wo

war denn dein Gesicht, ehe du es heute Morgen gewaschen hast? Ich antworte ohne Bild: mitten in der katholischen Kirche. Eine alte Hugenottin, der Fenelon eine Kuh, nach der sie suchte, zugetrieben hatte, wollte sich doch nicht von ihm bekehren lassen. Zuletzt frug der Erzbischof: nun sagt mir, wo war denn eure Kuh vor 200 Jahren? Die Alte antwortete: „Monseigneur, in Herzen wie das Eure." Gewiß, auch in bessern Häretikern haben wir unsere Vorfahren nicht zu verleugnen und in so manchem, den die katholische Kirche verstoßen, unberechtigt von sich gestoßen und dadurch in seiner Einseitigkeit gesteigert hat. . . .

Am bestimmtesten erkennt der Protestantismus seine Vorläufer in den Reformatoren vor der Reformation, wie sie als eine Repräsentation aus europäischen Culturvölkern das hohe Standbild Luther's zu Worms umgeben nach des uns vor der Vollendung entrissenen edlen Meisters Plane: Waldus, Wycliff, Hus und Savonarola. Aber auch in Trägern und Vätern der katholischen Kirche selbst ehrt der Protestantismus seine Ahnherren, aus deren Munde er sich mit ahnungsvollen Worten begrüßt und verkündet hat, da wo sie gegen Aberglauben, Werkheiligkeit, Creaturvergötterung, kirchliche Erstarrung und Veräußerlichung warnend protestirten. Es ist echt protestantisch, was der heilige Ignatius schreibt: „Wo Christus ist, da ist auch die katholische Kirche", nämlich im idealen Sinne, denn es müßte im gewöhnlichen Sinne heißen: wo die katholische Kirche ist und nur da ist auch Christus. Oder Tertullian: „Die Kirche ist wesentlich der Geist, nicht die Zahl der Bischöfe; die Häresis wird nicht sowol durch die Neuheit, als durch die Wahrheit überführt, was gegen die Wahrheit anstrebt, ist Häresis, wär's auch ein altes Herkommen." Es ist echt protestantisch, wenn Augustin die heilige Schrift über alle Concilien stellt, oder bekennt: „Was jetzt christliche Religion genannt wird, war auch bei den Alten und fehlte nicht vom Anfange des menschlichen Geschlechts, bis Christus ins Fleisch kam, weshalb die wahre Religion, die schon war, anhob, die christliche genannt zu werden." Selbst der heilige Hieronymus: „Es kommt nichts darauf an, ob du in Jerusalem bist, sondern wie du in Jerusalem bist; du kannst selig werden in Gallien wie in Palästina." Nicht minder mit den Mystikern des Mittelalters, mit ihrer Liebe und Glaubensfülle, die alles Heil nur von Christo empfängt, fühlt der Protestantismus seine Blutsverwandtschaft, wie nach anderer Seite hin mit den großen reformatorischen Concilien des 15. Jahrhunderts, die das in ihrer Weise gewollt haben, was der Protestantismus in der seinen ausgeführt hat. In der Zeit des Concils von Konstanz ist bereits die große Anschauung der idealen Kirche ausgesprochen, und eine Macht geworden, als das Verhältniß der wahrhaft allgemeinen, ideal-katholischen Kirche zu den verschiedenen historisch bestehenden Kirchen, nur noch unbehülflich gleichgesetzt dem Verhältnisse des Geschlechtsbegriffs zu den Arten. So gehen die Wurzeln des Protestantismus tief in die alte Kirche, ja aus der apostolischen Kirche sind sie beide fast gleichzeitig als Zwillingsgeschwister geboren worden, Katholicismus und Protestantismus, nur dieser noch unbewußt, verworren, in katholischen Windeln und Banden liegend. Die Reformation ist nur das welthistorische Ereigniß, daß, als die Zeit abermals erfüllt war, das protestantische Princip, groß gewachsen innerhalb der katholischen Kirche, selbständig hervortrat mit der Kraft und Fülle, den Herd der eigenen Kirche nach seinem Herzen zu gründen.

Die „Kirchengeschichte" führt uns bis an die Thore der Reformation. Den kleinsten Theil nimmt die eigentliche Erzählung der geschichtlichen Geschehnisse ein; weitaus der überwiegende ist den innern Zuständen und Erscheinungen in der Kirche des Mittelalters und am Ausgange desselben gewidmet. Jener erste kleinere Theil setzt schon eine gewisse Bekanntschaft mit der Geschichte voraus; dann ist er auch in seiner Kürze von hohem Genuß. Der andere Theil gibt einen so fesselnden Einblick in die treibenden Kräfte jener Zeit, wie kaum ein anderes Buch. Und dabei zeigt sich wieder Hase's ganze Meisterschaft in der Charakteristik, sei es, daß er sie ausführlicher gibt wie bei Franz von Assisi, Savonarola oder Johannes Hus, sei es, daß er Menschen mit kürzern Strichen zeichnet, wie in dem Kapitel „Heiligendienst" Nikolaus von der Flue, die heilige Elisabeth, Katharina von Siena und die Jungfrau von Orleans. Mag vielleicht die historische Forschung Einzelheiten anders ergeben: das Bild, welches Hase entworfen hat, wird im ganzen stets richtig bleiben.

Die Form dieses Bandes, der ja wie die ganze „Kirchengeschichte" nach akademischen Vorlesungen geschrieben worden, ist flüssiger und eleganter als in den frühern Bänden, und doch haftet auch diesem Bande etwas von der Frische und Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes an.

Jeder neue Band dieser „Kirchengeschichte" wird neue Theilnahme erwecken.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane.

1. Iris. Historischer Roman von Max Petzold. Halle a. S., Fr. Starke. 1891. 8. 3 M.
2. Am Hofe Lorenzo's. Historischer Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1891. 8. 12 M.
3. Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Roman von Louise von François. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1891. 8. 2 M.
4. Frühlingsschnee. Roman von Eva Delmar. Danzig, Hinstorff. 1891. 8. 4 M.

Einer der Lieblingsstoffe der mittelalterlichen Poesie, dessen Reiz weniger im Kerne der geschichtlichen Ueberlieferung lag als in den Zuthaten der Legende, welche alle Zauber einer fernliegenden und darum der phantastischen Ausgestaltung sich um so williger darbietenden Märchenwelt enthüllten, die Thaten und Züge Alexander's des Großen, hat, so lockend er durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere und der Scenerie den nach Stoffen suchenden Verehrern historischer Dichtung erscheinen mußte, doch bisher — wenigstens unsers Wissens — keinen Unternehmenden gefunden, der es gewagt hätte, den umfangreichen, gewaltigen Gegenstand in die Formen eines historischen Romans zu zwingen. Die Größe des Stoffs wie die Schwierigkeiten, welche sich der dichterischen Gestaltung jedes in festen, überlieferten Strichen im Geiste der Gebildeten fortlebenden geschichtlichen Charakterbildes entgegenstellen, haben bisher auch dem großen Sohne Philipp's des Macedoniers das Vorrecht aller Größen der Geschichte gewahrt, nicht das Urbild eines Romanhelden abgeben zu

müssen. Im allgemeinen darf ähnlich gearteten Stoffen gegenüber die Behauptung aufgestellt werden, daß in ihrer Behandlung weise Beschränkung als das Kennzeichen der Meisterschaft betrachtet werden muß; denn, wo uns in dichterischer Darstellung eine Persönlichkeit von so hervorspringender Bedeutung wirkungsvoll entgegentrat, geschah es noch immer in der Weise, daß sie uns, wenn auch in der Bethätigung ihrer maßgeblichsten Eigenart, so doch im Hintergrunde gezeigt wurde und daß von ihr aus, wie von einem Brennpunkte, das Ganze Färbung und Beleuchtung empfing.

Musterwerke dieser dichterischen Darstellung der Geschichte besitzen wir z. B. von Konrad Ferdinand Meyer, aus dessen Beispiel der Verfasser des uns zu diesen Bemerkungen anregenden Romans „Iris" (Nr. 1) hätte lernen können. Vielleicht thun wir Max Petzold, der uns offenbar ein Erstlingswerk darbietet, Unrecht, ihn mit solchem Maße zu messen, und die Schuld liegt an dem anspruchsvollen Titel „Historischer Roman", statt dessen der Verfasser vielleicht den bescheideneren „Erzählung" hätte setzen sollen. Selbst von einer solchen aber müßte man einen mehr geschlossenen, psychologisch entwickelten Gang der Handlung verlangen, als ihn die Aneinanderreihung von Geschehnissen bietet, deren einziges Band der Name Alexander's des Großen bildet. Nicht jede Reihe so zusammenhängender Ereignisse bildet ohne weiteres das Gerippe der Handlung einer Dichtung, deren Erfordernisse auch der historische Roman erfüllen muß, will er nicht nur durch den gegebenen Stoff wirken. Max Petzold beschränkt sich lediglich auf diese Wirkung und kann auch nur das Verdienst beanspruchen, der Wucht des Stoffs durch seine Darstellung nicht Abbruch gethan zu haben. Von einer tiefern, die individuelle Eigenart enthüllenden Charakteristik ist weder bei der Hauptperson, noch bei den Nebenfiguren die Rede; der rasche Gang der Ereignisse, die auf wenigen Seiten abgethan werden, gestattet sogar eine solche Vertiefung nicht. Nehmen wir aber „Iris" als das, was es ist, eine Schilderung der asiatischen Feldzüge des großen Eroberers, so darf ihr das Lob einer anschaulichen und lebendigen Darstellung in guter Sprache nicht vorenthalten werden. Wer den Wunsch hegt, an der Hand eines unterhaltenden Führers seine geschichtlichen Kenntnisse aufzufrischen, wird das Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, um so mehr als der erfrischende Hauch eines großen, thatkräftigen Heldenthums uns trotz der geringen Kunst des Verfassers lebendig entgegenweht.

Die allgemeinen Bemerkungen, die sich aus Anlaß des Petzold'schen Buchs aufdrängten, finden auch bei dem dreibändigen Romane von Karl Berkow: „Am Hofe Lorenzo's" (Nr. 2), ihre Anwendung. Handelt es sich auch bei dem großen Mediceer nicht um eine geschichtliche Persönlichkeit von der zeitbestimmenden Bedeutung eines Alexander, eine Anmerkung, mit welcher jedoch einer etwaigen schulmäßigen Behandlung der Frage, wer der größere von beiden sei, nicht vorgegriffen werden soll, so trifft doch auch auf den großen Sohn der italienischen Renaissance der Satz zu, daß nicht jede geschichtliche Größe auch eine dichterische ist. Zum wenigsten muß uns der Verfasser durch die Art seiner Darstellung den Beweis für das Gegentheil erbringen. Die Versuchung in Gewißheit der Wirkung des Stoffs die Gebote der künstlerischen Behandlung auf die leichte Schulter zu nehmen, liegt nur zu sehr nahe, und auch Karl Berkow hat sich ihr nicht entzogen. Aber es ist hier wenigstens der Versuch gemacht, eine einheitliche Handlung in den Mittelpunkt zu stellen, über deren Rahmen freilich die zahlreichen Schilderungen der politischen und culturellen Thätigkeit Lorenzo's hinauswachsen. Diese Auswüchse verrathen wenig künstlerisches Stilgefühl, der Culturhistoriker drängt hier den Dichter völlig in den Hintergrund und macht sich über dessen der Phantasie entsprungene Gestalten durch recht ernüchternde Randglossen lustig, indem er uns z. B. versichert, daß der Wortlaut der oder jener Rede geschichtlich überliefert sei. Die Studien des Culturhistorikers erweisen sich zudem nicht einmal als besonders eindringend oder auch nur umfassend. So kommt z. B. der große Einfluß des reichen Mäcens auf die bildenden Künste kaum zur Geltung. Jedoch wir haben es nur mit dem Dichter, nicht mit dem Historiker Berkow zu thun, und können, nachdem wir diesen in seine Schranken zurückgewiesen, uns lediglich mit dem erstern beschäftigen. Zum Glück spielt dieser doch noch immer die Hauptrolle, und wenn ihm auch weder besonders fesselnde Eigenart, noch Tiefe der Charakteristik, noch satte Farbengebung, wie sie gerade die Zeit der italienischen Renaissance erheischt, nachgerühmt werden kann, so weiß er doch zwar etwas weitschweifig, aber doch anziehend und anschaulich zu erzählen und mit knappen Strichen hinreichend Sachlagen und Gegenden zu schildern. Die Episode zwischen Giannina und Federigo, vielleicht der reizvollste Theil des Ganzen, steht leider mit dem Kerne der Handlung kaum in Verbindung. Die Schilderung dieses weiblichen Charakters ist ebenso wie die der meisten Frauen in dem Romane recht lebenswahr und überzeugend, während der Verfasser bei der Zeichnung der männlichen Charaktere kaum über die Schablone hinauskommt. Im ganzen bietet der Verfasser ein anziehendes und unterhaltendes Bild einer hervorragenden geschichtlichen Zeit, deren bewegende Grundgedanken seinem Verständnisse jedoch zu wenig nahe gekommen sind, als daß er uns den Geistes- und Stimmungsgehalt derselben sprechend hätte vor Augen führen können. Und doch hätte das Erwachen des modernen Geistes und die damit noch verbundene Mischung mittelalterlichen Geistes einem tiefern Beobachter einen dankbaren Stoff bieten müssen.

Den Stimmungsgehalt der Zeit glücklich erfaßt zu haben ist eins der wesentlichen Verdienste der Verfasserin von „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" (Nr. 3), die im Gegensatze zu K. Berkow den erfreulichen Muth besitzt,

ihre weibliche Feder nicht unter dem Mantel eines männlichen Namens zu verbergen. Der Roman Louisens von François spielt in der Zeit der deutschen Freiheitskriege und entwickelt in breit ausgesponnener Schilderung den bis zum tödlichen Hasse sich steigernden Zwiespalt zwischen den Söhnen einer französischen Emigrantenfamilie, in denen die Stammeseigenart der deutschen und fränkischen Aeltern, von Kindheit an ausgeprägt, durch den tragischen Verlauf der Ereignisse, welche das deutsche Volk in Feinde und Anhänger der französischen Fremdherren spaltete, sich zur schärfsten, politischen Gegnerschaft auswächst. Zur weitern Vergrößerung der trennenden Kluft gesellt sich noch die von beiden Brüdern getheilte Liebe zu einem der französischen Verwandtschaft entstammenden Mädchen, sodaß aus dem politischen Gegner noch der bevorzugte Bewerber um die Gunst eines von der Verfasserin mit feiner, anziehender Charakteristik gezeichneten Mädchens wird. Die Art, wie in diese an sich schon fesselnde Familiengeschichte die erschütternden Ereignisse der großen Zeit, dem Ganzen einen mächtigen Hintergrund verleihend, hineingeflochten werden, verdient volle Anerkennung; sie nähert das Werk dem Begriffe eines historischen Romans weit mehr als die eben mehrfach erörterte Art der Darstellung. Die Gegensätze deutschen und fränkischen Wesens sind in den Gestalten der feindlichen Brüder und der Mutter und der Geliebten derselben in ihren Spielarten ebenso treffend als fesselnd gekennzeichnet, sodaß es der mannichfaltigen und sorgfältigen Charakteristik der Nebenfiguren, die dem Werke allzu viel Breite verleiht, kaum bedurft hätte, uns dasselbe zu einem anziehenden, wirkungsvollen Zeitbild auszugestalten. Die Verfasserin schöpft eben aus dem Vollen heraus, und thut fast immer einen glücklichen Griff. Die Form der Darstellung, Aufzeichnungen eines Augenzeugen, dessen Leben mit den Geschicken des Hauses, die er schildert, auf das innigste verwachsen ist, ist glücklich gewählt und bis auf Einzelheiten des etwas schweren Stils, die an Manier unliebsam erinnern, glücklich gerathen, sodaß man wirklich meint, es mit zeitgenössischen Schilderungen zu thun zu haben. Dieser Form ist ferner die lebendige Wärme und Unmittelbarkeit der Darstellung zu danken, die einen Hauptreiz des Buchs ausmacht, für dessen Vorzüge ja auch der Erfolg einer freilich erst nach fast zwanzig Jahren erscheinenden zweiten Auflage Zeugniß ablegt.

Abseits von dem Kreise der besprochenen Werke liegt Eva Delmar's Roman „Frühlingsschnee" (Nr. 4). In der Form verräth sich eine unkünstlerische Willkür; denn wir werden mit dem Verlaufe der Ereignisse durch zwei Tagebücher junger Damen und endlich durch einfache Erzählung vertraut gemacht. Die Tagebücher tragen zu deutlich das Gepräge des Gemachten und spinnen wenig fesselnde Erlebnisse junger Backfische mit wenig behaglicher Breite aus. Die Geschichte der unglücklichen Ehe der Frau Walltorf und des sich daranknüpfenden Familienzwistes hätte vielleicht am ehesten Interesse gewähren können, doch wird sie nur kurz ausgeführt. Völlig unbegreiflich bleibt es, wie der Sohn dieser Frau mit der von dieser auf das tiefste gehaßten Familie auf vertrautem Fuße verkehren kann. Der Charakter Nora's, so wenig er sich über die Ueberlieferung des Romans erhebt, ist doch anziehend geschildert, wie denn überhaupt das Werk ein ansprechendes, wenn auch in keiner Beziehung hervorragendes Erzählertalent verräth, das uns in einer müßigen Stunde wol einmal unterhalten mag. Leonhard Lier.

Major Casati's Buch über Aequatoria und Emin-Pascha.

Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin-Pascha. Von Gaetano Casati. Nach dem italienischen Originalmanuscript ins Deutsche übersetzt von Karl von Reinhardstöttner. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Mit über 150 Abbildungen und 4 Karten. Zwei Bände. Bamberg, Buchner. 1891. Gr. 8. 20 M.

Dem fortreißenden und für einen rechten deutschen Leser erhebenden Eindruck des einer Epopöe gleichenden Peters'schen Berichts über seine Emin-Pascha-Expedition wird nicht so leicht ein anderes Reisewerk nachkommen können. Zum Charakter des Führers und Erzählers, an dem, soweit es ihn persönlich anging, das Wort sich bewahrheitete: „Mit dem Muthigen ist das Glück", trat die Klarheit des Ziels und Zwecks, die geschlossene Folgerichtigkeit ihrer Erstrebung, die Kürze der darauf verwandten Zeit, die Uebersichtlichkeit des zurückgelegten Weges, um dem Buche, das vom Unternehmen handelte, gleich diesem selbst das straff gespannte Vorwärtsschreiten zu sichern, das den Leser so lebhaft einnimmt und fesselt. Schon die kurzen Titel seiner Abschnitte lassen einen Blick über Fortgang und Erfolg des Zuges gewinnen.

Im gleichzeitig erschienenen, uns aber bedeutend später zugegangenen Werke des Majors Casati finden wir die über zehn Jahre sich erstreckende Leidensgeschichte dieses tapfern Soldaten, der 1879 in wissenschaftlichem Forschereifer der Aussicht folgte, unter seines Landsmanns Gessi-Pascha Unterstützung und Weisung das Uëllethal zu erkunden und kartographisch aufzunehmen. Aber schon im Sommer 1880 ging Gessi-Pascha nach Chartum, hatte auf der Nilfahrt eine der entsetzlichsten Hungersnöthe durchzumachen, wie sie auf den Schiffen entstehen, wenn das Weiterkommen durch das Anwachsen der Ambatschpflanze nicht nur behindert, sondern sogar unmöglich gemacht wird, und starb entkräftet auf der Heimreise in Suez. Casati suchte seiner Aufgabe trotzdem ohne alle Mittel in völliger Vereinzelung vier Jahre lang nachzukommen, bis der in der Bahr-el-Ghazal-Provinz vordringende Aufstand

ihn nöthigte, nach Osten zu Emin-Pascha sich zu flüchten, bei dem und für den er dann seit 1884 gelebt hat. Zu Emin's Gunsten übernahm er die diplomatische Sendung nach Unyoro und wirkte beim Könige Tschua (Kabrega) für die Aufrechterhaltung eines freundschaftlichen Verhältnisses, das jedoch allmählich sich lockernd bei der Ankunft Stanley's am Ufer des Albert-Njansa in die äußerste Bedrohung des Lebens Casati's umschlug, dem nur mühselig die Flucht an den See gelang, wo er von Emin abgeholt wurde, dessen Schicksale er nun theilte, sodaß er ihn erst nach seiner Genesung in Bagamoyo verließ.

Seine wunderbaren und tiefste Theilnahme erweckenden Erlebnisse in dem langen Zeitraume, seine geographischen Forschungsergebnisse und ethnographischen Beobachtungen sind in schlichtester Sprache erzählt, aber leider so durcheinandergemengt und noch mit eingehenden werthvollen geschichtlichen Darlegungen der Verhältnisse in den einzelnen Gebieten durchsetzt, mit der Wiedergabe sehr ausführlicher Gespräche untermischt, daß das Lesen dieser zwei Bände, so unterhaltend das Einzelne ist, doch ganz außergewöhnlich mühselig wird. Dazu ist die unpraktische Einrichtung getroffen, daß die Kapitel, 18 im ersten, 16 im zweiten Bande, nur gezählt, aber nicht mit Ueberschriften versehen sind; die jedem Kapitel vorgesetzte Inhaltsüberschau nennt zwar eine Fülle von Einzelnamen und Zufälligkeiten, läßt es jedoch am Ueberblicke der fortschreitenden Geschehnisse ermangeln, sodaß eine vorläufige Orientirung ausgeschlossen ist. Erst wenn man das Werk durchgelesen hat, gewähren jene Inhaltsangaben, denen zudem immer von neuem nachgeblättert werden muß, einen Rückhalt für das Gedächtniß und das Wiederfinden der gesuchten Stellen. Selbst das recht vollständige Register ist nicht zweckmäßig genug angelegt. Daß der Uebersetzer dem gerügten Mangel in der deutschen Ausgabe seinerseits durch entsprechende Benennung der Kapitel nicht abgeholfen hat, dürfte als zu große Treue gegen die Originalhandschrift anzusehen sein.

Der Verfasser tritt aus seinem Buche genau so hervor, wie ihn Kapitän Camperio, der Freund Georg Schweinfurth's, im Vorworte hinstellt, als wahrer und bescheidener Mann. Wir können und wollen hier nicht seine wissenschaftlichen Ergebnisse verfolgen, die in Einzelheiten sehr ausgiebig sein mögen, im großen und ganzen aber durch die Veröffentlichungen Dr. Junker's, der so ziemlich in denselben Gegenden und zum Theile gleichzeitig reiste, überholt sein könnten — bei der heutigen Sachlage und an diesem Orte, als keiner fachwissenschaftlichen Zeitschrift, kommt es vor allem an auf Casati's Darstellung des Abzugs Emin's aus der Aequatorialprovinz und der vorher und um die Zeit dort obwaltenden Verhältnisse. Dabei fallen Casati's obengenannte Charaktereigenschaften scharf ins Gewicht und sein Zeugniß wird gelten müssen, bis Emin-Pascha sich einmal zum Reden entschließt.

Das Gesammtergebniß der ruhigen Erzählung und des schonenden Urtheils Casati's über diesen vielerörterten Gegenstand ist nicht nur für die unbedingten Anhänger Emin's, sondern selbst für die, welche abwartend zur Seite standen, im höchsten Grade verblüffend. Mit einem Worte: Stanley's Beurtheilung und Werthschätzung Emin's im Ausfüllen der ihm erwachsenen verantwortungsvollen Stellung wird nicht nur durch Casati bestätigt, sondern durch diesen vermöge seiner Kenntniß der Verhältnisse in Aequatoria und seines strengeren sittlichen Pflichtbegriffs noch um ein gut Theil verschärft.

Das 15. Kapitel des ersten Bandes ist fast ganz der Anerkennung der organisatorischen und verwaltenden Thätigkeit Emin's gewidmet. Nur die Schlußsätze lassen sich hier wiedergeben:

Die Revolution überraschte Emin unvorbereitet: auch er wurde von den Ereignissen mit fortgerissen, verfiel in Zweifel und Irrthümer, und wenn seine Provinz nicht das traurige Los ihrer Schwestern theilte, so ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit anzuerkennen, daß dies nur eine natürliche Folge des Zaubers war, der ihn umgab, und den er sich bei der moralischen und materiellen Entfaltung der lebendigen Kräfte des Landes erwarb, welcher er Geist, Herz und Wissen, ja sein ganzes Leben gewidmet hatte.... Wenn ihm auch die Ereignisse nicht gestatteten, so manche nützliche Umgestaltung durchzuführen, so ist es doch eine Pflicht der Ehrlichkeit festzustellen, daß er nicht nur theoretisch, sondern durch praktische Unterweisung zu allem den Grund gelegt hat.

Von ernstem und gefestigtem Charakter, den Naturwissenschaften und der Einsamkeit zugethan, blieb Emin jeder Berührung fern. Es schien, als ob er, wenn auch nicht gerade stolz, so doch überaus auf seine eigene Ueberlegenheit pochend, das genaue Studium der Anlagen der Leute, die ihn umgaben, verachtete; er glaubte, allein allem genügen zu können. An dem Tage freilich, wo er allein die eilends hereinbrechende Auflösung nicht mehr aufhalten konnte, irrte er in seinen Urtheilen, änderte sie oft und schadete sich selber schwer.

Der zweite Band beschreibt den Aufenthalt Casati's in Unyoro und die Verhältnisse in Aequatoria seit Stanley's Herannahen. Emin schrieb das Scheitern der diplomatischen Aufgabe Casati's dessen Verhalten zu; Casati beklagt sich, daß seine Rathschläge von Emin nicht befolgt seien. Das Räthsel, warum Emin nicht zum ersten Eintreffen der Hülfsexpedition Stanley's am Albert-Njansa Empfangsmaßregeln getroffen, löst auch Casati nicht, weil er damals sich noch in Unyoro befand. Beim Eintreffen des Schreibens Stanley's am 27. April 1888, mit der Meldung seiner zweiten Ankunft am See und der Schilderung seiner Schicksale und weiteren Pläne, rieth Casati, die Vereinigung von Stanley's Mannschaft abzuwarten und ihm dann durch das Land der Monbuttu (Casati erklärt die Form Mambettu für richtiger) mit den verfügbaren Truppen der Provinz entgegenzugehen. „In jener Stunde und unter dem Eindrucke einer neuen, unvorhergesehenen Thatsache fand Emin den Rath klug und erklärte sich damit einverstanden." Es ist späterhin nicht darauf zurückgekommen.

Auch Casati tadelt, wenn er sie auch erklärlich findet, die Wahl des von Stanley eingeschlagenen Wegs, namentlich aber, daß, nachdem er ihn kennen gelernt, er nicht das Arruwimithal nordwärts verlassen, um in das Maquathal zu gelangen und sich nach Wadelai zu wenden. Die

Erwägung der Frage tritt bei Stanley nie hervor und wenn er den Gedanken erfaßt haben mag, wird ihn die Gefahr, in Kämpfe mit den Mahdisten zu gerathen, davon abgebracht haben, wie Peters unter Bestätigung Casati's vielfach darauf hingewiesen hat, daß Stanley Kämpfen, wo er nur immer konnte, aus dem Wege ging.

Die in unserm Aufsatze „Afrikabücher" in Nr. 10 d. Bl. erwähnte Meinung, erst Stanley's Ankunft habe die Empörung in Aequatoria hervorgerufen, erweist sich aus Casati's Buch als völlig eitel. Als der Verfasser zu Anfang 1888 aus Unyoro nach 1½jähriger Abwesenheit zurückkehrte, fand er (II, 134):

Die innere Lage der Provinz hatte sich nicht gebessert. Die Duldung hatte zur Lösung der Disciplin geführt und zur Unordnung hingerissen; das Ansehen des Gouverneurs, das beständigen Angriffen bloßgestellt blieb, galt nahezu nichts mehr; es war nur noch eine lächerliche äußere Ehrenbezeigung, was ihn umgab.

Wenn ferner die Ansicht aufgestellt ist, daß Emin noch heute seine Provinz glücklich und ruhig verwalten würde, wenn Stanley ihn nicht „fortgeschleppt" hätte, so scheint sie uns in dem Sinne wol richtig, daß, wenn Emin geblieben wäre, Dr. Peters hätte zu ihm stoßen können und diesem bei seinem energischen Durchgreifen mit Hülfe seiner wackern Truppe es wahrscheinlich gelungen wäre, Emin's Autorität wieder auf feste Grundlagen zu stellen; dann hätte es auch an der erforderlichen Unterstützung mit Munition von Deutsch-Ostafrika aus schwerlich gefehlt. Da stehen wir eben wieder vor der Frage; warum ist Emin nicht geblieben? warum, wenn er ging, ist er nicht selbständig mit den Seinen gegangen? als Herr seiner Entschlüsse und seines Verweilens und Eingreifens? warum hat er diesen Plan, mit dem er zur zweiten Begegnung mit Stanley ging, nicht durchgeführt, ja letzterm gegenüber, wie es scheint, nicht einmal ausgesprochen (vgl. II, 208, 209)? Es scheint hier zuzutreffen, was Casati gleich nach der ersten Zusammenkunft Emin's mit Stanley und nach des letztern Weigerung, selbst die Aequatorialprovinz zu besuchen, berichtet (II, 147):

Emin senkte sein Haupt und ergab sich, dem Zufalle vertrauend, ohne die nothwendige Thatkraft zu finden, um den Ereignissen Trotz zu bieten. Mehr denn einmal sagte ich ihm, er solle ohne Rückhalt die Lage der Provinz vor Europa und Aegypten offen besprechen, die Zerwürfnisse, die sie zerfleischten, die Wahrheit, die himmelweit von den Täuschungen entfernt war, welche in allen Geistern und in aller Mund sich breit machte. Er versprach mir, es zu thun; allein ich habe Grund zu glauben, daß er nur allgemeine Andeutungen hinwarf. Die eigene Ohnmacht einzugestehen, mit denjenigen anderer die eigenen Irrthümer bloßzustellen, widerstrebte der Hoheit seines Geistes.

Aus Casati's Darstellung geht hervor, daß Jephson's Bericht in allem Wesentlichen richtig ist, abgesehen von der irrigen Voraussetzung, unter der er anfangs die Sachlage anschaute, daß nämlich Emin's Autorität fest gegründet sei, und von der falschen Beurtheilung einiger Offiziere, die er unter der trüben Beleuchtung Emin's ansah. Daß Jephson im aufständischen Dufilé sich selbst gefangen glaubte, während er thatsächlich frei war, ist unter den bedrückenden Umständen ein leicht erklärlicher Irrthum.

Gegen Stanley ist Casati nach keiner Richtung hin blind und ungerecht. In Betreff der ganzen Leitung des Unternehmens urtheilt er (II, 150):

Groß war die Verantwortlichkeit, die er durch die Theilung der Karawane auf sich nahm. Statt unter der Führung eines erfahrenen und kühnen Offiziers eine Erforschungsabtheilung an den See zu schicken und selbst über der Leitung der wichtigsten Arbeit zu bleiben, vergaß Stanley aus Sucht alles zu thun und aus Gier, keinen kleinen Ruhmesstrahl auf andere fallen zu lassen, die Wichtigkeit des übernommenen Auftrags; keinem andern wurde etwas übertragen, nur allgemeine Befehle wurden erlassen, dazu legte er zwischen sich und den Hauptzug eine unendliche Entfernung, einen undurchdringlichen Wald, Schweigen und Zweifel auf lange Monate.

Und S. 208 meint er:

Unser Abzug aus der Provinz und folglich unsere sichere Rettung war ein Werk, das wir nicht der Hülfsexpedition verdankten. Die Art und Weise, wie diese ihr Ziel verfolgte, hatte gewiß die Gemüther der Dissidenten in Aequatoria erbittert, jener nämlich, welche fest entschlossen waren, nicht fortzugehen.

Die weiteren Schlußfolgerungen beziehen sich auf Emin-Pascha. An dieser Stelle kommt es uns auf das Urtheil über Stanley an. Da heißt es (II, 222):

Stanley ist ein durch die Kraft seines Wesens, die Entschlossenheit seines Herzens, die Raschheit seines Geistes und einen eisernen Willen hervorragender Mann. Eifersüchtig auf seine eigene Autorität, duldet er keine äußern Einflüsse und fragt keinen um Rath. Schwierigkeiten entmuthigen ihn nicht, Unglück erschreckt ihn nicht; mit außerordentlicher Lebhaftigkeit des Geistes findet er rasch einen Ausgang und hebt sich über eine Verlegenheit weg. Unumschränkt und hart im Vollzug seines Dienstes, nicht immer vorsichtig gegen überstürzte und irrige Urtheile, kann er durch Unentschlossenheit und Schwanken derartig erbittert werden, daß er seine gewohnte Würde, seine stets zu Ernst geneigte Miene verliert. Vorsichtig und sparsam im Sprechen, wenig der Geselligkeit zugethan, erregt er kein Gefühl der Sympathie; aber häufiger Umgang macht ihn angenehm infolge der Offenheit seiner Art, der Bestimmtheit seiner Rede und der Feinheit eines Gentleman.

Irren wir nicht, so entspricht das Letzte dem Eindrucke, den Stanley zur Zeit des Congocongresses in Berlin zurückließ.

Die Uebersetzung ist nicht ohne Flüchtigkeiten, falls solche nicht auf Auslassungen im Satze zurückzuführen sind. In der Wiedergabe der Gespräche mit Negerfürsten berührt der Gebrauch des „Sie" eigenthümlich. Die Ausstattung ist bemerkenswerth, wenn sie auch lange nicht an die des Peters'schen Buchs aus dem Oldenbourg'schen Verlage heranreicht; die Porträts sind gut, die Sonnendarstellungen oft sehr verwischt; den Farbendrucken vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen. Friedrich Bienemann.

Historische Literatur.

1. Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur im Mittelalter. Erster Band. — A. u. d. T.: Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur zur Zeit der karolingischen und sächsischen Könige. Von Heinrich Gerdes. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 13 M.

Man kann nicht behaupten, daß wir an Darstellungen der Epoche, die das vorliegende Buch behandelt, Mangel litten, trotzdem aber muß man zugeben, daß das Werk von Gerdes durch seine Eigenartigkeit den Beweis für seine Existenzberechtigung gut erbringt. Das unterscheidende Merkmal dieser neuen Geschichte der Karolinger und Ottonen besteht nämlich darin, daß der Erzählung der politischen Vorgänge eine eingehende Schilderung der inneren Verhältnisse des deutschen Volkes zur Seite gesetzt ist. Zwar kann ich nicht zugeben, daß der Verfasser den Gedanken, den geschichtlichen Stoff durch Heranziehung des cultnrellen Elements zu beleben, zum ersten male gehabt habe. Gerdes hätte nicht unterlassen sollen, auch in der Vorrede auf den (im Verlaufe des Buchs mit Recht mehrfach angeführten) trefflichen Nitzsch hinzuweisen, dessen nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst eben darin besteht, daß er uns durch energische Betonung der innern Politik ganz neue Gesichtspunkte für das Verständniß des Mittelalters überhaupt eröffnet hat. Aber auch nach Nitzsch ist die Gerdes'sche Darstellung durchaus nicht überflüssig: hatte Nitzsch mit genialer Hand ein einheitliches Gemälde entrollt, in dem die Einzelheiten nur in großen Umrissen und in leicht hingeworfenen Linien angedeutet waren, so hat Gerdes mit anerkennenswerthem Fleiße die Ausführungen gegeben und überall reichliche Belege beigebracht.

Das Werk zerfällt in zwei ganz voneinander getrennte Hälften: die erste erzählt die politische Geschichte, die zweite beschäftigt sich mit den innern Zuständen. Diese Trennung scheint uns doch nur ein Nothbehelf; es wäre entschieden vorzuziehen gewesen, wenn der Verfasser äußere und innere Geschichte in der Weise einheitlich verknüpft und miteinander durchdrungen hätte, wie es bei Nitzsch der Fall ist. Der erste Theil selbst gibt eine klare und sachgemäße Darstellung der manchmal ja recht verwickelten Vorgänge unter den Karolingern und Ottonen; freilich neue Anschauungen von wesentlicher Bedeutung findet man hier nicht, wogegen aber andererseits sich der Verfasser mit den Ergebnissen der modernen Forschungen wohlvertraut zeigt. Daß die Verhältnisse an der Ostgrenze besonders in den Vordergrund gestellt werden, wird man nur billigen können, zumal da dies den Verfasser keineswegs zu so unhistorischen und unberechtigten Angriffen gegen die italienische Politik der Kaiser verführt, wie sie eine Zeit lang gang und gäbe waren: vielmehr scheint uns gerade hinsichtlich dieses Punktes das Urtheil von Gerdes durchaus das Richtige getroffen zu haben. Weniger können wir mit seiner Ansicht in einigen andern wichtigen Dingen übereinstimmen. Beispielsweise wenn er sagt, es habe unter den Herrschern jener Epoche wenige hervorragende Staatsmänner gegeben, so stehen wir auf dem durchaus entgegengesetzten Standpunkte; insbesondere unterschätzt Gerdes ganz gewiß die staatsmännische Befähigung und Bedeutung Otto's I.; auch der Theophano wird er doch nicht genügend gerecht. Ueberhaupt dürfte der Hauptirrthum in dieser ersten Hälfte des Buchs darin liegen, daß Gerdes die thatsächlich noch sehr bedeutenden und sehr realen Machtbefugnisse des Königthums verkennt; wenn er einmal behauptet, das Königthum habe nur wenige Anhänger, aber eine große Zahl von mächtigen Feinden gehabt, so dürfte die Sache gerade umgekehrt liegen: indem das deutsche Königthum unbedingt über die deutsche Kirche verfügte, hatte es darin den überwiegenden Bestandtheil der damaligen politischen Gewalten vollkommen in seiner Hand, denn man darf doch nicht vergessen, daß sich in der Zeit der Ottonen die Laienaristokratie erst allmählich herausbildete und noch keineswegs eine in sich geschlossene oder fest gegründete Macht darstellt. Abgesehen indeß von solchen principiellen Unterschiede der Auffassung haben wir gegen Gerdes' Darstellung keine wesentlichen Einwendungen zu erheben; wenn er in Einzelheiten, wie freilich bei jeder Behandlung eines größern Zeitraums unvermeidlich, nicht immer das Richtige getroffen haben dürfte, so gehört doch eine Kritik hierüber nicht in dieses Blatt.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt wie bereits betont in dessen zweiter Hälfte. Um überhaupt einen Begriff davon zu geben, was alles man hier findet, muß ich wenigstens auszugsweise das Inhaltsverzeichniß mittheilen, wodurch zugleich die Anordnung veranschaulicht wird: I. „Land und Leute": 1. „Bodenbeschaffenheit und Klima"; 2. „Die Bevölkerung"; 3. „Besiedelung des Bodens"; 4. „Die wirthschaftlichen Verhältnisse"; 5. „Die einzelnen Stände"; 6. „Sitten und Lebensgewohnheiten". II. „Der Staat": 1. „Das Reich und seine Theile"; 2. „Das Königthum"; 3. „Die Regierungsorgane"; 4. „Das Heerwesen"; 5. „Die Rechtspflege". III. „Die Kirche": 1. „Die Weltgeistlichkeit"; 2. „Die Klostergeistlichkeit"; 3. „Das kirchliche Leben"; 4. „Der Stand der Sittlichkeit". IV. „Das geistige Leben": 1. „Die Schulbildung"; 2. „Die Literatur". Im ganzen wird man sich mit dieser Anordnung einverstanden erklären können, wenn auch manches logisch nicht richtig eingereiht erscheint: so hätten die Sitten nicht von der Sittlichkeit getrennt werden sollen; so fehlt im vierten Hauptabschnitte eine zusammenhängende Behandlung der mittelalterlichen Wissenschaft, über die jetzt mancherlei an sehr verschiedenen Stellen zerstreut mitgetheilt wird; an ganz besonders unpassender Stelle untergebracht ist die Arzneikunde, die eingeschaltet ist zwischen den volksverheerenden Ereignissen und den nationalen Eigenthümlich-

keiten der Deutschen. Auch sind einzelne wichtige Punkte ganz übergangen, so fehlt beispielsweise ein kurzer Ueberblick über das damals gültige Privatrecht. Auch die mannichfachen Wiederholungen, die sich finden, kommen zum Theil wol auf Rechnung der Disposition. Hierher gehört endlich noch, daß über einzelne Verhältnisse zwar die Nachrichten erschöpfend mitgetheilt sind, aber derartig an mehrern Punkten zerstückelt, daß eine zusammenhängende Würdigung dadurch nicht ersetzt wird; dies gilt z. B. für den culturhistorischen Einfluß der irischen Mönche.

Die einzelnen Abschnitte sind materiell sehr verschieden ausgefallen, je nachdem mehr oder weniger Quellennachrichten und Vorarbeiten vorhanden waren. Ganz vortrefflich ist insbesondere eine Reihe von Kapiteln des vierten Haupttheils; ich weise vor allem hin auf die Schilderungen der bischöflichen Wirksamkeit, des Klosterlebens, der Klosterwirthschaft. Im Gegensatze dazu finden wir namentlich im ersten Haupttheile manchmal nur ein äußerliches Aneinanderreihen einzelner Notizen. Ueberall aber ist ein recht reiches Material beigebracht; vor allem hat Gerdes uns hier zuerst in eindringender Weise gezeigt, ein wie werthvoller culturhistorischer Nachrichtenschatz in den oft so geringgeschätzten Heiligenbiographien verborgen liegt: die letzteren bilden ganz mit Recht die Hauptfundgrube, aus der Gerdes schöpft. Nur scheint er mir häufig den Quellen zu sehr zu trauen, nicht genügend zu berücksichtigen, daß die mittelalterlichen geistlichen Historiker entschieden einen sehr starken Hang zur Uebertreibung hatten. Der Hauptaccent liegt überall auf der ottonischen Zeit, der gegenüber die karolingische etwas zurücktritt. Dies aber war bei der Art und dem Umfange unseres Quellenmaterials durchaus unvermeidlich. Wenn ich manchmal materiell mit den Anschauungen und den Schlußfolgerungen von Gerdes nicht einverstanden bin — so vor allem hinsichtlich der Klosterreform und der Verfassung, in Bezug auf welch letztere ich juristische Schärfe vermisse —, so muß ich mir es doch versagen, hier darauf näher einzugehen. Jedenfalls bleibt trotz einzelner kleiner Unebenheiten der zweite Theil des Buchs eine werthvolle Bereicherung der historischen Literatur, dies schon, freilich keineswegs einzig und allein, aus dem Grunde, weil er für ein bisher mit Unrecht vernachlässigtes Gebiet eine feste Grundlage gibt, auf der man weiter bauen kann.

2. Das Rote Buch von Weimar. Zum erstenmale herausgegeben und erläutert von Otto Francke. (Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Begründet und redigirt von Paul Mitzschke. Zweiter Band.) Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 4 M.

Das rothe Buch von Weimar ist ein — wol nach seinem rothen Lederüberzug benanntes — Verzeichniß der Ortschaften, Güter, Klöster, Kirchen u. s. w. des Amtes Weimar mit den darauf haftenden Rechten und Pflichten, den damit verbundenen Renten, Zinsen, Fronen, Lehen und sonstigen Lasten. Angelegt ist es zwischen 1372 und 1382, als jene Gebiete nach dem Unterliegen des Hauses der Grafen von Orlamünde an die wettinischen Landgrafen von Thüringen fielen. Als Urheber des rothen Buchs muß nach den Ermittelungen des Herausgebers Hans Brandenhain, Rathsmeister in Weimar, angesehen werden. Der zweite, zwischen 1382 und 1406 verfaßte Theil des rothen Buchs enthält ein Verzeichniß der Lehen, die der Landgraf Balthasar nach der Landestheilung von 1382 verliehen oder erneuert hat. Der Inhalt der Veröffentlichung ist von Interesse für die Territorialgeschichte Thüringens und die Culturzustände des Landes im 14. und 15. Jahrhundert, insbesondere für die Finanz-, Fron-, Zins- und Lehnsverhältnisse, sowie für die thüringische Adelsgeschichte. Die Herausgabe ist eine ungemein sorgsame; sehr reichhaltige Anmerkungen erläutern den Stoff nach allen Richtungen hin und geben dankenswerthe Ergänzungen zum Text. Auch ein gutes Register fehlt nicht.

3. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. XIV. Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1891. 8. 4 M.

Der neue Band der von uns in d. Bl. bereits mehrfach (s. S. 477, Jahrg. 1890) besprochenen Zeitschrift, die nicht blos für Gewerbe- und Handels-, sondern auch für Culturgeschichte werthvolle Mittheilungen bringt, ist, abgesehen von einer Arbeit Karl Stehlin's, in welcher dieser aus den baseler Gerichtsacten 494 Regesten zur Geschichte des Buchdrucks von 1501 bis 1520 beibringt, sowie von zwei kurzen Notizen, ausschließlich das Werk dreier Männer: des als Autorität für die Geschichte des Buchhandels bekannten und auf diesem Gebiete unermüdlich thätigen Albrecht Kirchhoff, des Bibliothekars des Börsenvereins F. Herm. Meyer, und des mit der Fortführung von Kapp's Geschichte des deutschen Buchhandels beauftragten Adolf Koch. Trotzdem ist der Inhalt ein ungemein reichhaltiger und mannichfaltiger, ja dies in noch größerm Maße, als es in den unmittelbar vorhergehenden Bänden der Fall war. Wol am interessantesten dürfte ein von F. Herm. Meyer zusammengestelltes Verzeichniß der Bücherverbote im Königreich Preußen von 1834 bis 1882 sein. Es springt hier sofort in die Augen, wie sich die allgemeinen geistigen Kämpfe der Zeit in der Wirksamkeit der Censurbehörde widerspiegeln: in den dreißiger Jahren treffen die Verbote vor allem die jungdeutsche Literatur, Verbote politischer Schriften fehlen zwar von Anfang an nicht — als bezeichnend, wie weit man hierin ging, seien erwähnt die Verbote von Rotteck's Staatswissenschaft (1834) und Gervinus kleinen historischen Schriften (1838) —, werden indeß häufig erst seit Beginn der vierziger Jahre; ein bedeutendes Contigent zu der verbotenen Literatur stellen dann seit eben jener Zeit die Bauer'sche Richtung und die freien Gemeinden. Sehr markant macht sich die Revolution geltend: wurden 1847 24 Schriften verboten, so sinkt die Zahl 1848 auf 2 (im

Februar erschienene), 1849 auf 1, steigt mit dem Eintritt der Reaction 1850 wieder auf 28. Eine abermalige Abnahme bringt die neue Aera: 1859 wurden nur 2, 1860 6 Schriften verboten; dagegen erhöht sich mit dem Eintritt des Ministeriums Bismarck die Zahl wieder bedeutend, beträgt 1863 31 (darunter die „Gartenlaube"). Von 1873 an spüren wir auch in den Maßnahmen der Censur die Einwirkungen des Culturkampfes, seit 1877 die der Socialdemokratie. Auch an wunderbaren Einzelheiten fehlt es in den behandelten 49 Jahren nicht: erwähnt sei nur, daß man 1839 alle Werke Calderon's für staatsgefährlich hielt. Natürlich stellt den größten Beitrag zu den Verboten die erotische Literatur; doch wird man wol staunen, daß noch Busch's „Heiliger Antonius" dem Verbote anheimfiel. Albrecht Kirchhoff beschäftigt sich mit allerhand buchhändlerischen Misständen des 18. Jahrhunderts, wobei wieder Mittheilungen über Censurmaßregeln besonderes Interesse erregen: streng verfuhr die Censurbehörde vor allem gegen politische, herrnhutische und pietistische Schriften; wiederholentlich kam es vor, daß man trotz des vom Censor ertheilten Imprimatur den Buchhändler nachher mit Maßregeln der Willkür und Gewalt heimsuchte. Einer der Censoren, der Professor Bel, ging sogar so weit, daß er die Confiscation von Lessing's „Nathan" und Goethe's „Werther" beantragte, doch zeigte sich hier die kursächsische Regierung denn doch unbefangener und verständiger. Mancherlei allgemeinere Nachrichten enthält auch ein Aufsatz F. Herm. Meyer's über die Leipziger Messe von 1780—1837. Wenn man die damaligen Klagen der Buchhändler liest, so trifft jeder, der nur etwas mit der gegenwärtigen buchhändlerischen Literatur vertraut ist, auf viele gute Bekannte: man stöhnte über die große Concurrenz, über die Schleuderei, über die Beeinträchtigung durch Leseeirkel, über das den Verkauf von Büchern hemmende große Anschwellen der periodischen Literatur, über die geringe Neigung der Deutschen, Bücher wirklich zu kaufen. Vor allem hat der Verfasser sich bemüht, den auswärtigen Absatz festzustellen: derselbe war nach Oesterreich bedeutender als nach der Schweiz, nach West- und Südwestdeutschland; unter den fremden Staaten kamen vor allem in Betracht Rußland und England, während Italien so gut wie gar keine deutsche Literatur verlangte. Noch zwei weitere Aufsätze — von Meyer und Kirchhoff — beschäftigen sich mit den Beziehungen des deutschen Buchhandels zum Auslande, und zwar im 18. Jahrhunderte. Der Absatz fremder Literatur in Deutschland war damals recht umfangreich, in der Regel erfolgte der Vertrieb commissionsweise durch leipziger Buchhändler. Seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts machen holländische und italienische Firmen Versuche, sich in Leipzig niederzulassen, wobei sie aber auf den lebhaftesten Widerstand der führenden leipziger Handlungen stoßen; die Gründung eines dauernden Domicils gelingt zuerst der holländischen Buchhandlung Arkstée und Merkus. Aus den übrigen Aufsätzen kann ich nur noch einige aus dem Zusammenhange herausgerissene Thatsachen hier mittheilen. Schon im 15. Jahrhunderte kommt es einmal vor, daß über ein Buch ein empfehlender Prospect herausgegeben wird; zum zweiten male indeß begegnet dieses Verfahren erst wieder im Jahre 1645. Der Geschäftsbetrieb der größern Buchhandlungen am Ende des 16. Jahrhunderts ist schon ein recht bedeutender; Feyrabend veröffentlicht z. B. in einem Jahre 16 Werke. Dabei ist die Lebensführung auch der reichen Buchhändler in jener Zeit noch eine sehr bescheidene; selbst die führenden leipziger Größen erachten es nicht für unter ihrer Würde, durch Vermiethen eines Theils ihrer Wohnräume zur Meßzeit sich einen Nebenverdienst zu schaffen. Die Institution des gleichen Ladenpreises, die bekanntlich jetzt als das Rühr-mich-nicht-an des deutschen Buchhandels gepriesen wird, besteht zu Ende des 16. Jahrhunderts noch nicht. Auch in der Periode, wo die zünftlerische Verknöcherung der Industrie ihren Höhepunkt erreicht hatte, gilt der Buchhandel als ein freies Gewerbe, das zu betreiben weder eine obrigkeitliche Erlaubniß noch ein vorangegangenes regelrechtes Erlernen nothwendig ist. Die Verrufserklärung ist keineswegs eine Erfindung der Neuzeit; schon im Beginne des 18. Jahrhunderts benutzt man dies Mittel, indem man vor allem die Gesellen abhält, bei dem zu Bekämpfenden in Dienst zu treten, um dadurch einen Concurrenten, der sich des Nachdrucks schuldig gemacht, lahm zu legen. Hoffentlich reicht das bisher Gesagte aus, um von dem Inhalte des 14. Bandes des „Archivs für Geschichte des deutschen Buchhandels" wenigstens ein ungefähres Bild zu geben.

4. Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa, geschichtlich dargestellt von Rudolf Stratz. Zweiter Theil: Die Revolutionsereignisse des Sommers 1848. Heidelberg, C. Winter. 1891. 8. 5 M.

Der zweite Band von Stratz' „Revolutionen der Jahre 1848 und 1849" weist dieselben Vorzüge auf, wie der erste, und es ist ihm deshalb, schon im Interesse einer Klärung der noch vielfach so wunderbar verworrenen Vorstellungen über jene Bewegungen, eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen. Der Verfasser beschränkt sich auf die gedruckte Literatur, hat dafür diese mit Fleiß und Einsicht verwerthet. Er behandelt zuerst die Revolution in Neapel, dann die französischen Vorgänge von der Flucht Louis Philippe's bis zur Präsidentenwahl Napoleon's, weiter den Feldzug in Oberitalien bis zum Waffenstillstande, der auf die Ereignisse in Berlin bis zur Entlassung des Ministeriums der That, ferner den Krieg in Schleswig-Holstein bis zum Vertrage von Malmö, endlich die Geschichte der Paulskirche bis zum Septemberaufstande. Ueberall finden wir eine klare unbefangene Erzählung, die, ohne auf eigenes Urtheil zu verzichten, doch nirgends sich Tendenziosität und Parteilichkeit zu Schulden kommen läßt; wenn man auch den Werthanschauungen des Verfassers nicht immer beistimmen kann — insbesondere die Kritik der Politik der Mehrheit der Paulskirche ist nach unserer

Ueberzeugung zu scharf —, so muß man doch anerkennen, daß dasselbe stets nur der Ausfluß rein sachlicher Erwägungen ist und sich von jeder Voreingenommenheit aus politischen Motiven frei hält. Daß das Buch ununterbrochen das Interesse des Lesers fesselt, kommt ja in erster Hinsicht auf Rechnung des behandelten Stoffes, daneben aber doch auch der frischen und anschaulichen Darstellung. Das einzige wesentliche Bedenken, das auszusprechen wir nicht unterlassen können, ist dasselbe wie beim ersten Bande: der Verfasser beschränkt sich etwas zu sehr auf die äußeren Vorgänge, berücksichtigt nicht genug die wirthschaftlichen, socialen und geistigen Unterströmungen. Doch nimmt unter den bisher veröffentlichten eingehenderen Gesammtdarstellungen der Revolutionen von 1848 das Werk von Stratz eine der ersten Stellen ein, und wir können nur die Hoffnung aussprechen, daß die weiteren Bände in nicht allzu langen Zwischenräumen folgen mögen.

Walther Schultze.

Psychologisches.

Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 1: Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing, Die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus. Dr. August Forel, Ein Gutachten über einen Fall von spontanem Somnambulismus. Leipzig, Abel. 1891. Gr. 8. 3 M.

Der stetig wachsende Einfluß, den die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten auf fast allen Gebieten des Wissens ausgeübt hat, ist auch da in jüngster Zeit besonders stark hervorgetreten, wo man einen solchen nach der Natur der Sache am wenigsten hätte erwarten sollen, nämlich auf dem Gebiete der psychologischen Forschung. Unter dem überwiegenden Einflusse der exacten Methoden, welche die Naturwissenschaften ausgebildet haben, standen bisher auch und stehen noch die Untersuchungen, mit welchen die „Psychologische Gesellschaft" in München und die „Gesellschaft für Experimental-Psychologie" zu Berlin sich beschäftigt. Beide Vereinigungen haben sich seit November vorigen Jahres zu einer „Gesellschaft für psychologische Forschung" verbunden, in der Absicht, „die Arbeitskräfte der beiden genannten wie anderer sich etwa noch anschließender Vereinigungen nach Möglichkeit zu concentriren und ihre Veröffentlichungen in einer gemeinsamen Reihe von «Schriften» zu sammeln". Die erste derselben liegt nunmehr vor. In dem beigefügten Prospecte wird die Aufgabe, welcher diese Schriften dienen sollen, dahin bestimmt, daß beabsichtigt sei, allgemein verständliche wissenschaftliche Beiträge zu den wichtigsten Zweigen der Psychologie zu veröffentlichen. Vorzugsweise freilich sollen die Probleme des Traumlebens und des abnormen Seelenlebens (Hypnotismus und dgl.) behandelt werden, einmal deshalb, weil sie in der neuern Psychologie bisher vernachlässigt worden sind und ihre Erörterung trotz der bestehenden Fachzeitschriften keine geeignete Stätte besitzt, zweitens deshalb, weil gerade sie für weitere Kreise von Bedeutung und zugleich in ihrer Erforschung von der Mitarbeit dieser weitern Kreise, der Aerzte, Juristen, Ethnologen u. s. w. abhängig sind. Es ist nicht beabsichtigt, in den „Schriften" specialistische Studien über entlegene Themata zu veröffentlichen, ebenso wenig wie der seichte Dilettantismus zu Worte kommen soll, sondern nur Fragen von allgemeinerer Bedeutung, an deren Aufhellung wirklich etwas gelegen ist, sollen in streng wissenschaftlicher, wenngleich allgemeinverständlicher Form für unsere Schriften bearbeitet werden. Im großen und ganzen kommt dieses Programm in der vorliegenden ersten Schrift zur Geltung.

Der erste Aufsatz des Freiherrn von Schrenck verbreitet sich über die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus, insbesondere das Verhältniß der Narkotica zum suggestiven Rapporte, und untersucht dann die Einwirkung, welche der sogenannte indische Hanf in Bezug auf die Herbeiführung hypnotischer Zustände ausübt, wobei eine Fülle von interessanten Versuchen, welche theils von andern, theils vom Verfasser selbst ausgeführt wurden, dem Leser in allen Einzelheiten dargelegt werden. Ein kleinerer Aufsatz von Professor Forel, der lediglich ein amtliches Gutachten wiedergibt, hat nur Werth durch die Eigenart des Falles, der hier dem Verfasser zur Untersuchung gegeben war. Allgemeinere Ergebnisse werden von ihm nicht gewonnen. Indessen bieten doch beide Aufsätze höchst werthvolle Beiträge zu den einschlägigen, darin berührten psychologischen Problemen. Was man vermißt, ist die „allgemeinverständliche Darstellung", welche der Prospect verspricht. Namentlich der Aufsatz von Freiherrn von Schrenck kommt diesem Versprechen am wenigsten nach. Er operirt überall mit streng wissenschaftlichen medicinischen Begriffen, welche nicht einmal dem Nichtmediciner, geschweige denn einem weitern Kreise ohne nähere Erläuterung verständlich sind. Indessen kann man in dieser Nichtbeachtung jenes Programmpunktes eher einen Vorzug als einen Nachtheil sehen. Wissenschaftliche Untersuchungen, welche bestimmte Einzelprobleme behandeln, deren Behandlungsart wie deren Lösung noch Gegenstand mannichfachen Streites ist, gehören vor das Forum der Fachleute, nicht weiterer Kreise, denen dieselben erst in „allgemeinverständlicher Form" zugänglich gemacht werden können, wenn Ergebnisse, die vorläufig allgemein als feststehend betrachtet werden, gewonnen sind. Bemerkt zu werden verdient noch, daß in diesem Hefte, wie das ja allerdings kaum anders erwartet werden konnte, das Uebergewicht der naturwissenschaftlichen, mechanisch-mathematischen Anschauungsweise die Untersuchung oft in ungünstiger Weise beeinflußt. Das Uebergewicht derselben wird man überall da anerkennen

dürfen, wo, wie bei den Untersuchungsgebieten der Psychophysik, eine Wechselwirkung physischer und psychischer Vorgänge stattfindet, weil hier die Untersuchung von den erstern, die eben leichter bestimmbar sind, ihren naturgemäßen Ausgangspunkt nimmt. Wo aber so specifisch psychologische Vorgänge, wie Traumzustände, suggestive Wirkungen u. s. w. in Frage kommen, da muß man die größte kritische Behutsamkeit anwenden, ehe man dieselben nach Analogie rein mechanischen Geschehens behandelt. Denn beide sind zunächst unvergleichlicher Art, und man kann Lotze nur beistimmen, wenn er die allerdings leicht entstehende Neigung, das völlig eigenthümliche Gebiet des geistigen Lebens nach einem ihm fremden Modell zu construiren, für das nachtheiligste der Vorurtheile hält, welche das Gedeihen der Psychologie bedrohen. Dieser Neigung nicht zu weit nachzugeben, wird gerade für die Untersuchungen der „Gesellschaft für psychologische Forschung" ein Gegenstand ernster Aufmerksamkeit sein müssen, weil sie, von naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise ausgehend, am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, ihr ganz zu unterliegen.

Moritz Kronenberg.

Zur vergleichenden Rechtswissenschaft.

Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Von A. H. Post. Oldenburg, Schulze. 1891. Gr. 8. 3 M.

Auf allen Gebieten des menschlichen Wissens ist es die möglichst ausgedehnte Vergleichung, welcher die moderne Forschung so großartige Erfolge zu verdanken hat; das gilt sowol von den naturwissenschaftlichen wie den historischen Wissenschaften. Im besondern ist es die vergleichende Sprachwissenschaft gewesen, welche für unsern geschichtlichen Horizont so bedeutsame Ausblicke und weitreichende Aufschlüsse eröffnet hat; die arische Cultur in allen ihren Verzweigungen ist eine Entdeckung, welche der psychologischen Zergliederung des Wortschatzes seitens der indogermanischen Schule zu verdanken ist. Diese fruchtbare Methode ist neuerdings auch für die Mythologie und Religionswissenschaft, sowie für das Studium der Rechtsentwickelung in Anwendung gekommen, obschon, wie das ja bei allen Neuerungen der Fall zu sein pflegt, unter lebhaftem Protest der streng geschichtlichen Richtung in der Jurisprudenz. Während diese nämlich sich ganz und gar nach dem geschichtlichen und ethnographischen Leitfaden richtet, fußt jene auf dem umfassenden Material der Völkerkunde, für die keine Chronologie und historische Beziehungen überhaupt maßgebend sind. Einer der rührigsten und besonnensten Arbeiter auf diesem neuen Felde ist Post, der in einer Reihe von Schriften, in denen die Sammlung des einschlägigen Materials mit der Begründung der allgemeinen Gesichtspunkte stets Hand in Hand geht, die Entwickelung des Rechts in allen seinen Formen auf dem Erdballe zu verfolgen sucht. Bahnbrechend ist seinerzeit die Schrift gewesen, in welcher er die eigenthümliche Gestalt der höchst wahrscheinlich ältesten socialen Organisation der Menschheit, der Geschlechtsgenossenschaft, genauer untersuchte („Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe", Oldenburg 1875). In einer weitern Folge von Werken werden nun besondere Probleme der allgemeinen rechtswissenschaftlichen Forschung, z. B. die verschiedenen Systeme der Verwandtschaft, die Entwickelung der Ehe, des Häuptlingthums u. s. w. behandelt und somit immer mehr Bausteine für eine umfassende Rechtswissenschaft auf vergleichend ethnologischer Basis, wie es frühere Zeiten sich nicht hatten träumen lassen, zusammengetragen. Es versteht sich von selbst, daß wir von diesen Ergebnissen hier nichts anführen können; selbst wenn wir auf irgendwelche Vollständigkeit von vornherein verzichten wollen, würde uns das begreiflicherweise viel zu weit führen. Nur das Ziel, das unserm Gewährsmanne vorschwebt, mag mit seinen Worten kurz skizzirt werden: „Mein Ziel ist, auf inductivem Wege eine allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, und damit wird der ganze Weg meiner wissenschaftlichen Forschung ein anderer (nämlich als der der Rechtsphilosophie). Ich gehe nicht davon aus, daß ein absolut und objectiv Gutes oder Rechtes dem Menschen angeboren sei oder daß mein individuelles sittliches und rechtliches Bewußtsein ein untrügerischer Maßstab für die Unterscheidung von gut und schlecht oder von Recht und Unrecht sei, sondern ich will aus den Erscheinungsformen des ethischen und rechtlichen Bewußtseins der Menschheit in den Sitten aller Völker dieser Erde erst erkennen, was gut und recht sei, und auf diesem Wege feststellen, welche Bewandtniß es mit meinem eigenen individuellen, sittlichen und rechtlichen Bewußtsein habe. Ich will daher an die Stelle der Individualpsychologie, auf welche unsere heutige Rechtsphilosophie fast ausschließlich basirt, eine ethnische Psychologie setzen. Ich nehme die Rechtssitten aller Völker der Erde als die Niederschläge des lebendigen Rechtsbewußtseins der Menschheit zum Ausgangspunkte für meine rechtswissenschaftliche Forschung und stelle auf dieser Basis alsdann die Frage, was Recht sei. Gelange ich auf diesem Wege endlich zum abstracten Rechtsbegriff oder zur Rechtsidee, so besteht alsdann der ganze so entstandene Bau vom Fundamente bis zur Zinne aus Fleisch und Blut, während eine vom abstracten Rechtsbegriffe oder von einer Rechtsidee aus deductiv operirende Rechtsphilosophie nothwendig zu einem System von Begriffen gelangt, welches mit dem lebendigen Recht, wie es im einzelnen Menschen als socialer Factor wirksam ist und wie es sich in den Rechtssitten der Menschheit niederschlägt, sich nur in einen oft recht willkürlichen Zusammenhang bringen läßt. Ein solches Gedankengebäude erzeugt daher auch regelmäßig

den Eindruck des Wesenlosen und Phrasenhaften, und der geringe Procentsatz von Fleisch und Blut, mit welchem diese Schattenbilder ausgestattet werden, indem man sie mit dem wirklichen lebendigen Rechte in irgendeinen Zusammenhang bringt, ist nicht im Stande, diesen Eindruck zu verwischen. Ich halte es nicht für möglich, aus einem abstracten Rechtsbegriffe oder einer Rechtsidee ein Rechtssystem zu construiren, welches einen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben könnte. Es ist in diesem Rechtsbegriffe, in dieser Rechtsidee so viel Anschauungsinhalt verloren gegangen, daß sich daraus die Rechtsidee der Menschheit — und auf diese kommt es doch an — nicht entwickeln läßt." (Vorrede, S. 12, „Grundlagen des Rechts", Oldenburg 1884.)

Das neueste Werk des Verfassers, dem wir uns nunmehr zuwenden, enthält in knappen Umrissen das Programm seiner Forschung, zugleich unter genauer Angabe des Materials und der einschlägigen Literatur. Obwol als letztes Problem für die Untersuchung über den Ursprung des Rechts die Beziehung des individuellen Rechtsbewußtseins zum Recht als socialem Ergebnisse festzustellen ist, so beschäftigt sich doch aus erklärlichen Gründen die vorliegende Schrift nur mit dem letztern Moment; denn zur Zeit läßt sich die Bedeutung des individuellen Rechtsbewußtseins, obgleich der Factor für die Entwickelung nicht zu entbehren ist, noch nicht mit annähernder Sicherheit bestimmen. Vorerst muß, wenn genaue Resultate erzielt werden sollen, der socialpsychologische Gesichtspunkt, wie er oben schon gekennzeichnet wurde, als einzig maßgebend betrachtet werden. Schon der unmittelbare und für die Urzeit noch viel engere Zusammenhang des Rechts mit andern socialen Gebieten, wie Sitte, Wirthschaft, Religion u. s. w. legt diesen Gesichtspunkt nahe — abgesehen von der sprechenden Thatsache der verunglückten Versuche in dem bekannten deductiv-abstrahirenden speculativen Verfahren. Die erste Aufgabe besteht nun in der möglichst umfassenden Sammlung aller irgendwie bedeutsamen Rechtserscheinungen sämmtlicher Völker der Erde (daß die angestrebte Lückenlosigkeit nur ein frommer Wunsch ist, liegt auf der Hand) und danach in der Ordnung des so gewonnenen Materials nach bestimmten, allgemein gültigen Gesichtspunkten. Es ergeben sich nämlich, je mehr der Stoff wächst, gewisse Parallelen und Analogien bei den stammfremdesten Völkern der Erde, manchmal überraschend übereinstimmend bis in Einzelheiten, manchmal mehr oder minder abweichend:

> Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natürlich diejenigen, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfen. Sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blütenwerk eines concreten Rechtsgetriebes entfaltet. Sie sind das Naturnothwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist. (S. 19.)

Solcher schlechthin allgemeingültigen, über alle geschichtlichen und ethnographischen Schranken weit hinweggreifenden gleichartigen Züge in der Entwickelung des Menschengeschlechts hat die ethnologische Jurisprudenz schon eine ganze Anzahl gefunden und zwar auf den verschiedensten Gebieten. Selbstverständlich ist hierbei jede gegenseitige Entlehnung völlig ausgeschlossen (ein für den strengen Historiker immer noch vielfach recht anstößiger Punkt), obwol diese natürlich gelegentlich vorkommt, so für unsere Cultur die bekannte Reception des römischen Rechts. Die eigentlich fruchtbringende Arbeit des Forschers beginnt gerade erst dann, wenn der gewöhnliche geschichtliche Faden abreißt, und der innere Zusammenhang irgendeiner Rechtserscheinung oder einer rechtlichen Vorstellung nur aus diesen charakteristischen Analogien mit Zuhülfenahme von Ueberlebseln erschlossen werden muß. Im übrigen ist die Zeit für eine systematische universalrechtsgeschichtliche Bearbeitung des gesammten Materials noch nicht gekommen, und deshalb befolgt Post auch vorläufig den ethnographischen und geographischen Leitfaden der Erdtheile. Je mehr die Ideen der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Grundlage sich Bahn brechen, desto eher wird das hartnäckige Mistrauen schwinden, das ihr besonders von historischer Seite entgegengebracht wird; es ist begreiflich, wenn unserm Verfasser daran gelegen ist, daß diese Misverständnisse möglichst bald beseitigt werden:

> Die Bearbeitung einer allgemeinen Rechtswissenschaft würde hier einen erfreulichen Wandel schaffen können. Die philologische Interpretation heiliger Bücher mochte in vergangenen Zeiten ihren guten Grund haben, in unsern Tagen hat sie etwas Geisttödtendes. Dagegen wirken große Weltgesetze erhebend auf den menschlichen Geist, und die Ethnologie, und gerade speciell auch der rechtswissenschaftliche Theil derselben steht im Begriffe, uns allgemeine, für die ganze Menschheit verbindliche sociale Gesetze zu erschließen. (S. 241.)

Jedenfalls hat Post das Bewußtsein, zu dieser Umgestaltung unserer Auffassung vom Ursprung und von der Entwickelung des Rechts das Seinige beigetragen und das Verständniß für die tiefgreifenden Folgen dieser wissenschaftlichen Krisis manchem forschenden Auge erschlossen zu haben.

Th. Achelis.

Plattdeutsches.

1. Heitere Reimereien in plattdeutscher Mundart (niedersächsisch-ostfälisch). Vorträge für gesellige Kreise von Th. Reiche. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Salle. 1891. 8. 1 M.
2. Länschen. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgischer Mundart. Von H. Erichson. Berlin, Frankl. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Plattdeutsche Gedichte von Wilhelm Bornemann. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Achte Auflage. Erste Lieferung. Berlin, v. Decker. 1891. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Die Drosseln und Hänflinge im plattdeutschen Dichterhaine schlagen lustig weiter. In dem ostfälischen, mecklenburgischen und altmärkischen Tone lassen sie hier ihr Liedchen

hören. Das „Vorteikuis" der Reiche'schen Schnurren (Nr. 1) führt 53 Nummern auf, die alle flott geschrieben und lustig zu lesen sind. Der volksthümliche Ausdruck ist gut getroffen, die Strophenbildung läßt es nicht an Abwechselung fehlen, der Reim ist geschickt gehandhabt, der Witz ist packend, ohne derb zu werden. Daß bereits die dritte Auflage vorliegt, ist ein Zeichen, daß der Verfasser, Herausgeber der Monatsschrift „Muddersprake", den rechten Ton zu treffen weiß.

Erichson's „Läuschen" (Nr. 2) führen den Sinnspruch:

Wenn Männigein hier Spaß an hett,
Denn will ick mi tanfreden gewen;
Doch sinnt dit all un jeder nett,
Denn wull ick, ick hadd't gornich schrewen.
Wenn't aewer keiner liden mag,
Denn segg ick blot: „Na, nu ward't Dag!"

Vor diesem schrecklichen Tage kann der Verfasser ruhig sein. Dagegen glauben wir, daß der manchen, die er sich zu seiner Zufriedenheit wünscht, recht viele sein werden. Von den 46 längern und kürzern Läuschen ist nur das letzte, „Auftköst", etwas mager ausgefallen, nicht an Ausdehnung, denn es ist gerade das längste, aber an natürlichem Witz und ungezwungenem Humor. Alle übrigen haben vor diesem den Vorzug eines frischen, knappen Tons und wirklich belustigenden Inhalts. Auch die Reime lesen sich meist gut, eine gewisse Freiheit wird man in derlei Rimels schon zulassen müssen. Nur so weit wird sie nicht gehen dürfen, auf „gewiß" „passirt is" zu reimen, wie S. 104 geschieht. Alle einem Süddeutschen etwa schwer verständlichen Wendungen und Wörter sind unter dem Texte hochdeutsch wiedergegeben, sodaß das Büchlein seine Leser finden zu können hoffen darf, soweit die deutsche Zunge klingt. Sein Inhalt verdient einen großen Leserkreis.

Wilhelm Bornemann's „Plattdeutsche Gedichte" (Nr. 3) treten schon zum achten male ihren Gang an, sogar bereichert durch einige ältere Dichtungen, die in der siebenten Auflage fortgelassen waren, und mit dem Bildnisse des Verfassers sowie mit dreizehn Illustrationen von Meister Hosemann's Hand geschmückt. Bornemann ist der ersten einer, der schon im Jahre 1810, noch vor Klaus Groth und Fritz Reuter, den kühnen Wurf wagte und die bisher fast nur als niedere Magd misachtete plattdeutsche Redeweise in der Literatur zu Ehren brachte. Mit Recht wird darum der wackere Pfadfinder, der schon seit 40 Jahren heimgegangen, durch diese neue Auflage seiner gemüthvollen, echt volksmäßigen Dichtungen dem lebenden Geschlecht in Erinnerung gerufen, und wir zweifeln nicht, daß die wohlberechtigte Stelle, welche der Dichter unter seinen Genossen einnimmt, durch die neue vollständige Ausgabe gesichert und befestigt werden wird. Die vorliegende erste von acht Lieferungen bringt treuherzige „Altmärkische Erinnerungen", sowie eine Reihe liebenswürdiger Polterabendschnurren und Hochtiedsgedichte.

Feuilleton.

Daß auch die französische Literatur neuester Zeit manches dem kirchlichen und religiösen Interesse dienende und um seiner Gediegenheit willen der Verpflanzung auf deutschen Boden vollkommen würdige Buch aufzuweisen hat, zeigt unter anderm die Schrift Adolf Schäffer's in Colmar: „Was ist Glück? oder Entwurf einer rationellen Apologie des Christenthums. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe" (Gotha, F. A. Perthes, 1891; Preis 5 M.) Er dringt mit seinem lebendigen und tiefblickenden Geiste in eine Untersuchung über das wahre menschliche Glück ein. Als die tiefgreifendste Frage verknüpft sie sich in ihm von selbst mit dem höchsten Gute, das sein Denken und Leben erfüllt, nämlich mit dem lebendigen, thatkräftigen Christenthume. So gestaltet sich ihm die Untersuchung zu einer Apologie der christlichen Religion, und zwar nicht von dogmatischen, sondern durchaus von ethischen Gesichtspunkten aus. Er möchte denen zu Hülfe kommen, denen das Christenthum wie eine Summe vernunftwidriger und daher unannehmbarer Lehrsätze erscheinen will; er bemüht sich, die Uebereinstimmung der christlichen Religion mit den höchsten Grundgedanken menschlichen Wesens, dem Ideal der menschlichen Natur, der reinsten und tiefsten sittlichen Wahrheit nachzuweisen. Höher als ein metaphysisches Christenthum stellt er die praktische Aufgabe aller Wahrheit: die Umwandlung des natürlichen Menschen in ein Gotteskind, die Herbeiführung jenes innern Wunders, welches die Bekehrung heißt, sodaß ein Mensch in den Stand gesetzt wird, Gott von Stufe zu Stufe näher zu kommen. Die Lichtstrahlen, welche von der Liebe Jesu Christi ausgehen, weiß er zu einem Brennpunkte zu vereinigen, der das Gewissen der Menschen wachrufen muß. Er möchte jedem jene unversiegbare Quelle öffnen, aus welcher allein ein neues Leben geschöpft werden kann. Der Gang der Entwickelung ist einfach. Nachdem das Ziel gezeigt worden ist, werden die Mittel zur Erreichung desselben nachgewiesen. Die beigefügten „Erläuterungen" sind nachträgliche Untersuchungen einzelner, hochwichtiger Fragen. Sie bringen dem aufmerksamen Leser eine Fülle fruchtbarer Anregungen.

— Der „Krippen-Kalender, herausgegeben vom wiener Centralkrippenverein", ist uns in seinem 39. Jahrgange für 1891 zum ersten male zu Gesicht gekommen. Dieses Jahrbuch dürfte eins der ausgiebigsten wiener Nachschlagebücher sein und scheint sich, wie aus seinem langen Bestehen zu schließen, einer großen Beliebtheit im Publikum zu erfreuen, was sehr werthvoll ist, weil sein ganzes Reinerträgniß zu Gunsten der sieben Vereinskrippen verwendet wird, jener wohlthätigen Kinderasyle, in denen jahraus jahrein durchschnittlich täglich 400 ganz kleine Kinder armer Aeltern Aufnahme, Wartung und Verköstigung finden, wodurch deren Mütter in die Möglichkeit versetzt werden, beruhigt über das Schicksal ihrer Säuglinge oder zwei- bis sechsjährigen Sprößlinge auch außer Hause einer Arbeit nachgehen zu können. Die Ausstattung ist elegant, die Kunstbeilagen sind anziehend: die Bildnisse der Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Josepha, der Tochter des Prinzen Georg von Sachsen, und ein Autograph Mozart's, die ersten Seiten der G-Moll-Symphonie. Menschenfreunden und Gemeindebeamten ist das Buch zu empfehlen, weil in seinem zweiten Theile die ausführliche Anleitung über Errichtung von „Krippen" und ähnlichen Anstalten enthalten ist. Preis 1 Fl. Bestellungen mittels einfacher Correspondenzkarte an die Krippen-Kalender-Redaction, Wien I. Seilerstätte 10.

— Des bekannten dänischen Bischofs Dr. D. G. Monrad's Büchlein „Aus der Welt des Gebetes. Deutsch von A. Michelsen. Zehnte Auflage" (Gotha, F. A. Perthes, 1890) erweist den eiderdänischen Politiker auf dem Gebiete christlichen Glaubenslebens

als einen warmen Herzenstheologen, der aus den Tiefen des göttlichen Wortes und innerer Herzenserfahrung zu reden weiß. Die vorliegende Volksausgabe, gut gebunden zum Preise von 1 M. 20 Pf., darf wohl empfohlen werden.

— Aus den hier schon vielfach angezeigten „Schriften für das evangelische Deutschland" (Barmen, Klein) heben wir die neuesten heraus: Nr. 8: „Der heilige Rock zu Trier. Zweite durchgesehene Auflage", die wieder am Platze ist, da für das laufende Jahr eine erneute Ausstellung zur Verehrung dieses längst gerichteten „Heiligthums" vorbereitet wird. Nr. 19: „Gott will es" oder „Unserer lieben Frau von Afrika", eine Uebersicht über die katholischen Missionsbestrebungen in Deutsch-Ostafrika, aber auch über die Mache dabei. Nr. 20: „Was die Päpste thaten. II. Clemens VII., Luther's Zeitgenosse", von Dr. Fr. Köstlin. Nr. 21: „Die deutsche Lutherstiftung", von Dr. Hermann von der Goltz. Diese segenspendende Schöpfung des Luther-Jubeljahres 1883, über die hier der Propst zu St.-Petri in Berlin berichtet, will zu einem gemeinsamen Dankeszeugnisse für die unschätzbaren von Luther durch das evangelische Pfarrhaus und die evangelische Volksschule eröffneten Segnungen evangelischen Pfarrern und Lehrern sowie beider Witwen die Erziehung ihrer Kinder durch Gewährung von Stipendien erleichtern.

— Die vom Lexikographen Professor Dr. Daniel Sanders herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Sprache" erscheint vom April an im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

— Ein geradezu ausgezeichnetes Hülfsmittel für jeden Leser englischer Literaturwerke, eine der sprichwörtlich gewordenen Gründlichkeit deutscher Philologie würdige Prachtleistung verspricht das groß angelegte „Enchklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" von Professor Muret zu werden, dessen erste Lieferung uns die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin nach zwanzigjähriger Vorbereitung darbietet. Ein Blick in die 112 Seiten, die bisjetzt vorliegen, zeigt, daß dieses Lexikon sich mit vollstem Rechte als Seitenstück zu Sachs-Villatte's französischem Wörterbuche bezeichnen darf.

— Der auf populärphilosophischem Gebiete sehr verdienstlich wirkende berliner Theolog Friedrich Kirchner hat nach der funfzehnten Auflage des Originals übersetzt das Buch von John Fiske: „Die Bestimmung des Menschen im Lichte seines Ursprunges betrachtet" (Leipzig, Quandt u. Händel, 1890). Der Verfasser erkennt die Sätze der Darwin'schen Entwickelungslehre rückhaltlos an und legt ihnen überdies einen sehr großen speculativen und praktischen Werth bei. Unter den Versuchen, die heutige Naturwissenschaft mit den Grundwahrheiten der Religion zu versöhnen, nimmt der vorliegende eine sehr beachtenswerthe Stelle ein. Freilich reicht des Verfassers philosophische Bildung nicht aus, um den eigentlichen Schwierigkeiten gewachsen zu sein. In der Hauptsache rechnet auch er mit Hypothesen, neigt aber zu tiefem Denken und urtheilt stets besonnen. Jedenfalls wünschen wir sein Buch in den Händen von möglichst vielen Gebildeten; aufrichtige, wahre Naturen werden daraus einen wesentlichen Gewinn schöpfen. Der Gedankengang Fiske's ist in Kürze folgender. Der Mensch gehört als Gattung zur schmalnasigen Familie der Affen; aber die Schöpfung und Vervollkommnung des Menschen ist das alleinige und höchste Ziel der Natur. Allmählich wurde der Umfang des menschlichen Gehirns verdoppelt; mit dem vollendeten Menschen begann ein ganz neues Kapitel in der Geschichte des Weltalls. Nur — und das ist fundamental! — erkennt die Entwickelungslehre Unterschiede in der Gattung nur als entsprungen aus der allmählichen Häufung der Unterschiede im Grade. (?) Der erste Ursprung des Bewußtseins (soll heißen: Selbstbewußtseins) ist in den Tiefen der Ewigkeit verborgen. (Das ist eine bloße Redensart.) Der wirklich ausgebildete Mensch hat seine thierische Erbschaft abgeworfen und der Proceß der Entwickelung wird zuletzt eine Annäherung zur wahren Erlösung. Man kann nicht die ewige Fortdauer des geistigen Elements im Menschen leugnen.

— Mathilde Heitmann, eine der ersten Gesanglehrerinnen Hamburgs, hat schon früher das Verdienst sich erworben, eine nach allen Seiten hin treffliche Auswahl von Kinderliedern für das Alter von sechs bis zehn Jahren herausgegeben zu haben (Hamburg, O. Meißner). Jetzt hat sie wieder bei G. A. Leopoldt in Hamburg und Lübeck „Kleine Lieder großer Meister" veröffentlicht. Hier werden in vorzüglicher Ausstattung 31 Lieder, berechnet für eine mittlere Singstimme, dargeboten, welche von Gluck, Haydn, Mozart, Zelter, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn und Schumann componirt sind. Es sind nach Text wie Liedweise nur Perlen zusammengestellt, die Instrumentation ist tadellos, die meisten Schöpfungen sind weniger bekannt. In unserer an Melodie so armen Zeit greift man gern im trauten Familienkreise zu solchen Melodien, in welchen die Meister der classischen und romantischen Periode den edelsten Gehalt leicht faßlichen und ausführbaren Formen anvertraut haben. Was als wildwachsende Blume das Volkslied mit seiner Melodie ist, das kehrt hier als feinste Kunst und doch in edler Einfalt wieder als Erzeugniß der bedeutendsten deutschen Meister; möge deren Größe im Kleinen einen lebendigen Widerhall finden in recht vielen deutschen Herzen!

Bibliographie.

Betrachtungen über die Operationen der französischen Ost-, West- und Nord-Armee im Monate Jänner 1871 vom Verfasser der strategischen Skizze über den Feldzug 1866 in Böhmen. Wien, Seidel u. Sohn. 1890. Gr. 8. 6 M.

Böttger, H., Sonnencult der Indogermanen (Indoeuropäer) insbesondere der Indotcutonen, aus 125 hebräischen, griechischen, lateinischen und altnordischen Original- und 278 sonstigen Quellen geschöpft und erwiesen. Breslau, Freund. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Chlingensperg-Berg, M. v., Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Geöffnet, untersucht und beschrieben. Reichenhall, Bühler. 1890. Gr. 4. 40 M.

Dedenroth, E. H. v., Eine Hof-Intrigue. Roman. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Erinnerungen eines ehemaligen pfälzischen Reservelieutenants aus dem deutsch-französischen Feldzuge 1870—71. Ein Beitrag zum 20. Jubiläum der Schlacht bei Sedan. Mit Plänen der Schlachtfelder von Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris. Kaiserslautern, Crusius. 8. 2 M. 40 Pf.

Heinze, W., Die Hohenzollern, die Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates und Einiger Deutschlands, in ihren landesväterlichen Bestrebungen um die Wohlfahrt ihres Volkes. Dargestellt für jung und alt. Hannover-Linden, Manz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lippmann, J., Jugendsünden. Ein hieb- und stichfester, gegen jede Kritik gefeiter Musterroman, unter Mitwirkung der berühmtesten Schriftsteller der Gegenwart, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen. Leipzig, Danz. 8. 1 M.

Löwenfeld, L., Zur Mittelschulreform in Bayern. Bemerkungen vom ärztlichen Standpunkte. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 40 Pf.

Merz, W., Die Ritter von Rinach im Argau. Nach Urkunden dargestellt. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Neumann-Strela, K., Die Hohenzollern in Wort und Bild. Ein Volksbuch für Jung und Alt. Berlin, Hennig. Lex.-8. 2 M.

Nothnagel, A., Der Grundfehler der herrschenden Weltanschauung. Berlin, Bohne. 1890. 8. 1 M.

Oechsler, R., Was der Neckar rauscht. Lieder und Schwänke mit Zeichnungen von L. Sizler. Heilbronn, Weber. Gr. 8. 3 M.

Die nationalistische Partei in Deutschland im Jahre 1891. Ein ernstes Wort. Von Julius. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Reinfels, H. v., Mütter und Töchter. Ungeschminkte Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Schellhas, P., Der Wert des Lebens und die Bedeutung des Todes. Kulturgeschichtliches und Modernes. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schurtz, H., Grundzüge einer Philosophie der Tracht (mit besonderer Berücksichtigung der Negertrachten). Stuttgart, Cotta Nachf. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Stern, J., Die Bismarckspende. Lustspiel. Stuttgart, Dietz. 16. 15 Pf.

Stern, M., Die israelitische Bevölkerung der deutschen Städte. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. Mit Benutzung archivalischer Quellen. I. Ueberlingen am Bodensee. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 137: Die Herren der Schöpfung. Lustspiel von S. Fritz. Wien, Künast. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Tolstoi, Graf L., Julius. (Wandelt, dieweil Ihr das Licht habt.) Erzählung aus der Zeit der ersten Christen. Uebersetzt von W. Lilienthal. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut. 8. 1 M. 50 Pf.

Wodzinski, Graf Caritas. Roman. Autorisirte Uebersetzung von A. Mager. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Werke.

Mykenae. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.
Ilios. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.
Troja. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.
Tiryns. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Vorstehende Werke sind reich illustrirt.

Ein übersichtliches Gesammtbild von der Thätigkeit des Entdeckers von Troja und den merkwürdigen Ergebnissen seiner Ausgrabungen bietet:
Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. Karl Schuchhardt, Director des Kestnermuseums zu Hannover. Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Viertes Heft.**

Inhalt: Source Bonnevie. Novelle von Adalbert Schroeter. (Schluß.) — Musikalische Seelenmessen. Von Philipp Spitta. — Karl Schurz über das amerikanische Cartelwesen. Von C. F. Batsch. — Die pariser Schreckenszeit und ihre Lobredner. Von H. S. — Die Verbilligung der Eisenbahnfahrt und ihre Folgen. Von J. Supra. — Welchen Werth haben Gibraltar und Malta für Großbritannien? Von N. von Engelnstedt. — Die Eggers'sche Rauch-Biographie. Von Gustav Portig. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York** bei **P. Scherer & Co.,** 11 Barclay Street.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit einem Vorwort von **Sophie Schliemann** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit einem Plan, 2 Tafeln und 4 Abbildungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Die letzte literarische Gabe von Dr. Heinrich Schliemann, eingeleitet durch ein Vorwort seiner Witwe, welche die Ausgrabungen in Troja fortzuführen entschlossen ist, und durch Beiträge seines langjährigen Mitarbeiters, Dr. Dörpfeld, sowie durch einen Plan und Abbildungen vervollständigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Supplement zu **Stanley** Im dunkelsten Afrika

JEPHSON-STANLEY

EMIN PASCHA

und die

Meuterei in Aequatoria

Mit 48 Abbild. und 1 Karte.
Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lfgn. à 50 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 16. April 1891.

Inhalt: Erzählungen. Von Adolf Brieger. — Im Banne der Musen und Grazien. Von M. Benfey. — Schriften zur Religion und Kirche. Von Karl Fallmann. — Zur Culturgeschichte. Von Anton Schlossar. — Publicistisches. Von Friedrich Bienemann. — Zur französischen Literaturgeschichte. Von Richard Mahrenholtz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Erzählungen.

1. Aus der Schmiede des Lebens. Erzählungen von Maria Janitschek. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 3 M.
2. Auch ein Roman und andere Geschichten von Hermine Villinger. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1890. 8. 3 M.
3. Das Waldhorn. Krokonosch und Ziegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen von Karl Jaenicke. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Theodor Wibaux, Zuave und Jesuit. Von C. du Coëtlosquet, S. J. Autorisirte Uebersetzung von Prinzessin Franziska zu Löwenstein. Wien, Drescher u. Comp. 1891. 8. 7 M.
5. Flotte Geschichten aus der uniformirten Welt von Oskar Teuber. Illustrirt von Karl Elleder. Wien, Seidel u. Sohn. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Unter den Erzählern und Erzählerinnen, deren Bücher mir diesmal vorliegen, nimmt Maria Janitschek wahrlich nicht die letzte Stelle ein. Sie ist eine Wienerin der Herkunft nach, eine Französin oder vielleicht, was in den Augen ihrer Parteigenossen vielleicht ein noch größeres Lob ist, ein Franzose dem Geiste nach. Sie läßt eine ihrer Heldinnen sagen: „Es ist eine Art grauenhafter Neugierde, die mich von Problem zu Problem jagt.“ Dasselbe scheint von der Verfasserin zu gelten. Gleich die erste Geschichte ihres Erzählungsbandes „Aus der Schmiede des Lebens“ (Nr. 1): „Ein Gewissenloser“, behandelt eine geistreich ausgesonnene, geistreich beantwortete Frage. Die Frage läßt sich so formuliren: Wie müßten sich das Wesen und die Anschauungen eines Menschen entwickeln, welcher körperlich wohl gepflegt, durch körperliche Uebungen wohl ausgebildet, aufwüchse ohne von einem Gott, von einem Gesetz, einer Moral zu wissen? Die Dichterin läßt einen reichen Mann, welcher ein Verbrechen begangen hat, einen verwahrlosten Knaben in dieser Weise aufziehen, weil er jemand haben will, dem er sein Herz ausschütten könne, ohne von ihm eine durch traditionelle Anschauungen beeinflußte Beurtheilung zu erfahren. Diese Beurtheilung ist aber Nebensache; in Wahrheit erfolgt sie auch gar nicht. Die Hauptsache ist, wie sich der junge Mensch entwickelt. Diese Entwickelung ist nun weder die von Rousseau für den rein natürlichen Menschen geahnte günstige, noch eine überwiegend ungünstige; alles ist recht wahrscheinlich ausgedacht, bis gegen Ende, wo es unwahr wird. Der junge Emanuel hat einem nichtswürdigen Menschen, der ihn zur Bestehlung seines Wohlthäters verführen will und wegen seiner Liebe zu diesem verhöhnt, einen Faustschlag gegeben und ihn durch diesen getödtet. Er sagt seinem Wohlthäter: „Ich bin ein Mörder, ich habe einen Menschen getödtet“, und philosophirt dann: „Ich sehe da im Ganzen einen Riß, ein Loch, ein Klaffendes, eine leere Stelle. Da hat einer gestanden, er war nur ein Sandkorn, aber das Sandkorn fehlt; es kann durch dieses fehlende Sandkorn ein Zusammensturz, eine Revolution in der Natur entstehen“ . . . Und das soll spontan aus dem Kopfe eines Analphabeten kommen! — „Ich gehe zu Petra. Ihr Schoß soll ein neues Leben hervorbringen, das mir den Riß zudeckt.“ Also Emanuel will als Buße das auf sich nehmen, was der auf hundert Rubel hoffende Richter Schemjáka dem Armen, der das Kind des Schenkwirths erdrückt hat, als höchst angenehme Strafe zuerkennt! Müßte die Novelle nicht heißen „Die Gewissenlosen“?

Von andern Geschichten hebe ich hervor „Dem Dunkel verfallen“. Eine arme Stickerin bleibt in ihrem Elend, weil sie dem Manne, den sie liebt, erklärt, sie könne ihm nicht folgen, ohne daß sie irgendeine Pflicht oder eine vernünftige Erwägung hindert. Es ist der Verfasserin nicht gelungen, uns diesen moralischen Starrkrampf glaublich zu machen. Die Heldin der nächsten Novelle, Mauritzia, kann nicht glücklich werden, weil sie nicht „die selige Unterwerfung des Weibes“, nicht „das holde Sichselbstvergessen in den Armen eines Andern“ kennt. Sie heirathet einen Mann ohne Liebe, dieser und ihr Kind sterben; sie liebt

einen zweiten, aber ihre anspruchsvolle Zweifelsucht unterwirft diesen Mann Proben, die ihn zum Selbstmorde treiben. In „Larms und Comp." ist es der auf seine geistige Selbständigkeit eifersüchtige Mann, welcher das liebende Mädchen in den Tod treibt. Das Bild der letztern hat die Dichterin ohne Noth und ohne Anlaß durch das Wort entstellt: „Wenn du mich zu deiner Geliebten gewollt hättest, keine Secunde würde ich gezögert haben, dein zu sein." Ein solches Wort verstehen wir bei der historischen Heloise, die sich noch crasser ausdrückt, aber nicht bei einem unschuldigen, wohlerzogenen modernen Mädchen.

Nach der sinnendumpfen, gewitterschwülen Stickluft, welche in den Erzählungen der hochbegabten Maria Janitschek brütet, wird es uns doppelt wohl auf den luftigen Höhen, auf welche uns Hermine Villinger's Geschichten (Nr. 2) führen.

Hermine Villinger hat, im Gegensatze zu dem Pessimismus Maria Janitschek's, eine unbefangene Weltanschauung, welche sie die lichten Farben ebenso klar erkennen läßt wie die dunkeln; sie hat ein glückliches Temperament und einen reichen und kräftigen Humor. Und man kann sich nicht darüber wundern, daß hier alles so gesund, so frisch, so kräftig ist: diese Dichterin schöpft aus dem Volksleben und aus der Volksseele, die, wenn auch nicht immer rein und nicht immer zart, doch von jener Verkrüppelung und Entartung frei sind, welche in Salon und Boudoir so häufig sind. Die Geschichten sind Dorfgeschichten oder Kleinstadtgeschichten. In der zweiten, „Der Hauptpunkt", ist der Held ein braver, gutherziger Krämer, welcher sich eine neue Religion zurechtgemacht hat. Das Gewissen, das ist der Hauptpunkt, ist sein „Allah il Allah!" Wer diesem Worte widerspricht, dem gegenüber wird er fanatisch; wer ihm, wenn auch nur aus Schlauheit oder aus Gefälligkeit zustimmt, der hat es ihm angethan. Es kommt nun zu allerhand Wirrnissen und Gefahren, endlich aber wird der Ladengehülfe des alten Herrn und sein Dienstmädchen, die beiden Menschen, an welchen sein Herz am meisten hängt, ein Paar, und er selbst kommt zu der Erkenntniß, daß eine That nicht weniger gut sei, wenn sie im Namen Gottes, als wenn sie im Namen des Hauptpunktes geschehe. In dieser Geschichte überwiegt der Humor, in der folgenden, „Stromaufwärts", der Ernst. Durch die ganze Erzählung geht es wie Stromesrauschen und das Plätschern der die kornbeladenen Boote fortschiebenden Stangen. Es ist ein rührendes Idyll, wie Witwe und Witwer durch ihre Kinder, deren eines der Mutter, deren anderes des Vaters entbehrt, zusammengebracht werden. Die Scene spielt um Mitternacht, aber es ist Licht im Bilde, das Licht, welches von der Ehrlichkeit und Treue gediegener Menschen ausströmt. „Die Gewissenslast" ist eine Hebel'sche Schnurre von einem jüdischen Gänsehändler, welcher den Töchtern reicher Bauern, die Französisch lernen wollen, dafür das Hebräische beibringt, aber nicht eher Ruhe findet, bis das erschwindelte Geld zurückgegeben ist. Ein Meisterstück ist „Ein schwerer Sieg". Es ist mit dramatischer Kraft geschildert, wie Narzisse, die wackere Sennerin, auf schmalem Stege mit dem Manne ringt, der sie betrogen hat und nun ihre Schwester verführen will, wie er in den Abgrund stürzt, wie ein anderer, welcher Narzisse liebt, des Mordes angeklagt wird, wie das Weib unter beständigem Drängen ihres Beichtigers sich endlich entschließt, in der Schwurgerichtssitzung den Vorgang jener Nacht zu erzählen, so ihr Gewissen und ihren Liebhaber zu retten und sich und ihm eine Aussicht auf späteres Glück zu erschließen. Ueberaus lustig ist die „Bittschrift"; ein Bild von der Innigkeit kindlich dumpfer Frömmigkeit gibt „In den Alpen", und voll Schelmerei ist „Die Wallfahrt nach Mariahilf". Frau Balbin' will ihrer Dortel den Innocenz, den Sohn ihrer Rivalin Brigitt', „aus der Seele beten", diese dem Innocenz die Dortel, und Dortel und Innocenz beten, daß sie einander bekommen, was endlich auch geschieht, freilich nicht ohne das bedenkliche Mittel eines nur in halbem Ernste geplanten und gedrohten gemeinsamen Selbstmordes. „Die Stiefmutter" und „Im Weberhäuschen" lassen uns aufs neue erkennen, welcher Schatz von Liebe und Güte, auch von Zartgefül in den Seelen der Armen ruhen kann. Ganz originell ist „Ein Principienkampf". Der „eingesteigerte" Waisenknabe bekommt von seinem Pflegevater, dem armen Steineklopfer, Schläge, wenn er ersungenes Geld lieber in den Kasten fürs „Plaisir" als in den für die Leichenkosten legen will, triumphirt aber zuletzt, da er 20 Mark ausdrücklich fürs Plaisir geschenkt bekommt und von diesen seinem Pflegevater die Hälfte für die Leichenkosten abgibt. Köstlich ist der arme Steinklopfer gezeichnet, der sich vor Hochmuth nicht zu lassen weiß, wenn er die Leichenkosten zusammen hat. „Ortsjustiz" und vor allem „Des Dichters Macht" sind nicht weniger voll Lebenswahrheit und echten Humors. Man wird oft noch mehr an Vautier als an Johann Peter Hebel erinnert.

Von den naturfrischen Novellen Karl Jänicke's (Nr. 3) hat die erste, „Das Waldhorn", eine tragische Vorfabel. Die Mörder eines Forstgehülfen verbreiten eine Verleumdung, welche Erich Keller's und Betty Engelbert's Liebesglück zu zerstören droht, aber die doppelt Schuldigen werden entdeckt, wozu eine fern herübertönende Waldhornmelodie beiträgt, und alles gedeiht zu einem guten Ende. Wie die Scenerie der Gegenden über dem Zackenthale, so werden auch die Personen uns lebendig nahe gebracht. Dazu trägt die taktvolle Anwendung der echten schlesischen Mundart nicht wenig bei. Der liebenswürdige schlesische Humor, der hier schon vielfach zum Durchbruche kommt, waltet völlig frei in der zweiten Novelle: „Krokonosch und Ziegenrücken", welche sich freilich in der Composition mit der ersten nicht vergleichen läßt. Die heitern Abenteuer, welche zwei junge Breslauer im Riesengebirge erleben, sind mit dem glücklichsten Uebermuthe geschildert, der jeden, welcher kein unheilbarer Griesgram ist, ergötzen muß. Wer aber selbst die freudige „Kammwande-

rung" kennt, wer mit fröhlichen fremden Wanderern vertrauliche Grüße ausgetauscht, in den Banden beim Harfengeklimper brauner Böhminnen den goldenen Ungarwein geschlürft, sich über harmlose Ergüsse trunkenen Jugendmuthes gefreut und über die Indiscretion der dünnen Zwischenwände der Banden gelacht hat, dem wird diese Geschichte einen unbeschreiblichen Genuß gewähren.

Ein merkwürdiges Buch, eine Kundgebung aus einem ganz andern Lager, ist das des Jesuiten Coëtlosquet, welches den päpstlichen Zuaven und spätern Jesuiten Theodor Wibaux (Nr. 4) zum Gegenstande hat. Coëtlosquet erklärt bescheiden, sein Antheil an dem Buche sei gering; er habe nur auszuwählen gehabt aus den Briefen und sonstigen Aufzeichnungen Theodor Wibaux's. Das Buch ist anziehend, indem sich in ihm eine glänzend begabte, edle und liebenswürdige Persönlichkeit offenbart, eine Persönlichkeit, welche mit einer schwärmerischen, immer mehr der Bethätigung auch in Aeußerlichkeiten zuneigenden Frömmigkeit heitern Jugendmuth, der bei dem Zuaven sogar zu harmlosem Uebermuthe wurde, und eine warme Empfänglichkeit für alle unschuldigen Lebensgenüsse verband. Vor allem erfreut uns ein unerschöpflicher Humor. Die Ereignisse, deren Zeuge Wibaux von Ende 1866 bis zum 20. September 1870 und dann im Deutsch-Französischen Kriege war, sind sicherlich mit treuem Wahrheitssinne berichtet. Sache des Historikers wird es sein, zu prüfen, wie es mit der objectiven Wahrheit steht. Der gewinnende Eindruck, welchen die Persönlichkeit dieses einen Jesuiten macht, kann natürlich das geschichtlich begründete Urtheil über Ziel und Geist dieses Ordens in keiner Weise ändern.

Oskar Teuber's „Flotte Geschichten" (Nr. 5) kann ich kurz abthun. Der Verfasser besitzt eine gute Beobachtungsgabe für die Alltäglichkeiten des Lebens und auch etwas Humor, aber ihm fehlt die eigentliche komische Kraft. Deshalb können seine flotten Geschichten immerhin in dem Kreise, für welchen sie zunächst bestimmt sind, lebhaft interessiren, und sie thun es ja auch; aber außerhalb stehende werden sie schwerlich befriedigen. Gerühmt mag werden, daß Teuber nicht zu denen gehört, welche mit überzuckerten Zoten handeln.

Adolf Brieger.

Im Banne der Musen und Grazien.

1. Im Banne der Musen und Grazien. Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski. Norden, Fischer Nachfolger. 1890. 8. 3 M.
2. Immergrün. Ein Gedichteyklus von Johannes Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1891. 8. 2 M.
3. Liebe und Arbeit. Gedichte von Fritz Schultze. Dresden, Minden. 1890. 8. 3 M.
4. Jugendthorheit. Gedichte zweier Freunde. Zweite Auflage. Mit 37 Original-Illustrationen von C. Amiet, F. Baur, C. Beurmann u. a. Basel, Sallmann u. Bonacker. 1891. Gr. 8. 4 M.
5. Die weiße Rose. Ein Sang aus alter Zeit von Karl Mira. Heidelberg, K. Winter. 1891. Gr. 8. 4 M.

Und wenn ich wie andre toll wär',
Macht' ich bald ein End' der Noth,
Kauft' mir einen Schießrevolver,
Und ich schöss' mich richtig todt.

Dieses Citat ist wol genügend, die Neuheit und Tiefe des Inhalts, die Reinheit und Schönheit der Form des „Gedichtbuchs" ahnen zu lassen, das sich „Im Banne der Musen und Grazien" (Nr. 1) betitelt. Herr Romanowski, der überhaupt mit der deutschen Sprache noch ein wenig im Streit liegt — er mag auch noch sehr jung sein! —, wie das verschiedene seiner Wortbildungen beweisen („gedeuchtet" „verderbst" u. s. w.), hat sicher mit diesem Titel sagen wollen, daß Musen und Grazien aus seinen Versen verbannt sind, und darin hat er auch vollkommen recht. Trotzdem singt er mit stolzem Selbstbewußtsein von sich:

An meiner Wiege standen einst die Musen,
Und weihten mich zu ihrem Priester ein,
Drum schwellt die Schönheit mir mit Macht den Busen,
Und lebenslang werd' ich ihr Sänger sein.

Und von seinem Machwerk meint er:

Doch hab' ich echter Kunst geschworen,
Das merkt man meinen Versen an,
Sie fließen hin in schönem Flusse,
Und voller Stolz bekenn' ich frei:
„Sie tönen, weil aus echtem Gusse,
Schön wie das Lied der Lorelei."

Jedenfalls wird Herr Romanowski der einzige sein, der also urtheilt; der unbefangene Kritiker kann angesichts solch trostlos leerer Reimerei nur sein Bedauern aussprechen über die unnütze Vergeudung von Papier und Druckerschwärze.

Obgleich „Immergrün" von J. Müller (Nr. 2) mit folgenden kampfbereiten Worten austönt:

Nun heb' ich deine Waffen auf
Zum Kampf mit feindlichem Geschlecht,
Mild, kühn, getreu und unentwegt,
Für Freiheit, Wahrheit, Schönheit, Recht —

hat dieser Gedichtcyklus etwas merkwürdig Farbloses, Unbestimmtes; bald glaubt man einen Jüngling, bald ein Mägdlein zu hören in diesen charakterlosen Versen, die Uraltbesungenes von neuem in Reime bringen, ohne die Kraft, dem Inhalte oder der Form ein eigenartiges Gepräge zu geben. Eins der bessern Gedichte aus der Sammlung ist:

Im Schoße der Nacht.

Sei gegrüßt, du tiefe, trübe,
Schmerzenreiche, finstre Nacht!
Du beschirmest gleich der Mutter,
Die bei krankem Kinde wacht!

Endlich ist der Tag gegangen,
Sonne sank zu goldner Ruh,
Nachtigallen klagen leise,
Eichen hören ernsthaft zu.

Und Erinnerungen ziehen
Aus vergangner, schöner Zeit!
Kinderglück und Kinderfreuden
Grüßen ach! so fern, so weit!

„Liebe und Arbeit" sind die beiden Mächte, denen Fritz Schultze (Nr. 3) seine Gedichte weiht. Tüchtige, gute, recht vernünftige Gesinnung spricht aus ihnen und es fehlt nur eins — aber leider das eine, das noththut: echte, wahre Poesie. Wen sie mit ihrem Hauche belebt, ist ungestraft Epigone; doch der Epigone, der diesen „Schlußgesang des Epigonen" (248) „gedichtet", wäre auch zu den Zeiten unserer Großen, wenn natürlich auch kein Epigone, so doch nimmer ein Großer gewesen. Bürgerlich tüchtige Gesinnung, redliches Wollen sprechen aus diesen Versen, die Minne, Wein, Natur und Arbeit besingen, aber es fehlt die belebende Kraft der schöpferischen Individualität, die dem Ostdagewesenen einen eigenartigen Stempel aufdrückt. Die Form ist im ganzen vorwurfslos, wenn auch nicht ganz frei von kleinen Geschmacklosigkeiten. Eins der besten, „Nebellied" (225), das einen philosophisch-religiösen Gedanken in schöner Form behandelt, ist leider zu lang zur Anführung; unter den kürzern ist eins der frischesten:

Im Frühling.

Es schwebt, wie zarter Sehnsuchtstraum,
Jetzt über jedem Frühlingsbaum
Ein Meer der süßesten Düfte.
Von einer Blüt' zur andern Blüt'
Der Lebenshauch hinüberglüht
Durch reine, weiche Lüfte.

Da gibt sich auch des Menschen Sinn
Dem seligsten Entzücken hin.
Ein Meer von süßem Empfinden
Von einem Mund zum andern Mund
Thut sich in Worten und Tönen kund;
Es ist ein Suchen und Finden.

Und wandr' ich mit dir Hand in Hand
Hin durch das heitre Blütenland,
Im Herzen ein Quellen und Branden;
Aus dunklen Tiefen glühend heiß
Zerbricht das alte Wintereis.
Mein Herz ist auferstanden!

Einnehmend wirkt die gediegene und eigenartig geschmackvolle Ausstattung von „Jugendthorheit" (Nr. 4). Der zierlich-originelle Einband, das elegante Papier, der stattliche Druck, die künstlerischen Vignetten und Illustrationen haben wohl das Ihre beigetragen zu dem Erscheinen einer zweiten Auflage. Unsere, gar sehr zur Prosa neigende Zeit bedarf eines besondern Anstoßes, wenn sie gedruckter Jugendthorheit — noch dazu lyrischer — eine Aufmunterung gewähren soll. Uebrigens ist der Inhalt der schönen Ausstattung nicht unwürdig. Wenn das Gebotene sich auch nicht durch große Neuheit auszeichnet, so durchweht diese Gedichte doch eine wohlthuende Frische, die einen oft bis zur Formvollendung schönen Ausdruck findet. Wie formschön ist das „Triolett":

Süße Nachtigallenlieder
Zittern durch die Sommernacht;
Gern bin ich durch euch erwacht,
Süße Nachtigallenlieder.
Längst Entschwundenes mit Macht
Kehrt auf Wohllautschwingen wieder . . .
Süße Nachtigallenlieder
Zittern durch die Sommernacht. —

Traumhafte Musik klingt aus den einfachen Zeilen. Eine graziöse Nachahmung der volksthümlichen italienischen stornelli bieten die Ritornelle, eine in dieser knappen Weise im Deutschen seltene Form:

Verdorrtes Veilchen;
O schöner Tag, da sie für mich dich pflückte —
Ach, Lieb und Duft hielt ein gar kleines Weilchen.

Im sangreichen Italienischen sind die stornelli vorwiegend eine Form eines improvisirten Reimgefechts, freilich weniger künstlich als das „Versturnier" hier:

Im Versturnier dich zu bezwingen, ringen
Will ich mit dir, will's ohne Zagen wagen,
Die flücht'gen Reime mit Behagen jagen
Und Ketten draus, die lieblich klingen, schlingen —

und so fort in gewandter Spielerei mit einer Ueberfülle von Reimen. Manch bewußte Anklänge, vorwiegend in der Form, beweisen auch in dieser Sammlung, wie sehr — und mit Recht — die neueste deutsche Lyrik bei Heine in die Schule gegangen ist. Das liebliche kleine Lenzlied zeigt, welch gute Schüler diese Schule zieht:

Nahen des Frühlings.

Horch, was tönt da vom Waldrand her!
Einer Amsel melodisch Schlagen:
Vom erwachenden Frühling die Mär,
Frohe Botschaft von sonnigen Tagen.

Rings noch schlafen die Knospen all',
Und schon wecken die lieben Klänge
Mir im Busen den Widerhall
Und ein fröhliches Frühlingsgedränge.

Mächtig des Vögleins Frühgruß traf
Weithin die morgenstille Runde —
Keimende Rosen im Winterschlaf
Träumen von einer Liebeskunde.

Ein episches Gedicht von beinahe dreihundert Seiten erfordert keinen geringen Aufwand von Muth und Geduld. Dankbare Anerkennung wird dem Dichter zutheil, wenn diese Anstrengung sich lohnt — doch wenn das nicht der Fall? Nun, dazu ist ja die Kritik da, um den Glücklichen, die nur zu ihrem Genusse Gedichte lesen, das zu ersparen, was keinen bietet.

Pflichtgemäß habe ich „Die weiße Rose" von Karl Mira (Nr. 5) von Anfang bis zu Ende durchgelesen, und warne jeden, der nicht muß, mir diese Geduldprobe nachzumachen. Ein neuer verwässerter Tannhäuser — ein ewig langes Epos, das zwar ein Ende, aber weder Höhepunkt noch Schluß hat. Denn als Ofterdingen endlich,

auf Befehl des Fürsten Raimund von Toulouse, dessen Gattin er liebt, Damascus verläßt und

einsam allein
Im stillen, gespenstigen Mondenschein

dahinreitet, endet die Beschreibung, die diesen Ritt schildert und den Schluß dieses Epos bildet, mit folgenden Worten:

Noch darfst du nicht sterben, Geduld, Geselle,
Es ist noch ein weiter Weg bis zur Hölle.

Hoffentlich soll das kein Hinweis auf eine Fortsetzung sein! In dem breiten, leeren Strome dieser interesselos fortklappernden Zeilen bilden einige eingestreute lyrische Gedichte kleine Eilande der Erholung für den müden Schiffer und beweisen, daß der Verfasser doch nicht jeder dichterischen Begabung bar ist:

In der silbernen Nacht
Im Mondenschein,
Wohl unter den flüsternden Bäumen,
Auf einsamer Wacht
Sitz' ich allein,
Allein mit meinen Träumen u. s. w.

Doch, wie gesagt, diese kleinen Oasen sind selten, weit aber und schier endlos dehnt sich die Wüste nüchterner Prosa.

M. Benfey.

Schriften zur Religion und Kirche.

1. Die biblischen Wundergeschichten. Vom Verfasser des Buches: „Im Kampf um die Weltanschauung". Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1890. Gr. 8. 1 M.

Als wir in d. Bl. bald nach seinem Erscheinen das Buch „Im Kampf um die Weltanschauung" anzeigten, glaubten wir, ohne unsere grundsätzlichen Bedenken zu verhehlen, die ernste, tief religiöse Gesinnung und den offenen Wahrheitssinn hervorheben zu müssen, durch welche die dort angestellten Betrachtungen auch im gegnerischen Lager sich der gewissenhaftesten Beachtung versichert halten dürften. Unsere Voraussetzung ist denn auch eingetroffen. In einer billigen Ausgabe ist das Buch seitdem in einer dritten bis neunten Auflage erschienen, gewiß ein Beweis dafür, welch allgemeine Theilnahme ihm geschenkt worden ist. Dieselben Vorzüge zeichnen nun auch die vorliegende Schrift aus, die dem Wunderbegriffe scharf zu Leibe geht und insonderheit die neutestamentlichen Wunder ohne Umschweif nur als religiöse Sagendichtung gelten lassen will. Zu solcher Auffassung sieht sich der Verfasser, der darum mit der christlichen Gemeinde nicht brechen will, gedrängt durch seine Anschauung von Natur und Geschichte, die nun einmal mit ihrem streng gesetzmäßigen Verlaufe eine Durchbrechung des durch Gottes Weisheit geordneten Weltzusammenhangs nicht dulde. Und ehrlicherweise sei einem frommen Gemüthe, das die Ergebnisse des modernen Denkens in sich aufgenommen, eine Zustimmung zu den sittlich-religiösen Grundwahrheiten der Heiligen Schrift, die in ihrer Herrlichkeit und Einzigartigkeit unangetastet bleiben sollen, nicht anders abzugewinnen als unter Verzichtleistung auf die Forderung, auch die biblischen Wunder als thatsächlich anzunehmen. „Wir können", meint der Verfasser von jedem Wunderberichte, „höchstens anerkennen, daß etwas Unerklärtes vorliege; aber es zur Grundlage unsers Glaubens zu machen, etwas darauf zu bauen vermögen wir nicht."

Aber wer wollte das heutzutage auch einem Zweifelnden zumuthen, etwa um der Wunder willen an die Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu glauben? Ist die psychologische Vermittelung nicht vielmehr die, daß der Wunderglaube erst durch den Heilsglauben erzeugt und genährt wird? Und wenn gewiß zum Begriffe des Wunders die schöpferische Thätigkeit Gottes gehört, so ist doch damit nicht gesagt, daß diese eine unvermittelte sein müßte und daß überhaupt von einer Durchbrechung des Naturzusammenhanges zu reden sei. Eine solche verträgt allerdings unser Denken nicht. Aber wie der anorganischen Welt gegenüber die organische ein Wunder ist, das als bloßes Ergebniß der vorhergehenden Stufe nicht zu begreifen, von dieser wol gefordert, doch nicht hervorgebracht werden kann, sondern durch einen neuen, schöpferischen Act bedingt ist, der deshalb, weil er ein schlechthin Neues schafft, noch lange nicht außerhalb der Naturgesetze zu wirken braucht, und wie dasselbe gilt von der Entstehung des menschlichen Geisteswesens gegenüber der blos animalischen Schöpfung, so liegt es auch nahe, die biblischen Wunder sich zu denken als einer höhern Weltordnung angehörig, die mit der niedern und den für diese geltenden Gesetzen so wenig in Widerspruch tritt, daß diese vielmehr, ohne an ihrer Allgemeingültigkeit auf ihrem Gebiete etwas einzubüßen, durch jene erst recht bestätigt werden. Und ist es folgerecht gedacht, an der Hoffnung auf ein ewiges Leben und die eigene Auferstehung festzuhalten, während der biblische Bericht von der Auferstehung Christi als unmöglich zur bloßen frommen Sage gemacht oder auf Sinnentäuschung zurückgeführt wird? Der Verfasser wird zu solchen Schlüssen nur kommen, wenn er seine im Grunde noch unüberwundene naturalistische Anschauung auch für die geistige und geistliche Welt maßgebend macht. Dann allerdings wird die religiöse Denkweise, die doch der Verfasser festhalten möchte, etwas Abgeblaßtes, Halbherziges annehmen und, wie der Verfasser selber fühlt, der Schwierigkeit, den Zusammenhang mit der geschichtlich gegebenen Gemeinde aufrecht zu erhalten, nicht gewachsen sein. Einzelne Ausführungen von ergreifender Wahrheit und Schönheit dürfen sicher auf allgemeine Zustimmung rechnen, wie die S. 13 fg. gebotene von dem freien Glauben,

die wir uns nicht versagen können, als Beispiel des edeln, würdigen Tones, mit welchem der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, zum Schlusse wörtlich anzuführen:

Freier Glauben thut uns noth, wenn wir als Menschen unserer Zeit nicht auf Abwege kommen wollen. Das heißt zunächst: Glauben. Wir müssen das vollkräftige Bewußtsein haben, daß unsere Seele für Gott geschaffen ist und ihren Frieden nur in ihm findet. Unser ganzes Leben muß von dem unerschütterlichen Vertrauen getragen sein, daß unsere heiligsten Triebe, von ihm uns eingepflanzt, Wahrheit sind und in die Wahrheit führen; daß er uns halten will, was er uns darin versprochen hat, und wir uns darauf verlassen dürfen als auf sein Wort. Alles, was von ihm ist, das ist gut, und alles, was gut ist, das ist von ihm: das muß uns unwandelbar feststehen, in dieser Gewißheit müssen wir die Aufgaben unsers Daseins erfassen, unsern Weg gehen demüthig stark, liebend froh, kindlich hell, selig in Hoffnung durch das Räthsel des Lebens hindurchdringen, an seiner Hand, der Lösung entgegen. Das ist Glauben. Und er thut uns noth. Denn ohne ihn ist alles um uns her und in uns dunkel, und wenn wir auch noch so genau die Einzelheiten der äußern und innern Welt durchforschen, so verstehen wir doch das Ganze nicht.

Aber der Glauben muß frei sein, auf sich selbst gegründet, im Einklang mit unserm gesammten Geistesleben, die überzeugte Antwort auf die Stimme Gottes in unserm Herzen. Das heißt nicht, daß jeder sich seinen Glauben macht. Wir sind Glieder eines Ganzen und Kinder einer Zeit, Zweige eines Baumes, den Gott gepflanzt und in einer geschichtlichen Entwickelung großgezogen hat. Von da haben wir die Form unsers geistigen Lebens; da fließt auch der Saft, der uns erhält. Aber wir sind nicht blos Zweige, sondern selbstbewußte und selbstthätige Geisteswesen. Wir erfüllen unsere Bestimmung nur dann, wenn wir das, was wir geschichtlich geworden, mit Freiheit sind, in voller innerer Uebereinstimmung.

2. Christenworte an Reich und Arm. Zwei sociale Musterpredigten von F. W. Robertson. Herausgegeben von Martin Rade. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 40 Pf.

Die Bedeutung Robertson's, der 1853 als Pfarrer zu Brighton starb, ist in der Anzeige seines „Lebensbildes" durch d. Bl. nach Gebühr gewürdigt, insbesondere auch seines Verdienstes um die Hebung der Arbeiterbevölkerung und eine gedeihliche Lösung der socialen Frage im Geiste des Evangeliums gedacht worden. Kingsley, Maurice und Robertson sind die drei Männer, denen das neuere England für die echt christliche, zielbewußte Behandlung der brennenden Tagesfrage am meisten verdankt, und Geistliche wie Laien können auch bei uns, da das Inselreich in der Entwickelung seiner gesellschaftlichen Zustände vor den übrigen europäischen Staaten um einige Jahrzehnte voraus ist, für die eigene Inangriffnahme des schwierigen Stoffs viel lernen. Insbesondere kann es unserer evangelischen Kirche nur heilsam sein, wenn sie bei ihren Bemühungen zur Mithülfe in den socialen Nöthen der Gegenwart bei den Vorgängern eines socialen Christenthums in England fleißig in die Schule geht.

So sind denn die zwei hier gebotenen Predigten, die im Juni 1851 an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen in Brighton gehalten wurden, ein Wort zur rechten Zeit, wenngleich auf anderm Boden und unter anders gearteten Verhältnissen entstanden, auch für Deutschland ein beherzigenswerthes Wort. Sie werfen ein helles biblisches Licht in das Dunkel schwieriger Fragen und weisen nüchtern und doch mit warmem Herzen den Weg, auf dem ein gerechtes, klares Urtheil über Recht und Unrecht in dem wogenden Klassenkampfe nach beiden Seiten hin gewonnen werden kann. Arm und reich, Enterbten und Besitzern schärfen sie vor allem durch Gottes Wort das Gewissen und stellen sich damit auf die Warte, von der herab allein das entscheidende Losungswort zu gemeinsamem Segen verkündet werden kann. Die erste Predigt: „Der Kirche Botschaft an die besitzenden Klassen", gründet sich auf 1 Sam. 25, 10 fg., die zweite: „Christi Urtheil über Theilung des Erbes", auf Luc. 12, 13–15. Beide sind geistvoll, tief, zeitgemäß, aus dem Geiste des Evangeliums geschöpft und eingegeben von einer brennenden Liebe zu den Brüdern, ob sie nun reich oder arm sind.

3. Christusreden. Predigten von E. Ch. Achelis. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1890. Gr. 8. 4 M.

Fast gleichzeitig mit dem ersten Bande seiner „Praktischen Theologie" hat der verdiente Verfasser diese Predigten ausgehen lassen, die, in dem akademischen Gottesdienste der Alma Philippina gehalten, sich den drei früher erschienenen Sammlungen von derselben Stelle her würdig anreihen. „Christusreden" hat ihr Urheber sie genannt, weil er auch in ihnen das zu erreichen bestrebt war, was man ihren Vorgängerinnen mit vollem Rechte nachgesagt hat: daß sie in ungesuchter, durch die Anlage der Predigt nothwendiger Weise den Herrn Jesus Christus in den Mittelpunkt der Verkündigung stellen. Und wenn es in einer der Predigten (über den Leitsatz „Was hält uns in der Gemeinschaft mit Christo?") heißt:

Eine andere Aufgabe gibt es nicht für die Predigt des Wortes, als daß sie das Wort im Namen Jesu, das Wort des ewigen Lebens ist. Die Gemeinde Christi wird entweiht, und die Predigt des Evangeliums wird geschändet, wenn ein anderes Wort verkündet wird, als das Christus uns gelehrt, das Wort des ewigen Lebens. Einem Miethling gleich wird zu achten sein, welcher die Seelen der Hörer des Wortes etwa an sich zu fesseln suchen möchte und nicht seine einige Aufgabe darin suchte, sie vor das Angesicht des Herrn zu stellen, damit sie ihm anhangen, mögen Menschen gehen oder bleiben, reden oder schweigen —

so ist damit nicht blos das Ideal ausgesprochen, das dem Predigenden vorgeschwebt hat, sondern das er in dankenswerther, tief gründender Weise auch erreicht hat.

Die uns hier gebotenen siebenundzwanzig Predigten schöpfen aus dem unversieglichen Quell aller evangelischen Verkündigung. Daß ein akademischer Lehrer sie gehalten hat, verleugnen sie nicht. Denn wiederholt werden entscheidende Grundfragen der theologischen Wissenschaft der Betrachtung unterzogen. Aber das geschieht dann in einer so gar nicht zünftig gelehrten, trockenen, sondern so anregenden und mit dem persönlichen Glaubensleben eines jeden Hörers so lebendig Fühlung suchenden Weise, daß gerade hierdurch diese Reden einen besondern Reiz und

nicht hoch genug anzuschlagenden Werth gewinnen. Die ideale, auf den Kern des Evangeliums durchdringende, sittlich religiöse Auffassung der neutestamentischen Verkündigung von der Gnade und Wahrheit, die sich in dem Christus Gottes offenbart hat, und demgemäß auch der gesammten christlichen Lebenssphäre und Berufsarbeit spricht überzeugend und lebenswarm aus jeder dieser Predigten. Die dialektische Entwickelung ist fesselnd und durchsichtig, die Sprache schlicht, gedrungen, lebhaft, oft von ergreifender Schönheit, die Fassung des Themas natürlich und geistvoll. In der Regel wird für die Abhandlung des Themas die Zweitheilung gewählt, am Schlusse der Hauptgedanken noch einmal in schlagender Kürze zusammengefaßt. Wir empfangen den Eindruck, daß die Reden auf den akademischen Kreis, an den sie zunächst gerichtet waren, von mächtiger, tiefgreifender Wirkung gewesen sein müssen, und sind dem Verfasser zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß er sie nun auch einem größern Kreise zugänglich gemacht hat.

4. Gott und Götter. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. Von Christian Pesch. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Im Gegensatze zu der sogenannten Evolutionstheorie, welche auch auf religiösem Gebiete die niedrigsten Gottesvorstellungen als die ursprünglichen an den Anfang setzt und von da zu höhern aufsteigen läßt, vertritt der Jesuit Pesch die Anschauung, nach welcher die niedrigeren Formen vielmehr ein Herabsinken von frühern vollkommenern bedeuten, und indem er diese seine Anschauung, die er mit freilich recht zweifelhaftem Rechte die katholische nennt, nicht ohne Geschick und Gelehrsamkeit vertritt, behandelt er in drei Abschnitten die Wahrheit, die Entstehung und die Entwickelung des Gottesbegriffs. In dem ersten Abschnitte bespricht er das Zeugniß des Menschengeschlechts und die Stimme der Natur, in dem zweiten die übernatürliche Offenbarung und die natürliche Gotteserkenntniß, in dem dritten die ursprüngliche Gestaltung und die Entartung des Gottesbewußtseins.

Die Zeitströmung folgt gegenwärtig einer andern Richtung. Bei nicht wenigen Gelehrten gilt die Evolutionstheorie ohne weiteres für die allein wissenschaftliche. Da ist es denn ganz heilsam, wenn ihnen einmal zu Gemüthe geführt wird, daß die Voraussetzung, von welcher sie ausgehen, doch nur den Werth einer Hypothese hat, die durchaus nicht einwandsfrei ist. Auch fehlt es nicht an hervorragenden Forschern auf dem Gebiete der vergleichenden Religions- und Sprachwissenschaft, die das Unzulängliche jener Hypothese einsehen und zu ganz andern Ergebnissen gelangen. Pesch hat sich mit den einschlägigen Fragen genau vertraut gemacht und versteht eine gründliche, sachgemäße Kritik zu üben. Nur färbt er die überlieferte Lehre oft etwas zu rosig und übersieht, daß von ihr doch auch gar manches Haltlose aufgestellt ist, was berechtigten Widerspruch herausfordert. Und für Forscher wie Jakob Grimm ist ein für allemal eine größere Achtung zu beanspruchen, als sie in der ihm gewidmeten, gelinde ausgedrückt unbescheidenen Anmerkung geübt wird. Was J. Grimm in der angezogenen Stelle bestreitet, ist keine eingebildete Schrulle, sondern eine Behauptung, die alles Ernstes ausgesprochen war und weiter nachgesprochen wurde, hat auch nichts Ungereimtes und noch weniger Lästerliches an sich. Hätten wir nur recht viele solcher Forscher, die so unbefangen und so aufrichtig fromm wie er die Dinge anschauen und die ihre Aufgabe so gewissenhaft und so ernst nehmen! Sonst ist der Ton der Untersuchung ein ruhiger, verständig abwägender, die Kritik sachlich, die Beweisführung überzeugend, und dem gewonnenen Schlußergebnisse stimmen wir ohne Rückhalt zu:

Der Menschheit im großen Ganzen war und blieb die Gottheit persönlich. . . . Unfähigkeit, sich wissenschaftlich Rechenschaft über seinen Glauben zu geben, ist nicht gleichbedeutend mit Unglauben. Die Menschheit hat immer und überall an Gott geglaubt; auch inmitten der größten Verirrungen hat sie den Drang nach dem wahren Gott nicht verloren. Die verschiedenen Formen des Götzendienstes wie die mislungenen philosophischen Speculationen sind nur verirrte Aeußerungen dieses Dranges. Das testimonium animae naturaliter christianae macht sich stets von neuem geltend.

5. Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie, geprüft von Johannes Gottschick. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1890. Gr. 8. 4 M.

Es ist nichts Geringeres als die Entscheidungsfrage nach dem Grunde der christlichen Glaubensgewißheit, die der Verfasser, ein hervorragender Vertreter der Ritschl'schen Theologie, einer Untersuchung unterzieht, um festzustellen, inwieweit die sogenannten kirchlichen Theologen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit, Hofmann, Luthardt, Frank, der Forderung genügen, durch eine zureichende Beantwortung jener allerwichtigsten Frage für die Verkündigung der evangelischen Wahrheit die rechte Anleitung zu geben. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist die Forderung einer dem Wesen der Reformation entsprechenden gänzlichen Umkehrung der herkömmlichen theologischen Problemstellung. Denn wenn er auch in durchaus versöhnlichem, nach Verständigung suchendem Geiste die gute Absicht einer dem Wesen der christlichen Heilswahrheit entsprechenden Fundamentirung der Glaubensgewißheit seinen Gegnern zugesteht, so vermißt er doch in deren thatsächlichen Ausführungen die folgerichtige Entwickelung der eigenen zutreffenden Vordersätze und macht geltend, daß es nur Eindrücke auf Gemüth und Gewissen sein können, die den christlichen Glauben zu erzeugen im Stande sind, nicht aber bloße Reflexionen und Verstandesschlüsse.

Die Stärke der Ritschl'schen Theologie, die geschichtlich wirkliche Person Christi in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken und an ihr alle Lebensäußerungen des werdenden und gewordenen Glaubens zu bemessen, verleugnet sich auch bei Gottschick nicht, und seiner Forderung, daß die Darstellung der christlichen Heilswahrheit

dem Wesen des persönlichen Heilsglaubens zu entsprechen habe, wird man nicht anders als voll und ganz zustimmen müssen. Nach der Versicherung des Verfassers hat ihn, den seine theologische Entwickelung durch die sogenannte kirchliche Theologie hindurchführte, zum Bruche mit ihr gerade die Erfahrung ihrer Unzulänglichkeit getrieben, den Weg zum Gewinn und zur Aufrechterhaltung der persönlichen Glaubensgewißheit zu zeigen. Dagegen vermögen wir nicht einzusehen, warum das, was für ein System der christlichen Gewißheit gilt, auch für ein System der christlichen Wahrheit, für eine wissenschaftliche Dogmatik gelten müsse. Für die läßt sich doch keine Methode monopolisiren, und im Falle der Wahl geben wir der synthetischen vor der analytischen den Vorzug. Es ist also durchaus kein Fehlgriff zu nennen, weder ein materialer noch ein formeller, wenn etwa Philippi die „objective, durch Christus vollzogene und im Worte Gottes bezeugte und erbotene Versöhnung" oder Dorner den „Gnadenblick Gottes in Christo" zum objectiven Ausgangspunkte nimmt, wiewol es letzterm gewiß nicht einfällt zu leugnen, daß dieser Gnadenblick erfahren sein wolle, damit es zur Gewißheit komme.

Aber noch in einem andern Punkte scheint uns das bessere Recht auf seiten der Theologie zu sein, welche Gottschick als die sogenannte kirchliche bekämpft. Mit der Behauptung der leiblichen Auferstehung Jesu, der Präexistenz des Logos und einer stellvertretenden Sühne wird diese nicht nur den Urkunden der neutestamentlichen Briefe, sondern auch dem Selbstzeugnisse Christi, und nicht etwa blos im vierten Evangelium, gerechter, als jener zugeben möchte. Auch sind es keineswegs blos sittliche Motive, die für die Erzeugung und Aufrechterhaltung des Heilsglaubens wirksam werden, sondern die neue Schöpfung der Gottesmenschheit im zweiten Adam greift weiter, ist viel reicher und umfassender, wenn auch das sittliche Moment, der ethische Werth das Entscheidende ist.

Wir stimmen also ohne Abzug der Forderung zu, daß die Theologie die christliche Wahrheit in dem Zusammenhange darstellen muß, welcher der Eigenart des reformatorischen Heilsglaubens entspricht und in welchem der Geist sie im Bewußtsein haben muß, um an dieser Erkenntniß den Halt und die Regel für sein persönliches religiöses Leben zu besitzen. Wir stimmen um so entschiedener zu, weil auch wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß die Gesammtanlage des orthodoxen Lehrgefüges schon einmal ihre Ueberzeugungskraft der Aufklärung gegenüber eingebüßt hat, daß ihre Erneuerung in diesem Jahrhundert ganzen Klassen unsers Volks gegenüber wirkungslos geblieben ist, daß sie, weil unter den besondern geschichtlichen Bedingungen der erstmaligen Auseinandersetzung mit den Römischen erwachsen, in vielen Stücken einseitig und verbesserungsbedürftig ist. Es liegt uns auch fern, einen ernsten und ehrlichen Versuch der Umgestaltung deshalb, weil er in einzelnen Stücken unsern religiösen Ueberzeugungen widerstreitet, einem Mangel an christlicher Erfahrung zuzuschreiben. Wir erwarten vielmehr gerade von der Arbeit der Ritschl'schen Schule mit ihrem lebhaften Interesse für ein sittlich kräftiges und geschichtlich vermitteltes Christenthum eine heilsame Wirkung für die echt reformatorische Gestaltung unserer Theologie, sodaß sie wieder die feste Stütze wird eines Glaubens, von dem Luther sagt: „Es gilt dir deinen Hals, es gilt dir dein Leben." Aber wir bestreiten, daß die wichtigste Aufgabe der evangelischen Theologie, nämlich die, zur Heilsgewißheit zu führen, von der Seite, welche Gottschick im Auge hat, bisher nicht gelöst, ja zum Theile nicht einmal als Aufgabe empfunden wäre. Nicht vollständig gelöst, ja das sei zugestanden. Doch wird es jemals ein System geben, das mehr als bloßes Stückwerk wäre? Der persönliche Glauben wird immer reicher sein als auch die vollkommenste Darstellung. Und so begrüßen wir die Gottschick'sche Arbeit als einen gediegenen, umsichtigen, von warmer Theilnahme für die evangelische Gemeinschaft eingegebenen Beitrag zur Klärung der schwierigen Fragen, um die es sich dabei handelt.

Karl Sallmann.

Zur Culturgeschichte.

1. Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Alwin Schultz. Leipzig, Hirzel. 1890. Gr. 8. 6 M.

Durch seine umfassende, auf eingehenden Quellenstudien beruhende Arbeit über „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger", von der bereits eine zweite Auflage vorliegt, hat der Verfasser sich als geschmackvoller und gründlicher, culturhistorischer Schriftsteller ebenso hervorgethan wie auf dem ihm eigensten Gebiete der Kunstgeschichte.

Der Gegenstand seines neuesten Buchs liegt uns zeitlich viel näher. Anspruchslos erklärt der Verfasser, daß ihm das „Frauenzimmer-Lexikon" von Amaranthes (1715) den Gedanken und den Hauptstoff zu der Schilderung des weiblichen Lebens und Treibens in Deutschland zu Anfang des 18. Jahrhunderts geboten habe, und man ist ihm für die Ausführung dieses Gedankens um so mehr verpflichtet, als die meisten der Werke, welche Aufschluß über diesen Gegenstand geben, zu den literarischen Seltenheiten gehören, das Buch aber für einen weitern, wir denken insbesondere auch weiblichen Leserkreis bestimmt sein dürfte. Dies hindert jedoch nicht, daß es eine für die Cultur- und Sittengeschichte überaus werthvolle Arbeit genannt werden kann; es bietet nach allen Richtungen hin treffliche Ueberblicke und gerade in der Schilderung der Einzelheiten hat der Verfasser nicht das Geringste übergangen, wodurch die Darstellung einen besondern fesselnden Reiz erhält.

Neben dem eben angeführten Werke von Amaranthes (Gottl. Wilh. Corvinus) dienten dem Autor selbstverständlich die zeitgenössischen Werke der Literatur als Quelle, und schon die genaue Anführung derselben, welche ja zumeist unter die Gattung der literarischen Curiosa gehören, wird für literarische Feinschmecker von Interesse sein. Die Darstellung selbst hat die Absicht, wie schon der Titel ausdrückt, das Leben einer deutschen Frau zu jener Zeit nach allen seinen verschiedenen Richtungen zu schildern. Mit der Liebe und dem Verlöbnisse beginnend, wobei der verschiedenen abergläubischen Gebräuche im Liebesleben, von denen viele heute noch vorkommen, gedacht wird, macht uns der Verfasser mit den Gesellschaftsspielen, Liebesbriefen, Tänzen und endlich mit den Heirathen jener Zeit auf das beste bekannt. Er bespricht sodann die Kleidertrachten, die Kleiderstoffe, Schmuckgegenstände, Haarfrisuren, Schirme, Nähgeräthschaften und Modewaaren überhaupt, lauter Dinge, welche bei dem „Frauenzimmer" von damals gerade eine so große Rolle spielten, als bei den Damen von heute. Der eigentlichen Hochzeit mit ihrem Zugehör ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ein weiteres den Gegenständen des Hauses und der Haushaltung, die wir bis auf das kleinste Möbelstück und das einfachste Küchengeräth kennen lernen. Wir werden eingeführt in das tägliche Leben und die üblichen Vergnügungen, deren es zu Anfang des 18. Jahrhunderts gar wenige gab unsern Zeiten gegenüber. Die Geburt eines Kindes, dessen Taufe und Erziehung, sowie Uebungen und gesellschaftliche Sitten beim Tode und beim Begräbnisse geben Gelegenheit zu weiteren Kapiteln des Buchs, das mit einem „Excurs über den Aberglauben der Zeit" abschließt. In letzterer Beziehung bieten überhaupt alle Abtheilungen ein reiches Material für den Culturhistoriker, man begegnet an vielen Stellen desselben volksthümlichen Anschauungen über die verschiedensten Gegenstände und Verhältnisse, die selbst in unserer Zeit nicht untergegangen sind.

Eine werthvolle Beigabe sind dem Texte eingefügte Abbildungen von Trachten, häuslichen Scenen u. dgl. nach seltenen alten Stichen und Bildwerken, welche uns die Schilderung veranschaulichen und zum vollen Verständnisse derselben dienen. Da der Verfasser im Texte sich zumeist des Wortlautes seiner Quellen bedient, so hat die hübsche Arbeit neben ihrem culturgeschichtlichen auch einen sprachlichen und speciell literarhistorischen Werth. Niemand, der die Geschichte des deutschen Sittenlebens genauer verfolgt, soll daher dieses neue Werk von Alwin Schultz übersehen; jedermann wird darin nicht nur Belehrung, sondern sogar Unterhaltung zur Genüge finden.

2. Sagen aus der grünen Mark von Hans von der Sann. Illustrirt von G. Weineiß. Graz, Leykam. 1890. 4. 7 M.

Die vorliegende Sagensammlung fußt auf reichem Material, das der Verfasser im Volke wie in den Archiven der Steiermark gefunden und seit Jahren zusammengetragen hat. Sie kann füglich die reichste Sammlung, welche bisher aus dem genannten Lande vorliegt, genannt werden und umfaßt, was das Geltungsgebiet anbelangt, beispielsweise einen weitern Kreis als die „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande" von Johann Krainz, welche vor etwa 10 Jahren erschienen, wobei dem nicht eingeweihten Leser die Mittheilung erwünscht sein dürfte, daß der pseudonyme Hans von der Sann und Johann Krainz eine und dieselbe Person sind. Krainz hat alle seine Studien und Untersuchungen auf seine Heimat Steiermark beschränkt und gilt jedenfalls als einer der besten Kenner des deutschen Volksthums im Lande; er ist unermüdlich thätig auf diesem Gebiete und hat die Kenntniß manchen alten Brauchs, manches Lied und Spiel, manche Mythe und Sage vor der Vergessenheit bewahrt. Den deutlichen Beweis hierfür liefert außer dem obengenannten Werke und außer einer Zahl an verschiedenen Orten veröffentlichter Einzelaufsätze der vorliegende Band, welcher eine reiche Zahl von Sagen nicht blos aus dem Oberlande der „grünen Mark", sondern auch aus dem Mittel- und Unterlande enthält. Rosegger hat dem Buche ein freundliches Vorwort vorangestellt, worin er der Verdienste des Verfassers und des Werthes gedenkt, welchen die Volkssage für die Geschichte und Kenntniß des Volksthums besitzt. „Mir gereicht es zur wahren Freude", schließt der Meister in der Darstellung des Lebens und der Sitte in Steiermark sein Vorwort, „die Sagen aus der grünen Mark den Freunden des Volksthums, insbesondere meinen Heimatsgenossen vorführen zu dürfen."

Da die gebotenen Sagen nicht den Zweck haben, als wissenschaftliche Texte zu gelten, sondern für die weitesten Kreise des Volkes — der Herausgeber mag insbesondere auch an die Jugend gedacht haben — zu gelten, so hat sich Hans von der Sann auch leichtverständlicher volksthümlicher Darstellung beflissen und entweder einzelnen der Sagen oder mehrern zusammengehörigen derselben das Gewand mehr abgerundeter Erzählung gegeben, ohne übrigens wesentliche Theile auszulassen oder einzufügen; so erzählt er in ausführlicherer Weise als seine Quelle die Geschichte „des Ahnherrn des Hauses Liechtenstein", die „Sage von Pernegg", jene vom „Wurmberg" oder von der „Auffindung des steirischen Erzberges", vom „Untergang des Silberbergwerks in Ziering", von der „verwunschenen Schwaigerin" (Sennerin) u. a. m., während er zusammengefaßt darstellt die historisch besonders werthvollen „Legenden von Kirchen und Klöstern", „Sagen von Lindwürmern und Drachen" „von Wildfräulein und Waldfrauen", „von Wassergeistern", „Riesensagen", Sagen „von der wilden Jagd" u. s. w. Auf diese Weise sind ganz vortreffliche Ueberblicke über die gleichartigen, wenn auch in der volksthümlichen Aeußerung verschiedenen Sagen gegeben. Ueber die Quellen, bezw. die Gewährsmänner, denen der Herausgeber die Kenntniß des Einzelnen verdankt, gibt das Inhaltsverzeichniß dankenswerthe Auskunft. Der schön ausgestattete Quartband ist mit guten Illustrationen von Georg Weineiß versehen. Anton Schlossar.

Publicistisches.

Ueber alle guten Bücher, wie sie es verdienen, einen Artikel zu schreiben, geht eben nicht an, und oftmals bleiben solche, die zu den besten ihrer Art gehören, gerade deshalb länger unbesprochen. Denn im Drange der täglichen Geschäfte findet sich so schwer der Augenblick, ihnen gerecht zu werden. Oft ist ihr Inhalt längst in Fleisch und Blut des Beurtheilers übergegangen, doch zur weitern Uebermittelung fehlt die Gelegenheit und unter der Wahl der geeigneten Zeit rückt letztere immer weiter vor. Von der Uebertragung der Aufgabe an eine andere Persönlichkeit hält wieder die Befürchtung ab, sie könne vielleicht bei dieser einer andern Auffassung unterliegen und nicht in dem gewünschten Sinne gelöst werden. So tritt denn schließlich nur ein Hinweis an Stelle der beabsichtigten Darlegung und an einem solchen auf die beiden nächstgenannten Bücher darf es auch hier nicht länger fehlen im Augenblicke, wo die neue Commission zur Berathung des Entwurfs des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs ihre Arbeiten begonnen hat:

1. Das Preußische Allgemeine Landrecht und der Entwurf des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen von J. Meisner. Berlin, Liebmann. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die Reception des römischen Rechtes und die soeiale Frage der Gegenwart. Von C. Wilmanns. Berlin, Luckhardt. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Als im Sommer 1888 der Entwurf des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs veröffentlicht vorlag, ward sofort nur eitel Freude laut nicht blos über die Aussicht auf materielle Rechtseinheit, sondern auch über die allseitige Vorzüglichkeit der Arbeit, auf Grund deren jene Rechtseinheit herbeigeführt werden sollte. Widersprechende Ansichten konnten zunächst gar nicht aufkommen und wenn sie schüchtern verlauteten, wurden sie energisch zur Ruhe verwiesen. Mittlerweile hat sich die Anschauung sehr geändert, und wenn die Wahrnehmung nicht hocherfreulich war, auf wie schwankem Grunde die öffentliche Meinung keineswegs aller Welt — denn das ist genugsam bekannt — sondern auch der Juristenwelt steht, so ist es doch andererseits dankbar anzuerkennen, daß sie sich der Belehrung und nachträglich besserer Einsicht nicht unzugänglich gezeigt hat. Gut Ding braucht Weile. Die Hinweise Gierke's auf die Vernachlässigung deutscher Rechtsgrundsätze, A. Menger's auf die Nichtberücksichtigung der socialpolitischen Aufgaben unserer Zeit seitens der Commission — um nur diese beiden zu nennen — haben nach und nach Wurzel gefaßt und heute dürfte schwerlich noch die Behauptung Anklang finden, daß der Entwurf, wie er ist, dem Bedürfnisse der Nation genüge, geschweige denn ein Ausbund gesetzgeberischer Weisheit sei.

Einen dritten Mangel hat, so weit wir bemerkt, niemand so eingehend besprochen, wie der Oberlandesgerichtsrath J. Meisner in Posen in seiner oben genannten, gegen Ende vorigen Jahres erschienenen Schrift (Nr. 1), nämlich den Mangel einer gebührenden Hochschätzung und Verwerthung des Preußischen Landrechts im Entwurfe, wodurch dieser sich darum gebracht hat, den beiden in ihm vermißten Gesichtspunkten ganz von selbst Rechnung zu tragen. Auf den Werth dieser nun bald hundertjährigen Schöpfung des Karl Gottlieb Svarez (1794 publicirt), „der bedeutendsten civilistischen Schöpfung des deutschen Volksgeistes", wie sie Dernburg vor 20 Jahren, also 6 Jahre vor dem Zusammentritte der Commission nannte und in der er „die nothwendigen Ausgangspunkte der künftigen Entwickelung des deutschen Rechts" erkannte, ist nun auch im Kampfe gegen den vorliegenden Entwurf wiederholt hingewiesen, so von den Professoren Hinschius und Kuntze, von Reichsgerichtsrath Baehr, u. a. — der Verfasser aber, auf langjähriger richterlicher Thätigkeit im Geltungsgebiete des Preußischen Allgemeinen Landrechts fußend, hat es unternommen, in 19 Kapiteln „die Bestimmungen des Preußischen Landrechts mit den Vorschlägen des Entwurfs hinsichtlich besonders wichtiger fundamentaler Grundsätze, bezw. betreffs einzelner praktisch besonders erheblicher Fragen", soweit sie nicht schon anderweit erschöpfend behandelt worden, kritisch zu vergleichen. Der Verfasser schließt:

> Für Preußen und somit für die deutsche Rechtsentwickelung überhaupt würde der Entwurf, in seiner jetzigen Gestalt eingeführt, einen schwer empfundenen Rückschritt bezeichnen. ... Bei seiner nothwendigen Umarbeitung ... wird es sich darum handeln, die leitenden Grundsätze im Sinne des Preußischen Allgemeinen Landrechts festzustellen, die Rücksicht auf Treue und Glauben unter Abweisung aller chikanösen und rücksichtslos ausbeutenden Rechtsausübung und unter Abwendung von aller formalistischen Auffassung als durchweg geltenden obersten Grundsatz durchzuführen.
>
> Wie im Preußischen Allgemeinen Landrecht auf der Basis des Römischen Rechts die Anschauungen des deutschen Rechtsbewußtseins Anerkennung und Geltung gefunden haben, so muß das deutsche Privatrecht an die landrechtlichen Rechtsgedanken anknüpfen und sie zeitgemäß weiterentwickeln, damit dann noch nach einem Jahrhundert das deutsche Gesetzbuch gleichwie jetzt das preußische den Anforderungen der Rechtspflege genügt und es mit gleichem Rechte wie das Preußische Allgemeine Landrecht bezeichnet werden kann als ein großes und weises Gesetzbuch.

Die vorstehend besprochene ist eine fachgelehrte, zur unmittelbaren Verwerthung geschriebene Schrift. Dagegen berührt der Amtsgerichtsrath C. Wilmanns in seiner Abhandlung (Nr. 2) die eben obschwebende Frage von ungeheuerer Tragweite für die Entwickelung unsers Rechtslebens und unsers Rechtsbewußtseins mit keinem Worte; aber indem er in geschmackvoller, allgemeinverständlicher und fesselnder Darstellung „den gewaltigen Geisteskampf, welcher unter dem Namen der Reception des Römischen Rechts seit vielen Jahrhunderten das Leben der Culturvölker bewegt und noch jetzt nicht den Abschluß erreicht

hat", verfolgt, gelangt er zur Ueberzeugung, daß der Geist des praktischen Christenthums und der erwachte nationale Geist des deutschen Volks den Boden einer Rechtsentwickelung darbieten werden, die der Herrschaft des römischen Personen- und Freiheitsbegriffs, der abstracten Rechtsgleichheit und des Individualismus ein Ende zu bereiten bestimmt ist. Das ist dieselbe Anschauung, auf der auch die obenerwähnten Forderungen an das künftige Deutsche bürgerliche Gesetzbuch beruhen. Die eingehende Beschäftigung mit der geistvollen und wohlbegründeten Schrift von Wilmanns möchten wir aufs wärmste befürworten.

Dasselbe gilt von dem folgenden trefflichen Buche:

3. 1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der socialdemokratischen Strömungen. Von Otto von Leixner. Berlin, Pfeilstücker. 1891. 8. 4 M.

Während der letzten drei Jahre hat gleich uns wol mancher Leser der „Kölnischen Zeitung" sich gefreut, wenn er ab und zu in der Sonntagsbeilage den „Briefen aus der Reichshauptstadt" begegnete, die sehr bald als ungewöhnlich gediegene und dabei mannichfaltige Studien auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft Berlins sich erwiesen. Jetzt in der Buchausgabe zur großen Genugthuung sie wiederfindend, sind wir durch die Aufdeckung ihrer Urheberschaft nicht überrascht worden — zählt ihr Verfasser doch zu den charaktervollsten Persönlichkeiten unter den Tagesschriftstellern.

Der Reiz und Werth dieser 35 Briefe liegt in der eingehenden Schilderung und Erzählung von ausschließlich selbst Beobachtetem und Erforschtem, das mit warm fühlendem Herzen und verständnißvollem Sinne gesehen und gehört worden. Da findet man keine überflüssigen Ach! und O!, kein Entsetzen über diese und keine Empörung über jene Zustände, sondern die anschauliche Darstellung dessen, was ist, und die Erklärung dafür, was aus dem Vorhandenen hervorgeht. Nach einer Zergliederung der sogenannten „guten" Gesellschaft wird eine alte berliner Familie in ihrem Entstehen aus kleinstem Anfange durch drei Geschlechter vorgeführt, ein Blick in die Kreise der „modernen Million" geworfen, der kleine Mittelstand betrachtet, das öffentliche Leben in den verschiedensten Gastwirthschaften beleuchtet, eine Vorstadtstraße an den Grenzen der Weltstadt besucht und mit Idyllen in versteckten Winkeln abgeschlossen, die lebhaft an Heinrich Seidel's köstliche Vorstadtgeschichten erinnern. Der zweite Abschnitt ist der berliner Frau gewidmet. Der dritte erhält seine besondere und schon vielbemerkte Auszeichnung durch die Mittheilung von fünf wirklichen eingehenden Haushaltungsverschlägen des verschiedensten Zuschnitts mit erläuterndem Commentar des mit den betreffenden Familien genau bekannten Berichterstatters. Es folgt die Zeichnung des geistigen Lebens Berlins und seiner Vertreter, der „Stimmungen unserer Zeit" im vortrefflichen 25. Briefe und, aus den unmittelbaren Verhältnissen der großen Stadt herausgegriffen, der Werdegang zweier „Menschen der Zeit", eines gebildeten Staatsbeamten und einer Dame von Stand, die beide in ihrer Schwärmerei für Menschenbeglückung beim Anarchismus anlangten.

Damit wendet sich der Verfasser der Socialdemokratie zu, die „heute nicht mehr allein aus wirthschaftlichen Gründen zu erklären und zu verstehen ist, sondern aus psychologischen". Daß er in der Führung dieses Nachweises nicht mehr allein steht, wird ihm zu erfahren um so mehr von Werth sein, als namentlich auf dem Gebiete der religiösen und religionsfreundlichen Strömungen die Erfahrungen des tapfern sächsischen Candidaten, der monatelang in Fabriken als Arbeiter sich verdang, um die Leute kennen zu lernen, auf das gleiche traurige Ergebniß herauslaufen. Nicht mit jeder Zeile vermögen wir übereinzustimmen, so namentlich nicht mit der Ansicht, daß die unverkürzte Bibel in der Hand der Jugend Schaden stifte; wohl aber hegen auch wir die Meinung, daß die evangelische Kirche es an vielen Orten hat fehlen lassen; von den geistlich todten Predigern zu schweigen, ist es unsers Erachtens ein grundfalscher Zug der Zeit, daß die Kraft so vieler Geistlichen sich in der Vereinsthätigkeit aufzehrt, statt sich der Seelsorge an den einzelnen Gemeindegliedern zu widmen, ja auch nur hinreichende Muße für den Empfang der Gemeindeglieder sich zu bewahren.

Aeußerst beherzigenswerth ist der Hinweis, daß die Bekämpfung der Socialdemokratie mit den „geistigen Waffen" der Belehrung ein Hirngespinst sei, daß nur die geistige Waffe der sittlichen That helfen könne; das Wesen dieser That aber sei „eine sittlich-religiöse Erneuerung der höhern Schichten, herausgeboren aus dem warmen Gemüth, aus der Erkenntniß des tiefsten Wesens christlichen Geistes". Damit wünschen wir dem edlen Buche Otto von Leixner's freieste Bahn und offenste Aufnahme.

4. Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Herausgegeben von Erwin Bauer. Erster Jahrgang. Erster Band. October 1890 bis März 1891. Berlin, Lüstenöder. 1890/91. 8. 5 M.

Die neue Zeitschrift, deren Erscheinen auf dem Kampfplatze der Oeffentlichkeit wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1890 begrüßten, hat muthig ihren insofern schwierigen Weg verfolgt, als sie sich selbst Bahn zu brechen und ihre Leser zu finden gehabt hat, weil der weitaus größte Theil der Tagespresse offenbar sie todtzuschweigen beabsichtigt. Bei ihrem Programm des Kampfes gegen die herrschenden politischen Parteien, soweit sie im Doctrinarismus der Vergangenheit befangen sind, gegen jeden Internationalismus, besonders das Judenthum, die Socialdemokratie und den Ultramontanismus, gegen jeden Doctrinarismus im Wirthschaftsleben ist diese einsame, aber deshalb keineswegs vereinzelte Stellung eben nicht zum Verwundern. Sie schafft auf der andern Seite die völlige Freiheit der Bewegung, und es wird sich ja nach Jahresfrist zeigen,

wie weit gerade diese Art der Bewegung dem Bedürfnisse jener gebildeten Kreise unsers Volks, die zwar nicht politisch thätig sind, aber national empfinden, entgegenkommt. „Das zwanzigste Jahrhundert" ist gut redigirt, in seinen ständigen Abtheilungen sehr frisch und mit rücksichtsloser Offenheit geschrieben. Wir sind ganz überzeugt, daß die fortlaufenden Artikel „Das literarische Berlin" und „Ein wenig Kannegießerei" im gleichen Verhältnisse eifrig gelesen werden, wie völliges Schweigen darüber die Losung ist. Im „Narrenhause der Zeit" wünschten wir weniger Artikeln „In eigener Sache" zu begegnen. Gegen den politischen Ausblick auf das einstige Geschick der österreichischen Monarchie in Artikel „Die Zukunft des Dreibundes" müssen wir uns entschieden erklären, und für ebenso unglücklich erachten wir selbstverständlich nicht das Ergebniß des Aufsatzes „Rußland und Europa":

> Wir haben im Osten die wichtigste aller nationalen Missionen, die Mission der Selbsterhaltung für die Zukunft, zu erfüllen, und wenn je, so heißt es in der deutschen Politik gegenüber Rußland: periculum in mora!

wohl aber die Begründung dieses Satzes durch Brückner's Buch „Die Europäisirung Rußlands"*), dessen Verfasser sicherlich am meisten über diese Verwerthung überrascht gewesen sein mag.

Aus dem unterhaltenden Theile, der einen Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen von Traugott Teutsch und Gedichte bringt, sei das aus dem Herzblut geflossene Sonett von Christoph Mickwitz in Reval wiedergegeben:

Der Mann ist einsam, der, von den Genossen
Der Jugend und des Blutes losgetrennt
Und fern der Heimat, die ihn nicht mehr kennt,
Ein Leben führt allein und abgeschlossen.

Die um ihn stehn, aus anderm Stamm entsprossen,
Misachten, was er nur mit Ehrfurcht nennt, —
Und wofür ihm sein ganzes Herz entbrennt,
Wird von des Spottes Lauge übergossen.

Fürwahr, ein solches Los ist zu beklagen!
Doch zehnfach schwerer drückt des Schicksals Hand,
Wenn in die weite Ferne hin verschlagen

Ein ganzes Volk, vereinsamt und verkannt,
Verurtheilt ist, den schwersten Fluch zu tragen,
Den Fluch, zu leben ohne Vaterland!

5. Das hamburgische Staatsrecht. Von Werner von Melle. Hamburg, Voß. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der durch seine schöne Biographie des hamburger Bürgermeisters Gustav Heinrich Kirchenpauer bekannte Verfasser bietet hier eine ausführliche Darstellung des gegenwärtigen hamburger Staatsrechts auf der Grundlage der 1879 revidirten Verfassung vom Jahre 1860. Wenn auch dieses Thema durch Dr. J. Wolffson in Marquardsen's „Handbuch des öffentlichen Rechts" behandelt ist, so erweist sich Dr. Werner von Melle's Unternehmen durchaus nicht als überflüssig. Denn in jenem Sammelwerke konnte die Bearbeitung nicht den Umfang eines dünnen Heftes übersteigen. Das vorliegende Buch aber zieht unter unserm Ermessen nach nur zu knapp ausgefallener Berücksichtigung der Entwickelungsgeschichte der heutigen hamburger Einrichtungen die Ergebnisse der neuern Staatsrechtswissenschaft wie die eingreifenden Bestimmungen des Reichsstaatsrechts und die verwandten Ordnungen der beiden andern Stadtrepubliken, Bremens und Lübecks, zu stetem Vergleiche in seine überhaupt breiter angelegte und in die Einzelheiten dringende Darstellung hinein. Diese selbst ist klar und sachlich; sie erscheint als Selbstzweck, der Kritik wird nur hie und da ein spärlicher Raum geöffnet. So bei der Verpflichtung zur Uebernahme des Senatorenamtes seitens des Gewählten, die uns im Gegensatze zur Anschauung des Verfassers und auch zu der R. von Mohl's und Bluntschli's keineswegs aus dem antiken Staatsbegriffe herübergenommen scheint, sondern im Wesen der richtig verstandenen Selbstverwaltung begründet ist, demzufolge der angesehene Bürger mit seiner Person für das Gemeinwohl einzutreten hat. Ferner bei dem Verfahren in den Deputationen, wo der Verfasser für Entlastung der senatorischen Vorsitzer durch Ertheilung größerer Machtvollkommenheit an die technischen Beamten eintritt. Gewiß läßt sich viel dafür sagen. Aber gerade bei diesem Punkte wurde uns der Wunsch recht lebhaft, die in der angeführten Literatur vermißte ausgezeichnete Abhandlung des gegenwärtigen Reichsgerichtsraths Dr. Otto Mittelstädt „Die Verfassung der Freien und Hansestadt Hamburg" („Baltische Monatsschrift", Riga 1880) dem Buche als Einleitung vorgedruckt oder als Anhang beigegeben zu sehen. Den Hinweis auf diese publicistische Leistung ersten Ranges, die dem Verfasser sicherlich unbekannt geblieben sein wird, möge derselbe als unsern Dank für seine verdienstvolle Arbeit betrachten.

6. Das Kirchenrecht des Kantons Bern. Eine summarische Darstellung. Von A. Zeerleder. Bern, Wyß. 1889. 8. 80 Pf.

Ein außerordentlich knapp gehaltener Grundriß des geltenden bernischen Kirchenrechts vom Professor der berner Juristenfacultät, offenbar für seine Zuhörer als Leitfaden geschrieben, da er theils ausgiebig auf Gareis und Zorn, „Staat und Kirche in der Schweiz", theils auf seine Vorlesungen verweist. Der geschichtlichen Entwickelung des heutigen Rechts oder auch Unrechts, wie auf dem Gebiete des Kirchengutes, ist — man darf sagen — nirgends Rechnung getragen, nicht einmal durch Anführung der recht reichhaltig vorhandenen Literatur. Der den Dingen fernstehende und nicht zu den Schülern des Verfassers gehörende Leser könnte aus dem Büchlein keinen richtigen Einblick in den thatsächlichen Nothstand der zu wiederholten malen vom Staate beraubten evangelischen Kirche Berns gewinnen.

*) Vgl. unsere Beurtheilung in Nr. 33 d. Bl. f. 1888.

7. Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 3 M.
8. Reichskanzler Georg Leo von Caprivi. Ein lebensgeschichtliches Charakterbild von Ernst Schreck. Düsseldorf, F. Bagel. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Die zwei hier zusammengestellten Bücher ähneln sich im Thema, in der Behandlung und im Zwecke. Beide sind gut geschrieben, voll Verehrung ihrer Helden und voll Freude über den guten Stand der Dinge in den von ihnen ins Auge gefaßten Ländern. Beide geben in ihrer biographischen Darstellung willkommene Rückblicke auf die politischen Verhältnisse, unter und in denen die heutigen leitenden Staatsmänner zuvor gewirkt haben; dabei gestaltet sich das ungarische Buch inhaltlich bedeutsamer, weil Graf Szapáry ein langes und zum Theil schöpferisches staatsmännisches Leben hinter sich hat und bei allen folgewichtigen Bestrebungen seines Vaterlandes dabei gewesen ist, Herr von Caprivi aber doch nur seine besondere Berufsthätigkeit als einer unter vielen oder doch mehrern in ausgezeichneter Weise erfüllte. Beide Verfasser entschließen sich endlich nicht, der Wahrheit offen ins Gesicht zu schauen; der ungarische, ohne daß sich ein aus seinem Gegenstande herzuleitender Grund dafür absehen ließe, indem er bei der Unterstützung des vom Cabinet Andrássy eingebrachten Entwurfs des Nationalitätengesetzes durch Szapáry im Jahre 1868 freilich richtig betont, daß es auch heute noch in Geltung ist, aber verschweigt, daß die darin sämmtlichen Nationalitäten damals gewährten Freiheiten in sprachlicher Hinsicht inzwischen vernichtet oder dem Untergange geweiht sind — der deutsche, indem er bei all seiner Verehrung für den Fürsten Bismarck daran vorbeigeht, daß General von Caprivi bei noch währender Thätigkeit des Reichskanzlers (S. 73 fg.) die Hand dazu bot, der Nation den Mann seiner Wirksamkeit zu entreißen, der die zur Zeit idealste Verkörperung der deutschen Volksseele darstellt; daß er durch seine Bereitwilligkeit und durch manches spätere Verhalten die Verantwortung mitträgt, weniger daß der strahlende Glanz der deutschen Sonne im Auslande durch Strichwolken verdunkelt ist, denn die verziehen sich wieder, als vielmehr für die unsägliche Verwirrung der Gewissen und der sittlichen Anschauungen, die durch die Entlassung Bismarck's in Deutschland angerichtet worden.

Friedrich Bienemann.

Zur französischen Literaturgeschichte.

1. Wanderungen durch die französische Literatur. Von G. Rahstede. Erster Band. Vincent Voiture 1597—1648. Oppeln, Franck. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Längstvergessene Zeiten und Personen sind es, mit denen der Verfasser dieser sorgfältigen und anziehenden Schrift uns bekannt macht. Er führt uns in die Literaturbewegung der letzten Zeit König Heinrich's IV., in die Blüteperiode des schöngeistigen Preciösenthums und in die ersten Anfänge des sogenannten französischen Classicismus. In der Hauptsache ist es die vorclassische Zeit mit ihrem Nachahmungstriebe, der bald auf römisch-griechische, bald auf italienische, bald auf spanische Vorbilder sich richtete, in welcher die Darstellung dieses Buchs weilt. In der Mitte aller Einzelschilderungen steht die seinerzeit vielgefeierte Persönlichkeit Vincent Voiture's, eines Modedichters ohne tiefern, sittlichen und poetischen Gehalt, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen entsprossen, bald in die vornehme pariser Gesellschaft eingeführt wurde, höhere amtliche diplomatische Stellungen, sowol als Vertrauter des Herzogs von Orléans, des Bruders von König Ludwig XIII., als auch im Dienste der Cardinäle Richelieu und Mazarin, der geschworenen Feinde der französischen Aristokratie fürstlichen Geblüts, bekleidete. Ein bewegtes, an den Freuden der Liebe, wie an den Leiden der Verbannung und Demüthigung reiches Leben führte ihn in die verschiedensten Theile Frankreichs, nach Italien, Spanien und selbst an den Küstensaum Afrikas und legte ihm bald die Rolle des witzelnden Schöngeistes und modischen Hofdichters, bald die des Kriegsmannes und Diplomaten ohne Beruf auf. Sein Ende entsprach diesem Lebensgange, welchem die höhere Weihe des Idealen fehlte. In einem Duelle um eines Liebeshandels willen wurde Voiture verwundet und starb nach kurzem Krankenlager, wahrscheinlich am 24. und 25. Mai 1648, im Alter von $51^1/_4$ Jahr.

Von seinen dichterischen Gelegenheitswerken, die meist nicht für die größere Oeffentlichkeit bestimmt waren und darum erst nach seinem Tode durch die pietätvolle Sorge seines Neffen der Vergessenheit entzogen wurden, kommen besonders die Briefe an vornehme Freunde und Freundinnen und die gezierten, ganz den Thorheiten jener geschmacklosen Zeit huldigenden Sonette in Betracht. Rahstede theilt die lesenswertheften in deutscher Uebertragung mit und widmet überhaupt der Dichterthätigkeit Voiture's eine sehr eingehende Darstellung, welche das Lesen der Grundwerke selbst fast überflüssig macht. Hierdurch hat sich der fleißige Verfasser ein Verdienst um alle Freunde der neufranzösischen Literatur erworben, denn nur wenige von diesen, den engern Kreis der Fachgelehrten ausgenommen, würden sonst mit dem Schaffen eines Mannes bekannt werden, der ein treues Abbild der sittlichen Schäden und gesellschaftlichen Vorzüge seiner Zeit war.

2. Zur Entwickelungsgeschichte des Realismus im französischen Roman des 19. Jahrhunderts. Ein literarhistorischer Versuch von Fr. Klincksieck. Marburg, Elwert. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nach einigen kurzen Bemerkungen über die Romantik Victor Hugo's, über die ihr entgegenwirkende École du

bon sens und über die Vorläufer des realistischen Romans im 17. und 18. Jahrhundert wendet sich der Verfasser zu Honoré de Balzac, dem Begründer des modernen realistischen oder genauer naturalistischen Romans. Er weist in scharfen Zügen nach, daß Balzac sich nie völlig von der Romantik, in deren Eindrücken er aufgewachsen war, loszulösen vermochte, wie sein etwas phantastischer Roman „Le Lys de la Vallée" und manche andere Werke beweisen. Indessen führte Balzac's scharfsinnige Beobachtung der Einzelheiten des menschlichen Lebens und seiner materiellen, wie socialen Grundbedingungen ihn auf die Wege des Realismus. Vielseitig in seiner Lebensauffassung und Schilderung, wußte er fast alle Stände, Berufsklassen, örtlichen Sonderheiten in naturwahrer, doch stets an äußerlichen Merkmalen haftender Weise darzustellen. Der unmittelbare Nachfolger Balzac's, Gustav Flaubert, nähert sich schon weit mehr der Eigenart der heutigen realistischen Schule Frankreichs. Statt psychologischer Vertiefung bietet er physiologische Aeußerlichkeiten. Die dichterische Phantasie tritt hinter der trockenen Aufzählung der beobachteten Einzelheiten, die Persönlichkeit des Autors ganz hinter dem Stoffe zurück. Statt des Großen, Edlen und Schönen, schildert er mit Vorliebe „die Mittelmäßigkeit, Beschränktheit und Ignoranz der Menschen", statt der poetischen Verklärung der Natur gibt er sorgfältige meteorologische Wahrnehmungen. In der Beherrschung und künstlerischen Gestaltung der Form übertrifft er Balzac, in der Wahrheit seiner Charakterzeichnung und Schilderung die französischen Romantiker, mit denen er noch eine gewisse Vorliebe für entlegene Zeiten und Gegenden in seinen Romanen theilt.

In Alphonse Daudet, dem sich der Verfasser nun zuwendet, kämpft die ausschmückende Phantasie mit der treuen Beobachtung; die Hast der Bilder und Vergleiche, das athemlose Jagen wechselnder Ausdrücke steht zu der knappen, maßvollen und bestimmten Schreibweise Flaubert's im Gegensatze. Neben der physiologischen betont er auch die psychologische Seite der menschlichen Natur und weiß durch das Hineintragen seiner subjectiven Empfindungen dem spröden Einerlei der äußerlichen Gegenständlichkeit Abwechselung und Reiz zu geben.

Auch in Emile Zola findet der Verfasser ein Ueberwuchern der Phantasie, das sich in sein System, die Vererbungs- und Anpassungsfähigkeit der menschlichen Natur an einer Reihe von Generationen nachzuweisen, nicht fügen will. Ferner macht er ihm die Vernachlässigung aller ästhetischen Rücksichten und sittlichen Anstandes, die absprechende Geringschätzung der dichterischen Phantasie, die Neigung zu langen Schilderungen, welche mit der Charakterisirung des sogenannten „Milieu" nichts zu thun haben, die stehende Wiederholung gewisser Bilder, das Ausgehen von scharf bestimmten Ideen statt von den wechselnden empirischen Einzelheiten, die symbolische Belebung des Leblosen und die Entseelung der menschlichen Natur zum Vorwurf. Auf seine kritische Thätigkeit geht der Verfasser nur nebenbei ein, statt sie zum Ausgangspunkte der Darstellung von Zola's Romanschriftstellerei zu machen. In der Hauptsache sind Klincksieck's Ausführungen wol richtig, aber doch auch oberflächlich, und sein Versuch, die rein historische Betrachtungsweise von der ästhetischen zu trennen, ist nicht scharf genug zur Geltung gekommen. Die Beurtheilung Zola's ließ sich überdies von einer Darlegung des Entwickelungsganges der modernen Naturforschung nicht scheiden. Richard Mahrenholtz.

Feuilleton.

„Erinnerungen an Karl Gerok" sind nachträglich jetzt eben von seinem nächsten Amtsgenossen, Hofprediger Dr. Friedrich Braun in Stuttgart, erschienen (Leipzig, Richter, 1891). Wer den Verstorbenen als Prediger oder Dichter liebgewonnen, wird seine Freude an den schlichten Mittheilungen darüber haben, wie sich der würdige Mann im amtlichen Verkehre und in freundschaftlichem Umgange gab, und mancher Zug seines Wesens tritt immer deutlicher auch aus diesen Beobachtungen hervor. Sein Bildniß und die Photographien seines Pfarrhauses und seiner Arbeitsstube, wie die ihm vom Verfasser gehaltene Grabrede sind dem Büchlein beigegeben.

— Von der „Bibliothek der Gesammtliteratur" (Halle a. S., Otto Hendel, die Nummer bekanntlich zu 25 Pf.) verzeichnen wir die jüngst erschienenen Nummern, soweit sie keine selbständige Besprechung erfahren. Nr. 469. 470: „Aphorismen zur Lebensweisheit", von Arthur Schopenhauer. Herausgegeben von B. G. F. Rein; Nr. 479—482: „Hamburgische Dramaturgie", von Gotth. Ephr. Lessing; Nr. 485. 486: „Mein Onkel Benjamin", von Claude Tillier. Deutsch von Theodor Bergfeldt. Die launige Erzählung ist erst jüngst nach der dritten Auflage der Uebertragung von Ludwig Pfau in Nr. 8 d. Bl. in die Erinnerung der Leser zurückgerufen worden; Nr. 487: „Das Majorat", Erzählung von E. Th. Am. Hoffmann; Nr. 488: „Eine Idee des Doctor Ox", Erzählung von Jules Verne. Deutsch von Karl Albrecht.

— August Nessel hat unter dem Titel „Für Wahrheit und Recht" unpolitische Herzensergüsse eines unverbesserlichen Idealisten erscheinen lassen (Zürich, Verlags-Magazin, 1890). Europa sei heute ein Hexenkessel, der zum Platzen überhitzt sei, man könne aber nicht einzelne Personen für die Entwickelung der Dinge verantwortlich machen; treiben wir vielleicht in Deutschland der socialen Republik zu? Der Selbsterhaltungstrieb der europäischen Gesellschaft muß doch endlich dazu führen, die fruchtlose Selbstzerfleischung aufzugeben. Nur der gesunde und praktische Sinn der breiten Schichten des Volks und seine energische Kundgebung kann die ungeheuere Menge explosiven Stoffs zu aller Heil verflüchtigen. Die europäischen Staaten müssen sich als „Vereinigte Staaten von Europa" fest zusammenschließen. „Arbeit" ist das Zauberwort, mit dem sich die soeiale Frage allein lösen läßt. Für absehbare Zeiten wird die große Mehrheit der europäischen Völker den constitutionellen Monarchismus kaum entbehren können. In der Gesammtmonarchie von Europa müßte die englische Sprache eingeführt werden; das passive Wahlrecht für die deutsche Kaiserwürde müßte den Königen von Preußen, Baiern, Sachsen und Würtemberg zugesprochen werden. (Auch eine dem erwähnten Hexenkessel entstiegene Blase!) Der kapitalistische Bürgerstaat ist

das unentbehrliche Verbindungsglied zwischen dem Feudalstaate der Vergangenheit und dem Socialstaate der Zukunft, die Aetiengesellschaften sind die thatkräftigsten Vorarbeiter der Zukunft; der Staatssocialismus hat als Correlat die Freiheit aller. Dies die Hauptgedanken Nessel's.

— August Vogel hat für die Gebildeten aller Stände „Lebensprobleme und Welträthsel" bearbeitet (Gütersloh, Bertelsmann, 1891). Auf 200 Seiten behandelt er in einer meist edeln Gemeinverständlichkeit folgende Themata: 1) „Der Werth und die Grenzen unserer Erkenntniß"; 2) „Die Entstehung des Weltalls und die Bewohner desselben"; 3) „Der Stammbaum des Menschen"; 4) „Die Beweise vom Dasein Gottes"; 5) „Die Freiheit des Willens"; 6) „Der Optimismus"; 7) „Der Pessimismus"; 8) „Der Idealismus"; 9) „Der Materialismus"; 10) „Der Zustand nach dem Tode". Nachdem wir alle diese Abhandlungen gelesen, können wir im allgemeinen unsere Befriedigung über den Grad der Leistung in materialer wie formaler Beziehung aussprechen. Indeß dürfen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser allerdings kein Dilettant, aber ebenso wenig hinreichend selbständig seines Stoffes mächtig ist. Immerhin befürworten wir das Studium seiner Abhandlungen bei allen Laien, welche auch nur bis zur richtigen Fragestellung in den philosophischen Hauptproblemen vordringen wollen. Der Verfasser selbst dürfte gut thun, wenn er sich die Erkenntnißtheorien auch anderer Philosophen als Kant's und der Neu-Kantianer ansehen wollte. Woher weiß er ferner, daß „die vollkommensten Naturen (= Bewohner höherer Welten) einen Vorzug vor uns haben an der Wirksamkeit der Säfte"? Was sind „intelleetuellere Erregungen der Thiere"? Hat Vogel wirklich beobachten können, daß „alle Thiere Verwunderung empfinden"? Ist „das Selbstbewußtsein des Menschen eine höhere geistige Fähigkeit"? Wenn Vogel für „moralische Besserung vermöge der menschlichen Freiheit" eintritt, wie reimt sich damit, daß „die Freiheit des Willens thatsächlich auf ein fast verschwindendes Minimum redueirt sei, und zwar zu unserm Troste, weil darum auch unsere Verantwortlichkeit um so geringer werde"? Nach Vogel „beginnen die Systeme des Makrokosmos und des Mikrokosmos sich durch die neuern Entdeckungen zu enthüllen". Da möchten wir fragen: was heißt: der Makrokosmos, der Mikrokosmos? u. s. w.

— Ein Herr Ch. A. B. Huth in Hamburg veröffentlicht in eigenem Verlage eine Broschüre: „Zur Reformation der Musik". In derselben behauptet er, daß seine Erkenntnisse eine radieale Umwälzung der jetzigen Musik herbeiführen müßten. Er gründet seine neue Lehre auf das Anlegen des sogenannten Goldenen Schnittes als Maßstab für die Tonleiter. So findet er denn eine neue Tonleiter von zwanzig Tönen, welche gleichschwebend temperirt ist, damit ein Zusammengehen der Orchesterinstrumente möglich werde. Die siebentönige Leiter hat die Plätze 3 . 5 . 8 für Terz, Quinte und Octave, die zwölftönige dagegen 5 . 8 . 13; es ergibt sich dann von selbst 8 . 13 . 21 für diese neue Leiter. Diese Proportionsreihe: 1 : 2 : 3 : 5 : 8 : 13 : 21 : 34 u. s. w. (wo also die Summe von zwei Gliedern das dritte gibt) vertritt die Gliederkette des Goldenen Schnittes. Damit ist die eigentliche Basis der neuen Theorie gegeben. Nicht Saitenlänge und Schwingungszahl bestimmen die Tonverhältnisse, sondern es sind die Abstandsverhältnisse, die das Ohr unterscheidet und zum Bewußtsein bringt, welche den Reizen der Melodien folgen, denen Consonanzen und Harmonien zu Grunde liegen. Dieselbe Melodie oder dasselbe Tonstück erhält auf der neuen Leiter keine einzige Note mehr als bisher; aber es ertönt auf derselben reiner, schöner und edler, ohne größere Schwierigkeiten im Spiele zu verursachen. Auch sonst noch scheint die Huth'sche Theorie manche praktische Vortheile zu bieten. Auf eine Kritik der Huth'schen, mit viel Selbstbewußtsein geschriebenen Broschüre können wir uns hier nicht einlassen, obwol wir gerade das Wesen der Tonleiter eingehend studirt haben. Huth überschätzt die Bedeutung des Goldenen Schnittes, den übrigens schon andere vor ihm in die Musiktheorie hereingezogen haben; der Goldene Schnitt ist nur ein formales Theilungsprincip, welches ja innerhalb gewisser Grenzen seine Berechtigung hat, aber das eigentliche Wesen der diatonischen Tonleiter als eines Organismus durchaus nicht erschöpft.

— Berichtigung: In Nr. 15, auf der drittletzten Zeile der S. 231 ist zu lesen: Seenendarstellungen statt Sonnendarstellungen.

Bibliographie.

Berg, R., Der wirthschaftliche Nothstand und ein Weg zum Besseren. Berlin, Fried u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Bibliothek interessanter Romane. 1. Bd.: Die Salon-Fee. Roman von A. Marby. Berlin, Slottko. 8. 2 M.

Bloomfield, Georgiana, Mitteilungen über europäische Höfe und deren Diplomatie seit 1842. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Ida Goeken. 1. Bd. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 4 M.

Carneri, B., Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. Bonn, Strauß. Gr. 8. 4 M.

Cohn, L., Wilhelm Studemund. Eiu Lebeusabriss. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Danckwerth, C., Helgoland einst und jetzt. Bericht, vor ungefähr 250 Jahren über die Insel geschrieben, neu herausgegeben, mit Vorwort uud Anmerkungen, sowie mit einer Bibliographie über Helgolaud versehen von M. Harrwitz. Berlin, M. Harrwitz. Gr. 8. 75 Pf.

Dostojewski, F., Aufzeichnungen eines Schwindsüchtigen. Berlin, Steinitz. 8. 1 M.

Escherich, E., Aus Münchens vergangeneu Tagen. Culturgeschichtliche Erzählungen. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M. 60 Pf.

Goldschmidt, W., Nihilisten. Roman. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Gumppenberg, H. v., Der Messias. Trauerspiel. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Die Gräfin Patazky. Mit 80 Illustrationen von H. Schlittgen. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Harada, T., Die japanischen Inselu. Eine topographisch-geologische Uebersicht. 1. Lfg. Herausgegeben von der kaiserl. japanischen geologischen Reichsanstalt. Berlin, Parey. 1890. Gr. 8. 5 M.

Heinzel, M., In Rübezahls Reich und andere Dichtungen. Großenhain, Baumert u. Rouge. 8. 1 M. 50 Pf.

Hurter, J. v., Knospen und Blüthen. Gedichte. Wien, Frick. 8. 3 M.

Jahrbuch des k. k. Hof-Operntheaters in Wien. Herausgegeben für Neujahr 1891 von F. Hirt. Wien. 8. 1 M. 60 Pf.

Jansen, K., Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit. Kiel, Haeseler. 1890. Gr. 8. 2 M.

Jókai, M., Dem Verhängnis erlegen. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Kasten, W., Die Alarmierung. Kurzes patriotisches Festspiel. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 30 Pf.

Kastner, W. A., Wald-Orakel. Ein modernes Idyll in 5 Gesängen. Leipzig, Reißner. 12. 1 M. 50 Pf.

Klanke und Richter, Geschichte der bergischen Unterherrschaft Broich, sowie der Stadt Mülheim a. d. Ruhr, nach den Quellen bearbeitet. Mülheim a. d. Ruhr, Bädeker. Gr. 8. 4 M.

Kniepf, A., Denken und Weltanschauuug oder Theorie der Gruudprobleme. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Kohl, A., Pilgersahrt nach Egypten uud Palästina. Ingolstadt, Ganghofer. Gr. 8. 2 M.

Kusmanek, J., Der Hypnotismus im Dienste der Staaten uud der Menschheit. Ein Wort an die Regierungen aller Culturvölker. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Lang, W., Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. 7. Hft. Gottlob David Hartmann. Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. Stuttgart, Kohlhammer. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, E., Diesterweg und der Spiritismus. Berlin, K. Siegismund. Gr. 8. 60 Pf.

Neu-Wien im Jahre 2000. Eine Vision von *** Leipzig, Literarische Anstalt A. Schulze. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Orphal, H., Die rechtsphilosophischen Anschauungen Trendelenburg's, dargestellt und beurtheilt. Promotionsschrift. Eisleben, Winkler. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Rauter, D., Geschichte Oesterreichs von 1848—1890. Skizze mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungsentwickelung. Wien, Perles. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 6. Jahrg. 1890. Herausgegeben von H. Delbrück. München, Beck. Gr. 8. 8 M.

Stohr, J., Sechs Wochen Reservist. Eine Episode aus dem Lehrerleben. Gotha, Glaeser. 1890. Gr. 8. 1 M.

Tamm, T., Ueber den Ursprung der Rumänen. Ein Beitrag zur Ethnographie Südosteuropas. Bonn, Strauß. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Tolstoi, Graf L. N., Wie ist mein Leben? Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2. Auflage übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Werner, R., Zur Frage der Befestigung von Helgoland. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redaeteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Alton Locke,
Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben dem bereits in fünfter Auflage erschienenen Roman „Hypatia", zeichnet sich „Alton Locke" außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus.

Hypatia,
oder
Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Fünfte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich hier allgemeiner und dauernder Beliebtheit.

Yeast, ein Problem,
oder
Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman

von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **Pauline Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Prof. **Dr. Richard Wülker.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ein älterer, aber zum ersten male ins Deutsche übersetzter Roman Kingsley's, der namentlich den zahlreichen Freunden seines Romans „Hypatia" willkommen sein wird. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

I. Bändchen: **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.

Von dieser Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, liegen ausserdem noch folgende Bändchen vor:

2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

(Mit Beilagen von: **Eduard Trewendt** in **Breslau** und **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 23. April 1891.

Inhalt: Die „absolute" berliner Wissenschaft auf Gastrollen. I. Von Gustav Portig. — Neues über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Romane und Erzählungen. Von Adalbert Schroeter. — Zur Literaturgeschichte. Von A. Hermann. — Aus den Briefen zweier Könige. — Politische und unpolitische Broschüren. Von Wilhelm Müller. — Natur- und Lebensbilder. Von Karl Jentsch. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die „absolute" berliner Wissenschaft auf Gastrollen.

I.

Einer der „Unsterblichen" von Berlin, der Professor an der dortigen Universität, Dr. Emil Du Bois-Reymond, hat in den Jahren 1886 und 1887 die literarische Welt beglückt mit zwei Bänden der von ihm bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden. Der Zahl nach zwanzig, lassen schon die Reden in ihren Titeln auf den Verfasser als eine Art von Universalgenie schließen, welches „über alles mögliche und noch einiges andere" bald geistvoll zu reden, bald geistreich zu plaudern versteht. Da spie der nimmer rastende berliner Vulkan die am 15. October 1882 gehaltene und be — rühmt gewordene Rectoratsrede: „Goethe und kein Ende" (1883) aus. Damals lauschte die erstaunte Welt folgendem Orakel: „Faust, des modernen Deutschen Nationalgedicht, ist kein auf der Menschheit Höhen einherschreitender, gekrönter Sterblicher, kein erobernder Krieger, sondern ein — Universitätsprofessor! Freilich darf dieser die Theorie nicht als grau bezeichnen, denn die (!) Wissenschaft ist (!!) Wahrheit. Es ist eine poetische Uebertreibung, daß Faust sich das Leben nehmen will, weil er sieht, daß wir nichts wissen können; aber das ignorabimus des Faust hat doch eigentlich keinen Sinn. Faust ist von vornherein überzeugt vom Dasein einer Geisterwelt, welche er für nicht verschlossen hält: die Erscheinung des Erdgeistes kann über die Berechtigung des Dualismus uns nicht im Zweifel lassen. Damit sind ihm so wichtige Fragen gelöst, daß ihm auf das übrige, beispielsweise auf das Wesen von Stoff und Kraft, so viel nicht mehr ankommen kann." Als die großen deutschen Philosophen drüben im Elysium von dieser neuesten berliner Philosophie hörten, gedachten sie zuerst den Vorhof ihres Tempels mit geschwungener Geißel zu reinigen; als sie aber die Stelle zum zweiten und zum dritten male lasen, fanden sie das Specialissimum gegen die da drüben epidemische Schlaflosigkeit und — nickten ein. Nunmehr kam die Reihe an den seligen Goethe. „Faust, welcher mit dem personificirten bösen Principe auf du und du ist, wird durch Gretchen katechisirt; da sucht er das gute Kind mit pantheistischen Redensarten abzufinden. An Götter glaubt er, wenigstens führt er sie im Munde, nicht aber an Gott. — Doch wollen diese logischen Inconsequenzen wenig bedeuten neben der ethischen Ungeheuerlichkeit, daß ein um die Wahrheit ideal bemühter Mann so handeln sollte wie Faust. Hat er doch für den Dualismus so greifbare Beweise in Händen (?), wie die Erscheinung des Erdgeistes und den täglichen Umgang mit dem Teufel. Keine halbe Stunde nach seiner Unterhaltung mit dem Erdgeiste (sic!) legt er Hand an sich, um die Pforten aufzureißen, an denen jeder gern vorüberschleicht. Viel näher läge doch der Versuch, nochmals mit jenem mächtigen Wesen anzubinden, es durch erneute Beschwörung wieder zu citiren und den zweiten Besuch besser auszunutzen."

„Es ist doch ganz unwahrscheinlich, daß Faust, seiner bessern Natur zuwider, in ephemere, ja verbrecherische Freuden sich stürzt und sogar zum Verführer und Todtschläger wird. Man stelle sich doch vor: wissenschaftlich gebildete Männer, deutsche Professoren wie Faust, erfahren in Dingen, welche ihnen die Ueberzeugung vom Dasein einer übersinnlichen Welt mit der unbedingten Gewißheit einer naturwissenschaftlichen Thatsache aufdrängten! Würden wir nicht unter der Gewalt solcher Katastrophe zerknirscht und anbetend niedersinken? Kaum daß uns die Lust blieb, die leuchtenden Gestalten spectroskopisch zu studiren, oder etwas von ihrer Substanz für die chemische Untersuchung aufzufangen. (!!!) Dies aber ist die Lage des Faust auf ein Haar. Und in dieser Lage soll ein Mann wie er aller sittlichen Schranken vergessen, soll zwischen Selbst-

mord und ungefesselter Genußsucht schwanken? Faust hätte besser gethan, statt an den Hof zu gehen und ungedecktes Papiergeld auszugeben, anstatt zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, Gretchen zu heirathen, sein Kind ehelich zu machen und Elektrisirmaschinen und Luftpumpen zu erfinden."

Als die Excellenz von Goethe sich so wagnerisch behandelt sah, drehte sie sich im Grabe herum. Das that nun aber ihrem großen Collegen in Berlin leid; und so hielt denn Du Bois-Reymond am 3. Juli 1890 eine zweite Rede über „Naturwissenschaft und bildende Kunst", damit der Alte von Weimar sich abermals im Grabe umdrehen und in seine richtige Lage zurückkehren könnte. Diese Rede ist zur Feier des Leibniz'schen Jahrestages in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten und 1891 in Druck erschienen (Leipzig, Veit u. Comp.). Der Stil trägt ebenso wie die Gedanken selbst das Gepräge einer greisenhaften Schwächlichkeit: die einstigen Vorzüge des namhaften Gelehrten haben sich vollständig verflüchtigt. Beurtheilt man die Eigenart dieses Stils nach den Grundsätzen des Darwinismus, so darf man allen Ernstes den Schluß ziehen: Du Bois-Reymond hat sein in allen Farben des „Esprit" schillerndes liebes Ich so unaufhörlich und unbarmherzig vor dem Spiegel beschaut, gedreht und gewendet, daß er sich schließlich unbewußt einen aus allen Fugen gerenkten Stil angeeignet hat. Der Inhalt der Rede besteht aus einer völlig zusammenhangslos sich darbietenden Reihe von Bemerkungen, deren anscheinend unvergleichliche Gelehrsamkeit die blöden Sterblichen in den Staub herniederzwingen soll vor dem unblöden Unsterblichen. Das entschleierte Bild von Sais soll sich ihnen enthüllen als die unfehlbare absolute Wissenschaft, als eine elektrische Batterie von Geistesblitzen im Krupp'schen Stile. Als Du Bois-Reymond diese Rede in den Druck gab, vergaß er leider: es gibt in der Welt nur einen Ort, wo jemand von der Höhe eines Eiffelthurmes herab die schweigend zu ihm emporstarrenden Vertreter der universalen Wissenschaft anorakeln darf. Dieser Ort ist eine tagende Akademie der Wissenschaften; da redet jeder in seiner Sprache, ohne daß die Collegen zum Verständnisse derselben einer Geistesausgießung bedürften, wie einst die armen Fischer und Zöllner am ersten Pfingstfeste zu Jerusalem oder die Bischöfe des Vaticanums. Läßt aber der Herr Professor die ganze literarische Welt an dem frühern Genusse seiner Collegen jetzt theilnehmen, so riskirt er, daß jemand noch am Blitzableiter des Eiffelthurmes hinanklettert und ihm über seine Specialissima ein Privatissimum liest.

Als wir da oben ankamen, hatte sich gerade die Eule der Minerva erschöpft auf der Spitze besagten Blitzableiters niedergelassen. Sie war müde von weitem Fluge! Sollte sie doch den frommen Wunsch des großen Leibniz uns übermitteln: „Gott schütze mich vor meinen Freunden! Du Bois-Reymond führt ja die prästabilirte Harmonie und die Theodicee nur auf meinen Kopf zurück, während doch die letztere mir auch als besonderes Buch in die Feder floß. Du Bois-Reymond weiß ganz genau, daß ich die italienischen Kunstschätze seelenblind angesehen habe: ist er denn mit mir zusammen dort gewesen? Er behauptet, daß es mir auf die Schönheit nicht sonderlich angekommen sei. Hat er denn nie gelesen oder gehört, daß ich die Kunst auf eine Uranlage des menschlichen Geistes zurückgeführt, das Schöne für ein Symbol des Wahren und des Guten erklärt, aus der Anlage zur Kunst unsere Gottähnlichkeit erweisen wollte u. s. w.?"

Doch folgen wir den Spuren des Herrn Du Bois-Reymond weiter! Da „war Lionardo neben unsterblichen Kunstschöpfungen zugleich Physiker hohen Ranges". Ein solches Deutsch schreibt ungefähr der Quartaner Karlchen Mießnick; aber auch der Inhalt jenes Satzes ist völlig ungenügend, denn Leonardo da Vinci beherrschte nicht blos die Physik, sondern die gesammte Kunst und Wissenschaft seiner Zeit. Du Bois-Reymond „erblickt in dem gemeinsamen Aufschwunge von Kunst und Wissenschaft um den Anfang dieses Jahrhunderts nur zufälliges Zusammentreffen". Armer Lessing und Kant, Haydn und Mozart u. s. w.! Was habt ihr dem Heros des „Ignoramus et ignorabimus" zu Leide gethan, daß er euch nicht mehr kennen will? Doch lauschen wir weiter dem Wahrspruche des großen Sehers von Berlin: „Die Kunst verharrte seitdem bestenfalls auf gleicher Höhe, die Wissenschaft ist noch immer in unabsehbarem Siegeslaufe begriffen." Welch eine ungeheuere Anmaßung, welch eine Unkenntniß auch der einfachsten geschichtlichen Thatsachen greift zu diesen Worten! Du Bois-Reymond hat keine Ahnung davon, daß das Handwerkliche in einer jeden Kunst etwas ganz anderes ist als die eigentliche hohe, schöpferische Kunst. Ersteres kann „bestenfalls auf gleicher Höhe sich halten"; die letztere könnte es nur dann, wenn sie ewig von vollendeten Geistern und für sie geübt würde. Das Reich dieser Kunst kann Du Bois-Reymond weder umschließen, noch weniger erschließen, denn ihm fehlt das Organ dafür: Gemüth und Phantasie; ihm fehlt sogar die Demuth der echten wissenschaftlichen Größe. Ein Mann freilich, welcher in einem Athem die „durch die Natur unsers Intellects gesteckten Grenzen" anerkennt und dennoch „ewig unverbrüchliche Gesetze der Wissenschaft" annimmt; ein Mann, welcher bei den Philosophen aller Zeiten ein homerisches Gelächter hervorruft durch den Satz: „Auch der geringfügigste Sachverhalt geschieht vor negativ unendlicher und nach positiv unendlicher Zeit": ein solcher Mann schreckt auch nicht zurück vor der Behauptung: „Die Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Cultur; ohne sie könnte die Cultur sammt der Kunst und ihren Werken (also die Kunst läuft neben der Cultur her!) jeden Tag wieder rettungslos versinken." Hörst du es, „herrliche, große Kunst?" Du brauchst nur „einen Tag", um „rettungslos" zu versinken; und warum? weil du „Genie" bedarfst, dagegen „das absolute Organ der Cultur" auch „dem gewissenhaften Fleiße des mittelmäßig Begabten winkt". Glänzende Logik! Das „Absolute" kann sich zusammensetzen aus Mittelmäßigkeiten! „Die geringste

Leistung eines (Natur-)Forschers ist ein Schritt vorwärts über die höchste Stufe seiner größten Vorgänger.“ Großer Liebknecht! Edler Bebel! Wappnet euch! Die Gleichmacherei in dem Zukunftsstaate der „absoluten Wissenschaft“ geht so weit, daß ihr noch Aristokraten von reinstem Wasser dagegen seid! Denn schwerlich würdet ihr anerkennen, daß ein Sandkorn auf die Spitze eines Berges gelegt, diesen noch vergrößere; schwerlich würdet ihr zugeben, daß einem „Organ“ Absolutheit zukommen könne.

Doch ich finde, daß Du Bois-Reymond gleich darauf so gütig ist, auch dem holden Mägdlein, der Kunst, eine Art von Absolutheit beizulegen, denn „der Name jedes Musikvirtuosen (wer ist ein solcher?) lebt in aller Mund“! Man stutzt! „Die Kunst ist im weitesten Umfange ein Reich der Freiheit“; sollte sie wirklich Gnade gefunden haben vor den Augen der „absoluten (Natur-)Wissenschaft“? Ach nein! Das Schöne läßt sich durch ein einfaches Rechenexempel herstellen, denn es beruht auf „halb sinnlichem, halb seelischem Wohlgefallen“; seine ganze „Freiheit“ besteht in dem „wechselnden Geschmack der Zeiten, Völker und (einzelnen?) Menschen“, daher denn auch „das Gerede (!) über Idealismus und Naturalismus nichts fruchtet“.

Der Begriff einer halben Unendlichkeit dürfte schwerlich bisjetzt dem Hirn eines Sterblichen entsprungen sein; das Geheimniß einer halbirten Unendlichkeit zu entdecken blieb dem Manne des „Ignoramus et ignorabimus“ vorbehalten. Als er von einer negativ unendlichen Zeit nach rückwärts und einer positiv unendlichen Zeit nach vorwärts sprach, schwebte ihm wol das Bild einer Abscissenachse vor, deren negativer Ast ihm die Vergangenheit, deren positiver die Zukunft bedeuten sollte. Gesetzt diese Vermuthung wäre richtig, so müßte gerade umgekehrt die Vergangenheit als die positive, weil erfüllte, Hälfte der Abscissenachse angesehen werden; die Zukunft hingegen als die negative, weil noch inhaltleere. Wie aber kann man aus mehreren, einen Raumtheil begrenzenden Linien beliebig die eine herausnehmen und sie auf einmal zum Sinnbilde der Zeit zu machen? Doch vielleicht irren wir uns; vielleicht hat Du Bois-Reymond die negative und die positive Unendlichkeit nicht als halbe, sondern je als ganze Größen gedacht. Aber dann würde ja eine die andere verschlingen, sodaß nicht einmal die geringste Handhabe für einen Philosophaster übrigbliebe.

Du Bois-Reymond kann „die Wirkung der Melodie nicht erklären“. Wir glauben das gern einem Manne, welcher „die melodische Begabung der Nachtigall“ (der männlichen?) herleitet aus „der musikalischen Empfindung des Nachtigallenweibchens“. Diese Feinhörigkeit übertrifft denn doch alles, was die Dichter an Spitzöhrigkeit gegenüber ihrer Nachtigall bisher geleistet haben. Ein solcher Apollo des Ohres hat es freilich nicht nöthig, die bösen Musiker und Aesthetiker erst zu befragen, worauf denn die Schönheit einer Melodie beruhe.

Wie Du Bois-Reymond die sogenannte „Züchtungstheorie“ auf eine russische Melodie zu stimmen versteht, dafür diene folgende Stelle als Beweis: „Das Weib ist nicht aus einer Rippe des ersten Mannes geschaffen worden, was auf morphologische Schwierigkeiten stößt; sondern der Mann selber war es, der im Laufe zahlloser Geschlechter durch natürliche Züchtung das Weib so sich erschuf, wie es ihm gefällt, und umgekehrt so das Weib sich den Mann. Dies nun nennen wir schön.“ Wir bewundern die genaue Kenntniß, welche die „zahllosen Geschlechter“ dem berliner Heros der Wissenschaft über ihre gegenseitige Züchtung behufs Verhübscherung übermittelt haben. Auch ist es ja bemerkenswerth, daß man durch „Züchtung“ etwas „schaffen“ kann; am Ende können auch „Unsterbliche“ gezüchtet werden!

Gustav Portig.

Neues über Goethe.

Goethe in der Schweiz. Eine Studie zu Goethe's Leben von J. Herzfelder. Leipzig, Hirzel. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist über Goethe neuerdings so vieles geschrieben worden, daß es fast als eine Merkwürdigkeit erscheint, wenn es einem Schriftsteller gelingt, ein bisher noch nicht beackertes Gebiet der Goethe-Forschung aufzufinden. Nachdem wir ein Buch über Goethe's Beziehungen zu Polen und der polnischen Literatur empfangen, ist es fast überraschend, daß ein weit näher liegender Stoff, Goethe's Schweizerreisen und seine Beziehung zu den Schweizern, jetzt erst eingehendere Betrachtung erfährt.

Die Hauptthatsachen von Goethe's drei Schweizerreisen sind freilich jedem leidlichen Kenner von des Meisters Leben gegenwärtig; sie sind ebenso in den Lebensbeschreibungen des Dichters mehr oder minder eingehend dargestellt. Jede dieser größern Reisen, zu welchen wir in gleicher Weise Goethe's Romfahrt zählen dürfen, war für ihn eine That der Befreiung, entsprungen dem Bedürfnisse, mit der Vergangenheit abzurechnen, aus unklaren verwirrenden Verhältnissen sich für etliche Monde zu lösen, allein oder in nicht zahlreicher Gesellschaft bei Bergen und Alpenwassern, schroffen Felsen und einsamen Fichtenwäldern Genesung zu suchen.

So schon gleich die erste Schweizerreise, Sommer 1775. Goethe war Lili's Bräutigam, aber das Bewußtsein der verlorenen Freiheit quälte den himmelstürmenden jungen Mann; hin und her gerissen zwischen der Liebe zu Lili und dem Drange, die holden Bande zu zerbrechen, benutzte er die Gelegenheit, als die beiden Grafen Stolberg und Graf Kurt Haugwitz, nachmaligen trübseligen Angedenkens, auf ihrer Schweizerfahrt durch Frankfurt kamen, um sich ihnen anzuschließen. In Zürich war es vornehmlich Lavater's Persönlichkeit, die ihn festhielt; dann fährt die übermüthige Gesellschaft den See hinauf, von Richterswyl hinüber nach dem damals noch ganz einsamen Rigi; von Vitznau über den See nach Altdorf, und von dort auf

noch recht unwegsamem Saumpfade das Reußthal hinauf bis zur Scheitelfläche des Gotthard, wo ihn die Sehnsucht nach Lili überfällt und ihn stark genug macht, nicht ins Wunderland Italien hinabzuziehen, sondern über Basel und Straßburg heimzukehren, desselben unsteten Dranges voll wie bisher. Im selben Spätjahr 1775 zerreißt er die ihn abwechselnd beglückenden und schwer drückenden Bande der Verlobung mit Lili und ging nach Weimar, des jungen Herzogs Karl August Freund und zugleich in aller Stille Erzieher zu werden.

Es folgten dann jene vier ersten weimarer Jahre, die man wol „die tolle Zeit" genannt hat. Goethe empfand das Bedürfniß, dieselben abzuschließen durch eine Reise, welche den fürstlichen Freund für einige Monate ganz aus dem Getriebe der kleinen Musenstadt an der Ilm hinausführe. Mit ihm und dem jugendlich heitern Kammerherrn von Wedel, nur wenigen Dienern, zieht Goethe am 12. September 1779 von dannen nach der Heimatstadt; im Elsaß sucht er die Geliebten vergangener Tage, Friederike und Lili, auf, am Hange des Schwarzwaldes besucht er das Grab der frühgestorbenen Schwester Cornelie. Von Basel durch den Jura nach Bern und dem Berner Oberland, wo der Dichter im Angesichte des Staubbachs den „Gesang der Geister über den Wassern" vernimmt, über die große Scheidegg ins Haslithal bis zu dem todeinsamen Guttannen, dann über Meiringen und Brienz wieder hinab nach Bern und von da zu Roß nach Lausanne und dem Genfersee; drei Tage prächtiger Wanderung im südlichen Jura. In Genf fassen die Reisenden den damals höchst abenteuerlichen Gedanken, Eingang November in das noch kaum bekannte Chamonixthal vorzudringen, nachdem der berühmte Alpenforscher Saussure die Sache als nicht besonders bedenklich erklärt. Ueber den Col de Balme ins Wallis nach Martinach, thalauf mit Wedel's Pferden bis Leuk und schließlich in einem Kraftmarsche durch tiefen Schnee über die Furka ins Urserenthal und nochmals auf die Gipfelhöhe des Gotthard. Auch jetzt reizte ihn Italien nicht; es ging auf bekannten Wegen thalab zum Vierwaldstättersee und nach Luzern. Von dort wieder auf den eigenen Pferden, die Wedel mittlerweile über Lausanne und Bern hergebracht, nach Zürich, wo wieder nach Sitte der Zeit eine Anzahl Besuche gemacht und Bekanntschaften angeknüpft werden, darunter mit dem kratzigen Nestor der schweizer Poeten, Bodmer, der die Reisenden artig begrüßt, aber in seinen Briefen auf Goethe gar nicht gut zu sprechen war. Und dann als unbehaglicher Schluß die Besuche an den süddeutschen Fürstenhöfen, in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Tage der Förmlichkeit nach den Tagen freien Naturgenusses, sodaß z. B. in dem langweiligen Karlsruhe Goethe den bezeichnenden Ausruf that: Gott im Himmel! Was ist Weimar für ein Paradies! Am 13. Januar 1780 trafen die Reisenden wieder in diesem Paradiese ein.

Auch diese zweite Wallfahrt in die Schweiz hatte nur wenige dichterische Früchte gezeitigt, wie denn auch Goethe's Zeichenstift damals vollständig ruhte. Goethe selbst bekennt in den „Tag- und Jahresheften", daß Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung ihrer geselligen Irrfahrt wenig Productivität aufkommen ließen, und noch im Greisenalter gestand er Eckermann die Schweiz habe anfänglich so großen Eindruck auf ihn gemacht, daß er dadurch verwirrt und beunruhigt worden; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in spätern Jahren, wo er die Gebirge blos in mineralogischer Hinsicht betrachtet, habe er sich ruhig mit ihnen befassen können. Allein, wie Prutz richtig bemerkt, „unberechenbar waren die geistigen und sittlichen Früchte, welche die beiden Freunde dadurch gewonnen hatten". Losgelöst aus der Enge des Hoflebens, aus dem tollen Treiben überwallender Jugendkraft in die große Werkstätte der Natur gerettet, gestählt durch die Beschwerden der winterlichen Reise, in der heiligen Einsamkeit der Bergwelt oft auf innere Einkehr hingewiesen, hatten sie eine Verjüngungs- und Reinigungscur hinter sich, deren Wirkung tiefgehend war und nachhaltig bleiben sollte.

Wir haben diese Stelle als Musterstück mitgetheilt, um zu zeigen, wie der Verfasser ab und zu die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenfaßt. Wieder saß Goethe fest in Weimar. Das Werk der Erziehung des jungen Fürsten war annähernd vollendet; es ward noch ab und zu getollt, aber mehr mit Maß. Abermals nach sieben Jahren hatte Goethe die Empfindung, daß er jetzt den Herzog wohl sich selbst überlassen könne; das kleinstädtische Wesen von Weimar, die vorwiegende Beschäftigung mit geschäftlichen Dingen war ihm widerwärtig geworden; er sehnte sich abermals nach Befreiung und trat im Herbst 1786 die italienische Reise an, welche den Künstler, den Dichter in ihm reifen sollte. Ueber den Brenner eilte er dem Lande der Freiheit zu und überschritt damit zum ersten male den Kamm der Alpen, den er bis dahin zweimal auf dem Gotthard nur betreten, ohne ihn zu überschreiten. Auf dem Heimwege aber hat Goethe abermals den Schweizerboden betreten, wenn auch die Beschreibungen seines Lebens bisher den von ihm gewählten Weg nicht festgestellt haben. In Mailand gehen die Spuren des Dichters verloren, in Konstanz taucht er wieder auf. Dazwischen liegt nicht Tirol, sondern die Schweiz. Allem Anschein nach hat Goethe von Mailand aus wenigstens das Südende des Langensees mit den Borromäischen Inseln besucht; ob er von dort aus den See hinauf über Bellinzona und den Bernhardin reiste, oder vom Comersee die Straße über den Splügen wählte, bleibt unentschieden; jedenfalls ist Goethe über Dorf Splügen und die Via Mala aus Italien zurückgekehrt.

Zum vierten male betrat Goethe den Boden des Schweizerlandes im Sommer 1797. Die Freundschaft mit Schiller hatte ihn zur Dichtung zurückgeführt; er war wieder um eine Handvoll Jahre älter und ruhiger geworden. In Rom hatte er den schweizer Maler Heinrich Meyer kennen gelernt, ihn 1791 nach Weimar gezogen; ihn vor allen wollte Goethe zu Stäfa am Zürichersee aufsuchen. Aber er eilte nicht; mit der Behaglichkeit des nahenden Alters weilte Goethe drei Wochen in Frankfurt bei der Mutter, neun Tage in Stuttgart, ebenso lange bei Cotta in Tübingen, und dann wandte er sich wieder der Ostschweiz zu, die ihn so absonderlich anzog, der Stadt Zürich

und ihrem anmuthigen See. Von Staefa aus zog es ihn zum dritten male nach dem Vierwaldstättersee und in das Reußthal bis zum Gotthard. In tiefster Felseneinsamkeit bei Göschenen überraschte ihn die Kunde vom Tode der jugendlichen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann; er hat ihrem Gedächtnisse auf der Heimkehr zu Staefa die wundervolle Elegie „Euphrosyne" gewidmet. Ebenso erwuchs in seiner Seele der Plan zu einem epischen Gedichte „Wilhelm Tell"; Goethe hat später diesen Stoff seinem Freunde Schiller abgetreten, und das dürfen wir wol als ein Glück preisen, denn es ist sehr fraglich, ob ein epischer Wilhelm Tell Goethe's dieselbe sittliche Wirkung auf die deutsche Jugend haben würde, welche Schiller's Drama thatsächlich hat. Lavater besuchte Goethe auf dieser Reise nicht; er war ihm völlig fremd geworden. Ueber Schaffhausen und Nürnberg kehrte Goethe Ende November 1797 nach Weimar zurück.

Was über Goethe's Schweizerreisen in seinen eigenen Aufzeichnungen wie in Briefen an den verschiedensten Orten gesondert niedergelegt ist, hat der Verfasser fleißig und mit trefflicher Kenntniß von Personen und Oertlichkeiten zusammengefügt, sodaß er auch demjenigen, welcher sich mit diesen Dingen leidlich eingehend beschäftigt hat, vielfach Entlegenes und Neues darbietet, wenn er auch hie und da, besonders bei der Darstellung von züricher Verhältnissen, etwas umfassend sich über längst verschollene Persönlichkeiten ausläßt; indeß sie traten in Goethe's Lebenskreis und durften hier nicht allzu kurz übergangen werden. Manche bisher mit weniger günstigen Augen betrachtete Persönlichkeit, wie z. B. der „Kunstmeyer", treten in des Verfassers Darstellung in neues Licht. So wird sowol der eingehende Bericht über Goethe's Schweizerreisen wie die am Schlusse beigefügte Zusammenfassung der auch in der Folgezeit fortgesetzten freundschaftlichen und brieflichen Beziehungen des Dichters zu schweizerischen Gelehrten und Künstlern der Goethe-Gemeinde, vornehmlich den schweizerischen Genossen derselben, willkommen sein.

Wilhelm Buchner.

Romane und Erzählungen.

1. Der steinerne Gast. Roman von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 4 M.

Hat Rudolf von Gottschall vor kurzem in seinen „Bunten Blüten" der Leserwelt die sinnigste und farbenreichste Blütenlese geboten, die einem deutschen Lyriker unserer Zeit auf seinen literarischen Erntefeldern der letzten Jahre zu feiern beschieden war, so erschien zu gleicher Zeit der obige Roman des Dichters, der zwar enger umgrenzt und räumlich wie zeitlich fester in sich umschlossen bleibt, als die andern ausgedehnten und weitgreifenden culturhistorischen Zeitgemälde des Verfassers es zu sein pflegten, gleichwol aber in seinem gedrängtern Rahmen wiederum ein hochgradig fesselndes, durch seinen geistigen Inhalt wie die reiche Ausstattung in gleicher Weise gewinnendes Weltbild stellt. Die Landschaft zeigt die wohlvertraute üppige Farbengebung des in steter Jugendkraft schaffenden von Gottschall'schen Talents, ob es schlesische Parks oder die Ufer des Remisees zu schildern gelte, und die äußere Scenerie wird mit der gleichen greifbaren Gestaltlichkeit gestellt, ob es dem Dichter gefällt, das lauschige Gemach der Tänzerin oder die Laube im Pfarrgarten, den Monte Pincio oder einen der leipziger Concertgärten zum Schauplatze der straff geschürzten Handlung zu machen. Die gemüthliche und geistige Begabung der Personen erhebt sich gleicherweise in die Höhen eines reicher gearteten Seins, wenn jene satte Charakteristik, welche die von Gottschall'schen Romane sonst auszeichnet, hier auch zufolge des mehr novellistischen Grundrisses minder Gelegenheit findet, sich in gewohnter Unerschöpflichkeit in immer neuen Ueberraschungen zu ergießen und sein poetisches Weltbild in seinen Ausstrahlungen nicht in der sonstigen verschwenderischen Farbenpracht erscheint.

2. Heil dir im Siegerkranz! Erzählung von Ossip Schubin. Braunschweig, Westermann. 1891. 8. 5 M.

Die Verfasserin versucht es diesmal, aus deutschem und preußischem Wesen ihren Stoff zu gewinnen und siedelt sich mit ihren Phantasiegeschöpfen an der Mainlinie an. Ein nicht glückliches Beginnen! Preußische Art ist ihr fremd; die Anschauungen und Manieren preußischer Offiziere sind ihr nicht geläufig; für die tiefe sittliche Macht des „Heil dir im Siegerkranz!" hat sie kein Verständniß. Das ganze Buch ist eine poetische Sonntagsreiterei; ein Fliegenwollen ohne Flügel. Dabei waltet directe Charakteristik und psychische Grellmalerei so tobend vor, daß dem Leser die Schläfen brummen. Trotzdem trägt das Machwerk den Namen einer deutschen Prinzessin an der Stirn. Schubin's Deutsch stimmt auch diesmal zu dem häßlichen undeutschen Decknamen:

Das kleine Häuflein Handgepäck neben sich, auf dem sandigen Bahndamme stehend, hielt sie ihr Lorgnon an die Augen und sah sich nach zwei Sachen um: nach einem Träger, und ob ihr jemand entgegengekommen war.

Ein Träger ist im ordnungsmäßigen Deutsch so wenig eine Sache, als die Umschau, ob jemand auf dem Bahnhof unser warte, ein Ding ist. Ein andermal heißt es:

Sie heißt Frau von Manz, war einmal eine berühmte Schönheit und ist ebenso bekannt für ihren gemüthlichen frankfurter Dialekt, wie für ihre Bundestagsabenteuer.

Das ist Mundart, aber kein Schriftdeutsch, vor allem kein kunstmäßiges Deutsch, so wenig wie:

Der letztverstorbene Altenried geht denn in dem Schlosse um und zwar so lange, als bis der jeweilige Besitzer durch einen Unglücksfall vertrieben wird.

So wenig versteht die Dichterin, ihr (sprachliches) Instrument rein zu spielen! Man vergleiche weiter:

Er war groß, eher größer als der Hausherr, von kräftigem Wuchs, aber sehr schlank, mit der Schlankheit seiner fünfundzwanzig Jahre und seiner vornehmen Herkunft.

Das nenne ich Schlankheit aufs Quadrat! Grammatische Vergehen sind dafür diesmal geringer; nur das eine: „wegen Plattfüßen" ist mir aufgefallen, ohne daß ich die Verantwortung dafür übernehme, daß es das einzige ist. Im Ganzen: ein weder inhaltlich, noch formal erfreuliches Buch. Vor allem muß die Verfasserin sich einer reinern und logischern Schreibart befleißigen; das würde allerdings einen wesentlichen Wandel der Denkart zur Voraussetzung haben müssen. Und dann sei ihr dringend gerathen, über die Sphären ihrer persönlichen Anschauung und eigenen gesellschaftlichen Erfahrung nicht hinauszutrachten: wo sie es thut, werden durch ihr Dichten immer neue klaffende Risse gehen.

3. Weihnachtsgeschichten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1891. 8. 5 M.

Für den Weihnachtstisch ein paar Weihnachtsgeschichten zu schreiben, ist unter unsern Erzählern längst Mode geworden. Warum auch nicht? Man sieht die Weihnachtskerzen selbst in Büchern gern brennen. Besonders auch in dem vorliegenden. Stammt es doch von Paul Heyse, dessen schmucke Novellen schon die Mußestunden unserer Jugend verschönten. Und der Meister und seine Kunst sind frisch geblieben. Das bewährt sich von neuem in diesen vier Weihnachtsgeschichten, die zwar nirgends zu tieferer Wirkung sich verdichten, aber in der Reinheit ihrer Anlage und der Munterkeit ihrer Charakteristik höchst anmuthend unterhalten. Dabei fehlt es nicht an höchst eigenartigen poetischen Motiven. Da ist der auf dem Kirchhofe über dem Grabe der Wachtmeisterin aufflammende Christbaum ihres Mannes in der That ein Todtenopfer, das der Dichter das schönste nennen darf, „das an diesem Abende wol auf irgendeinem Friedhofe von frommen Händen dargebracht ward". Freilich ist die That minder vernünftig als poetisch — und man traut dem widerhaarigen Krieger, der die heirathslustige rundliche Wollhändlerin ganz unmotivirt so commißmäßig anhaucht, so viel dichterischen Feinsinn nicht eben sehr bereitwillig zu. Da zählt ferner die köstliche Lection, welcher der verliebte, vollreife Baron in der Novelle „Das Freifräulein" seinem verliebten unreifen Nebenbuhler zwischen 12 und 1 Uhr der Christnacht ertheilt, zu den besten Leistungen des P. Heyse'schen Dialogs. Sehr sorgfältig ausgeführt ist auch die „Geschichte vom Herrn Willibald und dem Phrosinchen", und besonders die Bildungsunterschiede der beiden ungleichen, aber auf das erfreulichste füreinander passenden Personen sind so weise wie glücklich gegeneinander abgewogen. Nur ist für die einfache Geschichte vielleicht zu viel Werkzeug verschwendet. Die letzte Erzählung endlich heißt „Die Dryas". Sie hat ihren Namen erhalten von der Dryade des Weihnachtsbaums, die dem schlummernden Maler, der ihn geschmückt, im Traum erscheint. Der Dichter mythologisirt hier etwas kühn, wenn er die Baumgenien des Tempethales in nordische Fichten verpflanzt, und hellenische Grazie ist dieser Dryade, die da im münchener Maleratelier ihren Spuk zu treiben beginnt, auf alle Fälle kläglich versagt geblieben. Aber sonst überglänzt die ganze Dichtung ein so eigenartiges dichterisches Motiv, daß dies allein mit der Nichtigkeit des Sonstigen auf das wohlthuendste versöhnt, weshalb ich den reizvollen Abschnitt in vollstem Umfange hersetze:

Wenn er vom Putzen sprach, so hatte er durchaus nicht im Sinne, den schönen dunklen Baum mit allerlei Zierwerk, vergoldeten Nüssen, Gold- und Silberketten zu behängen. Sein Künstlerauge hatte, seitdem er die Knabenschuhe ausgetreten, diesen kindlichen Schmuck der Weihnachtsbäumchen abscheulich gefunden, als eine Entstellung der edlen natürlichen Gestalt, in welcher die Kinder des Waldes aufwachsen. Aber der Glanz des heiligen Abends sollte denn doch auch in dieser Künstlerwerkstatt von dem Baume ausstrahlen. Aus einem hohen geschnitzten Schranke nahm der Maler einen wol zwei Fuß im Umkreis sich ausbreitenden Stern, dessen gläserne Strahlen in bunten Farben leuchteten. Hinter dem Kerne, einer kreisrunden Kapsel aus Rubinglas, war ein Lämpchen angebracht, das theilte sein Licht den farbigen Strahlen mit, die alle davon wie in einem sanften Feuer zu entbrennen schienen. (Sind Strahlen nicht bereits feurige Gebilde?) Behutsam stieg der Maler auf einem Leiterchen bis zur Gipfelhöhe des Baumes hinan und befestigte dort das magische Leuchtwerk, das schon bei manchem Künstlerweihnachtsfest eine Rolle gespielt hatte. Auch heute goß es seinen Schimmer so freundlich herab, daß die obern Zweige wie in Korallen oder Smaragde verwandelt schienen und Ralph sich eine Weile oben auf der Leiter an dem märchenhaften Anblicke weiden mußte, ehe er wieder herunterstieg. Er löschte dann sogleich die Gasflammen; nun war eine reizende Dämmerung ringsum, — die Glut im Kamine schien nach dem Sterne hinaufzuwinken und die Strahlen droben das verwandte Element in der Tiefe zu grüßen. Nur eine dreiarmige römische Messinglampe trug der Maler noch auf das Credenztischchen; er wollte sie aber erst anzünden, wenn der Gast sich eingestellt hätte.

Der Ausschnitt bedeutet ein Musterstück der besten deutschen Erzählungskunst der Gegenwart.

4. Der Reichskanzler. Roman von Karl Theodor Zingeler. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Stoff des Romans ist der deutschen Geschichte des 10. Jahrhunderts entnommen und mit eindringendem Fleiße und sicherm historischen Verständnisse dichterisch verarbeitet worden. Der Verfasser hat Zeit und Menschen gründlich studirt und die treibenden Mächte der Epoche wie ihre Daseinsformen und Entwickelungsstaffeln hingebend beobachtet und scharfäugig verfolgt. So gewinnt er Farbstoffe, welche seinem Bilde geschichtliche Treue verleihen, und so vermag er Charaktere zu schaffen, die über das Rahmenwerk ihrer Zeitlichkeit nicht anmaßlich naseweis hinausschwatzen und sich über ein paar kommende Jahrhunderte nicht unverfroren hinüberphilosophiren. Daß Stil- und Darstellungsart berühmte leidige Muster nicht verleugnet, sei nicht verschwiegen; um so selbständiger indessen handelt und wandelt des Verfassers Phantasie und seelisches Organisiren.

5. Münchener Kind'l. Ein literarischer Almanach. Herausgegeben von der Münchener Schriftstellervereinigung „Orion". München, Höllrigl. 1890. Gr. 8. 1 M.

Es ist eine Weihnachtsgabe des literarischen Vereins „Orion" in München, die zum überwiegenden Theile in kleinern Erzählungen oder novellistischen Skizzen und Lyrischem besteht. Letzteres ist nicht immer in glücklicher Stunde geboren; besonders hat der gute Stern einer solchen dem Beitrage des bekanntesten aus dieser Liedertafel, Martin Greif's, gefehlt. Freundlicher ist die Muse Anna Wichmann gewesen. Höher erhebt sich im Durchschnitte der erzählende Theil des Buchs. Den Preis möchte ich Julius Beck's „Eine Stunde des Glücks" zuerkennen, einer fein abgestimmten, in der höhern Gesellschaft spielenden Novellette. „Geopfert" und „Der Zimmerherr" bewegen sich statt dessen im Schatten des sinkenden Liebeslebens gefallener Mädchen der niedern münchener Volksschichten. Das naturfrische Bild einer münchener Bräukellnerin entwirft dann so flott wie gemüthreich Franz Wichmann. Aehnlichen Gestalten haben wir wol in froher gesegneter Studienzeit über dem schäumenden Kruge in die lachenden braunen Augen geschaut oder im lauschigen münchener Rathsweinkeller bei duftigem Markgräfler und hin- und herfliegenden Scherzworten den Veilchenstrauß vom vollen Sammtmieder fortgetändelt. Hony soit qui mal y pense! Jedenfalls ist das Erzählertalent bei diesen münchener Rhapsoden ausgebildeter als ihre lyrische Besaitung. Sinnreiche Aphorismen streut Irene Ollendorff ein. Einer dieser Sätze lautet: „Einen Theil des Lebens gibt man an seine Irrthümer und den andern nimmt die Reue." Diese sibyllinische Weisheit ist doch zu scharfkantig. Einen guten Theil besserer Lebensführung verschönt doch der Erfolg, und einen nicht minder holden Theil vergoldet wirklicher Genuß, sei es solcher des Geistes, des Herzens, der Sinne oder das selige Genügen, das guter That und opferfrohem Entsagen entquillt. Im allgemeinen legt man die zierliche Sammlung nicht aus der Hand, ohne den lebhaften Wunsch zu empfinden, einer Anzahl dieser Verfasser in größern Hervorbringungen wieder zu begegnen und sich in ihre Geistes- und Gemüthsart beschaulicher versenken zu dürfen. Darum sei mit dem heilen Heilruf geschlossen: „Die Schriftstellervereinigung der glänzenden Kunst- und Königsstadt an der schimmernden Isar, der edle Dichterbund «Orion» vivat, crescat, floreat! Möge diesen goldnen „Münchener Kind'ln" niemals ein fideler Nachwuchs fehlen! Adalbert Schroeter.

Zur Literaturgeschichte.

1. Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance von Wilhelm Cloetta. I. Komödie und Tragödie im Mittelalter. Halle a. S., Niemeyer. 1890. Gr. 8. 4 M.

Mit Studien zur Geschichte der Renaissancetragödie in Italien beschäftigt, wurde der Verfasser der vorliegenden Beiträge von selbst auf die Nothwendigkeit geführt, seine Untersuchungen auch auf die lateinische Komödie und Tragödie des Mittelalters auszudehnen, um so den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung der Renaissancetragödie zu gewinnen. Er hat sich mit vielem Fleiße und vieler Gründlichkeit die Sammlung des nicht immer leicht zu erreichenden Materials angelegen sein lassen und die über den Gegenstand bereits vorhandene Literatur mit großer Vollständigkeit für seine Zwecke benutzt. Leider aber hat er seinen Stoff zu wenig durchgearbeitet und sich zu sehr von seinen Excerpten leiten lassen, sodaß man den compilatorischen Charakter seines Werks zu sehr spürt und nicht recht zum Genusse bei seiner Lektüre gelangt. Auch nehmen die Zusätze und Berichtigungen zu viel Raum in dem Bändchen ein. Sie umfassen zwölf Seiten, was bei einem Umfange von 167 Seiten doch zu viel sein dürfte und sich nur aus der ungenügenden Durchdringung des Stoffes erklärt. So nützlich auch Cloetta's Beiträge als Hülfsmittel für wissenschaftliche Zwecke sein mögen, so wenig dürften sie sich zur Lektüre für weitere Kreise eignen, denen der interessante Stoff noch einmal in angenehmerer und gefälligerer Gestalt darzulegen sein wird. Wir glauben daher unseren Lesern Genüge zu thun, wenn wir ihnen mittheilen, daß nach Cloetta's Ausführungen selbst die gelehrtesten Männer des Mittelalters keine klare Vorstellung von dem Begriffe der Komödie und Tragödie hatten, eine Thatsache, die schon aus dem Umstande erklärlich wird, daß im Mittelalter nur die Komödien des Terenz bekannt waren, und daß die Vorstellungswelt dieses Dichters ihnen fort und fort unverständlich blieb. Sieht man von den Versuchen der bekannten Nonne Hrosvitha ab, die ihre sechs Stücke selbst nicht als Komödien, sondern als ein „Buch in dialogischer Form" bezeichnete, und vergegenwärtigt man sich, daß die zahlreichen geistlichen und weltlichen Spiele des Mittelalters nicht im mindesten mit den antiken Komödien und Tragödien im Zusammenhange stehen, so kann man behaupten, daß das Mittelalter überhaupt keine Komödie und Tragödie gekannt hat. Was man so nannte, waren durchweg epische Gedichte, in denen der Dialog mehr oder minder vorherrschte. „Dramatisch" bedeutet in mittelalterlicher Auffassung soviel wie dialogisch. Die Begriffe Komödie und Tragödie aber waren durchaus schwankend und wurden häufig ganz falsch angewandt, z. B. wenn man die Dichtungen Ovid's als Komödien bezeichnete. Selbst Dante war sich über den Begriff der Komödie noch nicht klar, sonst hätte er sein berühmtes Gedicht nicht als „Divina commedia" bezeichnen können. Daneben macht sich indessen die Neigung geltend, ein Gedicht mit glücklichem Ausgange als Komödie und ein

solches mit unglücklichem als Tragödie aufzufassen. Aus alledem ist ersichtlich, wie schwer es hält, die mittelalterlichen Gedichte unter diesen Rubriken zu behandeln, und daß die von Cloetta angeführten Beispiele sich ebenso gut vermehren als vermindern ließen. Daß diese epischen Dramen aufgeführt wurden, daran ist natürlich nicht zu denken. Sie wurden vielleicht von einem oder auch mehreren Vorlesern vorgetragen, eine Ansicht, für die Cloetta eine Reihe von schwerwiegenden Beweisen beibringt.

2. Leßing's Plagiate von Paul Albrecht. Erster Band. Erstes Heft. Erste Hälfte. Hamburg, Albrecht's Selbstverlag. 1890. Gr. 8. 1 M.

Ueber keinen unserer großen Dichter ist das allgemeine Urtheil noch so wenig abgeklärt und gefestigt, wie über Lessing. Es scheint, als ob der streitbare Held, dessen ganzes Leben ein unablässiger Kampf war, auch im Tode noch nicht zur Ruhe kommen sollte. Ist doch der Streit um die meisten der Fragen, die er in ästhetischer oder religiöser Hinsicht in Fluß gebracht hat, noch immer nicht ausgefochten, wird doch sein Name noch immer von Freunden und Gegnern seiner Ansichten im Kampfe der Geister als Bundesgenosse oder Feind herbeigerufen. So groß die Bewunderung Lessing's auf der einen Seite ist, so scharf und bitter fällt der Tadel gegen ihn auf der anderen Seite aus. Wer nicht für ihn ist, der ist gegen ihn. Für eine gerechte, objective Würdigung seiner Leistungen ist offenbar die Zeit noch nicht gekommen.

Noch nie aber ist, selbst von Dühring's bekannter Verurtheilung Lessing's nicht abgesehen, ein so umfassender, mit außergewöhnlicher Gelehrsamkeit unternommener Angriff gegen ihn in Scene gesetzt worden, als ihn jetzt Professor Paul Albrecht begonnen hat. Er beschuldigt Lessing allen Ernstes, daß er nichts als ein „verschmitzter Plagiar" gewesen sei, daß

eigenhirnige Gedanken in seinen Werken überhaupt nicht vorkämen, und daß alles, was uns an ihm gefällt, fremdhirniges Erzeugniß sei. Leßing ist mit einem Wort nicht Erzeuger eigener, deutscher, sondern Einführer fremder, nicht deutscher Gedanken! Ja! gäbe es eine Säure, die Plagiate auflöste, eigenhirniges Gut jedoch nicht angriffe, so ging der ganze Leßing mit Hinterlassung einer werthlosen Leßinginologie in Lösung.

Der Beweis für diese Behauptung, die an Kühnheit jedenfalls nichts zu wünschen übrigläßt, wird von Albrecht „in Form eines postmortalen Strafprocesses" vorgebracht. Der Haupttheil von Albrecht's Schrift besteht daher aus einem „Confrontationsabschnitt, einer Gegenfratzung der Angeklagten mit den herbeibefohlenen Belastungszeugen". Albrecht, der von Haus aus Mediciner ist und dem Prospecte seines Werks ein Verzeichniß von 134 medicinischen Schriften beigegeben hat, betrachtet seine Untersuchung als eine „psychiatrische Studie":

Es läßt sich nachweisen, daß Leßing an einer der Kleptomanie verwandten, bisjetzt nicht erkannten und benannten psychiatrischen Diathese litt, die ich als Plagiomanie, als literarische Diebstahlswuth bezeichne. Wie der Millionär in den Klempnerladen geht und glückselig ist, wenn es ihm gelingt, eine Schachtel mit Bleisoldaten zu stehlen, so wurde das untere Ende des Leßing'schen Rückenmarkes angenehm erregt, wenn es ihm gelang, einen literarischen Diebstahl, eine literarische Fälschung zu begehen. Er liebte, literarisch zu fälschen; er fälschte mit Wollust!

Wie steht es, haben wir zu fragen, mit der Begründung so schwerer Beschuldigungen gegen einen Mann, den ein großer Theil des deutschen Volks als einen der Besten der Nation zu verehren pflegt, der unserer Jugend als Vorbild vor Augen gestellt wird, der noch immer das Entzücken der Zuhörer in unsern Theatern hervorruft, und dessen kritische Urtheile bei vielen eine Art von kanonischer Gültigkeit besitzen? Zunächst ist dem Verfasser zuzugestehen, daß er sich seine Beweisführung nicht leicht gemacht hat und mit einer Gründlichkeit zu Werke gegangen ist, die, mag man über den Werth seiner Arbeit denken, was man will, nicht hoch genug anerkannt werden kann. Albrecht hat für seine Zwecke nicht nur die größeren und kleineren deutschen Bibliotheken sorgfältig durchstöbert, sondern hat auch, da seine Bemühungen bei diesen, bei ihrer bekannten Armseligkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur, vielfach keinen Erfolg hatten, mit Hülfe unseres hochentwickelten antiquarischen Buchhandels im Auslande die nöthigen Hülfsmittel aufgetrieben und hat sich schließlich, wo diese für Geld nicht mehr zu haben waren, durch Abschriften nach den Originalen des Britischen Museums in ihren Besitz gesetzt. Auf diese Weise hat er einen Schatz werthvollsten literarhistorischen Materials um sich vereinigt, um den ihn manche große öffentliche Sammlung beneiden kann und der hoffentlich auch für die Zukunft in einer Hand zusammengehalten werden wird.

Eine andere Frage aber ist die, ob Albrecht diesen mit kundiger Hand und mit seltener Energie aufgehäuften Schatz in der richtigen Weise zu verwerthen verstanden hat. Nach dem uns als Probe vorliegenden Hefte zu urtheilen, sind wir nicht in der Lage, diese Frage zu bejahen. Albrecht beschäftigt sich in ihm mit einer Prüfung von Lessing's Sinngedichten, für welche er durchgehends Parallelstellen aus andern Dichtern anführt. Er bereichert damit die zuerst von Haug im „Neuen deutschen Merkur" vom Jahre 1793 eröffnete und von andern, z. B. von August Müller im ersten Bande des „Archivs für Literaturgeschichte", weitergeführte Untersuchung nach Lessing's Quellen nicht unerheblich, erbringt aber nirgends den Beweis des Plagiates, da er uns nicht glauben machen kann, daß Benutzung und Uebertragung fremder Vorlagen gleichbedeutend mit Plagiat sei. Wenn Lessing bei dieser „Gegenfratzung" wirklich als Plagiarius erschiene, dann wären die meisten der von Albrecht citirten Autoren derselben Anklage verfallen, dann wäre überhaupt die ganze frühere Epigrammenliteratur ein einziger Haufen von Plagiaten, denn vom Alterthume her durch das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit hinein hat kein Dichter sich gescheut, die Gedanken seiner Vorgänger wieder aufzunehmen und sie in seiner Weise neu vorzutragen. Auf

letzteres aber kommt es hier allein an. Bei dieser Art der Literatur ist der Stoff der Hauptsache nach gegeben, da er wie überhaupt bei allem Witze, der nicht als Situationswitz zu bezeichnen ist, eng begrenzt ist. Es kommt nur auf die Form an, auf die Art und Weise des Ausdrucks, vor allem darauf, wie die „Pointe" hervortritt. In diesem Punkte aber ist Lessing ein Meister, der die meisten seiner Vorgänger oft um mehr als Haupteslänge überragt, wie sich jeder aus Albrecht's Zusammenstellung überzeugen kann. Mit wenigen, aber treffenden Worten sagt er oft mehr als seine Vorbilder in langen und breiten Ausführungen; er gibt dem Gedanken erst seine classische, endgültige Form, besser, als er ihn ausgesprochen, ist er überhaupt nicht in Worte zu fassen. Auch da, wo er direct aus einer fremden Sprache übersetzt, weiß er Ausdrücke und Wendungen zu finden, die dem Original vollkommen gleichstehen und eben durch ihre glückliche Wahl gleichwerthig mit dem Original werden.

Diesen Beweis mit noch nicht dagewesener Gründlichkeit erbracht zu haben, ist das unbestrittene Verdienst Albrecht's; aber er ist das gerade Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hat: er wollte Lessing durch seine Zusammenstellung zum Plagiator herunterdrücken und hat nur aufs neue die Schärfe und Schlagfertigkeit seines Geistes dargethan.

Es ist daher zu bezweifeln, ob es ihm gelingen wird, zu beweisen, daß Lessing's übrige Schriften, vor allem seine dramatischen Werke und sogar die nicht poetischen Werke im wesentlichen „fremdhirniges Erzeugniß" sind. Was er uns in dem unseren Hefte beigegebenen Prospekte davon für Beispiele bietet, ist so wenig von Belang, daß wir viel stärkere Proben verlangen, wenn wir uns seiner Ansicht anschließen sollen. Daß ein Autor von Lessing's Belesenheit in seinen eigenen Werken zahlreiche Erinnerungen an seine Lektüre aufweisen wird, darüber braucht sich niemand zu wundern. Auch ist es seit langem bekannt und von Lessing selbst offen ausgesprochen worden, daß er kein eigentlich schöpferisches Genie war, und daß er, wie er sich ausdrückt, „alles durch Druckwerk und Röhren aus sich heraufpressen und fremde Schätze bescheiden borgen mußte". Man kann daher, wie das Erich Schmidt in seiner Lessing-Biographie gethan hat, Lessing's Arbeitsweise als „musivisch" bezeichnen, wird aber den Vorwurf des Plagiates weit abweisen müssen.

Wollte man diesen wirklich begründen, so müßte man in erster Linie darthun, daß Lessing in den Grundideen seiner Werke unselbständig gewesen sei. Dieser Beweis wird sich aber schwerlich erbringen lassen. Denn auch da, wo Lessing sich in wesentlichen Dingen von fremder Seite hat anregen lassen, ist er in der Durchführung und Wendung der Idee ganz originell, wie das z. B. Kuno Fischer beim „Nathan" so schön dargelegt hat. Der Vorwurf des „Plagiates" ist in künstlerischen Dingen, bei denen auf das Wie der Ausführung schließlich alles ankommt, sehr mit Vorsicht zu erheben. Sonst ist Rafael ein Plagiator an Perugino und an Mantegna geworden, trifft Overbeck, Cornelius und Schnorr derselbe Vorwurf in Bezug auf die Präraffaeliten und die altdeutschen Maler, ist überhaupt die ganze religiöse Malerei ein fortgesetztes Plündern und Berauben fremden geistigen Eigenthums. Man muß daher bei solchen Beschuldigungen vor allen Dingen erst genau den Begriff des Plagiates feststellen und dann die weitere Vorfrage erledigen, wie weit es ein Künstler oder Dichter verstanden hat, das von Fremden entlehnte Gut sich zu eigen zu machen. Letzteres ist aber Lessing in so hohem Grade gelungen, daß man mit vollem Recht auf seine Werke das Wort anwenden kann, das, irren wir nicht, einst Geibel seinen Gegnern zurief:

Woher ist dies und das genommen,
Was geht's euch an,
Wenn es nur meine ward?

A. Hermann.

Aus den Briefen zweier Könige.

König Ludwig I. von Baiern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Von L. Trost. Bamberg, Buchner. 1891. 8. 6 M.

Actenmäßige Beiträge zur Zeitgeschichte sind immer und überall willkommen, — auch da, wo sie in unzweckmäßiger Form veröffentlicht werden und wo sie Gegenstände von nur bedingter Wichtigkeit betreffen. Das gilt auch von der vorliegenden Veröffentlichung, die in nicht allzu ferner Zukunft unter die Wunderlichkeiten des deutschen „fin du siècle" gezählt zu werden einige Aussicht hat. Rathschläge und gute Wünsche, die ein zur Niederlegung seiner Krone veranlaßter König einem andern, gewaltsam zur Abdankung genöthigten Könige übermittelt und die nichtsdestoweniger in der Absicht gedruckt worden sind, „um dem bairischen Volke (sic) in dem Herzen des Vaters auch das edle Herz des Sohnes schauen zu lassen", gehören unzweifelhaft unter die literarischen Ausnahmeerscheinungen. Daß König Ludwig I. ein in seiner Weise bedeutender und achtungswürdiger Herr, sein Sohn Otto ein wohlmeinender (oder wie man seinerzeit sagte, „wohlintentionirter") Regent war, bestreitet niemand: den gekrönten Ritter der Lola Montez zum Musterbilde aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden, den letztern zum Retter Griechenlands zu machen und das unglücklichste politische Experiment vormärzlicher Zeit unter dem Gesichtspunkte bairisch-wittelsbachischer Gemüthlichkeit abzuhandeln, gehört nichtsdestoweniger unter Dinge, die heute weniger denn je am Platze sind. Vollends unglücklich wird die Sache

dadurch, daß der Herausgeber nur Auszüge und Bruchstücke mittheilt, daß er seine Auswahl nicht nach Gesichtspunkten des geschichtlichen Interesses, sondern nach solcher familienhafter Pietät getroffen und daß er zur Vervollständigung die Berichte zumeist höchst unglücklich gewählter Zeugen herangezogen hat. In dem nämlichen Sinne ist des Verfassers eigene Darstellung der in dem Briefwechsel erörterten griechischen Ereignisse gehalten. In Schriften für „die reifere Jugend" lassen Dinge von geschichtlicher Bedeutung sich allenfalls unter Voranstellung ihrer gemüthlichen Ausgiebigkeit behandeln: für Publicationen königlicher „Geheimer Haus- und Staatsarchivare" sollte diese Methode ausgeschlossen sein. An der Trost'schen Darstellung der Regierungsgeschichte König Otto's Geschmack zu gewinnen, ist für Leser, die auch nur die bezüglichen Abschnitte des Conversations-Lexikons studiert haben, geradezu unmöglich. Wenn Vorgänge, die so genau bekannt sind, wie die Armansperg-Maurer'schen Streitigkeiten, nach dem Maße bairischer Gesinnung der griechischen Regentschaftsglieder beurtheilt, die politischen Fähigkeiten der Königin Amalie nach dem Grade ihrer Zärtlichkeit für den königlichen Schwiegervater bemessen und Ludwig's I. bajuvarische Regierungsrecepte auf neugriechische Zustände angewendet werden, so bedeutet das Zumuthungen an die politische Unschuld Deutscher des 19. Jahrhunderts, denen bei bestem Willen und vollendeter Loyalität nicht mehr nachgekommen werden kann. Verwundern kann es niemand, daß der Fürst eines binnenländischen deutschen Mittelstaats nicht der Mann ist, die schwierigen Aufgaben hellenischer Staatskunst richtig zu fassen, und daß sein in dem friedlichen Baierlande zum nachgeborenen Prinzen erzogener Sohn nicht das Zeug besessen, mit dem verwildertsten Volke Südeuropas fertig zu werden. Desto fragwürdiger erscheint das Unternehmen, diese Unzureichendheiten durch einen Briefwechsel zu illustriren, dessen gemüthlicher Gehalt schlechterdings keinen Ersatz für den Mangel sachgemäßer Behandlung der erörterten Gegenstände bietet. Die „Gemüthlichkeit" dieser Beziehungen zwischen Vater und Sohn wird übrigens einmal empfindlich unterbrochen, und zwar an dem bekannten Punkte, an welchem „Gemüthlichkeiten" überhaupt aufzuhören pflegen, nämlich an dem Geldpunkte, der Vater und Sohn (ohne ihr directes Verschulden) in außerordentlich peinliche Verhältnisse brachte. Die Ausführlichkeit, mit welcher die Angelegenheit des bairischen Darlehens von 1835 und 1836/37 behandelt wird, erscheint um so auffälliger, als andere Dinge, in denen die Personen König Otto's und seiner Gemahlin ungleich stärker betheiligt waren, mit Stillschweigen übergangen werden. Wen hätte nicht interessirt, über den Zusammenstoß des Königs mit dem türkischen Gesandten Musurus (1841), über den anti-tomistischen Streit (1851), über des Königs persönliche Stellung zur ionischen Angelegenheit (1859), über das Attentat des Drusios (1861) u. s. w. Ausführliches von der Hand der hohen Betheiligten selbst zu hören? Unzweifelhaft hat der pietätvolle Sohn dem besorgten Vater über diese wichtigsten Vorgänge seiner dornenvollen Laufbahn pünktlich berichtet und bei solcher Gelegenheit Einzelheiten mitgetheilt, welche Aufklärungen von Belang zu bieten vermocht hätten. Von dem allen ist mit keiner Silbe die Rede, — rücksichtlich des tragischen Ausgangs der gesammten griechischen Unternehmung aber begnügt der Verfasser sich mit dem Wiederabdrucke von „Erinnerungen" eines „Honorar-Consuls für verschiedene Mächte, Herrn Kollmünzer", deren Mangel an Zeitfolge, Zusammenhang und Anschaulichkeit geradezu unübertroffen genannt werden kann.

Das Trost'sche Buch ist dem Minister von Müller gewidmet, die in demselben niedergelegte „Herzensoffenbarung" als Beitrag zur Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten gedacht. Ob das wol ausreichend sein wird, dieser Veröffentlichung auch nur in Baiern eine dankbare Aufnahme zu sichern?

Politische und unpolitische Broschüren.

1. Bismarck und die deutsche Nation. Von ***. Leipzig, Renger. 1890. Gr. 8. 1 M.
2. Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht. Ein rückhaltloses Wort zur Reform der deutschen Reichsverfassung von Wolfgang Eisenhart. Halle a./S., Fricke. 1890. Gr. 8. 75 Pf.
3. Mene, Mene, Tekel, Upharsin! Briefe des Ta-o-tse und La-i-fo. Leipzig, Renger. 1890. Gr. 8. 2 M.
4. Der internationale Socialismus von 1883 bis 1890 von L. Winterer. Genehmigte Uebersetzung aus dem Französischen von Johannes Berg. Köln, Bachem. 1891. Gr. 8. 2 M.
5. Ich will dem Kaiser Rede stehen. Berlin, Zoberbier. 1891. Gr. 8. 1 M.

Der ungenannte Vertheidiger Bismarck's (Nr. 1) gegen die Angriffe der Conservativen, des Freisinns, der Demokratie und des Centrums hebt besonders hervor, daß gerade conservative und halbconservative Stimmen über den entlassenen Reichskanzler hergefallen seien, seine innere Politik misbilligt und von einer Kette verhängnißvoller Fehler und Misgriffe gesprochen hätten, deren Wirkung in den Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 zum Ausdruck gelangt sei. Die „Kreuzzeitung" erhob die schwersten Vorwürfe gegen Bismarck und fand in den Unterredungen, welche derselbe in Friedrichsruh mit Personen verschiedener Stellung und Nationalität führte, eine Verletzung des monarchischen Gefühls, ein Frondiren gegen den Kaiser, eine Opposition gegen seinen Nachfolger. Ein übereifriger und kurzsichtiger Militärgeistlicher in Hannover sprach Bismarck geradezu die „deutsche Treue" ab und

stellte ihm das Verfahren Stein's als Vorbild hin, welcher, von seinem König in das Ministerium zurückberufen, willig folgte. Daß Bismarck, wenn er in einer Noth des Vaterlandes gleichfalls zurückberufen würde, auch sofort unbedingt folgen würde, darüber ist wol unter verständigen Menschen kein Zweifel. Der Verfasser kann, wie er es auch thut, die Grundlosigkeit solcher Behauptungen nicht schlagender darlegen, als indem er auf die Haltung Bismarck's gegenüber vier Königen hinweist, von 1848 bis 1890, und zeigt, wie derselbe überall, wo es noththat, für seinen König in die Bresche trat, wie er niemals und nirgends ein höheres Streben kannte als das, das Wohl seines Vaterlandes und die Größe der Hohenzollern-Dynastie zu fördern, wo und wie er nur konnte. Die zuständigsten Beurtheiler der Handlungsweise Bismarck's, die vier letzten preußischen Könige, haben sich über dessen Treue und opferwillige Hingebung in einer Weise ausgesprochen, wie kaum irgendein Monarch über seinen leitenden Minister. Schließlich sagten die Gegner: „Mit Bismarck's Inventar muß jetzt gründlich aufgeräumt werden." Das wird die neue Regierung wol unterlassen; denn hier handelt es sich um ein Inventar, wie es in ganz Europa kein kostbareres gibt. Wir erwähnen nur das einzige Inventarstück: die Einigung der deutschen Staaten und die Gründung des Deutschen Reiches. Oder gehört das auch schon zum alten Plunder?

In dem Ergebnisse der letzten Reichstagswahlen erkennt Wolfgang Eisenhart (Nr. 2) nicht das wahre Urtheil der deutschen Nation, sondern nur die Folge der unausrottbaren deutschen Parteisucht, der schlimmen partikularen und kirchlichen Erbschaften unserer Vergangenheit und jenes „unhaltbaren" Wahlsystems, das, in einem kritischen Momente unserer Geschichte als Augenblickstrumpf im Dienste der auswärtigen Politik eingeführt, allem Princip der vertheilenden Gerechtigkeit, allen Erfahrungen der Geschichte widerstreite. Man könne daher nicht sagen, der Reichstag repräsentire das deutsche Volk; denn unsere bürgerliche Gesellschaft sei keine demokratische, sondern gruppire sich sehr scharf nach Besitz und Bildung, und gerade danach habe man bei Berathung des Wahlmodus nicht gefragt. Der Fehler liege darin, daß man den Grundsatz des Aristoteles: „Gleiches für Gleiche, Ungleiches für Ungleiche!" nicht angewandt habe. Während der Staat auf allen andern Gebieten Bildung, Erfahrung, bewährte Tüchtigkeit bevorzugt, sollen diese Vorzüge nur in der Politik nichts gelten und jeder ohne weiteres mit gleichem Maße gemessen werden, sodaß bei den Wahlen die Entscheidung in den Händen der Unbildung liegt und die Gebildeten, welche in den meisten Wahlbezirken die Minderheit ausmachen, den Candidaten der ungebildeten Massen sich gefallen lassen müssen. Diese Massen folgen lieber den gleißenden Versprechungen der Demagogen, welche ihnen viele Lasten abnehmen und viele Genüsse zuweisen wollen, als den Mahnungen der wahren Patrioten, welche die Liebe zum Vaterlande und die Nothwendigkeit großer Ausgaben fürs Vaterland betonen und es nicht für ehrenhaft halten, Unmögliches zu versprechen. Bei solchen Ansichten hält der Verfasser eine Reform der deutschen Verfassung für nothwendig, in welcher die Grundsätze, daß dem Besitze und der Intelligenz ein höherer Einfluß als bisher eingeräumt und die urtheilslose Menge in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden müsse, zur Geltung kämen. Dies wäre nur möglich, wenn der Reichstag eine Vertretung von Berufsständen wäre und neun Gruppen geschaffen würden, von welchen jede die gleiche Zahl von Abgeordneten zu wählen hätte und die sogenannten arbeitenden Klassen die letzte Gruppe bilden würde, die an Einfluß gegenüber den andern acht Klassen wie eins zu acht stände, somit keinen Ausschlag gebe. Habe diese Reform keine Aussicht auf Annahme, so solle man das preußische Dreiklassensystem annehmen, und wenn man sich auch dazu nicht entschließen könne, so solle man dem gefährlichen Systeme des allgemeinen Wahlrechtes dadurch die schlimmsten Spitzen abbrechen, daß man die geheime Abstimmung abschaffe und die Altersgrenze vom 25. auf das 30. Lebensjahr hinausschiebe. So sehr auch die Kritik, welche der Verfasser an dem allgemeinen Wahlrechte ausübt, nicht unbedingt zurückgewiesen werden kann, so ist doch andererseits daran festzuhalten, daß Bismarck, welcher am 28. März 1867 bei der Gründung des Norddeutschen Bundes das allgemeine Wahlrecht mit einer längern Rede einführte, mit einer nach Berufsständen gegliederten Vertretung, wie sie vor 1830 in so vielen deutschen Kleinstaaten eingeführt war, nicht vor den Reichstag hätte treten dürfen. Er fühlte sich an das allgemein anerkannte Reichswahlgesetz von 1849 gewissermaßen gebunden, glaubte, wie er selbst sagte, bei der Diätenlosigkeit dieses Zugeständniß der Nation schuldig zu sein, besonders die Süddeutschen dadurch zu gewinnen und bedeutendere Persönlichkeiten in das Haus zu bringen. Daß nicht alle Hoffnungen sich erfüllten, gereicht nicht ihm zum Vorwurfe, sondern der Nation, welche in ihrer Mehrheit das in sie gesetzte Vertrauen auf die Länge so wenig rechtfertigte und lieber von der rothen und schwarzen Demagogie als von dem Führer des neuen Deutschland sich leiten ließ.

Der ungenannte Verfasser der Schrift „Mene, Mene, Tekel" (Nr. 3) gibt derselben die Form eines Briefwechsels, bei welchem der chinesische Minister der innern Angelegenheiten, Ta-o-tse, nach den politischen und socialen Verhältnissen Deutschlands fragt und der in Deutschland weilende chinesische Cabinetsrath La-i-so die Fragen beantwortet, freilich in einer Weise, die einer Täuschung wenig Vorschub leistet; denn Herr La-i-so zeigt sich so vertraut mit allen Verhältnissen Deutschlands, bezw. Europas, daß man ihm unbedingt ein Reichstagsmandat oder die Leitung einer größern deutschen Zeitung anvertrauen könnte. Auf die Frage über den Ausfall der Februarwahlen und über den Rücktritt Bismarck's weist der Cabinetsrath hin auf die allgemeine Unzufriedenheit, auf die politische Zerfahrenheit, auf die Wirkungen des allgemeinen

Wahlrechts und auf das Scheitern der Bismarck'schen Kirchenpolitik. Er schildert trefflich die in allen Ständen herrschende Genußsucht und den Luxus, das Proletariat in den großen Städten und findet den Grund, weshalb die Landbevölkerung den Städten und Industriecentren zuströmt, darin, daß der Bauer im größten Theile des Jahres mehr arbeiten muß als der Fabrikarbeiter, daß letzterer nicht immer so sehr gebunden ist und in bestimmten Terminen baares Geld bekommt, mit dem er anfangen kann, was er will; das ist nun freilich für ihn eine gefährliche Verlockung, der wenige widerstehen können; die meisten verfallen in kurzer Zeit der Liederlichkeit und der Socialdemokratie. In der letztern, welche sich theilweise aus den Kreisen der schlecht besoldeten Beamten rekrutirt, sieht der Verfasser eine große Gefahr für Deutschland und warnt sehr vor längerm Zuwarten und vor der Nachgiebigkeit des laisser-aller, da der Socialismus, sobald er seine Organisation vollendet, die Landbevölkerung in seine Kreise hereingezogen und mit seinen communistischen Ideen auch einen Theil des Heeres angesteckt hat, den Kampf gegen die übrige Gesellschaft eröffnen und erbarmungslos dreinschlagen würde. Deutschland, meint der Verfasser, welches durch seine glücklichen Kriege und durch seine geschickte Diplomatie die führende Macht in Europa geworden ist, hätte mit dem Kriege gegen Frankreich nicht warten sollen bis dieses selbst angreife, sondern über dasselbe herfallen sollen, so lange es sein neues Gewehr noch nicht hatte und Rußland noch keine Truppen an den Grenzen gelagert hatte und durch den Balkanzug noch geschwächt war. Auch nach Errichtung des Dreibundes wären die Aussichten für einen Angriffskrieg noch günstig gewesen. Das sei jetzt vorbei, der günstige Augenblick sei verpaßt. Wir halten dieses Verfahren Bismarck's nicht für einen staatsmännischen Fehler, stimmen vielmehr unserm frühern Reichskanzler bei, wenn er sagte, der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht unvermeidlich sei und späterhin unter ungünstigern Verhältnissen geführt werden könnte, habe ihm immer ferngelegen und er habe ihn immer bekämpft; für das deutsche Volk sei die Möglichkeit eines spätern Kriegs kein casus belli, und was die Zukunft bringe, wisse niemand.

In der Schrift über den „internationalen Socialismus" (Nr. 4) bespricht Winterer, Pfarrer und Kanonicus in Mülhausen im Elsaß und Reichstagsabgeordneter, zunächst die Thätigkeit der internationalen Socialisten-Congresse, welche im Juli 1889 in Paris getagt haben. Er legt ihnen eine große Wichtigkeit bei, da das Band, welches die Socialisten aller Zungen seit lange verbindet, auf diesen Congressen fester geknüpft und der Weg, auf welchem sich in allen Ländern die socialistische Bewegung vollzieht, dort vorgezeichnet und verabredet wurde. Der Verfasser schildert die Thätigkeit dieser Congresse, wovon der eine der der Marxisten, der andere der der Possibilisten war, und theilt die angenommenen Resolutionen mit, welche sich hauptsächlich auf die Fürsorge für den Arbeiterschutz beziehen. Die deutschen Delegirten, deren es 82 waren, worunter 11 Reichstagsabgeordnete, schlossen sich an die Marxisten an und übernahmen dort die führende Rolle. Liebknecht nebst dem Franzosen Vaillant hatte den Vorsitz. Man war einig darüber, daß die Proletarier der ganzen Welt unter der Führung der deutschen Socialdemokratie sich vereinigen sollten. Daß diese Congresse die internationale Organisation des revolutionären Socialismus ihrer Verwirklichung einen bedeutenden Schritt näher geführt haben, ist unbestritten. Darauf verfolgt der Verfasser die verschiedenen Erscheinungen der socialistischen Bewegungen in den verschiedenen Ländern Europas und in Amerika, spricht von dem Programme der Anarchisten, von der am 1. Mai von den Arbeitern beobachteten Disciplin und von der Unklarheit der socialistischen Führer über die Organisation der zukünftigen Gesellschaft und über die Möglichkeit der Durchführung ihrer abenteuerlichen Phantasien. Bei aller Verschiedenheit der einzelnen Gruppen hinsichtlich einzelner Sätze ihres Programms sind sie doch alle darin einig, daß sie die jetzige Gesellschaft hassen und für die Vernichtung reif halten. Auf dem Friedhofe Père-Lachaise am Grabe der Communarden tauschten die socialistischen Delegirten den Schwur, ihr Leben daran zu setzen, um die Rechte der Besitzlosen zu schützen. Schließlich fragt der Verfasser, wohin das führen solle, wenn der Socialismus die Leitung der Arbeiterwelt gewinne und das ländliche Proletariat auf seine Seite bringe. Ja dann sind wir verloren; denn dann ist unser Heer nicht zuverlässiger als die französischen Heere in allen Revolutionen. Der Verfasser mahnt mit Recht die heutige Gesellschaft, den Staat, die Arbeitgeber und die Arbeiter, kurz alle, deren Beruf sie in Berührung mit der socialen Frage führt, sie sollten das Evangelium der Liebe, der Duldung, der Versöhnung walten lassen und das Glück nicht blos im materiellen Wohlbehagen, sondern hauptsächlich in der Befriedigung des Herzens und des Gewissens suchen. Wenn er aber in erster Linie die religiösen Congregationen und Orden anruft, so geht unsere Ansicht dahin, daß unsere Weltgeistlichkeit vollständig für die Ausübung dieses Friedensdienstes genüge; denn die Zustände in Belgien haben uns ungläubig gemacht. Aber mit Freuden stimmen wir, gegenüber dem Sammelruf des Socialismus: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" ein in das Feldgeschrei: „Christen aller Länder, schließt euch zusammen!"

Auch der ungenannte Verfasser der Schrift: „Ich will dem Kaiser Rede stehen" (Nr. 5) beschäftigt sich mit dem Socialismus und sucht Mittel zur glücklichen Lösung der socialen Frage. Er sieht in der Socialdemokratie nicht blos eine Bewegung der materiellen Begehrlichkeit, sondern zugleich ein Streben nach Persönlichkeit, nach sittlicher und menschlicher Hebung der Verhältnisse. Gegen die Geltung des Menschen als Maschine lehne sich die persönliche Würde auf, und es sei ja die göttliche Aufgabe des Christenthums, den Menschen zur Persönlichkeit zu erziehen.

Die protestantische Kirche hätte, wenn sie neben ihrem Artikel vom Glauben den Artikel der Liebe gehabt hätte, dieses Streben rechtzeitig erkennen können, und auch jetzt sei es noch Zeit, das Versäumte nachzuholen. Der Atheismus der Socialdemokratie sei nicht aus ihr selbst hervorgegangen, sondern sie habe ihn fix und fertig überkommen von der naturalistischen und materialistischen Philosophie dieses und des vorigen Jahrhunderts und von der materialistischen Naturforschung unserer Zeit. Hier habe die protestantische Kirche, welche einseitig die Lehre vom Glauben betone, einzusetzen. (Dem Verfasser scheint der Artikel der Heiligung unbekannt. D. Red.) Dem Ideale von der Rechtfertigung durch den Glauben fehle das Leben; die Johanneische Liebe müsse dazutreten, und es sei unbedingte Pflicht der protestantischen Kirche, mit dem unbedingten Vertrauen in die Macht derselben unserm Kaiser zu helfen, die Wohlfahrt zunächst des eigenen Landes zu sichern. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Darlegungen manche Wahrheit enthalten und daß weite Kreise der Gesellschaft es längst verlernt haben, in dem Enterbten noch den Menschen zu erkennen, geschweige noch den Nächsten zu lieben.

Wilhelm Müller.

Natur- und Lebensbilder.

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Zweite Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 5 M. 40 Pf.

Daß diese Schilderungen und Stimmungsbilder, die ein Freund des allzu früh Verstorbenen herausgegeben hat, wenn auch nicht binnen 12 Monaten 24 Auflagen, so doch nach 5 Jahren die zweite erleben, ist immerhin recht erfreulich. Der Herausgeber findet ihre Bedeutung vorzugsweise darin, daß sie in die geistige Werkstatt blicken lassen, aus der Stieler's Gedichte hervorgegangen sind. Hoch über dieser persönlichen und literarischen Bedeutung aber steht uns eine andere, die mit dem Worte „culturgeschichtlich" nur sehr unvollkommen ausgedrückt werden würde. Alle tiefer Blickenden und Empfindenden bewegt heutigentags die Sorge, wie wol aus dem Culturreichthum und der Gelehrsamkeit unserer Tage das Menschenthume gerettet werden könne. Und da bereitet es uns nun die herzlichste Freude zu erfahren, daß es in Europa, ja im deutschen Vaterlande noch Winkel gibt, wo echte, natürliche, frische, fröhliche, glückliche Menschen leben. Freilich mischt sich in die Freude der trübe Gedanke: auf wie lange wol noch? Karl Stieler selbst sieht in dieser Beziehung der Zukunft getrost entgegen. In der Beschreibung der Leonhardsfahrt in Tölz 1879 heißt es S. 210:

Heftig brauste der Wind — soll er ein Symbol sein, daß der scharfe Wind der neuen Zeit mit seinen eisig scharfen Gedanken auch den letzten Rest vergangener Tage und den letzten Zauber volksthümlichen Lebens dahinnimmt? Nimmermehr! — Die neue Zeit braucht jetzt die alte nicht mehr zu fürchten — im Gegentheil, die Kraft der Gegenwart liegt wieder im Bewußtsein der Vergangenheit.

Aber dieser Trost gilt doch nur, so weit die Politik in Betracht kommt. Das neue Reich allerdings thut an sich dem Volksleben keinen Abbruch, und auch die Oberbaiern haben im Jahre 1870 die „Wendung durch Gottes Fügung" jubelnd begrüßt; der kühne Jägerbursche von Schliersee, der in grimmig kalter Winternacht den halsbrechenden Gang über den Spitzing wagt, um dem eingeschneiten Förster in der Kaiserklause die Botschaft zu bringen, daß Paris capitulirt hat, das Hoch der Holzknechte zu Kreuth auf das geeinte Vaterland, der Moltkemarsch des alten Zitherspielers Bartel und andere Leute und Kundgebungen, von denen Stieler erzählt, bezeugen es: auch ist ja derselbe Stieler, der mit so inniger Liebe an seinem Bergvolke hängt, zugleich ein ehrlicher liberaler Reichsdeutscher. Und während er gegen die katholische Kirche, deren Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes er bereitwillig anerkennt, ganz und gar nicht eingenommen ist, wendet er sich mit aller Entschiedenheit gegen den fanatischen Theil ihres Klerus, der die Anhänglichkeit des Volkes für persönliche und Standesinteressen ausbeutet und im Staate nur einen gefährlichen um jeden Preis zu bekämpfenden Concurrenten sieht. Also von der deutschen Einigung droht dem bairischen Volksleben keine Gefahr, lebt ja doch in ihr das alte deutsche Volksthum wieder auf.

Aber die verneinenden Mächte der modernen Bildung, der wirthschaftliche Interessenkampf und die Polizeigewalt, die aus jedem Fortschritte der leidigen Socialdemokratie neue Stärkung schöpft — das alles drückt auf jene abgelegenen Landstriche mit um so größerer Wucht, in je engere Verbindung sie mit dem großen Ganzen treten. Wie lange wird es im Hochlande noch Bauern geben, die, wenn sie bei der Thierschau außer dem Ehrenpreise auch einen Sack voll Thaler erhalten, sich der Annahme des letztern mit den Worten weigern: „Dös braucht's nit!" (S. 14.) Wie lange noch wird Gutherzigkeit mit Freiheit gepaart allen Kindern, sogar den armen Waisen, eine sonnige Jugend bereiten, ohne daß sich die Obrigkeit darum zu kümmern braucht, weil die Leute im Ganzen wie jene alte arme Ziehmutter denken: „O mei', was hätt' denn so an armes keines Kind, wenn's d' Lieb' nit hätt'?" (S. 310). Wie lange wird jener Frohsinn noch walten dürfen, die jede Bauernstube und jede Wiese, wo zufällig ein halbes Dutzend Burschen und Mädchen zusammentreffen, sofort zum Tanzsaale macht? (In Norddeutschland gibt es Gegenden, wo den jungen Leuten das Tanzen nur dreimal im Jahre gestattet wird.) Oder gar ein Ausdruck solch ordnungswidriger Gesinnung, wie das Liedlein:

Und in meiner Revier
Da g'hört jeder Hirsch mein,
Und es wird mit die Dirnd'ln
Schon auch a so sein? (S. 300.)

Denn das singt ja nicht ein Schlafrocksdichter, sondern einer jener Burschen, denen es „sakrischer" Ernst ist mit allem, was sie singen und sagen. Nur so lange sie Trauer haben, verstummt ihr Juhschrei, und müßte er für immer verstummen, so wäre ihr ganzes Leben eine Trauerzeit. „Wenn i' nimmer pfeifen kann", sagt jener alte Senn, der drei Vorderzähne verloren hat, „na' is mei ganze Lustbarkeit dahin, und wennst nimmer lustig bist, na' hat ja 's Leben koan Werth." (S. 12.) Und, hätte der alte Senn wahrscheinlich hinzugefügt, wenn er in der Welt Bescheid wüßte: dann setzest du dich hin, fängst an zu grübeln und wirst ein verbissener Socialdemokrat.

Wo er die Macht des Klerus zu erklären versucht, sagt Stieler S. 350:

Der Grundfehler ist, daß der Begriff des Staates, der Sinn für das Ganze so wenig entwickelt ist. . . . Jedes Opfer, das der Staat ihm auferlegt, hält der Bauer nicht für ein Opfer, das er dem Ganzen bringt, sondern für eine Belästigung, für eine Chikane, die dem Einzelnen angethan wird.

Vielleicht ist es doch nicht das Opfer, das Geld- oder Blutopfer, was den Bauern, auch außerhalb Baierns, oft staatsscheu macht, sondern die Furcht vor wirklicher Chikane. Die Beziehung zum Staate wird durch die Bureaukratie vermittelt, und alte Erfahrung lehrt, daß die Bureaukraten das Nothwendige selten ohne unnöthige Chikane zu leisten vermögen. So machen sie jede Wohlthat zur Plage. Der schlichte Bauer sagt sich, daß der Zweck des Ganzen doch nur die Wohlfahrt aller Einzelnen sein könne, und er findet, daß der Staat mit allem Aufgebot von Schreibwerk und Geld den Städtern jenes Maß von Wohlergehen nicht zu verschaffen vermag, das er, der freie Sohn der Berge, desto reichlicher genießt, je weniger sich der Staat seiner annimmt. Und es sind nicht etwa die animalischen Güter eines gesunden starken Leibes, sinnlichen Behagens und einer fast zügellosen Freiheit, deren er sich erfreut, sondern zugleich auch jene Schnellkraft und Gelenkigkeit des Geistes, die sich in seinen Stegreifgedichten, in seinen schlagfertigen Antworten, in seiner „Schneid'" offenbart; es ist auch jene Gemüthstiefe, jene Feinheit des ästhetischen und religiösen Empfindens, die unserm Stieler beim Passionsspiele den Ausruf entlockt: „Wie können schlichte Landleute zu solcher Höhe seelischer Wirkung sich aufschwingen?"

Nun, hoffen wir, daß der bisjetzt ungeschlichtete Zwiespalt zwischen den Forderungen der Cultur und des Staates einerseits und den Bedürfnissen des Gemüthes andererseits zuletzt doch noch eine glückliche Lösung finde! Jedenfalls gehört beim Ueberwiegen der ersten beiden Elemente ein Volksstamm, in dem das dritte noch fast allein herrscht, zu den werthvollsten Besitzstücken unsers deutschen Vaterlandes. Zuweilen schläft auch der gute Stieler-Karl. In einem solchen Nickerchen ist ihm das scheußliche und lächerliche Wortungeheuer „Inangriffnahme" aus der Feder gekrochen — wahrscheinlich hatte er vorm Einnicken einen Zeitungsbericht über die Aussichten einer projectirten Eisenbahn gelesen. Der Herausgeber hätte aus Pietät gegen den Mann, der so ganz im gesunden Volke lebte und webte, diese kranke Ausgeburt der Schreibstube ausmerzen sollen. Entschädigung genug für diese eine Missgeburt findet man ja in den zahlreichen prächtigen Wortbildungen, die das Buch enthält, und unter denen „Paradachel", aus Parapluie und Regendach, zwar nicht die correcteste, aber wol die drolligste ist.

Karl Teutsch.

Feuilleton.

Ein alter lieber Freund aus frühen Jugendjahren kommt nach langer Zeit uns wieder zu Gesicht, freilich auf den ersten Blick etwas fremdartig ausschauend im modernen und reichgeschmückten Gewande, aber bei näherem Anscheine rasch wieder vertraut als der anmuthige, poetisch gestimmte und oft scherzhafte Plauderer. Wilhelm Hauff liegt statt im schlichten Duodezbändchen, wie er in unserer Erinnerung lebt, heute vor im Lexikonoctav des ersten Heftes der illustrirten Ausgabe seiner Werke, wie sie, vom neuerdings vielgenannten schwäbischen Literaturhistoriker Dr. Cäsar Flaischlen besorgt, in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheint. „Lichtenstein" eröffnet wie billig die Reihe der fesselnden Erzählungen, die Zahllose schon erquickt haben und noch viele Geschlechter fesseln werden. Mögen diese denn, verwöhnter als wir, den werthen Dichter in der prächtigeren Ausstattung genießen und sich freuen an der gelungenen Versinnlichung der geschilderten Auftritte durch tüchtiger Künstler Hand. Mit den vorliegenden Proben, die zum Theile auch dem Texte schon vorgreifen, können wir unsere Zufriedenheit bezeugen. Ein Misliches ist ja mit diesen illustrirten Prachtausgaben unserer Dichter verbunden; man ist durch sie ans Lesen im Hause gefesselt; der Band läßt sich nicht in die Tasche stecken und im Waldesgrün auf dem Rasen genießen; dafür tauscht man freilich andere Reize ein. Das Unternehmen soll in 40 Lieferungen zu 50 Pf. vollendet werden.

Von derselben Verlagshandlung ist gleichzeitig ein anderer älterer Schriftsteller dem deutschen Volke näher gebracht, wenn auch in anderer Weise. Das ist Jean Paul. Wie schon früher mit dem „Titan" durch den verstorbenen Otto Sievers geschehen, so hat jetzt ein Enkel des Dichters, Brix Förster in München, den „Siebenkäs", den Armenadvocaten im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, für die heutige Anschauungs- und Empfindungsweise bearbeitet. Wir meinen, nachdem wir den ersten Band beendet, daß er das Richtige getroffen hat. Die erwähnte Sievers'sche Titanausgabe kennen wir nicht, der „Titan" ist uns aus seiner Originalgestalt bekannt; aber wir möchten den Erfolg, den der pietätvolle Enkel Jean Paul's erzielt hat, dem an die Seite setzen, welchen vor Jahren der berühmte Socialethiker und Moralstatistiker Alexander von Oettingen mit der Bearbeitung von Hippel's „Lebensläufen" erreichte. Hoffen wir, daß dieses humoristische Idyll Jean Paul's, der durch Nerrlich's Biographie erst kürzlich wieder mehr in den Vordergrund getreten ist, doch wenigstens einen guten Bruchtheil der Leserzahl finde, der vor

95 Jahren sich an ihm erquickt hat. Irren wir nicht, so dürften vorzüglich die Freunde Wilhelm Raabe's auch am „Siebenkäs" ihr Gefallen finden; dazu wird das Buch jetzt von eulturgeschichtlichem Werthe.

— Das vierte und letzte Heft des Jahrgangs 1890 der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", herausgegeben von L. Quidde (Freiburg i. Br., Mohr), bringt zwei längere Abhandlungen von Hans Prutz: „Louvois und die Verwüstung der Pfalz 1688—89" und von Arnold Busson: „Die Schlacht bei Alba zwischen Kouradin und Karl von Anjou 1268"; es ist die früher nach Tagliacozzo verlegte Entscheidung des Schicksals Konradin's dargestellt. Kleinere Mittheilungen geben unter andern E. Bernheim zum Verhältnisse der Karolinger zu den Papstwahlen und zur Sage von der Päpstin Johanna, H. Finke zum Waldenserproceß in Regensburg 1395, K. Schellhass zum Vicekanzellariat Kaspar Schlick's. C. Frey spricht über Pulia Luecheſe, den angeblichen Geburtsorte Nicola's Pisano. E. Hubert stattet Bericht ab über die neuere belgische Geschichtswissenschaft. Es folgen sehr umfassende Nachrichten über die Thätigkeit historischer Gesellschaften und Universitäts- und Unterrichtsnotizen, Literaturverzeichnisse über Alterthum und christliche Urzeit von G. Sommerfeldt, über Serbien und Kroatien von H. von Hranilović und Dr. O. Mafflow's Bibliographie zur deutschen Geschichte.

Die Ernennung des Herausgebers zum Secretär des Preußischen historischen Instituts in Rom hat dazu geführt, mit seiner Vertretung in der Redaction Herrn Dr. G. Sommerfeldt in München zu betrauen.

— Die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge", herausgegeben von Dr. Christian Meyer (Berlin, Lüsteröder), weist in ihrem dritten Hefte vier sehr anziehende Aufsätze auf, die wohl geeignet sind, der Zeitschrift weithin Theilnahme zu erwecken: Karl Biedermann, „Die Bauernartikel von 1525 im Lichte ihrer und unserer Zeit"; Christian Meyer, „Oesterreich und die deutsche Cultur im vorigen Jahrhundert"; Gustav Stephan, „Hofmeister und Gouvernanten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts", sind äußerst lesenswerth. „Zur Geschichte des Hexenwesens" bringt Anton Mell einen Beitrag aus steirischen Quellen. Ansprechende Bücheranzeigen machen den Schluß.

— Die Neue Folge der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) bringt in den Nummern 71—80 folgende Aufsätze: „Zur Verbreitung der Rechtskenntniß" von Karl Seefeld; „Ehe, Staat und Kirche" von Pfizer; „Ideale und Irrthümer der Unterrichtsprogramme" von Horst Keferstein; „Die Verpflanzung armer Kinder ins Freie" von August Lammers; „Die volkswirthschaftlichen Richtungen der Gegenwart" von Karl Walcker; „Die Nothlage unseres Bühnenschriftthums und ein Vorschlag zur Hebung desselben" von Bernhard Westenberger; „Vierzig Jahre niederländische Colonialherrschaft in Ostindien" von E. Metzger; „Doppelwährung und Landwirthschaft" von Paul Berger; „Homer als deutsches Volks- und Schulbuch" von Christian Semler; „Katharina II. als Civilisatorin" von Arthur Kleinschmidt. Ueber die einleitenden optimistischen Aeußerungen wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, wohl aber über den Titel, den er seiner Abhandlung gegeben hat und der so gar nicht mit ihrem Inhalt in Uebereinstimmung zu bringen ist. Aus der bis auf zwei Punkte ganz richtigen Darstellung müssen mühselig ein paar Körnlein ausgesiebt werden, die den „Vollgehalt" dessen ausmachen, „was Katharina aus eigenster Initiative ins Leben führte und ein heiliges Eigenthum ihrer Nation bleibt". Das sind die deutschen Wolgacolonien, einige wissenschaftliche Anstalten und hie und da etliche wohlthätige Maßnahmen. Der Reichsrath (S. 21) ist nicht von ihr begründet, der Verfasser verwechselt ihn mit dem Conseil, den sie sich beigesellte; jener ist erst 1802 von Alexander I. ins Leben gerufen. Auch ist das eben der Fehler der Kaiserin, dem russischen Adel die corporative Gestaltung versagt zu haben (S. 21 fg.). Ganz treffend wird angegeben, was Katharina gewollt hat und nicht erreicht, ja auch nicht verfolgt hat; womit sie in Eitelkeit sich gebläht hat, was sie zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihres regen Geistes gethan — und es tritt aus all diesem recht scharf die geistige Persönlichkeit der hochbegabten Kaiserin, nimmermehr aber die Lösung einer civilisatorischen Aufgabe der Landesmutter hervor.

Bibliographie.

Die europäische Angst und die neue Politik. Geständnisse und Ideen von *** Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Arnold, H., Was wird aus uns nach dem Tode? Eine populär-naturphilosophische Abhandlung in Form eines Vortrages. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bluhm, Agnes, Leben und Streben der Studentinnen in Zürich. Vortrag. — Vortrag des Fräulein Sophie Baranius, die Frau in Finnland und Skandinavien. Wien, Berman u. Altmann. Gr. 8. 60 Pf.

Brandenburg, E., König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Reiches im 15. Jahrhundert. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 4 M.

Collection Verne. Autorisirte Ausgabe. Bd. 56.: Kein Durcheinander. — Bd. 57. 58: Die Familie ohne Namen. 2 Bde. Mit je 1 Titelbild. Wien, Hartleben. 8. à 75 Pf.

Dannenberg, H., Grundzüge der Münzkunde. Leipzig, J. J. Weber. 12. 4 M.

Ostafrikanische Erinnerungen einer freiwilligen Krankenpflegerin von H. v. B. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 1 M.

Fock, A., Ueber die physikalischen Eigenschaften der Elemente und ihre anschauliche Erkläruug. Ein Vortrag. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Das 3. Garde-Regiment zu Fuß 1860—1890. Mit Abbildungen, Plänen und Uebersichtskarten. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 14 M.

Hadorn, A., Die politischen und sozialen Zustände im Kanton Zürich gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Alt-Pfarrer Joh. Heinrich Waser's Prozess und Hinrichtuug. Biel. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heilborn, P., Das völkerrechtliche Protektorat. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Heitz, E., Die sozialpolitische Bewegung in Deutschland von 1863—1890. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 80 Pf.

Hennings, W., Studien zu Lope de Vega Carpio. Eine Klassifikation seiuer Comedias. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Hutten, E. v., Ausgeharrt — Leichtsinnig. Seelenstudien nach dem Leben. Wien, Woerl. 8. 1 M.

Neue Heidelberger Jahrbücher, herausgegeben vom historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Red.: A. v. Oechelhäuser. 1. Jahrg. 1891. 1. Hft. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 3 M.

Krause, E. (Carus Sterne), Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Glogau, Flemming. Gr. 8. 10 M.

Kunow, E., Güßfeldt, die Erziehung der deutschen Jugend. Leipzig, Rust. Gr. 8. 50 Pf.

Langer, V. R., Mein Tag. Vorletzte Erzählung der Mama Randolf. Genf, Stapelmohr. 8. 1 M.

Lichtstrahlen aus Giordano Bruno's Werken. Herausgegeben von L. Kuhlenbeck, mit einem Vorwort von M. Carriere. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 3 M.

Ludwig, F. A., Das Buch vom Gottwissen. In heiliger Liebe zu Gott und zur Menschheit verfasst. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Müller, E., Ueber die Verheirathung der Jungfrau von Orléans. Tübingen, Fues. Gr. 8. 30 Pf.

Neumann, K. E., Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Traktat Meister Eckharts, aus den Original-Texten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Neurath, W., Moral und Politik. Vortrag. Wien, Manz. Gr. 8. 60 Pf.

Niemann, A., Der Günstling des Fürsten. Roman in 2 Bdn. Berlin, Dominik. 8. 8 M.

Johann Orth, der Seefahrer oder Lebeu, Wirken und räthselhaftes Verschwinden eines Habsburgers. Von einem Eingeweihten. Berlin, Friedrichs u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Neuleaux, E., Schriften. Op. 11. Märchen für große Kinder. München, Kellerer. 12. 2 M.

Siebert, A., Kapital — Geist — Arbeit. Betrachtungen. Heidelberg, Siebert. Gr. 8. 40 Pf.

Starken, J. N., Die Stadt Kiel mit ihrer nächsten Umgebung. Ein Bild der Heimat. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Tieffenbach, R., Ueber die Oertlichkeit der Varus-Schlacht. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 80 Pf.

Weber, L., Ueber das Galilei'sche Princip. Kiel, Haeseler. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt", die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906 072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York:** The **P. Scherer Co. Ltd.,** 11 Barclay Street.

Bei **G. Grimm** in **Budapest** soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Paul Bourget, Lügen.
Roman. 3 Mark.

Paul Bourget, Physiologie der modernen Liebe. 3 Mark.
(Von der Kritik „eines der allerseltsamsten Bücher" genannt.)

Für Autoren!

Eine größere Verlagsbuchhandlung in Leipzig übernimmt Manuscripte behufs Drucklegung u. Kommissionsverlag. Strenge Discretion u. günstige Bedingungen, sowie reger u. sachgemäßer Vertrieb werden zugesichert; eine Prüfung der Manuscripte bleibt vorbehalten. Angebote unter **W 2104** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1891.

Inhalt: Die „absolute" berliner Wissenschaft auf Gastrollen. II. Von Gustav Portig. — Erzählungsliteratur. Von Johannes Emmer. — Epik und Lyrik. Von Adalbert Schroeter. — Graf Hübner's Tagebuch aus der Revolutionszeit. Von Friedrich Bienemann. — Staatswissenschaftliche Literatur. Von Richard Oertel. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die „absolute" berliner Wissenschaft auf Gastrollen.

II.

Indeß es wird Zeit, daß wir der „Kunstwissenschaft" des berühmten Redners ein wenig auf den Zahn fühlen. Da findet er denn die Kuppel von Sanct-Peter in Rom und die des Val-de-Grâce in Paris befriedigend. Daß aber eine solche Kuppel nicht für sich allein, sondern nur als Glied eines monumentalen Baues ästhetisch beurtheilt werden kann, fällt ihm gar nicht ein. Ferner spricht er von einer „zarten Schwellung und Verjüngung der dorischen Säule nach oben". Gibt es auch eine Verjüngung nach unten? Weiß Du Bois-Reymond nicht, daß die „Schwellung" (Entasis) nur eine scheinbare ist? Er redet von einer „Verbreiterung der dorischen Säule zum Echinus und Abakus". Wie schade, daß die Kunst der Jahrtausende dies noch nicht gewußt hat. Bisher nahm man an, daß ein dorischer Säulenschaft sich gar nicht verbreitern könne zum Knauf, sondern daß letzterer ein relativ selbständiger Theil der ganzen Säule sei. Auch bedauern wir, die Belehrung nicht annehmen zu können, daß „die Ornamentation des Barockstils sinnlos sei", denn Ornamentation ist die Handlung des Schmückens, aber das Ornament das Schmuckwerk selbst. Wenn Du Bois-Reymond die sogenannten Todtentänze in der bildenden Kunst „abgeschmackt" findet, so würden auch wir unsererseits den Kehraus, getanzt von den Todten einer Akademie, geschmackvoller finden; vorläufig bleibt uns nichts übrig, als die hierher gehörigen Schöpfungen der Malerei zu bewundern.

Du Bois-Reymond weiß, daß „unsere heutigen Farben (richtiger: Malerfarben) schlechter halten (ein wenig akademischer Ausdruck!) als die einer ganz unwissenschaftlichen (!) Vorzeit". Also selbst die absolute Wissenschaft weiß nichts von den ausgezeichneten Mussini'schen Oelfarben, von den Leistungen der Firma Schmincke u. Cömp. in Düsseldorf, von der Oelwachsfarben-, der Kaseïn-, der Mineralmalerei, von den wesentlich verbesserten Aquarell- und Pastellfarben? Wenn heutzutage noch „schlecht haltende Farben" angewendet werden, so liegt das an den Malern, nicht an den Farben und ihrer Behandlungsweise selbst.

Du Bois-Reymond bezeichnet „die unübertroffene Dünnwandigkeit als ein Merkmal echt griechischer Bronzestatuen". Wie schade, daß auch hier „das absolute Organ der Cultur" nicht früh genug aufgestanden ist! Erstens hat bisher niemand die Bronzestatuen aller kunstgeschichtlichen Epochen auf den Grad ihrer Dünnwandigkeit verglichen; sodann aber liegen selbst bei den griechischen Bronzestatuen die Dinge ganz anders, als Du Bois-Reymond angibt. Die älteren hohl gegossenen Statuen aus der Zeit um 500—450 v. Chr. zeichnen sich durch relative Dickwandigkeit aus. Später in der Blütezeit wurde dünner gegossen; noch in spät hellenistischer und in der frühern Kaiserzeit scheint man recht dünn gegossen zu haben, wenigstens in Griechenland und Italien.

Ebenso weiß Du Bois-Reymond ganz genau, daß „in der Darstellung des Regenbogens, trotz den Belehrungen der Optik, viel und arg gesündigt wurde". Wann hat diese „Belehrung der Optik" angefangen? Thatsächlich haben sich die Maler aller Zeiten vor dem unlösbaren Problem des Regenbogens gescheut, und einzelne Ausnahmen (z. B. des Rubens Landschaft mit dem Regenbogen in London, Ruisdael's Judenkirchhof in Dresden, Rottmann's deutscher Friedhof bei Nauplia in München [neue Pinakothek] u. s. w.) beweisen nichts gegen die Regel. Oder sollte Du Bois-Reymond auch mit an „die Wolken des Himmels" gedacht haben, auf welchen sitzend der Weltrichter so oft abgebildet worden ist?!

Wir werden weiter belehrt, daß die „Ordenssterne

der Unvollkommenheit unserer Augen ihre Entstehung verdanken"; wir staunen die Gelehrsamkeit an, welche von einer „Ponderation" in der Statik und Bildhauerkunst, von einer „supinirten Hand", einer „Pronation" u. s. w. zu reden weiß. Geradezu blendend sind aber folgende Bemerkungen. „Die Phosphorescenz heiliger Köpfe erstreckt sich in der Nacht des Correggio auf das ganze Christkind und beleuchtet die Scene objectiv." Wo ist denn nach Du Bois-Reymond der Quell dieser „objectiven Beleuchtung"? da doch bisher alle Welt annahm, daß die Lichtfülle an jenem Bilde die aus dem Gottessohne herausscheinende göttliche Natur symbolisiren sollte? Wie kann man diese Symbolik mit der „Phosphorescenz heiliger Köpfe" vergleichen? Uebrigens sind nicht die Köpfe heilig, sondern es sind die Köpfe von Heiligen; ob aber der Phosphorgehalt ihres Gehirns einst eine Illuminirung nach außen bewirkt hat, wissen wir nicht.

Hiermit steht im Zusammenhange der Satz bei Du Bois-Reymond, daß „durch die Nachahmung der Irradiation der Maler sogar in den Stand gesetzt werde, den blendenden Eindruck der Sonnenscheibe vorzutäuschen". Nun nennt man „Irradiation" die Ursache der Erscheinung, daß helleuchtende Gegenstände dem Auge größer erscheinen als gleich große und gleichweit entfernte, aber dunklere. Diese Irradiation ist verschieden erklärt worden, aber auf alle Fälle ist sie eine rein subjective Erscheinung. Der Maler kann also ihre Wirkung nur dadurch objectiv „vortäuschen", daß er heller leuchtende Gegenstände auch größer darstellt, als sie das Auge normalerweise zu sehen erwartet. Warum er aber zu diesem ästhetisch sehr zweifelhaften Experimente die Naturwissenschaft zu Hülfe rufen muß, ist uns unerfindlich.

Seite 23 ist doch wol die Lesart „durch die älteren Darwin" nur ein Druckfehler anstatt „durch den". Gemeint kann doch nur Erasmus Darwin sein, der Großvater des berühmten Charles Darwin. Von ersterm erschien 1794—96 das Werk: „Zoonomia or laws of organic life". Darin entwickelt Darwin die Anfänge derjenigen Naturanschauung, welche sein Enkel später zu einem umfassenden Systeme ausbildete. Ob er aber darin schon „die subjective Physiologie des Gesichtssinnes geschaffen", wissen wir nicht.

Auf derselben Seite zimmert Du Bois-Reymond den Satz zusammen: „Herr von Helmholtz stellte seine tiefen physiologisch-optischen Einsichten in den Dienst der Kunst, die ihm auch über das Wesen der musikalischen Harmonie so reiche Aufschlüsse verdankt." Hier sind in einem Athem die Malerei und die Musik miteinander vertauscht. Uebrigens sind denn doch die hierher gehörigen Leistungen von Helmholtz etwas Umfassenderes als das, was man in der Musik „Harmonielehre" nennt.

Wenn Du Bois-Reymond behauptet: „Der Musiker ist im Grunde ohne Gehör undenkbar", so kann sich das nur auf den Componisten beziehen. Aber auch hier ist die Einschränkung festzuhalten, daß ein taubgewordener Musiker (Beethoven) noch zu den höchsten Schöpfungen befähigt bleibt, weil er früher ein gesundes leibliches Gehör besaß. Gewisse schwer singbare, d. h. instrumental behandelte Stellen in seiner zweiten Messe und in der neunten Symphonie sind nur irrthümlich auf seine Schwerhörigkeit zurückgeführt worden.

Du Bois-Reymond schreibt ferner: „Der Maler vermag die Tiefdimensionen nur durch die Abschattirung und Luftperspective auszudrücken, nie jedoch eine wahrhaft körperliche Erscheinung auf seiner Bildfläche zu erzeugen." Hier verwechselt Du Bois-Reymond die Begriffe „körperlich" und „körperhaft". Auch unterscheidet er „Hell- und Freilichtmalerei", während doch beides nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Malweise sind. Er weiß ferner, „daß die Vorlegeblätter der Kunstschulen wol meist noch von Lebrun (1619—90) sich herschreiben"; merkwürdigerweise wissen die Vorstände unserer namhaftesten Kunstschulen aber nichts hiervon. Ebenso ist uns vollkommen unverständlich, warum nach Du Bois-Reymond der Porträtmaler die Aufgabe haben soll, „ein mittleres Bild des Menschen herzustellen"; da muß er ja addiren und dividiren! Verständlicher ist uns schon, daß „kein Maler eine gehende Schwarzwälder Uhr in einer Bauernstube mit herabhängendem Pendel (soll heißen: mit senkrecht herabhängendem) darstellen würde". Aber geradezu staunenswerth ist die Entdeckung eines Amerikaners, daß „auf den Pferdebahnen der Schaffnertypus den Kutschertypus an geistigem Ausdruck überragt".

Ganz rührend ist die Bemerkung: „Das Bild der Wolken hielt die Photographie fest, wenn es ihr auch etwas (!) an Ueberblick des Himmels fehlt". Wenn aber Du Bois-Reymond annimmt, daß „die Photographie auf die vervielfältigenden Künste (Kupferstich, Steindruck, Holzschnitt) dadurch ungünstig einwirke, daß sie in immer weiterem Umfange an ihre Stelle sich setzt", so irrt er gar sehr. Erstens hat sich trotz der Photographie der künstlerische Gehalt des Kupferstichs und des Holzschnittes in der Neuzeit noch wesentlich vervollkommnet; sodann aber sind außer der gewaltig leistungsfähig gewordenen Photographie auch eine Reihe von anderen Reproductionsverfahren (voran der Kupferlichtdruck) erfunden worden, welche das Herrschergebiet der Photographie mit Recht eingeschränkt haben. Nur für rein wissenschaftliche Zwecke ist die Photographie unersetzlich.

Auch „die Polychromie der antiken Statuen und Bauwerke" wird von Du Bois-Reymond gestreift mit der Bemerkung: „Unter dem leuchtenden griechischen Himmel, auf der Akropolis, in der Poikile mochten die mehr oder minder bunt bemalten Bildsäulen und architektonischen Zierathe einen gefälligen Anblick gewähren; im grauen nordischen Lichte, vollends in geschlossenen Räumen, sind sie nicht glücklich angebracht." Gerade der umgekehrte Schluß ist zu ziehen. Im Norden ist eine Belebung durch Farbe noch nöthiger als im Süden; es kommt nur darauf an, daß allemal die einem Lande, einem Gebäude, einem Innen-

ramme, einem Material u. s. w. entsprechende Farbenabstimmung gewählt wird. Uebrigens kommen „mehr oder minder bunt bemalte Bildsäulen“ nur in der archaischen Periode vor, wo von eigentlicher Kunst noch nicht die Rede sein konnte; die Polychromie der classischen und hellenistischen Zeit ist etwas ganz anders als „bunte Bemalung“. Endlich aber standen in der Poikile zu Athen nicht buntbemalte Bildsäulen, sondern es waren wirkliche Wandgemälde (nicht Tafelbilder!) angebracht, bekanntlich theilweise von der Meisterhand des Polygnot in monumentalem Stile in einer offenen Halle gemalt, d. h. colorirte Umrißzeichnungen ohne Schatten, Modellirung und Perspective, aufgetragen auf den farbigen Grund der Wände. Wie kann man hier von einer „Polychromie“ reden? Du Bois-Reymond ist ganz entsetzt darüber, daß „an der Fontaine Cuvier in Paris ein Krokodil seinen steifen Hals so weit zurückbeugt, daß die Schnauze fast die Weiche des Thieres berührt“. Wie schade, daß einst selbst der große Phidias in ähnlicher Weise gesündigt hat: die Rosse des Poseidon (am westlichen Giebel des Parthenon) gestaltete er zu einer Art von göttlichem Urroß, wie es nie in der Wirklichkeit existirt hat.

Auch die Flügelgestalten der Kunst sind für Du Bois-Reymond ein Greuel. Dahin rechnet er u. a. „die Stiere von Nimrud“. Er meint wahrscheinlich den Palast des Königs Sargon bei Khorsabad; dort werden zwei Portale bewacht durch eine Vereinigung von Mensch und Stier, doch so, daß die menschlichen Köpfe die priesterliche Mütze tragen. Bei Du Bois-Reymond gehört ferner „die Sphinx“ zu den Flügelgestalten, desgleichen „die Artemis“. Aber die ägyptische Sphinx zeigt nur die Gestalt eines ruhenden Löwen mit dem Kopfe und der Brust eines Mannes, während die griechische Sphinx des Oedipus den weiblichen Typus hat. Die (asiatische) Artemis kommt nur in der archaischen Periode der griechischen Kunst geflügelt vor, auch noch auf den rothfigurigen Vasen, auf spätern Münzen und auf dem Bronzerelief von Olympia. Seit der Zeit des freiern Stiles aber erscheint diese Bildung nicht mehr; archaistische Nachahmungen sind von keinem Belang. Bei Du Bois-Reymond ist ferner „der Notos vom Windethurm geflügelt“; aber der achteckige Thurm der Winde in Athen trug auf jeder Seite das Relief eines der acht geflügelten Winde, „die Viktorien“, aber es gab auch ungeflügelte Nikegestalten u. s. w. Dem großen Baumeister Schinkel „mögen die Hippokampen und Tritonen, welche das Geländer der berliner Schloßbrücke verunzieren, verziehen sein“; aber „im Innersten empört“ ist Du Bois-Reymond über Böcklin's „in Lachse auslaufende Unholde“.

Doch es gebricht uns an Raum, um noch weiter auf alle Einzelheiten einzugehen, welche die Muse des Herrn Du Bois-Reymond, „geschaffen“ hat. Darum schließen wir mit einem Dank dafür, daß uns der große Gelehrte einige heitere Stunden bereitet und uns ganz besonders ergötzt hat durch folgende Stelle: „Wer möchte nicht mit Faust der sinkenden Sonne nach und immer nach streben und (zugleich?) im ewigen Abendstrahl die stille Welt zu seinen Füßen sehen?“ Legt man an diesen frommen Wunsch des Unsterblichen den Maßstab seiner eigenen „absoluten Wissenschaft“, dann sind die von Du Bois-Reymond gerügten „Monstra“ der bildenden Kunst das reine Kinderspiel dagegen!

Die alte Geschichte vom Bileam wiederholt sich immer wieder: er zieht aus, um zu fluchen, und siehe! er muß segnen. Der Wagner der Wissenschaft stolzirt einher als ein wandelndes Universallexikon, um den Faust der Kunst zu belehren; aber Faust geht ein in den Himmel der Seligen, während Wagner seinen Homunculus hütet auf Erden. Die berliner Wissenschaft wird bald in der Philosophie eines Hegel, bald in der Theologie eines Hengstenberg, bald in der Naturwissenschaft eines Du Bois-Reymond „absolut“; nur schade, daß die undankbare Welt hinter diesem Rollenwechsel des Absoluten den Frosch wittert, der sich zum Stier aufblähen möchte. Die wahre Kunst ist demüthiger: sie will nur ein Strahl des Absoluten sein; aber dieser Strahl aus der Morgenröthe der Ewigkeit läßt in der Wüste des irdischen Lebens die Memnonssäule des Menschen erzittern von Ahnungen göttlicher Harmonien!

Gustav Portig.

Erzählungsliteratur.

1. Nihilisten. Roman von Wilhelm Goldschmidt. Mannheim, Bensheimer. 1891. 8. 4 M.

Vor etwa zehn Jahren wurde die deutsche Lesewelt mit einer Flut von Romanen überschwemmt, welche alle die Nihilisten zum Vorwurfe hatten. Rußlands innere Zustände hatten damals die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, die russische Literatur war durch zahlreiche Uebersetzungen bekannter geworden, und da fanden sich natürlich sofort viele Literaten, welche den „zeitgemäßen Stoff verarbeiteten“. Es waren gräuliche Machwerke darunter. In den letzten Jahren hat der Nihilismus seine Anziehungskraft für die „sensationshungrige“ Lesewelt verloren und wenn auch das Interesse an der russischen Literatur und den russischen Culturzuständen noch immer ein reges ist, so bethätigt sich dasselbe doch in anderer Art. Man will nicht mehr aus zweiter Hand — von unberufenen Nachschreibern — sich verzerrte und übertriebene Schilderungen bieten lassen, sondern unterrichtet sich aus den „Quellen“, d. h. den russischen Schriftstellern selbst. Unter solchen Umständen macht der vorliegende Roman den Eindruck, als ob er etwas zu spät erschienen wäre, um noch auf Beachtung rechnen zu dürfen. Allerdings hält er sich von den geschmacklosen Uebertreibungen fern, welche viele der oben erwähnten Werke kennzeichneten; es wird weniger an

Romantik und Gräuel geboten, als der Titel sonst erwarten ließe, im ganzen findet man aber doch dasselbe Bild, dieselben Gestalten, wie in allen nihilistischen Romanen. Dazu kommt, daß die Handlung etwas verworren und unklar ist und die ganze Geschichte eigentlich im Sande verrinnt. Auch die einzelnen Gestalten sind ziemlich verschwommen gezeichnet. Keine tritt so hervor, daß sie die Theilnahme des Lesers tiefer erregen könnte, und ebenso wenig sind die einzelnen Vorgänge fesselnd. Es ist zu verwundern, daß der Verfasser nicht einen gewissen dramatischen Zug in die Geschichte brachte, wodurch dieselbe lebendiger geworden wäre, während sie in dieser Gestalt ermüdet, da auch keine Entschädigung durch eine sorgfältige und eingehende Kleinmalerei, welche uns die Charaktere näher bringen würde, geboten wird.

2. Eine Hofintrigue. Roman von E. H. von Dedenroth. Mannheim, Bensheimer. 1891. 8. 4 M.

Der Minister Wolfsheim, das Haupt der streng conservativen Partei im Fürstenthum R., ist dem Sturze nahe. Die Opposition hat Aussicht ans Ruder zu gelangen und dankt dies zum Theile einem Assessor Stern, der als Staatsanwalt bei einer Gerichtsverhandlung verschiedene Misbräuche in der Verwaltung aufdeckte. Der Minister besitzt einen Sohn Botho, der liederlich und verkommen ist, eine verlorene Geldtasche sich aneignen will und dem Förster, der ihn dabei ertappt, einfach niederschießt. Außer dem Sohne hat aber Wolfsheim noch eine Tochter, Gertrud, welche der verwitwete Fürst gerne sich zur linken, und wenn es sein müßte, auch zur rechten Hand antrauen ließe. Der Minister ist zwar persönlich ehrenhaft, hat aber einem Geldmanne Süssing etwas zu viel vertraut, und dieser hat sich auf Staatskosten bereichert. Süssing's Tochter soll übrigens Botho „rangiren", d. h. heirathen; leider fallirt der Herr Papa und wird flüchtig. Das Haupt der Opposition ist ein Graf Oynhaus, dessen Bruder Kammerherr des Fürsten und „Intrignant" ist. Man will Wolfsheim ganz gründlich „abthun"; es werden Actenstücke beseitigt, welche zu seiner Rechtfertigung dienen könnten, und außerdem möchte der Kammerherr Gertrud dem Fürsten in die Hände spielen. Das sind die Verhältnisse, auf welchen die Fabel des Romans beruht: zu welchen Verwickelungen sie gebraucht werden, das auseinanderzusetzen würde zu weit führen, nur dies sei angedeutet, daß Assessor Stern die Intrigue zu Schanden macht, den Mord aufdeckt und dafür Gertrud's Hand erhält. Der Stoff wäre wohl geeignet, zu einem charakteristischen Zeit- und Sittenbilde ausgestaltet zu werden, dazu reichte aber das künstlerische Können des Verfassers nicht aus. Was er bietet, liest sich fast wie ein trockener Auszug aus einem größern Werke, der nur das Thatsächliche enthält. Die meisten Gestalten sind ganz schattenhaft; sie treten uns nicht als wirkliche Wesen entgegen, da der Verfasser auf eine eingehende Darstellung der Charaktere verzichtet. Gerade solche „Intriguenstücke" verlangen eine sorgfältige Behandlung und Feinheit in der Ausführung: die Fäden des Gewebes müssen mehr verdeckt werden und dies kann nur dadurch geschehen, daß das Interesse auf die Persönlichkeiten vereinigt wird. Allerdings hätte der Verfasser dann wol des dreifachen Raumes bedurft, wenn er den Stoff in dieser Weise hätte verwerthen wollen. So aber lernt man gerade die Hauptpersonen in ihrem innersten Wesen gar nicht kennen; daß der Minister Wolfsheim ein conservativer Staatsmann ist, behauptet der Verfasser und man muß es glauben, aber er selbst stellt sich als solcher nicht dar; Gertrud ist ein reiner Schemen, und ebenso ist Stern keineswegs der Bedeutung seiner Rolle entsprechend herausgearbeitet. Auch der Ton der Erzählung ist trocken und schwunglos, nirgends findet sich in den Gesprächen eine leidenschaftliche Erregung oder eine lebhaftere Schilderung in den Vorgängen.

3. Im Reich der Töne. Musikalische Novellen von Leopold von Sacher-Masoch. Mannheim, Bensheimer. 1891. 12. 4 M.

Der Band enthält zwölf Stücke, auf welche alle jedoch die Bezeichnung „Novelle" nicht anwendbar ist; mehrere derselben sind eigentlich nur Anekdoten aus musikalischen Kreisen, wie z. B. „Augustin" oder „Der neue Hut", andere leicht hingeworfene Skizzen. Als wirkliche Novelle, zugleich auch das beste Stück der Sammlung, ist zu bezeichnen „Die drei Wünsche". Die Geschichte hat Chopin zum Helden, welcher in Paris die Tochter eines flüchtigen polnischen Edelmanns findet, denselben aus Noth und Elend befreit und dafür seine Liebe mit Undank belohnt sieht. „Ruschen" spielt im Orient; Sultan Mustapha hat einen kleinen Zwist mit seiner Lieblingsgemahlin. Die Sklavin Ruschen tröstet ihn mit ihrem Gesange in seiner melancholischen Stimmung und er will sie zur Kadine machen; sie liebt jedoch bereits einen gewissen Saadulah; schließlich löst sich alles in Wohlgefallen auf. „Die beiden Geiger" sind eine ungarische Geschichte; der Sohn eines Grafen und ein junger Zigeuner sind durch innige Freundschaft und Liebe miteinander verbunden, sie durchstreifen als fahrende Sänger das Land und erleben manche Abenteuer. Der junge Graf fällt in die Schlingen einer koketten grausamen Frau, die ihn den Türken in die Hände spielt; der Zigeuner befreit natürlich seinen Freund. Endlich ist noch „Eine Nacht im Palais Royal" zu erwähnen; die Geschichte einer Sängerin Maupin, die gegen die Männerwelt unnahbar, selbst ein Mannweib, das trefflich reiten und fechten kann, endlich doch von der Liebe ergriffen wird und sich den Geliebten mit dem Degen in der Faust erobert, nachdem sie früher drei Edelleute maustodt gestochen hat. Wie man sieht, entbehren diese Geschichten eines sogenannten „Problems" und sind daher mehr Novellen im Sinne Boccaccio's; leicht und flott geschriebene Erzählungen. Dem neueren Begriff einer „Skizze" entsprechen die Stücke: „Beethoven's gute Fee", „Das Singspiel der Carin", „Die Straßensängerin", „Cherubini und Théroigne",

„Die Kunte gibt den Takt", während den Rest nur erweiterte Anekdoten bilden. Einen großen literarischen Werth darf die Sammlung nicht beanspruchen, aber als leichte, angenehm unterhaltende Lektüre verdient sie Beachtung.

4. Erlösung. Drei Novellen von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 2 M.

Die drei Novellen weisen des Verfassers Eigenart auf, die jedem bekannt ist, welcher sich mit dem neuern Schriftthum beschäftigt. Die „Erlösung" hat zum Mittelpunkte einen Wüstling ärgster Art; der Major a. D. Ansprung überschreitet bei seinen Ausschweifungen schon die Schranken des Strafgesetzes. Sein Sohn, ein durch und durch sittenstrenger Offizier, zwingt den eigenen Vater zum Selbstmord. Das ist der Vorwurf der Novelle, der allerdings auf manche einen peinlichen Eindruck machen wird. Unbedingt wird man aber zugestehen müssen, daß die Gestalt des Majors „aus dem Leben gegriffen" ist, und der Verfasser schildert sie meisterhaft. Daß prüde Leser Anstoß an vielen stark sinnlichen Stellen nehmen können, ist sicher; aber unsers Erachtens ist die Novelle weitaus weniger „unsittlich" zu nennen als so manche andere Geschichten, in welchen das „süße Gift" etwas mehr verhüllt ist. Daß der eigene Sohn das Richteramt unerbittlich ausübt, ist wohl begründet; ein Zug von antiker Tragik geht durch das Ganze, denn das Schwergewicht fällt auf den Conflict zwischen der Kindespflicht und den Geboten der Ehre und Sittlichkeit, welchen der Sohn austragen muß. „Im Himmelreich" ist ein „Lebensbild", in welchem die Stimmung die Hauptsache ist. Ein armes, vierjähriges Proletarierkind, dem der erste Ausflug aus der dumpfen Höhle des Elends in die freie Natur den erlösenden Tod bringt — das ist das Ganze. Ergreifend ist aber diese kurze Skizze, und sie gibt zu denken; obwol keinerlei Ausfälle oder Anspielungen auf sociale Zustände vorkommen. Wahrheit und Kraft liegen in der Schilderung dieses einfachen Vorgangs. Gegenüber den vorgenannten Novellen zeigt sich „Rothes Blut" erheblich schwächer; die Heldin derselben ist Eva, die Tochter eines Freiherrn, die ihrem Naturtriebe folgend sich einem Knecht buchstäblich an den Hals wirft und ihn schließlich heirathet, womit sie dem Schicksale entgeht, einem ebenbürtigen Lumpen geopfert zu werden. Die zwei verkommenen Aristokraten sind mit grimmigem Hohne gezeichnet; die andern Gestalten jedoch flüchtiger ausgeführt als in den beiden andern Novellen. Auch wird der Eindruck des Ganzen dadurch beeinträchtigt, daß man die Empfindung hat, Eva werde zu ihrer Handlungsweise hauptsächlich durch die körperlichen Vorzüge des strammen Burschen bestimmt, sodaß also der sinnliche Beweggrund stärker hervortritt.

5. Aus dem Irrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle. Von Karoline von Scheidlein-Wenrich. Mit einem Vorworte von F. Schlögl. Wien, Bauer. 1891. Gr. 8. 2 M.

Den ziemlich starken Band in einem Zuge durchzulesen, ist nicht anzurathen, zumal auch manche von den dreizehn Fällen sich ziemlich gleichen, d. h. das Hauptmotiv gemeinsam haben und nur in mehr nebensächlichen Dingen sich voneinander unterscheiden. Geschrieben sind die einzelnen Stücke in einfacher schlichter Sprache, man könnte sogar sagen, etwas nüchtern. Das Schwergewicht wird auf den Bericht der Thatsachen gelegt, weniger auf Schilderungen und eingehende Darlegung psychologischer Vorgänge. Eine künstlerische Ausgestaltung des Stoffs hat die Verfasserin nicht versucht, sie „berichtet" einfach. Daß die Geschichten zum Theile sehr aufregend sind, liegt in der Natur des Stoffs, alle Leidenschaften und Nachtseiten des menschlichen Gemüths und der Gesellschaft werden ja berührt. Den Inhalt der einzelnen Stücke hier wiederzugeben, wäre zwecklos und würde sehr viel Raum beanspruchen; man darf sich damit begnügen, zu sagen, daß das Buch interessant ist, und zwar nicht als literarische Kunstschöpfung, aber als eine Sammlung wahrheitsgetreuer Bilder aus dem Menschenleben Werth hat. Johannes Emmer.

Epik und Lyrik.

1. Die Overstolzin. Ein Lied aus verklungenen Tagen von Joseph Lauff. Mit Zeichnungen von A. Reith. Köln, A. Ahn. 1891. 8. 4 M.

Dem Werke ist innerhalb der neuesten deutschen Epik ein Ehrenrang einzuräumen. Seine Seele beflügelt echte Poesie. Die Vorstellungsbilder fließen aus der Tiefe einer reichen Phantasie und mit spielender Kunst weiß das Sprach- und Verstalent des Dichters sie in den schimmernden Rahmen seiner Rhythmen zu bannen. Die zeitliche und landschaftliche Abtönung ist vortrefflich gelungen und trotz des tragischen Ausgangs aller Hauptgestalten bleibt die Dichtung überstrahlt von rheinischem Sonnenglanze und umflossen von rheinischem Rebenduft:

Ich bringe blühende Garben —
Die mir der Zauber bot,
Ich male mit düstern Farben,
Und melde viel Jammer und Noth,
Ich singe vom Rebengeschleine,
Von den Wassernixen im Strom;
Vom Leben am blitzenden Rheine,
Von der Stadt mit dem ewigen Dom.

Ja, die Herrliche ist um einen dichterischen Ruhmeskranz durch Joseph Lauff bereichert worden, einen epischen Ruhmeskranz, dessen Farbenpracht durch eingestreute lyrische Blüten von ergreifendem poetischen Zauber auf das reizvollste erhöht wird. Die Ereignisse rauschen auf den Wogen einer so wandel- wie melodienreichen Rhythmik

dahin in immer neuem blendenden Lichterspiele. Wundervoll ist die Scene, in welcher die schöne Overstolzin nachtwandelnd in die Gemächer des Anatomen tritt. Wie lieblich lauten die Worte, mit welchen er seine vom Glanze ihrer unverhüllten Schönheit entflammmten Sinne beschwichtigt:

Tief in des Waldes Heiligthume,
Im Buchenforst, im schwarzen Tann,
Blüht eine wunderbare Blume,
Ein heilig Kraut: Rührmichnichtan!
Doch naht man sich mit Frevelhänden,
Wird dieses Wunderkraut entweiht,
Dann muß der schöne Zauber enden
In hehrer Waldeseinsamkeit.
Und lösend will ich dir verkünden,
Was ich ersann in stiller Ruh':
Das Zauberkraut in tiefen Gründen,
Die Märchenblume — die bist du!
Es blitzt der Schmelz von zarten Stirnen,
Es funkelt hell das Gletschereis,
Doch schöner selbst, wie das der Firnen,
Erstrahlt der Unschuld Edelweiß!
Ich müßte selbst mir ewig grollen,
Mich selber ewig maledein,
Wenn ich mit frevelhaftem Wollen
Die zarte Blume würd' entweihn.
Erst wenn auf bräutlichem Altare
Die Hochzeitskerzen heilig stehn,
Und durch die Morgenluft, die klare,
Die Hochzeitsglocken werbend gehn,
Dann naht für mich die hehre Feier,
In der ein Knabe, lichtumschwebt,
Den Gürtel und den Silberschleier
Von deinen Reizen schüchtern hebt.

Er könnte sich etwas kürzer fassen, der Anatom, und an andern Orten fällt er aus seiner epischen Redefülle völlig in ein gedunsenes Theaterpathos. Das darf nicht verschwiegen werden; auch das nicht, daß mit den beiden Liebenden zugleich jene Zukunft im Rheine versinkt, aus deren Heraufdämmern der Dichter ein neues Leben wecken müßte, um sein Werk mit freundlichen Ausblicken zu krönen: dies feuchte Ende erinnert überhaupt unliebsam an ein bekanntes malerisches Sensationsstück. Der Dichter selbst zwar findet sich zum Schlusse mit den hübschen, aber inhaltleeren Versen ab:

Die Sterne sind verblichen,
Die Wasserfrauen gebannt;
Mit falben, gewaltigen Strichen
Gürtet sich rings das Land.
Schweifende Nebel wallen,
Im Frühlicht glitzert der Strom;
Und über den Fluten hallen
Die Glocken vom ewigen Dom.

Damit ist nichts geholfen. Der Dichter müßte uns den Inhalt des Geläutes deuten.

2. Iris. Erzählungen und Dichtungen. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 3 M.

Welcher Gattungs- und sonstige Unterschied zwischen skandirten „Erzählungen" und „Dichtungen" besteht, ist mir unerfindlich. Im allgemeinen fallen die hier mitgetheilten Stücke unter den Begriff der versificirten Novelle, in deren Kunstsphäre Lord Byron bekanntlich unerreicht blieb. Hymnenhaftes und Visionäres ist eingestreut, tritt aber zufolge seiner epischen Einkleidung zu dem Nebenstehenden in Verwandtschaft. Der Reichthum und die vornehme Haltung der Graf Schack'schen poetischen Ausdrucksmittel sind bekannt; bekannt seine gediegene Verskunst, der Glanz seiner Phantasie und jene besondere Gnadengabe, die ihm ein freundliches Geschick beschied: inniges Vertrautsein mit Orient und Occident. Hier gleicht Graf Schack Lord Byron: sie haben die Länder der Citronen und Oliven nicht nur in Märchenbüchern geschaut; sie haben den Bosporus glänzen sehen und mit Griechen griechisch gesprochen. Inhaltlich nun ist die Sammlung so vielseitig wie ungleichwerthig. Manches ist völlig preiszugeben und des Dichternamens, der es deckt, unwürdig. Wie leer beispielsweise: „Die Königstochter"; wie arm „Der Wappenschild"; wie zerflossen „Der Hirtenknabe"! Und in dieser letztgenannten Dichtung, welch ein unmögliches Deutsch, welch eine undenkbare Rhythmik, welch unglaubliche sprachliche Verrenkungen und Verkrüppelungen! Zum Belege der harten Anklage folgende Beweismittel:

Seit mir,
Ein Jahr nun ist's, der Vater starb, mit Kurt,
Dem Knecht, der kleinen Wirthschaft waltend, lebt sie
Allein in ihrer Hütte.

Warum in aller Welt nicht die ordnungsmäßige, viel einfachere und natürliche Folge:

Seit mir,
Ein Jahr nun ist's, der Vater starb, lebt sie
Mit Kurt, dem Knecht, der kleinen Wirthschaft waltend,
Allein in ihrer Hütte.

Ich würde der fleckigen Stelle keine Zeile gönnen, wenn sie nicht eine Manie kennzeichnete, welcher die ganze wenig erfreuliche Erzählung ausgeliefert bleibt. Man höre weiter:

Vom Ertrag
Des kleinen Ackers, der uns blieb, bisher
Mir sandte sie —

Oder:

Erschreckt
Ihr bleiches Aussehn schau'nd zu Füßen ihr
Sank er —

Oder:

Mit dem Druck
Der Lippen, die auf seine Stirn sie preßte,
Nur gab die Mutter Antwort —

Oder:

Auf dem Wiesengrunde nun
— — — — — — — — — — —
Der Kühe Hirt wie sonst sich weih'nd, ließ Anton
Aus ihren vollen Eutern sich die Milch
Ergießen; doch, so oft er's konnte, auch
Dem Knecht in seiner Arbeit stand er bei.

Seit Johann Heinrich Voß, dem „Homäriden", ist kein solches Deutsch verdichtet worden. Man höre weiter:

Durch den Schnee,
Mit dem der Januar allhier die Höhn
Und Thäler deckte, nur ließ auf das Schloß
Empor sich klimmen (!!) —

Oder:

Mit sanftem Händedrucke seiner Mutter,
Die nicht von seiner Lagerstätte wich,
Trost sprach er ein.

Graf Schack hat diese Offenbarung seiner Muse offenbar der unrhythmischsten Stunde seines Lebens zu danken, und der Leser athmet auf, wenn er in den das Stück, wenn auch kaum organisch abschließenden schwungvollen Strophenreihen wieder so ehrliches wie schmuckreiches Deutsch von dieser Welt vernimmt; ich bemängele deshalb den Schluß als unorganisch, weil man diesem Hirtenknaben diesen — Graf Schack'schen Liederkranz nicht zutraut, in dem ich gleichwol neue blendende Beweise seiner Kunst bewundere:

Steig bei mir ein! Ein Zauberstab ist mein,
Wie keinen mächt'gern hat die Fee Morgane;
Wohin du willst im Welten-Oceane
Soll unserm Boot er Schwingen leihn.

Was wir in goldner Kinderzeit geträumt,
Die Märchen, die im Lebenssturm verklungen,
Dort unten lallen sie die Wogenzungen,
Wenn leisen Schlags die Meerflut schäumt.

Mit ihrer sel'gen Inseln Blütenflor
Und mit dem Wunderland der Lotophagen
Umwallt vom Duft aus frühen Erdentagen
Steigt uns die Welt Homer's empor.

In Purpur flammen West um uns und Ost,
Wenn zu Alcina's Insel, zu dem Schlosse
Des Atlas auf der Dichtung Flügelrosse
Uns trägt der Zaubrer Ariost.

Graf Schack hat seiner Sammlung den Namen einer der lieblichsten Göttinnen, der Göttin des Regenbogens, gegeben. Wenn ich über den anziehenden Lichterspielen seiner heutigen Darbringung der Schatten nicht vergaß, so scherzt sie doch der bunte Farbenschimmer, der das Ganze durchfließt, mit siegfrohem Lächeln hinweg und verklärt die klangreichen Trochäen, Jamben und Terzinen mit holdem Irisglanze.

3. Der große König. Ein Heldengedicht in neun Gesängen von R. Bartolomäus. Lissa, Ebbecke. 1891. Gr. 8. 3 M.

Die achtzeilige Strophenform ist streng, wenn auch ohne höheres Geschick durchgeführt. Das Ganze gliedert sich unter den Aufschriften: „Schwerin", „Kollin", „Prinz August Wilhelm", „König Friedrich", „Winterfeldt", „Seydlitz", „Roßbach", „Zieten", „Leuthen". Die Dichtung bleibt zu sklavisch der Chronik verhaftet. Die Darstellung ist zu breit, die Schreibart zu holzig, das Versmaß über Gebühr widerhaarig. Der Pegasus, den der Dichter tummelt, ist ein sträflich bockiger Hochtraber. Der Reiter vermag ihm nicht eine regelrechte, vorschriftsmäßige Gangart abzugewinnen. Es liegt weniger am Reitthier, als an seiner Schulung und Führung; minder am Roß, als am Reiter. Alles in allem ist es ein Stück gereimter Kriegsgeschichte, die vorliegt. Hier eine Probe der Art unsers Heldendichters:

Ihm folgt' des Bataillons zerfetztes Zeichen;
Ein Unt'roff'zier im grauen Bart sie trug, (??),
Zerfetzt gleich ihr (??) von Schüssen, Säbelstreichen,
Wo immer nur sein Bataillon sich schlug.

Den Degen vor, gehn ihm zu beiden Seiten
Zwei junge Offiziers, die sie begleiten.
Und niemand, der sie sieht, vermöcht's zu sagen,
Daß sie zum erstenmal schmückt Schärp' und Kragen.

Das ist unmündige Reimerei, wohlgemeinter, aber wesenloser Dilettantismus, den selbst das Heroenthum Friedrich's II. und die Größe seiner Geschichten aus dem Sande des Trivialen nicht zu befreien und poetisch zu erwärmen und durchleuchten vermochte.

Was diesem Dichter an wirklicher Berufung gebricht, das ersetzt im folgenden Werke einer Dichterin religiöse Schwärmerei und mystisches Sichversenken in die Wunder des katholischen Dogmas. Der umfängliche Band bildet den ersten Abschnitt einer dreigetheilten Hymno- oder Doxologie auf die Himmelskönigin:

4. Der Königin Lied. Dichtung in drei Büchern von Emilie Ringseis. Erstes Buch: Magnificat. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Emilie Ringseis ist jedenfalls voll ihres Themas. Auch kommt sie aus gesegneter religiöser Schule. Sie ist katechismus- und legendenfest. Ihr theologisches Wissen ist nahezu pfarrherrlich. Das Mysterium jungfräulicher Mutterschaft behandelt sie mit der liebevollen Gründlichkeit und der tiefbohrenden Scharfsinnigkeit der Scholastik. Joseph's Zweifel werden in trostreichen Trochäen daran gedichtet. Ist dies „Magnificat" mit dem Bach'schen gemessen auch höchstens mit Grasmückengezwitscher neben Glockengeläute zu vergleichen, so ist der Dichterin ein frommes Durchdrungensein von der Erhabenheit ihres Vorwurfs nicht abzusprechen; ihr rhythmisches Gefühl ist wohlthuend ausgebildet und ihr sprachliches Werkzeug folgt willig und gefügig ihrem Streben. Aber das Ganze ist zu weitschichtig angelegt; der Vortrag grenzt an selbstgefällige Redesucht; der Wortstrom ergießt sich in grenzenloser Fülle, welche die Seichtheit des Inhalts nur um so fühlbarer macht, und schließlich ergibt sich als die mächtigste Triebkraft dieser Hymnendichtung ins Ziellose sich verlaufende Marienschwärmerei in höherm Grade als lautere Religiosität. Das Buch wird auf einen Leserkreis müßiger Nonnen oder entsagungsbeflissener Magdalenen beschränkt bleiben, wofern es unter den Leitern katholischer Mädchenschulen nicht Beurtheiler findet, die über diese religiösen Ergüsse eines fesselosen weiblichen Dichtertriebes zu liebreichern Schlüssen als ich gelangen.

5. Das Rolandslied. Ein altfranzösisches Epos. Uebersetzt von Ernst Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1891. 8. 3 M.

Der umfangreiche Katalog der Rolandsliedliteratur, wie ihn Emil Seelmann's, des verdienstvollen Linguisten, schätzenswerthe Bibliographie so übersichtlich wie erschöpfend zusammengestellt hat, ist um eine anziehende Nummer in Ernst Müller's Uebersetzung reicher geworden; nicht in gleichem Grade die deutsche Uebersetzungsliteratur. Ernst Müller nennt den berühmten Namen seines Vorgängers selbst und fordert selbst zu einem Vergleiche auf, der, wie ich von vornherein befürchtete, zu Gunsten Wilhelm Hertz' ausfällt. Mag im einzelnen Ernst Müller buchstabentreuer übertragen, so zeigt doch die Hertz'sche Sprache, trotz der mangelnden Reime, einen reinern, vollern, edlern, hinreißendern Ton, und im übrigen sind diese Müller'schen paarweise gereimten iambischen Fünffüßler der altfranzösischen assonirenden Tirade so wenig stamm- und geistverwandt als Wilhelm Hertz' ungereimte. Dafür trägt diese aber der Odem einer ungleich höher ragenden und tiefer ausgerüsteten dichterischen Persönlichkeit. Gleichwol soll der neue Versuch, das Rolandslied, das beiläufig mit unserm Nibelungenliede sich nirgends messen kann, in Deutschland bekannter zu machen, freundlich willkommen geheißen sein.

6. Lyrics. Selected from the Works of A. Mary F. Robinson (Madame James Darmesteter). Cameo Series. London, T. Fisher Unwin. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist eine Auswahl aus den lyrischen Schöpfungen einer hochbegabten englischen Dichterin, die vorliegt; nur wenige, aber hochinteressante Nummern wie: „The Springs of Fontana"; „Twilight"; „Versailles" u. s. w. sind aus Nachlesen hinzugekommen. Der Inhalt selbst gliedert sich in: „Music", „Rosa Rosarum", „Stars". Tiefsinniges, Gedankenschweres löst sich ab mit lieblichen Naturbildern und Liebessang:

Love me to-day and think not on to-morrow!
Come, take my hands, and lead me out of doors,
There in the fields let us forget our sorrow,
Talking of Venice and Ionia shores.

Tief in Sinnen versinkt ihr Genius vor Dürer's „Melancholie", welche dem Denkfrohen ja immer wieder in die Kreise, die unergründlichen, ihrer Probleme und ihrer Schwermuth zieht. Die Dichterin gibt des Meisters räthselvollster Allegorie folgende Deutung:

Now shall I build? Cui bono? — lo, the salt
Hath lost its savour and I have no will!
What rek I now of gate or doms or vault?
Among the ruins of the thing undone
I sit and ask myself Cui bono? till
The sun sets, and a bat flies past the run.

Die Deutung ist falsch. Um Cui bono? zu fragen, war Dürer's Geist und Wesen viel zu religiös und schaffensfroh; sittlich viel zu erhaben. Dürer's „Melancholie" bedeutet das Verzagen und Entsagen der menschlichen Vernunft und Schöpferkraft vor den Schranken der Endlichkeit, am Uferrande des Unendlichen. Sonst vernimmt man den geistigen Pulsschlag der Dichterin am lebhaftesten in dem Schlußgedichte: „Epilogus". Es ist wahr, sagt sie, im Becher des Lebens sind Gifttropfen, d. h. alles mögliche Ungemach und Elend und aller denkbarer Jammer.

Yet no other cup I know
Where such radiant waters glow.

Sie nennt Vogelsang, Sonnenschein, die Herrlichkeit des männlichen Geistes und Frauenliebe, und schließt:

Take the cup, nor break it, then!

Das ist gute Philosophie. Very well, Mylady —
Take the cup, nor break it, then!

7. Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. Neue Folge. Berlin, Mayer u. Müller. 1891. 8. 4 M.

Insofern auch die Sage unter der Prägung des epischen Volksgeistes Gestalt gewinnt, sei diese Anzeige einer gehaltvollen Auslese isländischer Volkssagen dem Vorigen angeschlossen. Der Uebersetzer hat bereits im Herbste 1888 einen ansehnlichen Band dem vorliegenden vorausgeschickt und wir wünschen diesem die freundliche Aufnahme seiner Vorgänger. Der reiche Stoff erscheint diesmal in folgender Gruppirung: „Natursagen", „Legenden", „Geschichtliche Sagen", „Sagen von Friedlosen", „Schwänke", „Aberglauben und Gebräuche". Aus dem Ganzen formt sich ein culturhistorisches Spiegelbild des Lebens und Treibens, Glaubens und Wähnens, Sinnens und Empfindens, Träumens und Dichtens, Erzählens und Fabulirens, Hassens und Liebens, Freiens und Sterbens auf dem fernen eisumstarrten Eilande des nördlichen Oceans, und diesem eigengearteten Ausschnitte germanischen Menschenthums wird in Deutschland weder herzliche, noch wissenschaftliche Antheilnahme versagt bleiben. Die Sprache des Uebersetzers athmet urwüchsige Kraft und echte Volksthümlichkeit und bewegt sich in dem schlichten Tone lauterer Einfachheit und Natürlichkeit, ohne irgendwo ins Bäuerische zu verfallen. So hat der Herausgeber die Kunde germanischen Volksthums um einen erfreulichen Beitrag erweitert und der vergleichenden Sageugeschichte einen neuen ertragreichen Ernteplatz erschlossen. Die Verlagshandlung hat sein Werk würdig eingekleidet.

Adalbert Schroeter.

Graf Hübner's Tagebuch aus der Revolutionszeit.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. Von Alexander Grafen von Hübner. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 6 M.

Der greise österreichische Staatsmann, dessen geistige und körperliche Jugendfrische noch den Siebziger zu seiner zweiten Reise um die Welt und zur ausnehmend anziehenden Beschreibung derselben befähigte, hat im vorliegenden Bande uns einen Abschnitt seines Tagebuchs aus der Blüte seines Mannesalters eröffnet, der, so beschränkt der Zeitraum und der Schauplatz ist, in dem und auf dem es geführt worden, der fesselndsten Theilnahme zu begegnen sich eignet. Graf Hübner bietet seine Aufzeichnungen vom 18. Februar 1848 bis zum 19. März 1849, wie sie an jedem Morgen, wenn die Umstände es gestatteten, geschrieben wurden. Nur sind zur „Bequemlichkeit des Lesers, des ältern, welcher manches vergessen, des jüngern, welcher von manchem niemals gehört hat, dem Texte des Tagebuches kurze Darstellungen der Ereignisse, auf welche es sich bezieht, am gehörigen Orte" eingeschaltet. Der Verfasser betont, daß seine Erzählung weder Erinnerung an das vor mehr als vierzig Jahren Geschehene, noch Sammlung zerstreuter, aus jener Zeit stammender Notizen ist — die lebendige Wiedergabe der unmittelbar empfangenen Eindrücke, der feine Pinsel der Kleinmalerei der täglichen Geschehnisse bürgt ohnedies für den gleichzeitigen zusammenhängenden Ursprung dieser neugehobenen Quellenschrift für einen Theil der Begebenheiten des Revolutionsjahres, dem die Fülle der Zeugenschaft lange nicht wie anderen seiner Abschnitte zur Seite steht.

Der hohe und eigenthümliche Werth dieses jetzt an die Oeffentlichkeit getretenen Zeugnisses beruht ebenso auf der gesellschaftlichen und amtlichen Stellung, wie auf den persönlichen Eigenschaften des Verfassers. Den zahlreichen Lesern seiner Reisewerke ist sein nie erlahmender Eifer bekannt, über alle politischen und socialen Verhältnisse sich aus eigener Anschauung zu unterrichten, die Umgänglichkeit, mit der er den Menschen nahe zu treten weiß, die lebendige Theilnahme an allem Menschlichen und die Ruhe, die ihm in allen schwierigen Sachlagen treu bleibt. Die gleichen Bestrebungen und denselben Charakter bekundete auch der siebenunddreißigjährige Legationsrath Freiherr von Hübner, damals Generalconsul für Sachsen und österreichischer Geschäftsträger bei den anhaltischen, schwarzburgischen und reußischen Häusern mit dem Sitze in Leipzig, als er, durch Metternich nach Wien berufen, mit der Aufgabe betraut wurde, in der in Mailand zur Gewähr der Einheit der militärischen Maßregeln der österreichischen Regierung mit dem Gange der Civilbehörden geschaffenen Conferenz als diplomatisches Mitglied den Fürsten Felix Schwarzenberg zu vertreten, der einstweilen seinen Gesandtschaftsposten zu Neapel noch nicht verlassen konnte. In den der Abreise vorhergehenden Tagen verkehrte er viel mit dem ihm sehr gewogenen Staatskanzler. Am Morgen des 1. März erfuhr er die Nachricht von der Verkündigung der Republik in Frankreich. Der Fürst sprach über die Lage:

Jedermann sagt mir, es müsse etwas geschehen. Ganz richtig, aber was? Unsere Monarchie ist ein altes Haus; man kann nicht, ohne Gefahr, Mauern durchbrechen, neue Fenster und Thüren öffnen, große Veränderungen im Innern vornehmen. Und dennoch, es muß *etwas* geschehen. Die guten Leute begreifen nicht, daß *alles* neu zu machen ist, aber daß man solche Neubauten nicht aus dem Aermel schütteln kann.

Im Jahre 1817 schlug ich dem Kaiser Franz vor, im Mittelpunkte des Reichs einen berathenden Körper einzusetzen, welcher aus hervorragenden Persönlichkeiten der Provinzen zu bestehen hätte. Ich erstattete ihm hierüber einen schriftlichen Vortrag, eine gewissenhafte, umständliche, auf den Grund der Dinge eingehende Arbeit. Heute würde er den Bedürfnissen des Tages nicht mehr genügen, aber in seinem Wesen bezeichnet er die einzige praktische Lösung der großen Aufgabe, nämlich die Ermöglichung des staatlichen Zusammenlebens der verschiedenen Völker des Reiches mittels eines organischen Verbandes. Jahrelang sah ich dies Aetenstück auf dem Schreibtische des Kaisers liegen. Er konnte oder wollte nicht über diese, meiner Ansicht nach, dringende Angelegenheit zu einem Entschlusse gelangen. Im Jahre 1826, kaum von einer Todeskrankheit genesen, sagte er mir eines Tages: „Wissen Sie, was mich am meisten quälte, als ich zu sterben vermeinte? Es war Ihr Vortrag von 1817, der immer noch unerledigt auf meinem Tische liegt. Aber jetzt soll er unverzüglich dem Staatsrath zugewiesen werden." Indeß es blieb bei dem guten Vorsatze. Am Neujahrstage 1835, also 18 Jahre nach Ueberreichung meines Vortrags, sprach er mir abermals von dieser Arbeit. „Vor Ablauf des Jahres", sagte er, „wird die Sache geregelt sein." Zwei Monate darauf starb er. . . .

Man widersteht schwer der Versuchung zu weitern Auszügen.

Tags darauf reiste der Verfasser nach Mailand. Am 8. März schreibt er:

Nach den drei letzten, seit dem 3. Januar so bewegten Monaten ist in Mailand, wie in den Provinzen, vollkommene Windstille eingetreten. Das Losungswort lautet: Rassegnazione, das heißt Geduld: Wartet! und jedermann wartet und verhält sich ruhig. Und worauf wartet man? Der König von Sardinien wartet, bevor er den Rubicon überschreiten will, auf einen Aufstand in der Lombardei, und die Lombarden erwarten, bevor sie aufstehen, eine Kriegserklärung des Königs an Oesterreich. Dies ist die augenblickliche Lage. Mittlerweile gehorcht man den Häuptern der italienischen Partei und hat aufgehört, den kaiserlichen Behörden zu gehorchen. Letztere haben jede Fühlung mit der Bevölkerung verloren. Die Verschwörung ist überall und die Regierung nirgends.

Am 13. März ist von den Conferenzen zu Vieren beim Vicekönige (Erzherzog Rainer) „keine Rede mehr. Die Maschine steht still". Vom 18. bis 22. März raste der Aufstand in Mailand. Die uns gegebene Schilderung ist prachtvoll und reizend. Die berühmten Cinque Giornate endeten für den Verfasser infolge eines eigenthümlichen Zufalls beim Beginn des Aufruhrs mit seinem erzwungenen Verbleiben bei dem alten Ehepaare, bei dem er Zuflucht

gefunden. Als „Philemon und Baucis" wird es vorgeführt. Er galt der aufständischen Regierung als Geisel, unter Philemon's Aufsicht und Verantwortung gestellt. 106 Tage dauerte das Zusammensein, nur unterbrochen durch den Versuch einer Reise in das Lager Radetzky's, um im Auftrage der mailänder aufständischen Regierung eine Auswechselung der Gefangenen herbeizuführen. Die Uebermacht des Pöbels in Brescia hinderte den Verfasser, auch nur zum Feldmarschall zu gelangen, aber gewährte ihm einen tiefdringenden Einblick in die durch die Revolution geschaffenen Zustände. Am 5. Juli durfte er Mailand als freier Mann verlassen und eilte nach Wien.

Damit ist die Hälfte des Buchs geschlossen und in ihr eine so eingehende Kennzeichnung der österreichischen Fehlgriffe wie der Kindlichkeit der italienischen Freiheitsbewegung in so liebenswürdiger, die eigenen Zustände immer humoristisch behandelnder Schilderung gegeben, daß sie zur Belehrung wie zur Unterhaltung in ganz hervorragender Weise zu empfehlen ist. Die Gesammtauffassung der Lage und das Urtheil stimmt mit denen des Baron Binder-Krieglstein in seiner glänzend geschriebenen Studie „Feldmarschall Radetzky" (Unsere Zeit, 1890, I) wesentlich überein.

Das Tagebuch schließt mit dem Bekenntnisse: „Ich kann nicht glauben an die Italia unita" und ein paar schönen Seiten, die in dem Satze gipfeln: „Man erkennt im Italiener den erstgeborenen Sohn der Civilisation." Das erste Wort hat den Verfasser zu einer Nachschrift bewogen, in der er gesteht, daß die Thatsachen ihn widerlegt haben oder widerlegt zu haben scheinen. Der hierin sich ausdrückende Zweifel an der Beständigkeit der politischen Einheit Italiens dürfte von dem Wunsche gezeugt sein, die weltliche Herrschaft des Papstes wiederhergestellt zu sehen, die ihm eine Bürgschaft seiner politischen Unabhängigkeit zur freien Erfüllung seines geistlichen Berufs bedeutet. Hier scheiden sich des Verfassers und unsere Gedankenwege.

Der erste Theil des Buchs erscheint wie ein Idyll gegen den zweiten gemessen. Als der Verfasser am 22. Juli in Wien eintraf, ward an dem Tage der Reichstag durch Erzherzog Johann eröffnet. „Wie sieht mein altes gutes Wien so ganz anders aus! Kaum zu erkennen, und dennoch sind wenig mehr als vier Monate verstrichen, seit ich es verließ." Wie Wien damals aussah, auf den Straßen, in den Clubs, im Reichstage, ist wol manchmal geschildert und noch unlängst durch Gustav Freytag's Aufsätze aus den derzeitigen „Grenzboten" für viele lebendig geworden; aber die Einblicke, welche Graf Hübner in die Lage, in die Stimmungen, Befürchtungen der Regierungskreise, des Hofes, des hohen Adels, in den Zwiespalt oder die Unschlüssigkeit der Staatsmänner gewährt, sind oftmals neu und außerordentlich anziehend, und mit besonderm Interesse folgen wir den geschlossenen Anschauungen des in der ganzen Gesellschaft wohlbewanderten Tagebuchschreibers. Schon unterm 14. August lesen wir:

Seit meiner Rückkehr verfolgt mich der Name des Fürsten (Felix Schwarzenberg, gegenwärtig Gouverneur von Mailand) ohne Unterlaß. Radetzky, Windischgrätz, Jellačić sind das Schwert Oesterreichs. Aber wer steht am Steuerruder? (Folgt eine Charakteristik des Ministeriums und des Hofstaats.) Wir bedürfen eines Mannes, welcher im Stande ist, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Ich sehe nur einen: Felix Schwarzenberg. . . .

Ich habe einen reiflich überlegten Brief an den Fürsten Felix verfaßt und sende ihn heute abends durch einen Kurier des Grafen Latour nach Mailand ab. Er enthält eine wahrheitsgetreue Schilderung der hiesigen Zustände. Ich sage ihm nicht mit dürren Worten: Kommen Sie. Dies stände mir nicht zu, aber er wird es zwischen den Zeilen lesen, und das genügt.

Und dann am letzten September nach den gehäuften Unruhen und den Schwächeerweisen der Regierung:

Von einem kurzen Ausfluge nach Leipzig, wohin mich Privatangelegenheiten gerufen hatten, unlängst frühmorgens zurückgekehrt, befand ich mich noch in meinem Ankleidezimmer, als die Thür sich plötzlich öffnete. Auf der Schwelle stand ein Offizier in Generalsuniform. Bei dem in der Stube herrschenden Dämmerlichte hatte ich ihn nicht sogleich erkannt. Aber ein Vorgefühl durchzitterte mich. Eine hohe hagere Gestalt von militärischer Haltung. Den verhältnißmäßig kleinen Kopf bedeckt weniges kurz geschnittenes, bereits ergrauendes Haar. Das blasse Antlitz mit den edeln Zügen, mit der hohen engen Stirn, dem glatt rasirten Kinn scheint in Marmor gemeißelt. Es würde den Eindruck der Unbeweglichkeit hervorbringen ohne die sprechenden Augen, den zugleich sanften und strengen Blick. Sie verrathen das unter der Eisdecke glühende Feuer der Leidenschaften, zurückgehalten, wo es sein muß, durch einen eisernen Willen. Jetzt erkenne ich ihn, und eine fast schmerzhafte Freude überkommt mich, die Freude des Seemanns, der im Augenblicke des Sinkens das herannahende Rettungsboot gewahrt. Ja, er ist es! O mein Oesterreich, mein geliebtes Land, du bist nicht verloren. Seit Wochen habe ich ihn erwartet, und, jemehr die Ereignisse sich überstürzten, mit immer steigender Angst. Jetzt ist er gekommen; vor mir steht er, hier in meinem Zimmer! Es war Fürst Felix Schwarzenberg. Die freudige Ueberraschung hatte mich so verblüfft, daß ich gar nicht daran dachte ihm entgegenzugehen. Er trat langsam näher mit ausgestreckter Hand und sagte: Da bin ich.

Etwa eine Woche danach, am 6. October, brach der große Aufstand aus, ward der Kriegsminister Graf Latour ermordet, zog der Hof nach Olmütz und hatte Fürst Schwarzenberg den Commandanten von Wien bei der Sammlung und Zurückziehung der zum Theile unzuverlässig gewordenen Truppen wirksamst unterstützt. Am 9. October zum Kaiser berufen, sandte er den Verfasser, ihn zu vertreten und seine Rathschläge dem Herrscher zu überbringen. Damit wurde Graf Hübner bei den nun folgenden Ereignissen und Unterhandlungen Schwarzenberg's, des nunmehrigen Ministerpräsidenten, rechte Hand, der Zeuge der Thronentsagung Kaiser Ferdinand's und der Thronbesteigung des jugendlichen Erzherzogs Franz Joseph, der Theilnehmer der Sorgen um die Reorganisation der Monarchie, auch der Genosse der Bestrebungen des Fürsten, das arg zerrüttete Ansehen Oesterreichs in der auswärtigen Diplomatie wieder herzustellen. Am 1. Januar 1849 heißt es aus Olmütz:

Jeden Morgen trage ich ihm in Kürze den Inhalt der eingelaufenen Gesandtschaftsberichte vor, bespreche mit ihm die zu

ertheilenden Antworten und redigire sie selbst, da keine andere Feder hier vorhanden ist. Der vorklingende Ton, welchen der Fürst unsern Agenten im Auslande vorschreibt, ist der eines energischen und fortwährenden Protestes gegen die in Europa verbreiteten falschen Ansichten über die Lage des Reichs. „Sagen Sie ihnen", wiederholt er mir ohne Unterlaß, „daß Oesterreich lebt und leben wird."

Der Stellungnahme des Fürsten zu Preußen stimmte der Verfasser nicht bei. Die Durchsetzung des Entwurfs der „Note vom 4. Februar" (vgl. von Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.", I, 291), die Hübner geschrieben und in dreitägigen Kämpfen im Ministerrathe vertheidigt hatte, machte ihm wenig Freude:

Erstlich sind es nicht meine Gedanken, einige derselben laufen sogar meiner Auffassung zuwider, und die Aussicht auf mögliche Zerwürfnisse mit Preußen stimmt mich nachdenklich. Dann drängt sich auch die Frage auf: sind die Dinge in Oesterreich und in Deutschland hinlänglich gereift, um jetzt schon endgültige Lösungen zu erzielen? Alles, was mir dermalen zu erreichen möglich scheint, ist, neue Errungenschaften des Feindes, nämlich der Anarchie, zu vereiteln und zugleich vortheilhafte Stellungen zu gewinnen, in welchen wir die Zeit des Schaffens und Wirkens abwarten können.

Am 19. März erhielt der Verfasser den Auftrag, sich andern Tages in außerordentlicher Mission nach Paris zu begeben.

Fügen wir noch hinzu, daß auch die Einnahme Wiens im Tagebuche behandelt ist, daß der Verfasser zwischen den beiden Schlachttagen von Kapolna bei Fürst Windischgrätz war und dabei immerfort Streifblicke das gesellschaftliche Leben und Persönlichkeiten der österreichischen Aristokratie treffen, so wird man abnehmen können, welche Unterhaltung und Belehrung aus diesem Tagebuchabschnitte dem Leser erwächst.

Friedrich Bienemann.

Staatswissenschaftliche Literatur.

1. Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 9 M.

Alle Freunde Schmoller's werden es sicherlich auf das freudigste begrüßen, daß er eine Reihe seiner Reden und Aufsätze in diesem Bande gesammelt herausgibt: „Rede zur Eröffnung der Besprechung über die sociale Frage in Eisenach den 6. October 1872"; „Der moderne Verkehr im Verhältniß zum wirthschaftlichen, socialen und sittlichen Fortschritt, 1873"; „Die sociale Frage und der preußische Staat, 1874"; „Die Natur des Arbeitsvertrags und der Contractbruch"; „Die Reform der Gewerbeordnung"; „Der Uebergang Deutschlands zum Schutzzollsystem"; „Die Wissenschaft, die Parteiprincipien und die praktischen Ziele der deutschen Politik"; „Die Gerechtigkeit in der Volkswirthschaft"; „Das untere und mittlere gewerbliche Schulwesen in Preußen"; „Der deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke und die Frage der Schankconcessionen"; „Hermann Schulze-Delitzsch und Eduard Lasker"; „Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage"; „Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen"; „Ueber Gewinnbetheiligung"; „Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 im Lichte der deutschen Wirthschaftspolitik von 1866 bis 1890". Ist ja so oft mit Recht beklagt worden, daß eine Fülle des kostbarsten Materials, das er zerstreut da und dort in Zeitschriften veröffentlicht hat, für ein großes Publikum, das nicht in der Lage ist, auf die einzelnen Zeitschriften zu abonniren oder sie sich in irgendeiner Weise zugänglich zu machen, verloren gehe. Schmoller ist bei Veröffentlichung dieses Bandes von der ganz richtigen Erwägung ausgegangen, daß man — und das trifft namentlich für die jüngere Generation zu — einen Autor nur durch eine solche Zusammensetzung kennen lernt, und daß die Wirkung gewisser Gedankenreihen auf weitere Weise dadurch ganz erheblich gesteigert werden kann. An dem Wortlaute der Reden und Aufsätze hat Schmoller im Großen und Ganzen nichts geändert, selbst wenn seine Ansichten über einzelne Punkte mit der Zeit andere geworden sind. Daraus erklärt sich wol manche Verschiedenheit in der Auffassung, die hie und da zu Tage tritt, z. B. daß Schmoller im Jahre 1874 die Socialdemokratie kaum anders und schlimmer geartet findet als den englischen Chartismus, in ihr nur das Jugendfieber einer großen socialen Bewegung, nur eine vorübergehende Erscheinung der socialen Entwickelung sieht, die „bald" reiferen, klarerern Bildungen Platz machen werde, daß er dagegen im Jahre 1889 sehr ernstlich auf die Gefahr einer socialen Revolution und einer wenn auch zeitweisen Klassenherrschaft des vierten Standes hinweist.

Das Buch stellt ein Ganzes dar, es faßt eine Anzahl Gedanken und Ziele einheitlich zusammen, es gibt eine Geschichte der Entwickelung, die die socialpolitischen Ideen in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Beim Lesen dieses Buches erkennt man so recht, welch ein gewaltiger, tiefgreifender Umschwung in unserer staatlichen Wirthschafts- und Socialpolitik von 1872 bis 1890 stattgefunden hat. Damals hatten wir eine Regierung, in der die Manchesterleute ziemlich stark vertreten waren, und eine Reichstagsmehrheit, die es fertig brachte, die Regierung an manchesterlicher Gesinnung noch zu übertrumpfen, die sich nur des befruchtenden Goldregens der Gründerjahre, des allgemeinen Wohlstandes und des ungeheuern Fortschritts der Technik freute, die große, schon tiefgehende Emancipationsbewegung des Arbeiterstandes dagegen verkannte, die Existenz einer socialen Frage überhaupt leugnete und alle Socialreform rundweg ablehnte. Damals mochte Schmoller, als er zum ersten male eine kräftige monarchische Socialreform forderte und in der berliner Singakademie im Frühjahr 1874 einen Appell an das preußische Königthum

mit den Worten schloß: „Den Gefahren der socialen Zukunft kann nur durch ein Mittel die Spitze abgebrochen werden, dadurch daß das König- und Beamtenthum, daß diese berufensten Vertreter des Staatsgedankens, diese einzig neutralen Elemente im socialen Klassenkampfe, versöhnt mit dem Gedanken des liberalen Staates, ergänzt durch die besten Elemente des Parlamentarismus, entschlossen und sicher die Initiative ergreifen zu einer großen socialen Reformgesetzgebung und an diesem Gedanken ein oder zwei Menschenalter hindurch unverrückt festhalten", nicht ahnen oder nicht zu hoffen wagen, daß ein Wandel so rasch erfolgen werde. Und wenn auch dann die Socialpolitik des Deutschen Reiches zum weitaus größten Theile andere Wege ging, als Schmoller sie damals eingeschlagen wissen wollte, zunächst von Regelung des Arbeitsvertrags und Lehrlingswesens, Errichtung von Gewerkvereinen, Schiedsgerichten und Einigungsämtern, Verbesserung der Wohnungsverhältnisse absah und die Hülfskassengesetzgebung in den Vordergrund stellte, so hat er doch den Triumph gehabt zu sehen, wie sich seine Gedanken von dem Tage im Jahre 1875 an, wo Fürst Bismarck zu ihm sagte: „Im Grunde genommen bin ich auch Kathedersocialist; ich habe nur noch keine Zeit dazu", in steigendem Maße Einfluß und Anerkennung errungen haben. Heute handelt es sich nicht mehr darum, auf das Berechtigte in den Forderungen der Arbeiter hinzuweisen, für Socialreform Stimmung zu machen. Heute sind sich so ziemlich alle Parteien und Interessengruppen darüber klar, daß die Socialreform zu den unabweisbaren Nothwendigkeiten gehört, und daß man auch noch mehr thun muß, um die tiefe Kluft, die Unternehmer und Arbeiter, besitzende und nichtbesitzende Klassen trennt, zu überbrücken. Heute steht mit andern Worten nicht mehr das „ob", sondern nur noch das „wie" in Frage. Ob die Freudigkeit und Vertrauensseligkeit, mit der Schmoller der neuen Periode der Socialpolitik entgegenharrt, nicht eine weit übertriebene, wenn überhaupt berechtigte ist, muß hier unerörtert bleiben; hier kommt es nur darauf an, festzustellen, daß Schmoller auf die Entwickelung unserer socialpolitischen Ideen einen ganz bedeutenden Einfluß geübt und nach dem Tode Kaiser Wilhelm's und Kaiser Friedrich's, nach dem Rücktritte unseres großen Reichskanzlers, nach dem Abschlusse der Hülfskassengesetzgebung, nach dem Ablaufe des Socialistengesetzes und dem Erscheinen der kaiserlichen Februarerlasse alle Aussicht hat, in Zukunft noch bedeutender auf die socialpolitische Gesetzgebung einzuwirken als bisher.

Näher auf den Inhalt des Buches einzugehen, würde zu weit führen, wenigstens unter allen Umständen weiter, als ich in diesen Blättern gehen dürfte. Auch einzelne Punkte polemisch oder zustimmend zu berühren, empfiehlt sich nicht: ihrer würden in beiden Fällen zu viele sein. Schmoller hat ja eine erstaunliche Kunst, jede einzelne Frage, und mag sie an sich noch so einfach sein, unter die verschiedenartigsten Gesichtspunkte zu stellen, ihr Seiten abzugewinnen, an die eben nur er denkt. Nur das möchte ich noch über den allgemeinen Charakter der Schmoller'schen Betrachtungsweise hervorheben, daß er nie aus den Augen verliert, was ihm vorschwebt als die große Aufgabe unserer Entwickelung, als das große Ziel der Weltgeschichte überhaupt: einen immer größern Theil unsers Volks zur Theilnahme an allen höheren Gütern der Cultur, an Bildung und Wohlstand zu berufen. Vom Staate, wie von der ganzen Gesellschaft und jedem Einzelnen, der an den Aufgaben der Zeit mitarbeiten will, verlangt er, daß sie von diesem großen Ideale getragen seien. Dies, die feste Ueberzeugung, daß nur auf dem Wege einer weit gehenden Socialreform der Zwiespalt, der durch unsere gesellschaftlichen Zustände geht, beseitigt werden kann, und das unerschütterliche Vertrauen in die sociale Macht des Königthums und des Beamtenthums bilden die Grundstimmung der Schmoller'schen Gedanken. Mag man auch in Schmoller, wie das seinerseit Heinrich von Treitschke in den „Preußischen Jahrbüchern" that, nur den Gönner des Socialismus erblicken und ihm dementsprechend skeptisch gegenüberstehen, das wird man ihm doch nicht abstreiten können, daß aus jedem seiner Worte der warm theilnehmende und zur Hülfe bereite Menschenfreund herauslenchtet. Das ist seine Stärke; aber ich möchte, selbst auf die Gefahr hin misverstanden zu werden, hinzufügen: das ist auch seine Schwäche!

2. Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Zehnter Band, zweites Heft: Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Oekonomie. Von Wilhelm Hasbach. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Das Buch bietet mehr als der Titel verspricht. Es geht vom Alterthum aus, führt die Ausbildung des Naturrechts zu einer selbständigen Wissenschaft durch Grotius, Gassendi, Hobbes und Pufendorf vor, behandelt Locke und seine Schule, skizzirt die moderne Ethik und den Deismus, um sodann den inneren Zusammenhang des Naturrechts, der Natursittlichkeit und Naturreligion mit der Philosophie und Naturwissenschaft des 17. Jahrhunderts und die Rückwirkung dieser auf jene nachzuweisen und endlich die „politische Oekonomie" des 18. Jahrhunderts und den Rückschlag gegen die Ideen der Zeit klarzulegen. Das Verdienst der Schrift besteht in dem Hinweis auf einen Gesichtspunkt, der bisher wol kaum mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen worden ist: nämlich den Umstand, daß die treibenden Kräfte in der Entwickelung aller neueren Philosophie zwei philosophische Systeme des Alterthums gewesen sind: der Stoicismus und der Epicureismus. Dieser Gesichtspunkt bildet das Leitmotiv der ganzen Schrift. In gediegener Darstellung führt der Verfasser aus, wie die Ideen jener beiden Schulen sich durch die Jahrhunderte fortpflanzten und weiter ausbildeten, wie sie dann durch Locke's Proclamation vom unbegrenzten Recht des Individuums und durch Shaftesbury's Lehre von der unbegrenzten Güte und der sittlichen Befähigung des Individuums den Sieg errangen, und wie

sie schließlich der neueren Zeit ihren Individualismus, Empirismus, Sensualismus aufprägten. Der Kampf der modernen Völker für die Freiheit auf allen Gebieten, sagt Hasbach, wurde mit Hülfe des Naturrechts ausgekämpft, das die antike Philosophie uns hinterließ. In welcher Weise die Ideen des Alterthums, wenigstens des späten Alterthums, auf unsere gesammte sociale und politische Entwickelung nachtheilig eingewirkt haben, wird mehr angedeutet als weiter ausgeführt, aber auch das Wenige genügt, um jeden Unbefangenen davon zu überzeugen, daß der antike Individualismus auch ein Element der Auflösung für die modernen Völker gewesen ist.

Unsere Zeit findet — soll man sagen: leider? — an der in schwerem Faltenwurfe philosophischer Gründlichkeit auftretenden Wahrheit wenig Geschmack; sie verlangt, hat jemand gesagt, etwas Feldmarschmäßges, tambour battant mit Hurrah am Schluß. Dennoch bezweifle ich nicht, daß niemand das Buch ohne dankbare Anerkennung der empfangenen Anregungen aus der Hand legen wird. Noch niemals habe ich das Gefühl von dem Zusammenhange der Entwickelung philosophischer Ideen so lebendig gehabt wie beim Lesen dieser Schrift. Und sie ist um so lobenswerther, als man aus der Thatsache, daß die politische Oekonomie wie wahrscheinlich keine andere Wissenschaft in dem innigsten Zusammenhange mit der Philosophie herangewachsen ist, billig den Schluß ziehen darf, den Hasbach zieht: daß nur diejenige Nationalökonomie die Zukunft für sich hat, welche mit dem philosophischen Geiste der Zeit fortschreitet.

3. Socialpolitische Excursionen, mit besonderer Berücksichtigung des Heimstättenwesens von C. Reese. Berlin, Brieger. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Der durch seine pädagogischen Schriften in weitern Kreisen bereits rühmlichst bekannte Verfasser verfolgte mit dieser Broschüre offenbar den Zweck, demjenigen, der sich in der Entwickelung und Lage unserer socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse umsehen will, eine Handhabe zu bieten. Nach einer Einleitung über den optimistischen Standpunkt, den die einen, und den pessimistischen, den die andern der heutigen socialen Lage gegenüber einnehmen, erörtert er in klarer und durchaus objectiver Darstellung: 1) die Lage des Bauernstandes, 2) die Lage des Handwerkerstandes und 3) die Lage des Arbeiterstandes.

Im zweiten Theile wird das Heimstättenwesen behandelt. Der Verfasser steht da im wesentlichen auf dem Standpunkte, den der neuerdings vielgenannte Kammerherr von Riepenhausen-Crangen vertritt, und verurtheilt, wie dieser, das allerdings sehr stark kapitalistisch gefärbte, seinerzeit im „Adelsblatt" befürwortete Heimstättengenossenschaftsproject des Freiherrn von Magnus. Reese betont den amerikanischen Ursprung des Heimstättenwesens und weist auf die mannichfachen Schwierigkeiten hin, mit denen die Uebertragung desselben auf deutsche Verhältnisse zu kämpfen haben würde. Seiner Meinung, daß das Heimstättenwesen, wenn es in Deutschland eingeführt werden soll, einen ganz andern Charakter annehmen müsse, als es in Amerika habe, stimme ich vollkommen bei, nur vermisse ich die Begründung dieser Ansicht. Der über diese Dinge nicht unterrichtete Leser, für den die Broschüre doch geschrieben ist, wird sich vergebens fragen, warum die Voraussetzungen eines solchen Gesetzes bei uns andere sein sollen als in Amerika. Reese hätte zum mindesten kurz darauf hinweisen müssen, daß es sich in Amerika bei der Bildung von Heimstätten meistentheils um bisher nur vom Staate occupirten, sonst aber herrenlosen Boden handelt, und daß dieser Boden als solcher entweder ganz oder beinahe werthlos ist (1—5 Dollars per Acre ist im Fare West schon der Kaufpreis bevorzugter Ländereien) und einen Werth erst durch die Arbeit der Colonisten erhält. Den europäischen Ländern dagegen ist, mögen sie auch sonst noch so verschiedene Verhältnisse aufweisen, das allen gemeinsam: der Grund und Boden ist bereits occupirt; er ist zumeist Eigenthum von solchen Besitzern, welche Ackerbau und Viehzucht selbst betreiben oder doch betreiben lassen; es knüpft sich an ihn eine Unmasse Beziehungen privatrechtlicher Natur, welche bei einer Aenderung des bestehenden Zustandes in bald mehr, bald weniger empfindlicher Weise berührt werden müßten. Dazu kommt, daß der Werth des Grund und Bodens im Laufe der letzten Jahre unendlich gestiegen ist und zum Theile eine Höhe erreicht hat, die zur Rente in keinem Verhältnisse mehr steht. In Amerika ist das Heimstättenrecht aus den Verhältnissen herausgewachsen; es hat, indem es in den meisten Staaten von vornherein einen unablösbaren Bestandtheil der Gesetzgebung bildete, alle andern Rechtssphären beeinflußt; der Farmer, der sich in den weiten, bisher unbewohnten Ländern niederläßt, findet nur schwer Credit; die Steuern sind gering; für die Söhne ist genug Land da, auf dem sie sich, ohne großes Kapital zu benöthigen, eine Niederlassung gründen können; die Töchter sind auf den Nachbarfarmen allseits sehr begehrt. Wie anders bei uns! Ein mit Hypotheken überlasteter Grundbesitz; ein rein kapitalistisches Erbrecht mit den häßlichen Folgen der Zersplitterung des Grundbesitzes einerseits und seiner Verschuldung andererseits; eine erdrückende Höhe der Steuern, ja eine doppelte Besteuerung des Grund und Bodens (durch Grundsteuer und Einkommensteuer); eine abgeschlossene Gesetzgebung, öffentliche und private Rechte so ausgebildet, wie sie es kaum in höherm Grade sein können — unter solchen Umständen würde die Einführung eines Heimstättengesetzes nach amerikanischem Muster einen vollständigen Bruch mit unserm ganzen Rechtssystem bedeuten, und schon fragen sich ängstliche Naturen, ob der Staat überhaupt berechtigt sei, die Bestimmungen des allgemeinen Rechts in der radicalen Form zu ändern, wie sie ein Heimstättengesetz nothwendig macht, wenn es die vorhandenen Schäden rasch bessern und dem gegenwärtigen Geschlechte noch zugute kommen soll, bevor es zu spät ist. Das ist nun zweifellos eine ganz müßige Frage; gewiß ist der Staat dazu berechtigt, selbst dann, wenn das Gesetz nur

zu Gunsten einer einzigen Berufsklasse, des Grundbesitzerstandes, erlassen würde: berechtigt in seinem eigensten Interesse, im Interesse nämlich der Leistungsfähigkeit des Grundbesitzes zur nationalen Volksernährung, seiner naturgemäßen Aufgabe. Eine arme, verschuldete Landbevölkerung ist keine Stütze für den Staat; sie ist nur eine Beute für die Socialdemokratie. Mit Schrecken wird man noch zu der Einsicht kommen, daß kein Volk seinen Grundbesitz der unbedingten Verschuldbarkeit ungestraft preisgeben darf. Wer die Culturgeschichte unsers deutschen Volks kennt, wird wissen, daß es einmal anders gewesen ist, als es heute ist, daß der nationale Genius sich vor alters in Rechtsanschauungen offenbart hat, die nicht, wie die eingeführten römischen, zur Schuldknechtschaft und zur Unproductivität ganzer Länder führen. Nachdem nunmehr der Landbauerstand infolge schwerer socialer, politischer und vor allem rechtlicher Sünden aller Kategorien seines natürlichen, sichern Wohlstandes, der ihn über das Creditbedürfniß erhoben erhalten hatte, beraubt worden ist, und vom Magnaten bis zum kleinen Bauern zu ungemessenen Fronen an den Kapitalisten verurtheilt, unter der sich immer mehr häufenden Schuldenlast zusammenzubrechen droht, ist es ein Staatsinteresse ersten Ranges, an den abgerissenen Faden unserer nationalen Rechtsentwickelung wieder anzuknüpfen und die Ideen der Vergangenheit mit den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart zu versöhnen zu suchen. Mag auch das Heimstättenwesen als solches amerikanischen Ursprungs sein, im Grunde steckt doch ein germanischer Gedanke in ihm.

Daß man, wie Reese, auch dem Handwerker, dem Arbeiter, dem Beamten Heimstätten verschaffen will, halte ich für ein ungesundes Unternehmen, das der Sache selbst nur schaden kann. Nicht blos, weil bei diesen Ständen die Wünsche und Bedürfnisse zu verschiedenartige sind, vielleicht auch nicht das nöthige Verständniß für den Besitz einer Heimstätte vorliegt, sondern auch, weil da zu befürchten steht, daß der Erwerb von geeignetem Grund und Boden, zumal in größern Städten, aus einer Unzahl von Gründen auf ungeheuere Schwierigkeiten stoßen wird. Nur möchte ich mich gegen eine falsche Deutung dieser Ansicht verwahren: die ideale Seite der Sache billige ich durchaus; nur mit den Mitteln und Wegen, mit denen man den großen Zweck, jedem Menschen eine unpfändbare Heimstätte zu ermöglichen, verfolgt, und mit der Leichtgläubigkeit, mit der man der Verwirklichung dieses großen, wahrhaft idealen Zweckes entgegensieht, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Man darf sich nicht gleich zu viel vornehmen. Vorläufig mag man sich damit begnügen, demjenigen, der Grund und Boden bereits besitzt, die Unpfändbarkeit desselben oder doch eines Theils desselben zu verschaffen, und wenn man das erreicht hat, mag man einen Schritt weiter gehen und dem den Erwerb eines „Lappen" Landes zu ermöglichen suchen, der bisher keinen hatte — jenes wäre eine hervorragend conservative That, dieses aber würde schon dem im besten Sinne des Wortes socialistischen Charakter unserer Zeit entsprechen.

Möge auch diese Broschüre dazu beitragen, der Heimstättenidee neue Anhänger und Freunde zuzuführen. Die Heimstättenidee hat ja letzter Zeit in Deutschland entschieden an Boden gewonnen: man hat instinctiv herausgefühlt, daß sie auf den Principien einer gesunden Politik ruht, und daß ihre Verwirklichung den ersten Schritt bedeuten würde, der dem Verderben Einhalt thut, in das uns der einseitig kapitalistische Geist unsers modernen Rechts führen muß.

Schließlich will ich noch auf ein Versehen aufmerksam machen, das sich möglicherweise auch als Druckfehler darstellt: die Republik Texas erließ ihr Gesetz zum Schutze der grundbesitzenden Schuldner nicht 1809, sondern erst 1839 und behielt dasselbe auch nach der im Jahre 1845 erfolgten Vereinigung mit den Unionstaaten bei.

Richard Oertel.

Feuilleton.

Soeben ist gleichzeitig in englischer, schwedischer und deutscher Sprache erschienen: „Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851". Das Werk ist nach Briefen, Tagebüchern und andern von ihrem Gemahle, dem bekannten Componisten Otto Goldschmidt, gesammelten Schriftstücken von dem Kanonikus von St. Paul's in London, H. S. Holland, und dem Musikschriftsteller W. S. Rockstro verfaßt; Königin Victoria hat die Widmung des Werks angenommen und die Mittheilung von Auszügen aus ihrem Tagebuche gestattet. Die autorisirte deutsche Ausgabe ist im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen (in zwei Bänden, Preis geheftet 18 M., gebunden 20 M.) und wird von Otto Goldschmidt in einer besondern Vorrede beim deutschen Publikum eingeführt, da Jenny Lind Deutschland stets als ihre „künstlerische Heimat" ansah.

Das fesselnd geschriebene Werk schildert ihre Kindheit und ihr erstes Auftreten auf der Hofbühne ihrer Vaterstadt Stockholm, dann ihre Studienzeit in Paris unter Garcia, endlich ihre gesammte künstlerische Laufbahn: in Berlin, in Schweden und Dänemark, in Leipzig und Wien, in Süd- und Norddeutschland, endlich in England. Sie wird als dramatische Sängerin in allen ihren Hauptrollen vorgeführt und gewürdigt, ebenso als Concert- und besonders als Oratoriensängerin; aber auch ihre Persönlichkeit, ihr bescheidenes einfaches Wesen und ihre Wohlthätigkeit werden geschildert. Aus dem reichen handschriftlichen Materiale sind zahlreiche Briefe zum ersten male mitgetheilt, namentlich Briefe an und von Mendelssohn. Das Werk ist außerdem mit 6 Heliogravuren und 8 andern Abbildungen geschmückt und durch Musikbeilagen (von ihr selbst componirte Cadenzen u. s. w.) bereichert.

Wir begnügen uns vorläufig mit diesem Hinweise auf das hochinteressante Werk, indem wir uns vorbehalten, auf dasselbe näher zurückzukommen.

— „Unsühnbar", der zu Anfang vorigen Jahres erschienene vortreffliche Roman von Marie von Ebner-Eschenbach, ist soeben in dritter Auflage erschienen (Berlin, Gebr. Paetel).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des deux Mondes" vom 1. März enthält einen langen Aufsatz von J. Bourdeau über den deutschen Socialismus, worin namentlich die über diesen Gegenstand erschienene Literatur herbeigezogen und beurtheilt wird. Es gelangen hier zur Besprechung: Mehring: „Die deutsche Socialdemokratie"; Friedrich Engels: „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft"; „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie"; „Die Entwickelung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft"; A. Schäffle: „Die Quintessenz des Socialismus"; Marx: „Enthüllungen über den Communistenproceß zu Köln"; Rudolf Meyer: „Politische Gründer und die Corruption in Deutschland"; Ludwig Bamberger: „Die culturgeschichtliche Bedeutung des Socialistengesetzes"; August Bebel: „Zum 1. October" (in „Neue Zeit"), sowie einige französische und englische Werke über denselben Stoff. Auf eine Wiedergabe der Urtheile selbst verzichten wir, da dies mehr ein politisches als ein literarisches Interesse haben würde.

— Die seit Anfang dieses Jahres in London erscheinende, von David Balsillie herausgegebene Wochenschrift „The Ladder" enthält in ihren beiden ersten Heften einen längern Aufsatz über Ernst Theodor Amadeus Hoffmann von J. T. Bealby. „Von den Fähigkeiten, welche seine geistige Begabung ausmachten, war die mächtigste seine Phantasie. Sie war die Beherrscherin aller übrigen, und er ihr wahrer Sklave; in der That beherrschte sie ihn mit der gebieterischen Tyrannei der launenhaftesten Koketten. Er war ein Mann von wunderbar scharfer Beobachtungsgabe, von raschem, energischem Willen, ursprünglich für die edelsten Gedanken begeistert, scharfsinnig, witzig, gemüthvoll, großmüthig, offenherzig, aber boshaft, eitel, scharfzüngig, ohne Rücksicht auf die Person zu nehmen; dennoch waren alle Kräfte seiner Natur seiner übermächtigen Einbildungskraft untergeordnet.... Bei dieser höchst phantastischen und wunderlichen Einbildungskraft ... ist es kein Wunder, daß er die Welt mit ganz andern Augen ansah, als mit denen gewöhnlicher Sterblicher. Wirkliche und thatsächliche Dinge verzauberte er in schattenhafte, wesenlose und geisterhafte.... Alles, was schrecklich, unnatürlich, zauberhaft, grausig, gespenstisch war, hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz.... Ruhelos, geschäftig, lebhaft, ganz Leben und Phantasie, konnte Hoffmann nicht ohne Gesellschaft existiren.... Ich habe gesagt, daß Hoffmann in seinen Büchern sich selbst darbot, ganz wie er leibte und lebte, ganz wie er dachte, träumte und sah. Jawohl, wie er sah; denn alles, was in seinem Geiste gegenwärtig war, wurde lebhaft gesehen, gesehen mit des Malers Auge, und was er sah, das in Worten zu malen, war die Gabe, die er besaß. Eben diese Fähigkeit deutlicher, lebenswahrer Schilderung gibt seinen Büchern ihren hauptsächlichsten literarischen Reiz. Indem er innerlich glaubte an das, was er sah, läßt er es auch den Leser glauben durch den Ernst, die nüchterne Ruhe, die Kraft der Ueberzeugung, womit er schreibt."

Das Märzheft derselben Zeitschrift enthält unter der Ueberschrift „Die Wiedergeburt Deutschlands" einen Bericht über die Broschüre „Rembrandt als Erzieher". „Wer auch immer der Verfasser sei, so ist das Buch bemerkenswerth. Es ist glänzend geschrieben, in einem durch und durch eigenartigen Stile, und es ist beredt und blendend. Ebenso ist Gelehrsamkeit darin enthalten, nicht aber die typische deutsche Gelehrsamkeit — die trocken, steif, schwerfällig, kleinlich ist —, sondern eine Gelehrsamkeit, welche veranschaulicht, welche wie Edelsteine funkelt, die zum Schmuck getragen werden. Die Seiten glühen von dem tiefen Ernste wieder, der den Schreiber beseelte. Und seine Absicht ist hoch und groß; er führt seinen Landsleuten ein neues Muster und eine neue Methode der Bildung vor Augen." Der Inhalt des Buchs selbst wird, mit vielen Uebersetzungen einzelner Stellen, eingehend dargestellt.

— „The Athenaeum" vom 21. März bespricht den Roman „Die Waffen nieder!" von Bertha von Suttner. „Das Buch ist in jeder Hinsicht beachtenswerth; denn wenn man die Verehrung (!) bedenkt, die in Deutschland für den Krieg und für alles, was damit zusammenhängt, gezeigt wird, so muß die Verfasserin in der That Muth besessen haben, die ein solches Buch niederschreiben konnte, und daß sie für dasselbe einen Verleger finden konnte, ist ein hoffnungsvolles Zeichen in Bezug auf eine neue Gedankenströmung, die in ihrem Vaterlande beginnt. Das Buch geschrieben zu haben, heißt eine muthige That vollbracht haben — eine menschenfreundliche im besten Sinne des Wortes. Frau von Suttner hat sich bemüht, in der Literatur dasselbe zu thun, was Wereschtschagin in der Kunst zu thun strebt.... Als ein eigentlicher Roman ist das Buch schwach; aber die Liebesgeschichte bildet nur einen losen Zusammenhalt für die Absicht des Ganzen und ist deshalb über die Kritik erhaben."

Bibliographie.

Adler, G., Die Socialreform und das Theater. Auch eine „soziale Frage". Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 80 Pf.

Brackel, H. v., Gedichte. Mit einem Vorwort und einer biographischen Skizze. Herausgegeben von F. v. Brackel. Riga, Kymmel. 1890. Gr. 8. 5 M.

Clauß, F. O., Die wahren Anarchisten im preußischen Staate oder aktenmäßige Darstellung eines militärgerichtlichen Dramas. 2 Tle. Stuttgart, K. Lutz. Gr. 8. à 1 M. 20 Pf.

Deusseu, P., Der kategorische Imperativ. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Freudenthal, F., Die Volksabstimmung bei Gebietsabtretungen und Eroberungen. Eine Studie aus dem Völkerrecht. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Gayer, O., Die Frau Rechtsanwalt. Berliner Sitten-Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Hetzer, H., Die Humanisirung des Krieges in den letzten hundert Jahren, 1789—1889. (2. Thl.) Eine Studie. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 4. 12 M.

Hugo, R., Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 4 M.

Jellinghaus, H., Arminius uud Siegfried. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M.

Karamsin's ausgewählte Reisebriefe. Zur Erinnerung an die vor 100 Jahren erfolgte Veröffentlichung der Reisebriefe. Uebersetzt von A. Redelien. Riga, Kymmel. 8. 1 M.

Kühn, E., Die Tochter des Bergmanns. Eine Erzählung. Basel, Spittler. 12. 80 Pf.

Liszt, A. J., Ergo bibamus! Feuchtfröhliche Lieder. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 8. 3 M.

Löwy-Leßlényi, B., Ammon. Trauerspiel. Wien, Lippe. 12. 80 Pf.

Orsini-Rosenberg, L. Graf, Der neue Hofmeister. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Palm, A., Königin Pauline von Württemberg, Gemahlin Wilhelm's I. Ein Lebensbild. Mit einer Photographie Ihrer Majestät, nach dem Leben aufgenommen, mit 3 Jugendbildnissen und mehreren Facsimiles. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rugard, M., Krim- und Kaukasus-Fahrt. Bilder aus Russland. Nach eigener Anschauung und authentischeu Berichten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Rümelin, E., Die Selbstverwaltung in ihrer Bedeutung für die soziale Frage. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 60 Pf.

Schirmer, W. C., Dante Alighieri's Stellung zu Kirche und Staat, Kaisertum und Papsttum. Eine Studie. Düsseldorf, Schrobsdorff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlaf, J., Junge Leute. Roman. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.

Schwarz, R., Die sittlich-religiöse Erziehung in der Volksschule. Korneuburg, Kühkopf. 1890. Gr. 8. 50 Pf.

Seydlitz, R. v., Der rosa Congreß. Roman. Berlin, Dominik. 8. 3 M.

Tolstoi, Graf L. N., Wandelt im Licht. Erzählung aus der altchristlichen Zeit. Nach einer von dem Herrn Verfasser gütigst mitgeteilten Abschrift des russischen Original-Manuscripts übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Vetter, T., Johann Rudolf Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn. Nachrichten uber sein Leben und Wirken. Auf's Neue zusammengestellt. Frauenfeld, Huber. 1890. 8. 60 Pf.

Wendt, F. M., Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauen-Psychologie. Korneuburg, Kühkopf. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Werner, J., Sozialrevolutiou oder Sozialreform? Halle a. S., Schwetschke Gr. 8. 1 M.

Wichmann, F., Lydia. Blätter der Erinnerung. Leipzig, Claußner. 12. 1 M. 50 Pf.

Ziegler, E., Ehegeschichten. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von **H. S. Holland** und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **Hedwig J. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Das Werk erscheint gleichzeitig auch in englischer und schwedischer Sprache. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, wird durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

MURET encyklopädisches **WÖRTERBUCH**

der engl. u. deutschen Sprache.

(Ein Parallelwerk zu „**Sachs-Villatte**".)

Teil I:	Teil II:
Engl.-deutsch	**Deutsch-engl.**
von	von
Prof. Dr. E. Muret.	Prof. Dr. D. Sanders.

Umfang ca. 30 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.
Jährlich etwa 5 Lieferungen.
Lieferung 1 ist erschienen.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin S. W. 46, Halleschestr. 17.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit einem Vorwort von **Sophie Schliemann** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit einem Plan, 2 Tafeln und 4 Abbildungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Die letzte literarische Gabe von Dr. Heinrich Schliemann, eingeleitet durch ein Vorwort seiner Witwe, welche die Ausgrabungen in Troja fortzuführen entschlossen ist, und durch Beiträge seines langjährigen Mitarbeiters Dr. Dörpfeld, sowie durch einen Plan und Abbildungen vervollständigt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis per $\frac{3}{1}$ 850 $\frac{1}{1}$ 300 $\frac{1}{2}$ 150 $\frac{1}{4}$ 75 = Pfd.-Dose Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 7. Mai 1891.

Inhalt: Offener Brief an den Verfasser von „Rembrandt als Erzieher". Von einer deutschen Frau. — Culturhistorische und moderne Erzählungen. Von Siegfried Lederer. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Leonhard Lier. — Zur philosophischen Literatur. Von Th. Achelis. — Zur Kirchengeschichte. Von Karl Fallmann. — Novellen aus dem Alterthume. Von J. Mähly. — Zur Literatur des Eisenbahnwesens. Von G. v. M. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Offener Brief an den Verfasser von „Rembrandt als Erzieher".

Von einer deutschen Frau.

Verehrter Herr Landsmann!

Soeben erst, in der elften Stunde, d. h. Auflage habe ich Ihr berühmtes Buch gelesen; denn an Modebücher, Modeprediger und Herren oder Damen, die in der Mode sind, gehe ich immer mit Zurückhaltung heran. Indessen ich habe „Rembrandt als Erzieher" nun gelesen und fühle mich unwiderstehlich zu einigen kritischen Bemerkungen Ihnen gegenüber getrieben.

Sie haben als ein Deutscher zu Deutschen gesprochen, also auch zu den Frauen, die ebenfalls einen Antheil an der Erziehungsarbeit am deutschen Volke haben, und so fühle ich mich zur Kritik Ihnen gegenüber berechtigt und das um so mehr, je tiefer ich mit den Grundanschauungen Ihres Buchs übereinstimme. Freunden sagt man auch wol einmal unangenehme Wahrheiten — fernstehenden Menschen nicht.

In der That, über vielem was Sie sagen, reiche ich Ihnen im Einverständnisse die Hand. Ich habe bedeutend weniger, nicht so tief — eben nicht männlich — nachgedacht, wie Sie; aber manche Ihrem Geiste verwandte Gedankenreihe hat sich mir schon früher gezeigt; ich habe, wenn auch weit begrenztere Ausschau haltend, doch denselben Sehwinkel wie Sie.

Insbesondere sage ich mit Ihnen: „Laßt uns zur lebendigen Natur zurückkehren, in die «Gott den Menschen schuf hinein», zur höhern Werthschätzung der Individualität, dieser unerschöpflichen Kraft- und Lebensquelle! Feindschaft der Herrschaft des Specialistenthums, das wie ein Vampyr des Volkes Herzblut trinkt, um den eigenen seelenlosen Körper damit zu ernähren". *)

Ihrer Hoffnung, daß das neue Jahrhundert zugleich den Anbruch eines Kunstzeitalters bringen werde, stehe ich schon skeptischer gegenüber. Vorerst hat Deutschland an einer großen und harten Nuß zu knacken, und der Genius wird doch vielleicht mit seinem Kommen zögern, bis diese Arbeit gethan ist.

Aber, verehrter Landsmann, nicht das Was Ihres Buches fordert meine Kritik heraus, sondern das Wie.

Den thatsächlichen Inhalt desselben kritisch durchzunehmen, würde Bände erfordern bei der Reichhaltigkeit des Stoffs; meine Fähigkeit und Zeit würden zu solchem Unternehmen nicht reichen; — ich halte mich lediglich an die Form. Zunächst lege ich Protest dagegen ein, daß Sie uns einen Erzieher aufnöthigen wollen, den Sie uns nicht vorstellen; das verstößt gegen gute deutsche Sitte.

Sie selbst sind Kunstspecialist und kennen Rembrandt so gut, daß sein Name ihnen schon allerhand Charakteristisches erzählt. Es ist aber ein Irrthum, wenn Sie meinen, der Deutsche im allgemeinen verstände diese feine Geistessprache, die aus Namen flüstert. „Name ist Schall und Rauch" für den, der den Namenträger nicht kennt. Noch ist Deutschland nicht von jener Kunstepoche umfangen, die Sie ahnungsvoll kommen sehen; das mag ihm zur Entschuldigung dienen, wenn es Rembrandt nicht so eingehend studirt hat, um sagen zu können: „Ich kenne ihn."

Die ersten Sätze Ihres Buchs hätten uns unsern Erzieher in leiblicher und geistiger Gestalt vorführen müssen, daß wir ihm ins Auge sehen konnten und sagen: „Also *das* ist der Mann, — *so* hat er geschaffen, — und *das* sind seine Werke! Vorwärts denn auf der Grundlage guter Bekanntschaft und sehen wir, ob sich Freundschaft daraus entwickeln möge, und das Vertrauen, das man zu seinem Erzieher haben muß."

*) Aehnliche Gedanken sprach ich aus in dem Aufsatze „Pessimistische Zeitbetrachtungen" (Unsere Zeit", 1890, II, 524).

Ihr Rembrandt ist für uns ein körperloser Geist, ein Deus ex machina, der auf jeder Druckseite ein- oder zweimal einspringt, um uns alles zu lehren, was überhaupt gelehrt werden kann. Himmel und Erde und alles, was darum ist, soll er mit seinem Zauberstabe berühren.

Für unsere kritische Zeit fordern Sie wahrlich ein zu großes Maß blinden Autoritätsglaubens.

Beweisen Sie uns, daß thatsächlich Rembrandt die Fülle des Lehrstoffs bietet, den Ihre Zeilen bringen.

Demnächst möchte ich Ihnen sagen: „Sie haben eigentlich gar kein Buch geschrieben."

„Rembrandt als Erzieher" ist zwar mit 300 Seiten eingebunden und hat die äußere Form eines Buchs, die innere nicht, nach meiner Meinung.

Ein Buch ist ein organisches Ganzes, ein gegliedertes Wesen, dem Menschen gleich; es muß nicht nur Kopf, Verstand und Auge haben, sondern auch Hand und Fuß, und die Gedanken, die ein Buch uns bringt, sind die mehr oder minder werthvolle Materie, aus der die organische Einheit, das Buch selbst, entsteht. Je abgegrenzter und klarer umrissen der Buchorganismus, die Buchpersönlichkeit — ich spreche jetzt nicht von der hinter dem Inhalte des Buchs verborgenen Persönlichkeit des Verfassers — vor unser Auge tritt, desto tiefern Eindruck wird das, was diese Buchpersönlichkeit sagt, auf uns hervorbringen. Unser Gedächtniß wird sich noch lange der Gestalt erinnern, die das und jenes uns als Geistesgaben brachte, und so nur wird dauernder Eindruck, mithin Einfluß eines Buchs möglich sein.

Ihr „Rembrandt als Erzieher" ist keine organische Buchgestalt. Ich habe den Eindruck davon, als ob Sie viele Jahre ein Notizbuch in der Tasche getragen hätten, in dem Sie jeden Gedanken, den Sie fertig gedacht, in seinem äußersten Abschlusse niederschrieben, jeden treffenden Einfall, jedes brauchbare Citat festhielten. Funfzig oder hundert vollgeschriebene Notizbücher haben sie vielleicht an die Verlagsbuchhandlung zum Abdrucke in beliebiger Reihenfolge gesandt. Das „zu Stahl schmieden" eines Schriftwerks, von dem Goethe zu Eckermann spricht, durch Ausscheiden alles fremden unnützen Stoffs haben Sie nicht für erforderlich gehalten, und sehr zum Schaden Ihres Buchs.

Auch verzichten Sie darauf, uns die allmähliche Entwickelung Ihrer Gedanken zu geben. Sie haben gedacht, für uns schneiden Sie nur die äußerste Spitze, die feinste Blüte Ihres Denkens ab und streuen uns auf wenigen Seiten oft so viel Blüten entgegen, wie Sie vielleicht in einem ganzen Jahre durch Gedankencultur produciren konnten. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn der Duft so vieler und verschiedenartiger Blüten Ihren Leser betäubt und derselbe schließlich in den profanen Ruf ausbricht: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

Sie sind ein geistiger Baumeister, der die beste Qualität von Steinen zur Verfügung hat: Marmor, Granit, Sandstein und Backstein erster Klasse; aber wo bleibt die Anordnung, daß der Granit das Fundament abgibt, der Sandstein in schön gehauenen Quadern darüber sich fügt, der Marmor die innern Räume ziert und der unscheinbare Backstein auch seine rechte Stelle findet?

Sie bieten einen Haufen werthvoller Steine, aber kein Gebäude.

In das Gebäude würde man eintreten, seine äußern und innern Schönheiten bis in die Einzelheiten betrachten und bewundern und — man würde auch darin wohnen; idealer und praktischer Zweck würde in einem erreicht sein.

An dem Steinhaufen steht man, weil er gar so schön blinkt, wol still, bewundert die prächtigen Einzelheiten, die da übereinander geschichtet liegen, — geht dann weiter und sagt: „Schade um all die Herrlichkeit!" — Und bald wird man die Steinansammlung vergessen haben, obwol geschliffene Diamanten darunter waren. Das Ganze als solches ist doch eben nichts als ein Haufen.

Sie stellen auf Seite 36 Ihres Werks die Begriffe stilgerecht und stilvoll zu Gunsten des letzteren gegenüber. Sie wollten vielleicht nicht stilgerecht schreiben, d. h. unter streng gestellter Eintheilung Ihres Stoffs wie die meisten gewöhnlichen Bücher erscheinen; — aber stilvoll haben Sie darum doch nicht geschrieben, d. h. ein klar faßliches Gedankenbild geliefert.

Sie streuen Gedanken aus, wie Weizenkörner auf die Straße, die man sich alle mühsam auflesen muß; das ist eine langwierige Arbeit und vielleicht verzichtet man lieber auf das Weizenbrötchen, das der Müller und Bäcker uns daraus zurechtmachen könnten.

Klare, ordnungsmäßige Eintheilung und planmäßige Stoffbearbeitung ist doch wol kein alter Zopf, den abzuschneiden die neue deutsche Individualität getrieben werden könnte, sondern eine berechtigte, ja nothwendige Geistessprache.

Je weniger abgestuft und gegliedert eine Sprache ist, desto tiefer steht sie; je weniger geordnet und organisch gebildet ein Buch aus der Druckerei kommt, desto weniger ist es als solches werth nach meiner Meinung.

Auf Seite 34 werfen Sie gewissen angesehenen englischen Malern vor, daß sie in ihrer Stillosigkeit Bilderbogen und nicht Bilder liefern; wenn ich recht verstehe also: ein loses Nebeneinanderstellen von Bildbestandtheilen und kein organisches Ganzes mit einem Ideencentrum, auf das sich die einzelnen Theile alle beziehen.

Ihre eigenen Worte sollten Sie schlagen; Ihr Buch macht genau denselben Eindruck: eine Fülle gut zu verwerthender Natur- und Culturansichten, aber kein einziges abgerundetes Bild. Ihr Werk strahlt kein einheitliches Licht aus, sondern viele einzelne Lichter, die, wie Reflexe mehr blenden als erleuchten und die man ohne Augenermüden nicht lange ansehen kann. Es ist ein strahlendes Feuerwerk, kein Kunstwerk.

Könnten Sie sich entschließen, jedem Gedankengange in Ihrem Buche sein eigenes Licht zuzuweisen und den-

selben an einen ordnungsmäßig bestimmten Platz zu stellen, wie Sie gewohnt sind, die verschiedenen Papiere in Ihrem Schreibtische geordnet zu halten, — dann erst könnte Ihr Buch sich sehen lassen.

Aber zu einem Gedankengange gehören auch nur Gedanken, die gehen, die woher kommen und fortschreiten, deren Weg man verfolgen kann. Stillstehende Gedanken, die auf das „woher", „wohin" keine Antwort haben, geistreiche Einfälle, die zünden wie der Blitz aus heiterm Himmel, fortwährend eingefügte Citate, die wie wohlbekannte Gesichter aus andern Umgebungen oft auch die Vorstellungen ablenken, — sie gehören nicht in einen geordneten Gedankengang, sie hindern ihn.

In einer geistreichen Unterhaltung oder einem heitern Feuilleton haben sie ihren Platz; aus einem Buche wie Rembrandt, in das man sich ernsthaft vertiefen soll, müssen sie hinaus.

Kennen Sie das Räthsel, das uns in der Kinderzeit belustigte: „Weißt du wie man Löwen fängt?" Und seine Lösung: „Man nimmt eine Wüste, legt sie auf ein Sieb und schüttelt; dann fällt der Sand durch und die Löwen bleiben oben?"

Oft liegt „ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel". Wenn auch die Löwen in Goldsand steckten, so wäre es doch besser, ihn durchzuschütteln, damit man die potenzirte Kraft, die Löwen, erhalte und selbst dann, wenn nur ein Löwe gewonnen werden sollte. Wie kann er packen, wenn er bis über die Ohren in Goldsand steckt?

Verstehen Sie mich?

Entschließen Sie sich, uns nicht auf einmal alles zu verrathen, was Sie Gutes wissen und gedacht haben, dann wird der Rest um so besser gesagt sein, und die Kraft des Nichtgesagten wird sich so dennoch dem Ganzen auf geheimnißvolle Weise mittheilen.

Außerdem können Sie, wenn Sie den Goldsand von Ihrem Rembrandt abschütteln, mindestens noch drei gutfundirte Bücher davon schreiben, die ich alle zu kaufen verspreche.

Und dann möchte ich nochmals um Ordnung bitten, Herr Landsmann; Eintheilung! Gedankengruppen! Und durch all das hindurch jener berühmte rothe Faden, von dessen Vorhandensein in allen Tauen der englischen Marine Goethe uns in den „Wahlverwandtschaften" erzählt. Ist der vorhanden, so können Sie getrost zum Vortheil Ihres Lesers, ohne den Weg zu verlieren, einige Gedankenpausen eintreten lassen im Laufe Ihrer Darlegungen.

Ich hörte einmal Wagner's „Rheingold", welches ich besonders liebe, und dennoch kam ich wie zerschlagen von diesem Genusse heim. — Warum? — Der Vorhang war den ganzen Abend hindurch nicht ein einziges mal gefallen; ohne Pause mußte ich von Anfang bis zu Ende meine Genußfähigkeit anspannen, und das war mir zu viel geworden.

Ja, die Pausen sind in allen Dingen gut, sie wirken wie die Berührung des Antäus mit der Mutter Erde krafterzeugend.

Der Redner macht Kunstpausen, die Tonwelle braucht Schwingungsknoten und auch Ihr Erzieher Rembrandt malt „Pausen" in seine Bilder; denn was er im Lichte deutlich spricht, läßt er in den Schatten nur geheimnißvoll nachklingen, läßt grübeln und errathen und sagt nicht alles so gerade heraus.

In Ihrem Werke fällt auch, wie in jener Rheingoldaufführung kein Vorhang die ganze Zeit; es gibt nur Anschluß, niemals Abschluß, auch dann nicht, wenn dies Wort am Rande gedruckt erscheint. Immer weiter, weiter muß man lesen — o Sie Grausamer! Denken Sie denn nicht daran, daß man von einer Wanderung durch die gesammte Culturwelt müde wird, wenn man sich nicht einmal auf einem Grenzsteine ausruhen kann?

Sogar der kleinen Grenzbezeichnung, dem Komma, haben Sie Feindschaft geschworen, und die Tiefen, welche — um ein Beispiel unter vielen zu wählen — einen Lessing, Sterne, Mirabeau und Napoleon I. (S. 167) trennen, sind Ihnen nicht einmal eines Kommas werth. Die Schnellfaßlichkeit Ihrer Sätze wird dadurch nicht vermehrt, auch wenn diese Zeichenlosigkeit eine ganz neue, individuell-deutsche Erfindung wäre.

Ich habe genug gesagt; denn wollte ich mehr sagen, so würden Sie meinen schon zu langen Brief einfach nicht lesen und ich hätte dann auch das Gesagte nicht gesagt.

Auf gutes geistiges Zusammenhalten, unbekannter Freund! Wir haben die gleichen Ideale!

Culturhistorische und moderne Erzählungen.

1. Reichsstadtnovellen. Von Gottfried Böhm. München, Beck. 1891. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Wenn man dies Buch liest, glaubt man sich in den literarischen Geschmack vor ungefähr hundert Jahren zurückversetzt. Rittergeschichten, Folтergeschichten, Kerkergeschichten, Schatzgräberei nach „alten Chroniken" in moderner Stilisirung erzählt — eine Lektüre, welche aufregungsbedürftige Nerven gar oft stark zu rütteln vermag, welche die Phantasie beschäftigt, aber leider das Herz allzu wenig ergreift und auch zufolge des Aufbaues und der Durchführung dem ruhig prüfenden Verstande viel Anlaß zu ablehnender Kritik gibt. Aeußerlich ist all das Erzählte ja recht effectvoll und geschickt aufgebaut, und eine Erzählung wie „Das Meisterstück des letzten Schirdinger" wird in der wirkungsreichen Steigerung der den Helden umgebenden Fährnisse manches zartbesaitete Nähterinnengemüth in ge-

fährliche Athemstockung versetzen; es muß aber andererseits befremden, daß in unserer Zeit, welche von dem Schriftsteller mit Recht verlangt, er dürfe die innere Wahrheit nicht verletzen, soweit sie künstlerisch zulässig ist, ein offenbar fein gebildeter Schriftsteller ein solches Buch auf den Markt zu schicken keinen Anstand nahm.

Oft genug hat man gegen die sogenannte Colportageliteratur Einsprache erhoben; die „Reichsstadtnovellen" können ihr mit Fug und Recht beigezählt werden. Ein gebildetes Publikum wird in ihnen weder Belehrung noch Anregung finden; für einen ungebildeten Leserkreis sind sie nicht berechnet; es bleibt somit nur die große Masse der Halbgebildeten, denen das Was über das Wie geht, und die lieber gruseln als nachdenken. Solche Wirkung hat der Autor gewiß nicht beabsichtigt; um so bedauerlicher, daß ihre große Wahrscheinlichkeit hervorgehoben werden muß. In dem Buche steckt aber hinter all dem Fratzenhaften und Pseudoculturhistorischen doch die Spur eines tüchtigen Könnens. Dieses hat sich in den vorliegenden acht Erzählungen auf falscher Bahn bewegt; möge es in Zukunft Wege gehen, die innerhalb seines eigensten Wesens liegen, möge es auf „Sensation" und unwahrscheinliche Häufung absonderlicher Fabelerfindung verzichten, dann wird es mit sicherer Aussicht auf Erfolg in die Reihe guter Erzählungen einzutreten vermögen.

Weit Besseres läßt sich über eine andere, ähnliche Geschichtensammlung berichten, über das Büchlein:

2. Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, Liebeskind. 1890. 12. 4 M.

Anspruchslos bietet der Erzähler in gefälliger Darstellung fünf culturgeschichtliche Bilder. Die Fabel ist von Fall zu Fall schlicht erfunden, natürlich durchgeführt, die Begebenheiten entwickeln sich folgerichtig; ohne Prunk- und Glanzsucht reden und handeln die Personen, mit denen der Leser bekannt wird. Die Charakteristik, der eigentlich psychologische Theil, ist durchweg mit Liebe und sichtlicher Sorgfalt behandelt, kurz das Büchlein würde einen durchaus erfreulichen Eindruck hervorrufen, wenn es nur auf seine rein novellistischen Qualitäten hin zu beurtheilen wäre. Aber der Verfasser selbst hat schon durch den Titel „Aus vergangenen Tagen", noch mehr aber durch die Einleitung ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er seine Geschichten auch nach ihrer Eigenschaft als historische Erzählungen gewürdigt wissen möchte. Er sagt in dem Vorwort unter anderm:

> Die Aufgabe, das Einst zu verknüpfen mit dem Jetzt, fällt nun allerdings in erster Linie dem Geschichtsforscher und Geschichtschreiber zu, aber sollte an seinem bescheidenen Theile nicht auch der Geschichtenschreiber sich an ihr versuchen dürfen? Wenn die Schnitter und Garbenbinder ihr Werk gethan haben, dann kommt schlecht und recht das anspruchslose Völklein der Aehrenleser und heimst ein, was hie und da am Wege stehen blieb oder von den reichen Garben sich loslöste und zu Boden fiel. Aus solcherlei Aehren ist der Strauß gebunden, den ich hiermit darbiete — in der Hoffnung, daß es nicht lauter taube Aehren waren, die ich aufgelesen.

Die in dem angeführten ersten Satze aufgeworfene vorsichtige Frage ist jedenfalls in ihrer Beantwortung von ausschlaggebender Wichtigkeit. Es ist hier nicht Raum und geeignete Gelegenheit, die Berechtigung des sogenannten historischen Romanes oder der engverwandten historischen Erzählung zu erwägen: eines muß aber doch gesagt werden: zu seinem bescheidenen Theile darf sich der Geschichtenschreiber doch wol nicht zum Worte melden und als Vermittler zwischen Wissenschaft und schöner Literatur auftreten, um gesunde, aber nicht für jedermann geeignete Speise der lieben Allgemeinheit in Verzuckerung zu bieten. Wohl ziemt Bescheidenheit auch dem, welcher ausgerüstet mit verinnerlichtem Wissen und feinster Erzählerkunst alte Zeiten heraufbeschwört und verrauschte Begebenheiten farbenkräftig und lebensvoll an unserm Auge vorüberziehen läßt; unstatthaft aber scheint es, sich von vornherein damit zu begnügen, daß berichtete Geschehnisse ein mit culturgeschichtlichen Einzelheiten aufgeputztes, dünnfadiges historisches Mäntelchen erhalten, welches sich dem halbwegs kundigen Blicke sofort als äußerlich umgehängter Putz kennzeichnet, der den in ihn gehüllten Menschen und Zeiten nur geschichtlichen Anschein, aber nicht Wärme und Wahrheit zu verleihen vermag. Gerade wir Deutschen, die wir in Scheffel und Konrad Ferdinand Mayer zwei so gewaltige Meister auf dem Gebiete der historischen Novelle besitzen, welche uns gelehrt haben, wie sozusagen doppelter Genius dazu gehört, um in der historischen Erzählung voll und treu geschichtlich zu bleiben und dabei doch dem Verständnisse des modernen Lesers keine Ungeheuerlichkeit zuzutrauen, wie schwierig es ist, culturgeschichtlich und historisch wahr zu bleiben und gleichzeitig allen Ansprüchen der hochentwickelten Erzählungstechnik zu genügen — gerade wir Deutsche haben das Recht, von dem Novellisten, der sich auf historisches Gebiet wagt, das Höchste zu verlangen oder ihm den herzlichen und aufrichtigen Rath zu geben, falls seine Begabung für dieses schwierigste Doppelbethätigungsgebiet der Erzählung nicht ausreicht, davon zu lassen und seine Kraft für leichtere und ebenso lohnende Aufgaben zu verwenden.

In den vorliegenden Novellen ist nun auf sehr blasser culturhistorischer Grundirung recht kräftig pulsirendes Leben gezeichnet. Da der Charakter des Historischen matt und unzureichend gewahrt ist, gewinnt es oft den Anschein, als ob wir Bekannte aus unserer nächsten Nachbarschaft in leicht abstreifbarer Vermummung in Ernst und Scherz sich bewegen sähen. Das aber schadet dem Eindrucke und beeinträchtigt die Wirkung. Die culturhistorische Novelle für Boudoirverständniß oder besser Boudoirbequemlichkeit ist natürlich weit höher zu stellen als die Colportagenovelle für Halbgebildete, aber als unklares Mischding hat sie ebenfalls keine literarische Daseinsberechtigung.

Vollständig auf moderne Grundlage stellt sich:

3. Im zweiten Rang und andere Erzählungen. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1891. 8. 6 M.

Ein starkes, nicht gewöhnliches Talent gibt sich in den

fünf Erzählungen kund, welche dieser Band vereinigt. Die seltsame Mischung von Energie und echt frauenhaften Zügen würde auch ohne Literaturkalender verrathen, daß der Autorname „E. Juncker" einer Frau zukommt. Und es sei gleich gesagt: einer Frau, die sich augenscheinlich in künstlerischen Dingen ein vollwerthiges selbständiges Urtheil erworben hat, welche die Welt und die Menschen durch aufmerksame Beobachtung kennt und somit nicht unberechtigt ist, auf dem schriftstellerischen Kampfplatze zu erscheinen.

Absonderlich ist bisweilen die Fabel der Erzählungen. Schon der Stoff der ersten Geschichte: „Im zweiten Rang", ist seltsam: eine Frau, die keine rechte Heimat ihr eigen nennt, da sie in einem dresdener Gasthofe „überraschend" das Licht der Welt erblickt hatte und dann mit ihren Angehörigen bald in Rußland, bald in Paris, bald in Deutschland lebte; eine Frau, die zu keiner bestimmten Nationalität zählt, da von väterlicher Seite holländisches und schwedisches, von mütterlicher Seite deutsches und russisches Blut in ihren Adern fließt; eine Frau, die „mit einem heißen Herzen in dieser kalten Welt frieren" muß und sich „in jeder Beziehung und jeder Lebenslage immer und überall in den zweiten Rang" gesetzt sieht, wird die Braut eines Witwers, „da das Geschick sie für den zweiten Rang prädestinirt hatte". Wir sehen nun diese glühende, unverstandene Seele nach der vollen Liebe ihres Gatten ringen, der mit großer Innigkeit an dem Andenken seiner ersten heißverehrten Frau hängt; wir erfahren, wie sich die Heldin durch eine künstlerische Leistung (sie ist Malerin aus Neigung) die unbedingte Anerkennung ihres Gatten und die höchste Stellung erringt, die er ihr in seinem Herzen und in seiner Achtung einzuräumen vermag.

Eigenartig ist auch das Thema der zweiten Erzählung: „Das Gespenst des Glücks". Der Naturforscher Robert von Verschür hat mit 32 Jahren die siebzehnjährige Helena zur Frau genommen. Nach wenigen Monaten glücklichsten Beisammenseins beginnt der bequeme Gatte sein junges schönes Weib mit dem feurigen Temperament und der keine Ermüdung kennenden Genußfähigkeit „wie eine feindliche Macht" anzusehen. Es ist ihm nicht möglich, hinter seinen Arbeiten zu sitzen, während er seine blendend herrliche Frau „von einer ganzen Meute rücksichtsloser Glücksjäger" umgeben weiß. Von Eifersucht gequält, außer Stande sich zu einem männlichen Entschlusse aufzuraffen, läßt Robert von Verschür in solcher Weise anderthalb kostbare Jahre verstreichen. Da ergeht an ihn die Aufforderung, auf der zu einer Erdumsegelung ausgerüsteten „Sphinx" die Leitung der Forschungen über Flora und Fauna des Meergrundes zu übernehmen. Zwei Jahre bleibt er auf hoher See; mittlerweile werden die Scheidungsverhandlungen eingeleitet. Bei seiner Heimkunft nach Berlin findet Robert einen Brief von Helena's in Florenz lebendem Vater, der ihn ersucht, nach Italien zu fahren, um die Formen der Scheidung persönlich zu besprechen. Robert kommt dieser Aufforderung nach. In dem Coupé erster Klasse, welches er zur Nachtfahrt bis München benutzt, befindet sich eine dichtverschleierte Dame. Robert schläft ein, und wie er am Morgen aufwacht, begrüßt ihn seine Reisegenossin lachenden Mundes. Es ist Helena, seine Frau, von der er sich scheiden lassen will, „in der unverwüstlichen Frische der Jugend, welcher eine durchreiste Nacht nichts anhaben kann", schöner, anziehender als sie es je gewesen. Der Zufall hatte aus zwei einstigen Lebensgefährten Reisekameraden gemacht.

Es ist nun ergötzlich zu lesen, wie Helena auf Robert's Frage, ob er ein anderes Coupé aufsuchen oder besser einen Zug überschlagen solle, mit muthwilligem Lachen antwortet, das sei durchaus nicht nöthig. Sie müßten einander nicht gleich Todfeinden meiden, weil sie es nicht verstanden hätten, miteinander zu leben. So reisen denn die beiden zusammen, und was der Leser gleich von vornherein erräth und mit freundlichem Interesse in seiner Entwickelung verfolgt, tritt wirklich ein: nach einigen kleinen Schwankungen, Vor- und Rückzügen finden sich die beiden liebenswürdigen, im Verlauf der Jahre vernünftiger gewordenen Menschen zu dauerndem Herzensbunde.

Ein liebenswürdiger Humor durchgeistigt diese Erzählung, welcher der Leser trotz der anzweifelbaren Wahrscheinlichkeit der vorgeführten Situation gern folgt. Und ebenso allerliebst ist auch trotz des sehr ernsthaften Grundtones die nächste Geschichte, „Entzauberungen", mit feinhumoristischen Zügen ausgestattet. Anspruchsloser, aber gleichfalls reizend ist die Humoreske: „Das Sammetkleid meiner Frau."

Alles in allem wird man das Buch als gute Lektüre bezeichnen können. Vermag die Verfasserin einen gewissen Hang zur Ueberschwenglichkeit im Ernsten, der hart an der Grenze des Ueberspannten steht, in Zukunft zu unterdrücken, vermag sie durchaus natürlich zu bleiben — ein Lob, das ihr für dieses Buch noch nicht gespendet werden kann —, dann wird auch sie aus dem zweiten Rang in den ersten Rang vorrücken. Durch eigene strenge Selbstkritik werden dann unverständliche, fast wie krankhaft berührende Elemente, so etwa das Märchen von der silbernen Muschel in der ersten Erzählung oder die hoch, aber auch hohl klingenden Reflexionen zum Schlusse des Buches („Mein bester Freund"), ausgeschlossen bleiben. Es kann einer so starken schriftstellerischen Begabung, wie sie aus diesem Buche spricht, nicht schwer fallen, dem vielleicht mächtigen, aber ungesunden Zuge nach Ueberreiztem versagenden Widerstand zu leisten.

Verschiedenwerthig sind die Erzählungen, welche in nachstehend genanntem Buche vereinigt sind:

4. Herz und Welt. Novellen von August Trinius. Minden i. W., Bruns. 1891. 8. 3 M.

Die drei Novellen sind so recht eigentlich das, was noch vor zwanzig Jahren als gute Lektüre bezeichnet werden durfte. Conventionelle Romangestalten, schöngesetzte und

gutgemeinte Reden, abgebrauchte Herzensconflicte, ausgebreitete landschaftliche und Naturschilderungen — kurz durchweg wohlbekannte Motive in gewandter und gefälliger Gestaltung; nirgends aber ein kräftig individuell heraustretender Zug, ein eigenartiger neu anregender Gedanke; das Was und das Wie dieser Geschichten bewegen sich gleichförmig in ausgefahrenen Bahnen. Wir kennen den Helden der zweiten Novelle „Liebeswahn", einen Dichter, welcher die Frau eines Geldmannes liebt, von ihr wiedergeliebt wird, erfolgreich das Drama seines Herzens schreibt, von der Dame fordert, daß sie sich von ihrem Gatten scheiden lasse und ihm, dem Poeten, als angetrautes Weib angehöre, und sie schließlich mit stolzer Verachtung verläßt, als sie sich zu schwach fühlt, Glanz und Reichthum aufzugeben, ihm aber in sündiger Hingabe angehören will. Wir kennen auch die anmuthige wiener Comtesse, die in der dritten Geschichte „Einsam geliebt" in der Alpensommerfrische den sie bei ihren Ausflügen geleitenden bairischen Jägersmann liebgewinnt, von ihm ebenso innig wie treuherzig wiedergeliebt wird, schließlich aber doch, um den gräflichen Vater vor dem Bankrotte zu retten, einen ihr verhaßten russischen, ungeheuer reichen Fürstensohn heirathet — allerdings erst, nachdem sie den Auserwählten ihres Herzens während eines Gewitters in seinem weltentrückten Häuschen aufgesucht und sich ihm rückhaltlos durch eine Reihe von Tagen als liebendes Weib hingegeben hat. Herz und Welt — dieser Conflict ist tausend- und abertausendmal novellistisch verwerthet worden; wer ihn heute wieder behandelt, muß Bedeutendes leisten, wenn er sich nicht mit der Anerkennung begnügen will, die schließlich diesem Buche gerne ertheilt werden kann: daß die Leistung zur guten Durchschnittswaare gehört. Aber selbst dieses Lob kann der ersten Novelle „Der Zwist" nicht gespendet werden. Es ist eine Kleinstädtergeschichte von ermüdender Langweile, welche auch durch die eingestreuten, an und für sich hübsch erzählten thüringer Sagen nicht gemildert wird. Die Novellensammlung zeugt für die innige Naturauffassung, für die milde, freundliche Charakterveranlagung des Verfassers, der ohne Stocken, gewählt und schlicht zu erzählen weiß; aber all diese guten Eigenschaften heben ein Werk noch nicht aus dem breiten Strome der Alltäglichkeit. Der Erzähler hat sich seine Welt und seine Gestalten nach altbewährtem Recepte construirt und deshalb berühren sie nicht wie kräftig athmende, unter uns weilende Wesen; sie sind phantastische Gestalten, welche zerfließen, wenn man ihnen nähertritt und ihre Worte wie Handlungen genauer prüft. Gerade unsere Zeit aber, das kann nicht oft genug betont werden, verlangt von dem Erzähler künstlerisch erfaßte Wahrheit und Natürlichkeit. Wir wollen die Welt und die Menschen sehen, wie sie sind: nicht im Sinne des abstoßenden Naturalismus eines Zola, nicht Rohes und Gemeines soll als einzig Schilderungswürdiges vorgebracht werden, sondern Begebenheiten und Erscheinungen der wirklichen Welt mögen künstlerisch ausgestaltet, ohne Prüderie, mit steter Wahrung des Angemessenen zur Darstellung kommen.

Es ist erfreulich, daß nunmehr ein Buch genannt werden kann, welches die soeben angedeuteten Forderungen wirklich erfüllt; es ist die Skizzensammlung:

5. Geschichten von der Straße. Von Gustav Morgenstern. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1891. 8. 1 M.

Das ist ein Buch, welches jedem Freunde ungezwungenen Humors, aber auch jedermann, der Ernstes ernsthaft und würdig behandelt wissen will, aufrichtige Freude bereiten kann. Verständnißvoll, mit warmem Herzen und offenem, klarem Auge blickt der Verfasser in das Menschengetriebe; sein scharfer Blick erkennt die Vorzüge und Schwächen der Gesellschaft wie einzelne Menschenkinder mit bewunderungswürdiger Sicherheit; für beide findet er in seinen Bildern und Studien die angemessenen Farben, den richtigen Ausdruck; aber nicht mit den Donnerkeilen eines Juvenal, sondern mit dem versöhnenden Scherze des Horaz rückt er den Gebresten der Zeit zu Leibe — castigat mores ridendo. Er erzählt liebenswürdig, ungekünstelt, frisch; die Handlung schreitet kräftig vorwärts, ohne durch Reflexionen gestört oder aufgehalten zu werden. Es bleibt von Fall zu Fall dem Leser überlassen, aus dem Berichteten selbst die „Moral" zu gewinnen. Mit bewunderungswürdiger Feinheit weiß der Autor die schwierigsten und verfänglichsten Probleme zu behandeln. Ein Gemälde wie die Skizze „Zurück": die Geschichte einer Gefallenen, welche durch die Liebe eines Arbeiters moralisch gerettet wird, dieser Liebe beraubt aber neuerdings dem Laster zusinkt, vermag nur ein echter Künstler so scharf und naturgetreu, zugleich aber so vollkommen frei von jedem niedrigen oder gemeinen Zuge zu gestalten. „Geschichten von der Straße" werden uns erzählt; was Wunder, daß wir manchen Regentümpel, manche holprige Unebenheit zu sehen bekommen? Aber nicht unter grauem, schwerem Himmel erscheint uns die Straße; fröhlich steht die Sonne am Firmament; ihr goldenes Licht verklärt die rauhe prosaische Wirklichkeit. So verleiht der Verfasser seinen ernsten Themen zugleich den Charakter des Wahren und des ästhetisch Zulässigen. Wo er jedoch seinem Humor zufolge der Wahl des Stoffes volle Zügel schießen lassen kann, da offenbart er nicht minder künstlerische Beherrschung seiner selbst. Auch hier bleibt er unzwungen und natürlich; ungesucht ist der Witz, fortreißend seine Lustigkeit, zutreffend deckt sich das Gesagte mit dem, was gesagt werden soll. Wir wollen hoffen, daß es dem Autor gelingen wird, sich in etwaigen weitern Gaben jene vornehme Schlichtheit und sichere Auffassung zu bewahren, welche dieses Buch in so hohem Grade auszeichnet.

Zum Theile drastisch wirken die militärischen Skizzen:

6. Aus Garnison und Manöver. Ernstes und Heiteres von Karl Rustige. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. 8. 1 M.

Flott erzählt, aber ohne künstlerische Abrundung des

Gedankens oder der Form, da und dort (wie auf S. 41, Schluß des ersten Absatzes, S. 75 oben) wol auch durch eine derbere Wendung verunziert, wird dieses Büchlein in genügsamen militärischen Kreisen zweifellos Freunde finden. Damenlektüre ist es nicht; und ob der Civilist an den Schicksalen des geizigen Hauptmanns Freiherr von Schwarzbarsch oder an dem Traume des Einjährig-Freiwilligen Georg Friedrich Mayer jenen hohen Genuß finden wird, den der Verfasser dem lesenden Publikum in ehrlicher Wohlmeinung bereiten wollte, erscheint mindestens fraglich. Das Büchlein erschien als Nr. 84 von Eckstein's „Reisebibliothek"; wenn man an Reiseunterhaltung keine allzu hohen Anforderungen stellt, wird es wol seinen Zweck erfüllen.

Siegfried Lederer.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Ueber den Zustand der dramatischen Poesie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eine literarische Studie von Wilhelm Ulrich. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 1 M.
2. Christian Reuter, der Dichter des Schelmuffsky. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert von Ernst Gehmlich. Leipzig, R. Richter. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz und seine Dichtungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Hartmann. Heidelberg, Hörning. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Aufgabe, den Zustand des deutschen Dramas in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu schildern, bietet für den Literaturhistoriker viel Verlockendes; fallen doch die Anfänge des Kunstdramas, dessen Entwickelungsgeschichte durch die die Blüten der Kunst vernichtenden Stürme des Dreißigjährigen Kriegs in zwei miteinander nur durch spärliche Reste der Ueberlieferung verbundene Theile zertrennt wird, in diese Jahrzehnte. An Stelle des auf deutschem Boden erwachsenen volksthümlichen Schauspiels, welches alle Eigenschaften in sich trug, um sich zum Kunstdrama zu entwickeln, tritt ein unter Anlehnung an fremde, vorwiegend romanische Muster entstandenes Drama. Eine Darstellung dieser dramatischen Literatur darf, wenn sie nicht auf Billigkeit des Urtheils von vornherein verzichten will, ihren kritischen Maßstab nicht von den Grundsätzen der Aristotelischen Lehren oder gar von denen der modernen classischen Dramen entlehnen, sondern von hinter ihr liegenden Entwickelungsformen. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre W. Ulrich (Nr. 1) schlägt aber gerade diesen durchaus verwerflichen Weg ein, und verräth damit den empfindlichsten Mangel, der seiner ganzen Arbeit anhaftet: den Mangel an historischem Sinn. Dieser Vorwurf würde hinfällig werden, wenn er es sich zur Aufgabe gestellt hätte, ausgehend vom modernen Drama, eine Entwickelungsgeschichte gewissermaßen von rückwärts zu schreiben, wie sie jetzt in einem geschichtlichen Lehrbuche für die militärischen Erziehungsanstalten als neuestes Ergebniß einer neuen Unterrichtsmethode versucht worden ist. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr geht der Verfasser nach geschichtlicher Art von den ersten Anfängen des Schauspiels in Deutschland aus, vermischt also zweierlei Gesichtspunkte, freilich, um dies gleich hinzuzufügen, ohne auch nur einen streng durchzuführen. Dieser Mangel an Methode wird aber nun leider keineswegs durch tiefergehende Kenntnisse erträglicher gemacht. Im Gegentheile erhebt sich das, was der Verfasser zur Kennzeichnung des Dramas des 17. Jahrhunderts beibringt, fast nirgends über das Maß dessen, was in den landläufigen Literaturgeschichten über diesen Gegenstand zu finden ist. Im Gegentheile sind die in den Werken von Gervinus, Koberstein, Scherer oder auch nur in der knappen Darstellung Goedeke's niedergelegten Schilderungen weit mehr geeignet, dem Laien ein anschauliches Bild von dem Zustande des Dramas in der genannten Zeit zu geben. Aus ihrem innern Werthe findet also die Veröffentlichung der Privatstudien des Dr. Ulrich keinerlei Rechtfertigung. Von der Sorgfalt dieser Studien aber mögen zur Erhärtung unserer Behauptung einige Proben Zeugniß ablegen. Auf Seite 9 operirt der Verfasser mit dem Begriffe der „historischen Idee" in geschichtlichen Dramen, ohne verständlich zu machen, was er sich dabei denkt. Auf Seite 11 werden uns die abweichenden Ansichten zweier Forscher über die Quelle des Gryphius'schen „Arminius" vorgetragen, uns jedoch nicht mitgetheilt, welche Ansicht der Verfasser billigt. Seite 26 wird recht überflüssigerweise davor gewarnt, den bombastischen Stil im „Horribilicribrifax" ernst zu nehmen. Was der Verfasser Seite 27 über Johannes Rist sagt, ist durchaus unzureichend. Seite 43 wird behauptet, die kurzen Bühnenanweisungen der Gryphius, Schoch und Weise hätten den gewünschten Erfolg nicht gehabt, da die Verfasser keine genaue Kenntniß der Bühnenverhältnisse gehabt hätten. Und doch studirte Weise selbst seinen Schülern die Komödien ein und besaß jedenfalls von der Bühne weit tiefere Kenntnisse, als Dr. Ulrich von dem Gegenstande seiner Abhandlung.

Am wenigsten kann diese Abhandlung den Anspruch auf Vollständigkeit auch nur im wesentlichen erheben. So ist z. B. Christian Reuter's, dessen Lustspiele eine ganz hervorragende Stellung einnehmen, mit keinem Worte Erwähnung gethan.

Eine volksthümliche Darstellung der literarischen Wirksamkeit dieses Mannes hat sich Ernst Gehmlich (Nr. 2) in dem oben näher bezeichneten Werke zur Aufgabe gestellt. Der Verfasser hat mit Sorgfalt aus den umfangreichen und durch die Menge der Einzelheiten belasteten Forschungen Friedrich Zarncke's und G. Ellinger's und den leicht zugänglichen Werken des Dichters einen Auszug

gemacht, seine Bemühungen aber im allgemeinen auch gerade nur darauf beschränkt und aus dem Eigenen fast nichts hinzugethan. Schmerzlich wird vor allem eine Würdigung der Leistungen Reuter's vom literaturgeschichtlichen Standpunkte aus vermißt; die entsprechenden Werke der zeitgenössischen Literatur werden zur Vergleichung, die doch eine zutreffende Beurtheilung erst ermöglicht, ebenso wenig herangezogen wie die der Vergangenheit und Folgezeit. Eine Fülle anregender Gesichtspunkte — wir erinnern nur an den nächstliegenden Grimmelshausen — hat sich der Verfasser dadurch entgehen lassen. Immerhin darf die Arbeit willkommen geheißen werden, wenn sie das allgemeinere Augenmerk auf die Werke des Dichters selbst lenkt, aus denen — namentlich aus dem „Schelmuffsky" — größere Proben mitgetheilt werden. Das culturgeschichtliche Moment, dessen Bedeutsamkeit in der Einleitung hervorgehoben wird, kommt leider viel zu wenig zur Geltung und ist eigentlich nur in den zahlreichen persönlichen Beziehungen, die Zarncke's Bienenfleiß aufgedeckt hat, oberflächlich angedeutet. Im allgemeinen muß festgestellt werden, daß der anziehende Gegenstand eine entsprechende Kraft nicht gefunden hat. Der Verfasser klebt am Einzelnen, ohne sich zu weitschauenden Gesichtspunkten erheben zu können, und doch bedeutet Leben und Dichten Christian Reuter's eines der an fesselnden eigenartigen Zügen reichsten Stücke der Zeit- und Literaturgeschichte.

In die Zeit der Vorbereitung unserer classischen Literatur führt uns Karl Hartmann (Nr. 3) in einer auf Grund sorgfältiger Forschung gearbeiteten Einzeldarstellung der Dichtungen des Freiherrn von Creuz. Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz (geb. 1724 zu Homburg v. d. H., gest. 1770 als Geheimer Rath am homburgischen Hofe) ist bisher in seiner dichterischen Wirksamkeit noch nicht ausführlicher gewürdigt worden, und der Verfasser hatte daher die Mühen, aber auch die Freuden einer ersten Arbeit. Was er an Material zur Biographie seines Helden, wie zur Kennzeichnung seiner dichterischen Wirksamkeit beigebracht hat, dürfte alles Wissenswerthe erschöpfen. Dem kecken Uebermuthe des burschikosen Studenten Reuter, dessen Dichtungen sich als Erzeugnisse einer durch das Licht des satirischen Geistes zwar gefärbten, aber im Grunde doch derb realistischen Beobachtung der Wirklichkeit bezeichnen lassen, tritt in Creuz die abgezogene, dem Lärm des Tages durchaus fernliegende Gedankendichtung gegenüber. Wo jener sich für das Platte und Gemeine als Gegenstand seiner Spottlust erwärmt, begeistert dieser sich für das Erhabene und Hohe als das allein der dichterischen Verherrlichung Würdige. Wenn Reuter mit der kitzelnden Genugthuung des Satirikers die tollen Streiche eines heruntergekommenen Grafen zeichnet, schildert dieser einen vom geschichtlichen Urbilde weit entfernten Seneca als das Ideal eines unpraktischen Stoicismus. Dieselbe Kluft, welche die Dichter trennt, scheidet die Menschen. Dort der trotz hervorragender Begabung schließlich namenlos verschellende Student, hier der bei mäßiger Begabung in Fürstengunst und Hofesehren verscheidende Staatsmann. Während aber Reuter in seinen Lustspielen, vor allem aber in seinem „Schelmuffsky", noch heute mit fast ursprünglicher Frische auf uns wirkt, vermag Creuz selbst in seinen besten Werken, den „Gräbern", kaum noch zu erwärmen. Freilich, keine Zeit mag wol weniger zum dankbaren Genusse belehrender Poesie gestimmt sein als die unsere. Dennoch hatte Creuz das Unglück, selbst von den Zeitgenossen nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden. Er litt unter dem Unrecht des zu spät Gekommenen. Lessing stand im Zenith seines Wirkens, Herder im Zeichen des Ausganges und bald drängten die Werke der jungen Dichterdioskuren Creuzens Dichtungen in den Schatten der Vergessenheit. Der Biograph eines solchen Dichters lebt sich unwillkürlich in die Stimmung eines Retters hinein, und so wird denn manches anerkennende Urtheil desselben um einige Schwingungen herabzustimmen sein. Gleichwol darf im allgemeinen Creuz das Lob zuerkannt werden, daß seine Dichtungen mehr sind als der in die Blumensprache der Poesie gekleidete Ausdruck philosophischer Speculation. Die Empfindung, der zuversichtliche Glaube, in den schließlich alle grübelnden Gedanken des Dichters einmünden als in den rettenden Hafen, breiten einen warmen Hauch über den kalten Gegenstand. Immerhin bildet dieser den Endzweck seines Dichtens, die Medicin soll uns nur schmackhafter gemacht werden. Selbst das Drama wird diesem Zwecke dienstbar, die handelnden Personen aber schrumpfen in dieser trockenen Luft zu farb- und leblosen Schemen zusammen. Die hochstrebende Speculation ließ den Sinn für Wirklichkeit sich noch nicht frei entwickeln. Creuz bedeutet jedoch nur ein Glied in der Kette, welche die Namen Canitz, Brockes, Drollinger und Haller bezeichnen. Pope und Young bilden die fremdländischen Muster dazu. Zur Kennzeichnung der Stellung, welche der Dichter in diesem Kreise einnimmt, bringt Hartmann nur wenig bei, er beschränkt sich fast ausschließlich auf seinen Autor. Einer ausreichenden Biographie schließt sich die Besprechung der einzelnen Werke nach ihrem Inhalte und nach ihren Quellen an.

Das Büchlein, auf welches näher einzugehen hier nicht der Ort ist, bildet gewiß nach dem Wunsche des Verfassers einen Baustein zur vaterländischen Literaturgeschichte; wäre noch eine von weitern Gesichtspunkten ausgehende literarische Würdigung hinzugekommen, so dürfte sich Hartmann rühmen, den Baustein auch in den Gesammtbau passend eingefügt zu haben.

Leonhard Lier.

Zur philosophischen Literatur.

Es ist ein bedeutsames und erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die alte und anscheinend unversöhnliche Feindschaft zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, bezw. Religionswissenschaft in unsern Tagen an Schärfe und Gehässigkeit abnimmt, und vielfach gerade die Vertreter der mechanischen Weltanschauung bestrebt sind, diese Annäherung nach Kräften zu fördern. In diese Richtung gehört auch ein Buch, das in allgemein verständlicher Form (meist in wörtlicher Bezugnahme) die verschiedenen Streitfragen, welche auf dem Grenzgebiete der sogenannten exact-inductiven und der metaphysischen Forschung liegen, behandelt:

Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleiches zwischen Wissenschaft und Religion von R. Koch. Berlin, Hüttig. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Namentlich ist es der Darwinismus, der, als mächtiges Ferment unserer Bildung, im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses steht; auch für unsern Gewährsmann ist derselbe ausschlaggebend, und er geht an den bedenklichen Lücken und gewagten Voraussetzungen dieser Theorie ziemlich achtlos vorbei (wir erwähnen nur beispielshalber den Häckel'schen Entwurf der Lebewesen mit seiner phantastischen Gestalt des sprachlosen Urmenschen). Doch sind das Gesichtspunkte, die erst vermöge einer allmählichen Klärung ihre wahre philosophische Bedeutung gewinnen können, und vorderhand ist solchen offenen Fragen gegenüber ein vorsichtiges Abwarten mehr am Platze als eine gewagte, wenn auch noch so glänzende Speculation. Daß andererseits der dogmatische Standpunkt der Offenbarungslehre wissenschaftlich unhaltbar ist, versteht sich von selbst; Koch sagt mit Recht:

> Alle Erscheinungen vermeintlich übersinnlicher Erfahrung und innerer Offenbarung haben für den Naturforscher und Menschenkenner nur noch psychologisches Interesse, und es gilt längst als Maxime der Wissenschaft, alles, was wunderbar erscheint, entweder den bekannten Naturgesetzen unterzuordnen oder in ein neues Gesetz einzureihen. (S. 16.)

Die Thorheit nun des alten und immer wieder von neuem entbrennenden Kampfes zwischen Glaube und Wissenschaft will der Verfasser dadurch erweisen, daß er beiden ein ganz verschiedenes Feld der Forschung zuertheilt, während ihr Ziel dasselbe sei, nämlich die Erkenntniß der Wahrheit:

> Die Wissenschaften beschäftigen sich mit den secundären Ursachen der Dinge. Mit den ersten und ursprünglichen aber die übersinnlichen Ideen oder die Metaphysik.... Die übersinnliche Welt ist die Welt der Phantasie, der Ahnung, Dichtung, des Glaubens. Wir müssen dieser dichtenden Erhebung des Geistes über das unbefriedigende Stückwerk der sinnlichen Erkenntniß einen hohen Werth beimessen u. s. w. (S. 249.)

In dieser Anschauung findet sich Wahres mit Falschem vermischt. Um zunächst dem verhängnißvollsten Irrthum entgegenzutreten, so handelt es sich in der Religion (wie der Verfasser auch schon andeutet) gar nicht um eine Erkenntniß im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, d. h. um eine Zurückführung bestimmter Erscheinungen auf das Grundgesetz unsers Denkens, auf das der Ursache und Wirkung, sondern um die Befriedigung eines (selbstverständlich völlig subjectiven) Gemüthsbedürfnisses, die man lieber gar nicht mit der nur für logische Beziehungen zutreffenden Bezeichnung Erkenntniß belegen sollte. Alle mystische Erleuchtung hat uns bislang auch nicht um eines Haares Breite über die nothwendigen Grenzen unsers beschränkten Daseins und des sich innerhalb dieses Rahmens erschöpfenden Erkenntnisses hinweggehoben. Es ist deshalb ein gefährliches Spiel, mit einem gewissen Bedauern und Hochmuth der Wissenschaft nur die secundären Ursachen der Dinge zuzuweisen, als ob ihr eigentlich noch höhere Aufgaben bestimmt seien; wie gesagt, über die strenge Gesetzlichkeit in der Verknüpfung der Erscheinungen nach folgerichtig immanenten Principien kommt selbst der genialste Kopf nicht hinweg. Den eigentlichen wirklichen Kern und Gehalt der Dinge aber, das, was man gern ihr Wesen nennt, ist in der That für die nüchterne Forschung unerreichbar, und das kann man getrost der Theologie und dem Glauben überlassen. Deshalb darf man aber auch nicht mehr (und das hat auch unser Verfasser nicht bedacht) jenseit dieses Grenzgebietes von Erkenntniß reden, wenn man wenigstens nicht in einer verwegenen Wortspielerei darunter einen ganz abweichenden Sinn an die Stelle des herkömmlichen setzen will. Eine Metaphysik nun gar in der alten, schon von Kant gründlich widerlegten Bedeutung einer in sich unmöglichen transscendenten Wissenschaft sollte doch endlich nicht mehr der wohlverdienten Vergessenheit entrissen werden, sie ist in der That die Vogelscheuche jeder gesunden naturwissenschaftlichen Auffassung. Es ist dies um so unbegreiflicher, als der Verfasser sonst völlig auf dem Boden der modernen Entwickelungslehre steht, die doch längst solche Irrthümer abgeschüttelt hat, wenn sie überhaupt je sich damit befaßt. Er weiß, daß wir nicht befugt sind, von einem absoluten Sittengesetz zu reden, das mit unwidersprechlicher Machtvollkommenheit seine Befehle ertheilt, sondern nur von einem relativen, das nach Zeit, Völkerschaft und Ort ungemein wechselt, ja er fordert die Anwendung desselben Gesichtspunktes auch für die Beurtheilung der Religion:

> Warum wollen wir nicht die Entwickelungslehre auch auf dem Gebiete der religiösen Ideen gelten lassen und in allen positiven Religionen weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich die Vernunft des einzelnen Volks entwickelt hat? Auch das Christenthum bildet dann nur eine solche Entwickelungsphase und lehrt nicht die absolute, sondern nur die relative Wahrheit, die Wahrheit nämlich nur insoweit, als sie im Geiste ihres Gründers und ihrer Bekenner aufgegangen war, eine Wahrheit, die steter Entwickelung bedarf. (S. 263.)

Ebenso ist Koch unzweifelhaft im Rechte, wenn er der die einzelnen Erscheinungen aneinanderreihenden Thätigkeit des Verstandes gegenüber die die Totalität der Wirklichkeit umfassende Vernunft stellt, welche in den Zusammenhang der Dinge gewisse Ideen als nothwendige Ergänzungen hineinflicht, die an sich nicht gegeben sind; nur sollte man lieber den verhängnißvollen Namen der geistigen Vermögen vermeiden. Noch viel weniger freilich verfolgt sie, wie Kant z. B. und nach ihm die ganze moderne protestantische Theologie vorgibt, eine übersinnliche Erkenntniß, aus dem einfachen Grunde, weil eine solche gar nicht existirt. Dagegen ist eben hier das eigentliche Gebiet des Glaubens oder wie unser Verfasser anderwärts ganz richtig sagt, der Ahnung. Der philosophische Standpunkt, der hier vertreten wird, gibt überhaupt zu einigen Bedenken Anlaß, es ist der gerade in unsern Tagen so sehr beliebte Monismus. Wenn Koch gegen den schroffen Dualismus eines Cartesius u. a. zu Felde zieht, so hat er die Erfahrung völlig auf seiner Seite; wenn er aber fortfährt: „Gehirn und Geist sind eins, wie überall sonst auch im Körper Organ und Function, Substanz und Verrichtung, wie überall in der Welt der Stoff und die ihm inhärente Kraft“ (S. 168), so bewegt er sich schon im Gebiete luftiger und nichts weniger als verläßlicher Hypothesen. Man sollte auch hier die Grenzlinie zwischen den Ergebnissen exacter Forschung und den gefälligen Erdichtungen einer gestaltungskräftigen Speculation so scharf wie möglich ziehen, um keinen Irrthum aufkommen zu lassen; die Psychophysik und experimentelle Psychologie geht nun niemals über den unverbrüchlichen Zusammenhang physischer und psychischer Erscheinungen hinaus und weiß demzufolge auch nichts von einer verborgenen, wol nur einer „intellectuellen“ Anschauung zugängigen Identität beider Factoren. Man sollte deshalb den Gewaltstreich des Materialismus nicht auf der andern Seite wiederholen, es ist dieselbe logische Inconsequenz, nur diesmal zu Gunsten eines verschwommenen Idealismus. Auch die Art, wie unser Gewährsmann sich die allmähliche Entstehung der zeitlichen, räumlichen und ursächlichen Vorstellungen denkt, ist uns nicht recht klar. Er äußert sich darüber folgendermaßen:

> Die Philosophie hat in diesen drei Vorstellungsweisen die Grundvorstellungen des Menschen erblickt und sie als Anschauungen a priori den Erfahrungen, d. h. den Resultaten unsers Nachdenkens gegenübergestellt. Wir meinen nun, daß sie sich den andern Zwangsvorstellungen anreihen lassen, wissen aber diese sämmtlich mechanisch entstanden uns nicht zu erklären, und nehmen daher an, daß sie ursprünglich durch Erfahrung erworben und erst später zur Gewohnheit, ja schließlich zu einer Nothwendigkeit für die menschliche Auffassung geworden sind. (S. 222.)

Wie die Causalität, diese Grundvoraussetzung jedes Denkens, ja jeder sinnlichen Wahrnehmung, nach dem bekannten naturwissenschaftlichen Schema irgendwann zuerst entdeckt, durch äußere Eindrücke in unser Bewußtsein verpflanzt sein soll, und wie man diese Entstehung andererseits doch wieder nicht als mechanisch gelten lassen will, das will uns nicht recht einleuchten. Darin stimmen wir aber durchaus mit dem Verfasser überein, daß ein jeder nach seinen Kräften bestrebt sein müsse, die innere Zersetzung und Zerspaltung des religiösen Bewußtseins zu hintertreiben und damit einer verhängnißvollen geistigen Revolution vorzubeugen:

> Jeder, dem das wahre Wohl seines Volks am Herzen liegt, sollte eine Vereinigung der realistischen und idealistischen Richtung herbeizuführen bestrebt sein und den Glauben in seinem Volke schützen. Nun ist aber, meinen wir, das deutsche Volk im Großen und Ganzen mit der heutigen Kirchenlehre innerlich bereits entzweit. Der Geist der Naturwissenschaft, der Geschichte und Entwickelung hat es durchdrungen und soweit selbständig gemacht, daß es sich nicht mehr am Gängelbande eines von ihm überwundenen Autoritätsglaubens leiten läßt, noch in ihm Befriedigung findet. Das deutsche Volk verlangt eine Religion, die es mit seiner Vernunft in Einklang bringen kann, und es erscheint Pflicht, ihm an Stelle überlebter Dogmen einen frischen Quell echten Lebenswassers zu reichen. (S. 262.)

Dazu wird sicherlich das mit warmer Empfindung und mit Beherrschung des einschlägigen Materials geschriebene Buch sein Theil beitragen. Th. Achelis.

Zur Kirchengeschichte.

1. Bilder aus der Kirchengeschichte. Von H. Herzog. Aarau, Sauerländer. 1890. Gr. 8. 4 M.

Unter dem Hase'schen Motto: „Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen Bildung rechnen wird“, hat der Verfasser eine größere Anzahl von Bildern aus der Kirchengeschichte — es sind ihrer 130 — zusammengestellt, die den verschiedensten Werken entnommen sind. Theils sind sie unverändert geblieben, theils mit verständiger Hand ihrem Zwecke angepaßt. In mehr als einem Stücke erinnern sie an die Pütz'schen Bilder aus der Weltgeschichte, nur daß diese für ein höheres Lebensalter berechnet sind, während die vorliegenden zunächst der confirmirten Jugend vor Augen treten sollen. Hier wie dort umspannen die gebotenen Einzeldarstellungen den gesammten Zeitraum der geschichtlichen Entwickelung bis zur Gegenwart herab, und hier wie dort ist zwar das Biographische mit Recht bevorzugt, ohne daß doch der übrige Stoff allzu stiefmütterlich behandelt wäre. Unter den Werken kirchen- wie weltgeschichtlichen Inhalts, aus denen der Verfasser geschöpft hat, vermißt man kaum dieses oder jenes von Bedeutung. L. von Ranke, Giesebrecht, Bernh. Kugler, Lembke, Fr. von Raumer, L. Häusser sind ebenso vertreten, wie die Verfasser der tüchtigsten Lehrbücher, Wernicke, Stacke, Curtman, Dittmar,

Redenbacher u. a. Unter den Kirchenhistorikern begegnen wir Gieseler, Hase, Baum, Köstlin, Semisch, Schmidt, Neander, Hausrath, Sohm, Gfrörer, Marheineke, am häufigsten Hagenbach. Konstantin's des Großen Bekehrung zum Christenthume ist nach Eusebius gezeichnet, dessen geschichtliche Treue noch in jüngster Zeit Leopold von Ranke in seiner „Weltgeschichte" anerkannt hat. Aus Luther's Jugendzeit wird uns nach Joh. Mathesius erzählt, der auch in der Berichterstattung über die augsburger Confession noch einmal zu Worte kommt. Daß zu der Zeichnung der helvetischen Reformationsbilder vorzugsweise Schweizer herangezogen sind, bedarf keiner Entschuldigung. Die Bilder sind nur um so frischer ausgefallen. Die letzten 15 Darstellungen sind unserm Jahrhundert entlehnt. Sie führen uns Wilberforce, Lavater, Oberlin, Pestalozzi, Elisabeth Fry, Amalie Sieveking, die Stiftung der evangelischen Union, die Methodisten, Irvingianer, Darbysten, die Bibelgesellschaften, das Institut der Diakonissen, den Gustav-Adolf-Verein, das Rauhe Haus bei Hamburg und die Mission vor, die beiden letzten nach Wichern und W. Hoffmann.

Wer solche Bilder zusammenstellt, die doch von den mancherlei Gaben in einem Geiste Kunde geben, darf keine kleinlichen Parteiansichten vertreten, muß sich ein offenes Herz und einen weiten Blick für die Universalität des Christenthums bewahrt haben. Und das trifft denn auch bei unserm Verfasser zu. In den Händen unserer confirmirten Jugend, beim Gebrauch für kirchengeschichtliche Vorträge in der Schule, beim Lesen in der Familie werden deshalb seine „Bilder aus der Kirchengeschichte" reichen Segen stiften können, und für Volksbibliotheken möchten wir sie noch ganz besonders zur Anschaffung empfehlen, zumal es an ähnlichen Werken bisher fast völlig fehlt.

2. Der Bilderstreit, ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. Von Karl Schwarzlose. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 5 M.

Die jahrhundertelangen Kämpfe um die Zulassung und Verehrung der Bilder in der griechischen Kirche, Kämpfe, die mit einer Erbitterung und Zähigkeit ohnegleichen geführt wurden und mit dem Siege der Bilderverehrer endigten, werden hier einer neuen Betrachtung unterzogen, welche, durch sorgfältige Untersuchungen unterstützt, die tieferliegenden Wurzeln der in ihrem innersten Wesen bisher noch nicht völlig klar gestellten Bewegung aufdeckt. Der Verfasser, mit Recht betonend, daß es sich dabei nicht um ein blos äußerliches Interesse an den Bildern handeln könne, sondern daß hier eine Centralfrage der christlichen Heilslehre im Spiele sei, führt in gründlicher und überzeugender Behandlung seines Stoffes den Nachweis, daß die Bilderstreitigkeiten der morgenländischen, orthodoxen Kirche nur das nothwendige Schlußglied der vorhergehenden großen dogmatischen Kämpfe sind. „Ein dogmatisches und tiefernstes religiöses Interesse, welches sich aus der eigenthümlich morgenländischen Auffassung und Ausgestaltung des Christenthums heraus erklärt, liegt neben kirchenpolitischen Zielen dem Bilderstreite zu Grunde" — das ist das Schlußergebniß dieser sachkundig geschriebenen dogmengeschichtlichen Studie, die dadurch, daß sie, soweit es anging, die Quellen selbst zu Worte kommen läßt, noch einen besondern Reiz erhält. Den orientalischen Bilderstreit wesentlich als einen Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und Freiheit aufzufassen und daraus ihr Verständniß zu schöpfen, ist das Verdienst Adolf Harnack's, welchem der Verfasser eben deshalb auch seine Schrift gewidmet hat. Weit davon entfernt, die morgenländische Kirche mit protestantischem Maße zu messen und dann unbarmherzig zu verurtheilen, ist das Verfahren ein streng wissenschaftliches, das sich in fremde Eigenthümlichkeit sinnig zu versenken und auch dem beschränkten Auffassungsvermögen des Gegners gerecht zu werden weiß. Ja, die hoffnungsreiche Milde, mit welcher der Verfasser die Zukunft der griechischen Kirche ansieht, erscheint uns selbst übertrieben. Wer diese cäsaropapistische Kirche aus der Nähe kennt, wird seine Zukunftshoffnung auf ein knappstes Maß einschränken müssen, und gerade der Bilderdienst hat dort ebenso wie in der römischen Kirche ein so durch und durch heidnisches Gepräge angenommen, daß das evangelisch-christliche Wesen nachgerade völlig unterdrückt erscheint. Schreiber dieser Zeilen hat es noch vor etwa zwanzig Jahren mit eigenen Augen angesehen, wie bei einem Brande die gesammte griechische Geistlichkeit der Stadt mit einem Heiligenbilde auszog, um dieses wie ein Medusenhaupt, vor dem das Feuer verlischt, den Flammen entgegenzuhalten und die Arbeit der Feuerwehr, die so lange ihre Thätigkeit einstellen mußte, entbehrlich zu machen. Daß die Bilderverehrung die Eigenart der griechischen Kirche sei, mag schon als richtig zugegeben werden. Aber dann darf man auch nicht verschweigen, daß diese Eigenart von dem wahrhaft christlichen Wesen sich so weit entfernt, wie die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit von dem äußern Ceremoniendienste des heidnischen Cultus absteht. Die sogenannte rechtgläubige Kirche der Gegenwart ist todt, hat den Schein des Lebens nur noch in der gewaltthätigen Unterdrückung Andersgläubiger, und soll sie aus dem Zustande der Erstarrung erwachen, so kann das nicht durch Bilderverehrung bewirkt werden, sondern nur dadurch, daß die Kräfte des Evangeliums sich wieder frei entfalten, das nichts von Bilderverehrung weiß.

3. Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa. Von Friedrich Bienemann jun. Odessa. 1890. Gr. 8. 3 Rubel.

Aus Breslau wurde kürzlich durch die Zeitungen gemeldet, daß eine größere Anzahl von aus Rußland gewiesenen Deutschen durchgereist sei, sämmtlich Handwerker und Gewerbetreibende aus dem Gouvernement Odessa, wo sie durch jahrelange Arbeit sich ein kleines Vermögen erworben hatten. Fluchtähnlich, in größter Eile, als ob

Gefahr im Verzuge drohe, hatten sie Rußland verlassen müssen und beim überstürzten Verkauf ihrer Habseligkeiten weit über die Hälfte verloren. Mit dem Rest ihres Vermögens beabsichtigten sie nun nach Amerika zu ziehen, wohin ihnen nach ihrer Aussage alsbald eine noch größere Schar von andern Deutschen, Handwerker und Gewerbetreibende wie kleinere Grundbesitzer aus Odessa und Umgegend, nachfolgen werde, da der von den russischen Behörden auf alles, was sich Deutsch nenne, ausgeübte Druck sich immer empfindlicher fühlbar mache. Das frevelhafte Unterfangen, das seit Jahr und Tag am Werke ist, in den russischen Ostseeprovinzen eine sechshundertjährige deutsche Cultur zu zerstören, scheint danach im Süden des Reichs mit dreister Hand fortgesetzt werden zu sollen, unbekümmert darum, daß es auch hier erst deutsche Colonisten waren, welche frische Bewegung und blühenden Wohlstand ins Land gebracht haben.

Unser Buch, welches zu schildern unternimmt, wie ein evangelisches kirchliches Gemeinwesen in der Diaspora langsam und unter großen Schwierigkeiten, aber mit wachsender Kraft und immer zunehmendem Erfolge sich entwickelt hat, kann als sprechender Beweis dafür gelten, welche Summe von Tüchtigkeit und Gemeinsinn, von Opferwilligkeit und Ausdauer dort im Süden Rußlands von der deutschen Bevölkerung, der inländischen wie der eingewanderten, seit Gründung der Stadt Odessa, einer der jüngsten des Reichs, aufgewandt worden ist, und wie es der vereinten Kraft, oft unterstützt von wohlwollenden und einsichtigen Behörden, gelungen ist, einen Bau aufzurichten, der bis in weite Ferne Freude und Bewunderung erregt.

Ein Manifest der Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763 bildet die Grundlage der ganzen ausländischen Colonisation. Nachdem neue Aufforderungen zur Einwanderung gefolgt waren, stieg diese, besonders von Württemberg und Baiern her, in den Jahren 1816 und 1817 auf 16000 Seelen. Eine ganze Vorstadt der neuerstandenen Ansiedelung am Schwarzen Meer, die erst seit 1795 den Namen Odessa trägt — bis dahin hieß sie Hadjibeg —, füllte sich mit deutschen Handwerkern. Etwa ein Drittel von ihnen entstammte den deutschen Ackerdörfern des russischen Südens, und ein gut Theil der damals Eingewanderten hat ihre Namen bis auf die Gegenwart vererbt. Die neu erstandene evangelisch-lutherische Gemeinde wuchs erstaunlich rasch. Heißt es noch im Jahre 1829: „Die Gemeinde soll sich auf 200 Familienväter belaufen", so hat das Jahr 1842 schon 429, das Jahr 1858 ihrer 500, das Jahr 1869 etwa 550 Familien mit 2932 Köpfen zu verzeichnen, im Jahre 1875 ist die Seelenzahl bereits auf 4072 gestiegen und hat sich seitdem auf dieser Höhe erhalten.

Wir müssen es uns versagen, auf weitere Einzelheiten einzugehen, so lockend und lohnend bei vielen eine nähere Betrachtung wäre, wie bei der aus Anlaß des Besuchs unseres deutschen Kaisers in St. Petersburg im Jahre 1873 erfolgten Stiftung zu Gunsten deutscher Waisenknaben oder der Errichtung eines Hospitals im letzten Türkenkriege. Ein wie blühendes kirchliches Gemeinwesen im Laufe der Jahre sich entwickelt hat, können wir am besten aus einigen Zahlen entnehmen. Das unbewegliche Vermögen beziffert sich gegenwärtig auf 262000, das bewegliche auf mehr als 40000 Rbl. Die Gesammteinnahme der Kirche war im Jahre 1889 auf 13958 Rbl. gestiegen. In demselben Jahre wurden auf die Schule St. Pauli 44159, auf das Pfründen- und Waisenhaus 11733, auf das Knabenwaisenhaus 5489 Rbl. gewandt. Die zum Besten der Kirche gestifteten Vermächtnisse erreichten im Laufe der letzten Jahrzehnte die beträchtliche Höhe von 79786 Rbl. Von Gebäuden weist die Gemeinde nächst dem Gotteshause gegenwärtig auf zwei Pfarrhäuser, in denen auch die Wohnungen noch einiger andern kirchlichen Bediensteten sowie eine Mädchenschule untergebracht sind, ein Mädchenwaisenhaus, eine Realschule (mit 959 Schülern im Jahre 1881), ein Haus für den Director, ein Knabenwaisenhaus (mit 66 Zöglingen), eine Elementarschule für Knaben und Mädchen, ein Mädchenwaisenhaus (mit 46 Zöglingen), ein Pfründhaus (mit 15 Männern und 33 Frauen), einen Turnsaal und eine höhere Mädchenschule.

Unter den Pfarrern der Gemeinde hat keiner um ihre Pflege so rege und so erfolgreich sich bemüht, wie der am 1. März (17. Februar) d. J. in Odessa heimgegangene Propst Herbord Bienemann aus Dorpat, welcher fast dreiundzwanzig Jahre hindurch, von 1868 ab, mit einer beispiellosen Hingebung und Schaffenskraft seine reichen Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinde gestellt hat. Auf seine Aufforderung hin hat der Sohn die vorliegende treffliche Geschichte verfaßt und damit nicht blos dem Vater, sondern auch der deutsch-evangelischen Gemeinde Odessas ein Ehrendenkmal gesetzt, das erhebend und mahnend noch vielen Geschlechtern den Weg weist.

Karl Sallmann.

Novellen aus dem Alterthume.

1. Deeins der Flötenspieler. Eine lustige Musikantengeschichte aus dem alten Rom. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 2 M.
2. Heidnische Geschichten. Novellen aus dem Alterthum von Otto Mora und H. Thoele. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 5 M.

E. Eckstein, der in romantischer Behandlung antiker Stoffe längst erprobte, hat diesmal einen dem Geschichtschreiber Livius entnommenen, von diesem selbst als „geringfügig" bezeichneten Vorfall mit dem Gewande einer Novelle bekleidet. Die Zunft der Flötenbläser nämlich, welche bei den staatlichen Opfern des alten Rom mitzuwirken hatte, hatte einmal während der bösen Samniter-

kriege den „Ausstand" erklärt, d. h. „gestreikt", und zwar auf eine specielle Veranlassung hin, weil es nämlich den Censoren beliebt hatte, ihnen den nach altem Herkommen zustehenden Festschmaus im Tempel des Jupiter zu „zucken". Wahrscheinlich, weil ein solcher Schmaus, vorab für Musikantenkehlen, die schon im Alterthume durch ihre Abgründlichkeit berüchtigt waren, ein tiefes Loch in den Staatssäckel machte, und man fand, daß der lange und hartnäckige Krieg schon genug Geldopfer koste und noch kosten werde. Die Musikanten aber ließen sich das nicht bieten und ergriffen, um den Senat mürbe zu machen, das Mittel der Repressalien. Sie wanderten in corpore nach dem benachbarten (man darf annehmen musikliebenden) Tibur, dem heutigen Tivoli, aus. Hierüber große Bestürzung in Rom, weil jetzt keine Opfer mehr konnten abgehalten werden und diese doch bei dem wechselvollen und gefahrdrohenden Kriege nöthiger waren als je! Was thun, um das trotzige Völklein zur Raison zu bringen? Man schickt Gesandte nach Tibur; die guten Tiburtiner sollen die Vermittlerrolle übernehmen. Dies geschieht, aber ohne Erfolg. Da greifen die Tiburtiner zur List. Sie veranstalten ein Fest, wobei natürlich die „lustigen Musikanten" nicht fehlen dürfen, lassen den Wein, welchem das Musikantenvolk durchgehends ergeben ist (Livius), in Strömen fließen, laden schließlich die Wein- und Schlaftrunkenen auf große Wagen und transportiren sie nach Rom. Als diese, auf offenem Forum, ihren Rausch ausgeschlafen haben und sich, auf ihren Wagen, von der gaffenden Menge umlagert sehen, finden sie sich in einer Stimmung, die sie zum Pactiren geneigter macht, und das Ende vom Liede ist, daß sie, unter Zusicherung mehrerer Emolumente und, versteht sich, der unverkürzten Gewährung der bisherigen Zunftschmäuse durch den Senat, ihrem Amte in Rom fernerhin obzuliegen versprechen. Es versteht sich, daß Eckstein in diesen ziemlich einfachen „Einschlag" den Zettel einer Liebesgeschichte eingewoben und ihn mit bunten Fäden durchwirkt hat. Ob es ihm aber gelungen sei, eine wirklich „lustige Musikantengeschichte" herzustellen, darf man bezweifeln. Echter Witz oder gar Humor springt weder aus den Situationen noch aus der Darstellung heraus, der Leser kommt nie zu einem behaglichen wohlthuenden Lachen. Man liest das Büchlein rasch durch, um es, ohne das Gefühl erhaltener Eindrücke irgendwelcher Art, ruhig beiseite zu legen.

Ein solches Gefühl bleibt nun allerdings nach der Lektüre der „Heidnischen Geschichten" (Nr. 2), die durch gemeinschaftliche Arbeit zweier Novellisten gefertigt worden sind, zurück — aber ein höchst unangenehmes. In welcher Weise und hauptsächlich warum zu diesen Geschichten zwei Arbeitskräfte nöthig gewesen sind, erfahren wir nicht und begreifen es noch weniger, denn sie wiegen, wenigstens inhaltlich, trotz einer unmäßigen Dosis von Pessimismus, leicht genug, während das formelle Talent der Verfasser außer Frage steht. Man muß es aufrichtig bedauern, daß diese Form sich nicht edlere Stoffe gewählt hat, sich vielmehr dazu hergibt, blos die Nachtseiten der Menschennatur und die schauerlichen Lagen des Menschenlebens darzustellen und noch düsterer zu malen, als sie es wirklich sind, ja das Schwarze und Häßliche da aufzutragen, wo es in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Wir können es, beispielsweise, verzeihen, wenn auch nicht billigen, daß ein Alkibiades, der doch noch andere und bessere Eigenschaften als die eines grundliederlichen sittlich verkommenen Junkers besaß, nur in seiner „Sünden Blüte" als Theilnehmer der wüstesten Orgien gezeigt wird, daß aber auch sein Vormund und Oheim Perikles in den gemeinsten Kneipen (und zwar in Gesellschaft seines Neffen) herumzieht, in Bordellen campirt, sich im Wein- und Liebesdurst berauscht und im Rausch und Katzenjammer seine ersten Pflichten vergißt — das ist zwar „neu", aber ekelhaft, um so ekelhafter, als es durch und durch unwahr ist. Nicht viel besser ergeht es unter den Händen der Herren Verfasser dem großen Julius Cäsar. Auch nicht ein ordentlicher Charakter, an dem man Freude haben könnte, von dem ein wenig Licht ausginge, der nicht blos in brutal sinnlicher Gestalt erschiene! Und wo etwa ein schwacher Anlauf dazu genommen wird, geht den Verfassern der Athem oder, wahrscheinlicher, Lust und Liebe wieder aus. Nichts, was das Gemüth angenehm berührte oder auch nur die Phantasie befriedigte — denn auch die Erfindung ist entweder im höchsten Grade dürftig oder unnatürlich, barock; manche von diesen Nachtstücken sind ohne Anfang und, was noch schlimmer, ohne Ende, sie verlaufen nicht blos im Sande, sondern in gar nichts, kaum daß man einen Faden gewahrt, der wenigstens eine Art von Entwickelung bewirkte, nirgends eine Spur von künstlerischer Composition. Man hat hie und da das Gefühl, als hätten die Verfasser ihr Publikum mit Absicht enttäuschen wollen, und das ist sicher, daß sie es besser machen könnten, wenn sie wollten. Aber warum wollen sie nicht? Ist es bloße Bequemlichkeit oder Absicht? Referent hat das nicht zu untersuchen, er hat sich an das Vorliegende zu halten, und das hält, kurz gesagt, die Probe nicht.

J. Mähly.

Zur Literatur des Eisenbahnwesens.

Encyklopädie des gesammten Eisenbahnwesens in alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von V. Röll, unter redactioneller Mitwirkung von C. Wurmb und unter Mitwirkung von Abt, Askenasy, Barkhausen u. a. Erster und zweiter Band: Aachen bis Deutsche Eisenbahnen. Wien, Gerold's Sohn. 1890. Lex.-8. 20 M.

Wir besitzen zwar eine Reihe mustergültiger Werke — so das Handbuch von Heusinger von Waldegg —, welche die gesammte technische Seite des Eisenbahnwesens behandeln, und andererseits umfassende Veröffentlichungen über das Eisenbahnnetz der Welt in wirthschaftlicher und

finanzieller Beziehung. Es fehlte jedoch bisher an einer Encyklopädie des Eisenbahnwesens in alphabetischer Reihenfolge der Artikel, wie sie bereits für manche technische Fächer, z. B. für die graphischen Künste, vorhanden sind. Diese Lücke füllt nun das vorliegende Werk in glänzender Weise aus. Den Plan zu der alphabetisch geordneten Encyklopädie des Eisenbahnwesens faßte bereits 1885 der berühmte Eisenbahntechniker Heusinger von Waldegg als eine unentbehrliche Ergänzung seines Handbuchs; er starb jedoch im Jahre darauf, und so vertraute die Verlagshandlung den in obigem Titel genannten Kräften die Ausarbeitung des Werks an: eine Aufgabe, die dadurch erleichtert wurde, daß Heusinger von Waldegg bereits die hervorragendsten Eisenbahntechniker als Mitarbeiter gewonnen hatte. So konnten nach vierjähriger Arbeit die beiden ersten Bände des umfangreichen Sammelwerks das Licht der Welt erblicken.

Die Röll'sche „Encyklopädie" zerfällt innerlich in zwei Theile: den technischen und den wirthschaftlichen; der erste nimmt jedoch, wie es sich gebührt, den größten Raum ein. Daneben laufen zahlreiche Lebensskizzen hervorragender Eisenbahnfachmänner, sowie endlich Artikel über Maschinen, Werkzeuge und Apparate, die auch beim Bau von Eisenbahnen und Bahnfahrzeugen Verwendung finden, so z. B. über Dampfmaschinen, Gesteinbohrer.

Greifen wir aus den technischen Artikeln ein Beispiel heraus. In der sehr umfangreichen Arbeit über die so wichtige Bremsfrage finden wir eine eingehende Beschreibung der bisher verwendeten Handbremsen, wie auch der vielen schnellwirkenden und meist selbstthätigen Luftbremsen von Westinghouse, Carpenter u. a., sowie zahlreiche Angaben über die einzelnen Bremstheile und über den Stand der Einführung der raschwirkenden Bremsen. Wie umfangreich und gründlich diese Arbeit, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß sie 44 enggedruckte Seiten füllt.

Nicht minder ausführlich sind die wirthschaftlichen und finanziellen Beiträge. So finden wir unter der Rubrik „Deutsche Eisenbahnen" eine Geschichte des deutschen Eisenbahnnetzes, geographische und statistische Betrachtungen über dieses Netz, die Grundlagen des deutschen Eisenbahnrechts, endlich Angaben über den technischen Charakter unserer Schienenwege, sowie über die einschlägige Literatur.

Selbstverständlich entbehrt das monumentale Werk des Schmuckes der Illustration nicht. In die technischen Artikel eingestreut sind viele Hunderte von Holzschnitten, welche die Apparate und Maschinen veranschaulichen, während zahlreiche Karten eine Uebersicht über das Gesammtnetz einzelner Länder oder über einzelne Bahngebiete gewähren. So bringt das Werk einen Plan der berliner Stadtbahn und ihrer Anschlüsse.

Sehr anzuerkennen ist es, daß die Beiträge zumeist mit den Namen der Verfasser gezeichnet sind und daß den vorkommenden Fachausdrücken in der Regel die entsprechenden Bezeichnungen in englischer und französischer Sprache beigegeben sind. G. v. M.

Feuilleton.

Die Philosophische Gesellschaft in Berlin stellt folgende Preisaufgabe: „Das Verhältniß der Philosophie zu der empirischen Wissenschaft von der Natur." Unter den gegenwärtigen Vertretern der Wissenschaft ist die Meinung weit verbreitet, daß in der Erforschung der Natur das empirische Verfahren das allein berechtigte sei; das Recht einer Philosophie der Natur wird entweder in Frage gestellt oder mit Entschiedenheit bestritten. Zum Zwecke einer begründeten Entscheidung über diese Ansicht wünscht die Philosophische Gesellschaft eine eingehende Untersuchung folgender hauptsächlicher Fragen: 1) Welche Ziele verfolgt einerseits die Philosophie, andererseits die empirische Forschung, und welche Mittel und Verfahrungsweisen stehen jeder von beiden zu Gebote? 2) Gibt es Voraussetzungen für die empirische Naturforschung, die nothwendig der Philosophie zu entnehmen sind, oder Grenzen ihrer Tragweite, die eine Ergänzung durch philosophische Forschung erforderlich machen? 3) Falls sich neben der empirischen Naturforschung eine Philosophie der Natur als möglich und berechtigt erweisen sollte, welches Verhältniß zwischen ihnen würde sich als das der Natur der Sache entsprechende ergeben, und in welchem Sinne wäre ein Zusammenwirken der beiden Forschungsarten geboten? Für die fruchtbare Erörterung des Gegenstandes ist eine gründliche Kenntniß der besten neuern Autoren und ein umfassendes historisches Material selbstverständliche Voraussetzung. Aber der Aufgabe würde nicht durch bloße Kritik fremder Ansichten, sondern durch selbständige Gedankenentwickelung zu genügen sein. Die Bewerbungsschriften sind in der deutschen, französischen, englischen oder lateinischen Sprache abzufassen; dieselben sind mit einem Motto zu versehen, welches gleichzeitig sich auf einem versiegelten Convert, in welchem Name und Wohnung des Verfassers angegeben sind, befinden muß. Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1893 sich in den Händen eines der Unterzeichneten befinden. Der Preis beträgt 1000 Mark, welche dem Verfasser der besten als würdig befundenen Arbeit im Januar 1894 ausgezahlt werden. Dr. Adolf Lasson, Prof., Vorsitzender, Friedenau, Rheinstraße 42; Dr. Eugen Pappenheim, Prof., stellvertretender Vorsitzender, Berlin, Alexandrinenstraße 70; Dr. Hans Spatzier, Schriftführer, Berlin, Schönhauser Allee 31.

— Von Professor Wilhelm Müller's „Politischer Geschichte der Gegenwart" liegt der vierundzwanzigste Band, „Das Jahr 1890", vor (Berlin, Springer; Preis 4 M.). Mit wohlbekannter Sorgfalt ist der Verfasser auch diesmal den Ereignissen gefolgt und hat die zweckmäßige Auswahl zur Wiedergabe getroffen, in der naturgemäß die Ereignisse in Deutschland den Löwenantheil erhalten. Bei aller Objectivität des Chronisten ist doch überall die lebendige Antheilnahme und die Stellung des Verfassers zu den einzelnen Vorgängen herauszulesen. Ein paar thatsächliche Berichtigungen erlauben wir uns zum Abschnitte Rußland. Die innere Geschäftsführung der evangelisch-lutherischen Consistorien und ihre Correspondenz mit der Geistlichkeit ist zur Zeit noch in deutscher Sprache. Der Pastor Tiling ist lutherischer, nicht katholischer Prediger. Der verstorbene General Radecki war kein Russe, sondern Livländer, wie Graf Reutern. Die Stadtarchive von Riga und Reval und das herzogliche Archiv in Mitau sind zur Zeit noch nicht nach Moskau übergeführt; der Befehl sprach nur von den Archiven der aufgehobenen Gerichte und wird dem Vernehmen nach in roher Weise erfüllt.

— Eine sehr eingehende geographisch-balneologische Monographie: „Der Schwarzwald und seine Curorte", ist vom praktischen Arzte in Baden-Baden, Dr. A. Frey, unter Mitwirkung vieler Collegen und Sachverständigen in einem stattlichen Bande mit einer Karte und durch ein Vorwort des heidelberger Professors Geheimrath Dr. A. Kußmaul eingeleitet, bei Marx in Baden-Baden erschienen (Preis 4 M. 50 Pf.). Die geographischen Abschnitte des allgemeinen Theils sind vom freiburger Professor Dr. L. Neumann, die balneologischen von verschiedenen Aerzten verfaßt. Im speciellen Theile ist den an jedem Curorte wohnenden Aerzten die Bearbeitung der einzelnen Aufgaben zugewiesen. Im Schwarzwald finden sich 19 Curorte mit Heilquellen. Ueber 100 Seiten kommen dann noch auf die Beschreibung der gruppenweise zusammengefaßten Luftcurorte. Das Buch ist gut geschrieben und den praktischen Bedürfnissen des Belehrung Suchenden wird Rechnung getragen.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.), liegen uns in den Heften 103—120 folgende Abhandlungen vor: „Adel und Ritterschaft im deutschen Mittelalter" von Chr. Meyer; „Erlebnisse eines griechischen Arztes" von Ludwig Weniger; „Entdeckung des Sauerstoffs" von M. A. Olschanetzky; „Das deutsche Volkslied" von J. E. Wackernell; „Die englische Emin-Entsatz-Expedition" von Fr. Reinhardt; „Justus van den Vondel" von D. Haek; „Die Ostsee und die Insel Bornholm" von J. H. Kloos; „Die elektrischen Maschinen" von E. R. Müller; „Schleiermacher und seine romantischen Freunde" von Heinrich Rinn; „Gemeinverständliches über die sogenannte vierte Dimension" von Karl Cranz; „Pietro Aretino als Stammvater des modernen Literatenthums" von Albert Schultheiß; „Ueber die Athmungsorgane der Thiere" von P. Spelter; „Die Rassenmischung im Judenthum" von Moritz Alsberg; „Der Zustand im Erdinnern" von Joh. Petersen; „Der Geschichtschreiber Cornelius Tacitus" von W. Rösch; „Ernst Moritz Arndt" von Jakob Nover.

— Ernst Traumann hat als zeitgemäße Betrachtung veröffentlicht: „Sudermann's «Ehre» — Kunstwerk oder Mache?" (Heidelberg, Weiß, 1891). Es thut wohl, nach allen Verhimmelungen, welche das bekannte Sudermann'sche Schauspiel erfahren hat, endlich auch einmal einer tiefer schöpfenden, muthigen Kritik zu begegnen, welche den Kern der Sudermann'schen Weltanschauung bloßlegt. Der Verfasser verfügt über eine sehr achtungswerthe philosophische und ästhetische Bildung. Traumann vertritt den Satz, daß wirklicher Naturalismus in der Dichtkunst undenkbar sei, wenn sie nicht diesen Namen verscherzen wolle. Im Drama müssen die drei Vernunftgebiete des Logischen, Aesthetischen und Moralischen aufs innigste verschmolzen sein. Der von Sudermann in seiner Alma dargestellte Begriff einer „naiven Verdorbenheit" ist ein Unding in sich selbst. Der Dichter ist ebenso vaterlandslos wie der Graf in seinem Schauspiele, welcher erklärt: es gibt keine Ehre. Nach Traumann sind Ehre und Pflicht Wechselbegriffe, d. h. keines ist ohne das andere, also sind sie nicht durcheinander zu ersetzen. Die subjective Ehre sei der unmittelbare Ausdruck, die Blüte der Persönlichkeit. Die Ehre des Einzelnen müsse auch der Staat als ein Gut schützen. In ihrer Sünde Maienblüte hätte der Bruder die Schwester und den Verführer hinstrecken müssen. Nur wenn für eine sittliche Wahrheit gestorben wird, sind wir von ihrer Ewigkeit überzeugt. Der wahre Dichter erlebt diesen Tod; er zögert nicht, seine theuersten Gestalten zu opfern. Die Verquickung des Komischen und des Tragischen geht durch Sudermann's ganzes Schauspiel. Die Figur des Braudt ist, für sich betrachtet, durchaus lebenswahr; aber sie kann nur einen Auswuchs gesellschaftlicher Anschauungen bedeuten. Im ernsten Drama aber gebührt ihr nur eine skizzenhafte episodische Rolle, nirgends der breite Raum und die Bedeutung wie bei Sudermann. Wie anders Lessing in seiner „Minna von Barnhelm".

Bibliographie.

Bax, R., Vorschläge zur Reform der deutschen Orthographie nach den Grundsätzen der Phonetik. Leipzig, Fr. Geissler. Gr. 8. 2 M.

Bayha, Th., Unsere Volksschulfrage. Ein Wort zu ihrer Lösung. Stuttgart, R. Lutz. Gr. 8. 50 Pf.

Berger, A. Freih. v., Ein Traumbild. Scenischer Prolog zur Grillparzer-Feier. Wien. 12. 60 Pf.

Bericht über die vom Allgäuer Altertumsverein Kempten (a. V.) vorgenommenen Ausgrabungen römischer Baureste auf dem Lindenberge bei Kempten. Kempten, Kösel. 1890. Hoch 4. 3 M.

Brauitz, F., Ahriman. Aus dem Nachlaß eines Wahnsinnigen. Danzig, Hinstorff. 8. 1 M.

Brugger, H., Der Freiburgische Bauernaufstand oder Chenaux-Handel (1781). Bern, Nydegger u. Baumgart. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Allgemeine Chronik. Die Geschichte der Gegenwart in täglichen Aufzeichnungen, Monats- und Jahres-Darstellungen. Mit erläuternden Anmerkungen, geographischen, statistischen und sonstigen Beigaben und mit ausführlichen Personen- und Sachregistern. Herausgegeben von A. Perls. Das Jahr 1891. 12 Hfte. Berlin, Seehagen. Gr. 8. Vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Fäh, J., S. J., Georg Arbogast Freiherr von und zu Frankenstein. Ein Charakterbild. Freiburg i. Br., Herder. 8. 80 Pf.

Fels, E., Dornröschen. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Fels, R. v., Und doch — abergläubisch! Roman. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Gilon, E., Der Kampf um die Wohlfahrt. Preisgekrönt von der belgischen Akademie und vom grossen Orient in Brüssel. 1. Tl. Bearbeitet von E. Harmening. Leipzig, Findel. 8. 1 M.

Gogol, N., Kleinrussische Landedelleute. Der Mantel. Die Mainacht. Autorisirte Uebersetzung. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Hamm und Moewes, Geschichte des 1. westfälischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 7. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Hennings, W., Studien zu Lope de Vega Carpio. Eine Klassifikation seiner Comedias. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Holt, E. S., Margas Bekenntnis. Autorisirte deutsche Ausgabe von M. Karstens. Mit Vorwort von W. Karstens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 M. 60 Pf.

Jameson, J. S., Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten Afrika". Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition. Nach dessen Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson. Mit 1 Karte und 98 Illustrationen. Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 10 M.

Jókai, M., Es giebt keinen Teufel. Roman. Autorisirte Bearbeitung aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 2 M.

— — Zwischen Zweien die Dritte. Humoristische Erzählung. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Keßler, R., Praktische Philosophie. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Kolloden, M., Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Kramer, Eleonore, Die übrigen Brocken. Eine Erzählung aus der Sommerfrische. Basel, Spittler. Gr. 16. 25 Pf.

Langer, O., Sklaverei in Europa während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Bautzen. Gr. 4. 2 M.

Liederkranz um Kaiser Wilhelm I. Bild. Leipzig, Wallmann. 16. 30 Pf.

Moltke, Graf v., Große Reden. Gesammelt und dem deutschen Volke in Haus und Heer gewidmet. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 45 Pf.

Neuwirth, J., Peter Parler von Gmünd, Dombaumeister in Prag, und seine Familie. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Künstlergeschichte. Prag, Calve. Gr. 8. 5 M.

Pfohl, F., Quer durch Afrika. Wüsten- und Urwaldabenteuer eines Pianisten. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 1 M.

Rokitansky, V., Ueber Sänger und Singen. Wien, Hartleben. 8. 4 M. 50 Pf.

Schönberg, E. v., Johann Orth. Das Recht auf Arbeit. Roman aus Wiener Hofkreisen. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M. 50 Pf.

Schulpe, G. v., Pour pendre congé. Scherzspiel. Pressburg, Heckenast's Nachf. Gr. 8. 60 Pf.

Shipton, Anna, Von Gott erbeten! (1. Sam. 1, 20.) Basel, Spittler. 12. 80 Pf.

Stauffenburg, D. v., Lieutenants Leben und Lieben. Roman aus dem österreichisch-ungarischen Infanterieleben. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Telmann, K., Im Rebenschatten. Novellen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Trüper, J., Die Schule und die socialen Fragen unserer Zeit. III. Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung angesichts der socialen Schäden der Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M.

Warnus, A. v., Der Pfarrer von Atzbach. Eine poetische Erzählung. Linz, Mareis. 16. 3 M.

Whitman, S., Der deutsche und der englische Arbeiter. Eine vergleichende Betrachtung sozialer und sittlicher Zustände. Berlin, Ulrich u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Wippermann, K., Deutscher Geschichtskalender für 1890. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Auslande. 2. Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

du Prel, Karl, Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geheftet M. 7. —. In einem geschmackvollen Einband M. 8. —.

Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet M. 3. —. In geschmackvollem Einband M. 4. —.

Dóczi, Ludwig, Maria Széchy. Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet M. 4. —. In geschmackvollem Einband M. 5. —.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet M. 4. —. In geschmackvollem Einband M. 5. —.

Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Dóczi. 8°. 200 Seiten. Preis geheftet M. 4. —. In geschmackvollem Einband M. 5. —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Fünftes Heft.**

Inhalt: Neue Xenien. Von einem deutschen Philister. — Die Zolleinigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. — Bundespräsident Ulrich Ochsenbein. Von E. Bloesch. — Die berliner Schulconferenz und die Reform des höhern Unterrichtswesens. Von Frank Justi. — Die Simplonbahn. Von Gustav Krenke. — Die evangelisch-lutherische Landeskirche der Ostseeprovinzen. Von ***. — Pflege der Musik in Rußland. Von Lina Schneider in Köln. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Fortschritte in der Physik. Von Franz Bendt. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906 072 Flaschen

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn“.

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York:** The **P. Scherer Co. Ltd.,** 11 Barclay Street.

Soeben erschien in meinem Kommissions-Verlage:

Eduard Mohr, Eveline.

Preis 2 Mark.

Georg Barth, Buchhandlung Kreuznach.

Für Autoren!

Eine größere Verlagsbuchhandlung in Leipzig übernimmt Manuscripte behufs Drucklegung u. Kommissionsverlag. Strenge Discretion u. günstige Bedingungen, sowie reger u. sachgemäßer Vertrieb werden zugesichert; eine Prüfung der Manuscripte bleibt vorbehalten. Angebote unter **W 2104** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Herman Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; sie bieten lebenswahre Gemälde von Land und Leuten.

Se. Excellenz Dr. Emin schreibt aus Tabora an Professor Dr. Reichenow: „Ueber die Beschaffenheit des durchreisten Landes mich länger auszulassen wäre unnütz, da Ihnen meines Vorgängers, Dr. Böhm, ebenso interessante wie meisterhafte Schilderungen zur Hand sind.“

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1891.

Inhalt: Ein Dichter des Leides. Von Fritz Lemmermayer. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Literargeschichtliches. Von Adalbert Schroeter. — Taine's Geschichtswerk. Von H. S. — Pädagogisches. Von Eduard Haug. — Biographische Kleinigkeiten. Von A. Hermann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Dichter des Leides.

Es ist ein so schönes Gedeihen in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltener Seele geschieht und uns das stille, stete Feuer belebt, das ich besonders in alten Meisterwerken aller Art als herrschenden Charakter immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in schöner Stellung sich, wenn er sich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin- und herstößt!

Der deutsche Idealist, welcher dieses den toll und dumm sich geberdenden modernen Kraftafternaturen kaum verständliche Wort gesprochen hat, vermochte sich nicht in schöner Stellung zu erhalten, wie innig und rührend sein Bemühen auch war, in dem Gedränge der Welt; er ging darin zu Grunde, weil er ein Edler, ein Einsamer, ein Auserwählter unter Hunderttausenden war: Friedrich Hölderlin wurde vom Leben selbst zerrieben, wie ein Korn zwischen zwei Mühlsteinen. Die Geschichte von dem Erdengange dieses Leides ist in einem vorzüglichen Buche enthalten. Es heißt:

Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Karl C. T. Litzmann. Mit einem Bilde der Diotima nach einem Relief von Ohnmacht. Berlin, Hertz. 1890. Gr. 8. 10 M.

Der Herausgeber durfte die Freude, sein mit Fleiß und Eifer gesammeltes und gearbeitetes Buch gedruckt zu sehen, nicht mehr erleben. Sein Sohn vollendete pietätvoll die Arbeit des Vaters. Sie entrollt ein werthvolles Bild aus dem Geistesleben des vorigen Jahrhunderts und zugleich ein Seelenbild, welches die tiefsten Eindrücke und Erschütterungen auf alle jene ausüben muß, die sich aus dem Sumpfe des Modernen mit einem kräftigen und urwüchsigen Empfinden für das Wahre und Große, für die ewigen, untilgbaren und nicht unwerthbaren Güter der Menschheit errettet haben. An der Hand des Buchs folgen wir dem Dichter des „Hyperion" von einer Station seiner Pilgerfahrt zur andern. Wir lernen ihn aus seinen eigenen brieflichen Bekenntnissen kennen, wie er leibte und lebte in seiner Kindheit und ersten Jugend, während der Universitätsjahre, auf seinen vielfachen Wanderschaften, in der furchtbar langen Zeit seiner Geistesumnachtung. Einen Leidensweg, eine Passion stellt dies Leben dar. Ein Accord ist es, der hindurch zittert und klingt vom Anfang bis zum Ende bald leise und wehmüthig, bald leidenschaftlich und wild, jauchzend und klagend, lieblich und bitter, hoffnungsvoll und verzweifelnd —: die Sehnsucht. Die Sehnsucht ist sein Leben, sein Schicksal, sein Charakter, seine Wonne, sein Schmerz, seine Poesie. Eine Sehnsucht, die sich ihm nie erfüllt, die ihn wie eine Sirene lockt und hinunterreißt in den Abgrund der Vernichtung.

Als ein Schwärmer und Träumer ging er mit schönen Kinderaugen, die das Nahe nicht sahen, aber das Ferne mit visionärer Schärfe erfaßten, durch die harte Welt, in welcher nur der Praktische einen weichen Platz an der Tafel des Lebens findet. Die Natur und die Freundschaft waren die Elemente, die sein empfindungsvolles Herz brauchte, um sich wohl zu fühlen; das Studium der Philosophie war ihm ein Quell des Genusses; die Freiheit war ihm, der sich leicht gegen Zwang und Enge empörte, eine Sonne, die er nicht entbehren konnte, und die Liebe zur versunkenen Welt des Griechenthums war in ihm ein sittlicher und ästhetischer Naturtrieb, der selbst noch Früchte zeitigte, als in seinem Gehirne schon der Wahnsinn saß. Wenn irgendein moderner Mensch, so war Hölderlin, der Germane, ein geistiger Bürger von Arkadien; dort war seine Seele, in Alt-Hellas lagen die Wurzeln seiner Kraft. Wir lernen diese Gefühle und Stimmungen, diese ewig schmachtende und nie befriedigte Sehnsucht aus den Briefen kennen. Manche lesen sich wie Theile des „Hyperion", dessen Ergänzung und Erläuterung sie sind.

Der Herausgeber hat die einzelnen Briefreihen mit vortrefflichen Einleitungen versehen, welche mit jenen zusammen eine musterhafte Biographie abgeben; er durfte mit gutem Rechte seinem Buche den Titel „Friedrich Hölderlin's Leben" verleihen.

In den Briefen aus seinen Jünglingsjahren offenbart sich schon der Kern seines Wesens. Er führt ein empfindliches Seelenleben und ist leicht verwundbar in seinem erregbaren Gemüthe, und wird ihm eine Wunde geschlagen, so sucht er Trost in Natur und Musik. Gern überläßt er sich dem Spiele seiner bewegten Phantasie und träumt sich in mitleidswerthe Lagen hinein. Eine unbestimmte Sehnsucht quält, Zweifel an Gott bedrücken ihn. Er ist voll Unzufriedenheit und Selbstanklage. In einem Schreiben an Nast, den vertrauten Genossen jener Jahre, heißt es:

Wo ich eben war — in meiner Vacanz, da waren unerfüllte Wünsche — unvollkommene Seligkeiten — ich weiß nicht, ist's Einbildung oder Wirklichkeit — was ich sehe, gefällt mir nur halb — überall ist's mir so leer — und oft mach' ich mir Vorwürfe, daß ich nicht ganz mit dem warmen Herzen mehr an meiner Brüder Schicksal theilnehme, wie sonst!

Er will Einsiedel werden und „schnappt nach einem heitern Augenblicke". Auffallend ist überall die starke, überquellende Empfindung und der leidenschaftliche, abgerissene, dramatische Stil, durch den er ihr Ausdruck verleiht — alles theils persönliche Anlage theils ein Niederschlag des Lesens Klopstock's, Ossian's und Schiller's, seiner Lieblinge. Die Ebbe und Flut in seiner Brust dauert fort, als er dem berühmten Stifte zu Tübingen als Zögling angehört — er soll Geistlicher werden. Er bleibt für das Ernsthafte, Erhabene und etwas Schwärmerische eingenommen; das Studium der Griechen ist sein Steckenpferd; die Philosophie, besonders Kant's und Spinoza's, umzieht ihn mit gefährlich magischen Kreisen; aber seine seligste Neigung gehört der Poesie. „In Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben — und Bücher schreiben zu können — ohne dabei zu hungern", ist sein höchster Wunsch. Er ging niemals in Erfüllung. Seinem angeborenen Freiheitsgefühle widerstrebt der Zwang des Stiftes; nur der verwitweten Mutter zu Liebe bleibt er. Er beginnt an seinem „griechischen Romane" zu arbeiten, dem er „einen Funken der süßen Flamme", die beim Lesen des Plato ihn „wärmte und erleuchtete", mitzutheilen wünscht. Der Geist in ihm kommt öfter als einmal zum Durchbruche. Mit der Vernunft, so meint er, „der kalten, vom Herzen verlassenen Vernunft" kommt man auf die Ideen Spinoza's, des Gottesleugners:

Aber da blieb mir der Glaube meines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben ist, übrig. Zweifeln wir aber nicht gerade an dem am meisten, was wir wünschen? Wer hilft uns aus diesen Labyrinthen? — Christus.

Daneben die höchste Moral der Wahrheit: „Jeder sei, wie er wirklich ist. Keiner rede, handle anders, als er denkt, und ihm's ums Herz ist." Er handelte nach diesem Ausspruche; er war immer er, als Mensch und Dichter. Mit gesteigerter Subjectivität wandelte er, schön wie Apoll, durchs Leben. Er ist eins der merkwürdigsten Beispiele eines individualistischen und symbolistischen Dichters. Er selbst ist Hyperion, der sehnsuchtskranke. Seine Briefe sind wie Hyperion's Briefe. Hölderlin hören wir seufzen in den tiefsinnigen Worten seines Helden:

Ach wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben. Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte und vertrocknete an der Mittagssonne. O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein misrathener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Und symbolisch wurde er, Hyperion, durch seine Romandichtung: das Symbol einer tief idealistischen Natur, bei der der Zustand der Hülflosigkeit dem realen Leben wie dem Unwißbaren gegenüber die Form des Leidens annimmt und die ein lebendiges Weltbild in sich trägt, infolge dessen sie den Daseinsschmerz persönlich und allgemein empfindet. Und in der Darstellung dieses symbolischen Menschen entfaltete Hölderlin einen kraftgenialen Realismus, der nicht äußerlich und flach ist, sondern insofern es sich um ein reiches inneres Leben in seinen geheimsten Regungen, um Seelendarstellung handelt, einen Realismus im höchsten Kunstsinne bedeutet.

Hochgestimmt, im Vollgefühle seiner Dichterschaft, verließ er das Stift, hoffend, daß die Nachwelt seine Richterin sein werde, und wenn er sich dies nicht mit prophetischer Gewißheit sagen könne, so wolle er jede Saite von seiner Leier reißen und sie begraben im Schutte der Zeit. Noch vor dem Scheiden machte er seinem Bruder Karl ein stolzes Bekenntniß:

Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die große, schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und thätig, unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmendem Lichte als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken und herrliche Früchte tragen.

Man erkennt in diesen Sätzen den echten Sohn des 18. Jahrhunderts, welcher die Erklärung der Menschenrechte gehört, das berauschende Freiheitspathos Schiller's in sich aufgenommen, den Klageruf, der aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" tönt, empfunden und die neuen Worte begriffen hat, die in jener gewaltigen Zeit allenthalben gemünzt wurden und mit denen wir Modernen noch lange nicht fertig sind.

Ein so gearteter Geist konnte sich in die spanischen Stiefel der Theologie nicht schnüren lassen. Innerlich von ihr befreit, wanderte Hölderlin als freier Poet und schwer bedrückter Hofmeister weit und breit herum im deutschen Lande, Sehnsucht und keine Befriedigung im längst erkrankten Herzen. Ihm ward keine Heimstätte gegeben und keine Ruhe beschieden. Eine Glücksinsel in diesem uferlosen Meere war für ihn der Aufenthalt in dem frankfurter Hause der Susette Gontard, seiner gefeierten Diotima. Er liebte sie, die Mutter seiner Zöglinge, und jubelte: „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe.“ Es kam zu unaufgeklärten Zerwürfnissen; Hölderlin wurde in heftige innere Kämpfe verstrickt, unter deren Druck sich sein Gemüth zunehmend verdüsterte. Er mußte aus dem Hause. Zu seinen freudigen Erfahrungen gehörten seine Beziehungen zu Goethe und Schiller. Wohlwollend nahm sich Schiller seiner an und druckte seine Gedichte in den von ihm herausgegebenen Almanachen. Hölderlin verehrte den Meister mit dem ganzen Eifer seiner feurigen Seele und machte sich, mehr als heilsam war, von ihm abhängig. So schrieb er ihm einmal:

Weil ich fühle, wie viel ein Wort von Ihnen über mich entscheidet, such' ich manchmal Sie zu vergessen, um während einer Arbeit nicht ängstig zu werden. Denn ich bin gewiß, daß gerade diese Aengstigkeit und Befangenheit der Tod der Kunst ist, und begreife deswegen sehr gut, warum es schwerer ist, die Natur zur rechten Aeußerung zu bringen, in einer Periode, wo schon Meisterwerke nah um einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein ist mit der lebendigen Welt.

Mit nicht geringer Liebe blickte er zu dem großen Goethe empor. Eine Briefstelle lautet:

Ruhig, voll Majestät im Blicke, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn, und eben so bittern Zuge im Gesichte — und dann wieder von einem Funken seines noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagte sonst, er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unsereinen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben.

Und eine andere:

Goethen hab' ich gesprochen, Bruder! Es ist der schönste Genuß unseres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden, bei so viel Größe. Er unterhielt mich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke.

Höchst denkwürdig und von vorahnender Erkenntniß zeigend sind einige Urtheile über Hölderlin in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Schiller hatte an Goethe einige Gedichte seines Schützlings zur Beurtheilung gesandt. Er war erfreut, daß dieselbe nicht ungünstig ausfiel und schrieb zurück:

Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erste mal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. . . . Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen.

Goethe schrieb an Schiller:

Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen. Er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, sodaß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen.

Bedeutungsvoll antwortete Schiller:

Ich möchte wissen . . . ob diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären? ob es an etwas Primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Hang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so dünkt mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht.

Schiller erkannte scharfsinnig das Lebensunglück Hölderlin's: die Opposition der empirischen Welt gegen seinen idealischen Hang.

Er fand sie überall. Er suchte ihr zu entweichen, indem er häufig seinen Aufenthalt änderte. Er selbst opponirte in titanischem Trotze gegen diese Opposition. Das Ende war, daß er mit seinem Sehnen allein blieb in aller Welt, ohne Untergrund, ohne Stütze. Jenes Languor, jene Langeweile stellte sich ein, wovon Schopenhauer spricht, jene Leere, die nur große Idealisten kennen und die durch nichts, nicht einmal durch den ganzen Kosmos ausgefüllt zu werden vermag. Sie zerstörte seinen edlen Geist. Er wurde wahnsinnig. Man braucht bei ihm nicht nach erblicher Belastung zu fragen: in seiner Familie war der Wahnsinn nicht zu Hause. In seiner ureigenen Individualität lag sein Leid und Verhängniß, dessen dichterischer Ausdruck in seinen lyrischen Schöpfungen und im „Hyperion“ zu finden ist.

Wie Dante mußte auch er viele fremde Treppen ersteigen. Wenn er müde war, kehrte er immer wieder in das stille Haus seiner Mutter zurück, das am Neckar im Thale von Nürtingen lag und das die Heimat seines Kindheitsglücks war. Und wenn er fern war, schrieb er, der Schiffbrüchige, fleißig den Seinen. Es ist nun traurig zu lesen, wie seine Briefe immer dunkler und leidenschaftlicher werden. Immer tiefer versinkt er in sein Ich und beschäftigt sich, sich selbst psychologisch zergliedernd, wie in späterer Zeit mit derselben Furcht und Skepsis Friedrich Hebbel, so ausschließlich mit sich, daß ihm die Außenwelt gleichgültig wird. Die Philosophie befriedigt ihn nicht mehr; er klagt sich der Abstraction an, in welche ihn das Missfallen an sich selbst und seiner Umgebung hineingetrieben hat. Er ringt verzweifelt um seine Existenz; er sieht in die Zukunft und sieht Gespenster — auch das Gespenst des Hungers. Von Jahr zu Jahr nimmt seine

Zerrissenheit zu. Eine versteckte Klage und eine versteckte Angst geht durch seine Briefe. Er will Freiheit und Ruhe. Wie ist es erschütternd, wenn er dem Bruder schreibt:

Weißt du die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt. Aber so etwas sag' ich nur dir. Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nöthig ist, mir nicht ertrotze. Aber sieh, Lieber, dann leb' ich wieder im Kriege, und das ist auch der Kunst nicht günstig. Laß es gut sein! Ist doch schon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum eine.

Oder der Schwester:

Der einzige, den diese traurige Komödie noch glücklich macht, ist der, so zusieht und sich täuschen läßt. Könnt' ich doch nur auch recht große Augen machen vor der Herrlichkeit der Welt! Ich wäre glücklicher und vielleicht ein ganz erträglicher junger Mensch! So aber kann man mir nicht imponiren, wenn man mir nicht durch Charakter imponirt und durch Genie, und weil das in der Welt so seltne Dinge sind, so war ich leider! auch so selten in der Welt demüthig, wie es sich gehört. Jetzt bin ich's freilich, seit ich etwas mehr gelitten habe, doch ist das die rechte Art nicht.

Im Jahre 1802 kam er plötzlich heim aus Frankreich mit den ausgesprochenen Merkmalen des Wahnsinns. Er war, wie Waiblinger, wahrscheinlich übertrieben, erzählt: „leichenblaß, abgemagert, von hohlem wilden Auge, langem Haar und Bart und gekleidet wie ein Bettler." Sein Gemüth war und blieb krank. Es gelang ihm, noch einige Gedichte voll Tiefe der Anschauung und Großartigkeit der Gedanken zu schreiben; auch eine Uebersetzung der Tragödien des Sophokles unternahm er — sie fiel schwunglos aus; die Adlerflügel seines Geistes waren gebrochen. Erst fünfunddreißig Jahre alt, wurde er zu einem Tischlermeister in Tübingen in Kost und Pflege gegeben. Hier blieb er in stillem Irrsinn, der nur selten in Tobsucht ausartete, sechsunddreißig Jahre, bis ihn 1843 der Tod erlöste. In der Zeit seiner Geistesnacht waren seine Erinnerungen nicht gänzlich ausgelöscht. So leuchtete sein Auge auf, wenn Schiller's Name genannt wurde, und er rief: „Mein herrlicher Schiller!" Und als er, während des griechischen Freiheitskampfes die Nachricht empfing, daß die Griechen Herren von Morea seien, nahm er sie mit solcher Begeisterung auf, daß man Hoffnung für seine Genesung daran zu knüpfen wagte. Seine Liebe für das Griechenthum war mächtiger als die Krankheit.

Für die Bedeutung der Briefe Hölderlin's wird die literarische Masse der Gegenwart kein Herz und kein Verständniß besitzen. Der Glaube an das Große und der alte deutsche Idealismus sind verloren gegangen. Ein fremder Geist, besser ein Ungeist, ist über das deutsche Volk gekommen. Es hat den letzten Rest seiner Kindheit eingebüßt. Aber gewiß ist, daß die Zeit wieder kommen werde, wo es das verlorene Gut aufs neue sein Eigen nennt. Eine solche wird auch für Friedrich Hölderlin eine Werthschätzung haben. Wohl war er ein metaphysisch verschleierter Mensch. Eine Rastlosigkeit, ein wirres Suchen war in ihm, das eine harmonische Entwickelung nicht zuließ. Der Sehnsuchtsdrang war größer als die dichterische Kraft, ihn zu begrenzen und darzustellen. Die Empfindung brach oft so gewaltig hervor, daß sie das Gefäß der Form zersprengte und ins Maßlose überflutete. Die sinnliche Hülle fehlte ihm. Aber in der Tiefe der Empfindung, in der prächtigen Gabe des intuitiven Schauens vermochte er sich mit dem Höchsten zu messen. Seine Poesie ist nicht Tag und nicht Nacht, sondern Dämmerung, jene süße, traumselige Dämmerung, wo das Ahnungsvolle am mächtigsten in uns erwacht und wir schauernd die Hand des Schicksals fühlen — jene Dämmerung, aus der dem Dichter die schönsten Sterne aufsteigen.

Fritz Lemmermayer.

Frauenschriften.

1. Höhere Gewalten. Roman von A. Marby. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1891. 8. 6 M.
2. Geheime Gewalten. Roman in zwei Bänden von Nahida Remy. Dresden, Pierson. 1890. 8. 8 M.
3. Marcella Grace. Eine Erzählung aus Irlands Gegenwart von Rosa Mulholland. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Braunschweig, Grüneberg. 1891. 8. 3 M.
4. Eine arme Seele. Von Marie Bauer. Frankfurt a. M., Alt. 1891. Gr. 8. 5 M.
5. Im Schellenhemd. Roman von Nataly von Eschstruth. Zweite Auflage. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1891. 8. 2 M.

Einen passenden Titel zu finden, mag nicht immer leicht sein. Hochtrabende Aufschriften möge der Schriftsteller unterlassen; er erweckt im Leser zu große Erwartungen, und kann er denselben durch das Werk nicht entsprechen, dann ist der Misserfolg gesteigert. So geht es dem Leser mit „Höhere Gewalten" von A. Marby (Nr. 1). Dieser Roman ist ein im bekannten Strickstrumpfstile gehaltenes langathmiges Hin und Her über die alte Geschichte von der Liebe und endlichen Verbindung eines reichsgräflichen Majoratsherrn und einer Bürgerlichen, die dazu eine Schauspielerin ist. Die „höhern Gewalten", welche die bewegende Kraft der Geschichte bilden, sind Liebe und wahres Künstlerthum. Das Schlußbild ist eitel Glück. Das ist allerdings eine Nothwendigkeit, denn wenn sich der Leser mit Ach und Krach durch die beiden Bände durchgearbeitet, so muß es doch zum Schlusse mit einem „Sichkriegen" der Helden enden, widrigenfalls man das Buch mit unsanfter Geberde aus der Hand legen würde.

Solcher Romane gehen hundert auf ein Loth. Man liest, blättert, schlägt Seiten um, ist auch wol stellenweise gespannt, weil einem einzelne gutgezeichnete Personen einiges Interesse abgerungen haben. Das Buch wird in den Leihbüchereien seinen Platz finden, für welche Frau Amalie Marby schon bessere geistige Waare geliefert hat. Wie wenig Sorgfalt die Verfasserin auf die feine Durchführung in stilistischer Beziehung verwendet, möge nur folgender Satz zeigen:

Wer ohne Schmerz entsagt, wer überhaupt umkehrt, bevor er den ersten Schritt gethan, an solchen hat die Schauspielkunst nichts verloren, sie waren keine „berufenen Priesterinnen", wie du so schön sagtest, Mama! In wem jedoch die Flamme wahrer Begeisterung glüht, wird, nein, solche müssen, unbeirrt durch tausend Widerwärtigkeiten, dem gebieterischen Zuge ihres Herzens folgen. (S. 77.)

Da ist's mit „Geheime Gewalten" (Nr. 2) doch schon etwas anderes. Frau Nahida Remy hat durch ihre „Sicilianischen Novellen" bewiesen, daß die bella Italia ihr ein wohlbekanntes Land. Sie ist in den verschiedenen Gesellschaftsschichten wie zu Hause, charakterisirt dieselben gut, kurz und treffend. In dem vorliegenden Romane führt sie uns in das Rom der Zeit Leo's XII. und Pius' VIII. Eine Dunkelmännerwirthschaft wird uns da enthüllt, die zwar keine Inquisition, keine Folter kennt, dafür aber im Santo Ufficio einen Ersatz hat. Die Thätigkeit dieser geheimen Gewalt erscheint mit einem Aufwande alles dessen geschildert, was im Leser, der doch an die freie Luft freien Staatslebens gewöhnt ist, sogenanntes „Gruseln" erzeugt. Erhöht wird dieses Empfinden durch den Umstand, daß eben der Held der Geschichte in die Krallen der schwarzen Zunft geräth. Dieser Theil des Romans hat tendenziöse Färbung, und da er mit besonderm Geschick durchgeführt ist, dürfte er im begeistertsten Anhänger der weltlichen Herrschaft des Papstthums den Gedanken rege machen, daß es denn doch besser sei, den König von Italien in Rom als gebietenden Herrn zu wissen.

Den Kern der Geschichte bildet die Liebe eines holländischen Bildhauers zu einer italienischen Principessa. Die dadurch gebotenen einschneidenden Gegensätze zwischen germanisch und welsch sind im besten Sinne von der Verfasserin benutzt und durchgeführt. Sowol die beiden Helden als auch alle Personen, die in die reichbewegte Handlung eingreifen, sind gut und anziehend geschildert. Zur Charakteristik bedarf die Verfasserin nur einzelner Striche, einzelner Farbentöne — aber sie treffen. Wie reizend ist die junge Fürstin Isabella mit all den Licht- und Schattenseiten ihrer südlichen Natur gezeichnet! Nicht minder gelungen ist das Bild des schönen Judenmädchens Mirjam. Die Hauptstärke der Erzählungskunst Nahida Remy's möchte ich überhaupt in der liebevollen und glücklichen Durchführung des Beiwerks suchen. Da gibt es ein Cabinetstückchen satirischer Schilderung, nämlich einen Vortrag Paganini's; eine prächtige, dramatisch packende Scene, nämlich Mirjam's Flucht aus Rom; die realistisch angehauchte und warm ansprechende Zeichnung der Ehe des deutschen Malers und Busenfreundes des Helden und vieles andere. Diese Einzelheiten bilden ein Mosaik, dessen verbindender Kitt mit Romantik versetzt ist. Starke Effecte, bekannte Romankniffe fehlen durchaus nicht, aber man wird immer wieder durch den Ton entschädigt, den die Verfasserin einer nicht abgebrauchten Saite ihres begleitenden Instruments entlockt. Dazu gehört insonderheit der Humor, der oft schalkhaft und neckisch, das Herz des Lesers erfreut. In die Tiefe geht der Roman nicht, aber trotz seiner zwei Bände auch nicht in die Breite. Die Verfasserin hätte das Zeug dazu, Bedeutenderes, Abgerundeteres zu leisten, aber sie scheint sich damit zu begnügen, dem Leser ein durchweg spannendes Werk zu bieten, dessen handelnde Personen und deren Schicksale ihn bis zum Schlusse fesseln. Diesen Zweck hat sie erreicht und wird, zumal in Frauenkreisen, viele Anhänger finden.

Auch in „Marcella Grace" (Nr. 3) haben wir's mit geheimen Gewalten, nämlich denen der Fenier in Irland zu thun. Die Verfasserin, Rosa Mulholland, zeigt jedoch schon durch den Titel an, daß es ihr darum zu thun war, das Schicksal eines Menschen, in diesem Falle das Gott und den Menschen gefällige Wirken einer Dame zu schildern, die aus Armuth und Vergessenheit zu Reichthum und Ansehen gelangt und nun im Interesse der nothleidenden irischen Pächter thätig ist. Das gibt eine schöne Perspective. Der ganze sociale Jammer Irlands, der Kampf der Regierung gegen die kein Mittel scheuenden Geheimbündler — es hätte mit einem Worte ein Roman mit bedeutender Grundlage werden können. Dazu aber hat sich die Verfasserin nicht stark genug gefühlt und so kommen diese gewaltigen socialen Factoren nur insoweit in Betracht und Verwendung, als sie eben mittelbar oder unmittelbar auf das Geschick der Helden der Erzählung Einfluß nehmen. So schrumpft das Ganze zu einer einfachen Liebesgeschichte zusammen, die jeder Eigenart ledig ist. Vielleicht liest sich die Geschichte im Original besser, die Uebersetzung ist schauderhaft. Zum Belege des Gesagten nur eine kleine Stelle:

Aber von diesen bessern Tagen wußte seine Tochter nichts; ihre Mutter, die vornehme Dame, war gestorben, bevor sie gehen gelernt hatte. (S. 1.)

„Eine arme Seele" von Marie Bauer (Nr. 4) ist ein Tagebuch. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Ein deutsches Mädchen kommt als Erzieherin in das Haus eines englischen Lords. Dieser ist ein schöner und edler Mann, seine Frau ist eine Eule. Selbstverständlich lieben sich Lord und Erzieherin und noch selbstverständlicher ist dies der Frau des Hauses nicht gerade angenehm. Nun folgen Seelen- und anderweitig geartete Kämpfe, endlich verläßt die Erzieherin das Haus. Ihre Gesundheit hat jedoch sehr gelitten. Die Lady wird von einem wüthenden Hunde gebissen und stirbt, aber der Tod rafft auch die Erzieherin dahin und verhindert die Vereinigung mit dem nun freien, geliebten Manne. Den Nachtrag zu diesem

Tagebuche der Erzieherin schreibt der Lord, der im Angesichte der Majestät des Todes in sich geht und einen Bund mit Gott schließt, nachdem er die Worte des Psalms vernommen: „Aber der Herr schauet vom Himmel und siehet alle Menschenkinder, daß er ihre Seele errette vom Tode.“ Um zu diesem Schlusse zu kommen, muß man 428 Seiten großen Formats lesen. Ich könnte damit meinen Bericht schließen, denn diese Inhaltsangabe zeigt, daß uns die Verfasserin eine schon hundertmal erzählte Geschichte bietet. Worin aber fußt die Daseinsberechtigung des langathmigen Werks? Die Gerechtigkeit zwingt mich zu sagen, daß von einer Dame vielleicht noch nie mit solcher Ehrlichkeit und Offenheit die Seelenkämpfe und das Ringen gegen ein mit aller Leidenschaft und Glut sich entwickelndes und stetig wachsendes Gefühl geschildert wurden wie in dem Tagebuche dieses deutschen Fräuleins Bertrand.

Die Verfasserin läßt uns einen Blick in das Frauenherz thun, indem sie jeden Schleier, jede Hülle entfernt. Ja sie zeigt uns, wie endlich auch die Sinnlichkeit ihre Rechte geltend macht und geht damit bis an die äußerste Grenze einer aufrichtigen Beichte — aber dies ewige Hangen und Bangen, dies ewige sich Anlocken, Wiederfinden, Küssen, Liebeln und Zurückweisen, dies ewige sich Quälen, Verzweifeln und Weinen, diese endlose Illustration zu Gretchen's Worten: „Wer fühlet, wie wühlet der Schmerz mir im Gebein“ — das wird dem geduldigsten Leser zu viel, wenn es auf 428 Seiten ohne Handlung, ohne Verwickelung fort und fort wiederholt wird, bis die Schreiberin des Tagebuchs dem ewigen Kämpfen selbst erliegt, d. h. nicht dem Sinnenrausche zum Opfer fällt — dagegen schützt sie ihre Religiosität —, sondern krank wird und stirbt. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, das hätte sich die Verfasserin bei Zusammenstellung des Tagebuchs immer wiederholen sollen. Der darin geschilderte Kampf zwischen Religion, Sitte, Pflicht und leidenschaftlicher Liebe durfte auf keinen Fall in dieser Form gebracht werden. So schön, so gelungen einzelne Stellen sind, so sehr sie uns zu packen vermögen und gerade in ihrer realistischen Klangfarbe den Eindruck des Wahren machen, so langweilig wird uns andererseits die allzu behagliche Breite in der Wiedergabe der kleinlichsten und solcher Dinge, die mit der Hauptsache nicht einmal in Verbindung stehen. Wenn wir aus dem Munde einzelner Personen die Bestätigung der Schönheit unserer Heldin vernehmen, so ist dies schon aus dem Grunde nöthig, weil die Tagebuchschreiberin kein Hehl aus ihrer verzeihlichen weiblichen Eitelkeit macht, aber sie thut auch hier des Guten zu viel. Ich fürchte sehr, daß das Werk selbst in Frauenkreisen keinen Anklang finden wird. Für junge Leserinnen ist es nicht bestimmt, und die andern Vertreterinnen des zarten Geschlechts werden aus den angeführten Gründen sich eher, wenn auch nicht immer mit Recht, abgestoßen fühlen. Es soll mich im Interesse eines aufrichtig gemeinten Erstlingswerks freuen, wenn ich mich täusche.

Zum Schlusse noch die zweite Auflage eines Romans „Im Schellenhemd“ (Nr. 5) von Nataly von Eschstruth. Die Verfasserin hat einen großen Anhängerkreis, aber auch viele Gegner. Ich gehöre weder zu der einen noch zu der andern Partei. Mir sind nur ihre lyrischen Gedichte und ihr Epos „Katz und Maus“ bekannt, welch letzteres in seiner Formlosigkeit keineswegs dem guten Rufe der Poetin nützen konnte. Der vorliegende Roman ist aber eine liebenswürdige Arbeit. Held desselben ist der arme Zigeuner Irregang, der als Narr im Schellenkleide in mittelalterlicher Zeit durch das Hessenland zieht. Die bis zum Schlusse spannende Erzählung bietet uns bunte, farbenprächtige Bilder eines abenteuerlichen Lebens, wobei nicht nur die Hauptpersonen gut charakterisirt sind, sondern auch das episodische Beiwerk mit voller künstlerischer Hingabe behandelt ist. Ueber dem Ganzen lagert der Hauch der Romantik und die landschaftlichen Schilderungen haben oft einen bestrickenden Zauber und unleugbare Plastik. Der Roman ist freundlich begrüßt worden; ich schließe mich dem allgemeinen Urtheile gern an, kann aber nicht verschweigen, daß, von einzelnen Unwahrscheinlichkeiten abgesehen, stilistische Leichtfertigkeiten in der sonst flotten, schönen, theilweise schwungvollen Schreibart hätten vermieden werden können.

Karl Schrattenthal.

Literargeschichtliches.

1. Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhart's von Reuenthal. Untersuchungen von Albert Bielschowsky. (Sonderabdruck aus „Acta Germanica“, II, 2.) Berlin, Mayer u. Müller. 1891. 8. 9 M. 50 Pf.

Die Methode der literargeschichtlichen Forschung hat in Deutschland, dank unsern germanistischen Seminarien, eine so peinliche Aus- und Durchbildung erfahren, daß ihrem feinen, vielmaschigen Netzwerke, wenn es von willigen und geschickten Händen gehandhabt wird, innerhalb des ins Auge gefaßten Gebietes nicht leicht ein noch so wesenarmes Wissensquentchen entschlüpft, das dann, fein säuberlich aufgeputzt oder wol auch aufgebauscht, mit der Begeisterung und Verehrung, welche der Insektensammler für sein Geschmeiß im warmen Busen hegt, sortirt, gruppirt und zur Schau gestellt wird. Mag solches Thun den Spott der kindlichsten Harmlosigkeit reizen, so ist doch zu erwidern, daß, je sorgfältiger der Baustoff geprüft, gewählt und bearbeitet wurde, um so besser wird der Bau gedeihen, und um so vertrauensvoller wird man in ihm

hausen. Mit diesem wohligen Gefühl versenkt man sich in die vorliegende Schrift Albert Bielschowsky's. Die Figur Neidhart's gewinnt in seiner Darstellung blühendes Leben, die vielbeschriebene Friderun greifbarere Formen; freilich, Mosaikkunst bleibt alles, und schließlich hat in derlei Dingen der letzte Sprecher nur so lange recht, als er der letzte blieb und ein Nachfolger seine Aufstellungen nicht in neue Beleuchtung oder in Frage rückt. Das aber ist das Los jeglichen Suchens nach Wahrheit, ob es Bacillen oder Staubfäden oder Neidhart'schen Liedern gelte. Daß ihre Zergliederung hier mit Aufwand des vollen philologischen Handwerkzeugs geschieht und eine Zerfaserung bis zur letzten Untheilbarkeit angestrengt wird, ist selbstverständlich und das Ergebniß den aufgebotenen Mühen entsprechend: die Schrift bedeutet den Höhepunkt der heutigen Neidhart-Forschung.

2. Studien zu Hans Sachs. I. Hans Sachs und die Heldensage. Von Karl Drescher. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. 8. 3 M.

Das Buch untersucht Hans Sachs' Verhältniß zur Heldensage, d. h. es prüft die Stoffe, die er ihr entnahm, die Art, wie er sie behandelte oder umwandelte, wie er sie in den Dienst seiner moralischen Absichten zwang, und steckt die Grenzen ab, wo seine Wissenschaft im Bereiche der Heldensage zu Ende kam. Zwar sind dies enge. Man ahnt nun selbst, daß die durchaus untadelige und grundehrliche Schrift mehr lehr- als genußreich ist.

3. Empfundenes und Gedachtes. Lose Blätter aus Gustav Kühne's Schriften. Seinen Freunden gewidmet. Herausgegeben von Edgar Pierson. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

Des Buches Inhalt nur annähernd wiederzugeben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Berichterstatter vermag nur so weit Auskunft zu geben, daß die Fülle des Feingedachten und Schönempfundenen, die hier ausgebreitet wird, eine wahrhafte Bereicherung der deutschen Literatur bedeutet. Die Stoffe, die behandelt werden, sind die erhabensten und lieblichsten, die Geist und Herz bewegen und erfüllen, und die Mächte, deren Geheimnisse der reichausgerüstete Verfasser zu ergründen ringt, sind die gewaltigsten und gnadenreichsten, die Menschen beglücken können. Ihre geweihten Namen lauten: Liebe — Kunst — Philosophie — Religion. Edgar Pierson hat mit der Veröffentlichung dieser stattlichen Nachlese nicht nur Gustav Kühne's Freunden, sondern allen Freunden und Hegern der deutschen nationalen Literatur einen inhaltsreichen Liebesdienst erwiesen.

4. Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur literarischen Aesthetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der Titel ist nicht glücklich. Es sind zehn völlig selbständig in sich abgerundete Abhandlungen, Untersuchungen, Dialoge oder ähnliches, was der Verfasser reicht, nicht aber Entwürfe, Skizzen, Uebungsblätter oder dergleichen, wie man erwartet, weil die Aufschrift zu dieser Erwartung zwingt. Man glaube also nicht, in Spielhagen's Dichterwerkstatt eingeführt zu werden und Einblicke zu gewinnen in die Art seines Gestaltens, Formens und Schaffens, wie es den Besuchern beispielsweise Makart's Atelier vergönnte. Was hier geboten wird, hat mit dem Begriffe „Studie" nur so weit zu schaffen, als jedes heutige Thun gewissermaßen Vorübung für dasjenige des Morgen ist. Der Verfasser handelt, um den Inhalt zu skizziren, über Auerbach, Octave Feuillet, Björnson, Edgar Poe, Henry Longfellow, Marc Twain und Karl Frenzel, dem das Buch gewidmet ist. Man kann also sagen, daß das literarhistorische Porträt vorwiegt. Die Behandlung ist verschieden, minder oder mehr vertieft; minder oder mehr anziehend. Mich erkältet ein gewisses vorwaltendes lehrhaftes Etwas, das mein Gefühl abstößt, wie sehr es mein Erkennen fesselt. Wer aber im Lustgarten der Spielhagen'schen Poesie an so manchem Quell Labung getrunken und unter so manchen seiner Rosenlauben goldene Träume sah, für ihn wird sich dieser kleine trockene Schulmeisterzug in der geistvollen Physignomie des Dichters schnell verlieren.

Adalbert Schroeter.

Taine's Geschichtswerk.

Die Entstehung des modernen Frankreich von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, Abel u. Müller. 1891. Gr. 8. 9 M.

Erfolg und Verbreitung dieses außerordentlichen, beim Erscheinen des ersten Bandes mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Buchs haben von Band zu Band abgenommen. Als Grund davon wird gewöhnlich angegeben, daß der zweite Band (insbesondere dessen zweite Abtheilung) hinter dem ersten zurückgestanden und den Verfasser in den Fehler verwickelt habe, über lauter Bäumen (revolutionären Einzelereignissen) den Wald selber (die Revolution) vergessen zu haben. Daß diese Einwendung nicht ganz ungegründet ist, daß Taine sein ungeheures Quellenmaterial mitunter ungleichmäßig benutzt, über den tiefen Schatten des Bildes dessen Lichtseiten zuweilen unbeachtet gelassen hat, kann zugestanden werden. Der tiefer liegende Grund der gegen den Verfasser aufgetauchten Verstimmungen ist indessen ein anderer. Was schärfer blickende Leser bereits bei Kenntnißnahme des ersten Bandes geargwöhnt hatten*), ist im weitern Verlaufe und insbesondere nach

*) Vgl. Sybel's Beurtheilung in der „Deutschen Rundschau" (1877?).

dem Erscheinen der vorliegenden ersten Abtheilung des Schlußbandes auch dem größern Publikum aufgegangen: daß Taine grundsätzlicher Gegner des modernen Staats und der modernen Staatstheorie ist und daß seiner Meinung nach der Liberalismus (oder, wenn man so will, der politische Rationalismus) überhaupt nicht bestanden hat. Der Form nach richtet die Polemik des genialen Schriftstellers sich zunächst gegen das französische Kaiserreich und die von dessen Nachfolgern übernommene Staatseinrichtung; im Wesen bedeutet dieselbe eine grundsätzliche Infragestellung der gesammten neuern Staatsauffassung. In Frankreich bis zu ihren äußersten Folgerungen geführt, hat diese Auffassung auf nahezu alle europäischen Länder, die romanischen, wie die slawischen und germanischen (und neuerdings auch auf England) so nachhaltigen Einfluß gewonnen, daß Taine's Verwerfungsurtheil mittelbar die gesammte moderne Entwickelung in sich begreift.

Lesern, die in Kürze erfahren wollen, was Taine eigentlich meint und wie weit er geht, sei die Bekanntschaft mit einem, dem zweiten Kapitel des vorliegenden Bandes empfohlen; zur Noth wird selbst die Lektüre des Unterabschnitts IV (die Wehrpflicht) genügen, wenn zu diesem etwa der höchst merkwürdige Abschnitt I des letzten (vierten) Buchs hinzugenommen wird. Unbefangener Betrachtung möchten diese Ausführungen des kühnen und energischen Denkers noch bedeutender erscheinen als die ihrerzeit von der „Revue des deux mondes" veröffentlichten und vielfach gebilligten beiden Eingangskapitel mit ihrer meisterhaften Charakteristik Napoleon's. In Kürze aufzusummiren, worauf der Verfasser herauskommt, erscheint freilich schwierig — um so schwieriger, als Taine sein letztes Wort vorbehalten hat und als er über Andeutungen darüber, wie es hätte gemacht werden sollen, nirgends herauskommt. Möglich, daß seine Stärke sich in der Kritik erschöpft, daß er zu einer eigentlichen Position nicht gelangen wird. Den Ruhm eines der unbefangensten und scharfsichtigsten Beurtheilers der Errungenschaften seiner Zeit wird die Nachwelt dem geistreichen Manne aber auch in solchem Falle nicht vorenthalten — mag die Mitwelt dazu sagen, was sie wolle. In dem (zuerst von dem revolutionären Frankreich angestellten) Versuch, die organische und geschichtliche Entwickelung von Staat und Gesellschaft namens vernunftgemäßer Erwägungen zu unterbrechen und an die Stelle des allmählich Gewordenen einen planmäßigen Neubau zu setzen, sieht der Verfasser nicht nur einen Irrthum, sondern ein Verhängniß — ja das Verhängniß. Der aus der Gesellschaft herausgewachsene Organismus kann (seiner Auffassung nach) niemals durch einen Mechanismus, auch nicht den bestausgedachten, ersetzt werden, weil einem solchen das innere Leben abgeht und weil seine Leiter niemals die Fähigkeit erlangen werden, an die Stelle der Natur und der Erfahrung zu treten und den einzelnen Theilen des Gesellschaftsbaues die ihnen zukommenden Thätigkeiten anzuweisen. In der Beseitigung der zwischen der Staatsgewalt und dem Einzelnen bestehenden Mittelglieder, — in der Nichtanerkennung vom Staate unabhängiger Eigenrechte — in der Auflösung oder Zerschmetterung, all der ehernen Knochen, die der alten, feudalen Gesellschaft im Leibe gesteckt hatten, sieht Taine das Grundübel der modernen Entwickelung. Frankreich, das diese Umgestaltung am rücksichtslosesten durchgeführt hat, ist zuerst bei der Unfähigkeit zu Gesundung und naturgemäßer Existenz angelangt; die andern Staaten werden in der nämlichen Ordnung folgen, in welcher sie als ganze, halbe oder Drittelsnachahmer des Systems der Staats- und Regierungsallmacht dem Beispiele der Französischen Revolution nachgegangen sind.

Wo man eine Prüfung dieser Aufstellung grundsätzlich ablehnt, weil man den modernen Staatsbegriff für einen über aller Kritik stehenden ansieht, wird man am besten thun, das Taine'sche Buch beiseite zu lassen oder die Lektüre desselben auf die rein geschichtlichen, Napoleon betreffenden Kapitel des ersten und des dritten Buchs (Kapitel 3) zu beschränken. Frankreich hat in dieser Rücksicht das Beispiel gegeben, und ein bekannter Kritiker des „Temps", Herr Charles Benoist, noch neuerdings erklärt, daß er — bei aller Achtung vor Talent, Fleiß und Formensinn des Verfassers — mit einem Buche nichts anzufangen wisse, das nicht einmal eine erschöpfende Umschreibung des Staatsbegriffs enthalte. An verwandten Urtheilen wird es wahrscheinlich auch bei uns nicht fehlen, wo insbesondere der gegen den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht gerichtete Angriff schweren Anstoß geben dürfte. Daß es dabei sein allendliches Bewenden behalten werde, ist indessen noch nicht gesagt, mindestens für Deutschland nicht gesagt: ist die Behauptung, daß es das Merkmal bedeutender Köpfe sei, „den jedesmaligen Epicyclus ihrer Zeit nicht mitzumachen", doch von einem Deutschen aufgestellt worden!

Die Katscher'sche Uebersetzung (welche anfänglich manches zu wünschen übrig ließ) hat von Band zu Band gewonnen und Formen zu finden gewußt, welche die außerordentlichen Schwierigkeiten der Taine'schen Schreib- und Ausdrucksweise ziemlich glücklich überwinden. H. S.

Pädagogisches.

1. Deutschlands Schule im Jahre 2000. Der Traum eines Pädagogen. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. Gr. 8. 50 Pf.
2. Was lernen unsere Söhne! Was sollten sie lernen? Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. Dresden, Minden. 1891. 8. 1 M.
3. Hoffnungen und Befürchtungen bei der Rede Sr. Majestät des Kaisers zur Eröffnung der Schulenquête. Von Otto Perthes. Bielefeld, Helmich. 1890. Gr. 8. 40 Pf.
4. Wie kann das deutsche Volksbildungswesen lebenskräftig werden? Denkschrift eines Fragenden. Leipzig, Boehme Nachfolger. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

5. Die Schule und die socialen Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen. Von Karl Nepers. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Von dem Rechte und dem Werthe der Gymnasialbildung. Eine pädagogische Studie von Wilhelm von Tiling. Neue Ausgabe. Leipzig, Boehme Nachfolger. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Systematische Gliederung der Pädagogik Kant's und Kritik der bisher versuchten Gliederung derselben. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik von Anton Burger. Leipzig, Fock. 1890. Gr. 8. 1 M.
8. Pädagogische Fragmente von P. H. Ritter. Nach der dritten holländischen Ausgabe übersetzt von A. Greeven. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 3 M.

Die Zeit spinnt unserm Jahrhunderte all das Werg zu langsam ab, das es an seiner Kunkel hat; in Haschischträumen der Zukunft sucht man sich dafür zu entschädigen und der Amerikaner Bellamy hat da förmlich Schule gemacht. Der Katzenjammer wird nicht ausbleiben. Inzwischen aber träumt man trunken von den Herrlichkeiten des 20. Jahrhunderts, und da die Pädagogen zur Zeit viele Dummheiten begehen, hat sich richtig auch einer gefunden, der von „Deutschlands Schule im Jahre 2000" (Nr. 1) träumt. Der „Lehrer Hans Ehrich", ein waschechter Socialist, erzählt seinem zurückgebliebenen Freunde, dem „Doctor Emil Schmidt", den wunderbaren Traum, den er geträumt, nachdem er eines Abends viel von den „Fehlern und Mängeln unserer heutigen Schulorganisation" gesprochen und an Bellamy's Rückblick sich berauscht hatte. Ein Kindergarten ist die erste Herrlichkeit seines pädagogischen Schlaraffenlandes. Sechs Stunden im Tage spielen hier die vier- bis sechsjährigen Weltbürger und lauschen den Erzählungen ihrer Lehrerinnen, die „ganz vorzügliche Erzählerinnen" sind. Etwas anderes als Vorzügliches — Verzeihung! ganz Vorzügliches! — gibt es überhaupt nicht mehr in dem socialistischen Zukunftsstaate! Besuchszwang herrscht nicht; „doch schicken fast alle Aeltern ihre Kinder hierher, und nur dann, wenn die Großmutter oder eine Tante auf Besuch im älterlichen Hause weilt, oder wenn die Mütter Arbeitsferien (!) haben, bleiben zuweilen die Kinder daheim. Alle Aeltern wissen sehr wohl, welch ein großer Erziehungsfactor auch für die Kleinen der Umgang mit Altersgenossen ist." Welch großer Erziehungsfactor die Familie ist, scheinen sie dagegen nicht mehr zu wissen — ja so Familie! — ich altväterischer Geselle! Doch weiter im Traume! Aus dem Kindergarten kommt man in die Elementarschule, vom siebenten bis elften Jahre. In acht Klassenzimmern eines einstöckigen Gebäudes werden je 20 bis 25 Schüler und Schülerinnen unterrichtet, je zwei Klassen haben einen gemeinschaftlichen Spielplatz „mit Sonnen- und Regendach". Der Stundenplan ist sehr einfach: Turnen 12 Stunden (mit Radfahren und anderm „Sport"), Deutsch 12 Stunden, Rechnen 6, Heimatkunde 4, Singen 2, Arbeitszeit 2. Jede Stunde dauert nur $^3/_4$ Stunden. „Bemerkenswerth war es vielleicht, daß schon in der untersten Klasse fast kein Sprachfehler mehr gemacht wurde!" Tagesausflüge sind nicht selten, da Eisenbahnen und sonstige Beförderungsmittel der Schule unentgeltlich zu Diensten stehen. Nur diejenigen Kinder, welche diese Elementarschule absolvirt haben, werden in die Realschule aufgenommen. Der Stundenplan umfaßt hier 54 Stunden, worunter 12 Stunden Turnen, 9 Arbeitszeit u. s. w.:

Es war ein Vergnügen zu sehen, wie bereits die Schüler des zweiten Jahrescurses sich über alltägliche Dinge in der fremden Sprache unterhalten konnten. Der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten beschränkte sich auf ein Minimum. In den Fabriken und Arbeitsstätten wurde alles viel leichter und billiger hergestellt, bezw. ausgebessert, als das im Hause eines Bürgers möglich gewesen wäre.

Religionsunterricht? „Soviel ich weiß, kam ein derartiger Unterricht noch hie und da im Anfange unsers Jahrhunderts in Deutschland vor; in andern Culturstaaten hatte man ihn schon im vorigen Jahrhundert beseitigt." Auch keine Sittenlehre; denn „als Krankheit fassen wir den Mord, den Diebstahl auf; Mörder und Diebe schicken wir daher ins Krankenhaus". Vom funfzehnten bis achtzehnten Lebensjahre besucht man die Oberrealschule mit 54 Stunden (darunter 12 Stunden Arbeiten in irgendeinem freigewählten industriellen oder landwirthschaftlichen Betriebe, 9 Schularbeitsstunden u. s. w.). „Mit der Absolvirung dieser Schule erlosch die Schulpflicht, nicht aber das Schulrecht, d. h. die Jünglinge und Jungfrauen (beide werden hier gleich unterrichtet) hatten das Recht, später noch bis zu drei Jahren irgendeine Fachschule zu besuchen." 95 Procent aller Kinder gehen durch die Oberrealschule, 70 noch durch eine Fachschule. Denn ein Hauptvortheil der socialistischen Weltordnung wird sein, daß es fast keine unbegabten Kinder mehr geben wird. Die Fachschulen sind in großer Zahl im Lande zerstreut; Schüler und Schülerinnen derselben müssen täglich drei Stunden noch in irgendeinem gewerblichen Berufe thätig sein. Nur Schulen für Prediger und Richter gibt es keine mehr; denn diese Berufe übt das Volk „ohne besondere Fachbildung" aus. Jeder Lehrer beginnt seine Thätigkeit in der Elementarschule, fast jede Lehrerin die ihrige im Kindergarten. Erweist sich einer oder eine als nicht ganz fähig, so müssen sie als Arbeiter in irgendeinen Zweig der Industrie oder der Land- und Forstwirthschaft eintreten. Mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahre werden die Lehrer, wie alle Arbeiter, pensionirt.

Hiermit habe ich den Inhalt des Schriftchens nicht erschöpft; aber das Gebotene könnte genügen, zu zeigen, weß Geistes Kind dasselbe ist. Der gute Doctor Schmidt wird davon „ganz confus", und sein Freund räth ihm: „Denke nur reiflich über diese Bilder der Phantasie nach; du wirst dann schon auf einen Standpunkt gelangen, auf welchem du wieder ins Gleichgewicht kommst." Bei wenigen Lesern der Schrift wird dieser Standpunkt der vom Verfasser gewünschte sein. Oder doch? Sollte er ein Schalk sein, der den Dummen dupiren, den Gescheiten belustigen will? Doch nein; dazu ist die Schrift nicht geistreich genug; sie ist sogar herzhaft langweilig; sie führt

uns ins Zauberland der Zukunft nicht auf goldenem Feenwagen, wie Bellamy's bezaubernder Geist, sondern auf humpelndem Ochsenkarren.

Auf die Utopien des socialistischen „Pädagogen" lassen wir einen gar sonderbaren Kauz folgen, der vorsichtig ebenfalls unter anonymer Flagge segelt (Nr. 2). Der „Ungenannte" unterzieht das jetzige System des Unterrichts einer Kritik, entwickelt die Grundsätze, die nach ihm „jedes allgemeine System" befolgen muß, zeigt den praktischen Werth der verschiedenen Fächer in ihrem Verhältniß zu den wichtigsten Berufsarten, entwirft einen Stundenplan nach seinen Grundsätzen und stümpert etwas über Eintheilung und Behandlung des Lehrstoffs zusammen. Sein Ziel ist: „Jeden Zögling, wie auch seine Befähigung sei, zu dem für ihn passendsten Beruf leicht und sicher vorzubereiten", und der oberste Grundsatz ist: „Jeder Schüler soll das lernen, was ihm später von Nutzen ist." Der nackte Utilitarismus feiert hier eine tolle Orgie. Reine Abrichtung fürs Leben ist die Aufgabe der Schule, Geistesschulung ein überwundener Standpunkt. Farbenkunde z. B. betreibt man, weil

sie in einer ganzen Reihe von Berufsarten verwendbar ist. Mineralogen, Botaniker, Chemiker, Fabrikanten u. s. w. brauchen diese Kenntniß, weil sie dadurch besser in den Stand gesetzt werden, die verschiedenen Arten von Mineralien, Pflanzen und andern Producten zu unterscheiden. Für alle diejenigen, welche sich mit der Kunst beschäftigen, ist sie geradezu unentbehrlich; selbst für das gewöhnliche Leben, namentlich da, wo es auf Geschmacksentfaltung ankommt, ist sie stets von Nutzen. (S. 4 fg.)

Auch die „Seelenkunde" wird unter diesem Gesichtspunkte in die Zahl der Unterrichtsfächer aufgenommen:

Ohne diese Kenntniß vermag der Pastor nicht eindringlich zu predigen, Diplomat und Politiker brauchen sie stets, und Richter, Advocaten, Offiziere, Lehrer können sie ebenfalls nicht entbehren. Allen Klassen der gesammten Menschheit ist sie nöthig; denn jedermann steht im Verkehr mit andern, von deren Gesinnungen sein Wohl, sein Glück, oftmals sogar sein Leben abhängt! (S. 5.)

Zu solchen Anschauungen stimmt es denn auch trefflich, wenn der Ungenannte meint: „Bei der Sprache kommt es hauptsächlich auf die Vocabeln an!!" (S. 9.) Ja natürlich, wenn man die Erlernung des Lateinischen und Griechischen lediglich aus dem Grunde noch nicht für ganz verrückt erklärt, weil man die Fremdwörter und technischen Ausdrücke mit Hülfe dieser Sprachen leichter versteht! (S. 4.) Doch ich thue dem Manne unrecht; auch dem Idealen ist in seinem Systeme Rechnung getragen. Unter den zehn „Kunden" desselben nennt er auch die „Witzeskunde":

Bei Betrachtung der Witzeskunde weiß ich wohl, daß einige sehr ernsthafte Leute geneigt sein könnten, ihren praktischen Werth zu bestreiten. Ich gebe zu, daß wenn man das Brotverdienen als einzigen Zweck des Lebens betrachtet (köstliche Naivetät des Ungenannten!), dieser Gegenstand weniger wichtig ist, als z. B. die Mathematik und das Zeichnen. Ich aber halte dafür, daß der Mensch nicht allein dazu bestimmt ist, seine ganze Zeit mit mühsamer Arbeit zu verbringen, und darum sage ich, daß man in ihm jene Quelle der Fröhlichkeit und Freude entwickeln soll, welche ihn, sei er arm oder reich, stets auf seinem Lebenswege beglücken wird. (S. 5 fg.)

Ein Knabe, der in der Schule officiell Witze machen lernt — ist das nicht selbst der faulste Witz, der je gemacht worden ist? Nachdem der „Ungenannte" gezeigt, welchen Stoff alle Schüler gleichmäßig durcharbeiten müssen, offenbart er sein zweites Fündlein: das einer „besonders abgestuften Unterweisung je nach den verschiedenen Anlagen der einzelnen Individuen", sodaß alle Schüler mit Rücksicht auf ihre besondern Fähigkeiten ausgebildet werden. In seiner „Einheitsschule", die vom achten bis siebzehnten Lebensjahre dient, gibt es daher zwei je vier Jahre umfassende „Kategorien", innerhalb dieser zwei „Serien" von fünf Klassen a, b, c, d, e. „Auf diese Weise wird der Unterricht in jedem Fache gradnirt." (S. 21.) Ein Schüler z. B., „der ein sehr guter Mathematiker ist und zu gleicher Zeit ziemlich viel Verstand hat (!), würde in Klasse a für Mathematik und in Klasse b für Beweiskunde gebracht; da er aber nur wenig Talent für Musik hat, so wird er hier in Klasse d oder e aufgenommen", wo man nur nach Ocarina oder (!) Harmonium spielt! Dem Ungenannten fehlt es offenbar nicht nur an pädagogischen Kenntnissen im einzelnen, sondern auch an dem nöthigen Maße allgemeiner Bildung und logischer Schärfe, um der Aufgabe, die er sich mit seiner Schrift gesteckt, genügen zu können.

Gegenüber solchen Reformpilzen, wie sie Nr. 1 und 2 darstellen, ist die Beruhigung sehr wohlthätig, welche der Verlauf der Schulenquête und die kaiserliche Rede hervorgerufen haben; solches Unkraut wird unsere Schule in dem nächsten Jahrzehnt doch noch nicht überwuchern. Jene Beruhigung war nachgerade sehr nothwendig. Gar nicht nothwendig dagegen war, daß Otto Perthes (Nr. 3) zwei Zeitungsartikel unter einem gar nicht zutreffenden Titel als Broschüre wieder abdruckte. Nach Inhalt und Form unbedeutend, gerade recht für eine Tageszeitung als Augenblicksbetrachtung, fehlt diesen Artikeln jede Berechtigung längerer Dauer, wie sie die Broschürenform in Anspruch nimmt. Perthes selbst wird heute einsehen, wie er jene kaiserliche Rede nach den Hoffnungen sowol, als nach den Befürchtungen, die sich ihm im Augenblicke darauknüpften, überschätzte, wie wenig er der bekannten scharfen, oft übers Ziel hinausschießenden Ausdrucksweise des Sprechers Rechnung trug. Im wesentlichen ist sein erster Artikel eine Vertheidigung der Lehrer gegen den Vorwurf, sie pflegten den Patriotismus nicht genug und träten der Socialdemokratie nicht genug entgegen. Perthes macht sich's dabei sehr bequem; um die persönliche Entlastung zu erreichen, macht er das herrschende Schulsystem verantwortlich. Sodann ermahnt er die Nation, ihre Schuldigkeit gegenüber den Gymnasiallehrern zu thun, damit man nicht versucht sei, zu glauben, Erziehung und Unterricht seien, wie im Alterthume, Sklavenarbeit. Der zweite Artikel empfiehlt den Behörden und dem Publikum die häufigere Anwendung des „Künstlerparagraphen" im Anschluß an die vermehrte Pflege der Fachschulen: „Eine gesunde Fortentwickelung unsers gesammten Schulwesens wird

niemals möglich sein, so lange man nicht auch das technische Fachschulwesen als einen wirklichen geistigen Bildungsweg anerkennt und mit allen zulässigen Mitteln das entgegengesetzte Vorurtheil beseitigt." (S. 13.)

In wirklich ernster und tiefer greifender Weise beschäftigen sich die drei folgenden Schriften mit der Reform des Schulwesens, theils auf die Volksschule sich beschränkend (Nr. 4), theils auf die Gymnasialbildung (Nr. 6), theils Schulreform und Socialreform im Zusammenhange erörternd (Nr. 5).

Eine gedankenreiche, tief begründete Abhandlung ist die „Denkschrift eines Fragenden" (Nr. 4), unter welch letzterm wol ein akademischer Theologe sich verbirgt, wie aus der Art der Darstellung und des Stils gefolgert werden darf. Sie verlangt und entwirft in großen Zügen eine Neubelebung des deutschen Volksschulwesens und ragt zwar durch den Muth der Ueberzeugung und freimüthiges Urtheil, nicht aber durch Gerechtigkeit hervor. Auch solche, die nicht gerade von dem Geiste begeistert sind, der heutzutage in großen Kreisen der deutschen Volksschullehrer herrscht, werden nicht zustimmen, wenn man die Volksschule allein, oder auch nur die Schule allein, für die „Verbildung der Jugend" und damit für alle Schäden des socialen Lebens verantwortlich macht:

> Nicht war es die Familie, nicht war es der Staat, nicht waren es die bürgerliche und kirchliche Gemeinde, welche das Unheil oder das Uebel verschuldeten! Die Schule, näher die Volksschule, war und ist es, welche zwar einige Kenntnisse einübt und wenige Fertigkeiten entwickelt, welche aber zur lebenswahren Einsicht in die uns Menschen eignende verantwortliche Stellung und Richtung nicht verhilft, welche dagegen macht, daß das Gemüth der Schuljugend verarmt, daß ihre Phantasie zurückgedrängt und ihr Gewissen verdunkelt, verdeckt wird, daß ihr Verständniß erstarrt, während ihr geistiger Gesichtskreis überspannt, ihre Gesinnung im Wollen und Streben entleert, ihre Erkenntniß auf eine Kenntnißtheorie unverstandener und ungeliebter Dinge beschränkt wird. Solchergestalt werden jetzt die Kinder der Familien, der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinden in den Volksschulen vielfach verbildet, daß aus den scheinbar reifen Schülern, aus den in Wirklichkeit unzurechnungsfähigen Kindern — Knaben und Mädchen — alsbald haltlose, unzufriedene und unzuverlässige Männer und Frauen werden, werden müssen. (S. 7.)

Und einseitiges Gelehrtenurtheil ist es gewiß auch, wenn den modernen christlichen Culturvölkern das Volk Israel als das Muster einer allgemeinen Menschenbildung vorgehalten wird. Welches sind die Mittel, die der „Fragende" zur Besserung vorschlägt? Er findet, daß „der gegenwärtig regulirte Organismus eines Volksbildungswesens" mit Unrecht den Anspruch „einer natur- und ordnungsgemäßen Gestalt oder Form des Gemeinschaftslebens der Menschen" macht, statt als „anstaltliche Cultur- und Kunstform", in bestimmter Abhängigkeit von den bestehenden geschichtlichen Gemeinschaften der Familie, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, des Staates, und durch deren Wesen bedingt, für eine gewisse Zeit, unter gewissen Umständen und zu einem gewissen Zwecke eine besondere Lebensaufgabe derselben zu erfüllen. Eine Reform muß also vor allem die Schule principiell, vollständig und allseitig ins richtige Verhältniß zu jenen naturgemäßen Lebensgemeinschaften setzen:

> Wenn erst dies geschehen ist, wird die öffentliche Schulbildung das Volksleben in sich aufnehmen und durch sein erneuertes Schulwesen wiederum das Volksleben befriedigen können. (S. 17.) Das Forum der Familiengemeinschaft ist die erste und letzte Instanz zur entscheidenden Beurtheilung des Werthes der Volksbildung und demgemäß auch des Schulunterrichts (S. 22);

die Gaben und Aufgaben der Familiengemeinschaft können aber dem Schulwesen nur zugeführt werden durch die Vermittelungen der kirchlichen und der bürgerlichen Gemeinde, welche das Interesse der Familie öffentlich zu vertreten berufen sind. (In dieser Identificirung der Familien- und der Gemeindeinteressen möchte der Grundirrthum dieser ganzen Beweisführung liegen!) Diese beiden Gemeinschaften also müssen so umgestaltet werden, „daß das Volksschulwesen in dem Leben der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinden seine Wurzeln, seine Grundlagen, seine Schwer- und Stützpunkte erlangt" (S. 33) und so unter der Oberaufsicht des Staats die ethische, ökonomische und intellectuelle Bestimmung der Pädagogik der Familie und damit auch der Schule erreicht wird. Nachdem der „Fragende" die Aufgabe der Gemeinschaften in ihrer Verschiedenheit und ihrem Zusammenwirken gezeichnet, sieht er „die zweite, viel schwierigere Aufgabe einer Reorganisation des Volksschulwesens in der vollbewußten Umbildung der Lehrerschaft" (S. 38), welcher „der pädagogische Gehalt der christlich-nationalen Menschenbildung verloren ging: das Leben in der Liebe und für die Wahrheit" (S. 40). Besonders die heutigen Lehrerseminare werden dafür verantwortlich gemacht, und der Verfasser versteigt sich in ihrer Verachtung zu dem ungeheuerlichen Spruche:

> Die mit einer Schulmeisterstelle betrauten Unteroffiziere waren als Männer von Charakter, Erfahrung und Einsicht vielleicht bessere Volksschullehrer als die meisten in den neuern Lehrerseminaren theoretisch unterrichteten und technisch geübten Meister der Schule, welche bei ihrer Ausbildung, ihrer Anstellung, ihrer Beaufsichtigung, ihrer Beförderung nur Theorie und Technik nachzuweisen haben.

Etwas Wahres ist ja an dieser scharfen Kritik, wie man denn z. B. in der Schweiz in manchen Cantonen neuerdings die Lehrerseminare abgeschafft und die Heranbildung der Volksschullehrer den Mittelschulen übertragen hat; aber das geschichtliche Verdienst der Seminare kann diesen kein ruhig und unparteiisch Urtheilender absprechen, wenn sie sich nun auch vielleicht schon überlebt haben. Die dritte Aufgabe der Reform endlich betreffe das „Was" des Unterrichts. „Vereinfachung und Vertiefung sei die Parole der Volksschule zur Lösung des Problems einer richtigen Volksbildung." (S. 41.) Auf Grund davon wird die Skizze eines Unterrichtsplans der Volksschule entworfen, und mit dem Hinweise auf die fundamentale Wichtigkeit der elementaren Bildungsstufe für jedes menschliche Gemeinwesen, wie für jeden Menschen

schließt der „Fragende" seine Schrift, die durch ihre Schärfe und Einseitigkeit viel Staub unter der Lehrerwelt aufwirbeln wird, aber im einzelnen manchen beherzigenswerthen Gedanken auch dem bietet, der mit dem ganzen Standpunkte und der ganzen Art der Beweisführung nicht einverstanden ist.

Hofft der „Fragende" das Heil von einer Beschränkung der selbständigen Macht der Schule, so will K. Nepers (Nr. 5) diese Macht im Gegentheile vermehren und von ihrer Autoritätsentfaltung günstigsten Einfluß auf die socialen Verhältnisse erwarten, eine idealere Lebensgestaltung der breiten Massen erreichen. Er findet die Ursachen der socialdemokratischen Bewegung außer in dem materiellen Drucke besonders in dem gesellschaftlichen und geistigen Drucke, der infolge verkehrter Behandlung auf den Massen lastet, und hält mit der bessern Gesellschaft scharfe Abrechnung wegen ihrer Sünden am niedern Volke. Statt mit wohlwollender Humanität behandelt sie dasselbe mit Spott und Verachtung und macht sie so rücksichtslos und selbstsüchtig; statt ein Vorbild zu sein, gibt sie durch Genußsucht und Aufstellung des Gelderwerbs als obersten Lebensprincips ein schlechtes Beispiel. Zersetzung des Familienlebens, des Charakters, des öffentlichen und des Berufslebens ist die Folge. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!" Den Geist der Umkehr kann aber am besten die Schule pflanzen. Doch muß sie zu diesem Behufe reformirt werden: sie muß von der Nützlichkeitstendenz befreit und aus einer „Lern- und Abrichtungsanstalt" zur „idealen Culturanstalt" gemacht werden, um als solche durch Einzelerziehung, wie durch Einwirkung auf die Gesammtheit (?) die Menschheit zu veredeln und so untere und obere Klassen zur Versöhnung zu führen. Als Mittel der Reform empfiehlt er: Verbesserung der Unterrichts- und Erziehungsmethode, die harmonische Entwickelung und damit Charakterbildung zum Ziele haben muß; eine bessere Verbindung zwischen Schule und Haus durch Ausdehnung der Controle der Schule auf das häusliche Verhalten, den Verkehr und die sonstige Lebensführung des Kindes bis zum siebzehnten Jahre (?) und durch Besprechungen mit den Aeltern und Lehrherren, öffentliche Vorträge über Fragen der Erziehung, Heranziehung der Aeltern und Lehrherren zur Berichterstattung über ihre Kinder und zur Verantwortung für Ausschreitungen derselben (abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit liegt in dieser polizeilich-obrigkeitlichen Stellung der Schule eine grobe Verkennung des Wesens der Schule sowol als der Familie!); größere Berücksichtigung der idealen Wissensgebiete Religion, Deutsch, Kunst, Geschichte im Lehrplane ohne Verminderung der Realien; Erweiterung des Lehrplans durch Gewerbeunterricht, Gesundheitslehre, Staats- und Wirthschaftslehre, Anweisung zu praktischer Lebensführung (Moralunterricht? o weh!), Lesen von Romanen, Besuch von Theatern (?!) u. s. w.; Verlängerung der Schulzeit als Folge der erhöhten Anforderungen und zur Erzielung besserer Charakterbildung; andere Schulorganisation: alle Schüler besuchen bis zum vierzehnten Jahre die allgemeine Volksschule, dann bis zum siebzehnten die höhere Schule; erst hier hört der obligatorische Schulbesuch auf (bei den Mädchen schon mit funfzehn Jahren) und beginnt die Trennung in humanistische und realistische Anstalten; mit dem einundzwanzigsten Jahre wird die Universität bezogen; endlich Verbesserung der Lehrerbildung durch Hinausschiebung des Seminarbesuchs, Verlängerung desselben bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre unter Aufhebung des Internats.

Eine sittlich reife, voll entwickelte, in den Verhältnissen des Lebens wohlerfahrene Persönlichkeit, erfüllt von der Liebe zum Idealen, begeistert für Menschenwohl und daher auch für sein Amt, mit allseitig entwickeltem Geist, von klarem Denken, lebendigem Gefühl mit reiner Empfindung, von starkem Willen, tüchtig in seinem Amt, also wissenschaftlich geschult, ein Mann sei der Lehrer, und ein Lehrer! Dann reicht sein Wirken über die Grenzen des Schulhauses hinaus, dann dient er der Menschheit in dem, was ihr am nützlichsten und heilsamsten sein sollte, dann ist er ein Priester in seinem Beruf. (S. 54.)

Das ist allerdings ein anderes Bild als das der unreifen oder frühreifen Bürschchen, wie sie heutzutage zumeist das Gängelband der Seminare verlassen, und in dieser Forderung: Wirkliche Männer als Volkslehrer! möchte der Schwerpunkt der Nepers'schen Schrift ruhen, die auch sonst gut gemeint ist, aber viel unfruchtbare Schwärmerei eines ideal-einseitigen Lehrers enthält und durch viele Wiederholungen und eine abgerissene Art der Auseinandersetzung etwas ermüdend wirkt. Der Verfasser erwartet viel Widerspruch; wahrscheinlicher ist mir, daß er Nichtbeachtung erlebt; über solche Schwärmer geht unsere Zeit hinweg, wie die Locomotive über ein Sandkörnchen!

Sind die beiden eben abgehandelten Schriften Zeichen, daß die Reformbestrebungen auch auf die Volksschule sich auszudehnen beginnen, was gewiß nur zur Vertiefung dieser Bestrebungen beitragen wird, so beschäftigt sich W. von Tiling (Nr. 6) ausschließlich mit der Rechtfertigung der Gymnasialbildung. Seine pädagogische Studie ist schon im Jahre 1881 entstanden, als es sich um eine Reorganisation des baltischen Gymnasialwesens handelte; mit wehmüthigem Blicke auf jene letzte Phase eines freien baltischen Wesens, dessen alte und neue deutsche gymnasiale Bildungsanstalten nun zu russischen Schulen geknebelt worden oder zum Eingehen nach Jahresfrist bestimmt sind, läßt der frühere baltische Gymnasiallehrer seine Schrift jetzt neu erscheinen, angeregt durch den Kampf um die gymnasiale Bildung, der im deutschen Mutterlande entbrannt ist und um dieselbe principielle Frage sich dreht oder drehen sollte. Dieser Entstehung gemäß weist die Schrift viel specifisch Baltisches auf; aber bei der principiellen Erfassung des Gegenstandes bietet sie doch des allgemein Interessanten noch genug. Tiling führt die mannichfachen Bedenken bezüglich der Gymnasialbildung auf drei Grundfragen zurück und gliedert danach seinen Stoff. 1) „Entspricht unsere gymnasiale Schulung den

Bedingungen, welche in den geist-leiblichen Kräften des Menschen, insbesondere des Knaben und Jünglings liegen?" Hier kommt er namentlich auf die Ueberbürdungsfrage zu sprechen und macht unter anderm die vortreffliche Bemerkung: die Thatsache, daß man gleichzeitig über zu großen Aufwand von Zeit für die Arbeit, wie für die Ruhe und Freiheit klage, sei ein theoretisch-praktisches Symptom, daß nicht eigentlich im Schulwesen die Ursache und Anlässe solcher Unzufriedenheit zu suchen seien; mit anerkennenswerthem Muthe spricht er es aus, daß die Sünden des Hauses an den Schülern der Schule in die Schuhe geschoben werden, und mahnt:

> Sorget ihr Aeltern und Erzieher dafür, daß unsere Knaben mit reinem Gewissen, mit lauterer Gesinnung, mit kindlichem Charakter Schüler werden, und dieselben also bleiben; sorget dafür, daß unsere Knaben nächst der Zucht des Gehorsams und der Liebe zur Wahrheit einen gesunden, wie im Sitzen, Gehen, Stehen, so im Hören und Sehen geübten Leib mitbringen zur Schule, nach dem Maße ihrer Anlagen und ihres Alters — so werden unsere Gymnasiasten mit Ruhe, mit Befriedigung und mit Erfolg den Weg gehen, welchen die Schule sie führt. (S. 13.)

Freilich, so schreibt ein Lehrer, und der ist Partei — also blind! Nach den neuesten Güßfeld'schen Grundsätzen urtheilt ja nur der unparteisch über derlei Fragen, der sie — nicht oder nur halb kennt und versteht! — Die zweite Frage lautet: „Entspricht unsere gymnasiale Schulung den gerechten Anforderungen, welche seitens des gegenwärtigen Culturlebens an die Schule, insbesondere das Gymnasium gestellt werden?" Es handelt sich hierbei um die Existenzberechtigung und das Verhältniß von Gymnasium und Realschule. Tiling erkennt die Berechtigung und aus dem modernen Leben folgende Nothwendigkeit der letztern an, verlangt aber ebenso entschieden den Bestand des Gymnasiums als der Schule, welche zu wirklich wissenschaftlicher Bildung vorzubereiten hat (auch die gelehrten Vertreter der mathematischen und naturwissenschaftlichen Richtung!), und zwar darf das Gymnasium nicht durch Mischung mit den Principien der Realschulen den Interessen, Richtungen, Strömungen der Zeit preisgegeben werden, sonst „gibt es bald keine Männer mehr, welche die Zeit beherrschen oder überragen, bestimmend auf ihre Zeitgenossen einwirken." (S. 22.) Damit ist nicht ausgeschlossen, daß das classisch-gymnasiale Bildungswesen den mathematisch-realistischen Wissenschaften so weit Rechnung trägt, daß es aus denselben so viel sich assimilirt, als eben mit der durchaus selbständigen Bildungsaufgabe unserer Gymnasien vereinbar ist. Welches ist nun diese? Welches ist der feststehende selbständige Charakter unserer gymnasialen Bildung? „Die Grundlage allen gymnasial-pädagogischen Wirkens ruht in dem alsbald zu charakterisirenden Ideale des Menschen, welcher nach seiner Idee aufgefaßt und behandelt sein will." (S. 34.) Von diesem Menschen- und demgemäß Bildungsideale spricht Tiling im dritten Kapitel, indem er die Frage formulirt und erörtert: „Entspricht der gymnasiale Unterricht seinem Zwecke, d. i. der Aufgabe, welche dem Gymnasium hinsichtlich der Bildung unserer männlichen Jugend zukommt?" Er begründet in diesem Kapitel, dem wichtigsten der Schrift, philosophisch das Wesen einer vollkommenen Mannesbildung aus der religiösen, ethischen und logischen Potenz des Menschengeistes, wobei die beiden letztern Principien dem ersten ein- und untergeordnet sind; als vierte Potenz kommt die realistische hinzu, aber nur in Uebereinstimmung mit den drei andern ist sie berechtigt. Demgemäß hat der Unterricht den Religionstrieb, Gemeinschaftstrieb, Sprachtrieb und Naturtrieb auszubilden und so eine humane (dem Wesen des Menschen entsprechende) und classische (in maßvollem Verhältnisse der Theile stehende) Bildung zu erzeugen. An diesem Maßstabe mißt der Verfasser sodann die heutige gymnasiale Bildung und legt ihre ausschließliche Berechtigung, Vorschule der gelehrten Bildung und der wissenschaftlichen Erkenntniß zu sein, dar, zeigt aber auch, was unter Festhaltung jener idealen Grundlage und Abweisung aller peripherischen Nützlichkeitswünsche an ihr zu bessern ist, indem er größere Werthschätzung der deutschen Sprache und Literatur, der Geschichte und der Religion, sodann Befreiung des altclassischen Unterrichts von vielem Ballast, richtig geordneten Unterricht in Mathematik und Naturkunde und endlich vermehrte Gymnastik und mäßige Verringerung der Schulzeit verlangt. Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit der philosophischen Voraussetzungen des Verfassers zu prüfen; man mag auch finden, seine Deductionen beweisen zu viel und zu wenig, und es sei mit ihnen, wie mit den Beweisen fürs Dasein Gottes, daß sie nämlich nur für denjenigen logisch zwingend seien, der schon vorher an das Demonstrandum glaube; auch mag scheinen, daß Tiling sich zu einseitig von idealen und theoretischen Erwägungen leiten lasse — das Zeugniß wird auch ein Gegner seiner Arbeit nicht versagen, daß sie sittlichen und wissenschaftlichen Ernst in sich trägt.

Noch folgen zwei allgemein pädagogische Werke, eins von rein akademischem, das andere von hervorragend praktischem Charakter und Werth.

Anton Burger (Nr. 7) liefert einen Beitrag zur Geschichte der Pädagogik, indem er Kant's Schrift: „Ueber Pädagogik" einer Untersuchung ihrer Gliederung unterwirft, wobei er sich kritisch mit den bisher versuchten Gliederungen auseinandersetzt. Die Arbeit ist das Muster einer trockenen, pedantischen Gelehrtendissertation, schwerfällig und dürr in Darstellung und Stil, inhaltlich von minutiöser Haarspalterei. Leser dürfte sie nur in allerengsten Fachkreisen finden, weshalb ich mich in diesen Blättern auch nicht weiter darüber auszulassen brauche.

Den wohlthuendsten Gegensatz bilden P. H. Ritter's „Pädagogische Fragmente" (Nr. 8). Das ist ein Buch voll frischesten Lebens, aus dem Leben und für das Leben, die trockene pädagogische Materie als saftige Frucht uns darbietend, durchaus originell, klar und warm geschrieben, vom Herzen kommend und ans Herz rührend, und darum mit unwiderstehlicher Gewalt fesselnd bis ans Ende. Kurz, kräftig, schlagend, fast epigrammatisch folgen die Sätze

aufeinander. Fragmentarisch ist, wie der Titel besagt, die Anordnung des Ganzen; doch dürfte kaum eine wesentliche erzieherische Frage übergangen sein, und frei von der Fessel des Systems ergießt sich der Strom des Lebens um so voller und reicher durch die achtzehn Kapitel des Buchs. Als Ziel der Erziehung stellt Ritter den Aeltern vor: „sich selbst überflüssig zu machen". Das schließt in sich alle die Arbeit, die nöthig ist, den vollkommen abhängigen Säugling zu einem vollkommen selbständigen Manne heranzubilden, schließt aber auch aus allen Egoismus und alle zu weit gehende Einmischung der Aeltern.

Sei bis zu seinem zehnten Lebensjahre deines Kindes Meister, bis zum zwanzigsten sein Vater, bis zu seinem Tode sein Freund! Unser Kind, das dort in der Wiege schlummert, o, es ist noch so ganz unser Eigenthum, uns noch so innig nahe! Doch jeden Tag, den es älter wird, entfernt es sich weiter von uns. Weiter, immer weiter. Aber es gibt ein Gemälde, das zwei Tauben darstellt, wie sie jede das Ende eines Fadens festhalten, in dessen Mitte ein loser Knoten liegt. Je weiter sie sich voneinander entfernen, desto fester wird der Knoten zusammengezogen. So ist's, soll es recht stehen, zwischen Aeltern und Kindern. (S. 7.)

Ihr Aeltern, habt Ehrfurcht vor der Individualität Eurer Kinder, mahnt Ritter im zweiten Kapitel:

In unendlicher Mannichfaltigkeit offenbart sich das Allleben. Nicht zwei Blätter eines Baumes sind gleich. Ebenso wenig zwei Menschen. Nicht dies ist das Ideal, daß ein jeder dieselbe Stelle bekomme, sondern daß jeder an *seine* Stelle komme. (S. 15.)

Zur Individualität aber muß die harmonische Entwickelung aller Kräfte des Körpers und des Geistes kommen:

Was die Melodie ist in einem Musikstücke, das ist die Individualität für den Menschen. Sie ist Naturanlage. Sie drückt allen Kräften ihren Stempel auf. Und sie findet in der Entwickelung dieser Kräfte ihr natürliches Gegengewicht, wie die Melodie in der Begleitung. Dann wird das Leben des Menschen ein wahres Kunstwerk, ein schönes Lied. Das ist freilich ein Ideal —: eben deshalb soll man ihm nachjagen. (S. 21.)

Es sei ferne von mir, die Schrift im einzelnen trocken zu zergliedern und sie damit ihres Hauptreizes zu entkleiden; es genügt mir, alle Aeltern, besonders die Mütter, auf das köstliche Buch hinzuweisen, das sie vor manchen Irrthümern, im besten Glauben und Willen begangen, bewahren und ihnen gar manche werthvolle Anleitung geben wird, ihr höchstes Glück, ihre Kinder, selbst wieder zum Glücke zu führen.

Eduard Haug.

Biographische Kleinigkeiten.

1. Harmlose Geschichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners. Von *Julius Schwabe*. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser dieser Erinnerungen verwahrt sich in dem Vorworte von vornherein vor der Erwartung, daß er in seinem Büchlein erheblichere Beiträge zur Geschichte der großen Zeit von Weimar, die durch das Zusammenwirken Goethe's und Schiller's, Wieland's und Herder's ihren Stempel erhalten hat, bieten wolle. Was er bringt, besteht vielmehr aus Familiengeschichten und Rückblicken auf sein eigenes Leben; nur nebenher laufen einige Hinweise auf Ereignisse aus dem Leben unserer großen Dichter, das dem Verfasser als einem echten weimaraner Kinde auch in den unbedeutenden Einzelheiten hohes Interesse gewährt. Bei der Anspruchslosigkeit seiner Erzählung wird man seinen „harmlosen Geschichten" gern Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß sein Zweck, die Leser einige Stunden mit gemüthlichen Plaudereien zu unterhalten, erreicht worden ist. Für die Biographie Schiller's ist die Erzählung von den Vorgängen bei seiner Beerdigung, von der Wiederauffindung seines Schädels in dem sogenannten Kassengewölbe und von seiner Beisetzung in der Fürstengruft nicht ohne Werth, da sie offenbar auf genauer Kenntniß des Sachverhaltes beruht. Unter den Erinnerungen, die der Verfasser aus seinem eigenen Leben zum besten gibt, scheinen uns seine Berichte über seine jenaer Studentenjahre (1839—1842) am werthvollsten zu sein. Sie führen einzelne Charakterbilder hervorragender jenaer Professoren auf, rufen den einen oder andern humoristischen Zug aus dem Treiben bekannter jenaer Originale ins Gedächtniß zurück und erneuern so das Andenken an eine Zeit, in der die Bedeutung Jenas als einer hervorragenden Universitätsstadt noch ziemlich allgemein anerkannt war. Wir können namentlich allen alten jenenser Studenten nur empfehlen, Schwabe's Geschichten zu lesen.

2. Gelüftete Masken. Allerlei Charakterköpfe von M. G. *Conrad*. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 5 M.

Die unter diesem pikanten Titel vereinigten Aufsätze Conrad's, von denen uns der eine oder andere schon in der von Conrad herausgegebenen „Gesellschaft" begegnet ist und die wol sämmtlich schon gedruckt sind, enthalten der Hauptsache nach Erinnerungen an mehr oder minder hervorragende Zeitgenossen, mit denen der Verfasser in seinem bewegten Leben zusammengetroffen, wol auch, wie er sich selbst in seiner Kraftsprache ausdrücken würde, zusammengerempelt ist. Daß diejenigen, bei denen das letztere der Fall ist, in diesen Erinnerungen nicht gerade gut fortkommen, darüber wird sich bei einem so streitbaren Manne, wie der Verfasser ist, niemand sonderlich wundern. Auf der einen Seite theilt er das Lob mit vollen Händen aus, indem er ihm sympathische Persönlichkeiten, wie Fiorelli, Paul Bert, Karl Stieler, Ibsen und Friedrich Nietzsche in eine möglichst günstige Beleuchtung rückt, auf der andern trägt er kein Bedenken, unangenehme Vorfälle bei persönlichen Begegnungen und kleinliche Reibereien mit Collegen als wer weiß wie wichtige Dinge an die große Glocke zu schlagen. Man lese nur den Abschnitt über Paul Heyse,

den Conrad und Genossen schon lange nach Möglichkeit herunterzureißen bemüht sind, und man wird uns recht geben, wenn wir behaupten, daß dieser Angriff Conrad's weit über das Ziel hinausschießt und daß die von ihm zur Verunglimpfung Heyse's beigebrachten Anekdoten, mögen sie nun wahr sein oder nicht, als Klatschereien eines ernsthaften Schriftstellers unwürdig erscheinen. Es ist zu bedauern, daß Conrad, der das Zeug hätte, auch als Kritiker Besseres zu leisten, seine Feder zu derartigen Nichtigkeiten hergibt. Seine „Gelüfteten Masken" sind sehr leichte Waare, nicht ohne Talent, wie alles, was aus Conrad's Feder kommt, aber flüchtig hingeschrieben und mit unnöthigen persönlichen Gehässigkeiten gewürzt. Es war nicht nöthig, daß diese gepfefferte Speise durch Neudruck noch einmal aufgewärmt wurde.

A. Hermann.

Feuilleton.

Die neuesten Bändchen der „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen", herausgegeben von C. Falkenhorst (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), VII: „In Meerestiefen", VIII: „Reisen in Central- und Nord-Asien" und IX: „Nordpolfahrten" müssen natürlich im Vergleiche zu den ersten sechs afrikanischen Bändchen um ein gut Theil gedrängter und wegen der erstrebten Mannichfaltigkeit compilatorischer gehalten sein. In allen belehren einleitende Kapitel zunächst über die Allgemeinverhältnisse, an der Hand der einzelnen Expeditionen wird deren Antheil an der gewonnenen Erkenntniß hervorgehoben und werden ihre Schicksale geschildert und zum Schlusse ist auf einige Besonderheiten die Aufmerksamkeit gelenkt, so im letzten auf das weitaus höchststehende Volk der Polarländer, auf die Eskimos. Am meisten einheitlich gestaltet sich das sechste Bändchen, in dem Prshewalski den Mittelpunkt der Darstellung bildet.

— Hans Hopfen hat seine brave bairische Dorfgeschichte: „Der alte Praktikant", die auch bei ihrem ersten Erscheinen in Nr. 3 d. Bl. f. 1879 gebührend anerkannt wurde, zur Feier des siebzigsten Geburtstages des Prinz-Regenten von Baiern zum dritten male herausgegeben (Berlin, Gebr. Paetel), und es ist nicht zu zweifeln, daß wieder viele sich an ihr erfreuen werden.

— Eberhard Kraus hat „Literarische Kreuz- und Querspränge" unter der Aufschrift „Romantik und Naturalismus" drucken lassen (Mitau, E. Behre, 1891). Der Verfasser ist sowol, wie König David, auf seinem Gebiete ein großer Springer vor dem Herrn, wie er auch vielfach die springenden Punkte trifft, auf welche es ankommt. Er handelt über die westöstliche Literaturgrenze, sowie über russischen und skandinavischen Naturalismus. Auf diesem Gebiete ist er so zu Hause, daß auch der beste Springer im Schachspiel mit ihm nicht wetteifern kann; wir empfehlen ihn als trefflichen Führer auf diesem Gebiete mit Vergnügen. Er geht dann über auf das jüngste Deutschland und verabschiedet sich von dem Leser mit dem graziös ausgeführten Riesensprung in die „Zukunftsromantik". E. Kraus hat nicht blos vieles, sondern auch gründlich gelesen; er urtheilt stets scharfsinnig und ist gegen die von ihm bekämpfte Richtung gerecht fast bis zum Uebermaß. Wenn er aber die Naturalisten erst ganz treffend schildert und sie dann in einem Athem als schaffenslustige Optimisten bezeichnet, so geht uns bei diesem plötzlichen Seitensprung der Logik der Athem aus. Wenn er in M. G. Conrad's Schriften trotz allem Gemeinen den kräftigen Hauch aus einer münchener Bierhalle, etwas brutal Gesundes findet, so bedauern wir, diesen Kopfsprung zur Reinigung unsers ästhetischen Empfindens nicht mitmachen zu können.*) Wenn aber endlich Herr Kraus eine Zeit weissagt, in welcher die Bezeichnung „Naturalist" das denkbar größte Lob für einen Dichter oder Künstler sein werde, wenn er zwischen Naturalismus und Realismus nur einen Unterschied wie hellroth zu dunkelroth sieht; wenn er den Naturalismus und die Romantik als Gegensätze ansieht, aus welchen die Richtung der Zukunft das Beste entlehnen müsse: so ist unsere Vernunftphantasie nicht kraus genug, um diesen Sprung ins Dunkle zu wagen und den Hals dabei zu brechen.

— In zweiter Auflage ist des wiener Dichters Ludwig Dóczi Schauspiel aus der ungarischen Geschichte „Letzte Liebe" erschienen (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Seine Würdigung finden unsere Leser in Nr. 40 d. Bl. f. 1888.

*) Wenn auch wir diesen „Sprüngen" lieber zuschauen als sie mitmachen, so können wir sie doch gar wohl verstehen und halten sie der Empfindung jüngerer Jahre gern zugute. D. Red.

Bibliographie.

Albrecht, R., Tito Vespasiano Strozza. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Ferrara. Leipzig, Teubner. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Bebber, W. J. van, Die Wettervorhersage. Eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte für alle Berufsarten. Im Auftrage der Direktion der deutschen Seewarte bearbeitet. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 4 M.

Blümel, E., Naucke und Nappian. Bergmännisches Volksstück. Eisleben, Winkler. 8. 75 Pf.

Erziehung und Entwickelung des preußischen Offizierstandes vom Großen Kurfürsten bis Kaiser Wilhelm I. Studie eines alten Soldaten. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Galitzin, Fürst D., Der Rubel. Roman aus der Gesellschaft. Einzig autorisirte Uebersetzung von Adele Berger. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Hellwald, F. v., Ethnographische Nösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 6 M.

Jerusalem, W, Grillparzers Welt- und Lebens-Anschauungen. Festrede. Wien, Eisenstein u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Kalckstein, v., Zur Verfassungsgeschichte Nordamerikas. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1890. Gr. 8. 1 M.

Peez, C., Mostar und sein Culturkreis. Ein Städtebild aus der Herzegovina. Mit drei Abbildungen und einem Plan. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Petzoldt, J., Maxima, Minima und Oekonomie. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1 M.

Pfister, A. v., Herzog Magnus von Württemberg. Ein Lebensbild aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Stuttgart, Kohlhammer. 12. 2 M.

Das neue Preußen und seine Zukunft. Saulgau, Kitz. Gr. 8. 50 Pf.

Die Rettung des Eigentums. Vorschläge zur Bildung einer freisinnig-sozialen Partei. Von *** Berlin, Cassirer u. Danziger. Gr. 8. 1 M.

Ritter, Nationalität und Humanität. Dessau, Kahle. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Samson-Himmelstjerna, H. v., Revanche oder Zoll-Liga. Freiburg i. Br., C. A. Wagner. Gr. 8. 50 Pf.

Schelm, H., Frank und Frey oder die Liebe im Internate. Lustspiel. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 60 Pf.

Schlosser, J. v., Beiträge zur Kunstgeschichte aus den Schriftquellen des frühen Mittelalters. Wien, Tempsky. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Sello, G., Beiträge zur Geschichte des Landes Würden. Mit 2 Siegeltafeln. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sudermann, H., Sodoms Ende. Trauerspiel. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 2 M.

Thikötter, J., Die metaphysische Grundlage des hierarchisch-jesuitischen und des sozialdemokratischen Systems und ihre Bekämpfung. Bremen, Nößler. Gr. 8. 1 M.

Trefftz, J., Kursachsen und Frankreich. 1552—1557. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Waal, A. de, Katakomben-Bilder. Sechs Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche. 6 Bdchn. in 2 Bdn. Regensburg, Pustet. 8. 4 M.

Wedel, H. v., Gedichte. Leipzig, Hermann. 8. 2 M. 50 Pf.

Zur Frauenfrage. Heutiger Stand der Frauenfrage mit besonderem Bezug auf C. Pelman's Broschüre: Nervosität und Erziehung. Warum ist die Frau als Lehrerin und Arzt unentbehrlich? Von Philadelphos. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius †.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage. — II. Lateinische Sommer. Sechste Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Vierte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Erster und zweiter Band. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mostar und sein Culturkreis.

Ein Städtebild aus der Hercegovina.

Von **Carl Patz.**

Mit drei Abbildungen und einem Plan.

8. Geh. 4 M.

Die erste eingehende Darstellung der eigenartigen Hauptstadt der Hercegovina. Außer langjähriger Anschauung benutzte der Verfasser amtliche Quellen und die Ueberlieferung des Volksmundes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Elemente der Metaphysik.

Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium

zusammengestellt von

Paul Deussen.

Zweite durch einige Zusätze vermehrte Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

In systematischer Weise und mit aller bei der Tiefe des Gegenstandes möglichen Fasslichkeit und Kürze ist diese „Metaphysik" dem Gesichtskreis der studirenden Jugend angepasst, dabei aber auch dem Verständniss jedes Gebildeten zugänglich gemacht worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906 072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York:** The **P. Scherer Co. Ltd.,** 11 Barclay Street.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen-** und **Spezial-Geschäften.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1891.

Inhalt: Schriften zur Kirche von Döllinger. Von Friedrich Bienemann. — Erzählungen. Von Adolf Fleischmann. — Neue Lyrik. Von ** — Neues zur baltischen Geschichtsliteratur. Von B. P. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Kirche von Döllinger.

1. Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte, von Joh. Jos. Ign. von Döllinger. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. Gr. 8. 11 M. 80 Pf.
2. Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Joh. Jos. Ign. Döllinger. Zweite Auflage. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Der 600 Seiten starke, vom bonner Professor Reusch zusammengestellte Band von Döllinger's kleinern Schriften (Nr. 1) enthält allerdings nur drei bisher ungedruckte Arbeiten des großen katholischen Kirchenhistorikers, aber eine größere Zahl in Zeitungen und Versammlungsberichten veröffentlichter älterer Reden, wie zum Theile namenlos erschienener Aufsätze. Der Inhalt aller 17 Stücke bezieht sich auf die Kirche; daher hätte mit gutem Fug und Recht der Titel dieses nach seinen Themen in sich geschlossenen Buchs weniger allgemein lauten sollen als der der zwei Jahre früher erschienenen „Akademischen Vorträge", die, über weitgedehnte und äußerst verschiedenartige Gebiete der Geschichte sich erstreckend, nur durch den Ort und die Form ihrer Aeußerung zusammengefaßt wurden. Und so einheitlich im vorliegenden Buche der Stoff ist, so gleichmäßig und sich selbst wie der Sache treu erscheint der Verfasser, mag seine Aussprache in älterer und in jüngerer Zeit auch noch so verschieden klingen. Der Gegensatz zwischen den Aeußerungen Döllinger's in den Jahren 1848—53 und denen in den Jahren 1863—78 nimmt sich in der That so grell aus, daß der Herausgeber diese durch ein Jahrzehnt getrennten Gruppen auch in besondere Abtheilungen geschieden hat. Die erste umfaßt die 1848—50 von Döllinger gehaltenen Reden und abgegebenen Gutachten zur Organisation der katholischen Kirche Deutschlands in der großen Zeit der Bewegung und zur Feststellung ihrer Beziehungen zum Staate, und sie schließt mit einer durch das neue Napoleonische Kaiserthum veranlaßten kirchenpolitisch-historischen „Betrachtung über die Frage der Kaiserkrönung".

Da heißt es in der großen parlamentarischen Rede vom 24. August 1848 in der frankfurter Paulskirche gegen den bairischen Cultusminister:

> Die Behauptung des Herrn von Beisler, daß in der katholischen Kirche der Papst absolnter Monarch sei, müssen Sie mir erlauben, ein für allemal mit wenigen Worten als vollkommen grundlos zu beseitigen; ich sage geradezu, und jeder, der nur etwas von der katholischen Kirche versteht, wird einverstanden sein, daß eine grundlosere Behauptung über die Stellung des Papstes gegen die Kirche nicht hätte gemacht werden können. Ich sage Ihnen, es gibt keine Gewalt, die mehr gebunden ist als die päpstliche — durch verschiedenartige festausgebildete Verhältnisse und durch eine bis ins einzelnste gehende Gesetzgebung, über die sich der Papst nicht hinwegsetzen kann, die für ihn ebenso gilt wie für jeden andern — als gerade die Stellung des Papstes in der Kirche, die wahrlich von einer despotischen Omnipotenz himmelweit verschieden ist. Glauben Sie, daß in der katholischen Kirche irgendein Raum sei für eine willkürliche Gewalt des Papstes oder der Bischöfe, dann irren Sie sich sehr.

Unter vielen andern Stellen über die ideale Anschauung des edlen Theologen von seiner Kirche nur noch die eine aus seiner Rede auf der öffentlichen Versammlung des katholischen Vereins von Deutschland zu Regensburg am 3. October 1849:

> Dafür ist in dieser Kirche gesorgt, daß der Willkür, der Unterdrückung, dem tyrannischen Misbrauche anvertrauter Gewalt nur der engste Spielraum, der unter Menschen denkbar ist, offen gelassen sei. Wie ein großes allumfassendes Netz ist unser kirchliches Recht und Gesetz über die ganze Kirche ausgespannt; niemand, auch der Stärkste nicht, vermag es zu durchreißen, er müßte dann von der Kirche selber sich trennen und aus ihr austreten wollen.

Es bedarf nur der Andeutung, nicht der Ausführung, welch tief schmerzliche Wehmuth einige zwanzig Jahre

später nach der Durchführung des Vaticanums den greisen Idealisten bei der Erinnerung an seinen Ausspruch erfüllt haben muß! Doch der völlige Zusammenbruch des Glaubens an die Realität der Anschauungen seines Mannesalters bahnte sich allmählich an. Das in unserm Buche durch Schweigen vertretene Jahrzehnt hatte begonnen ihm die Augen zu öffnen. Die Erfahrung, wie seine kirchengeschichtliche Forschung in Rom angesehen wurde, bewog ihn zu seiner Rede vor der Gelehrtenversammlung zu München am 28. September 1863 über „die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie", in der er die Freiheit der Wissenschaft wahrte und die besondere Aufgabe der deutschen Theologen seiner Kirche betonte. Nach der päpstlichen Encyklika vom 8. December 1864 und dem Syllabus konnte Döllinger sich nicht der Einsicht verschließen, daß der jesuitische Ultramontanismus mehr als eine Richtung in der Kirche, daß er das System der Curie, der gesammten Kirchenleitung sei. Dies Bekenntniß rückhaltlos auszusprechen hat er schon im Januar 1865 geplant in seinem erst jetzt bekannt gewordenen Aufsatze „Die Speyerische Seminarfrage und der Syllabus". Er wendet sich gegen die Forderung des Bischofs Haneberg, mit Ausschluß der Regierung an seinem Seminar Theologieprofessoren anzustellen, deren Wirksamkeit die gleichen rechtlichen Folgen haben solle, wie der staatlichen Universitätslehrer. Es läßt sich nun kein größerer Gegensatz denken als der zwischen dem Inhalte dieses Aufrufs an den Staat, um der Freiheit der Kirche und der Theologie, um der Menschenwürde willen dem Bischof und der hinter jenem stehenden Curie gegenüber festzubleiben, und dem Inhalte der obenerwähnten Reden aus den Jahren 1848 und 1849. Und doch verlangte Döllinger immer nur das eine und dasselbe: freie Entfaltung der Kirche auf der ihr eigenen Grundlage. Nur den Gegner dieser freien Bewegung sah er jetzt an anderer Stelle. Wie Döllinger so ganz nur der Sache hingegeben war, für die er sprach, lehrt dieser Aufsatz, der anonym erscheinen sollte, in ergreifender Weise, in dem er (S. 217) sich selbst einer Fahrlässigkeit der Forschung zeiht und sich unter eingehender Begründung hart tadelt: „Döllinger hat früher über die Ansprüche der Päpste und die Grundsätze der Curie zu sehr als Sachwalter und zu wenig als Historiker geredet." Welch eine Größe in der Selbstverleugnung offenbart diese einem andern in den Mund gelegte Selbstanklage — denn wer hätte unter dieser Form in ihm den Verfasser vermuthen können! — die den Verzicht auf jede Bestreitung einschloß, bei einem Gelehrten seines Ranges und Rufes! Warum der Aufsatz unveröffentlicht geblieben ist? Darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Uns scheint es, der Verfasser getraute sich schließlich doch nicht, die Verantwortung für die etwaige Wirkung, die Erschütterung der Autorität in der Kirche, tragen zu können, und wir sind die letzten, die darüber mit ihm rechten wollen.

Im Geiste der ihm aufgegangenen Erkenntniß über das Wesen der Curie schrieb er während eines Landaufenthalts 1866 die kurze, fragmentarische, populär gehaltene „Geschichtliche Uebersicht des Concils von Trient", die jetzt auch zum erstenmal veröffentlicht wird und ihren Werth nur darin hat, daß sie eben Darstellung und Urtheil Döllinger's ist. Die Aufsätze der folgenden Jahre 1867 und 1868 führen den Kampf gegen den Romanismus nicht nur am Schreibtische, sondern öffentlich in der Broschüre „Zur Belehrung für Könige", gegen die ultramontanen Bestrebungen, die theologischen Facultäten auszurotten und den wissenschaftlichen Unterricht schon in seinen ersten Anfängen auf den Schulen zu vernichten, und in den durch die Heiligsprechung des Peter Arbues veranlaßten Artikelreihen der „Allgemeinen Zeitung" und der „Neuen Freien Presse": „Rom und die Inquisition" und „Die spanische und die römische Inquisition". Mit 1869 war dann das höchste Kampfesziel gesteckt: galt es doch das in St. Peter sich sammelnde Concil, zunächst die deutschen Bischöfe zur Besinnung zu bringen auf ihre Würde und ihre apostolischen Pflichten und der drohenden Gefahr zu begegnen, der römischen Anmaßung unwissend zu unterliegen. Daß sie „das Opfer des Intellects" gebracht haben, alle, alle, ist Döllinger's Verdienst. Damit war der schwerste Lebensabschnitt für ihn gekommen. Wofür er einst als thatsächlich vorhanden eingetreten, wofür als wirklichen Zustand er sich begeistert, hatte er als Selbsttäuschung erkennen müssen: er sah in der obersten Kirchenleitung den ärgsten Feind und Zwingherrn der Kirche. Er träumte sich hinein in eine Kirche, die die Schmach dieser Lügenherrschaft unwillig trüge und die noch weiterer Fesselung widerstreben werde, und er bot ihr alle Waffen des Geistes zum Widerstande, und er sah — wenige Freunde ausgenommen — alle, alle sich beugen und den Fuß küssen, der sie trat. Dann machte er den Versuch, die Staatsregierungen von der Anerkennung der vaticanischen Beschlüsse zurückzuhalten. Es war vergeblich. Hierüber sprechen einige Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" von 1871. Aus demselben Jahre stammt dann die große Studie „Der Weissagungsglaube und das Prophetenthum in der christlichen Zeit", der bei der Uebernahme der Redaction des „Historischen Taschenbuchs" durch Riehl in demselben erschien. Wie sich das alles in der Curie in jüngster Zeit so entwickelt hat, das höchst lebensvoll darzustellen, nahm Döllinger Anlaß durch den Tod Pius' IX. in einem biographischen Abrisse dieses Papstes, der hier zum ersten male veröffentlicht ist und ein Bild der weltlichen Herrschaft des Papstthums entwirft, das den vor kurzem hier erwähnten Wunsch des Grafen Hübner nach ihrer Wiederherstellung als eine der psychologischen Unbegreiflichkeiten erscheinen läßt.

Wie dem Herausgeber für diese werthvolle Sammlung, die man als einen Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens Döllinger's bezeichnen dürfte, so ist auch warmer Dank dem Professor Friedrich für die neue Ausgabe der 1863 erschienenen und völlig vergriffenen „Papst-Fabeln" (Nr. 2) zu sagen. Das weitaus größte Interesse unter

diesen werden immer die über „die Päpstin Johanna" und „die Schenkung Konstantin's" behaupten. Bei beiden kommt es weniger auf die Zurückweisung und Auflösung der Fabeln, als auf die namentlich bei ersterer vorzügliche Erklärung ihrer Entstehung an. Die Kenntniß derselben wird jetzt sicherlich um ein gut Theil tiefer dringen, als sie bisher gedrungen ist.

Friedrich Bienemann.

Erzählungen.

1. Auf Irrwegen der Liebe. Drei Novellen von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Die drei Novellen heißen „Madelon", „Eva", „Angela". Keine der frühern, vor dem Titelblatte aufgeführten Dichtungen von Perfall's hat der Kritik eine schwerere Aufgabe gestellt, als die Novelle „Eva". Sie sind aber alle drei viel zu bedeutend, um nicht jede für sich hier besprochen werden zu müssen. Gleichsam die Losung der Novelle „Eva" ist: „Eros, Allsieger im Kampf". Dieser Kampf ist der Inhalt der Novelle von Anfang bis zu Ende. Um die Dichtung richtig zu beurtheilen, ist es unerläßlich, den richtigen Standpunkt zu suchen und zu finden, damit nicht auch die Kritik auf „Irrwege" geräth, die hier gar nicht weit abseits liegen. Man darf nicht danach fragen, ob der Dichter seine Geschichte nach den Gesetzen der poetischen Wahrscheinlichkeit oder auch Wahrheit erfunden habe. Diese Frage würde auf den ersten Irrweg führen, denn wol jeder Leser würde sie mit nein beantworten und doch kann er sich dem Banne der Wahrheit, die in der Dichtung liegt, mit nichten entziehen, denn diese Wahrheit, viel mehr als das „Spannende" der Erzählung, ist es, was ihn vom ersten Worte bis zum letzten an das Buch fesselt. Der Dichter wird sich gesagt haben, daß er zur erfolgreichen Schilderung des Dämons „Liebe" noch mächtigere Mittel braucht, als er sie bei seinem Romane „Der Dämon Ruhm" anwendete. Er hat über die Grenzen der dichterischen Wahrscheinlichkeit doch eigentlich nur insofern hinausgegriffen, um jene mächtigen Mittel zu finden, als er zwar jedes einzelne Glied seiner Erzählung innerhalb dieser Grenzen, wenn auch bis zu ihrem äußersten Rande festhält, wohl aber in ihrer Verbindung zu einer einzigen Kette den Uebergriff wagt und dadurch den Leser als Zeuge auf einen Kampfplatz mit Eros, dem Dämon, führen muß, der wol im Leben der Menschen sich nicht findet. Denn Eva sucht den Kampf mit Bewußtsein und Ueberlegung, obgleich sie mit Wort und Herz verlobt ist, um die Schmach ihrer Mutter an dem Manne zu rächen, der ihr die Mutter und den Vater geraubt und seine Hand nun auch nach ihr selbst, der Tochter, ausgestreckt hat, obgleich auch er verlobt ist und deshalb ihre Mutter verlassen hat, die Geliebte, um eine standesmäßige und vortheilhafte Heirath zu machen. Daß Eva das Kind dieser Geliebten und ihres Mannes ist, den sie verlassen hat, weiß jener noch nicht. Es ihm zu eröffnen, ist Eva entschlossen, und hiermit will sie den Dämon seiner Liebe bannen, der ihn zu ihr erfaßt hat. Sie ist aber, als sie den Kampfplatz betritt, auf den sie selbst den Gegner brieflich ruft, doch nicht vollständig gerüstet; sie ist sich bewußt, daß die Flammen jenes Dämons bereits in ihr eigenes Herz herübergezüngelt haben und erwartet dennoch den Verräther in ihrem Zimmer, denn dieses ist der Kampfplatz. Hierin scheint uns das Bedenkliche, der Verstoß gegen die poetische Wahrheit zu liegen. Eva's Waffe, jene Eröffnung, versagt und sie unterliegt. Erst die wahre Liebe zu Hermann, die jener Dämon mit seinem Flügelschlage schon zu ersticken drohte, rettet sie und führt sie auf die ebenen Wege einer glücklichen Ehe.

Es liegt auf der Hand, daß der Dichter es sehr nöthig hatte, zu allen Einzelheiten der Geschichte, die er zusammentrug, um Eva auf jenen Kampfplatz zu führen, immer ausreichende Motive zu finden, und man wird nicht sagen können, daß eines derselben fehle oder daß er sich in dem einen oder dem andern vergriffen hätte. Das Leben überhaupt und dasjenige der Künstler insbesondere bietet ja einen überreichen Vorrath daran, sodaß der Dichter nur hineinzugreifen braucht. Und je weniger diese Motive sich mit der gewöhnlichen Moral decken, desto packender erscheinen sie, wenn sie nur dem wirklichen Leben, wie wir es tagtäglich an uns vorüberziehen sehen, entnommen sind, und das hat der Dichter der „Eva" gethan. Auf einem Irrwege der Liebe wandelte schon Eva's Mutter, die Schauspielerin, und ihr Vater, der Dichter. Sie verhalf seinem Erstlingswerke zu einem Erfolge, auf dessen Wiederholung beide ihre Zukunft bauten. Aber die Wiederholung kam nicht. Noth, Eifersucht, beleidigter Künstlerstolz, Mishandlung trieben die Frau aus dem Hause und in die Arme eines alle Frauen bezaubernden Mannes, der sie dann verließ und die Tochter, Eva, zu der Rache entflammte, die ihr nicht gelang und erst von ihrem Bräutigam vollzogen wurde.

Die Novelle „Madelon" gibt zu ähnlichen Bemerkungen Anlaß, aber die Conflicte sind nicht so stark, daß der Dichter sich verführt gesehen hätte, über die Grenzen der poetischen Wahrscheinlichkeit hinauszugreifen. Er hat sich hier mehr an die Wahrheit des Lebens gehalten und läßt den Irrweg da enden, wo das Herz des Lesers sich nicht mehr berufen fühlt, zu richten, sondern sich vom ganzen Jammer der Menschheit angefaßt fühlt, wenn Madelon auf dem Siechbette nach dem härtesten Kampfe ums Dasein von ihrem achtjährigen Töchterchen den Mann wieder zugeführt bekommt, den sie verlassen hatte, weil ähnliche

Verhältnisse wie bei Eva eingetreten waren. Das Kind hatte dem Maler zum Modell gedient und so fand er an der Hand desselben sein Weib wieder, um ihm noch die Augen zudrücken zu dürfen, aus denen er den letzten Liebesblick eingesogen hatte. Auch daß Madelon den Gatten verließ, ist menschlich, freilich nicht christlich, wohl motivirt. Mit starrem Eigensinne hält er als Künstler an einer realistischen Richtung fest, die ihm auf den Ausstellungen nur Kopfschütteln des Publikums einträgt. Madelon gelingt es nur einmal, ihm einen höhern Athem einzuhauchen, wodurch er Erfolg hat. Dann geräth er auf den alten Irrweg in der Kunst zurück. Ihr liebevolles Mahnen prallt ab; er verweist sie in die Küche, sie sucht Zerstreuung, die Noth pocht an die Thür. So verläßt sie ihn heimlich mit ihrem Kinde, und sie finden sich erst wieder, als dieses sie zusammenführt und der Tod jede Schuld gesühnt hat.

Auch die dritte Novelle: „Angela", ist dem Künstlerleben entnommen und zwar demjenigen der Musiker, also der Excentrischsten. Denn dies Vorrecht haben sie, wenn es auch ein zweifelhaftes sein mag, und dies ist es, was der Dichter benutzt. Flammende Begeisterung Angela's für die Kunst ihres Geigenlehrers und ihr eigenes Talent, aber auch ihre Schönheit führen beide zusammen, zur Ehe, auf den Irrweg der Liebe, aus dem Vaterhause der Frau, zum Impresario, über das Meer und — zum Tode in den Wellen. Jener wird ins Meer begraben, nachdem er schon auf dem Schiffe seiner Krankheit erlegen.

In diesen drei Novellen spielt der Dichter gleichsam mit den ernstesten Lebensproblemen. In verschiedenen Gestalten stellt er jedes vor uns hin, so scharf, daß man fühlt, wie er sie uns nur zeigen, aber nicht selbst lösen, sondern dies unserm eigenen Denken überlassen will. Hierin liegt ein Hauptgrund ihres bestrickenden Reizes und ihrer Anziehungskraft. Dazu kommt die Ruhe und Klarheit des erzählenden Stils, gemischt mit einzelnen höchst treffenden Worten, die eine ganze Gedankenreihe ausdrücken, z. B. „der personificirte Ton", „Hypnose der Musik", die „goldene Brücke", die sich im Geiste zwischen zwei sich nähernden Schiffen aufbaut, und wie die arme Angela endlich nichts mehr von Musik hören und das „Wort vergessen will, um dessentwillen sie so viel leiden mußte". Die Naturbilder gleichen farbigen Vignetten, die leicht von Meisterhand in den Text hineingestreut sind und unsere Stimmung leiten; nicht fertigen Bildern, die man nur auf die Leinwand, in Farbe übersetzt, zu zaubern braucht, um sie als vollendete Landschaften in die Ausstellung zu schicken. Auf solche Ausführung läßt sich der Dichter nicht ein, erhöht aber durch die Knappheit seiner Zeichnung die Wirkung seiner Bilder.

Was die Charakterzeichnung betrifft, so seien noch einige Worte gestattet. Sie ist deshalb bemerkenswerth, weil der Dichter immer den Einfluß vor Augen hat, den thatsächlich die Kunst und ihre Ausübung auf das gesammte innere Leben und Denken gewöhnlich zu äußern pflegt. Charaktere, welche diesen Einflüssen weniger oder gar nicht unterliegen, erhalten vom Dichter eine andere Farbe, z. B. Hermann Limprunner, der Arzt und Universitätsprofessor, dessen Weib Eva endlich wird; der alte Regisseur Lüdemann und namentlich in der ersten Novelle Madelon, die echte Französin gegenüber dem echten Deutschen, ihrem Gatten, wahre Nationalcharaktere. Auch Angela und ihr Mann tragen neben der excessiven Künstlernatur den echten Stempel der Italiener. So offenbart sich in den drei Novellen eine künstlerische Abklärung des Dichters, die dem Leserkreise desselben immer wärmere Verehrer zuführen wird.

2. Thoren und Thörinnen. Kleine Geschichten von S. Fritz. Leipzig, Reißner. 1891. 12. 3 M.

Es sind funfzehn kleine Erzählungen auf 205 Seiten; flott hingemalte Lebensbilder aus der Gegenwart mit viel Wahrheit, auch gutem Humor, wenn auch nicht gerade viel Handlung. Statt glühender und versengender Leidenschaft begegnen wir allenthalben warmer Gefühlsinnigkeit und weisem Maße, schelmischen Seitenhieben auf Mann und Frau, Liebe und Ehe. Es mischen sich auch kleine Caricaturen in die Bilder, z. B. der Idealist, dem es bis ans Ende seines Lebens nicht einfällt, der (in allen Ehren) Geliebten die Hand zu bieten und ihr, der ebenfalls alt Gewordenen, als sie ihn nach dem Grunde fragt, antwortet: „Das wäre ja ein schrecklicher Fehler für uns beide gewesen":

Ach des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Beide sind freilich Thor und Thörin. In andern Erzählungen suchen wir vergebens nach der Thorheit, sondern finden viel Verstand und Lebensweisheit, z. B. in der reizenden Geschichte „Ein Recept". Denn Franzi, die verlassene Geliebte, springt nicht ins Wasser, sondern schickt der Braut des Ungetreuen zum Hochzeitsangebinde unter der Firma „eine gute Freundin" ein Punschrecept, nach welchem sie ihm oft zu seinem Entzücken die dampfende Bowle bereitete. Den Titel eines Thoren hat Paul vielleicht verdient, Franzi ist aber gewiß keine Thörin.

Ein ähnlicher Geist, wie in diesen Geschichtchen, weht auch in den frühern Schriften des Verfassers (z. B. „Wie du willst", „Briefe eines Junggesellen"). Sind sie auch inhaltlich ganz verschieden, so glaubt man doch den Verfasser wiederzuerkennen.

3. Königin Adelheid. Historische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. 8. 2 M. 70 Pf.
4. Mark Ravensberg. Historische Erzählung von Arthur Freese. Jena, Costenoble. 1891. 8. 6 M.

Beide Dichtungen sind historische Erzählungen und doch in ihrer Art und Ausführung grundverschieden. Gemein-

sam ist beiden die geschichtliche Wahrheit des großen thatsächlichen Hintergrundes, von welchem sich die Personen und die Handlungen abheben, und der geschichtliche Ton der Farbe der Gemälde. Diese Personen und Handlungen selbst aber sind in beiden Dichtungen mehr oder weniger frei nach der Phantasie der Autoren gestaltet, wol auch hie und da erfunden. In den Hauptzügen sind sie aber ebenfalls der geschichtlichen Ueberlieferung entnommen. Königin Adelheid, die Witwe des Königs Lothar von Italien, ist wirklich von Berengar, der nach der Königskrone strebte, hart bedrängt und vom deutschen König Otto I. befreit und zu seiner Gemahlin erhoben worden. Königin Christine von Schweden, die Tochter und Nachfolgerin Gustav Adolf's auf dem Throne, welche im Mittelpunkte der Erzählung „Mark Ravensberg" steht, war, lebte und starb wirklich so, wie es hier in der Dichtung erzählt wird. In der erstern Erzählung aber — und hier liegt ein wesentlicher Unterschied beider — ist Adelheid wirklich die Heldin, während bei der zweiten angezweifelt werden könnte, ob man Mark Ravensberg oder Christine dafür zu halten hat. In der ersten Erzählung wird die ganze Handlung von Anfang bis zu Ende klar und ohne Räthsel fortgesponnen; in der zweiten waltet ein Räthsel ob und soll obwalten; es reizt den Leser aufs äußerste und nicht jeder wird es lösen. Die Dichterin (denn Arthur Freese ist ihr Pseudonym) hat mehr durch Verschweigen als durch Reden die Wirkung hervorzubringen versucht, die sie beim Leser hervorbringen will, ähnlich dem Schiller'schen Worte:

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

So viel steht geschichtlich fest, daß zur Zeit Christine's die Grafen von Mark und Ravensberg längst ausgestorben waren und doch erscheint Mark Ravensberg auf dem Titel des Buchs als Träger der Erzählung und im Laufe der letztern als die interessanteste, wann auch räthselhafte Persönlichkeit. Ebenso beruht es auf geschichtlicher Wahrheit, daß der Große Kurfürst um die Hand der Königin Christine ohne Erfolg geworben hat. Inwieweit sonst den Einzelheiten der Erzählung Wahrheit zu Grunde liegt, interessirt uns hier weniger. Das Schicksal und der Lebenslauf der unglücklichen Königin mag psychologisch richtig aus der Rene gefolgert werden können, welche sie die Dichterin nach Austheilung jenes Korbes empfinden läßt. Warum sie ihn ertheilte, ist eben jenes Räthsel, und schon die einfache Pflicht der Galanterie gegen die Dichterin gebietet auch der Kritik, Schweigen zu beobachten.

Die Erzählungsart beider Autoren ist grundverschieden; einfach, klar, kurz und doch innig und warm bei A. Stein; jedes Kind kann das Buch lesen und sich daran erfreuen, sodaß man wie bei allen frühern historischen Erzählungen des Verfassers, namentlich bei „Otto der Große und seine Brüder", welches der „Königin Adelheid" unmittelbar vorhergeht, die erzieherische Tendenz mit wahrer Befriedigung herausfühlt; — dagegen bei A. Freese verwickelt, wie es die Sache allerdings verlangt, oft heiß und glühend, oft abgebrochen und absichtlich verschleiert, dabei aber, soweit es das Räthsel erlaubt, klar und übersichtlich, zuweilen von bestrickendem Farbenglanze und hoher Beredsamkeit. Mit welchem Reichthume der Phantasie wird uns die Persönlichkeit Christinens und ihrer Hofdamen, ihres treuen Berathers und ersten Vormundes Axel Oxenstierna und ihrer sonstigen Umgebung, die Feierlichkeit beim Empfang der kurbrandenburgischen Gesandtschaft, das ganze Ceremoniell und Rede und Gegenrede geschildert! Wie blendend, ja aufregend erscheint das Bild des Aufbruchs zur Jagd mit den Gästen und die Bändigung des wilden Rosses Almansor durch Mark Ravensberg, welches die Königin gerade für ihn zu satteln befohlen hat! Wie fesselt uns die Dichterin an das Studirzimmer Christinens und welches Mitgefühl für sie weiß sie in jedem Leser zu erregen, wenn sie den Bericht ihres holländischen Gesandten empfängt, der ihr die Vermählungsfeierlichkeiten des Großen Kurfürsten mit der Prinzessin von Oranien in allen ihren einzelnen Herrlichkeiten erzählt, wenn sie ihn dann zum Theile noch ungelesen den Flammen übergibt, und auch dem Leser wird das Ende des Berichts vorenthalten. Er hat die Rene der Königin wachgerufen und sie auf das Krankenbett geworfen. Doch „Christina Wasa erstand und — ihr nach auf Schritt und Tritt eine Schlange. Sie schoß heran, umwand sie, raubte ihr den Athem, schlug ihren Giftzahn ihr in Hirn und Seele, reckte an ihrem Lager sich empor, vergiftete ihren Schlummer, zerwühlte ihre qualvollen Träume".

Beiden Dichtern auf allen ihren historischen Forschungen zu folgen, ist uns nicht möglich. Daß Adelheid wirklich von Berengar in einem unterirdischen Gefängnisse gefangen gehalten, daß die Königin wirklich durch kühne Minirer befreit worden ist, steht fest; ob Lothar aber an Gift, welches Berengar's Weib ihm reichen ließ, gestorben, und König Otto gerade durch den fahrenden Sänger Siegulf von diesen Dingen benachrichtigt wurde, mag dahingestellt bleiben. An hoher Tragik steht vielleicht Adelheid's Schicksal demjenigen der Königin Christine nicht nach. Aber der Dichter leiht dieser Tragik auf keiner Seite ein Wort, welches blendend und aufregend wirken könnte und sich von der ruhigen Bahn der Rede entfernte, die er im Anfang betritt und bis zum Schlusse nicht verläßt. Adolf Fleischmann.

Neue Lyrik.

1. Neue Gedichte von Sigmund Schott. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. Gr. 16. 2 M.
2. Lieder aus Schwaben von Wilhelm Elwert. Der Heimatlieder zweite veränderte Auflage. Stuttgart, Elwert's Selbstverlag. 1890. 12. 1 M.
3. In stillen Stunden. Lieder aus der Jugendzeit von Walter Hartmann. Leipzig, Danz. 1991. 8. 2 M.
4. Seerosen. Neue Dichtungen von O. Malybrok-Stieler. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 12. 2 M. 40 Pf.
5. Dichtungen von Heinrich Freimann (H. Bauerreiß). Wien, Huber u. Lahme. 1890. 8. 2 M.
6. Im Abendgold. Neue Dichtungen von Otto Sutermeister. Frauenfeld, Huber. 1891. 12. 4 M. 40 Pf.
7. Licht und Schatten. Dichtungen von Georg Schulpe. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Lyrische Dichtungen von Branko Radicsevics. Aus dem Serbischen frei übersetzt von Georg von Schulpe. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Abermals Lyrik! Auf keinem Gebiete des heutigen literarischen Marktes macht sich das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage so peinlich fühlbar wie auf dem der Lyrik. Der lyrische Heerbann von heute wächst, zumal bei uns in Deutschland, ins Unermeßliche. Tüchtige Leute zählen wir manche darunter, aber nur wenige Offiziere des Geistes.

Ein Offizier möge an der Spitze der im Nachfolgenden defilirenden lyrischen Schwadron marschiren —: Sigmund Schott! Von ihm liegen „Neue Gedichte" (Nr. 1) vor. Der durch sein freiheitliches Wirken in der würtembergischen Ständekammer wie im Deutschen Reichstage weithin bekannte Poet tritt hier mit Strophen und Liedern hervor, die ausschließlich in der Welt des Herzens und des Geistes wurzeln und trotz der parlamentarischen Bedeutung ihres Sängers alle politischen Themata beiseite lassen. Ein reiches Gedankenleben, eine große Gemüthsinnigkeit, viel vornehme Schulung des Geschmacks, viel Fülle des Wissens und Sicherheit des Urtheils, daneben eine zwar schlichte, aber gewandte Versification — das sind die hervorstechendsten Merkmale des Schott'schen Talents, wie es sich hier bekundet. Ein gewisses Moll der Empfindung, eine rückschauende Elegik, sanft und beschaulich gestimmt und zart malend, herrscht in diesen Gedichten vor, und nicht absichtslos stelle ich zur Kennzeichnung des Büchleins die folgenden Strophen hierher:

Vor langen Jahren.

Getümmel und Orchesterschall!
Vollauf ist der Studentenball
Zu Heidelberg im Gange.
Wie artig schwingen ihren Reihn
Die Professorentöchterlein,
Wie glühen Aug' und Wange!

Sieh dort, in mütterlicher Hut
Verborgen fast, ein junges Blut,
Gar schüchtern, unerfahren.
Vom Lande draußen ist das Kind,
So lieblich selbst, wie das Gewind
Moosrosen in den Haaren.

Erröthend schenkt sie mir die Tour;
Dann tranlich nicht die eine nur:
So viel, so viel ihr bleiben.
Mein Schützling hat mir's angethan;
Ich starre, wenn sich andre nahn,
Verdrossen durch die Scheiben.

Zum Abschied läßt sie mir die Hand
Und flüstert halb mir abgewandt:
„Es waren liebe Stunden."
Schon in der Frühe reis' ich fort,
Mit mir das unvergess'ne Wort:
„Es waren liebe Stunden."

Ein Jahr drauf komm' ich wieder hin:
„Wer weiß von meiner Tänzerin?" —
„Ach, die ist todt. Gerade
Drei Monde war's nach jenem Tag,
Daß jähem Fieber sie erlag:
Ist schade, wirklich schade!"

Ein halb Jahrhundert schon verstrich.
Wer denkt noch, holdes Kind, an dich?
Ins Leere bist verschwunden
Du, wie die Ballnacht; nur ein Greis,
Der wiederholt zuweilen leis:
„Es waren liebe Stunden."

Und neben so zart empfundenen Liedern bieten uns diese neuen Gedichte Schott's viel epigrammatisch zugespitzte Betrachtungen von eigenthümlicher Feinheit der Beobachtung und ungewöhnlicher Tiefe der Auffassung. Wie wahr z. B. das folgende Axiom:

Weltgeschichte.

Ein Buch voll trauriger Kapitel,
So vieles im Beginne gut,
Dem Fluch erliegend seiner Mittel
Und rauchend überall von Blut.

Wir sind ja Meister, zu verblümen
Die Greuel schnödester Begier:
Wir wissen Abel hoch zu rühmen
Und wie sein Bruder handeln wir.

Schott ist ein Dichter, an dem nichts gemacht ist und dessen Worte ausnahmslos den Stempel der Wahrheit und des Selbsterlebten an der Stirn tragen. Edle Schlichtheit der Empfindung wie des Ausdrucks charakterisirt sie, und die Phrase ist ihnen durchaus fremd. Der bereits Hochbetagte hat mit seinen bisherigen lyrischen Erzeugnissen bei weitem nicht die Anerkennung gefunden, die er verdient, und es sollte von allen denjenigen, die in deutschen Landen noch Sinn und Empfänglichkeit für Poesie und Schönheit haben, als Pflicht empfunden werden, bei Gelegenheit dieser neuesten Veröffentlichung Schott's für das edle Talent des Dichters mit der That warmer Propaganda einzutreten und so dem alternden Sänger zu dem ihm gebührenden, wenn auch verspäteten Ehren zu verhelfen.

An den Neckar und die Donau — da hier einmal von würtembergischen Dichtern die Rede ist — versetzen uns

auch die „Lieder aus Schwaben“ von Wilhelm Elwert (Nr. 2), die eine zweite veränderte Auflage der früher erschienenen „Heimatlieder“ desselben Dichters bilden. Aber sie stehen in jeder Hinsicht tief unter den Gedichten Schott's. Ist bei diesem alles fein empfunden und klar gedacht, so schneidet Elwert seine der schwäbischen Heimat gewidmeten, gutgemeinten Gedichte aus gröberm Holze. Ob er uns in die Burgen und Festen, die Schlösser und Ruinen der würtemberger Gaue führt oder mit wohlberechtigter Wärme der Ueberzeugung den edeln und biedern Schwabenstamm verherrlicht, ob er seine Leier in den Dienst des Preises der Großen unter seinen Landsleuten stellt oder die schöne Natur des Schwarzwaldes und der Alb in Liedern und Balladen feiert — immer haben wir die Empfindung: hier spricht zwar ein aus dem Borne einer aufrichtigen Begeisterung Inspirirter, aber kein eigentlicher Poet; es ist ein Element des Schwunglosen und Philiströsen in den Versen Elwert's, das uns ernüchternd und prosaisch berührt, und nur wenige dieser Gedichte eines Dilettanten bringen es zu einer leidlich poetischen Stimmung, wie etwa das

Lied der Waise.

Ich bin hier außen in der Welt
So einsam und allein;
Ich hab' nicht Acker, Haus und Feld;
Die Lust ist alle mir vergällt —
Ich möcht' begraben sein.

Nicht Vater, Mutter kannt' ich je;
Den Vater nannt' man mir,
Der droben in der Sternenhöh'
Die Schmerzen kennt und jedes Weh —
Der Vater hilft auch dir!

Nun fahr' ich in die Grub' hinab —
Deckt leicht die Erde zu!
Ich nehme mit mir, was ich hab';
Kein Bruder weint an meinem Grab
Und störet meine Ruh'.

Solche wirklich lyrischen Klänge gehören indessen unter den Elwert'schen Sachen zu den Seltenheiten, und man muß in Bezug auf diese Wahrnehmung ganz unwillkürlich ausrufen:

Wie viele Lieder müssen klingen,
Bis einmal kommt ein echtes Lied!

Der diese Verse sang, heißt Walter Hartmann. Von ihm liegen heute Lieder aus der Jugendzeit unter dem Titel „In stillen Stunden“ (Nr. 3) vor. Hartmann ist ein Talent, aber kein eigenartiges. Er hat in seinem Bändchen Lyrik des Hübschen und Anmuthigen manches zusammengefügt; manches Lied und manche Strophe gelingt ihm — gewiß! Allein die gelingen auch andern in dem gleichen Stile, und weder Hartmann noch die andern sind darum schon Poeten. Eigenes empfinden und Eigenes geben, es individualisiren und individuell herausheben — das ist's, was zu einem guten Theile den Dichter macht, und das mangelt Hartmann und den andern. Es ist wahr: Gefühl und Phantasie, Formsinn und dichterisches Wesen müssen dem Dichter dieser „Lieder aus der Jugendzeit“ nachgerühmt werden. Aber es fehlt ihm jedes selbständige Gepräge und das Schaffen aus dem Kerne einer eigenthümlichen Person heraus. Als Beweis für die ihm nachgerühmten guten Eigenschaften stehe hier indessen ein hübsches Lied Hartmann's:

Verzeihung.

Wo der Berg mit schroffen Wänden
Stürzt hernieder in den See,
Mußte einst ein Ritter enden —
Wanderer, hier betend steh'!

Weil mit Rauben nur und Morden
Er verfolgt das fremde Gut,
Traf des Himmels Blitz ihn dorten,
Und er stürzte in die Flut.

Noch zeigt man am Felsen oben
Jenes Strahles schwarzen Brand;
Fromme Beter stehn und loben
Des gerechten Schöpfers Hand.

Und sie kreuzen sich und sprechen
Litanei'n für seine Seel',
Um die Strafe abzuschwächen,
Die er trägt für seinen Fehl.

Doch mit jedem neuen Lenze
Sprießt dort aus des Felsens Schacht
Roth und frisch für viele Kränze
Alpenrösleins kecke Pracht.

Denn der Himmel will verkünden,
Daß er lange schon verzieh;
Waren noch so schwer die Sünden,
Ewig zürnt der Ew'ge nie!

Außer diesen von echter Humanität erfüllten Strophen sind aus der Hartmann'schen Sammlung noch die Lieder „Weltenloos“ und „Der Stärkste“, die Balladen „Gold“ und „1812“ rühmend hervorzuheben. Bedauerlich und entschieden tadelnswerth ist es, daß der Dichter sich die Kunst des Reims oft gar zu leicht macht. Die beiden Anfangsstrophen der letzterwähnten Ballade beweisen die Berechtigung dieses Tadels:

Der Hauptmann und zwei Soldaten,
Die letzten vom Regiment,
Sie suchten auf Winterspfaden,
Wer Deutschland finden könnt'.

Die tapfern Krieger wankten
Von Hunger gar krank einher;
Die Helden, die einstens prangten,
Erkannte keiner mehr!

Unter den hier angewandten vier Reimen sind nicht weniger als drei völlig incorrect, und von dergleichen Bastardreimen wimmelt leider das Hartmann'sche Buch. So etwas sollte nicht vorkommen. Die Zeiten sind dahin, wo in Deutschland solche Verstöße gegen den Wohlklang ungestraft gewagt werden durften, und wer heute bei uns reimen will, der darf sich beileibe nicht auf Schiller oder Goethe, auf Heine oder Freiligrath berufen, sondern muß sich Platen und seine Schüler — ich will unter den letztern nur Geibel nennen — zu Mustern nehmen. Das Ohr des modernen Lesers — richtiger: Hörers — ist nicht um-

sonst bei den letztgenannten Sprachbildnern in die Schule gegangen. So viel über die Hartmann'schen Gedichte!

Mit „Seerosen" (Nr. 4) tritt O. Malybrok-Stieler, bekanntlich eine Schwester des allzu früh verstorbenen bairischen Dialektdichters Karl Stieler, vor das Publikum, eine Sängerin von idealem Schwunge, deren bereits früher veröffentlichte Poesien („Lyrische Gedichte und Uebertragungen nach böhmischer Kunst- und Volkspoesie") wir in Nr. 46 d. Bl. f. 1887 rühmend besprachen. Dem großen Leben in Geschichte und Menschheit, in Natur und Geist weniger zugewandt, wurzelt O. Malybrok-Stieler mit ihrem Denken und Empfinden in der kleinen Welt persönlichen Seins. Ihr Kreis ist engbegrenzt, aber sie weiß, eine echte Dichterin, seinen Inhalt mit scharfem Geiste tief zu erfassen, in warmer Empfindung klar abzuspiegeln und aus nachschaffender Phantasie anschaulich herauszugestalten; sie ist nicht von großer Leidenschaft erfüllt; große Gedanken bewegen sie nicht, aber ihr Schaffen webt im Elemente einer gehobenen Stimmung; sie wandelt nicht auf der Höhe, aber ein Abglanz aus der Höhe fällt überall auf ihren Weg. Die Sammlung zerfällt in die Rubriken „Jugend" und „Reiferes Leben", unter denen begreiflicherweise die letztere das Bedeutendste und Eigenartigste enthält, soweit von Eigenart bei einer Dichterin überhaupt die Rede sein kann, die — das darf bei der Beurtheilung der Malybrok-Stieler'schen Poesie nicht außer Rechnung gelassen werden — eine scharf ausgeprägte eigene Weltanschauung nirgends bekundet, ein Mangel, der die Achillesferse dieser Poesie bezeichnet. Zu den besten Stücken der „Seerosen" gehören: „An den Schlummer", „Die Verwaiste", „Bitte" und vor allem die dem Andenken Karl Stieler's gewidmeten gemüthstiefen Lieder, die den edeln Sänger in ergreifenden Tönen feiern. Als Probe des Malybrok-Stieler'schen Talents stehe hier das nachfolgende Gedicht:

Nicht mehr sein.

Nicht mehr sein!
Nicht mehr schauen das himmlische Blau,
Den grünen Smaragd der Wiesen und Wälder,
Die wallende Saat der goldenen Felder,
Die farbigen Blumen auf blühender Au,
Nicht mehr sein!

Nicht mehr schauen die herbstliche Pracht
Glühender Farben an Busch und Bäumen,
Nicht mehr wachen und nicht mehr träumen,
Nicht mehr schauen die Sternenmacht,
Ist das so schwer?

So schwer zu scheiden für alle Zeit,
Ans ewige All sich hinzugeben?
Dies bischen Denken, dies bischen Leben
Zu tauchen in die Unendlichkeit,
Ist das so schwer?

Laß Genüge dir sein das Heil,
Geschaut zu haben auf Erden die Sonne,
Gelitten das Leid, gekostet die Wonne;
Du bist vom herrlichen Ganzen ein Theil,
Das ist genug!

Ein Atom von ihm, bist vom Hauche durchbebt
Göttlichen Geistes, vom ewigen Schimmer
Göttlichen Lichtes, du bleibst es immer,
Bist ein Theil vom All — und du hast gelebt —
Das ist genug!

Hier, wie in einigen andern Gedichten der Sammlung, ist ein unverkennbarer Anlauf zu einer bestimmten Stellungnahme gegenüber dem Kosmos und dem Menschenleben genommen. Aber dergleichen ich möchte sagen philosophisch programmatische Andeutungen sind in diesen Gedichten selten, und doch einzig und allein durch solche Aussprache nach der Seite gedanklichen Lebens hin hätte die Dichterin vermocht, ihre Erzeugnisse über die Region der bloßen Herzenslyrik hinaus in eine höhere Werthsphäre zu erheben.

Durchaus unterhalb dieser höhern Werthsphäre bewegen sich auch die „Dichtungen" von Heinrich Freimann (Nr. 5), einem Poeten, der sich mit seinem wahren Namen Heinrich Bauerreiß nennt. Es ist im ganzen conventionelle Lyrik ohne den Geist des Besonders- und Eigenartigen, dem wir hier begegnen. Eine beliebig herausgegriffene Probe — der Physiognomielose läßt sich auch durch die sorglichste Auswahl nicht charakterisiren — möge darthun, daß mindestens ein gebildeter Geist und eine anerkennenswerthe Formgewandtheit zu den Vorzügen dieser Gedichte gehören. Schlagen wir also die Freimann'schen Dichtungen auf gut Glück auf! Da ist ein Sonett, daß das mittlere Werthmaß dieser Poesien treffend kennzeichnet:

Leben.

Du kennst das Leben nicht, wenn du genossen
Das höchste Glück nicht hast, die reinste Wonne,
Wenn dir geleuchtet nicht die Freudensonne
Und du das Liebste nicht ans Herz geschlossen.

Du kennst es dann auch nicht, wenn hingeflossen
Die Tage dir in ungetrübter Helle,
Wenn nie betrat das Unglück deine Schwelle,
Begleitet von dem Kummer, seinem Sprossen.

Du kennst es nicht, wenn du nicht dein genannt
Das höchste Glück und es verloren wieder,
Wenn du nicht trauernd sahst auf Gräber nieder.

Was „leben" heißt — von wen'gen wird's erkannt,
Zu schreiten, in Erfüllung hoher Sendung,
Durch Glück und Leid zu geistiger Vollendung.

Sein Gediegenstes vollbringt Freimann indessen nicht auf dem Gebiete eigentlicher Lyrik, sondern auf dem der epischen Lyrik. Die auf bekannte Volkssagen begründeten Gedichte „Wirth am Berg", „Herzog Bernhard's Schwur", „Der Schmied von Ruhla" und andere bekunden ein hübsches, wenn auch, wie schon angedeutet, keineswegs markantes Talent für die erzählende Dichtung, was besonders auch von den beiden längern Stücken „Ein alter Fluch" und „König Rab und Délibáb" gilt.

Liegt die Stärke Freimann's im Epischen und Episch-Lyrischen, so zeigt sich Otto Sutermeister, der bekannte schweizerische Poet, zu dem ich mich jetzt wende, in seinen

neuen Dichtungen „Im Abendgold“ (Nr. 6) als besonders gerecht in epigrammatischen Sätteln. Seinem vorgerückten Alter entsprechend, umfaßt er die Zeit und die Zeiten mit reifem Sinne und beleuchtet sie auf nahezu allen Gebieten mit einem unerschöpflichen Raketenregen von Sentenzen und Sprüchen, von Funken des Geistes und der Phantasie, der uns fortwährend unter dem prickelnden Reize einer belebenden Anregung erhält. Hier ein paar jener Funken, die uns, wie das Buch auch, aus einer Gedankenreihe in die andere werfen:

Der Dutzend-Philologe.

Sechs Sprachen hat er gelernt und gelehrt,
Doch gesprochen nichts, was der Rede werth.

Gleichmacher.

Pflaum- und Birnbaum stritten lang
Um den Rang —
Da mit Zischen
Fuhr der Schlehendorn dazwischen:
„Närrisch euer Streit und Stolz!
Holz ist Holz!“

Erst dann sind Völker voll gereift,
Wenn sie mit andern im Bunde;
Ein Volk, nur auf sich selbst gesteift,
Geht an sich selbst zu Grunde.
Wie zu der Ehe gedeihlichem Ziel
Fremd muß mit Fremd sich mischen,
So müssen auch im großen Stil
Die Völker einander erfrischen.

Jeder führt ein Thier mit sich —
Bind' es an, sonst bindet's dich!

„Mens sana in corpore sano“ —
Piano!
In manchem heilen Leibe haust
Eine Seele, vor der dem Guten graust,
Und mancher Leib, zum Tod erblaßt,
Beherbergt einen göttlichen Gast.

Zeigt sich Sutermeister in seinen Anschauungen über Staat und Gesellschaft, über Geschichte und Wissenschaft, über Kunst und Literatur stets auf der Höhe der Zeit, so erweist er sich dagegen unsern Augen in seiner Auffassung von Kirche und Religion nicht selten als einseitig und befangen und hinter der wissenschaftlichen Forschung wie philosophischen Erkenntniß der Zeit stark zurückgeblieben.

Zum Schlusse einen Blick auf zwei neue Veröffentlichungen von Georg Schulpe, dem Verfasser von „Harfe und Harnisch“ und „Volke von Bardenfleth“, deren eine Eigenes, deren andere aber Angeeignetes enthält! Es sind Poesien unter dem Titel „Licht und Schatten“ (Nr. 7) und Uebertragungen der „Lyrischen Dichtungen“ des Serben Branko Radicsevics (Nr. 8), letztere in zweiter Auflage. Was zunächst die dem Herzog Ernst August von Cumberland gewidmete Sammlung „Licht und Schatten“ betrifft, so stellt sich uns in ihr der bekannte preßburger Barde von keiner neuen Seite dar. Die Vorliebe für romantische Sagenstoffe, namentlich für die des Nordens, welche den frühern Erzeugnissen Schulpe's eigen ist, tritt auch in diesem neuesten Hefte seiner Originaldichtungen charakteristisch in den Vordergrund. Ebenso kennzeichnend ist hier der an Schulpe gewohnte melodienreiche Ton im Liede. Der Ideengehalt von „Licht und Schatten“ ist nirgends neu oder gar bedeutend, aber immer fein und sinnig, die Form stets gewandt und einschmeichelnd, oft sangbar und zur Tonsetzung förmlich herausfordernd. Die gestaltenden Stücke gelingen, ganz im Einklange mit den frühern Sammlungen Schulpe's, unserm Dichter im ganzen besser als die empfindsamen, wie denn in der Lyrik der Anschauung und der epischen Lyrik zweifellos die eigentliche Stärke seines Talents liegt. Aber auch unter den rein liedartigen Dichtungen finden wir manches Ansprechende. Man höre z. B.

Glocken im Wald.

Im Frühling war's; ich ging im Wald —
Rings welch ein süß' Frohlocken!
Von Blüten umduftet, von Sang umschallt,
Und ferne klangen die Glocken.

In mir auch klang ein Geläut empor,
Tief aus des Herzens Grunde —:
Was ich genossen, was ich verlor
In sel'ger, in trauriger Stunde.

Da fiel ein Blatt vom zitternden Ast;
Ich sah ihm nach mit Bangen
Und klagte von seinem Los erfaßt:
„Wie balde seid ihr vergangen!“

Da bebt eine Knospe; es rauscht im Chor
Um mich ein süß Frohlocken:
„Noch schneller sind wir erblüht, du Thor!“ —
Von ferne klangen die Glocken. . . .

Unter den übrigen rein lyrischen Klängen des Hefts sind namentlich die Cyklen „Am Meeresstrand“ und „Waldgeflüster“ rühmend hervorzuheben. Alles in allem, darf gesagt werden: Schulpe's „Licht und Schatten“ verdient neben den frühern Werken des Sängers freundliche Aufnahme in weitesten Kreisen.

Und endlich desselben Dichters Uebertragungen des Radicsevics. Radicsevics! Ich gestehe, daß mir dieser serbische Sänger bisher nur dem Namen nach bekannt war, und ich kann nicht behaupten, daß ich aus den Schulpe'schen Uebersetzungen, wie gewandt sie auch sind, den Eindruck empfangen habe, in ihm eine Bekanntschaft von Gewicht gemacht zu haben. Schulpe aber nennt ihn in seiner Vorrede geradezu „den bedeutendsten Volkslyriker der serbischen Nation“. Wie, der bedeutendste? Wo bleiben denn ein Jovanović, ein Frusić u. a., deren Dichtungen zum Theile auch nach der Seite des Volksthümlichen hin keineswegs hinter diesen Liedern des, nebenbei bemerkt, 1853 im neunundzwanzigsten Lebensjahre verstorbenen Radicsevics zurückbleiben dürften? Wenn Schulpe seinem Liebling „weichen Schmelz“ und „blühende coloristische Kraft der Sprache“ in der Vorrede nachrühmt, so darf

dieses Urtheil, soweit es sich auf Grund einer Uebersetzung überhaupt fällen läßt, gern angenommen werden; auch muß anerkannt werden, daß viel natürliches Leben und kräftige Bildwirkung in diesen Liedern eines anerkennenswerthen Talents unleugbar ist. Aber die Berechtigung der Bezeichnung: „Der große Volkspoet", die Schulpe diesem Sänger vom Strande der Morawa gibt, leuchtet aus den hier gesammelten und übertragenen Poesien einem unbefangenen Leser wol kaum ein. Ergreifend dem Inhalte wie der Form nach ist übrigens das Abschiedspoem des sterbenden jungen Dichters, das hier zum Schlusse eine Stelle finden möge:

Ausklang.

Rings von den Bäumen die Blätter wehn,
Die Blüten welk und fahl.
Ich werde nimmer, ach, nimmer sehn
Im jungen Grün das Thal!
Ich bin schon müd' und schlummerschwer;
Die Augen fallen mir zu;
Mein Leib erschlafft; es winkt, es winkt
Die ew'ge Todesruh';
Die Zeit naht, wo ich scheiden muß,
Mein schöner Traum von dir.
Leb' wohl, du Sonne, mein Lenz, leb' wohl!
Muß scheiden, muß fort von hier.
Ich hätte noch so gern, so gern
Euch Alle, ihr Lieben, geschaut,
Noch gern dem Tosen des Donners gelauscht,
Der Vögel flötendem Laut,
Der kleinen Quelle im blum'gen Geheg,
Dem blauen rauschenden Fluß.
Mein Lebenstraum dem Meere naht,
Das bald mich verschlingen muß. —
Auch ihr, meine Lieder, lebt wohl, lebt wohl!
Ich lasse euch hier verwaist;
Einst wollt' ich den Regenbogen selbst
Vom Himmel holen, um euch damit
Zu schmücken; ich war bemüht,
Die Stern' zu erbeuten, ich dacht', ihr seid
Noch schöner, von ihnen umglüht.
Verschwunden ist nun der Wolken Geleucht;
Ich seh' auch die Sonne nicht,
Verschwunden, verschwunden für ew'ge Zeit
Der Sterne liebliches Licht!
O, Lieder, was ich euch geben wollt',
Entschwand schnell, wie mein Glück.
O, meine Lieder, ich lasse euch
Verwaist und arm zurück.

**

Neues zur baltischen Geschichtsliteratur.

1. Festschrift der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zur Feier ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens. Herzog Jakob's von Kurland Colonien an der Westküste von Afrika von H. Diederichs. Mitau, Besthorn. 1890. 4. 3 M.
2. Materialien zur Geschichte Kurlands unter Herzog Friedrich. Von Ernst Seraphim. (Separatabdruck aus dem Jahresbericht der felliner literarischen Gesellschaft.) Dorpat, Laakmann. 1890. 8.
3. Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Aelteren von Berson ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen. Herausgegeben im Auftrage der Gräfin Marie von Przezdziecka, geb. Gräfin Tyzenhaus. Leipzig, P. Hobbing. 1890. 4. 30 M.
4. Livland als Glied des Deutschen Reichs vom 13. bis 16. Jahrhundert. Ein Vortrag von Otto Harnack. Berlin, G. Reimer. 1891. 8. 50 Pf.
5. Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Ehstländischen literarischen Gesellschaft. Vierter Band. Drittes Heft. Reval, Kluge. 1890. 8. 2 M.
6. Das älteste Amtsbuch der Schmiede zu Riga und der Schragen derselben von 1578. Von Konstantin Mettig. (Programmschrift der Stadt-Realschule zu Riga.) Riga, Häcker. 1891. Gr. 8.
7. Bodecker's Chronik livländischer und rigaischer Ereignisse 1593—1636. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Bearbeitet von J. G. L. Napiersky. Riga, Kymmel. 1890. Gr. 8. 4 M.
8. Von den 14000 Immatrienlirten Dorpats. Streifzüge in das „Album Academicum" der kaiserlichen Universität Dorpat. Von G. Otto und A. Hasselblatt. Dorpat, Mattiesen. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.
9. Vaterland, Volksthum und Staat. Streiflichter auf die gegenwärtige Nationalitätenfrage. Von B. Augurti. („Zeitfragen des christlichen Volkslebens", Bd. 16, Hft. 2.) Stuttgart, Belser. 1891. 8. 1 M.
10. Aus den russischen Ostseeprovinzen. Von einem Deutschen. Erlangen, Junge. 1891. 8. 60 Pf.

Unter den neuesten Veröffentlichungen zur baltischen Geschichtsliteratur dürfte Heinrich Diederichs' Festschrift „Herzog Jakob's von Kurland Colonien an der Westküste von Afrika" (Nr. 1) das größte Interesse außerhalb der baltischen Lande beanspruchen. Colonialpolitik im schwarzen Erdtheile ist ja heute mehr denn je ein Gegenstand, dem sich die allgemeinste Theilnahme zuwendet, wie sollte es da nicht lohnen, den Spuren der Thätigkeit eines bedeutenden Herrschers nachzugehen, der bereits vor mehr als 200 Jahren seine Schiffe in die weite Welt sandte und wie in Westindien, so auch im Westen Afrikas Colonien zu gründen strebte?

Herzog Jakob von Kurland ist heute ein fast vergessener Fürst zu nennen. Nicht einmal Droysen kannte ihn bei seinem richtigen Namen, und doch war Jakob ein Fürst, dessen vortreffliche Eigenschaften, um mit einem neuern Historiker zu reden, den größten Thron geziert haben würden. Er war ein Herrscher von weitem Gesichtskreise, er kannte die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten, und, obwol er nur ein kleines Land sein eigen nennen konnte, so spähten seine handelspolitischen Pläne weit über Europa hinaus in die gesammte neue Welt. Willensstärke, Ausdauer, Zähigkeit zeichneten ihn aus. Auf seinen großen Reisen in Frankreich, England und Hol-

land hatte er die Ideen des sogenannten Merkantilsystems in sich aufgenommen. Er war ein guter Landwirth und ein Kaufmann großen Stils. Den Handel seines Herzogthums auszubreiten, war seine größte Sorge. Herzog Jakob hat noch vor dem Großen Kurfürsten, seinem Schwager, Colonien gegründet. Aber während dieser thätige Mitarbeiter hatte, stand Herzog Jakob ganz allein, nur auf sich angewiesen, da. Des Großen Kurfürsten volkswirthschaftliche Ueberzeugungen waren auch die Jakob's: „Der gewisseste Reichtumb und das Aufnehmen eines Landes kommen aus dem Commereium her" und „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser oder auch durch die Manufacturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen".

Die Geschichte von Herzog Jakob's Niederlassung auf der westindischen Insel Tabago hat bereits vor 19 Jahren Hugo Sewigh in der „Baltischen Monatsschrift" ausgezeichnet geschrieben. Diederichs beschäftigt sich nun damit, den Theil der handelspolitischen Thätigkeit Herzog Jakob's zu schildern, der auf Westafrika gerichtet war. Dies geschieht in fesselnder Weise auf Grund des reichen Actenmaterials im Archive der kurländischen Ritterschaft und im ehemaligen herzoglichen Archive zu Mitau.

Im Jahre 1649 zeigte sich die erste Spur einer überseeischen Handelsunternehmung bei Herzog Jakob. Seit 1650 hatte er in dem Kaufmann Henry Momber in Amsterdam einen tüchtigen Factor und Agenten, dem er den Auftrag ertheilt, eine Anzahl von Kaufleuten dazu zu bewegen, eine Compagnie für den Handel nach Guinea zu bilden. Momber aber räth, Jakob solle auf eigene Hand „abentheuren", und nun läßt der Herzog in größter Eile auf den Werften von Windau und Goldingen Schiffe bauen. Er besaß deren schließlich nicht weniger als 44, mit Geschützen vortrefflich ausgerüstet, außerdem noch 15 ohne Geschütze und 60 Handelsschiffe. Die Verhandlungen mit den Generalstaaten über seine Colonialpläne fielen nicht in einem Jakob günstigen Sinne aus. Im Jahre 1651 erwarb er selbständig vom Könige von Cumbe für eine ansehnliche Geldsumme die im Gambia belegene, zehn Seemeilen von der Mündung des Flusses belegene kleine Insel St.-Andreas. Er kaufte dann noch das Gebiet Gilffree (heute Dschillifree) und das Territorium Bayona. Er erbaute Forts; der festeste Platz wurde St.-Andreas. Später kaufte er noch vom Könige von Kassan ein 60 Meilen stromaufwärts am Gambia gelegenes Gebiet. „Er war jetzt ziemlich Herr auf dem Gambia; seine Forts beherrschten den Strom; ohne seine Zustimmung konnten keine fremden Handelsschiffe ihn befahren." An der Spitze der Insel stand ein Gouverneur; in der Festung lag eine Besatzung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß des Herzogs Colonialplänen die heftigsten Widersacher erwuchsen, zumal er auch auf Ausbreitung des Christenthums, insbesondere des evangelischen Glaubens bedacht war. Zunächst entstanden dadurch unangenehme Verwickelungen, daß der Pfalzgraf Ruprecht der Cavalier, Sohn des Böhmenkönigs Friedrich und Neffe Karl's I. von England, nach der Hinrichtung seines Oheims Raubzüge gegen englische Schiffe unternahm und 1652 auch im Gambia erschien. Nach vielen Bemühungen gelang es Jakob, mit den Generalstaaten und mit Cromwell Neutralitätsverträge zu schließen.

Wir können hier nicht darauf eingehen, über die Geschichte der kurländischen Colonie des Nähern zu berichten, wir wollen nur auf das interessante Buch selbst aufmerksam machen und erwähnen, wie gerade zu einer Zeit, als der Besitz seiner Colonien dem Herzoge gesichert schien, die Katastrophe in seinem Herzogthume eintrat, die des kühnen, großen Herrschers Pläne auf einmal zerstörte. Herzog Jakob wurde ein Opfer schwedischer Hinterlist. Die Schweden brachen 1658 in Mitau ein und führten den Herzog in die Gefangenschaft nach Iwangorod. Erst 1660 kehrte er in sein Land zurück. Das Unglück des Fürsten nutzte die holländisch-westindische Compagnie aus, um sich der Colonie als lange erwünschter Beute zu bemächtigen. Doch ihnen blieb der Besitz nicht, durch einen Gewaltact wurden 1661 die Engländer Herren der kurländischen Colonien. Alle langjährigen Bemühungen Jakob's, in seinen Besitz zurückzugelangen, blieben erfolglos:

> Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist die kurländische Flagge an der Küste Westafrikas nicht mehr gesehen worden und in den Stürmen des Nordischen Kriegs ging der ganze auswärtige Handel Kurlands zu Grunde. ... Heute ist von den Colonialunternehmungen Herzog Jakob's am Gambia nichts übrig als für den Kurländer eine stolze Erinnerung an eine längst entschwundene Zeit.

Wir betrachten die Arbeit von Diederichs nur als eine Abschlagszahlung auf die Geschichte Herzog Jakob's, die mehr als jeder andere er zu beschreiben befähigt ist.

In einer zweiten, ein Stück kurländischer Geschichte behandelnden Schrift (Nr. 2) veröffentlicht Ernst Seraphim, einer der jüngern baltischen Historiker, Oberlehrer am Landesgymnasium zu Fellin, eine Reihe von Relationen des kurländischen Gesandten Otto von Grotthuß, eines der bedeutendsten Staatsmänner Kurlands, über seine 1626 an den warschauer Hof unternommene Mission, die dahin ging, König und Reichstag günstig dafür zu stimmen, daß sie gewisse Forderungen Gustav Adolf's, dessen Soldateska Kurland schweren Schaden zufügte, bewilligten, namentlich den geplanten Neutralitätsvertrag Kurlands bestätigten und ratifieirten.

Das Werk über Heinrich von Tiesenhausen (Nr. 3) stellt sich zunächst äußerlich in vortheilhaftester Weise dar: ein stattlicher Quartband von etwa 400 Seiten, auf schönem, starkem Büttenpapier sorgfältig und sauber gedruckt, ist dieses vornehm und reich ausgestattete Werk in technischer Beziehung eine Musterleistung. Das großartige Vermögen, über das die Herausgeberin, die im verflossenen Jahre in Warschau verstorbene Gräfin Przezdziecka, ein Abkömmling jenes Heinrich von Tiesenhausen, verfügte, gestattete diesen

wie so manchen andern Aufwand, den die Gräfin zum Ruhme ihrer Vorfahren gemacht hat. Die kostbaren beiden Glasgemälde im rigaischen Dome hat sie ihrem verstorbenen Bruder, dem letzten männlichen Sprossen der Tiesenhausen polnischen Zweiges, dem Grafen Reinhold Tyzenhaus auf Rakischki und Postawy (im jetzigen russischen Gouvernement Kowno) zum Andenken errichtet, und das vorliegende Buch hat sie ihren Söhnen und Enkeln, den Nachkommen des um die Förderung polnischer Geschichtsforschung, im besondern um die Herausgabe der Werke des Jan Dlugosz verdienstvollen Grafen Alexander Przezdziecki gewidmet.

Dem kostbaren äußern Gewande entspricht durchaus an Reichthum der Inhalt des Prachtwerks.

Heinrich von Tiesenhausen entstammte einem der angesehensten Geschlechter des alten Livland. Es war mit Güterbesitz reich gesegnet. Ein Engelbert von Tiesenhausen ist uns bereits als Zeitgenosse und Mitarbeiter des Bischofs Albert, des Gründers von Riga, bekannt. Die Tiesenhausen breiteten sich weit im Lande aus. Im Jahre 1556 gab es 96 lebende männliche Tiesenhausen, die 6 Schlösser und 46 Höfe besaßen und 246 Pferde zu Felde hatten.

Ueber das Leben des Heinrich von Tiesenhausen, dem das obige Buch gewidmet ist, sind wenig Einzelheiten bekannt. Etwa um 1520 geboren, gelangte er noch in jungen Jahren durch Erbschaft und Kauf zu großem Güterbesitz. Unter anderm wurden die alttiesenhausenschen Besitzungen Berson und Kalzenau sein eigen. Er bewirthschaftete seinen Grund und Boden selbst, mit größter Sorgfalt und seltener Umsicht. Damit war seine Thätigkeit aber nicht erschöpft. Er war auch Rath des rigaischen Erzbischofs und, als im Jahre 1558 die Russen in Livland einbrachen, wurde das erzstiftische Bannerherrnamt, das seine Vorfahren, so oft die Noth des Landes das erforderte, getragen hatten, von Wilhelm von Brandenburg Heinrich von Tiesenhausen „im offenen Felde vertrauet und befohlen". Es glückt ihm, die Russen zu schlagen, bald darauf wird aber das gesammte erzstiftische Aufgebot von den Russen auseinandergesprengt. Seine Thätigkeit als Staatsmann im Dienste des Markgrafen und als Richter hatte größere Bedeutung als seine militärischen Leistungen. Von allen Seiten hart bedrängt, vom Deutschen Reiche preisgegeben, von Dänemark und Schweden im Stiche gelassen, suchte endlich Erzbischof Wilhelm seine einzige Rettung im engen Anschluß an Polen, das damals weit und breit in Ansehen und Macht dastand. Heinrich von Tiesenhausen wurde mit ausgedehnten Vollmachten an den Königshof Sigismund August's gesandt. Dieser forderte vollständige Unterwerfung. Sie erfolgte auch unter den Bedingungen, wie sie im berühmten Privilegium Sigismundi Augusti enthalten sind. Es ist aber wol darauf hinzuweisen, daß Heinrich von Tiesenhausen nicht gerade gern und mit Freudigkeit sich und sein Vaterland den Polen in die Arme warf. Aber er wie sein Lehnsherr hielten fest an der polnischen Politik, weil sie damit dem Lande noch am meisten zu nutzen meinten.

Seinem Patriotismus mußte Heinrich von Tiesenhausen große Opfer bringen. Nicht allein daß er sein eigenes Stammschloß den Polen als Pfand für die von Polen zugesicherte Hülfe überließ, er mußte erleben, daß Frau und Kinder in die Verbannung nach Rußland geschleppt und viele Jahre in Gefangenschaft gehalten wurden. Die Gattin kehrte nach langjähriger Trennung in die Heimat zurück, Söhne und Töchter aber sind meist in Rußland verdorben und gestorben. Heinrich von Tiesenhausen starb am 6. Mai 1600. In der Muße seines Landlebens, das ihm in den letzten Jahrzehnten seines Lebens friedlicher verlief, hat er sich eingehend mit der Geschichte seiner Heimat und seiner Familie beschäftigt. Hierfür legen werthvolle Arbeiten Zeugniß ab. Das vorliegende Werk macht uns mit ihnen bekannt.

An erster Stelle begegnen wir der „Geschlechtsdeduction der Familie von Tiesenhausen", die der frühverstorbene Richard Hasselblatt herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und Registern versehen hat. Vor fast hundert Jahren bruchstückweise in den „Neuen nordischen Miscellaneen" veröffentlicht, liegt uns jetzt der Text dieser reichhaltigen Familiengeschichte vollständig vor. Beim Abdrucke ist die Rechtschreibung des Originals völlig unverändert beibehalten worden, was das Lesen allerdings etwas erschwert. Sehr wichtig für die Wirthschaftsgeschichte Livlands sind die an zweiter Stelle abgedruckten, aus Heinrich von Tiesenhausen's Feder stammenden „Jahrrechnungen von 1578 bis 1593", die genaue Angabe über Preise, Löhne, Verpachtungen, Ernteergebnisse enthalten. Es folgen ein „Rechenschaftsbericht über verwaltete Kleinodien" nach einem Autogramm Heinrich von Tiesenhausen's und Aufzeichnungen desselben über das „Inventarium der Kirche zu Berson 1577 und 1593", sowie „Kirchen- u. s. w. Rechnungen von 1583 bis 1593." Den Schluß des Werks bilden Urkunden, Heinrich von Tiesenhausen's Testament u. a. m. Dem Abdrucke der Schriften Tiesenhausen's voraus geht seine Lebensgeschichte, aus der Feder eines ungenannten Verfassers.

Das ganze Werk ist eine werthvolle Bereicherung der livländischen Geschichtsliteratur.

In einem jetzt als Sonderabdruck aus dem Aprilhefte der „Preußischen Jahrbücher" erschienenen Vortrage, den er im berliner historischen Vereine gehalten hat, stellte sich Otto Harnack (Nr. 4) die Aufgabe, an der Hand bekannter, aber ihrem Werthe nach in Deutschland nicht gehörig gewürdigter urkundlicher Zeugnisse das Gedächtniß daran aufzufrischen, daß Livland mehr als drei Jahrhunderte lang Glied des Deutschen Reichs gewesen ist, daß die Geschichte Livlands einen Theil der deutschen Colonialgeschichte bildet: eine Thatsache, die gegenwärtig leider nicht mehr im Bewußtsein des deutschen Volks lebt. Wir haben alle Ursache, dem Verfasser für seine kleine Broschüre, die in knapper Form ohne viel Raisonnement das Wesentlichste, wessen wir zu unserer Belehrung bedürfen, bietet, dankbar zu sein, und heben noch hervor, daß Karl V. das aschaffen-

burger Concordat auch auf den Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat, Kurland, Oesel und Reval ausdehnte,

da Livland von Deutschen den Heiden abgewonnen, seine Regenten, Herren, Edlen, die Obrigkeiten in Städten, Flecken und Schlössern, die Kaufleute an den Handelsplätzen sich deutscher Sprache, Sitte und deutschen Rechts bedienten, auch stets den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt, ferner jene fünf Stifter stets zur deutschen Nation und ihre Prälaten zu den Fürsten des heiligen Reichs gezählt worden.

An Betheuerungen des Mitleids, der innigen Theilnahme an den Geschicken des gedrangsalten Livland fehlte es im Deutschen Reiche damals wie heute nicht; aber mit kräftiger Hand etwas für das Land zu thun, vermochte es nicht. Es ist nur allzu wahr, was der Verfasser am Schlusse seiner beherzigenswerthen Broschüre sagt: wer im letzten Grunde den kläglichen Zustand in Livland verschuldet hatte, war das Deutsche Reich, welches die entscheidende Stellung an der Ostsee selbst aufgegeben und in die allzu schwachen Hände Polens und Schwedens gelegt hatte.

Aus dem Inhalte der „Beiträge der estländischen literarischen Gesellschaft" (Nr. 5) heben wir hervor die von J. W. Dehio gegebenen Mittheilungen über die Medicinalverhältnisse Alt-Revals (die Badstuben, Wundärzte, Aerzte und Apotheker). Das Material hierzu boten die reichen Schätze des revaler Stadtarchivs, über denen jetzt wieder das Schwert des Damokles drohend schwebt, denn es heißt, das Stadtarchiv solle in den großen Oecan der moskauer Archive aufgehen; damit ist gesagt, daß seine Benutzung einfach unmöglich gemacht wird. Den ersten Theil einer längern fesselnden Arbeit gibt Oskar Stavenhagen über Freibauern und Landfreie in Livland während der Ordensherrschaft. Zunächst behandelt er die Entwickelung der Verhältnisse bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Der emsige Verfasser der „Beiträge zur Geschichte der rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert (Riga 1883)", Konstantin Mettig, hat durch die von ihm veranstaltete Veröffentlichung des „Aeltesten Amtsbuchs der Schmiede zu Riga und der Schragen derselben von 1578" (Nr. 6) zwei neue werthvolle Quellen für die Zunftgeschichte der einstmaligen Hansestadt an der Düna der wissenschaftlichen Ausbeutung erschlossen. Die Schmiede in Riga werden, so kann man mit Recht vermuthen, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhunderte eine Zunft gebildet haben; aber erst im Jahre 1382 lassen sie ihren ersten Schragen bestätigen, dessen Text wir bereits aus Bunge's livländischem Urkundenbuch kennen. Im Jahre 1399 sind die Gesellen des Schmiedeamts so zahlreich vertreten, daß sie sich zu einer gesonderten Compagnie vereinigen. An handschriftlichem Material aus dem 15. Jahrhunderte war seither nichts bekannt. Darum erregte es viel Freude, als die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in dem von ihr erworbenen Theile des Nachlasses eines bekannten baltischen Bibliophilen und Handschriftensammlers, Albert Pohrt, vor rund drei Jahren das jetzt im Wortlaut veröffentlichte Amtsbuch entdeckte. Es umfaßt die Jahre 1428 bis 1530 und füllt seinem Inhalte nach eine Lücke von einem vollen Jahrhundert. Die vielen neuen und höchst interessanten Einzelheiten über die Entwickelung des Schmiedehandwerks, die sich da vorfinden, machen das Amtsbuch zu einer sehr wichtigen und reichhaltigen Quelle für die Geschichte des rigaischen Handwerks. Der Abdruck ist sorgfältig. Ein Personenregister fehlt nicht.

Der Verfasser, der einen Baustein nach dem andern zu einer rigaischen Zunftgeschichte zusammenträgt, würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er seine zunftgeschichtlichen Studien fortsetzen und uns eine zusammenhängende Gewerbegeschichte Rigas bis in die neueste Zeit schreiben wollte. Er besitzt die erforderlichen Kenntnisse und die für ein solches Werk nöthige Ausdauer. Zunächst freilich sehen wir seiner Geschichte der Schwarzen Häupter in Riga mit Interesse entgegen.

Das vorliegende Buch ist die Programmschrift der rigaischen Stadtrealschule für das Jahr 1890, an der Mettig als Geschichtslehrer thätig ist. Es könnte leicht sein, daß es die letzte in deutscher Sprache gedruckte Programmschrift dieser Anstalt ist, denn auch die Realschule wird, wie die übrigen Schulen der Stadt Riga, in wenigen Semestern eine ganz russische Anstalt sein. Heute ist sie es bereits theilweise. Das ist es, woran wir beim Studium der Schrift auch haben denken müssen.

Leonhard Napiersky, der durch seine musterhaften Ausgaben der ältesten Stadtrechte, der Libri redituum und der Erbebücher der Stadt Riga bekannt gewordene hochverdiente Rechtshistoriker, hat die Vollendung des Drucks von Bodecker's Chronik (Nr. 7), die er sorgfältigst vorbereitet hatte, nicht mehr erlebt. Am 11./23. October 1890 wurde er durch einen raschen sanften Tod der baltischen Geschichtsforschung, zu deren berufensten Vertretern er gehörte, entrissen.

Die vorliegende erste Veröffentlichung von Bodecker's Chronik ist auf Veranlassung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga, deren Präsident Napiersky der Sohn war, wie es einst sein Vater, einer der ersten Namen der livländischen Geschichtsforschung, Karl Eduard Napiersky, gewesen ist, erfolgt und als Festschrift der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu ihrem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum, November 1890, gewidmet worden.

Die Chronik hatte es schon lange verdient, bekannt gemacht zu werden. Da sie gleichzeitig erfolgte Aufzeichnungen enthält aus der Feder eines Mannes, der zu Ende des 16. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Riga gelebt und offenbar gute Beziehungen zu den leitenden Kreisen gehabt hat, ist sie außerordentlich werthvoll. Ueber den Verfasser selbst sind keine genügenden Nachrichten erhalten. Wir wissen nur so viel, daß er Troelus Bodecker hieß. Der Chronik selbst lassen sich nur

wenige allgemeine Züge zu seiner Charakteristik entnehmen. Er schreibt sehr schlicht und einfach, oft incorrect, wird also wol keine höhere Bildung besessen haben. Er gibt sich aber als Mann von offenem Blicke für die Ereignisse seiner Zeit zu erkennen. Riga wird besonders eingehend berücksichtigt. Oft bringt er Urkunden in ihrem ganzen Wortlaute, so theilweise die Correspondenz der Stadt mit König Gustav Adolf während der Belagerung von 1621. Er ist ein guter Patriot, ein Feind der Jesuiten, ein glühender Verehrer des großen Schwedenkönigs.

Die vorliegende Ausgabe umfaßt die Jahre 1593 bis 1638 und ist vorzugsweise nach einer in der rigaischen Stadtbibliothek befindlichen Handschrift aus der zweiten Hälfte des 17. oder dem Anfange des 18. Jahrhunderts erfolgt, wobei eine zweite weniger reichhaltige, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammende Handschrift mit berücksichtigt worden ist.

In den letzten Wochen, nachdem das Buch bereits in alle Richtungen versandt worden war, haben zu anderm Zwecke unternommene archivalische Forschungen im Archive der großen Gilde zu Riga ergeben, daß die Handschrift, die Napiersky seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat, eine Copie der jetzt aufgefundenen, vom Aeltermann Georg Plönnies mit eigener Hand genommenen Abschrift von Bodecker's Chronik ist. Ferner aber hat sich auch eine Fortsetzung von Bodecker's Chronik gefunden, die bis zum Jahre 1652 reicht und unter anderm sehr ausführlich über Handelsangelegenheiten berichtet: über Verordnungen, die den Handel mit Rußland und Holland betreffen, über damals begründete Hanfcompagnien u. s. w. Aber auch auswärtige politische Angelegenheiten, wie der Krieg zwischen Dänemark und Schweden von 1644, werden eingehend behandelt.

Es ist wol sehr zu bedauern, daß Napiersky hiervon nicht Kenntniß gehabt hat. Im übrigen ist die vorliegende Ausgabe mit der musterhaften Sorgfalt bewerkstelligt worden, die alle Napiersky'schen Veröffentlichungen auszeichnet.

Auf die große Bedeutung des „Album Academicum der Universität Dorpat" ist bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1890 hingewiesen. In einer neuerdings erschienenen Schrift: „Von den 14000 Immatriculirten Dorpats" (Nr. 8) machen sich die Herausgeber des Albums, Kreisarzt Dr. G. Otto in Mitau und Redacteur A. Hasselblatt in Dorpat an die Arbeit, das reiche Material des Albums nach bestimmten Gesichtspunkten zu verarbeiten und die große Frage zu beantworten: was die Universität Dorpat in ihren 14000 Jüngern geleistet habe. In mehr als zwanzig Abschnitten erhalten wir die Antwort darauf. Auf den Inhalt hier einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Wir machen aber auf „das glänzendste Kapitel der Geschichte der Universität Dorpat und zugleich auf das glänzendste dieses Buchs" aufmerksam. Es ist der Abschnitt von den Akademikern, Professoren und Docenten. Er belehrt uns darüber, daß aus der Universität Dorpat in den 88 Jahren ihres Bestehens hervorgegangen sind: 18 Akademiker der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft zu St. Petersburg, 71 dorpater Professoren, 100 Professoren anderer Universitäten Rußlands, 39 Professoren ausländischer Universitäten, 38 Docenten und Lectoren in Dorpat (ungerechnet die nachmaligen Professoren), 29 Docenten und Lectoren an andern Universitäten Rußlands, 10 Docenten an ausländischen Universitäten. Nicht lebhafter als durch diese Zahlen kann bewiesen werden, was Dorpat für Rußland und Deutschland — denn die meisten Universitätslehrer sind dahin gegangen — geleistet hat.

Zum Schlusse erwähnen wir zweier politischer Broschüren. Die eine von ihnen, „Vaterland, Volksthum und Staat" (Nr. 9) mit ihrem reichen Inhalte von geistvollen Gedanken, getragen von warmer Vaterlandsliebe, voll Ernst und Frömmigkeit hat uns erhoben und erfrischt. Sie sei jedem guten Deutschen, den das Geschick der Ostseeprovinzialen nicht gleichgültig läßt, aufs wärmste zur Lektüre empfohlen. So wohl aber die Lektüre dieser bemerkenswerthen Broschüre thut, so sehr stößt die „von einem Deutschen" (!) geschriebene Broschüre, die sich „Aus den russischen Ostseeprovinzen" (Nr. 10) nennt, ab durch den rohen Ton, mit dem sie nur das eine predigt, daß der Ostseeprovinziale nichts Besseres zu thun habe, als sich dem Russenthume in die Arme zu werfen. Von den zehn Schriften, die wir hier besprochen haben, sind neun von inniger Liebe zur baltischen Heimat erfüllt, die zehnte ist das Machwerk eines gesinnungslosen unlautern Menschen, dem das Land, in das er gekommen ist, nur dazu gut ist, nach Möglichkeit zu eigensüchtigen Zwecken ausgenutzt zu werden. So viel von diesem Schandlibell! B. P.

Feuilleton.

„Die Revolution in der bildenden Kunst" bespricht sehr ausführlich und vielfach sachgemäß Robert Mielke (Berlin, Julius Bohne, 1891). Er will die gegenwärtige naturalistische Strömung in der bildenden Kunst auf ihre Berechtigung hin prüfen, fällt dabei oft einzelne richtige Urtheile, beherrscht aber zu wenig die obersten entscheidenden Gesichtspunkte. Er scheint ein in seiner Weise befähigter, aber noch nicht ausgereifter Mann zu sein, der aber das Zeug hat, ein wirklich beachtenswerthes Wort mitzusprechen in dem Geisteskampfe unserer Tage. Am meisten beanstanden wir, daß er sich scheut, offen eine Entartung und einen Niedergang der Kunst anzuerkennen; wenn er sagt: „Eine neue Schönheit wird der gärenden Gegenwart erstehen, deren Norm wir nur erst ahnen", so ist es ein Glaube, welcher nicht mehr Berge, sondern geradezu Gebirge versetzt. Geradezu phrasenhaft ist der Ausspruch: „Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ist die Individualität, die immer noch so rein menschlich ist wie zu Adam's Zeiten." Mielke verlangt: die heutige Kunst soll national volksthümlich werden; darunter versteht er, daß „die öden weiten Marschlande

Hannovers und Oldenburgs wieder (?) hof- und kauffähig werden". „Das Ringen um die socialen Ideale ist das Charakteristikum unserer zeitgenössischen Kunst; Adolf Menzel ist der Vater unserer Socialisten mit der Palette; das Elend bewegt sich nicht auf dem Parket, sondern auf dem kerngesunden und verbesserungsfähigen Boden der Alltäglichkeit. . . . Auch das Gefühlsleben des verkommensten Geschöpfes ist noch Material genug für den Bildner.... Homer, Dante und Don Quixote haben die Vorbilder für die Kunst gestellt jahrzehntelang." Andererseits sagt derselbe Verfasser: „Der Naturalismus geht leicht in sein Extrem über; die bloße Wirklichkeit im Bilde wirkt langweilig und nüchtern. Die Freilichtmalerei sucht einen bestimmten, der deutschen (nordischen?) Landschaft angepaßten Farbenklang. . . . Im bloßen Zerstören alter Anschauungen liegt noch kein Fortschritt. Wahrheit im kleinen ist nicht Wahrheit im großen; letztere ist Offenbarung. . . . Pose ist nicht Poesie.... Unser Stadtpublikum will Schaustücke; mit der Begierde eines Roués verlangt es etwas Tendenziöses, Sinnkitzelndes; in dem rasendenden Wettlaufe nach Erfolg sind die Nicht-Künstler die lautesten; die wahre Kunst wird zum modernen Aschenbrödel." Im übrigen müssen wir auf das Studium der Schrift selbst verweisen, deren Lektüre wirklich zu empfehlen ist. Der Verfasser aber möge seine Kunstanschauung noch mehr zu einer einheitlichen ausgestalten und manche Wendungen schärfer abwägen. So z. B. eignet nicht „Ueppigkeit der gebogenen Linie", sondern nur den lediglich, den willkürlich und völlig gesetzlos gebogenen Linienmassen.

— A. M. von Steinle hat „Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christliche Kunst aus ihren Briefen geschildert" (Köln, Bachem, 1890). Wir empfehlen dieses Buch von 104 Seiten Umfang gern allen Anhängern der sogenannten Nazarenerschule, besonders aber einem kommenden Geschichtschreiber dieser Richtung als werthvolles Quellenmaterial. Selbst diejenigen, welche heute noch treu zur Fahne des Peter von Cornelius halten, sind doch einig darüber, daß Edward von Steinle ein matter, specifisch katholischer Abdruck seines großen, wahrhaft schöpferischen, universell christlichen Meisters ist. Kennzeichnend sind folgende Urtheile der auf dem Titelblatt genannten Freunde. So schreibt Steinle an Reichensperger 1863: „Es scheint, die Kunstspitäler, die man Kunstvereine nennt, reichen nicht mehr aus; es sollen auch noch Nationallazarethe geschaffen werden, um die Krankheiten besser zusammenzuhalten." (Arme Nationalgalerie! Thue Buße in Sack und Asche, vor dem kölner erzbischöflichen Museum!) Wahrheit und Irrthum sind in einem Briefe aus dem Jahre 1869 gemischt: „Als der Segen (in der Domkirche zu Frascati) in feierlicher Stille gegeben war, da ertönte auf der Orgel ein langer Triller, der sich endlich in eine Polka auflöste. Wenn man ein Instrument wie die Orgel so behandeln kann, dann darf es uns nicht mehr wundern, wenn in der ernsten italienischen Kunst nur noch die Komödie auftritt. Diesen Eindruck machen alle neuen Werke, welche Pius IX. mit bewunderungswürdig reichen Mitteln unterstützt. Nur das Hinwenden zur Säule der Wahrheit, zur Kirche, kann wieder eine wahrhaft lebendige Kunstperiode hervorbringen." Wo ist denn diese „Kirche", wenn deren Oberhaupt selbst deren Geist künstlerisch mit Füßen treten läßt?

— „Die Hygiene der Sprache" behandelt in einer kleinen Broschüre der Spracharzt Dr. Leopold Treitel in Berlin (Berlin, E. Staude, 1891). Das 24 Seiten umfassende, überaus klar und doch wissenschaftlich gediegen gehaltene Schriftchen darf Aeltern und Lehrern dringend empfohlen werden. Für Treitel ist der beste Weg zu einer Hygiene der Sprache „die richtige Erkenntniß und Kenntniß ihrer Störungen und deren Entstehung". Die Lehrzeit dürfte bei den meisten Kindern im dritten Lebensjahre beginnen und erstreckt sich bis über einen großen Theil der Schulzeit hin. Die meisten Stammler haben ihr Uebel ohne Zweifel einer mangelhaften sprachlichen Erziehung zu verdanken. Lediglich durch Nachahmung der Schalleindrücke lernt das Kind sprechen. Anstatt täglich und stündlich das Kind eine reine und schöne Aussprache hören zu lassen, verfallen viele Personen aus der Umgebung des Kindes in den Fehler, die Sprache des Kindes nachzunahmen. Das Stottern ist ein nervöses Leiden, eigentlich mehr eine Krankheit der Stimme als der Sprache. Man muß stotternde Kinder veranlassen, recht laut zu sprechen. Das besonders in den untern Klassen vorkommende Stottern müßte bekämpft werden in Kindergärten und besondern Stotterschulen.

Bibliographie.

Baier, A., Aus der Vergangenheit. Akademische Reden und Vorträge. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 3 M.

Berger, F., Dante's Lehre vom Gemeiuwesen. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Bienengräber, M., Die Rose in Geschichte uud Dichtung. Vortrag. Berlin, Gebr. Radetzki. 8. 80 Pf.

Offener Brief an einen protestantischen Theologen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 75 Pf.

Dippe, A., Das Geschichtsstudium mit seinen Zielen und Fragen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Egidy, M. v., Weiteres und Ausbau der „Ernsten Gedanken". Berlin, Bibliographisches Büreau. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Friedheim, P., Skizzen nach dem Leben. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M. 60 Pf.

Ganser, A., Die Freiheit des Willens, die Moral und das Uebel. Eiue philosophische Abhandlung. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Geschichte des 3. württembergischen Infanterie-Regiments No. 121. 1716—1891. Auf Befehl des königl. Regiments zur Feier seines 175jährigen Bestehens zusammengestellt. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Gille, A., Aufgaben und Methode der Pädagogik als Wissenschaft. Halle a. S. Gr. 4. 1 M.

Goerlitzer, M., Der husitische Einfall in die Mark im Jahre 1432 und die „Husitenschlacht" bei Bernau. 1. Tl. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Grimm, W., Die Natur der Sprachlaute nnd ihr Einfluss auf die Leistuugsfähigkeit der Stimme für Wort und Ton. Ein rhapsodischer Vortrag. Zürich, Gebr. Hug. Gr. 8. 1 M.

Gruber, A., Die naturforschende Gesellschaft zu Freiburg i. Br. iu den 70 Jahren ihres Bestehens. Nebst einem Register ihrer sämmtlichen Publikationen und einem vollständigen Mitglieder-Verzeichnisse. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hintzmann, E., Wesen und Aufgabe der höheren Bürgerschule. Magdeburg. Gr. 4. 80 Pf.

Hostinský, O., Herbarts Ästhetik, in ihren gruudlegenden Teilen quellenmässig dargestellt und erläutert. Hamburg, Voss. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Jaques, H., Fünf Reden über Österreich und Wien. Mit einem Anhang: Über Wahlprüfungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kabisch, O., Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné. Ein deutsches Charakterbild. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Kiebitzmark, H., Ohne Zügel. Ein Ritt in Australien. Leipzig, Möller. 8. 30 Pf.

Kolbe, M., Auf gleichem Wege. Erzählung. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Lachmann, Hedwig, Ungarische Gedichte, übertragen von H. L. Berlin, Bibliographisches Bureau. 8. 2 M.

Unsere Marine in der zwölften Stunde. Von †. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M.

Müller, E., Irrwege des Herzens. Roman. Dresden, Pierson. Gr. 8. 3 M.

Paul, A., Ein Wahn. Dramatische Skizze. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Polenz, W. v., Die Versuchung. Eine Studie. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Popowski, J., Die französisch-russische Allianz. Wieu, Frick. Gr. 8. 1 M.

Pudor, H., Zur Erklärung der Cavalleria rusticana (Sizilianische Bauernehre). Dresden, O. Damm. Gr. 8. 80 Pf.

Heinrich von Treitschke als Erzieher. Von **. 1. und 2. Tausend. Berlin, Geo. Bürkner. Gr. 8. 80 Pf.

Verdaguer, J., Catalanische Lieder. Deutsch von Clara Commer. Münster i. W., Aschendorff. Gr. 16. 1 M.

Voigt, G., Die Bedeutung der Herbartschen Pädagogik für die Volksschule. Schönebeck, Neumeister. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Walther, P., Desiderien betreffend den Religionsunterricht. Ein ernstes Wort zur Reformfrage. Wittenberg, R. Herrosé. Gr. 8. 75 Pf.

Wittmer, G., Wege und Ziele deutscher Kulturarbeit. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolff, L., Das musikalische Motiv, seine Entwicklung nnd Durchführung. Bonn, Fr. Cohen. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Zettel, J., Columbus. Universalculturistische Biographie. Neustadt O/Schl., F. Heinisch. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Briefen
der
Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans
an die
Kurfürstin Sophie von Hannover.
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts.
Herausgegeben von
Eduard Bodemann.
2 Bände Lexikon-Octav. Mit Bildnis der Herzogin Elisabeth Charlotte. 1891. 20 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Kriegsschiffsleben
und
Seefahrkunst.

Von
B. von Werner,
Contreadmiral a. D.

Mit 60 Abbildungen und 4 Karten.
8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen.

So große Sympathie allerorten unserer Kriegsmarine entgegengebracht wird, so wenig ist der complicirte Organismus eines Kriegsschiffs und die vielseitige Thätigkeit der gesammten Besatzung bekannt, welche dazu gehört, um erfolgreich den Kampf mit allen feindlichen Elementen aufnehmen zu können.

Der bekannte Verfasser des binnen Jahresfrist in drei Auflagen erschienenen Werks „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee" hat sich daher der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die verschiedenen Zustände auf einem Kriegsschiffe vom „Reinschiff" bis zum „Klarschiff" zu schildern.

Die „St.-Petersburger Zeitung" schreibt darüber: „Werner, ein Meister interessanter und populärer Darstellung, faßt seinen Stoff nicht trocken und lehrhaft auf, sondern knüpft seine Darstellung an eine Reise über den Atlantischen Ocean, um — eigene Erlebnisse verwerthend — was er über die Kriegsschiffahrt, Seefahrkunst und das Meer selbst mitzutheilen hat, in eine lebendige, anregende Fassung zu bringen. Ein genaues Sach- und Namenregister macht das Buch zu einem guten, brauchbaren Nachschlagewerk, das über jeden seemännischen Ausdruck u. s. w. sofort Aufklärung gewährt. Der Brockhaus'sche Verlag hat für eine prächtige Ausstattung gesorgt, sodaß das Werner'sche Buch sich auch äußerlich als ein schönes Geschenkwerk darstellt."

Zahlreiche Abbildungen und vier Karten ergänzen den Text in vortrefflicher Weise.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von
B. von Werner,
Contreadmiral a. D.

Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten.
Dritte Auflage. Geb. 15 M.

In diesem Werke, von welchem bereits eine dritte Auflage nöthig wurde, wird zum ersten male die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werkes, das als ein echtes Volksbuch bezeichnet werden kann.

Beide Werke sind gegenwärtig mit Rücksicht auf die möglicherweise zum Schutze deutscher Interessen erforderliche Action deutscher Kriegsschiffe in Chile von besonderm Werth.

Verlag von Sallmann & Bonacker in Basel.

„Jugendthorheit",
Gedichte zweier Freunde.
Zweite Auflage.
Mit 37 Originalillustrationen.
Fein gebunden M. 4. —. Mit Goldschnitt M. 4. 40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).
Fortgeführt von A. Vollert.
Neue Serie.
Vierundzwanzigster Band.
8. Geh. 5 M.

Inhalt: Die Processe gegen Galileo Galilei vor der Inquisition in Rom. 1615/16. 1632/33. — Herzog Johann Friedrich von Weimar. Proceß wegen Magie. 1627 und 1628. — Donna Brigida. Todtschlag. Mexiko 1888. — Der Proceß wider den Maler Joseph Johann Kirchner. Mordversuch am Freunde. Wien 1888. — Der Proceß Benthien. Mord. Hamburg 1889. 1890. — Die straßburger Falschmünzerbande. 1889. — Meineid oder Rechtsirrthum? Eine Dorfgeschichte aus dem Elsaß. 1889. — Die Ermordung des Dr. med. Cassau. Mord. Frankreich 1889. — Ein Beitrag zu dem Leben und dem Processe des Panduren-Obersten Franz Freiherrn von der Trenck und seine Haft auf dem Spielberg bei Brünn. 1741—1749. — Ein Beitrag zu den Processen wider die Carbonari in Italien. 1820—1838.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerkes eine große Reihe der interessantesten Criminalfälle aus den verschiedensten Zeiten und Ländern vor. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval" die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Die 1.—4. Folge von je 12 Theilen liegen in zweiter Auflage vor und kostet jeder Theil 3 M. Die Bände der Neuen Serie 13.—24. Band kosten je 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von
Hermann Welcker,
Professor an der Universität Halle.
8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 28. Mai 1891.

Inhalt: Kuno Fischer's Schiller-Schriften. Von Max Groeben. — Erzählungen. Von Benno Rüttenauer. — Biblische Dramen. Von Karl Siegen. — Zur Geschichte der neuern deutschen und englischen Literatur. Von Ludwig Fränkel. — Das Heidenthum in der römischen Kirche. Von Otto Speyer. — Staatswissenschaftliche Schriften. Von Richard Oertel. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kuno Fischer's Schiller-Schriften.

Schiller als Komiker. Von Kuno Fischer. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Schiller-Schriften, Bd. 2.) Heidelberg, C. Winter. 1891. 8. 2 M.

Die vorliegende zweite der Schiller-Schriften Kuno Fischer's ist ebenso wie die bereits besprochene erste („Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen") die Neubearbeitung eines in den sechziger Jahren in Jena gehaltenen Vortrags, der seither im Buchhandel längst vergriffen war. Nur darin unterscheidet sich diese Neubearbeitung von jener andern, daß sie den Charakter des ursprünglichen Vortrags nur wenig geändert hat. Von wenigen formalen Aenderungen abgesehen, ist diese zweite Auflage nur durch einige nicht allzu ausgedehnte Erweiterungen des Inhalts von der ersten unterschieden.

Kuno Fischer will in seiner Schrift — deren Titel leicht zu falschen Vorstellungen verführen kann — darlegen, in welcher Weise auch das komische Element in den Dichtungen Schiller's vertreten ist. Er begründet zunächst die Thatsache der Vereinigung des Tragischen und Komischen bei demselben Dichter und in denselben poetischen Schöpfungen, indem er zeigt, wie das tragische Pathos gerade in den Momenten der höchsten Steigerung nicht selten in Witz und Satire umschlägt, weil die Leidenschaft ihren Gegner, wenn sie ihn ganz vernichten will, vor allem in der Vorstellung vernichten, d. h. entwerthen, ihn in seiner Nichtigkeit ganz entblößen muß. Unter diesem Gesichtspunkte muß man das komische Element in den Dichtungen Shakespeare's betrachten und so auch bei Schiller. Freilich besitzen wir von diesem keine selbständigen größern Dichtungen, die rein dem komischen Genre angehören. Dazu war seine Natur zu sehr von der tragischen Grundstimmung beherrscht und zu sehr auf das Tiefe gerichtet. Er selbst bemerkt darüber einmal in einem Briefe an Körner, dem er nach Vollendung der „Jungfrau von Orleans" von weitern dramatischen Entwürfen berichtet:

Außer einigen andern noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung von Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.

In der spätern Reifeperiode Schiller's verschwindet das komische Element in seinen Dichtungen vollständig. Nach den komischen Figuren und Scenen in „Wallenstein's Lager" finden wir nichts Aehnliches mehr in den nachfolgenden großen Dramen. Daran hinderte ihn nicht der Mangel an Kraft, sondern ein künstlerischer Grundsatz:

Die Vermischung des Komischen mit dem Tragischen widersprach seinen Ansichten von der Reinheit der Kunst und der Sonderung der poetischen Gattungen. Schon früher hatte er eben diese Vermischung an seinem bürgerlichen Trauerspiele als „gothisch" bezeichnet, sie erschien ihm jetzt als das völlige Gegentheil der antiken Kunst, die das Vorbild war, dem er nachstrebte. „Ich habe große Lust", schrieb er in dem angeführten Briefe an Körner, „mich nunmehr in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen."

Am reichsten ist, von „Wallenstein's Lager" abgesehen, wo namentlich der unvergleichliche Kapuziner im Mittelpunkte steht, das komische Element in den Jugendwerken Schiller's vertreten, so insbesondere in den satirischen Gedichten der Anthologie auf das Jahr 1782, in den komischen Charakteren seiner Jugenddramen, Karl Moor, Spiegelberg, dem Hofmarschall von Kalb, dem Mohren im „Fiesco" u. s. w. Der Verfasser führt alle diese Beispiele der Reihe nach vor in, wie man es nicht anders von ihm gewohnt ist, geistreicher, oft witziger und dem Gegenstande entsprechender humorvoller Darstellung. Nur

wird dieselbe der Vollständigkeit zu Liebe oft allzu breit und ergeht sich nicht selten in Ausführungen, die von dem eigentlichen Thema abseits liegen und darum der Durchsichtigkeit der Composition Abbruch thun. So hätte insbesondere bei der Besprechung der satirischen Gedichte und ebenso bei der Schilderung des Soldatenhumors in „Wallenstein's Lager" eine größere Beschränkung nothgethan. Etwas kurz gehalten ist die Analyse von „Kabale und Liebe". Dies erklärt sich daraus, daß der Verfasser beabsichtigt, demnächst eine selbständige ausführliche Monographie über diese Dichtung zu veröffentlichen, welche ihm „als das genialste Werk erscheint, das in der Richtung des bürgerlichen Trauerspiels die deutsche Literatur erzeugt hat". Man darf auf das Erscheinen dieser Schrift gespannt sein, deren Thema recht geeignet ist für die feinsinnige literarhistorische Betrachtungsweise, wie sie Kuno Fischer eigen ist. Auch die vorliegende Schrift zeigt, wenn ich sie auch nicht mit in die erste Reihe stellen möchte, alle Vorzüge jener Betrachtungsweise in reichem Maße und darf der Theilnahme aller Gebildeten, insbesondere aller Verehrer unsers Schiller, sicher sein.

Max Groeben.

Erzählungen.

1. Familie Knippe. Roman von Karl Strecker. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 3 M.
2. Wandlungen. Aus den Papieren eines preußischen Offiziers. Von J. Isenbeck. Berlin, G. Schenk. 1891. 8. 2 M.
3. Aus dem Leben. Novellen von Wilhelm Gaedke. Berlin, Nitschke u. Loechner. 1890. Gr. 8. 2 M.
4. Maud Elliott, eine Liebesgeschichte auf umgekehrte Art. Ein Echo von Antietam. Zwei Novellen von Edward Bellamy. Deutsch von G. Joël. (Bibliothek der Gesammtliteratur. Nr. 474.) Halle, Hendel. 1891. 8. 25 Pf.
5. Die Einsamen. Von Leopold von Sacher-Masoch. Mannheim, Bensheimer. 1891. 12. 2 M.
6. Tante Lotte. Ein Novellenstrauß von Charlotte Arand. Mannheim, Bensheimer. 1891. 12. 4 M.

Die „Familie Knippe" von Karl Strecker (Nr. 1) erinnert ein klein wenig an die Familie Buchholz. Aber auch bei Wilhelm Raabe ist der Verfasser in die Lehre gegangen, und mit gutem Erfolge — weil er die Hauptsache eben nicht zu lernen brauchte, weil er selber Talent hat.

Dasselbe äußert sich sogar sehr vielseitig: als Witz, Ironie, Satire, Humor und vor allem in dem nihil humanum alienum. Doch gerathen dem Verfasser in der Darstellung alle Arten äußerlicher und innerlicher Verkümmerungen und Verzwirbelungen, die Folgen kleinlicher und beengender Zustände weitaus besser als die einfachen und ursprünglich natürlichen Verhältnisse der Menschen und Dinge. Und dies liegt ja zum Theile in der Eigenart des humoristischen Talents begründet. Die Leistungen der erstern Art sind dann aber köstlich. Das „Röschen", die liebliche Hausehre in „dem gelben Giebelhaus der Mühlengasse", und der Meister Knippe, wie er allabendlich den schwarzen Pudel zum Zwecke gewisser Verrichtungen spazieren führen muß, könnten nicht vortrefflicher ausgefallen sein. Nicht weniger erbaulich wirkt die „dicke Mine" und ihr dreißigjähriger Flohkrieg. Bei solchen Darstellungen stößt einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß zu dem, was den modernen Naturalismus von andern Vortragsweisen unterscheidet, auch die rein negative Eigenschaft der Humorlosigkeit gehört. Wären die erwähnten Bilder nicht humoristisch, so wären sie naturalistisch.

Doch ist hierzu eine Bemerkung zu machen. Die ewige „Flohhatz" der dicken Mine zeigt deutlich, daß es in der Kunst und also auch in der Charakteristik des Naturalismus nicht auf die Sache, sondern auf den Ausdruck für die Sache ankommt. Karl Strecker umgeht das Wort „Floh". Solches werden die Naturalisten tadeln, und wo Strecker die Jagdgründe seiner „Kesseltreiben" sinnreich andeutend umschreibt, würde die neue Schule dieselben einfach mit ihrem Namen nennen, dem kürzesten, den sie haben. Im erstern Falle lacht man, im letztern schriee man über Unanständigkeit. Ich meine, dieses Beispiel mache es so recht klar, daß die berührte Streitfrage eine Frage des Geschmacks ist und daß, wer sie zu einer moralischen machen will, beweist, daß sein Kopf einfach zwei verschiedene Begriffe, die noch dazu Grundbegriffe sind, nicht auseinander halten kann. Zu Racine's und Corneille's Zeiten durfte man in der „poetischen" Sprache auch ein Pferd nicht bei seinem Namen nennen. Und man vergegenwärtige sich, welchen Sturm Victor Hugo hervorrief, als er zuerst gegen dieses Dogma ankämpfte und die unerhörte Kühnheit beging, auch in der skandirten Sprache ein Pferd kurzweg ein Pferd zu nennen.

Am schwächsten wird Karl Strecker, wo er am stärksten wirken will, im Pathos, der nicht sein Element zu sein scheint. Und dann begnügt er sich auch nicht mit der Darstellung an sich:

> Er bildet sich ein, was Rechtes zu lehren,
> Die Menschen zu bessern und zu bekehren —

sodaß oft ein Einzelfall für eine Allgemeinerscheinung beweiskräftig sein soll. Da merkt man die Absicht und wird verstimmt. Nicht sowol wegen der Absicht, als vielmehr wegen der ihr zu Liebe eingegangenen Verschiebungen und Uebertreibungen, die den Eindruck des Buchs als Kunstwerk bedenklich herabstimmen. So schildert z. B. der Verfasser eine idyllische Schmiede, wo der „gereifte" Meistersohn die holde Meistertochter, das Grobschmiedstöchterlein, heirathet, wie in Urväterzeiten, und thut dabei, als ob alle Eisenarbeiter des Deutschen Reiches es ebenso fein haben könnten, wenn sie nur wollten. Aber sie wollen nicht, aus reiner Ruchlosigkeit.

In einem nicht alltäglichen Tone sind die „Wandlungen“ von J. Isenbeck geschrieben (Nr. 2). Sie enthalten sogar pietistische Anklänge. Ein glückliches Product kann man das Ganze aber nicht nennen. Es ist zu lose aus zwei Bestandtheilen zusammengesetzt: einem Ehebruchsromane und den Diensterlebnissen eines preußischen Offiziers während der Napoleonischen Kriege. In der That könnten die letztern, wie der Titel meldet, aus einem Tagebuche wörtlich abgeschrieben sein, trocken genug sind sie ausgefallen. Stellenweise nehmen sie sich etwas ruhmrednerisch aus, diese Erlebnisse, der Selbsterzähler sucht sie mit Gewalt wichtig zu machen. Die Darstellung der „Wandlung“, d. h. der Bekehrung des Helden von einem Weltmenschen zu einem Kinde Gottes, ist dann keineswegs die Seele des Ganzen, sondern nur ein letzter Aufputz, eine ganz unerwartete Schlußwirkung. Bedenklich erscheint die Moralauffassung des Verfassers. In der Vorführung des schon erwähnten Ehebruchs wird die Schuld des Bruders (eben des Ich-Erzählers), der seines Bruders Ehe bricht, milder beurtheilt als die des Weibes. Aber auch in der Logik der Sprache bietet das Buch höchst verwunderliche Seltsamkeiten, so etwa diesen Satz:

Ich hatte meine Rolle gut einstudiert, kein Wort kam über meine Lippen, das ich nicht tief im Herzen fühlte.

Klares Denken scheint überhaupt nicht die Sache des Verfassers zu sein. Es geschieht ihm, daß er Dinge sagt, die er offenbar nicht sagen will. Sein Held steht schon auf dem Sprunge, Katholik und Jesuit zu werden. Er wird an diesem Schritte nur dadurch verhindert, daß der alte intelligente Jesuitenrector im richtigen Augenblicke stirbt, und nun ein ausgemachter Tölpel das Geschäft der Bekehrung vollenden will: so allein wird der Protestantismus des keineswegs als schwachköpfig geschilderten Helden gerettet. Ein Jesuit selber hätte die Sache nicht besser wenden können, und es soll mich nicht wundern, wenn der Verfasser dieser „Wandlungen“ nächstens den Ehrenjesuitenhut erhält, aus Löwen oder sonst woher.

Mehr als unbedeutend sind die kleinen Geschichten „Aus dem Leben“ von W. Gaedke (Nr. 3) — Dilettantismus von A bis Z. Die erste davon, „Die Freunde“, mag man noch einigermaßen gelten lassen, wenigstens in ihrer ersten Hälfte; aber schon das zweite Stück ist zum Davonlaufen, so etwas, das nicht Hand noch Fuß hat.

Zwei interessante kleine Stücke von E. Bellamy (Nr. 4) bietet den deutschen Lesern die Heudel'sche Bibliothek in ihrer Nummer 474. Das erste derselben, „Maud Elliott“, ist aber nicht sowol das Ergebniß kunstfreudiger Lebensdarstellung als vielmehr ein mit der Absicht, etwas zu beweisen, aufgestelltes Beispiel. Wie schon in seinem berühmten „Rückblick“ ist Bellamy auch hier mehr Dialektiker als Dichter, mehr gewandter Vertheidiger socialistischer Ideen als Künstler; wenigstens erscheint jener als Hauptperson, während dieser nur gelegentlich zur Aushülfe beigezogen wird. Bewiesen aber soll werden, daß auch in der Liebeswerbung Mann und Weib nicht wesentlich verschiedene Rollen einzunehmen brauchen. Das Wort „Liebeswerbung“ ist jedoch beileibe nicht in naturalistischem Sinne zu nehmen; Bellamy ist ein sehr sittsamer und frommer Schriftsteller. Er meint nur so viel: Da das Weib (und vor allem das der Gesellschaft) doch mit mancherlei Mitteln wirbt und auf die verschiedenste Weise dem Manne entgegenkommt, warum sollte es nicht auch, gleich dem Manne und diesem, wenn nöthig, zuvorkommend, unumwunden zur Sprache greifen und in klaren einfachen Worten sagen, was es auf dem Herzen hat. Dies thut Maud Elliott — zu ihrem Vortheil. Mögen deutsche Leserinnen zusehen, wie weit sie das Vorgehen ihrer amerikanischen Schwester nachahmungswerth finden; und mögen dieselben aber auch gleichzeitig nicht außer Acht lassen, daß da, schon zu Anfang, über Fräulein Maud geschrieben steht:

Unglücklicherweise sind nur ihre Freunde mit dem Ausdrucke ihrer Augen vollständig vertraut, denn sie ist sehr schüchtern.

Aus dem zweiten Stücke: „Ein Echo von Antietam“, kann man, mancher gewiß nicht ohne Verwunderung, ersehen, wie viel Sinn und Neigung diese Amerikaner für die Romantik haben, hier insbesondere für die Romantik des Kriegs, und wie sehr sie ihr letztes und fast einziges nationales Ereigniß dieser Art noch immer auszubeuten wissen, trotzdem gerade bei ihnen der Sache ein sehr wenig romantischer Beigeschmack anklebt. Sehr schön finde ich folgende recht brav übersetzte Stelle, welche auch den Dichter in Bellamy in ein höchst günstiges Licht rückt:

Viele Schlachtenbilder sind gemalt worden, aber kein getreues bis jetzt, denn die Bilder enthalten nur Männer. Die Frauen sind unerklärlicherweise übersehen worden. Man sollte uns nicht nur die beiden kämpfenden Heere zeigen, wie sie sich in tödlicher Umarmung winden und drehen, die rauchenden und flammenden Batterien, die Wetterwolken der Cavallerie, sondern auch unzählige Frauen, geisterhafte Gestalten von Müttern, Gattinnen, Bräuten, die am Halse vorrückender Krieger hängen, die sie vergebens mit ihrem Leibe zu decken suchen, die dem Feinde Erbarmen flehend die Hände entgegenstrecken und die Augen angstvoll zum Himmel erheben. Die Soldaten mit grimmigem Antlitz und kampfblitzenden Augen sehen nicht diese Schemen, die sie umdrängen, sondern schießen und hauen und stechen durch sie hindurch — ja, durch sie hindurch, denn wenig Kugeln und Bajonnette erreichen ihr Ziel, ohne eins von diesen treuen Herzen zu durchbohren. Ihre Beschützung ist leider geisterhaft, aber die Wunden, die sie empfingen, sind ebenso gefährlich und tödlich, wie die, welche die Streiter sich beibringen.

„Die Einsamen“ von Leopold von Sacher-Masoch (Nr. 5) sind ein „artiges Märchen“. Allerdings ein Märchen, worin die Leute Schopenhauer oder, märchenhafter ausgedrückt, „Parerga und Paralipomena“ lesen. Warum nicht? Wenn sie danach nur nicht gar so alltagsmenschlich redeten, welche Thatsache damit, daß man das Gebotene für eine Erzählung oder Novelle ausgeben wollte, wol auch noch nicht ganz gerechtfertigt erschiene. Das charakteristische Bekleidungsstück der Sacher-Masoch'schen Muse, der Pelz, ist in hinlänglichem Vorrathe vorhanden.

Nicht das geringste Märchenhafte besitzen die Novellen der „Tante Lotte“ (Nr. 6). Die interessanteste im Strauße

ist die vierte: „Herz und Magen". Ihre Lektüre ist allen jungen Damen ohne Ehering anzurathen. Die Verfasserin übersetzt die Vulgata: Das Himmelreich leidet List, und nur die List gebrauchen, werden es an sich reißen, und gibt hierzu als Exempel ihre Geschichte. Sie huldigt auch dem Grundsatze, daß der Zweck das Mittel heilige, ganz besonders wenn es sich um das „Himmelreich" handelt. Doch kennt und nennt sie als Tante natürlich nur anständige Mittel; „denn bei aller Klugheit und aller erlaubten (!) Koketterie, die sie ins Gefecht führte, blieb Leonhardine immer das liebe gute Mädchen mit dem reinen, unentweihten Herzen". Was sie alles ins Gefecht führte, und wie sie alles ins Gefecht führte, besonders als sie ihn (den zu Erobernden) „unbarmherzig rupfte mit ihren schönen koketten Augen", und noch mehr, als sie ihm den „Gnadenstoß" gab: das müssen die Aspirantinnen des „Himmelreichs" schon selber nachlesen; sie werden dann bekennen, diese Leonhardine mit dem reinen unentweihten Herzen „verstand den Rummel". Auch männliche Heirathscandidaten werden vielleicht nicht ganz ohne Nutzen „Herz und Magen" der Tante Lotte, alias Charlotte Arand prüfen. Sie werden vielleicht finden, daß die Tante wirklich überraschend ehrlich ist und ihnen die geheimsten Gedanken einer schönen Tantenseele verräth. Ja, ehrlich ist sie und ohne Falsch, auch ohne die leiseste Ironie, es ist ihr heiliger Ernst mit ihrer Religion des Männerfangs — der frivolste Hagestolz muß ihr das lassen.

Auf Seite 24 und 26 der „Einsamen" von Sacher-Masoch liest man:

Hanne gestand sich selbst, daß sie ungleich hübscher war in der prächtigen Pelzjacke.... Als sie sich zum Gehen entschloß und die Pelzjacke ablegen wollte, rief die Alte: Nein, nein, behalte sie, sie kleidet dich so gut. — So will ich denn die Jacke jedesmal anziehen, wenn ich zu dir komme.

Und in dem „Novellenstrauß" der Tante Lotte heißt es wörtlich auf Seite 150:

Wie hübsch diese Pelzjacke ist, fuhr er fort, und wie gut sie Ihnen paßt. Bleiben Sie doch u. s. w. Und immer mußte sie jetzt die Pelzjacke tragen.

Wie seltsam! Wenn diese Pelzjacke das einemal nicht von „blauem Sammt", das anderemal aber von „blauer Seide", wenn sie nicht bei der schönen Hanne „weiß" und bei der schönen Leonhardine „silbergrau" ausgeschlagen, wenn endlich die Sacher-Masoch'sche nicht eine Jacke wäre, wie man sie oft auf den Bildern der niederländischen Meister sieht, die Tante Lotte'sche aber eine solche, daß Herr Thom meinte, „eines seiner Lieblingsstücke von Dow oder Mieris lebig werden zu sehen", könnte man auf sonderbare Gedanken kommen, etwa als ob die Tante Lotte die Wintergarderobe ihrer Muse, vielleicht durch die Vermittelung einer Leihanstalt, aus abgetragenen Stücken des Herrn von Sacher-Masoch vervollständige — da man das Gegentheil wol nicht annehmen kann, in Anbetracht des glänzenden Rufs, dessen Herr von Sacher-Masoch in diesem Artikel sich erfreut.

Benno Rüttenauer.

Biblische Dramen.

1. Dathan's Zweifel. Ein alttestamentliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Varel, Aequistapace. 1891. 8. 1 M.

Georg Ruseler hat bereits vor „Dathan's Zweifel" ein anderes Trauerspiel, „Die Stedinger" — allerdings in Gemeinschaft mit dem oldenburger Hoftheaterdirector G. Th. Fischer, einem bewährten Fachmanne —, verfaßt und dieses Drama hat nicht nur in kurzer Zeit acht Aufführungen im oldenburger Hoftheater, sondern auch als Buchdrama drei Auflagen erlebt. Daß das eine wie das andere erfreuliche Schicksal auch dem vorliegenden Drama Ruseler's beschieden sein werde, möchte ich indeß bezweifeln. Ich kenne „Die Stedinger" nicht und kann den Verfasser somit nur nach seinem neuesten Drama beurtheilen und gebe gern zu, daß Ruseler auch hier eine schöne Talentprobe geliefert hat. Was ich jedoch nun schon wiederholt bei frühern Gelegenheiten betont habe, muß ich auch in diesem Falle wieder erklären. Ich bedauere aufrichtig, daß hier wieder einmal ein reichbegabter Dichter so viel Zeit und Mühe an eine von vornherein verlorene Sache verwandt hat. In unserer Zeit die Theilnahme des Theaterpublikums für die verschiedenen Helden des Alten Testamentes erwecken zu wollen, das ist denn doch ein vollständig aussichtsloser Versuch, und daran wird auch durch die freieste Behandlung der betreffenden Stoffe kaum etwas geändert. Nach dem 16. Kapitel des 4. Buchs Mose gehört ein gewisser Dathan als Bruder von Abiram neben diesem und Korah zu den Führern der gegen Moses rebellirenden sogenannten Rotte Korah, die schließlich vom Erdboden verschlungen wird. Dieser biblische Dathan ist für die Jetztlebenden als Nebenfigur der betreffenden Verschwörung eine vollständig gleichgültige Gestalt. Ruseler macht ihn nun zu Moses' Sohn, der Korah's Tochter Adah liebt, an der hohen Sendung seines ihn vernachlässigenden Vaters zweifelt und, als er renig zu Moses zurückzukehren willens ist, von dem tückischen Abiram, der gleichfalls Adah liebt, aus Eifersucht erstochen wird, worauf die Rotte Korah vernichtet wird und der greise Moses den thatkräftigen Josua beauftragt, die Israeliten nach Kanaan zu führen. Die ganze Handlung entwickelt sich durchaus folgerichtig, die Charaktere sind lebenswahr gezeichnet, besonders mit ersichtlicher Liebe der Dathan's selber. Auch die Sprache ist wirksam und fordert nur hie und da zu Ausstellungen heraus. Der ganze dramatische Hintergrund aber, vor dem sich das alttestamentliche Drama aufbaut und der für dasselbe und dessen rechte Würdigung von größter

Wichtigkeit ist, liegt für ein modernes Theaterpublikum in zu nebelgrauer Ferne, als daß der Verfasser deshalb auf einen nachhaltigen Bühnenerfolg rechnen könnte. Das darf man um des Dichters willen lebhaft bedauern; die Wahl des Stoffs aber ist nun einmal in unserer Zeit von solchem Belang, daß selbst ein Dramatiker ersten Ranges, selbst ein Shakespeare, trotz allen Aufgebotes dramatischer Gestaltungskunst diesem Stoff kaum die Theilnahme weiterer Kreise von der Bühne herab zu erwecken vermöchte.

2. Der Messias. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hanns von Gumppenberg. München, F. Finsterlin. 1891. Gr. 8. 2 M.

Hanns von Gumppenberg, ein münchener Kind, gehört zu dem Kreise der sogenannten „Jüngstdeutschen", der besonders in Berlin und München viel von sich reden zu machen versteht und, wenn man der Versicherung der betreffenden Herren glauben darf, unbedingt die Zukunft, ja schon die nächste Zukunft für sich haben wird. Hanns von Gumppenberg ist nun meines Wissens bisher kritisch noch nicht herausfordernd hervorgetreten, wie die meisten, die derselbe „Ring" umschließt, und insofern hat er ein Anrecht darauf, daß ihm bei seinen eigenen dichterischen Schöpfungen mildernde Umstände zuerkannt werden, während diejenigen, die jedes fremde Werk rücksichtslos verdammen, blos, weil es ein fremdes ist, es sich natürlich gefallen lassen müssen, wenn auch sie mit dem strengsten Maßstabe gemessen werden. Bei allem Wohlwollen, mit dem ich besonders Werke frisch aufstrebender Talente zu behandeln für meine Pflicht halte — und H. von Gumppenberg ist, wie ich freudig anerkenne, ein solches aufmunternswerthes Talent —, muß ich aber doch gestehen, daß der mir völlig unbekannte, jedenfalls, was mich noch Großes von ihm erhoffen läßt, ziemlich jugendliche Verfasser mir unnöthigerweise meine Aufgabe, das Gute an seiner Schöpfung anzuerkennen, selber recht erschwert hat. Der wohlwollendste, der unparteiischste Beurtheiler aber muß stutzig werden, wenn er folgende, von mindestens etwas hohem Selbstgefühle zeugende „Vorbemerkung" liest, die von Gumppenberg seinem Drama vorausschickt:

Den Jesus von Nazareth kann niemand schreiben. Einen Jesus von Nazareth übergebe ich hiermit der Oeffentlichkeit. Derselbe will nicht als Lesewerk, sondern als Bühnenwerk betrachtet sein: wenn auch unsere Bühnen ihm zunächst die Thüre weisen werden. Bald vielleicht — wir Jungaufstrebenden hoffen es — wird die Bühne frei sein wie der Menschengeist selbst: dann kann auch mein „Messias" zu vollem Leben erwachen.

Man sieht, daß nicht nur ein Spanier, sondern neuerdings auch ein „Jungdeutscher" stolz sein kann. Der Stolz allein thut es aber nicht, die Thaten müssen den Worten entsprechen. Und eine Großthat wenigstens, wie H. von Gumppenberg glaubt, ist dieser sein „Messias" denn doch nicht. Er selbst wird in reifern Jahren dies sich sagen und wird dann seine unbedachte „Vorbemerkung" wol wenig zurücknehmen. „Den Jesus von Nazareth kann niemand schreiben", sagt der Verfasser, und dieser Satz ist zweifellos richtig, wenigstens vom Standpunkte des Dramatikers aus. Aber auch überhaupt einen Jesus von Nazareth wirksam auf die Bühne zu bringen, wird ein nutzloses Beginnen bleiben, denn mit Recht läßt der Autor die büßende Magdalena S. 60 Christus also kennzeichnen:

Er ist kein Mensch — ihn hemmt
Nicht Menschenschwachheit wie uns alle!

Eine solche Persönlichkeit aber kann unmöglich ein tragischer Held sein, und da Jesus der eigentliche Held des Gumppenberg'schen Dramas sein soll, so ist dieses Drama als verfehlt von Anfang an zu bezeichnen. Dies hat auch H. von Gumppenberg selber empfunden und eben deshalb hat er das Unglaubliche fertig gebracht: er läßt Christus in seinem großen Monolog im Garten Gethsemane eine Art Schuldbekenntniß vor Gott ablegen, das kein überzeugter Christ ohne das größte Bedauern von der Bühne aus vorgetragen hören wird und darf. Und dabei ist das Schuldbekenntniß, das hier der Messias ablegt, nicht einmal durch die Handlung selbst begründet, es sei denn, daß der Verfasser gänzlich unmotivirt ein paar mal den Heiland „in wilde Leidenschaft" ausbrechen läßt, was auch nicht eben sonderlich zu dem Bilde paßt, welches uns die Evangelien von dem Heilande entwerfen. Vergleicht man mit dem Gumppenberg'schen Christus-Monolog die knappe, herzerquickende Fassung, welche die Evangelisten Matthäus, Marcus und Lucas, und selbst die etwas ausführlichen, welche Johannes dem betreffenden Selbstgespräche Christi gegeben, so wird man wahrhaft verblüfft angesichts der Art und Weise, in der Christus bei Gumppenberg eine Schuld bekennt, die durch nichts beglaubigt ist, nämlich daß er voll Hochmuth, ein Lästerer und Lügner sei. Fürwahr, man staunt über den Muth, mit welchem Gumppenberg sich seiner undankbaren Aufgabe entledigt, Christus zu einem wahrhaft tragischen Helden zu gestalten, kann aber des Verfassers kühne Hoffnung kaum theilen, daß unsere angeblich noch so gefesselte Bühne bald so frei sein werde, diesen „Messias" zu vollem Leben zu erwecken. Wenn etwas den meisten modernen Bühnenleitern nicht vorgeworfen werden kann, so ist es die Engherzigkeit. So weitherzig aber, wie der Verfasser wünscht, wird, dies glaube ich ihm bestimmt erklären zu können, auch der gefälligste Bühnenleiter nie werden, diesen „Messias" zur Aufführung zu bringen, wenigstens keiner, der sich seiner Verantwortung dem Publikum gegenüber noch einigermaßen bewußt ist. Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß, wenn wirklich die Bühne so frei sein wird, wie der Verfasser hofft, von Gumppenberg dem Theaterpublikum gegenüber, mit dem er dann zu rechnen hätte, eine ziemlich schwierige Stellung haben würde; denn diesem Publikum würde selbst der von dem Verfasser „vermenschlichte" Christus schwerlich noch Beifall abgewinnen. Ob ferner — um nur eins noch zu erwähnen — eine dieser Gumppenberg'schen Zukunftsbühnen über ein Personal von 102 redenden Mitwirkenden — die verschiedenen Chöre noch nicht mitgerechnet — verfügen wird, darüber wird wol auch ein leiser Zweifel zulässig sein. Nachdem ich

meine schwerwiegenden Bedenken gegen die Ausführbarkeit dieses Dramas geltend gemacht habe, anerkenne ich gern, daß das Drama auch seine lobenswerthen Seiten hat. Vor allem sind die meisten auftretenden Personen scharf und treffend — zum Theile mit wenigen Strichen — charakterisirt; verzeichnet ist außer dem Messias selbst eigentlich nur der Judas. Ferner ist die Handlung im ganzen recht dramatisch belebt und die Sprache — von einzelnen Trivialitäten abgesehen — des Gegenstandes fast durchweg würdig, einzelne Scenen sind sogar von tiefer dramatischer Wirkung und die Tendenz des Ganzen ist eine wahrhaft ethische, wenn sich der Verfasser auch in der Wahl der anzuwendenden Mittel, um seinen an sich anzuerkennenden Zweck zu erreichen, vergriffen hat. Karl Siegen.

Zur Geschichte der neuern deutschen und englischen Literatur.

1. Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Von Gustav Hauff. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Fünfte Serie. Heft 117.) 1891. 8. 1 M.
2. Verlorene Liebesmüh. Komödie in drei Acten von Shakespeare. In neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung von Rudolf Genée. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Beiträge zur Würdigung von Johann Balthasar Schupp's lehrreichen Schriften. Von Paul Stötzner. Leipzig, R. Richter. 1891. 8. 1 M.
4. Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottsched's und ihre Beziehungen zu ihm. Ein Beitrag zur Geschichte des Theaters und Dramas im 18. Jahrhundert. Von Ferdinand Heitmüller. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Samuel Richardson's „Pamela". Ihre Quellen und ihr Einfluß auf die englische Literatur. Von Max Gaßmeyer. Leipzig-Reudnitz, Schmidt. 1890. 8.
6. Zur Geschichte und Kritik von Friedrich Wilhelm Gotter's Merope. Von Rudolf Schlösser. Leipzig, Fock. 1890. 8. 2 M.
7. Die naturgemäße Entwickelung des Menschen und Goethe's Faust. Eine neue Würdigung der Faustdichtung von Humanus. Leipzig, Findel. 1890. 8. 2 M.

Unter unserer Ueberschrift ist ein buntes Gebinde von neuen Studien über einzelne Punkte der neugermanischen Literaturentwickelung vereinigt. Allerdings, wer Lust und genügenden Raum hätte, könnte unschwer eine vergleichende Betrachtung vornehmen. Nach zwei Seiten sogar. Erstlich nämlich beziehen sich sämmtliche sieben Abhandlungen auf Personen und Erscheinungen des Schriftthums, die einen neuen Betrieb der „schönen Wissenschaften" befürworteten und diesen einen frischen Geist einzuhauchen selbst bemüht waren. Andererseits treten sie alle als Forschungsergebnisse vor uns hin und verschmähen zunächst den Reiz einer ausgefeilten Darstellung. Damit glauben wir zugleich die Art unseres diesmaligen Recensionsmaterials im allgemeinen bezeichnet und die Zusammenfassung unter einen Hut gerechtfertigt zu haben. Alle sieben Schriften sind von der redlichsten Absicht erfüllt, an ihrem Theile durch einen selbständigen Beitrag die Anschauung wichtiger Thatsachen der germanischen Geistescultur zu klären.

Eröffnet wird die Reihe durch eine neue Besprechung der Hamlet-Tragödie Shakespeare's, „Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark", von dem kürzlich verstorbenen Pfarrer zu Beimbach in Würtemberg, Gustav Hauff (Nr. 1), einem auf dem Felde der neudeutschen Literaturgeschichte wohlbekannten Manne. Es heißt da auf dem ersten Blatte: „Jetzt noch bringt fast jedes Jahr eine Schrift über Hamlet." Das ist eine außerordentlich mäßigende Statistik, wie übrigens jeder Leser selbst bescheinigen kann, wenn er z. B. unsere Anzeige von 6, sage sechs Hamlet-Monographien des Jahres 1889—90 in Nr. 52 d. Bl. f. 1890 anschaut. Man soll über die Leistungen ehrenwerther Todter nichts Giftiges aussprengen. Aber dieser mit einer gewissen Einschränkung richtige Satz darf uns nicht abhalten, den Werth des Hauff'schen Hefts dahin abzugrenzen, daß diese „durchaus neue und vermehrte Bearbeitung" von Aufsätzen im „Deutschen Museum" aus den Jahren 1866 und 1867 heute keine tiefer gehende Theilnahme beanspruchen darf. Es ist überhaupt schlechterdings unmöglich, auf solch engem Raume eine ganze Phalanx der schwierigsten ästhetisch-psychologischen Probleme mit meist alltäglichen Gedankenreihen zu zerstreuen. Wenn Hauff 1866 noch an die Alleinseligmachung seiner Hamlet-Theorie glaubte, so war ihm dies zu verzeihen in einer Zeit, die noch wesentlich im Banne von Ulricis, Flathe's, Gervinus' speculativen und theilweise ganz unhistorischen Anschauungen befangen war. Es ist seltsam zu sehen, wie Hauff, der sich mit scharfen Ausdrücken gegen die einseitig philosophische Auslegung des „Hamlet" aufbäumt, in seinen eigenen Darlegungen unbewußt in dasselbe ihm so schlammig dünkende Fahrwasser geräth. Er will, den Hamlet-Stoff und dessen Hauptgestalt deutend, geschichtlich vorgehen. Ganz recht, sobald er mit dem gehörigen Rüstzeuge antritt und, nimmer vor all dem windigen Popanzspuke der „methodischen" Erklärer Tieck'scher Jüngerschaft zurückschreckend, kühnemuth in das deductive Gerede angeblich philosophischen Gehalts Bresche schießt. Die goldene Mittelstraße einzuhalten, ist hier ganz besonders anzurathen. Erstlich beachte man, daß Hamlet — und ebenso jede Einzelperson seiner Umgebung — weder eine mit stubengelehrtem Hirne und Verachtung der Empirie aufgebaute Puppe, sondern ein Erdensohn von Fleisch und Blut ist, dem wir jede Minute im Gewühle der Weltstadt begegnen können. Sodann aber berücksichtige man auch die mannichfachen quellenmäßigen, d. h. literarischen und geschichtlichen Einschlagfäden, die Shakespeare seinem kunst-

vollen Gewebe einwirkte. Doch hier ist Hauff trotz redlicher Absicht das Heft aus der Hand entglitten. Wie kann man in einem und demselben Gedankengange auf die vorshakespearesche Bearbeitung des Hamlet-Stoffs hinweisen und mittelbar dem gewaltigen Seelenmaler und Theatermeister seine Erfindungsarmuth vorrücken — Shakespeare war in der That ein schlechter Fabulist — und ihm sogleich allerhand Arten von Verwendung zeitgenössischer Familientragödien zuschieben, namentlich aus dem Leben der Maria Stuart und des Geschlechts Leicester-Essex! Ich komme besonders auf diese Behauptung zu sprechen, weil sie in ihrer Allgemeinheit zu unsinnig ist, um auf ernstliche Nachprobe rechnen zu können, trotzdem aber vor einigen Wochen von einem findigen Amerikaner in einem dickleibigen Bande weitläufig als aus der Hamlet-Misère erlösende Entdeckung ausposaunt worden ist. Hauff's Beleuchtung des Hamlet-Charakters geräth durch Aneignung dieser Luftschlösser auf düstere Seitenwege, und was er an eigenthümlichen kritischen Ergüssen zu spenden wähnt, das ist verwirrt und unverdaulich. Belegshalber seien hier einige Stellen zusammengestellt, die gerade durch ihre Originalität nichts erreichen:

Ein Punkt darf nicht vergessen werden. Amleth vollbringt das Rachewerk allein, ohne durch Beispiele, massig wie der Erdball, dazu gestachelt zu werden. . . . Ueberhaupt ist über dem ganzen Stücke die dunstige Schwüle eines allgemeinen Mistrauens ausgebreitet. Die Sage athmet neben allem furchtbaren Ernste doch zugleich eine gewisse komische Heiterkeit, die uns hie und da ein Lächeln abnöthigt. . . . Mistranisch und zweiflerisch ist Hamlet auch in der Religion — denn Sein oder Nichtsein nach dem Tode ist ihm eine Frage. (!!!)

Diese und die Menge verwandter Auslassungen fördern die Hamlet-Frage um keinen Schritt, ebenso wenig die recht geschmacklosen des Schlusses über Hamlets auf dem Throne und das Freiligrath'sche Schlagwort „Deutschland ist Hamlet!", die in eine nicht nur völlig unangebrachte, sondern ganz abgerissene Huldigung vor Kaiser Wilhelm II. ausläuft, „der da ist ein Cäsar auf dem Throne der Cäsaren".

Die guten Freunde, die Hauff's Gedanken über ein Thema, dessen Voraussetzungen seinem mehr nüchternen Geiste fernliegen mußten, in Druck gaben, haben seinem Andenken nicht genützt. Aber ein näheres Eingehen war heute nothwendig, wo tagtäglich der Strom werthloser Broschüren über die Mystik des „Hamlet" anschwillt.

Wie lechzt man nach so ergebnißloser Tiftelei nach einem labenden Trunke aus frischer Quelle! Komm heran, Meister William, und zeige, was du selbst vermagst, ohne die Kunst und ohne die Künstelei der „nachempfindenden" Kritik! Da liegt seine wundersame Komödie „Verlorene Liebesmüh" vor uns, fein säuberlich von Rudolf Genée „in neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung" (Nr. 2) vor Augen geführt. Es mag jetzt ein genaues Jahr her sein, da saß ich im engen Zuschauerraume des berliner königlichen Schauspielhauses, mit vielen andern Shakespeare-Verehrern der im Genée'schen Doppelzeichen (Richard Genée, der Bruder, hat die leichtflüssige begleitende Musik gesetzt) erfolgenden Auferstehung von „Love's labour lost" harrend. Und das sinnige Spiel rauschte in munterem Gange, getragen vom feinen Verständnisse Grube'scher Regie, vorbei, und jeder Besucher fühlte sich gehoben von dem einfach schönen Dichterworte und seiner anmuthigen Wiedergabe. Seht, ihr Herren von der äußersten naturalistischen Linken, wir, doch auch Menschen von heutzutage, die gewiß nicht ins düstere Mittelalter und unter das gruselige Joch des Feudalismus zurückkriechen wollen, waren von der prächtigen Komödie, einem Musterbilde alten Stils, nachdrücklich angeregt; beim schäumenden Glase gedachten wir dankbar nach der genußreichen Vorstellung des herrlichen Shakespeare und seines trefflichen Dolmetschers Rudolf Genée. Lieber Leser, der du nicht das Glück haben solltest, das reizende Lustspiel mit seinem witzsprühenden Geplänkel über die Bretter schlüpfen zu sehen, nimm das schmächtige Heft des neuen Textbuchs zur Hand und täusche dir nach des Tages Last und Arbeit eine Stunde der Muße durch die Muse hinweg. Dies ist keine „verlorene Liebesmüh".

Beim großen Shakespeare wird stets, um ihn von allerhand kleinen Schwächen zu entlasten, ins Feld geführt, er sei ein „Sohn seiner Zeit", ein Kind des „merry old England" gewesen. Seine Feinde und Ankläffer hinwiederum halten es für keine Kunst, unvergängliche Werke zu schaffen, wie er sie schuf, wo er in einem Zeitalter begeisternder nationaler Großthaten und ausgebildeter Bühnentechnik lebte und sich die Jahre seines Heranreifens zum Manne und Dramatiker sozusagen zwischen Coulisse und Rampe bewegten. Sei dem nun wie ihm wolle, so viel ist sicher: wir sind mit Entschuldigungen bei einem Genius des Auslandes jederzeit weit rascher bei der Hand als bei irgendeinem vergessenen Schriftsteller, der in unglücklichen politischen Zeiten unseres Vaterlandes Recht und Schönheit der Muttersprache durch Schutz und eigene That kräftig vertrat. Ein solcher wackerer Vorfechter deutscher Art ist der Mann, dessen Wesen im Kernpunkte P. Stötzner's „Beiträge zur Würdigung von Johann Balthasar Schupp's lehrreichen Schriften" (Nr. 3) treffen. Es ist dies ein sehr verdienstliches Heft, das dem tüchtigen Pädagogen, Philosophen und Volksschriftsteller — der nicht zuletzt auch ein ausgezeichneter Deutscher war — die Achtung manches, der ihn bis jetzt über die Achsel ansah oder gar nicht kannte, zu erwerben berufen ist. Wenn nur derartige gut geschriebene Büchelchen zu ungelehrten Lesern drängen! Indem ich die ungemein gründliche, unter anderm auch bibliographisch mit erstaunlichem Fleiße ausgearbeitete Schrift jedem Gönner der volksthümlichen Welt- und Lebensweisheit des 17. Jahrhunderts ans Herz lege, setze ich aus ihr noch eine mir aus der Seele gesprochene Stelle her:

Die vorhandenen Lebensbeschreibungen Schupp's sind meist wissenschaftlicher Art, Schupp aber war ein Mann des Volks, der es werth ist, auch heute noch in den weitesten Kreisen desselben gekannt zu sein; eine volksthümliche Schilderung von seinem Leben

und Wirken ist noch nicht vorhanden, wohl aber zu wünschen. Eine solche würde, wenn der rechte Verfasser dazu sich fände, ein echtes Volksbuch werden. Leider weilt der treffliche Mann, der unter allen, welche über Schupp geschrieben haben, der berufenste für eine solche Arbeit war, nicht mehr unter den Lebenden: es ist der unvergleichliche leipziger Professor G. Baur.

Eine neue Stufe in dem aufstrebenden deutschen Geistesleben in der Periode, die dem Schupp'schen Menschenalter folgte, bedeutet entschieden der Aufschwung der Bühne in der großen norddeutschen Handelsmetropole. Ein durch Fleiß, gediegene Verarbeitung des angesammelten reichen Materials und gesundes Urtheil hervorragender „Beitrag zur Geschichte des Theaters und Dramas im 18. Jahrhundert" bietet Heitmüller's Schrift „Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottsched's und ihre Beziehungen zu ihm" (Nr. 4). Der Verfasser, ein Hamburger, eröffnet auf Grund neuer Quellen aus großen Bibliotheken und mehrern Archiven eine nicht nur lehrreiche, sondern auch inhaltlich sehr anziehende Rückschau in die literarisch-theatralische Vergangenheit seiner Vaterstadt. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entfaltete bereits das moderne Hamburg, durch ausdauernde Thatkraft seiner Bürgerschaft nach den Drangsalen des Dreißigjährigen Kriegs früher flügge geworden als die großen Städte des noch unter den Nachwehen der Kriegslasten seufzenden monarchischen Deutschland, kühn seine Schwingen. In dieses Emporblühen führt das von Heitmüller herausgeschnittene Kapitel des geistigen Fortschritts mitten hinein. Drei Theaterdichter von individueller Farbe stellt er in den Mittelpunkt seiner kundigen Mittheilungen: Behrmann, Stüven, Borkenstein. Er berichtigt und erweitert die bislang lückenhaften Biographien und weist allen dreien den zukommenden Platz in der deutschen Theater- und Literaturgeschichte an, indem er im einzelnen ihr „Verhältniß zu dem tonangebenden Führer und Reformator der dramatischen Bewegung vor Lessing", Gottsched, bestimmt. Insbesondere bei Stüven, dessen Lebensgeschichte auch durch Abdruck von zwei aufgestöberten Urkunden erhellt wird, war die Feststellung seiner freilich wenig zarten Beziehungen zu dem zeitweise allmächtigen leipziger Literaturdictator von großem Werthe. Einer Einzelfrage, die weitgehender Theilnahme würdig ist, widmen sich Heitmüller's Blätter über die ersten hamburger Localstücke, dem Abschnitte über Heinrich Borkenstein, den Verfasser des „Bookesbeutel", eingefügt. Hier hört man warmblütiges niederdeutsches Volksleben in raschen Pulsen schlagen, das gottlob heute noch längst nicht ausgestorben ist, wenn auch in seinen literarischen Aeußerungen leider kein junger Aufstieg wahrgenommen wird. Zu unserer Freude verheißt Heitmüller, dessen trefflichen Darlegungen spannende Aufmerksamkeit vieler anhaften sollte, aus theilweise schon fertigen Ausarbeitungen genauere Aufschlüsse über das in Platt redende Volksstück jener hamburger Jahrzehnte, das vielfach durch holländische Wandertruppen und somit mittelbar von den Stammesbrüdern der britischen Insel befruchtet worden war.

Einen recht ansehnlichen Raum mußte der Abschätzung des Einflusses auf unser Schriftthum auch ein jeder zubilligen, der den Vater des neuenglischen Romans, Richardson, zum Gegenstande literarhistorischen Forschens wählte. In Nr. 36 d. Bl. f. 1890 bei der Anzeige von Ettlinger's neuer Uebersetzung von Richardson's „Clarissa" habe ich Gelegenheit genommen, auf diese Einwirkungen kurz hinzuweisen, und so berührt es mich angenehm, daß eine neue Untersuchung, von Dr. Max Gaßmeyer, sich als Titel vorsetzt: „Richardson's «Pamela». Ihre Quellen und ihr Einfluß auf die englische, französische, italienische und deutsche Literatur." Vorläufig erhalten wir blos als ersten Theil: „Samuel Richardson's Pamela. Ihre Quellen und ihr Einfluß auf die englische Literatur" (Nr. 5). Die rühmliche Leistung verbreitet sich mit wahrhafter Hingabe über alle Seiten ihres dankbaren Themas. Sie berichtet zunächst über Ausgaben, Entstehungszeit (1740) und die (wegen der anonymen Veröffentlichung einige Zeit angezweifelte) Verfasserschaft und behandelt nach Erledigung dieser Vorfragen das Quellenproblem, wobei sich die These ergibt: Idee und Hauptcharakter in „Pamela" sind der Wirklichkeit entnommen. Diese Ansicht hindert natürlich nicht, im einzelnen weiter auszugreifen und zu zeigen, daß eine Reihe von Zügen aus Richard Glover's Epos „Leonidas" (1737) entlehnt ist, während der Dichter die Motive einiger Episoden aus verschiedenen Vorgängern, z. B. der berühmten Liebesgeschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Desgrieux vom Abbé Prévost (1733) geschöpft hat. Mit Recht ist in dem erzählenden Werke Richardson's, der nie das erziehliche Moment außer Acht ließ, mancherlei nach Geist und Anschauung Verwandtes mit Locke's Pädagogik und Fénelons Mentorroman „Télémaque" betont. Die Mittheilungen über „«Pamela» in England", die von den zeitgenössischen Urtheilen und den verspürbaren Nachwirkungen des Richardson'schen Romans in der englischen erzählenden und dramatischen Dichtung handeln, mögen, sobald das ganze Buch vorliegen wird, hier im Zusammenhange näher angemerkt werden. Das Lob freudigen Eifers und gediegenen Wissens, welch letzteres die angehängte „Bibliographie der benutzten Werke" wie üblich bescheinigt, sei aber schon heute rückhaltlos ausgesprochen.

In das classische Blütezeitalter des neuhochdeutschen Schriftthums hineingerückt sind wir mit R. Schlösser's Beiträgen „Zur Geschichte und Kritik von Friedrich Wilhelm Gotter's Merope" (Nr. 6). Die allseitige Umsicht in der Beschaffung der Unterlagen, die Sauberkeit in der Gliederung und in der Darreichung des zubereiteten Stoffs und die Schärfe der Beurtheilung, durch die sich diese Arbeit von vielen Genossinnen wohlthuend abhebt, sind besonders geeignet, einen deutlichen Begriff von den Riesenfortschritten unserer philologischen Literarhistorie seit wenigen Jahrzehnten zu liefern. Es muß auch dem Laien angenehme Abwechselung gewähren, an Schlösser's sicherer Hand einen Gang durch die verschiedenen Gestaltungen der alten Meropefabel zu machen, die unter andern Lessing („Hamburgische Dramaturgie", Stück 36 fg.) feinsinnig erörtert hat,

um dann bei Gotter, dem liebenswürdigen gothaer Dichter, auszuruhen und das mähliche Werden und Wachsen seiner antikisirenden Tragödie mit anzusehen. Mit großer Ausführlichkeit erstattet Schlösser vorher von seinen Vergleichen Bericht, die er über die metrische Form des Stücks angestellt hat, und gelangt hier zu bemerkenswerthen Aufschlüssen über das schrittweise Bodenfassen des modern dramatischen Verses höhern Stils, des iambischen Fünffüßlers. Heutzutage, wo man endlich beginnt, die deutsche Metrik und die Rhythmik unserer Dichtkunst von dem umklammernden Banne der antik-scholastischen Theorien loszulösen und in selbständige Systeme zu ordnen, zolle man solchen gewissenhaften Einzelstudien ehrlichen Dank. Was Schlösser endlich über die Entstehung und Geschichte von Gotter's „Merope", sowie über die zeitgenössische Kritik in raschem Fluge anfügt, bereichert die Kenntniß des Fachmanns wesentlich und schließt die eigentlich andern Zielen nachstrebende Abhandlung auch äußerlich gut ab.

Mit Shakespeare begannen wir unsern Rundgang durch den verschiedenartigen Cyklus neuer Einzelschriften zur Geschichte der neuern deutschen und englischen Literatur, wie könnten wir da logisch und ideell richtiger schließen als mit Goethe? Da kam uns denn nun auch die jüngste Frucht der Beschäftigung mit unserm Dichtergroßmeister zu, die wieder einmal eine eigene Theorie über den „Faust" in das übersättigte Publikum wirft: „Die naturgemäße Entwickelung des Menschen und Goethe's Faust. Eine neue Würdigung der Faustdichtung von Humanus" (Nr. 7). Der in ein allegorisches Pseudonym gehüllte Verfasser will wieder einmal „die Idee des Ganzen erfassen und den Weg erkennen, den der Dichter verfolgt, um seine Idee zu formen". Er betrachtet das Faust-Werk langsam vorschreitend auf philosophische Weise, immer geleitet von gewissen humanitären, stark freimaurerisch angehauchten Grundideen. Letztere erzeugen auch alle möglichen principiellen Ausfälle auf die arge Verderbniß der Kunst aller Art in der Gegenwart, auf den Mangel des Idealen und des Psychologisch-Edeln im modernen Weltalter, den auch Goethe mit dem „Faust" nicht zu begleichen vermochte. Humanus erhofft alles von einer nahen Zukunft, deren Keime vielleicht schon jetzt neben uns aufsprießen. Um dem Leser zu belegen, was er von dem Verfasser zu erwarten hat, setzen wir noch den Ausklang seines jedenfalls gedankenreichen, reiflich erwogenen und mit Ueberzeugung vorgetragenen Commentars her:

> Nur an einer Reihe ausgewählter typischer Gestalten kann der Entwickelungs- und Ausgleichsproceß klar und fruchtbringend dargelegt werden, und dazu würde vielleicht ein Cyklus von Dramen erforderlich sein!
>
> Was uns also noththut, das ist ein großer, idealer Dichter, der mit tiefem Verständnisse des Lebens uns die nöthige Anschauung gäbe und damit uns hinweghülfe über die seit Jahrzehnten stillstehende Entwickelung; denn wir werden nicht eher vorwärts kommen, bevor wir uns nicht wieder in einer großen Kunst gespiegelt haben. Möchte uns darum bald ein Bahnbrecher erstehen! — oder sollte er gar schon unter uns sein?

Ludwig Fränkel.

Das Heidenthum in der römischen Kirche.

Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Von Th. Trede. Dritter und vierter Theil. Gotha, F. A. Perthes. 1890—91. Gr. 8. 14 M.

Die vorliegende Schrift, deren früher erschienene Theile wir in Nr. 5 und 33 d. Bl. f. 1890 besprochen haben, erregte schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes ein solches Aufsehen und fand so weite Verbreitung, daß der Verfasser sich im Einverständnisse mit dem Verleger entschloß, den Plan derselben zu erweitern und den Gegenstand in erschöpfender Weise zu behandeln. So sind aus den ursprünglich beabsichtigten zwei Bänden vier, und der letzte sogar der umfangreichste von allen geworden. Mehr und mehr hat sich dabei das Buch zu einer gewaltigen Anklageschrift gegen die römisch-katholische Kirche gestaltet. Der Eindruck, den dasselbe auch über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus hervorgebracht hat, überall ein bedeutender, ist natürlich je nach den einzelnen kirchlichen Lagern sehr verschieden. Dem großen Beifall, den dasselbe in protestantischen Ländern und zwar bei allen Parteien der evangelischen Kirche gefunden hat, steht begreiflicherweise das unbedingte Verdammungsurtheil der römischen Hierarchie gegenüber, nachdem sich der anfänglich von dieser Seite her gemachte Versuch, die Schrift todtzuschweigen, als vergeblich erwiesen hatte. Welche Aufnahme dasselbe bei katholischen Laien gefunden hat, läßt sich schwer beurtheilen, da öffentliche Aeußerungen aus diesen Kreisen unsers Wissens kaum zu Tage getreten sind. Obgleich das Buch nicht direct gegen die griechisch-katholische Kirche gerichtet ist und deren Cultusformen sowie den unter ihren Bekennern herrschenden, dem altgriechischen Heidenthume entsprungenen Aberglauben nur gelegentlich zur Illustration und Bekräftigung seiner Sätze heranzieht, so scheint dieselbe doch, nach dem für Rußland ergangenen Verbote des Buchs zu schließen, sich bewußt zu sein, daß der hier geführte Schlag auch sie trifft.

Daß Trede's Werk auf sehr gründlichen Studien beruht, daß der Verfasser ein ebenso aufmerksamer und scharfblickender Beobachter wie zuverlässiger Berichterstatter ist, haben wir schon in unsern frühern Berichten hervorgehoben. Die beiden vorliegenden Bände bestätigen dies Urtheil durchaus, ja in Beziehung auf die genaue Durchforschung der betreffenden Literatur, der altclassischen sowol wie der mittelalterlichen und modernen, sind dieselben

den vorhergehenden überlegen. Auch hat der Verfasser offenbar seine Kenntniß des Volkslebens in Süditalien und Sicilien durch wiederholte eigene Anschauung inzwischen reich vermehrt. In dieser Hinsicht bildet sein Buch, abgesehen von der eigentlichen Tendenz desselben, ein werthvolles Repertorium der Sitten und Gebräuche und eine fast vollständige, freilich keineswegs erfreuliche Charakteristik des sittlichen und geistigen Bildungszustandes der Bewohner jener Gegenden.

Wenn Trede hier nur sorgfältig beobachtete Thatsachen in gewissenhafter Treue und Objectivität wiedergibt, so ist eine gleiche Unbefangenheit bei ihm vielleicht nicht immer vorhanden, wo es sich darum handelt, den Zusammenhang derselben, zumal der religiösen Gebräuche mit dem altclassischen Heidenthume und weiterhin die Aufnahme dieser heidnischen Elemente in die Sitten und Anschauungen des süditalienischen Volks überall als eine Schuld der Kirche zu erweisen. Nicht als ob ihm irgend eine Verdrehung von Thatsachen oder der geringste Mangel an aufrichtiger Wahrheitsliebe vorzuwerfen wäre. Aber nachdem er einmal sicher erkannt hatte, daß sehr viele Einrichtungen der römischen Kirche seit Kaiser Konstantin's Zeiten aus heidnischem Grunde emporgewachsen seien und daß die Kirche bei dem Volke altheidnische Gebräuche und Auffassungen theils in sträflicher Gleichgültigkeit geduldet, theils sogar geradezu gefördert habe, drängte sich ihm allmählich die Ueberzeugung auf, daß der ganze Cultus derselben nur verkleidetes Heidenthum sei. Von dieser einmal feststehenden Ansicht ausgehend, fand er dieselbe bei seinen weitern Untersuchungen auch da bestätigt, wo einem unbefangenen Dritten seine Beweisführung nicht ganz unanfechtbar erscheint. So, um nur ein Beispiel anzuführen, findet sich mancher Aberglaube, der uns schon im griechischen und römischen Alterthume entgegentritt, und dessen Fortdauer im modernen Italien von ihm der römischen Kirche ins Schuldbuch geschrieben wird, in ganz ähnlicher Gestalt auch in protestantischen Ländern, wie der an gewisse Unglückstage, an böse Geister, an Hexen (wenn auch bei uns die Hexerei nicht wie in Neapel als einträgliches Gewerbe betrieben wird), freilich mit dem Unterschiede, daß die römische Kirche in diesem unausrottbaren Aberglauben oft ein Unterstützungsmittel des kirchlichen Glaubens erblickt und ihn als solches verwendet. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das mit bischöflicher Genehmigung im Jahre des Heils 1866 gedruckte „Gewitterbüchlein" des Rectors am Marienspital zu Köln, in dem die bösen Geister als Erreger der verheerenden Gewitter bezeichnet werden, welche von der Kirche durch Exorcismen, Glockenläuten u. s. w. bekämpft werden müßten. (IV, 370.)

Zwei Dinge sind es, auf die der Verfasser immer von neuem zurückkommt, da sie ihm die reichste Fülle von Beweisen für seinen Satz liefern: die Anbetung der Madonna oder vielmehr der einzelnen Madonnenbilder, die für das gläubige Volk ebenso viele wunderthätige Gottheiten bilden, und die fortwährende Neuschöpfung oft sehr wunderlicher Heiliger. In schlagender Weise zeigt er, wie der Madonnencultus — sogar die Mutter mit dem Kinde — sein genaues Vorbild in der Verehrung verschiedener Göttinnen der classischen Mythologie hatte, wie die kirchliche Heiligenschöpfung das ihrige in der nicht minder schwunghaft betriebenen Götter- und Halbgötterfabrikation des Alterthums fand; wie die Heiligen in zahllosen Fällen in die Verrichtungen und Verpflichtungen heidnischer Localgottheiten eingetreten sind; endlich, wie die Heroen Altgriechenlands durch ihre Knochen und sonstigen Reliquien bereits ganz ähnliche Wunder verrichteten wie später die christlichen Heiligen. Das unerschöpfliche Thema kehrt in allen vier Bänden wieder. Denn die oben bezeichnete Entstehung des Buchs bringt es mit sich, daß von einer planmäßigen und logischen Anordnung des Stoffs für das ganze Werk keine Rede sein konnte. Es liegt auf der Hand, daß dieser große Uebelstand, infolge dessen das Bild der sittlichen und religiösen Volkszustände Süditaliens nicht als ein einheitliches und abgerundetes, sondern als ein Neben- und Durcheinander zahlloser einzelner Züge erscheint, zugleich mit dem Bestreben des Verfassers, die Beweise für seine Behauptung möglichst zu häufen, auch zahlreiche Wiederholungen fast unvermeidlich macht. Sollte, wie wol zu erwarten, eine zweite Auflage nothwendig werden, so wird der Verfasser hoffentlich diesem wesentlichen Mangel abhelfen und dabei vielleicht, nicht zum Schaden des Buchs, Veranlassung zu bedeutenden Kürzungen finden.

Daß auch in diesen beiden letzten Bänden gar manches mit unterläuft, was mit dem Heidenthume in der römischen Kirche wenig zu schaffen hat, wird den meisten Lesern kaum unangenehm sein. So finden wir Untersuchungen über die Localisation der Odyssens-Sage, über den Wucher in Italien, eine Schilderung des berüchtigten Feldzugs des „blutigen" Cardinals Ruffo im Jahre 1799 gegen die neapolitanischen Liberalen, eine kunsthistorische Abhandlung über die ältesten Madonnenbilder, endlich einzelne treffliche landschaftliche Schilderungen wie die der Insel Nisida und des neuen Camposanto in Neapel. Als besonders interessante Kapitel verdienen die Schilderung der Hochzeitsgebräuche auf Capri (III, 306 fg.), die Geschichte des Räuberwesens in Italien (IV, 1 fg.) und der letzte Abschnitt, „Die Todten" (IV, 410 fg.) hervorgehoben zu werden. Der zweite der bezeichneten Abschnitte schließt ebenso charakteristisch für den Verfasser wie für den behandelten Gegenstand:

> In Hinsicht des Brigantenthums haben wir folgende Thatsachen nachgewiesen: 1) Dasselbe, aus der heidnischen in die christliche Zeit übergegangen, ward durch die römische Kirche nicht beseitigt, hat sich vielmehr unter ihrer Herrschaft verschlimmert; 2) die römische Kirche hat also den Volksgeist in dem Zustande gelassen, wo er war, als sie zur Herrschaft gelangte; 3) durch Benutzung, Belohnung und Pensionirung von Briganten stellten sich Päpste und Könige unter das Heidenthum der römischen Kaiser, welche sich nie mit solcher Schande befleckt haben.

Wenn uns beim Durchlesen der vorliegenden Bände, obwol sie den vorhergehenden weder an Bedeutsamkeit des Inhalts, noch an lichtvoller Darstellungsweise nachstehen, dennoch eine gewisse Ermüdung beschleicht, so liegt die Schuld an der unendlichen Häufung einander großentheils sehr ähnlicher Thatsachen. Sie sind dem Verfasser wichtig und werthvoll als immer neue Waffen, die er aus seinem reichen Arsenale hervorholt, um damit die römische Hierarchie, in der er den schlimmsten Feind des echten Christenthums und der wahren Gesittung erblickt, zu bekämpfen. Aber sein Buch, das dem künftigen Culturhistoriker eine reiche und zuverlässige Fundgrube bietet, ist durch diese Masse des Stoffs bei mangelnder organischer Gliederung desselben für das große Publikum zu schwerfällig geworden. Außerdem ist das Werk nicht von einer gewissen Einseitigkeit freizusprechen, wie dieselbe ähnlich in fast allen Büchern von vorwiegend polemischem Charakter hervortritt. Wenn Trede den unwiderleglichen Beweis geliefert hat, daß die Cultusformen der römischen Kirche größtentheils in heidnischem Boden wurzeln, so ist es doch andererseits eine zu gewagte Behauptung, daß dieselbe ganz und gar in diesen Cultusformen aufgehe. Wenn er sich mit Recht über eine öffentliche Aeußerung des Kanzlers der Universität New-York lustig macht, daß die katholische Kirche immer und überall Kunst und Civilisation gefördert habe, so durfte er doch nicht übersehen, daß dieselbe im frühern Mittelalter längere Zeit hindurch die einzige Trägerin der Cultur und Vertreterin der Humanität gewesen ist.

Aber einzelne allzukühne Behauptungen oder Uebertreibungen vermögen den großen Werth des Buchs nicht wesentlich zu schmälern. Kein unparteiischer Leser wird leugnen können, daß Trede der Papstkirche so viel rein heidnisches Wesen, eine solche erdrückende Menge von Unterlassungs- und Begehungssünden zumal betreffs der religiösen Leitung und Erziehung des Volks nachgewiesen hat, daß sein Buch auf eine weniger festgegründete Institution eine vernichtende Wirkung üben könnte. Aber Rom hat schon noch wuchtigere Schläge und gefährlichere Angriffe ausgehalten und steht unerschüttert da, ja fester und stärker als vor 300 Jahren. Seine Gläubigen werden das Trede'sche Buch nicht lesen, oder ihm nicht glauben und sich nicht dadurch irre machen lassen. In dieser Hinsicht auf einen Erfolg des Buchs zu rechnen, wäre eine thörichte Selbsttäuschung. Es ist vielleicht beklagenswerth, daß es so ist; aber es ist so.

Otto Speyer.

Staatswissenschaftliche Schriften.

1. Im Dienste der Menschheit. Ein Versuch über eine Zukunfts-Religion. Von James Cotter-Morison. Autorisirte Uebersetzung von J. Odenwald. Leipzig, O. Wigand. 1890. Gr. 8. 4 M.

Kein Wunder, daß dieses Buch in England, wo ja Gott sei Dank in den weitesten Schichten der Bevölkerung ein tiefes religiöses Gefühl zu Hause ist, einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen hat. Sätze wie: Das Christenthum hat sich überlebt, es hält den Kampf mit der Wissenschaft nicht mehr aus, waren ja, seit Herbert Spencer sein System der Evolutionstheorie aufstellte und der Positivismus immer breitere Wurzeln schlug, in gewissen Kreisen sozusagen an der Tagesordnung; daß man aber der christlichen Moral das Himmlische, Erhabene, Veredelnde absprach, daß man sich so weit verstieg zu sagen: diese christliche Moral ist anstößig, und weiter zu sagen: die Zeiten, in denen das Christenthum die größten Triumphe feierte, waren die unsittlichsten, und zwar waren sie das, weil eben das Christenthum diese Triumphe feierte — das ging selbst denen zu weit, die es sonst mit einer freigeistigen Kritik der kirchlichen Dogmen nicht so genau nahmen.

Die Art der Beweisführung, die der kürzlich verstorbene Verfasser anwendet (z. B. das fortwährende Identificiren von Christenthum und äußern Erscheinungsformen desselben, wie Kirche, kirchliche Ceremonien u. s. w.), grenzt an Sophistik. Eine Unmenge Stellen aus Schriftstellern früherer Jahrhunderte citiren, welche einerseits besagen: so viel betete man, und andererseits: so viel sündigte man, und dann den Schluß ziehen: man sündigte so viel, weil man so viel betete, das ist überhaupt keine Beweisführung. Es mag ja übrigens sein, daß das Mittelalter wirklich unsittlicher war als die Gegenwart, daß wenigstens die Unsittlichkeit damals plumpere Formen annahm und öffentlich mehr zu Tage trat als heute, aber diesen Mangel an sittlichem Gefühl verschuldet sicherlich nicht die christliche Religion als solche, nicht der christliche Glaube; und wenn noch heutzutage z. B. in den Thälern der Karpaten Verbrechen gegen die Sittlichkeit in ihren abscheulichsten Formen sehr häufig vorkommen und zumeist auch nicht zur Anzeige gelangen, weil man nichts in ihnen findet, so liegt das nicht daran, daß da die Kirche mächtiger ist als anderswo, sondern daran, daß diese Thäler noch wenig von der Cultur beleckt sind. Dringt erst die Cultur in diese Thäler ein, dann wird der Bevölkerung auch das volle Bewußtsein der Schändlichkeit solcher Handlungen aufdämmern. Wo die Cultur eine hohe ist, da wird sich auch die Gesittung auf hoher Stufe befinden, vorausgesetzt daß mit dem Eindringen der Cultur nicht der Glaube an Gott und sein Christenthum schwindet: Cultur und Christenthum müssen sich die Hand reichen, und dasjenige Volk wird das sittlichste sein, welches bei höchster Cultur treu festhält an der Ethik des Christenthums.

Näher auf die religiösen Ideen des Verfassers einzu-

gehen, widerstrebt mir; jeder, der — mag er auch manches in der christlichen Kirche für reformbedürftig halten — von der Unwandelbarkeit und Unvergänglichkeit der christlichen Principien felsenfest überzeugt ist, wird Ideen, wie sie Cotter predigt, nur auf das tiefste bedauern können: schon um deswillen, weil sie, weit entfernt die Moral des Volks zu heben, im Gegentheil nur dazu beitragen, sie immer mehr und mehr dem Abgrunde zuzuführen. Die Besprechung solcher Bücher ist überdies ein zweischneidiges Schwert; oft wird sie zur unfreiwilligen Reclame.

Was die wirthschaftlichen Ansichten des Verfassers anlangt, so sind diese ebenso radical wie die religiösen; nach dem, was er zum besten gibt, scheint er mit Politikern vom Schlage Mr. Bradlaugh's, der durch seine albernen Auftritte im Unterhause eine traurige Berühmtheit erlangt hat, sehr geistesverwandt zu sein. Cotter spricht von verständigen Streiks und nennt eine große sociale Veränderung sehr wünschenswerth; er glaubt an einen „guten" Socialismus und tadelt Herbert Spencer, seinen philosophischen Lehrmeister, weil er gesagt hat, aller Socialismus bedinge Sklaverei; daß er von Staatshülfe in irgendwelcher Form nichts wissen will, liegt auf der Hand. Die künftige Entwickelung unserer social-wirthschaftlichen Verhältnisse denkt er sich, mit wenigen Worten gesagt, etwa so: je mehr die Maschine über ihre Rivalin, die Arbeit, triumphirt, je annähernder das Ideal der Fabrikation, die Production ohne Hände, verwirklicht wird, desto unangenehmer sind die Symptome, die das Fabriksystem des westlichen Europa zeitigt; die Zahl der Unbeschäftigten nimmt von Jahr zu Jahr zu; Löhne und Kapitalsrente werden immer geringer und die Massen immer ärmer, während der Reichthum einiger weniger ins Ungeheuerliche wächst; die Mitbewerbung auf dem Weltmarkte wird stärker und stärker: es ist ein Wettlauf, in dem kein Staat absolut gewinnen, sondern in dem jeder mit der Zeit ermatten muß; mit jeder Verbesserung der Maschinen werden noch mehr Waaren zu noch billigeren, schließlich kaum noch nennenswerthen Preisen auf den Markt gebracht; eine Zeit kommt, wo der Arbeitgeber für sein in Fabriken angelegtes Kapital wenig oder gar kein Entgelt und der Arbeiter für die gelieferte Arbeit keinen angemessenen Lohn mehr erhalten kann; immer mehr liegt das Gewerbe darnieder, bis endlich, wenn die Unbeschäftigten nach Millionen zählen, das industrielle System mit seiner Entwerthung der Handarbeit, seiner Ueberproduction und seiner Billigkeit zusammenbricht; dann wird eine große Katastrophe kommen, die mehr Trübsal bringt als seinerzeit der schwarze Tod; die Welt wird erfahren, was eine allgemeine Katastrophe zu bedeuten habe. Was aber aus dieser Katastrophe herauskommen soll oder wird, darüber schweigt sich Cotter aus; er scheint mit Marschall zu denken: „Was draus wird, das werde draus; und ist's zu Ende, nun so ist's zu Ende." Alles, was er verräth, ist nichts wie Phrase; man werde, sagt er, dann die große Lehre mit nach Hause nehmen, daß die Erzeugung des Reichthums nicht das erste, auch nicht das zweite Interesse eines Staates sei; die Verwickelung des socialen Problems sei groß, seine richtige Lösung sei wichtig, seine falsche Lösung aber ungeheuer gefährlich; ein klarer Kopf, ein entschlossenes Herz und offenes Auge, welche die Thatsachen um sie herum in ihrer ganzen Wichtigkeit erfassen könnten, würden mehr erreichen als alle „akademische Cultur". Kurz, für Cotter besteht der ganze Witz darin, wenn der Hexenkessel zu brodeln anfängt, nicht den Muth zu verlieren. Gerade da, wo man denkt, daß nun das Interessante losgeht, bricht er alle fernern Erwägungen mit der bombastischen Phrase ab: „Der Dienst der Menschheit ist zu ehrenvoll und begeisternd, um irgendeinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß er würdige Anhänger finden wird."

Kein Mensch wird der Ansicht sein, daß die alte ökonomische Grundregel: die Preise steigen, wenn die Nachfrage das Angebot übersteigt, und fallen, wenn das Angebot die Nachfrage übersteigt, unter gegebenen Verhältnissen nicht noch immer stichhaltig ist. Cotter irrt aber, wenn er den Preissturz der Gegenwart lediglich dieser Grundregel zuschiebt, ebenso wie viele Bimetallisten irren, wenn sie ihn einzig und allein auf Conto des höhern Werthes des Geldes setzen. Schon bei der alleroberflächlichsten Beobachtung des oft weitgehenden Auf- und Absteigens der Preise muß man sich sagen, daß diese Bewegungen die Ergebnisse aus der Einwirkung der verschiedensten Kräfte sind. Aussicht auf Krieg oder Frieden, Finanzverwirrung oder eine gesunde finanzielle Lage, die außerordentlichen Schwankungen in der bedeutendsten wirthschaftlichen Kraft, der subjectiven Meinung der Individuen, das sind auch Factoren, die die Bewegung der Preise beeinflussen. Es ist ferner unrichtig, aus dem Steigen verschiedener Waarenpreise auf die Falschheit der bimetallistischen Lehre zu schließen. Daß z. B. Elfenbein und Fischbein während der letzten 50 Jahre beständig im Preise gestiegen sind, mag ja in erster Linie durch das verminderte Angebot und die vermehrte Nachfrage veranlaßt sein; aber es ist doch nicht ausgeschlossen, daß ihre Preise noch höhere sein würden, wenn die Staaten nicht das Silber entwährt hätten. Wie konnte Cotter, wenn er jene Grundregel als richtig anerkannte, ihr sogar den denkbar größten Einfluß einräumte, übersehen, was sein großer Landsmann David Hume, der berühmte schottische Philosoph, schon vor 150 Jahren erkannt hatte: daß die Entwährung eines Münzmetalls gerade vermöge dieser Grundregel den Werth des Geldes erhöhen muß, und daß deshalb zu viel Waare und zu wenig Geld ganz genau zu derselben Folgerung führen muß, zum Sinken der Preise! Bis zum Jahre 1873 bestand die Münze aus Silber und Gold, 1873 entwährte man das Silber: folglich fiel die Nachfrage nach Silber, stieg dagegen die Nachfrage nach Gold: folglich fiel der Werth des Silbers und stieg der Werth des Goldes, d. h. des Geldes: folglich sanken die Preise.

Was endlich das Bevölkerungsproblem betrifft, so ist Cotter Anhänger der Malthus-Theorie. Wie alle Malthusianer sieht er mit Entsetzen auf die ohne jede wirthschaftliche Klugheit eingegangenen Ehen und beobachtet mit Schrecken, wie die arme und Verbrecherklasse mit geringer Gehirnentwickelung sich weit schneller vermehrt als die, welche auf viel höherer Stufe stehen. Kinder hervorzubringen, wenn keine vernünftige Möglichkeit da sei, sie zu erhalten, sagt er, sei eins der gemeinschädlichsten Deliete, dessen der Mensch fähig sei; wenn die Welt nicht klug genug sei, diese Vermehrung durch „weise Maßregeln" einzuschränken, dann werde die Natur selbst die Sache in die Hand nehmen und mit ihrem summarischen Vorgehen in der Form von Pestilenzen und Hungersnoth eine Reinigung vornehmen, die die Welt ein wenig in Erstaunen setzen werde. Wie Cotter überhaupt arm an positiven Vorschlägen ist, so spricht er sich auch nicht näher darüber aus, worin diese „weisen Maßregeln" bestehen sollen. So viel aber ersieht man, daß er viel weiter als Malthus zu gehen geneigt ist. Machte dieser als einzige Forderung geltend, sich der Ehe so lange zu enthalten, als der für eine Familie nothwendige Unterhalt noch nicht erworben ist oder aller Wahrscheinlichkeit nach nicht beschafft werden kann — also eine Forderung rein wirthschaftlichen Inhalts, die sich mit strengem Christenthum recht wohl verträgt —, so jubelt Cotter dem Vorschlage Arnold White's zu: alle gewohnheitsmäßigen Verbrecher ihr Leben lang einzusperren, nicht zur Strafe, sondern um zu verhindern, daß sich ihre Gattung vermehre. Das ist auch Liberalismus! Ein Liberalismus zwar, der im Einklange steht zu den Ansichten, die Cotter von christlicher Moral hat, der aber schlechterdings nicht zu dem „glorreichen" System des Manchesterthums paßt, dem er sonst huldigt.

2. Bonner Tractat. Socialpolitische Studien, als ebenso viele Beiträge zum Stückwerk unsers Wissens und Weissagens von göttlichen und menschlichen Dingen. Von Hugo Oelbermann. Leipzig, O. Wigand. 1890. Gr. 8. 2 M.

Mitten in der phrasendreschenden Literatur unserer Tage thut es ordentlich wohl, einmal eigenartige Auffassungen zu finden, selbst wenn sie gegen den Strich gehen. Allen unbefangenen Lesern, welche fremde Eigenthümlichkeiten vertragen können, wird die Lektüre des vorliegenden Buchs einen hohen Genuß gewähren; es fesselt durch eine Fülle origineller Gedanken und regt mächtig zum Nachdenken an. Die Sprache und die ganze Art der Behandlung erinnert vielfach an Johannes Scherr, Alexander Herzen und Wilhelm Marr. Der Verfasser charakterisirt sich selbst in den Worten:

> Ich muß oft herbe Wahrheiten sagen, die vielleicht nicht verzuckert genug sind. Mag sein! Man hat aber auch mir den Lobeszucker allezeit höher gehangen als den Tadelessig, und so bleibe ich denn auf dem mir bekannten rauhen Lebensgebiete, wenn ich auf rechts und links oft erfahrene Rücksichtslosigkeiten einmal anderthalbe setze.

Daß er aber, wenn er die Wahl hat zwischen dem Zeloten und dem Humoristen, lieber mit diesem als mit jenem geht, das kann man aus den allerorten eingestreuten „Kinkerlitzchen", wie der alte von Kleist-Retzow die heitere Behandlung scheinbarer Wichtigkeiten des Tagblicks, die dem Geschichtsblicke nur ebenso viele Nichtigkeiten bedeuten, vor langer Zeit einmal genannt hat, zur Genüge ersehen.

Es gibt fast kein Thema von Bedeutung in unserm innerpolitischen Leben, das in dem Buche nicht behandelt würde. Auch die Strafrechtsreform, die Schulreform, die Reform der innern Mission, die Heeresreform, die Reform des Parlamentarismus, die römische, die orientalische, die colonialpolitische Frage, ja selbst ethische und religionsphilosophische Fragen finden eine ausgedehnte Erörterung: und diese in einer Weise, die in unserer beklemmenden Zeit ungeheuer erfrischend wirkt. Fast nirgends zwar kann sich der alte 1848er verleugnen, aber manches Wort, so z. B. aus dem Abschnitte über die Aera Hinzpeter-Caprivi, kann auch der gut conservativ gesinnte Mann rückhaltlos unterschreiben, und dankbar muß anerkannt werden, daß der liberale Standpunkt, den der Verfasser im wesentlichen einnimmt, ihn nicht abhält, über den Fürsten Bismarck objectiver zu urtheilen, als heutzutage leider Gottes so viele deutsche Männer zur Schande des Volks zu urtheilen gewohnt sind:

> Daß und wie er (Bismarck) den König Wilhelm nur unter den größten Schwierigkeiten aus der unnatürlichen Lage, in die Preußen in den Jahren 1815—1848 und 1849—1852 gekommen war, herausriß, zunächst noch reactionärer ausholte, um dann über die ineonstitutionell erzielte Heeresorganisation hinweg in neuzeitliche Bahnen einzulenken und deutsche Vorwärtspolitik zu treiben — das alles haben jüngere Zeitgenossen fast schon vergessen; es läßt aber die lebenslange Dankbarkeit nachmals Kaiser Wilhelm's I. wohl begründet erscheinen! ... Vergleichen wir die der Epoche Bismarck vorhergehende Zeit mit der heutigen, so müssen wir anerkennen, daß wir ihm immerhin eine entschiedene Neuzeit, eine fast neue deutsche Welt verdanken! Dies Verdienst ist so groß, daß keine Belohnung, die der Mensch dem Menschen, die Nation einem großen Führer, die Dynastie einem genialen Berather verleihen kann, dasselbe deckt, weder eine Herzogswürde noch eine Königskrone. Um so weniger, als alle Lichtseiten der Zeit Wilhelm's des Siegreichen und seiner Paladine sich wesentlich mit an die Person, den Charakter, das geistige Schwergewicht des Kanzlers lehnen, während so manches Schattenhafte und Günstlingartige seines eigenen Bildes und seines oft drückenden Uebergewichts doch nur seinem Schicksale angehört. Dieses zwang ein angeborenes Herrschertalent zu einer lebenslangen Dienerrolle in der Wilhelmstraße, bei des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr. Für den Druck von oben — wie sehr auch gemildert durch die selten zartsinnige und schonende Natur des alten Kaisers — durch einen gewissen Druck nach unten sich zu entschädigen, war und ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit aller „Emporkömmlinge" oder „Hansmeier" von je gewesen, die, ausgestattet mit ausgeprägt eigenen herrischen Gaben, zwischen dem Titularherrn und dem zu beherrschenden Volke standen. Es wäre übermenschlich zu achten, wenn das Ingenium Bismarck von dieser Schwäche des natürlichen Menschen, die auch wol im genialsten und groß angelegtesten noch anzutreffen ist, ganz frei geblieben wäre! Derartige Rollen bedeuten immer ein gefährliches Experiment, wo die Anlage zu einem Cromwell und Wallenstein nur durch ein heldenhaftes Pflichtgefühl, durch eine fast engelhafte Dienertreue überwindbar sind.

Und das sagt er von demselben Bismarck, über dessen System er, der Liberale, urtheilt:

Es war kernhaft conservativ, genau besehen antiliberal, bediente sich aber suaviter in modo liberaler Sympathien, Zeitströmungen, Traditionen und — Vorurtheile, die es geschickt und glorios zu verwerthen wußte, während es strenuo in re an der Tödtung des Liberalismus arbeitete.

Man sieht daraus deutlich genug, wie wenig Oelbermann zu jenen gehört, die, wie Talleyrand in seiner unvergleichlichen Weise von den Bourbonen sagte, nichts gelernt und nichts vergessen haben, und wie wenig er auch mit denen gemein hat, die über dem grimmigen Haß gegen den Altkanzler, weil er dem Liberalismus so manche Schlappe geschlagen, vergessen, was er für uns alle gethan hat. Und das ist's, was uns den Verfasser lieb macht. Das ist ein biederer, offener, meist sogar rücksichtslos offener Charakter, der einen Sinn hat für deutsche Größe und deutsche Wohlfahrt; aus allen seinen Worten leuchtet's heraus, daß er es ehrlich meint und daß er das Beste seines Volks will. In seinem ganzen Fühlen und Denken durch und durch liberal, negirt er nicht aus Lust zur Negation, sondern aus Ueberzeugung. Ohne Verbissenheit, ohne Parteihaß und ohne Vorurtheile prüft er alles und behält das nach seiner Meinung Beste. Recht charakteristisch für den Verfasser ist seine Kritik des Altliberalismus, die eine Selbstkritik bedeutet. Von seiner 1848er Vergangenheit sagt er da: „Unsere Lichtseite war der Einheitstraum als Resultat geistiger Kämpfe; unsere Schattenseite war die Unterschätzung auch der geistlichen Güter eines Volks als der höhern", und er fügt hinzu: „Diesen Fehler mußte eine «neue» liberale Partei wieder gut machen: in hoc signo!" Ja, eine „neue" liberale Partei! „Der Altliberalismus ist todt", sagt Oelbermann, „ein schon lebensfähiger Neuliberalismus fehlt gänzlich, der «Freisinn» als doctrinärer Rest des Altliberalismus kann auf diesen Titel keinen Anspruch machen."

Auf jeden Fall ist diese rückhaltlose Anerkennung des politischen Gegners einerseits, wie diese gerade Offenheit andererseits — beides Eigenschaften, die in unserm politischen Leben mehr und mehr zu schwinden scheinen — im höchsten Grade anerkennenswerth. Und darum wollen wir auch nicht mit dem Verfasser rechten, wenn er gelegentlich Ansichten kundgibt, für die wir uns eben nicht im mindesten begeistern können. Wohl dem Politiker, der nur mit Gegnern zu thun hat, wie Oelbermann einer ist!

3. Die Schiedsgerichtsordnung zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze. Mit Erläuterungen herausgegeben von Amtsrichter Karl Schneider. Hannover, Meyer. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Schrift gibt nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung der Grundsätze des Schiedsgerichtsverfahrens, sondern dient lediglich den praktischen Bedürfnissen und wird deshalb auch dem Nichtjuristen eine vortreffliche Handhabe bieten. Die Vorzüge, die wir dem Verfasser gelegentlich der Besprechung seines Commentars zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz nachrühmten: gründliche Beherrschung des Stoffs, nüchterne, klare Darstellung und übersichtliche Anordnung zeichnen auch diesen Leitfaden aus. Hier kommt noch hinzu, daß der Verfasser Gelegenheit hatte, seine in langjähriger proceßrichterlicher Thätigkeit gewonnene Erfahrung zu verwerthen. Der Preis des Heftes könnte billiger sein.

Richard Oertel.

Feuilleton.

Leute, die der vaterländischen Cultur und Industrie gern etwas am Zeuge flicken, nörgeln immer mit Vorliebe am Preise deutscher Classikerausgaben und behaupten, England, Frankreich, auch Italien biete der gebildeten Lesewelt nicht nur, sondern auch den breitern Schichten der Bevölkerung die Spitzen des literarischen Lebens in schönen und preiswürdig billigen Drucken. Nun, Lessing, Goethe und Schiller, dazu manche Sterne zweiter und dritter Größe besaßen wir schon seit längerer Zeit in recht guten Volksausgaben. Jetzt gesellt sich nun ein Meister der Dichtkunst hinzu, den wir getrost als ganz für Deutsche gewonnen jenen anreihen dürfen, William Shakespeare. Vor uns liegt ein vorzüglich ausgestatteter Leinwandband in Lexikon-Octav von 942 Seiten, compreß, aber klar und scharf gedruckt, sauber im Papier, genau in der Correctur: „W. Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1891), für den wahren Spottpreis von 3 Mark. Oechelhäuser, der bekannte feinsinnige Bearbeiter und Erklärer des britischen Meisters, der Gründer und derzeitige Vorsitzende der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, hat den deutschen Text, für den natürlich die „Schlegel-Tieck'sche" benannte classische Uebertragung zu Grunde lag, durchgesehen, mit knappen Einführungen zu jedem Stücke (die wichtigsten geschichtlichen literargeschichtlichen Vorbedingungen darlegend) versehen und eine übersichtliche „Allgemeine Einleitung" beigesteuert. Letztere unterrichtet vortrefflich über alles Thatsächliche, was wir von Shakespeare wissen, und rückt sodann nach einer kurzen, doch deutlichen und Satz für Satz wohlerwogenen Charakteristik seiner dichterischen Eigenheiten, seiner Schaffensperioden und seiner Stellung zu der zeitgenössischen und der nachlebenden Welt die Bedeutung seines Genius für das deutsche Volk und dessen künstlerische Erziehung ins rechte Licht. Dieser Abriß der Shakespeare-Kunde ist so reichhaltig und dabei so geschickt geschrieben, daß er auch dem Shakesperianer von Beruf ein willkommenes Repertorium darstellt. Möge die prächtige Veröffentlichung, die dem hochverdienten Oechelhäuser und der von ihm geleiteten Vereinigung ein neues Blatt in den Ruhmeskranz windet, viele viele Deutsche werben für den Genuß der Geistesschätze des gewaltigen germanischen Bruders jenseit der Nordsee! Ein Bewunderer, ein Freund Shakespeare's vermag nunmehr jeder Deutsche zu werden, der lesen und sich über Schönheit der poetischen Form und Adel eines Gedankens Rechenschaft ablegen kann.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Ladder" enthält in ihrer Aprilnummer einen Aufsatz über die besten Bücher in der Nationalökonomie, worin auch verschiedene deutsche Bücher herbeigezogen werden. Zunächst wird Roscher's „System der Volkswirthschaft" hervorgehoben. „Roscher ist eher ein gelehrter, als ein tiefgehender Schriftsteller, aber seine Darlegungen der Doktrin sind sehr einfach, und seine Sammlung veranschaulichender Thatsachen, die einer umfassenden Lektüre entnommen sind, ist von dem höchsten Nutzen. In dieser letztern Hinsicht wird dies Werk von keinem andern übertroffen." Als derselben Schule angehörig wird weiter Gustav Schönberg's „Handbuch der politischen Oekonomie" besprochen. „Das Ergebniß ist ein Werk von ungewöhnlichem Werthe. Es ist viel stärker und viel vollständiger in seinen theoretischen Auseinandersetzungen als Roscher's Werk, und trotz seines Umfangs ist es viel weniger abschweifend und in jeder Weise handlicher, als deutsche Bücher vielfach zu sein pflegen. . . . In dieser Hinsicht bildet es einen sehr angenehmen Gegensatz zu der «Allgemeinen oder theoretischen Volkswirthschaftslehre von Professor Adolf Wagner in Berlin»." — „In dem «Bau und Leben des socialen Körpers» zeigt Professor Schäffle in Tübingen, ein Nationalökonom von großer Fähigkeit und Selbständigkeit, seine Neigung, wie Herbert Spencer sociale Erscheinungen durch physiologische Analogien zu erklären." — „Ein Werk von mehr Werth und Originalität als diese beiden sind die «Grundsätze der Volkswirthschaftslehre» von Professor C. Menger, dem österreichischen Nationalökonomen, der uns unter anderm eine neue Theorie des Werthes gibt, die einige Aehnlichkeit mit der Jevons' besitzt, und welcher der Begründer einer höchst beachtenswerthen und mächtigen Schule in Oesterreich ist." — „Auch andere Bücher sind erwähnenswerth, besonders Professor G. Cohn's System der Nationalökonomie".

Nachdem noch verschiedene deutsche Werke nebenbei Erwähnung gefunden haben, und namentlich auch hervorgehoben worden ist, daß vielfach die besten Werke über englische Verhältnisse in Deutschland geschrieben worden sind, wie besonders Schanz' „Englische Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters", wird etwas ausführlicher besprochen E. von Böhm-Bawerk's Werk: „Kapital und Kapitalzins." „Dieses Werk besteht aus zwei Bänden, von denen der erste eine sehr vollständige Geschichte der Doctrinen über das Kapital enthält, begleitet von einer scharfen Kritik einer jeden, während der zweite des Verfassers eigene Theorie, in voller Breite und mit großer Geschicklichkeit dargelegt, bietet. Was man auch immer über die Verdienste dieser Theorie denken möge, so ist es auf jeden Fall wahr, daß derjenige, der dieses Buch prüft, finden wird, daß er sehr beträchtliche Fortschritte in seinen nationalökonomischen Kenntnissen gemacht hat." Im Anschlusse hieran wird Wieser's „Ursprung und Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werthes" und desselben Verfassers „Natürlichen Werthes" gedacht. Lujo Brentano's Werk: „Die Arbeitergilden der Gegenwart" wird als „sehr bedeutend" bezeichnet und als das beste ältere Buch über den Socialismus Lorenz von Stein's „Socialismus und Communismus des heutigen Frankreich". Eine Reihe anderer Werke wird nur dem Namen nach aufgezählt, ohne ein Urtheil an sie zu knüpfen.

— Der Aufsatz in der „Revue des deux mondes" über den deutschen Socialismus von J. Bourdeau wird am 15. April fortgesetzt. Außer den früher angeführten Werken, welche öfter wieder citirt werden, sind noch folgende Schriften angezogen und beurtheilt worden: Marx: „Das Kapital", „Zur Kritik des socialdemokratischen Parteiprogramms" (in „Neue Zeit"); L. Brentano: „Ueber die Ursachen der heutigen socialen Noth"; August Bebel: „Die Frau und der Socialismus"; Engels: „Der Ursprung der Familie" Huber: „Die Philosophie des Socialismus"; Wilhelm Liebknecht: „Ein Blick in die neue Welt".

Bibliographie.

Aufzeichnungen über das 1. königl. sächsische Ulanen-Regiment Nr. 17. Mit 2 Plänen u. 1 Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Denecke, A., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des gesellschaftlichen Anstandsgefühls in Deutschland. Dresden. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Dreyer, M., Ein Liebestraum und eine Ehegeschichte. Zwei Skizzen. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Frank, C., Der Schauspieler-Beruf. Ein ernstes Wort für jene jungen Leute, welche beabsichtigen, sich dem Theater zu widmen. Wien. Gr. 8. 40 Pf.

Goldmann, K., Das Wiener Burckhard-Theater. Wien, Löwit. Gr. 8. 60 Pf.

Greg, K., Der Spuk von Wjolks. Roman. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Hagen, H., Theolinde. Ein Sang vom Bodensee. Luzern, Foesser Nachf. 1890. 8. 1 M. 30 Pf.

Ritter Dietrich von Harras oder der Harrassprung bei Lichtenwalde im Erzgebirge. Historisch-romantische Erzählung und vaterländisches Sittengemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der bekannten Volkssage und anderen geschichtlichen Nachrichten bearbeitet von E. W. J. Oederan, Schlesinger. 8. 2 M. 40 Pf.

Hempel, Thekla, Der Herr unser Halt. Erzählungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M.

Hollaender, F., Jesus und Judas. Ein moderner Roman. Berlin, Sallis. 8. 4 M.

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Wieners. Wiener Volksroman von einem Achtundvierziger. 1. Buch: Vom März bis October. Wien. 1890. 8. 80 Pf.

Junghans, Sophie, Unter der Ehrenpforte. Novellen. Berlin, Dominik. 8. 7 M. 50 Pf.

Kayserling, M., Dr. W. A. Meisel. Ein Lebens- und Zeitbild. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Klinger, M., Malerei und Zeichnung. Leipzig. Gr. 8. 1 M.

Kroker, E., Katechismus der Mythologie. Leipzig, J. J. Weber. 12. 4 M.

Unfrankirte Lieutenantsbriefe von Fr. Frigga. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. Gr. 8. 2 M.

Löwenfeld, R., Gespräche über und mit Tolstoj. Berlin, Wilhelmi. 8. 1 M. 50 Pf.

Miehlke, A., Die Geschichte unserer Sprachlaute und Orthographie, in kurzem Abriss dargestellt. Graudenz. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Mirowo, J., Mene tekel upharsin! Russische Visionen. Hermannstadt, Michaelis u. Seraphin. Gr. 8. 1 M.

Müller-Bohn, H., Herrn Wilhelm Schulzes erste Badereise. Humoreske. Berlin, Kittel. 8. 1 M.

Müller, W., Der Rathsherr von Olmütz. Geschichtliche Erzählung. Olmütz, Müller's Selbstverlag. 12. 2 M.

Nemirowitsch-Dantschenko, W., Hinter den Kulissen. Roman. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von A. Markow. Berlin, Wilhelmi. 8. 3 M.

Nikel, J., Die heidnischen Kulturvölker des Altertums und ihre Stellung zu fremden Religionen. Leobschütz. Gr. 4. 60 Pf.

Noël, G., Der Frieden von Sau Germano 1230. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Moderne Novellen. Sammlung heiterer und ernster Erzählungen aus dem Leben von zeitgenössischen Autoren. 1. Bd. München, Verlag der academischen Monatshefte. 8. 1 M. 20 Pf.

Die deutschen Offiziere und die Sozialdemokratie. Leipzig, Licht. Gr. 8. 60 Pf.

Phelps, E. S., und H. Ward, „Lazare komm heraus!" Eine Erzählung aus Christi Tagen. Aus „Come forth!" frei übertragen von M. v. K. Leipzig, Hobbing. 8. 3 M.

Philo vom Walde, Die Dorfhexe. Bauern-Komödie mit Gesang. Mit einem Nachworte. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M.

Pudor, H., Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Dresden, O. Damm. Gr. 8. 80 Pf.

Rossi, E., Schiddach und Schidduchim. Humoresken. Hamburg, Fritzsche. Gr. 16. 1 M.

Sachse, J. J., Des Lehrers Rüstzeug im Kampfe der Schule gegen die Sozialdemokratie. Allen Vaterlandsfreunden gewidmet. Leipzig, M. Hesse. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Schrader, H., Das Mansfelder Pionier-Bataillon in den Befreiungskriegen. Eisleben, Gräfenhan. 8. 40 Pf.

Schultess, K., Papst Silvester II. (Gerbert) als Lehrer und Staatsmann. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Stapp, Geschichte des königl. bayerischen 6. Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm König von Preußen von 1725—1891. Im Auftrage des Regiments für Unteroffiziere und Mannschaften bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 80 Pf.

Stegemann-Sentier, H., Mechthilais. Ein Sang von Badenweilers Schloss a. 1492. Dichtung in 10 Gesängen. Müllheim-Badenweiler, Schmidt. 12. 90 Pf.

Stenzel, Helgoland und die Deutsche Flotte. Berlin, Ulrich u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Strasosky, H., Jacob Friedrich Fries als Kritiker der Kantischen Erkenntnistheorie. Eine Antikritik. Hamburg, Voss. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stückelberg, E. A., Der Constantinische Patriciat. Ein Beitrag zur Geschichte der späteren Kaiserzeit. Basel, Georg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zoozmann, R., Seltsame Geschichten. Ein Liederzyklus. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878.

Von

T. C. Yacarescu,

Oberstlieutenant der Reserve.

Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz.

Mit 1 Karte und 2 Plänen. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

Der Verfasser lieferte auf Grund der officiellen Actenstücke des rumänischen Generalstabes zum ersten mal eine authentische Darstellung der Theilnahme der rumänischen Armee an dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, welche namentlich in den entscheidenden Kämpfen vor Plewna glänzend hervortrat. Das Werk ist für militärische und politische Kreise von hohem Interesse. Die Uebersetzung rührt von der bekannten Mitarbeiterin der Königin von Rumänien, Mite Kremnitz, her.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien

zu

München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Vorliegendes Werk des bekannten Kunstschriftstellers über zwei der berühmtesten deutschen Gemäldegalerien, zu München und Dresden, hat das Interesse aller Kunstfreunde umsomehr erregt, als der Verfasser ganz überraschende Beweise für seine Behauptungen lieferte. Zahlreiche treffliche Abbildungen dienen zur Erläuterung.

In dem früher zu gleichem Preise erschienenen ersten Bande der „Kunstkritischen Studien": „Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom", legte Lermolieff in einer ausführlichen Einleitung auch seine kunstkritischen Grundsätze dar.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906 072 Flaschen

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York:** The **P. Scherer Co. Ltd.,** 11 Barclay Street.

Verlag von Sallmann & Bonacker in Basel.

„Jugendthorheit",

Gedichte zweier Freunde.

Zweite Auflage.

Mit 37 Originalillustrationen.

Fein gebunden M. 4. —. Mit Goldschnitt M. 4. 40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

von Behr,

Offizier der deutschen Schutztruppe.

Mit Vorwort v. H. v. Wißmann,
21 Abbildungen u. 1 Karte.
Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der erste ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, in frischem Tone und mit echt soldatischem Humor geschrieben. Eingestreut sind lebenswahre Schilderungen von Land und Leuten und dem Leben der Deutschen in den Stationen. Wirkungsvolle Abbildungen erhöhen das Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 4. Juni 1891.

Inhalt: Niecks' Chopin-Biographie. Von Heinrich Reimann. — Neue Romane. Von Theodor von Sosnosky. — Dramatisches und Dramaturgisches. Von Friedrich Kummer. — Eine Wikingerfahrt durch Grönland. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Niecks' Chopin-Biographie.

Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker von Friedrich Niecks. Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von W. Langhans. Zwei Bände. Leipzig, Leuckart. 1889—90. 8. 15 M.

Das englische Original dieses Werks erschien 1888 in London (und Neuyork) bei Novello, Ewer u. Comp. unter dem Titel „Frederick Chopin as a man and musician". Kaum war es erschienen, als eine ganze Reihe englischer Zeitungen und Zeitschriften den Ruhm dieses Werks in maßloser Weise pries. „The Athenaeum" vom 23. Februar 1889 schrieb z. B., man schätze diese Chopin-Biographie kaum zu hoch, wenn man sie neben Jahn's Mozart, Spitta's Bach oder Pohl's Haydn stelle; ähnlich drückte sich die „Sunday Times" vom 13. Januar 1889 aus. Und als nun von der deutschen Uebersetzung kaum die ersten Lieferungen erschienen waren, da beeilten sich deutsche Berichterstatter — ohne das englische Original, noch überhaupt das Werk vollständig zu kennen — das Beispiel der englischen Blätter zu überbieten: sie fügten dem überschwenglichen Lobe auf den Verfasser ein gleiches auf den Uebersetzer bei (vgl. z. B. „Schweizer Musikzeitung", 1890, Nr. 5; „Wiener Sonn- und Montagszeitung", 1890, Nr. 15; „Literarische Correspondenz" in Leipzig; „Hamburger Musikzeitung" vom 24. November 1889; „Berliner Neueste Nachrichten", 1889, Nr. 620 u. f. f.). Soviel ich weiß, ist über das englische Original in Deutschland nur eine einzige, allerdings sehr ausführliche Recension erschienen; sie stammt aus meiner Feder und findet sich in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft", 1889, S. 603—624. Außerdem benutzte ich bei Gelegenheit eines Aufsatzes über Chopin und George Sand („Zeitbilder aus Fr. Liszt's Jugendjahren") in der „Allgemeinen Deutschen Musikzeitung", 1889, Nr. 45—49, die Gelegenheit, auf eine der hauptsächlichsten schwachen Stellen dieses in vieler Beziehung höchst verdienstvollen und vortrefflichen Werks hinzuweisen.

Der Gesammteindruck, den das Werk im ersten Augenblicke macht, ist nämlich in der That äußerst günstig. Die Mühe und Ausdauer, mit welcher der Verfasser neue Quellen für die Chopin-Biographie zu erschließen bemüht gewesen ist, erscheint geradezu staunenswerth: eine ganze Anzahl bis dahin unbekannter Briefe Chopin's an St. Heller, Fontana, Franchomme; Mittheilungen und Berichte von Freunden, Schülern und Bekannten des Künstlers (namentlich Liszt's, Hillers, Gutmann's, Grzymala's, E. F. Wenzel's); Berichte in Tagesblättern, Journalen, Musikzeitungen; die gesammte einschlägige Memoirenliteratur (George Sand, Mendelssohn, R. Schumann, Hiller, Marmontel, Lenz, Wodziński) und die speciellen, bereits vorhandenen Chopin-Biographien, unter denen Liszt's Nekrolog auf seinen Freund immer noch einen, auch von Niecks nicht erreichten Höhepunkt bezeichnet (während Karazowski's vortreffliche und für alle Zeiten grundlegende Arbeit von Niecks ebenso sehr ausgenutzt als in ihrer Bedeutung unterschätzt wird): alles das zusammengenommen bildet den Stoff, aus dem Niecks sein Werk geformt hat. Schon aus diesem Grunde ist dasselbe eine achtunggebietende Sammlerarbeit und ein Denkmal von bleibendem Werthe in der Musikliteratur.

An ein Werk von solcher Bedeutung den gewöhnlichen kritischen Maßstab anzulegen, hieße dem Verfasser Unrecht anthun. Ihn kann das leicht zu erringende Lob der Dutzendrecensenten fürwahr nicht ehren, und je geläufiger die lobrednerischen Phrasen sich über den jüngsten Chopin-Biographen ergossen haben, desto zweifelhafter mußte gerade ihm als einem Forscher, der es mit seiner Arbeit sehr ernst genommen hat, der Werth solcher Schreibübungen dünken. Ich habe schon in meinem Berichte über die Original-

ausgabe („Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft") den Finger auf die wunde Stelle des Werks gelegt, ich muß es auch hier wiederum betonen: der Werth der Niecks'schen Arbeit besteht in der Sammlung, der Unwerth in der nicht genügenden, insbesondere in der stellenweise allzu wenig kritischen Verarbeitung des Materials. Dies aber ist ein Fehler, der, wie das Folgende noch im einzelnen darthun wird, das Niecks'sche Buch himmelweit von seinem Vorbilde, der Mozart-Biographie Jahn's, scheidet. Ja, mir will es fast scheinen, als ob gerade das Streben, Jahn nachzueifern, den Verfasser auf gar manchen bedenklichen Irrweg geleitet hatte. Die Verhältnisse, in denen Mozart aufwuchs, wirkte und lebte, waren einfach, schlicht und bürgerlich im Vergleich zu denen, welche Chopin zu dem machten, was er geworden ist. So wenig dieser Künstler selbst persönlichen Antheil nahm an den geistigen Kämpfen, welche die pariser Julirevolution 1831 heraufbeschworen hatte, als Mensch und in seinen menschlichen Beziehungen war er ganz und gar ein Kind dieser Zeit und mit ihr auf das innigste verwachsen. Wer ihn und die Personen, die in nächste Beziehung zu ihm traten — ich meine natürlich George Sand in allererster Linie —, richtig beurtheilen will, muß sich nicht außerhalb des gegebenen Bodens, auf den Standpunkt schlicht bürgerlicher Moral und patriarchalischer Anschauung stellen, sondern muß von innen heraus, aus dem Geiste jener seltsamen Verquickung von Volksthümlichkeit, man könnte sogar fast sagen von Proletariatsgeist und aristokratischer Vornehmheit, als den geschworenen Feinden der von Louis Philippe vertretenen Bourgeoisie, deren „Lebensgeschäft die Verdauung" war (vgl. Jul. Schmidt, „Porträts aus dem 19. Jahrhundert", S. 229), die Dinge betrachten, die sich in dem Leben Chopin's, wenigstens in der Blütezeit desselben, abspielen. Ich habe damit meine Hauptmeinungsverschiedenheit mit dem Verfasser kurz bezeichnet: sie betrifft das Verhältniß Chopin's zu George Sand. Der Verfasser hat es mit Recht für so hochwichtig angesehen, daß er es wagen durfte, wie er selbst sagt, eine Biographie (der George Sand) in der Biographie (Chopin's) zu schreiben. Gerade dieser Haupt- und Kernpunkt des Werks ist nun aber meines Erachtens total misglückt, und ich will versuchen, gelegentlich der Darlegung des Inhalts des Niecks'schen Werks mein Urtheil in den Hauptzügen zu rechtfertigen.

Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß man einen Künstler im Lichte seiner Zeit und nicht blos als Individuum, sondern als Theil einer nationalen Gesellschaft betrachten müsse, widmet der Verfasser das ganze erste Kapitel, allerdings in mehr als erschöpfender Weise, dem unglücklichen Lande Polen und seinen Bewohnern. Ein solcher Vorbericht war hier um so mehr an der richtigen Stelle, nicht blos weil Chopin's Vater, obwol Lothringer (Nancy) von Geburt, sich vollkommen als nationalisirten Polen betrachtete (Chopin's Mutter, Justina Krzyzanowska, war eine Polin von reinstem Blute), sondern weil Chopin selbst das, was seine Eigenart als Mensch wie als Künstler ausmachte, zum wesentlichsten Theile diesem Lande verdankte. Den musikalischen Unterricht erhielt der kleine Friedrich von Adalb. Ziwny*), später von einem aus Grottkau**) gebürtigen, vortrefflich gebildeten Musiklehrer: Joseph Elsner. Der Einfluß, den dieser Künstler auf Chopin für lange Zeit gewann, die Fortschritte, die dieser unter Leitung seines Lehrers machte, ferner die persönlichen Eigenschaften des jungen Friedrich, sein heiteres Naturell, seine mannichfaltigen geselligen Talente, das Familienleben im älterlichen Hause, das gesellige Leben in Warschau, Friedrich's Fortschritte als Schüler des Lyceums, seine ersten Compositionen, seine schwächliche Gesundheit, die einen Aufenthalt in Szafarnia nothwendig und einen solchen in Reinerz (in Begleitung seiner lungenkranken Schwester) wenigstens erwünscht machte, die erste künstlerische Anregung, die er durch polnische Nationalmelodien erhielt, und endlich eine zum Theile für diesen Zweck allzu sehr ins Kleine gehende Darstellung der Musikgeschichte Polens bis auf Chopin: alles dies macht den Inhalt der ersten fünf Kapitel aus. Es folgt die im September 1828 allerdings nicht zu künstlerischen Zwecken unternommene Reise nach Berlin, mit dem reizenden musikalischen Intermezzo im züllichauer Posthause, dessen Thatsächlichkeit durch Chopin's eigenes Zeugniß bestätigt wird, und 1829 die erste wirkliche Kunstreise nach Wien, der Stätte seiner ersten künstlerischen Erfolge außerhalb seiner Vaterstadt. Beide Klavierconcerte Chopin's (in E- und F-Moll) waren damals bereits vollendet, und Niecks gebührt das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß das später (1836) erschienene F-Moll Concert (wenigstens die ersten zwei Sätze) vor dem bereits im Jahre 1833 gedruckten E-Moll-Concerte verfaßt wurde. Beide Concerte sind in der selig-süßen Stimmung geschrieben, welche eine schwärmerische Jugendliebe (Constantia Gladkowska, „das Ideal") in ihm erregt hatte. Am 2. November 1830 verließ Chopin seine Heimat, um sie nie wieder zu sehen. Sein Weg führte ihn über Breslau, Dresden, Prag, Wien, München, Stuttgart — nach Paris, das seine neue Heimat werden sollte; die alte hatte für ihn, wie es scheint, durch die inzwischen erfolgte Einnahme durch die Russen (8. September 1831), ein gut Theil ihres Reizes verloren. Den Schmerz über dieses seinen patriotischen Sinn stürmisch bewegende Ereigniß soll er durch seine große C-Moll-Etude (Op. 10, Nr. 12) zum Ausdruck gebracht haben. So berichtet wenigstens die musikalische Tradition.

Genaueres über die nunmehr folgende Zeit in Chopin's Leben, namentlich über seinen innern Gemüthszustand haben jedenfalls die Briefe an seine Familie enthalten, die

*) Nicht Zywny, wie auch der Uebersetzer schreibt, trotzdem Chopin's Lehrer in dem S. 33 fg. mitgetheilten Briefe sich selbst „Ziwny" unterzeichnet. Mag jenes die gewöhnliche Orthographie sein, dieses ist die richtige!

**) Nicht Grotkau. Auch hier hat der Uebersetzer, trotz meiner ausdrücklichen Correctur in der „Vierteljahrsschrift", die Orthographie nicht verbessert.

er seit dem 25. December 1831 schrieb. Leider ist ein großer Theil dieses unschätzbar werthvollen Quellenmaterials am 19. September 1863 nebst allem, was aus Chopin's Nachlassenschaft stammte (Klavier, Bilder, Bücher, Musikalien u. s. w.), durch russische Brandschatzung vernichtet worden. Ein anderer Theil Chopin'scher Briefe, die politische Herzensergießungen enthielten, beseitigte die Furcht der Seinigen vor der unerbittlichen Strenge russischer Polizei. Es bleiben somit nur verhältnißmäßig wenige Briefe an seine vertrautesten Freunde (Matuczyński, Wodziński, an Hiller, Franchomme, Fontana u. a.) als Hauptquelle für den pariser Aufenthalt des Künstlers. Aber dafür tritt das reiche und mannichfaltig gestaltete Material ein, welches George Sand in ihrer „Histoire de ma vie", der „Correspondance", des „Un Hiver à Majorque", ja selbst in Romanen wie „Consuelo", „Lucrezia Floriani", „Comtesse de Rudolstadt" bietet; es kommen hier in Betracht die Briefe Heine's aus Paris, Liszt's Schriften und mündliche Mittheilungen, und alles das, was Hiller, Lenz, Gutmann, Fontana, Franchomme, Grzymala und viele andere, die mit Chopin in Beziehung traten, an schriftlichen Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten mitgetheilt haben. Aber leider erschwert die Fülle des hier gebotenen Materials die Verwendung desselben um so fühlbarer, als persönliche Anschauungen und Beziehungen, Vorliebe und Abneigung, Schmähsucht und Schmeichelei unter dieser bunten Masse das Scepter der Willkür führen. Es gehört der alle Verhältnisse klar durchdringende Verstand eines Psychologen und Menschenkenners dazu, um hier die Spreu von dem Weizen zu sondern, gehässiges Geklatsch von ungeschminkter Wahrheit zu scheiden, klar zu sehen und so ein richtiges Bild des äußern und innern Lebens unsers Künstlers darzubieten.

Nun ist es aber eine Eigenthümlichkeit des Verfassers, daß es für ihn nichts Nebensächliches gibt, daß fast ohne Ausnahme alles, was Chopin betrifft, als gleich wichtig und gleich werthvoll angesehen wird, stamme es auch aus einer ganz untergeordneten trüben Quelle. Mit ermüdender Breite werden über an sich unbedeutendere Sachen, z. B. über Zeit und Umstände der ersten Begegnung George Sand's und Chopin's, die einzelnen Berichte, selbst die mit den abgeschmacktesten Phantastereien, einzeln nacheinander wiedergegeben: mit einer Miene, als gelte es eine homerische Untersuchung. Zeigt dies schon eine gewisse Schwäche der Kritik, so ist es noch verwunderlicher, wenn die beiden Hauptzeugen aus jener Zeit: George Sand und Fr. Liszt, zwei Persönlichkeiten, die, von Heine abgesehen, himmelhoch alle andern Gestalten aus Chopin's Umgebung überragen, zu Zeugen zweiten, vielleicht gar dritten und vierten Grades herabgewürdigt werden. In Band II, S. 114 stellt Niecks die Autorität der Frau Dubois (einer Schülerin Chopin's) in der Frage betreffs der Meinung desselben über Field's Nocturnen über die Liszt's; S. 181 wird Hiller's Mittheilung: zur Zeit seines Aufenthalts in Paris (bis 1836) seien in Chopin's Wohnung kaum jemals mehr als zwei bis drei Personen zusammengewesen, ohne weiteres benutzt, um Liszt's Schilderungen von den improvisirten Abendunterhaltungen bei Chopin in der Zeit vor dem Aufenthalte in Majorca zu discreditiren. Der Verfasser vergißt dabei ganz, daß die Reise nach den Balearen in das Jahr 1838 fällt, also immerhin zwei Jahre zwischen Hiller's Abreise von Paris und der letzterwähnten Begebenheit liegen! Und wenn der Maler Kwiatkowski erzählt, er habe fast alle Compositionen Chopin's unmittelbar nach ihrer Vollendung von dem Meister selbst in der Dämmerstunde spielen gehört, so fällt es Niecks nicht auf, daß dies einfach unmöglich und pure Renommisterei ist. Welches Chopin's Lehrmethode war, darüber berichtet Frau Dubois (II, 207) als einzige Quelle! Auch Frau Girardin (II, 166) war als keine ernsthafte Zeugin aufzufassen. Selbst Lenz, der wie kein anderer Märchen über Liszt und Chopin ersonnen (ich erinnere an das allbekannte „Chopin, un fidibus!" das er der George Sand lügenhafterweise in den Mund gelegt hat), wird stellenweise (vgl. II, 81, 114 und 120) als unverfälschter Zeuge im Gegensatze zu den „Sandbänken" und dem „Flugsand" anderweitiger Berichte aufgeführt. Das unerhörte dreiste Geklatsch, was Franchomme und Madame Rubio (Vera v. Kologrivof) über Chopin's Entzweiung mit Liszt, und (sehr bezeichnend!) auch über die Trennung von der George Sand in Umlauf gesetzt haben, ist gewissenhaft und ohne den geringsten Zweifel auszusprechen, gebucht! Dagegen heißt es an anderer Stelle: auf Thatsachen, die Liszt angeführt hat, sei „nicht zu bauen" (II, 212). Nicht von Liszt, sondern von Madame Rubio scheint mir dasselbe zu gelten, was Chopin über Mademoiselle de Rozières (II, 94) an Fontana schreibt: „[sie] ist eine Schwätzerin und nimmt aus dem Unbedeutendsten Stoff zur Klatscherei. Du weißt, wie große Dinge manchmal aus nichts entstehen, wenn etwas durch einen Mund mit einer bösen Zunge hindurchgeht." Die Erzählung, daß Chopin, der „intimste" aller Künstler, einst über Liszt, die blendendste Künstlererscheinung aller Zeiten, in einer melancholischen Anwandlung zu Ernest Legouvé bemerkte: „Il me donnera un petit royaume dans son empire" (Liszt hatte die Absicht ausgesprochen, in der „Gazette musicale" über Chopin's Concert zu berichten), begleitet Niecks mit den Worten: „Diese wenigen Worte sagen ebenso viel wie ganze Bände" —! Unverkennbar soll damit auf Liszt's vermeintliche Eitelkeit und Selbstschätzung angespielt werden. Nichtsdestoweniger folgt unmittelbar darauf der Bericht Liszt's über Chopin: so rein, so neidlos, so wahr, so tief und vor allem so richtig empfunden und in so glänzender Diction geschrieben — wie es eben nur ein Liszt vermochte, ein Liszt, dessen Hymnus auf Chopin fürwahr das hehrste und schönste Denkmal ist, das Chopin errichtet werden konnte! Ist dieser Hymnus etwa das „kleine Königthum im Reiche Liszt's"? Oder sind „jene wenigen Worte" nur bedenkliche, kritische Schwäche unsers Autors?

Noch schlimmer als Liszt ergeht es George Sand. Daß der jugendlichen George Sand ihre Stiefel so viel Vergnügen machten, daß sie darin am liebsten zu Bett gegangen wäre, haben gewisse literarische Tugendbolde ihr nie vergessen können. Noch viel weniger, wie sie über die damals in Frankreich allgemein herrschende Art der Eheschließung und über die Ehe überhaupt dachte. Was sie hierüber in ihren Romanen „Indiana", „Lelia", „Jacques" u. s. w. geschrieben hat, ist, vom Standpunkte der französischen Gesellschaft jener Zeit betrachtet, durchaus „moralisch", so unmoralisch es deutscher Sitte und deutschem Brauche klingen mag. „Arme Frauen, arme Gesellschaft, wo das Herz nur wahre Genüsse in dem Vergessen aller Pflicht und aller Vernunft hat." („Jacques", 1834.) Die Ehe war rein conventionell, Liebe, wahre wirkliche Herzensneigung war in der damaligen französischen Gesellschaft nur außerhalb der Convention zu finden. Im „Consuelo" heißt es: „Laßt der Ehe das Ideal und bindet sie nicht durch die eisernen Ketten des Gesetzes! . . . Und wenn ihr erkennen könnt, daß es nicht Habgier, Eitelkeit oder Sinnesrausch ist, was eure Söhne und Töchter zusammenführt; wenn ihr überzeugt seid, daß sie die Größe ihrer Pflichten und die Freiheit ihrer Wahl begreifen, dann erlaubt ihnen, einander anzugehören." George Sand war also die Vorkämpferin für die Löslichkeit einer conventionellen Ehe in einem Lande, in welchem die einmal geschlossene Ehe für unlöslich galt. Niecks betrachtet trotzdem George Sand und ihre Schriften als den Ausbund von Unmoral und Verworfenheit. Sich anlehnend an ein nur halb wahres Urtheil Châteaubriand's („le talent de George Sand a quelque racine dans la corruption") und auf Grund einer schwächlichen Kritik des französischen Literarhistorikers Nettement fällt er sein Verdict über eine der bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten unsers Jahrhunderts! Warum nahm der Verfasser anstatt Nettement nicht Katscher's trefflichen Essay über George Sand zur Hand? Oder Julian Schmidt's markige Charakteristik? Da ihm die satirische Gabe und der „Esprit" eines Paul Lindau fehlte, griff er zu der dünnen Wassersuppe, wie sie etwa Schmidt-Weißenfels („Frankreich's moderne Literatur") seinen Lesern auftischt.

So läßt denn unser Verfasser keine Gelegenheit vorübergehen, nicht blos George Sand's Charakter zu verdächtigen, sondern vor allem die Wahrheit und Zuverlässigkeit ihrer Berichte in Zweifel zu ziehen. Sie ist ihm in letzterer Hinsicht einfach Romanschreiberin, die sich in Chopin ein Opfer erkoren hat, das sie bis zum letzten Blutstropfen in ihrem Interesse auszubeuten trachtet: kalt, herzlos, frech (II, 214), lügenhaft und heuchlerisch: ein „Pecksniff" (II, 67). Für Musik hat sie weder Verständniß noch Urtheil. Als Beweis für das letztere wird eine Stelle aus der „Histoire de ma vie" citirt, die in glühenden Worten ihre Begeisterung für Chopin's Genius predigt. Nur Liszt hat noch treffender, keineswegs aber begeisterter über Chopin geschrieben als George Sand an jener Stelle. Aber es entschlüpfen der Schriftstellerin hier die Worte: Chopin's Individualität sei viel abgegrenzter gewesen als die Seb. Bach's, gewaltiger als die Beethoven's, und leidenschaftlicher als die Weber's. Er umfasse alle drei zusammen, und sei doch immer er selbst, d. h. viel gewählter in seinem künstlerischen Geschmack, viel herber im Ausdruck des Großartigen, viel ergreifender und verzehrender im Ausdruck des Schmerzes. Das Hauptärgerniß erregte offenbar, daß George Sand ihren Freund „gewaltiger" als Beethoven nennt. Nun wolle man aber bedenken, daß kein Geringerer als R. Schumann von Chopin sagt: „Beethoven bildete seinen Geist in Kühnheit, Schubert sein Herz in Zartheit, Field seine Hand in Fertigkeit." Wenn also bereits Schumann Beethoven'sche Kühnheit bei Chopin fand, ist es dann ein Verbrechen, wenn George Sand, die Beethoven allerdings nicht als den „rugged German" kannte, wie ihn Niecks aufgefaßt haben will, ihn noch gewaltiger als Beethoven nennt? Waren denn überhaupt damals die gewaltigsten Compositionen (neunte Symphonie), an die wir bei Nennung des Namens Beethoven sofort denken, Allgemeingut des Publikums? Gewiß nicht; die ersten Klaviersonaten, Quartette, Trios, Symphonien u. dgl., alle jene Werke in dem sanften Haydn-Mozart'schen Stile waren es, die man als charakteristisch für Beethoven ansah. Und gegen diese gehalten, konnte Chopin in der That „gewaltiger" erscheinen. George Sand besaß ein ungeheuer reiches musikalisches Gemüth und eine ebenso reiche musikalische Kenntniß. Wer ihre „Consuelo", die „Maîtres Sonneurs", „Lucrezia Floriani" gelesen, wird mir beistimmen. Wie sie Chopin's musikalisches Innere erfaßte und gänzlich verstand, so hat außer Liszt niemand Chopin verstanden und erfaßt. Die einschlägigen Stellen in der „Histoire de ma vie" und im „Hiver à Majorque", welche ich in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", 1889, Nr. 49 ausführlich citirt habe, sind mir der vollgültigste Beweis hierfür. Ist dies aber so, dann steht fest, daß die edelste und reinste Sympathie der Seelen den Bund zwischen Chopin und George Sand geschlossen hat.

Auf Seite der George Sand kam aber noch ein Umstand hinzu, den Niecks geradezu in frivoler Weise verspottet hat. Nach dem Aufenthalte in Valdemosa (Majorca), wo sie den kranken Chopin in hingebendster und aufopferndster Freundschaft gepflegt hatte, beschäftigte sie die Frage, ob ein dauerndes Zusammenleben mit Chopin in beiderseitigem Interesse läge. Sie schreibt hierüber („Histoire de ma vie", 4, 13): „Ich empfand für den Künstler eine Art mütterlicher anbetender Liebe, die zwar sehr stark und aufrichtig war, die Liebe zu meinen Kindern jedoch, das einzige keusche Gefühl, welches sich leidenschaftlich äußern kann, keinen Augenblick zu verdrängen vermochte." Niecks bemerkt dazu (II, 67): „Selbstverständlich fehlen auch hier nicht die erhabenen Worte «Mütterlichkeit» und «Keuschheit». George Sand konnte sich so wenig ihres Gebrauchs enthalten, wie manche Menschen des Fluchens... Eine keusche Frau, welche, wie George Sand, «über wirk-

liche Liebe» speculirt, ist mir ein seltsames Phänomen!" Man traut seinen Augen nicht! George Sand spricht von der Mutterliebe zu den Kindern, als dem einzigen keuschen Gefühl, das sich leidenschaftlich äußern könne, nimmermehr aber von einer keuschen Frau, oder gar von sich als einer solchen! Man könnte eher das Gegentheil zwischen den Zeilen lesen! Ist dies nicht ein mit unglaublicher Gedankenlosigkeit hingeschriebener Satz? Zum mindesten ein leichtsinnig gefälltes Urtheil? Und glaubt Hr. Riecks wirklich nicht, daß George Sand in nichts mehr ihre volle Befriedigung fand als in der Pflege Kranker und Hülfloser? Die „bonne femme de Nohant", deren Tod tausende von Armen beweinten, die ehemalige Novize des Sacré coeur, jene Frau, von der Laurens sagt, daß ihr Andenken in Valdemosa nimmer vergehen werde („Souvenirs d'un voyage d'art", Paris 1840, S. 113), war von jener allgemeinen Menschenliebe beseelt, die ihre höchste Befriedigung in der Ausübung hülfreicher, guter Werke der Nächstenliebe findet.

„Elle a secouru toute sa vie de pauvres rêveurs, . . . qui auraient lassé toute autre sollicitude. Elle a aimé les êtres faibles et malades, pour leur maladie et leur faiblesse". Dies Wort Faguet's („Études littéraires", Paris 1887, S. 390) ist buchstäblich wahr. Diese „amour maternelle" hat sie auch zu Chopin empfunden, womit ich nicht sagen will, daß dies bei ihr das einzige Gefühl für den genialen Künstler gewesen sei. Hierüber aber hat kein Biograph der Welt das Recht zu Gericht zu sitzen. Zur Zeit des Aufenthalts in der Klause zu Valdemosa, wo Chopin, krank und elend, den Tod vor Augen sah, bethätigte sie jene „amour maternelle" in vollstem Umfange. Aber man ist leider gewöhnt, George Sand, wie so manche andere hervorragende, außergewöhnliche Erscheinung, nach ihrer Sturm- und Drangzeit zu beurtheilen, und so kann man sich die geniale Frau nie anders denn als das Urbild lächerlicher Emancipation, gestiefelt und gespornt, nächtlicher Weile die Straßen und Schlupfwinkel von Paris durchwandernd vorstellen. Und doch war die George Sand, welche eine so zarte, elegische Natur wie die Chopin's fesselte, eine ganz andere, als die George Sand Jules Sandeau's, vielleicht auch noch Alfred de Musset's. Jene hatte Chopin's künstlerische Eigenart wie wenige andere Menschen verstanden; Chopin fühlte das, und deshalb gehörte er ihr. Darüber zu spotten, wie Riecks es an der oben angeführten Stelle thut, ist mehr als ungerecht.

Ich muß hier abbrechen, so viel ich auch noch zur richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen diesen beiden herrlich begabten Naturen zu sagen hätte. Daß Riecks ein völlig verzeichnetes Bild George Sand's entworfen hat, wird, so hoffe ich, bereits aus dem wenigen erhellen, was ich hier vorgebracht habe.

Im Jahre 1847 erfolgte der Bruch mit George Sand. Was die Veranlassung zu diesem traurigen Ereignisse gewesen sein mag, entzieht sich genauer Kenntniß. Alles was von dem Ueberdrusse George Sand's gegen Chopin erzählt wird, gehört in das Reich der Fabel, richtiger des Klatsches, in dessen schmutzigen Fluten auch die „Enthüllungen" Franchomme's und der Mademoiselle Rubio, welche Riecks mittheilt, ihre keineswegs beneidenswerthe Heimat haben. Es bedeutet Mangel an historischer Kritik, solche Mittheilungen ernst zu nehmen und solche „asa foetida" umständlich den Lesern aufzutischen. Ist Riecks die „ars nesciendi" gänzlich unbekannt?

Am Schlusse des Werks gibt der Verfasser eine Analyse der Compositionen Chopin's. Dieselbe ist mit Sachkenntniß und Geschick gemacht, wiewol stellenweise nicht frei von Ungenauigkeiten. Was Liszt über Chopin's Werke geschrieben, bildet nach wie vor den goldenen Schlüssel zum Verständnisse derselben.

Im einzelnen bietet das Werk wie die Uebersetzung noch manche Mängel. Band I, S. 6 wird ein podlachisches Dorf „Woytszi" aufgeführt; der Name ist mit einem Fragezeichen versehen. Hätte der Autor, bezw. der Uebersetzer das an jener Stelle citirte Werk (W. Coxe, „Travels in Poland", u. s. w.) wirklich nachgeschlagen, so hätte er auf der Karte den richtigen Namen: Woyszki (den auch die deutsche Ausgabe jenes Werks S. 153 aufweist) gefunden. S. 34 wird „Pamiątka po dobréj matce" fälschlich mit: „Denkschrift einer guten Mutter" („Memorial of a good Mother") übersetzt, anstatt: „Andenken an eine gute Mutter". S. 142 lesen wir: „W., ein Jüngling jüdischer Abkunft, mithin von der Natur reich begabt" —! Wenn schnelle Auffassung ohne weiteres reiche Begabung genannt werden könnte, hätte ich vielleicht weniger gegen jene Schlußfolgerung einzuwenden. Aber Riecks liebt solche gewaltsame Schlüsse. Hier noch ein Beispiel (II, 106): „(Chopin) konnte . . . wie ein Clown die Beine über die Schultern legen; danach (im Original II, 96: After this . . .) können wir uns vorstellen, wie groß die Gelenkigkeit seiner Hände gewesen sein muß, diejenigen (so der Uebersetzer!) Glieder seines Körpers, die er sein Leben lang besonders trainirt hatte." I, 296 (bezw. 286) findet sich wiederholt Chales Mauriee als Verfasser der „Histoire anécdotique du théâtre" bezeichnet. Weder Verfasser noch Uebersetzer haben aber das Werk, welches sie unter diesem seltsamen Autornamen citiren, gesehen. Der Verfasser heißt: Charles Maurice Deseomtes, allerdings häufig in der Form Charles Mauriee erwähnt. S. 303 muß es „Schwärmbriefe" statt „Schwärmerbriefe" heißen. So nannte R. Schumann seine Davidsbündler-Phantasien an „Chiara". Das Urtheil, welches Riecks II, 175 über die Polen fällt: daß sie „eine sehr geringe Meinung voneinander haben", ist mir völlig neu. Der Erfahrung, welche Riecks gemacht haben will, kann ich die meinige (ich lebte sechs Jahre im polnischen Oberschlesien und sechs Jahre in Breslau) schnurstracks entgegenstellen.

In formeller Beziehung zeichnet sich das englische Original durch eine gewählte, fließende Sprache aus. Unangenehm haben mich nur die fortwährenden Apostrophen an den Leser und das häufige Sprechen des Verfassers

von sich selbst berührt. Ein Werk wie das vorliegende muß im Stile strengster Objectivität gehalten sein. Auch die Uebergänge sind gar zu oft richtige „Schusterflecke", wie wir Musiker zu sagen pflegen; sie leimen mühsam Dinge aneinander, die nicht zusammen gehören. Namentlich sind im zweiten Bande solche Stellen häufig (II, 18, 36, 48, 85, 87, 116, 119 u. s. f.). Ueber die Art zu citiren, habe ich schon früher geklagt. Nirgends ist Seite, Band, oft nicht einmal der Titel des citirten Werks angegeben, und wer das Buch kritisch durcharbeitet, hat oft seine liebe Noth, die Citate zu finden. Dazu kommt, daß sie nicht immer genau sind; man vergleiche z. B. Chopin's Brief an Pleyel, II, 173 mit La Mara, „Künstlerbriefe", II, 190; den Bericht Rellstab's in der „Iris", 1833, Nr. 26 (nicht 21, wie I, 118 gedruckt ist) mit der soeben angegebenen Stelle. Warum hat sich der Uebersetzer nicht die Mühe gegeben, das Original nachzuschlagen? Ueberhaupt kann ich der Thätigkeit dieses Herrn nicht die Anerkennung zollen, welche ihm bereits nach Erscheinen der ersten Lieferung von vielen Seiten so willig dargebracht worden ist.

Die Uebersetzung ist stellenweise sehr unbeholfen, nach „höherer Töchter Art", z. B. I, 59, 60, 86, 107, 110, 114, 146, 233, 237. Der zweite Theil dagegen, namentlich die Analyse der Werke Chopin's, verdient vollen Beifall. Man sträubt sich fast zu glauben, daß ein und dieselbe Feder beides verdeutscht hat, so tief einschneidend ist der Unterschied. Ich habe mir z. B. folgende Sprachfehler notirt: „Die Gedanken quillen" (I, 152 und wiederholt); „Sprachröhre" (Mehrzahl von Sprachrohr, I, 232); „außer seines Lehrerhonorars" (I, 289) anstatt: „seinem ... Honorar"; „die Mutter, welche sich gegen diese Verbindung opponirt hatte" (I, 327). „Dünne" anstatt „dünn" kommt zweimal vor (II, 27 und 105); „in den Kritiken über Chopin's öffentlichem Auftreten" heißt es II, 106; ebenda steht der oben citirte berühmte Satz „von der Gelenkigkeit seiner Hände, diejenigen(!) Glieder". „Billiardspiel" lautet die Orthographie II, 141 fg. und 144. Schon S. 147 wird „Billard" richtig geschrieben. Bd. I, S. 42 ist „vague" mit „bestimmt" anstatt „unbestimmt" übersetzt: „Was ich in Erfahrung gebracht, ist so unbestimmter Art" ... S. 53 ist von Moscheles' Klavierconcert in „F-(G?) Moll" die Rede. Das Original hat „F [F-sharp] minor", also Fis-Moll. Ganz ungenau ist (Niecks I, 143): „punished for my sins" übersetzt (I, 146): „daß ich alle meine Sünden losgeworden bin". Auch „unfit" (Niecks I, 157) kann doch an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange nicht mit „ungeeignet" übersetzt werden (I, 161). Addison's „Spectator", eine der populärsten englischen Zeitschriften, scheint dem Uebersetzer unbekannt zu sein; wenigstens ist kein anderer Grund denkbar, daß er S. 171 die Erwähnung dieser Zeitschrift im Original (Niecks I, 166) vollständig unterdrückt hat. Ich übergehe viele andere Mängel („Hinc ille lacrimae" ist wol nur ein schmerzhafter Druckfehler), um nur noch (II, 143) „Die Geburtswehen der Fuge des Credo" (es ist von Beethoven's Missa Solemnis die Rede) als einzig dastehendes pathologisches Curiosum zu erwähnen!

Die Zusätze, welche vom Verfasser für die deutsche Ausgabe gemacht wurden, sind weder hinsichtlich ihrer Zahl und Ausdehnung, noch ihrer Bedeutung nach erheblich. In letzterer Hinsicht bildet die Aufnahme des Briefs der George Sand an Chopin's Aeltern, den Karasowski zuerst mitgetheilt hat, eine Ausnahme. Die übrigen Zusätze finden sich an folgenden Stellen: I, 257 Anm., 276 Anm. (aus Dörffel's Festschrift), S. 300 Anm.; S. 301 enthält eine Mittheilung der Frau Dr. Clara Schumann. Bd. II, 15 und 39 Anm. Die historischen Daten (Frescobaldi) über das „Tempo rubato", II, 111 und 112 Anm. Ferner: II, 191 Anm., II, 193 ist die Mittheilung der Frau Peruzzi ebenfalls neu in den Text aufgenommen. Endlich die Anmerkungen II, 297 und 298, wo der Dresdener Hermann Scholtz durch den Zusatz: „rühmlichst bekannter Chopinspieler", vom Uebersetzer diplomirt worden ist. Die Anmerkung II, 329 ist etwas anders geformt. Dagegen fehlt die Note des Originals I, 255 in der Uebersetzung I, 263. Auch zwischen Niecks I, 258 und Uebersetzer I, 266 besteht eine kleine Differenz.

Darf man also dem Verfasser ohne weiteres das Zugeständniß machen, daß er mit der größten Mühe und Ausdauer darauf bedacht gewesen ist, Material für seine Chopin-Biographie zu gewinnen, darf man ihm Glück wünschen, daß es ihm gelungen ist, so manche irrige Meinung zu beseitigen, manches Phantasiegebilde zu zerstreuen, darf man ihm endlich bestätigen, daß seine Biographie mit völliger Hingabe an den Stoff, mit Begeisterung für seinen Helden, mit gutem Verständnisse für seine künstlerische Eigenart geschrieben ist, so wird man andererseits betonen müssen, daß seine philologische Kritik nicht überall stichhaltig, sondern in den meisten Fällen recht dilettantisch ist, und daß ein wesentlicher Theil des Ganzen an einer völlig verkehrten Auffassung und mislungenen Darstellung leidet.

Beide Verleger, Novello und Ewer in London und Konst. Sander (F. E. C. Leuckart) in Leipzig, haben dem trotz allen Mängeln werthvollen Werke eine musterhafte Ausstattung gegeben.

Heinrich Reimann.

Neue Romane.

1. Vaterland. Roman von Reinhold Ortmann. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Manche Bücher bleiben schuldig, was ihre Titel versprechen, man empfängt von ihnen den Eindruck, als habe der Verfasser entweder den Titel schon festgesetzt, ehe er das Buch geschrieben hat, oder als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, demselben einen schönklingenden Namen zu geben, ob dieser nun zum Inhalte paßt oder nicht. Ein solches Buch ist auch dieser Roman. Warum es den vielversprechenden Titel „Vaterland" führt, ist durchaus nicht ersichtlich, denn die Handlung hat mit diesem so ziemlich gar nichts zu thun; allerdings kommt darin ein Offizier vor, der sich durch das Ausliefern geheimer militärischer Pläne des Hochverraths schuldig macht, ferner wird gleich im Beginne des Romans ein wenig über den Werth des Vaterlandes debattirt. Das ist aber auch alles und könnte in einer Erzählung, die nicht „Vaterland" heißt, ebenso gut vorkommen. Was sich hinter dem bedeutsamen Titel verbirgt, ist eine Schablonengeschichte, wie man sie in den Familienblättern zu Dutzenden finden kann. Dem entspricht es, daß das Personal fast durchweg aus den obligaten Romanstereotypen besteht; da ist in Bernd der gewissenhafte, pflichteifrige, ernste Biedermann, in Falkenrode der gewissenlose Schuldenmacher, der zum Verbrecher wird, in Wüdicke der ehrliche, treue Diener, in Nora der naive Backfisch, in Ilse die züchtige Hausfee, in Johanne die nur etwas verjüngte komische Alte u. s. w., kurz die ganze seltsam bekannte Romangesellschaft ist da beisammen.

Die nicht so herkömmlichen Figuren, so die Geheimräthin und namentlich der Anarchist Olafson, sind äußerst oberflächlich gezeichnet. Nach überlangem Hin- und Herschwanken endet die Geschichte damit, daß die „Guten" belohnt werden — es setzt zwei Hochzeiten ab, die „Bösen" bestraft werden — einer bringt sich um, der andere wird erschlagen —; die minder Schuldigen büßen und der Ueberflüssige wird gleichfalls gewaltsam aus dem Wege geräumt; die Familien, für die der Roman wol bestimmt ist, können also mit ihm zufrieden sein.

Auf eine kleine Vergeßlichkeit sei der Autor aufmerksam gemacht: auf S. 329 des ersten Bandes spricht die kleine Marie von ihrer Mutter, als ob sie sich derselben ganz wohl erinnere; auf S. 194 des zweiten Bandes wird erzählt, die Mutter des Kindes sei gestorben, ehe dieses noch den Mutternamen lallen konnte.

Das Land, dessen Gesandter der Baron Palma ist, wird zwar nicht genannt, doch deuten verschiedene Bemerkungen darauf hin, daß nur Belgien gemeint sein kann; in Belgien aber gibt es keine Husaren, und von solchen ist einmal die Rede.

2. Carmen. Roman von Hans Parlow. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.

In diesem Buche wird eine Intriguengeschichte vom spanischen Hofe aus der Regierungszeit der letzten Königin Isabella erzählt. Es bietet ganz wissenswerthe Einblicke in die spanischen Verhältnisse, mit denen der Verfasser wohl vertraut zu sein scheint; die Handlung wäre gar nicht übel, doch wird der ihr einwohnende Humor in der schwerfälligen Weitschweifigkeit der Darstellung nahezu erstickt und die Lektüre des Buchs erzeugt dadurch eine manchmal geradezu qualvolle Langeweile; überhaupt eignete sich dieser Stoff besser zu einem Lustspiele als zu einer Erzählung. An der Sprache fällt der häufige, aber keineswegs immer begründete Gebrauch der Wiederholung als Redefigur auf, ferner stören gelegentlich der etwas schwülstigen Naturbeschreibungen einige mißlungene Tropen; so ist einmal von den Wangen der Pflanzen und gleich darauf von den Knien der Palme die Rede.

3. Der Bettler von St.-Germain. Roman von Wilhelm Berger. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 5 M.

Der abenteuerliche, geheimnißvolle Inhalt eines Briefs, der viele Jahre nach dem Tode seines Verfassers in einem geheimen Fache gefunden worden, wirft in das Leben eines jung verheiratheten Paares einen häßlichen Schatten: der Mann, dessen Vater der Schreiber jenes Briefs gewesen, lernt aus diesem seine Großältern mütterlicherseits, über die er bisher nichts Näheres erfahren, als unehrenhafte Menschen kennen und wird eine Beute quälender Zweifel, ob auf seinem Reichthume nicht schweres Unrecht laste. Der in Romanen stets gefällige Zufall führt ihn wunderbarerweise mit seinem Großvater zusammen, nach dem er so lange vergeblich geforscht hat; dieser klärt ihn über das Geheimniß jenes Briefes auf, und nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat und nun überflüssig ist, stirbt er, wie das in Romanen so Brauch ist. Ob diese verwickelte Geschichte damit auch allen Lesern klar wird, ist eine andere Sache.

4. Ein Jugendleben. Aufzeichnungen einer Einsamen von Eva Hartner. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 5 M.

Wieder einmal eine Ich-Geschichte! Doch tritt in derselben die Unnatur dieser Technik weniger störend hervor, als sonst. Den Inhalt bildet die Lebensgeschichte eines Mädchens, das in confessionellen Zwistigkeiten aufgewachsen, in einem Nonnenkloster erzogen, die Gattin des von ihr geliebten und sie wiederliebenden Mannes wird, nachdem sie einander durch das obligate Misverständniß ein bischen unglücklich gemacht haben. Dieser Herr ist der echte Romanheld mit blassem interessanten Gesichte und geheimnißvoller Schwermuth. Weniger schablonenhaft sind die anderen Gestalten gezeichnet. Wenn man die Geschichte auch durchaus nicht als schlecht bezeichnen kann, so ist man doch versucht, sich auf die Frage, warum die „Einsame" denn ihre unbedeutenden Erlebnisse aufgezeichnet habe, jene Antwort zu geben, die Talleyrand seinem Schneider

ertheilte, als dieser die Nothwendigkeit zu leben betonte: „Je n'en vois pas la nécessité."

5. Um die Ehre. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 6 M.

Diese in zwei Bänden gebotene Geschichte muthet dem Leser die nicht eben genußreiche Arbeit des Wiederkäuens zu; sie enthält auch nicht einen Gedanken, den man nicht schon anderswo gelesen, nicht eine Gestalt, die nicht ein alter, aber keineswegs auch lieber Bekannter ist. Obwol es ihr an starken Mitteln durchaus nicht fehlt, bleibt sie doch kraft- und eindruckslos, eine jener Schablonenarbeiten, die jährlich zu Hunderten auf dem Büchermarkte erscheinen und als Familiengeschichten bezeichnet werden. Auch die unter den Dichtern und Schriftstellern so verbreitete Farbenblindheit bleibt in diesem Buche nicht aus: die Glockenblume wird stets blau genannt, wiewol sie ausgesprochen lila oder violett ist; es geht ihr eben wie dem Veilchen, das von jenen stets mit der Farbe des Himmels verglichen wird, obwol es eine Farbe zeigt, die ja eben von ihm ihren Namen hat: violett. Auch das in Romanen so überaus beliebte Nervenfieber fehlt hier nicht. Nähmen sich die Herren und Damen von der Feder die Mühe, über dieses Leiden einen Arzt zu befragen, so erführen sie, daß das, was man früher Nervenfieber genannt hat, jetzt als Typhus bezeichnet, und daß dieser eine Krankheit der Verdauungsorgane ist, die durch Infection entsteht, nicht aber durch große Aufregungen und Seelenleiden, wie in den Romanen. Aber freilich, der Wirklichkeitssinn geht jenen Leuten ab, und nicht blos den Autoren der alten Schule, sondern auch den Herren vom „jüngsten Deutschland", die mit ihrer Wahrheit sich brüsten.

Wie wenig die Verfasserin auf die Wirklichkeit Rücksicht nimmt, dafür spricht auch, daß sie die Heldin ihrer Geschichte alle Gedanken in langen Monologen „murmeln" läßt, was sie stets ausdrücklich erwähnt, ohne indeß darin eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit zu sehen. Thäten alle Menschen so wie diese geschwätzige Dame, die Welt bestände nur aus Murmelthieren.

Trotz aller dieser Mängel ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß die Geschichte dem Publikum gefällt oder vielmehr gefallen hat, da sie demselben vermuthlich schon von einem Familienblatte her bekannt ist.

Theodor von Sosnosky.

Dramatisches und Dramaturgisches.

1. Elisabeth von Ungarn. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hans Hohenfeld. Leipzig, Mutze. 1891. 8. 2 M.
2. Lustspiele von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 3 M.
3. Dichterleben. Dramatische Dichtungen von Adolf Bartels. Lahr, Schauenburg. 1890. 12. 2 M. 50 Pf.
4. Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Drama in fünf Acten von Joseph Ressel. Herausgegeben von Wilhelm Ressel. Dresden, Pierson. 1891. 12. 1 M.
5. Zu spät! Moderne Tragödie in drei Aufzügen von Karl Arno. Leipzig, Friedrich. 1891. 12. 1 M.

Die genannten Stücke verdienen keine gesonderte Besprechung. Es sind durchaus unbedeutende, geistig und künstlerisch völlig belanglose dramatische Dilettantenarbeiten. Daß auch bekannte Verfassernamen auf dem Titelblatte stehen, das ändert an der Sache gar nichts; weniger noch als bei einem Romane hat man bei Stücken nach Namen zu fragen. Das Stück „Elisabeth von Ungarn" von Hans Hohenfeld (Nr. 1) zeichnet sich wenigstens durch eine kleine Aeußerlichkeit aus, die wirklich Nachahmung verdiente. Dem Stücke ist eine Inhaltsangabe vorhergeschickt. Der verworrene Gang der Handlung, die rohe kindische Geschichtschreiberei, das Fehlen jedweden Conflicts treten deutlich hervor. Ein Theaterdirector, der diese Inhaltsangabe liest, wird keinen Augenblick mehr über Annahme oder Nichtannahme im Unklaren sein. Ein Kritiker muß ja gewissenhafter sein und sich auch an der Lektüre versuchen. Das Ergebniß wird freilich kein besseres sein. Die jungen Dramatiker brennen manchmal darauf, sobald als möglich eine Antwort zu erhalten, wenn sie ihr Stück an eine Bühne eingesandt haben; möchten sie in ihrem eigenen Interesse bedenken, wie sehr eine solche Inhaltsangabe die Schnelligkeit der Ablehnung befördert. Begründet wird freilich eine solche Ablehnung meistentheils nicht werden, und mit Recht. Das bezeichnendste Merkmal aller Dilettanten ist die Unmöglichkeit, ihnen über sich selbst und ihre Leistungen die Augen zu öffnen. Aus innern und äußern Gründen muß man eine Erörterung ihrer Hervorbringungen unterlassen.

Als „Lustspiele" (Nr. 2) hat A. F. Graf von Schack folgende fünf Kleinigkeiten herausgegeben: „Ein Hofstaat", „Volksfest am Aetna", „Der Magier", „Willy", „Menschen und Affen". Auch sie stehen unter jeder ernsthaften sachlichen Kritik. Graf Schack hat, man mag sagen was man will, für seine werthvollern Dichtungen das Maß von Ruhm und Ehre geerntet, das ihm gebührte; gegenüber so läppischen, frostigen, greisenhaften Nichtigkeiten wie die vorliegenden Lustspiele kann kein Unparteiischer verschweigen, daß sie dem Namen Schack's Unehre bereiten. Die ältesten Verkleidungsscherze, ja sogar das Durchnäßtwerden der komischen Figur kehren im ersten Lustspiele wieder, das von der kaum naiv zu nennenden Voraussetzung ausgeht, im 18. Jahrhundert könnte ein deutscher Fürst einen Hofstaat mit Ministern, Adjutanten, Grafen und Gräfinnen aus einer reisenden Schauspielertruppe bilden und mit diesem Hofe den Besuch eines Nachbarfürsten erwarten, ohne daß irgendjemand etwas merkt. „Willy", ein histori-

sches Lustspiel, beschäftigt sich gar mit der Gestalt Simnel's, des bekannten englischen Thronbewerbers. In Schack's breiter müder Großvaterpoesie nimmt sich die Sache wunderlich genug aus.

Adolf Bartels sagt uns in der Vorbemerkung zu der Sammlung „Dichterleben" (Nr. 3) allerlei Verständiges und Vielversprechendes. Der Kundige wird sich freilich sofort sagen, daß eigentlich Dramatisches nicht geboten werden wird. Bartels will Dichterschicksale darstellen; einerseits gehören in der Sammlung Lope de Vega und Lafontaine, andererseits Günther und Theiner zusammen. Die nähere Ausführung dieser Parallelen muthet ganz angenehm an, allerdings darf man sich keinen Augenblick verhehlen, daß eine solche Zusammenstellung zwar feuilletonistisch ganz geschickt, aber dramatisch völlig werthlos ist. In der That, Bartels zeigt auch nirgends, daß man von ihm jemals etwas auf dem Gebiete des Dramas zu erwarten hat.

Verhältnißmäßig noch das günstigste Urtheil könnte man über Joseph Ressel (Nr. 4) fällen. Man könnte von einem unreifen, unklaren Talente sprechen, das wenigstens später vielleicht stellenweise den Dilettantismus wird überwinden können. Zum guten Glück belehrt uns die Vorrede, die auf neun Zeilen freilich an Geschmacklosigkeit das Aeußerste leistet, daß der Verfasser ein Greis ist. Auch er hofft auf eine Aufführung seines Stücks, wie aus einer Bemerkung hervorgeht. Es ist völlig undenkbar, das vorliegende Stück zu inscenieren.

Das schlechteste Stück „Zu spät" von Karl Arno (Nr. 5) trägt auch den anspruchvollsten Titel „moderne Tragödie". Risum teneatis amici.

6. Ezelin. Drama in fünf Aufzügen von Gustav Thies. Kassel, Brunnemann. 1891. Gr. 8. 2 M.

Dieses Stück ist bereits zur Aufführung gekommen und liegt in der Gestalt vor, wie sie aus der Anpassung an die Bühne hervorgegangen ist. Kundige Hände sind bei dieser Bearbeitung thätig gewesen, das empfindet man aus der ganzen Art und Weise, wie der decorative Theil behandelt worden ist und wie überall die Effecte herausgearbeitet worden sind. Auch das Sprachliche hat gewonnen, die Führung der Scenen ist straffer geworden. Das Anfängerhafte freilich ist auch in technischer Beziehung keineswegs völlig überwunden. Schlimmer als in äußerer Hinsicht steht es mit der künstlerischen und dramatischen Beschaffenheit des Stücks. Was dem Drama fehlt, das ist ein innerer Mittelpunkt, ein Gegenstand des Kampfes. Die einzelnen Scenen werden nur lose miteinander verknüpft; die Gestalt des Helden, die durch diese Scenen hindurchschreitet, ist das einzige Band, das sie zusammenhält. Die Scheineinheit, die dadurch erzielt wird, verschwindet sofort, wenn man sich in eine Zergliederung des Stoffs einläßt. Verschiedene Vorgänge, nicht dramatische Handlungen stehen vor dem Beschauer. Der Stoff ist in keiner Hinsicht reich zu nennen, verhältnißmäßig leicht war er zu ordnen und künstlerisch auszugestalten. Aber auch dies ist dem Verfasser nicht gelungen, große Theile des Stückes stehen unvermittelt da und können unschwer herausgenommen werden. Dadurch, daß der geschichtliche Ezelin in all die Lagen gekommen ist, wird noch nicht die dramatische Nothwendigkeit ihrer Verwendung begründet. Die Episode Kaiser Friedrich's II. steht nur durch dünne Fäden mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden verbunden da. Die Gestalt des „Mönches" ist kindlich mit einem sonderbaren romantischen Dunkel umgeben worden. Fast das Schlimmste ist, daß der Tod Ezelin's ohne den innern Zwang der Verhältnisse erfolgt; man sagt sich, an jeder andern Stelle des Dramas hätte der Dolch des Mörders ebenso mit Recht oder Unrecht den Helden treffen können, wenn es dem Verfasser nicht gerade um die Fünfzahl der Aufzüge zu thun war. Auch in Rücksicht auf die Charakteristik ist Gustav Thies noch schülerhaft. Einzig vielleicht an dem Kaiser Friedrich II. sind Spuren ernsthafterer Arbeit zu bemerken, aber über die Anfänge kommt auch hier der Verfasser nicht hinaus. Im ganzen genommen: ein gewisses Bühnentalent ohne größere dichterische oder dramatische Veranlagung.

7. Ein Mörder. Schauspiel in einem Aufzuge von K. Gedan. Basel, Schwabe. 1891. 12. 80 Pf.

Der kleine Einacter ist vorzugsweise dadurch interessant, daß auf dem Titelblatte das Dunkel etwas gelüftet wird, mit dem sich der Autor des Dramas „Caraccioli" umgeben hatte. An dieser Stelle sind Vorzüge und Schwächen des Stücks seinerzeit gewürdigt worden. Das vorliegende kleine Schauspiel bringt keine wesentlich neuen Seiten des Dichtertalents Gedan's zum Vorschein. Wieder berührt auch hier aufs angenehmste der Ernst und die stille Kraft des Schaffens. Kein großes, aber ein gesundes klares Talent steht vor uns. Gedan wird kaum jemals blenden und widerstandslos fortreißen können, er wird kaum jemals die Empfindungen zu ihrer höchsten Höhe steigern können, aber auf dem festumgrenzten, klar von ihm beherrschten Gebiete des Schaffens wird er stets Achtungswerthes zu Tage fördern. „Ein Mörder" will als Gelegenheitsarbeit, vielleicht als Vorstudie zu modernen Stücken genommen sein. Ein strengerer Maßstab soll darum nicht hier angelegt werden. Es ist wol keine Frage, daß das Problem des Stücks — befindet sich ein Ehrenmann im Falle der gebotenen Nothwehr, wenn ein Schurke ihn und seine Familie vernichten will? — in dem Einacter kaum erschöpft ist. Die brutale Thatsache des Mordes ist hingestellt mit einer naiven Sicherheit, mit einer fast gedankenlosen Rücksichtslosigkeit, die sittlich entschieden angefochten werden muß. Für das Drama brauchte das ja weiter kein Nachtheil zu sein, aber dadurch, daß der Dichter seinen Mörder die That mathematisch berechnen und dann mit einer fast mathematischen Ruhe und Kaltblütigkeit vor sich selber vertheidigen läßt, bringt sich der Dramatiker um die beste Gelegenheit, seine Kunst der Menschendarstellung

zu zeigen. Nicht die unerschütterliche seelische Gesundheit, nicht die Unempfindlichkeit gegen sittliche Conflicte, sondern die erhöhte, meinetwegen die krankhafte Reizbarkeit des gesammten innern Lebens macht den dramatischen Helden interessant und bietet dem Dichter Gelegenheit zu Wirkungen, die zugleich die künstlerisch höchsten und die menschlich wahrsten sein können. Das eigentliche Seelendrama „Ein Mörder" fängt eben da an, wo das vorliegende Schauspiel aufhört: mit der begangenen That.

8. Außerhalb der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen von Arthur Zapp. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1891. 8. 1 M.

Wenn ich das vorliegende Stück in Druck gegeben habe, so geschah es nicht, um die Zahl der unglückseligen Bücherdramen zu vermehren, sondern ich veröffentliche mein Schauspiel in erster Linie, um es der Kritik vorzulegen, und um an dieselbe die Frage zu richten: Ist das Schauspiel „Außerhalb der Gesellschaft" ein bühnengerechtes Stück und verdient es die öffentliche Aufführung oder nicht?

Soweit mir Urtheile zu Gesicht gekommen sind, ist die Frage des Autors nach der Bühnenwirksamkeit von der Kritik bejaht worden, und auch ich habe keinen Grund, mit der Bejahung einen Augenblick zu zögern. Nur freilich darf sich der Verfasser nicht der Meinung hingeben, mit der allgemeinen Anerkennung der Bühnenwirksamkeit wäre auch der dramatische Werth seines Stücks festgesetzt worden. Denn die Anerkennung, daß das Drama sehr wohl die Bühne beschreiten könnte, ist eine sehr relative und geht zumeist aus einer Vergleichung mit den vielen aufgeführten und gänzlich werthlosen Stücken hervor. Und gesetzt, die gesammte Kritik bejahte auch die Frage nach der bühnengerechten äußern Form: das Urtheil über den innern Werth könnte noch sehr verschieden ausfallen. In der That, man wird bei genauerer Prüfung dem Stücke wenig mehr als den Vorzug guten ernsten Willens und geschickter äußerer Form zuzuerkennen haben. Aber auch die kalte technische Geschicklichkeit ist keineswegs besonders überraschend oder gar hervorragend. Der erste Act ist ziemlich plump und roh gefügt; die kleinen persönlichen Skizzen sind vielleicht im Rahmen eines Romans nicht ohne Reiz, das Drama kann sie in dieser Form nicht gebrauchen. Eigenart oder ein wahres Dichterthum habe ich nirgends erkannt. Ein klarer nüchterner Verstand, der mehr die bühnengerechte französische Ueberlieferung als die deutsche moderne Technik beherrscht, hat dieses Gesellschaftsstück geschaffen.

9. Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Lieferung 15—28. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. Lex.-8. Jede Lieferung 75 Pf.

Von der hier wiederholt erwähnten und gekennzeichneten Sammlung Nestroy'scher Possen und Schwänke liegen im Augenblicke bereits gegen dreißig Lieferungen vor. Wieviel moderne Possendichter würden wol eine Gesammtausgabe ihrer Stücke ertragen? Wieviel werden in dreißig Jahren noch so lesbar sein, wie der alte Nestroy immer bleiben wird?

10. Grillparzer als Dramatiker. Von Alfred Klaar. Wien, Bauer. 1891. Gr. 8. 70 Pf.

Eine ausgezeichnete Studie über Grillparzer's dramatische Technik liegt uns von Alfred Klaar vor. Eine so feine, so eindringende Besprechung der Grillparzer'schen Kunstbehandlung hat die gesammte Literatur, die zur Jahrhundertfeier des österreichischen Dichters erschien, nicht noch einmal aufzuweisen. Alfred Klaar nimmt überhaupt unter den lebenden dramaturgischen Schriftstellern einen der ersten Plätze ein. Er ist einer der wenigen, die das Wesen des Dramas ergründet haben und an deren Hand man eingeführt werden kann in die Geheimnisse der dramatischen Kunst. Er gebietet über ein sorgfältig erworbenes Wissen, aber niemals begibt er sich auf ein rein theoretisches Gebiet; den Einzelfall beobachtet er, von ihm aus sucht er ins Allgemeine zu dringen, zu ihm kehrt er zurück. Klaar's Arbeiten erfreuen sich indessen noch lange nicht der Anerkennung, die sie ohne Zweifel verdienen; sie gehören zu den wenigen modernen Kritiken, die auch ein Schaffender mit Genuß und wahrem Nutzen zu lesen vermag. Ein völliges Verständniß für dramaturgische Aufsätze wird freilich nur ein productiver Dramatiker finden — denn die wenigen wahrhaft kritischen Köpfe Deutschlands wird man gut thun nicht zu zählen — aber bei der vollendeten sprachlichen Form der Kritiken Klaar's findet auch der Fernerstehende seine Rechnung. Die vorliegende Studie ist aus einem Vortrage hervorgegangen, den der Verfasser am hundertjährigen Geburtstage Grillparzer's hielt. Bei einer solchen Gelegenheit verbietet es sich nach der heutzutage leider herrschenden Gewohnheit von selbst, auch der Schwächen Grillparzer'scher Kunstbehandlung ausführlich zu gedenken. Ein anderer bedeutender Kritiker, Emil Mauerhof, hat dies vor Jahren in einer freilich übertrieben einseitigen Weise gethan. Jede neuere größere Arbeit über die dramatische Kunst aus der Feder Klaar's kann nur mit Freude erwartet werden.

11. Das Drama. Eine gemeinverständliche Darstellnng seines Wesens und Baues von Albrecht Thoma. Gotha, Thienemann. 1891. 8. 80 Pf.

Man kennt zur Genüge die Oberlehreraufsätze über die tragische Muse. Sie sind eigentlich viel furchtbarer als die sogenannten wohlbekannten „Oberlehrerdramen", die in den Mußestunden der mehr oder minder gelehrten Herren entstehen, wenn sie, noch warm von der Erklärung Schiller'scher Stücke, nach einer meist höchst pedantischen und unverdauten Lektüre Gustav Freytag's, ihre Schaffenskraft bethätigen wollen. Der äußere Anlaß zu den kritischen Studien — der Zwang einer Programmarbeit — entschuldigt ja viel, ja, wenn man wohlwollend sein will, alles. Nur sollten solche Arbeiten ihr friedvolles papierenes Dasein in den Programmen, nicht in selbständigen Flugschriften beschließen. Es ist heutzutage verdrießlich, immer wieder eine mangelhafte, unvollständige und durchaus unselbständige Wiederholung Freytag'scher Anschauungen zu hören. Wer Freytag kennen lernen will, der

geht am besten unmittelbar auf seine „Technik des Dramas" zurück und kümmert sich nicht um die kleinen mühevollen Kärrner an einem Werke, das freilich kein Königsbau ist, aber auch keineswegs die Nichtachtung verdient, die heutzutage ihm gegenüber zum literarischen Tone gehört. Gustav Freytag's „Technik" ist ein grundlegendes Elementarbuch, das in einigen seiner Abschnitte von jedem wahrhaften Künstler und Dramatiker unterschrieben werden muß. Auch der Modernste der Modernen, ja der vielleicht am meisten, thut gut, mit ernsthaftem Fleiße die Technik des Dramas zu studiren. Leider Gottes haben wir Deutsche noch so wenig Sicherheit in der dramatischen Kunstbehandlung; wir sollten nicht wie thörichte Buben das alte wackere, wenn auch ein wenig schulmeisterliche Lehrbuch zerfetzen, noch ehe wir es zu beherrschen und anzuwenden gelernt haben. Aber auch das ist äußerst kennzeichnend: gerade die, die der theatralischen und dramatischen Selbstzucht am meisten bedürfen, fallen gegenwärtig am höhnendsten über Freytag's Buch her, in dem sie mit richtigem Gefühle einen Feind, einen Richter ihrer künstlerischen Willkür und Unkraft wittern. Es scheint mir aber nicht zweifelhaft, daß Freytag eine unendlich viel tiefere und klarere Einsicht in den Kern des Dramas besessen hat als all seine heutigen spottwohlfeilen Verächter. Eine Lebenskraft wohnt dem alten tüchtigen Buche inne, die fast alle modernen Studien und Kritiken überdauert. Nur einen Mangel künstlerischer Größe bedeutet es, wenn man von den mehr und mehr schwindenden Grenzen zwischen Drama und Novellen irrlichtelirt, wenn man unauslöschlichen Haß auf die Form geworfen hat, wenn man das köstliche Wort gebraucht, das Leben sei „amorph", darum müsse es auch das Drama sein. Solche Ansichten richten sich selbst — auf der Bühne. Sie sind nur in einer Hinsicht zweckmäßig: in Form einer naturwissenschaftlich klingenden Oratio pro domo die vollständige Niederlage zu verschleiern, die „amorphe" Dramen auf dem Theater fort und fort erleben.

12. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Erster Band: Das Repertoire des weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Hamburg, Voß. 1891. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Das fleißig gearbeitete Buch enthält in seinem Haupttheile ein vollständiges Verzeichniß der Theateraufführungen unter Goethe's Oberleitung. Dieser Theil ist ausschließlich von literarhistorischem Werthe und kann an dieser Stelle, wo künstlerische Gesichtspunkte maßgebend sind, keine eingehende Würdigung finden. Manches Interessante aber tritt aus der scheinbar nur berichterstattenden Arbeit entgegen. Zunächst zeigt es sich, daß unter den 600 Stücken, die Goethe in den Jahren von 1791 bis 1817 aufführen ließ, 104 Dramen blos einmal gespielt wurden, 62 wurden einmal wiederholt, 10 Aufführungen erreichten nur 19 Stücke; 20 Aufführungen erlebten 4 Stücke; 30, 50 und 80 Aufführungen wurden nur je einem Stücke zutheil. Die „Zauberflöte" erreichte die höchste Zahl; „Don Carlos" kam mit 47, die „Jäger" mit 35 Aufführungen auf die Bühne. Unter den Dichtern trat am meisten Kotzebue hervor, nach ihm kam Iffland mit 31, Goethe mit 19, Schiller mit 18, Lessing mit 4 Stücken. Auch das ist ein interessanter Umstand, daß Goethe's Verwaltung nie einen Fehlbetrag aufwies, selbst nicht nach den Ereignissen der schwersten Kriegsjahre. In den meisten Fällen deckten die Einnahmen auch die Ausgaben. Der jährliche Zuschuß des Hofes betrug durchschnittlich 10000 Thaler. Auch die Honorarverhältnisse wichen weit von den heutigen ab. Die höchste Summe, die Goethe für die Erwerbung einer Bühnenhandschrift zahlte, war 150 Thaler für Schiller's „Tell". Am liebsten hätte Goethe das strenge Regiment, das er über seine Künstler ausübte, auch auf das Publikum ausgedehnt. Den modernen Theaterbesucher muthet es wunderlich an, wenn er hört, daß Goethe sich über das freie Urtheil des Publikums beklagte:

> Man nahm nach seiner Ansicht alles zu sehr im ganzen. Stücke, Schauspieler, Aufführung alles werde entweder gebilligt oder misbilligt, wobei denn Vorurtheil und Laune herrschend werden und man sich weder des Lobes recht freuen, noch den Tadel sehr zu Herzen nehmen kann.

13. Beiträge zur Aesthetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. Zweiter Band: Der Streit über die Tragödie von Theodor Lipps. Hamburg, Voß. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine streitbare Schrift, die im einzelnen viel Beachtenswerthes besitzt, aber dem schaffenden Künstler doch von geringem Nutzen sein wird. Sie wendet sich in erster Linie völlig treffend gegen die Annahme, der Dramatiker müsse in seinem Werke eine bestimmte Weltanschauung besitzen:

> Als Dichter bedarf er keiner solchen, es sei denn, daß es ihm darauf ankommt, in seinen Gestalten einen Kampf der Weltanschauungen zur Darstellung zu bringen. Im übrigen wird er sogar gut thun, seine Weltanschauung möglichst für sich zu behalten. Was er in jedem Falle braucht, ist Kenntniß der Welt und des in ihr Möglichen; Verständniß für das, was in der Welt ist und auf das menschliche Gemüth zu wirken vermag; Beherrschung der Sprache, in der die Erscheinungen der Welt ihren Sinn und Inhalt zu offenbaren pflegen. Will man dies Weltanschauung nennen, so ist es doch nicht Weltanschauung in dem philosophischen Sinne des Wortes. Nur in einem Sinne, außer dem eben zugestandenen, muß der Dichter und jeder Künstler als solcher Weltanschauung haben und geben, wenn nämlich unter Welt die Welt des Kunstwerks verstanden wird. Diese Welt ist seine Welt und diese Welt allerdings muß ihm, indem er sie schafft, Gegenstand einer klaren einheitlichen und von innerer Wahrheit erfüllten Anschauung sein.

Auch die Abweisung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit ist treffend:

> Als ob es nicht genug wäre, daß der Dichter seine Helden leiden läßt, werden sie nun auch noch von den Aesthetikern mishandelt. Man zwingt sie erbarmungslos auf die Anklagebank, um alles an ihnen hervorzukehren, das Innerlichste und Aeußerlichste, das was sie gethan und das was sie, zwar nicht gegen ihre eigene, aber gegen des Aesthetikers bessere Einsicht unterlassen haben, Fehler, von denen Dichter und Kunstwerk wissen, und solche, von denen beide nichts wissen. Nachdem so das Verbor-

genste ans Licht gezogen ist, plaidirt man für und wider. Wo der eine eine kleine Schuld findet, wittert der andere eine große; wo der eine milde gestimmt ist, redet sich ein anderer in Entrüstung hinein, alle aber stimmen schließlich in das Schuldig ein.

Die Stärke der vorliegenden Schrift liegt im Verneinen, im klaren logischen Beseitigen altvererbter, gänzlich entwertheter und verwirrter Begriffe, so z. B. auch des der sittlichen Weltordnung in der Tragödie:

Nicht im Leben ist unser sittliches Urtheil eingeschränkt, dem Kunstwerk gegenüber aber weltumfassend — sondern völlig umgekehrt. Im Leben sollen und mögen wir jede Handlung hineinstellen in einen umfassenderen Zusammenhang; wir sollen sie schließlich betrachten unter dem Gesichtspunkte der ganzen Welt und ihrer sittlichen Ordnung. Im Kunstwerk dagegen ist sie hineingestellt und soll darum von uns hineingestellt werden in den Zusammenhang einer begrenzten Welt und ihrer sittlichen Beziehungen. Dies eben ist der Unterschied zwischen der praktisch sittlichen und der ästhetischen, darum nicht minder sittlichen Betrachtungsweise.

Endlich ist auch die Beantwortung der Frage: Wozu der Tod des tragischen Helden? treffend mit folgenden Sätzen gegeben:

Die Endlosigkeit des Conflicts und Leidens würde die Versöhnung unsers Gefühls mit sich selber aufheben. Aus diesem Grunde ist der Tod nothwendig, nicht für den Helden, sondern für uns, nicht objectiv, sondern für unser Empfinden. . . . Zugleich ist durch den Tod alles unnöthige und dem Kunstwerke widersprechende Fragen abgeschnitten. Nicht vorwärts soll unser Blick gehen, über das Kunstwerk hinaus, in das Gebiet unserer Reflexionen, sondern haften soll es und nach rückwärts gehen. . . . Der Tod ist das Ende des Leidens auch in dem Sinne, daß mit ihm erst die Wirkung des Leidens auf uns sich abschließt und vollendet. . . . Der Tod wirkt verklärend, nicht objectiv, sondern subjectiv, nicht den Helden, sondern sein Bild verklärend.

Der freie klare Sinn, der aus den angeführten Stellen spricht, wird hoffentlich auch den fernern „Beiträgen zur Aesthetik" nicht verloren gehen. Einer künftigen Kunstwissenschaft wird damit energisch vorgearbeitet.

Friedrich Kummer.

Eine Wikingerfahrt durch Grönland.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von F. Nansen. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Mann. Zwei Bände. Mit 159 Abbildungen und 4 Karten. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. Gr. 8. 20 M.

Jedermann kennt Fridtjof Nansen's Großthat, ein allererstes mal Grönland von der Ost- bis zur Westküste seiner ganzen Breite nach durchmessen und seine Ueberdeckung durch eine riesengroße zusammenhängende Gletschereismasse, ein „Inlandeis" (wie solches zur Eiszeit von Skandinavien her über die ausgefrorene Ostsee die ganze norddeutsche Niederung bedeckte), erwiesen zu haben.

Der Bericht über diese epochemachende Expedition liegt uns nun in diesem ebenso schön geschriebenen wie äußerlich mustergültig ausgestatteten zweibändigen Werke auch in tadelloser deutscher Uebersetzung vor. Die in bekannten Afrikawerken der jüngsten Zeit sich so widerlich breit machende Selbstberühmung ihrer Verfasser bleibt dem Leser hier gänzlich erspart. Wohl leuchtet das berechtigte Selbstbewußtsein, ein von den meisten für rein abenteuerlich gehaltenes Unternehmen nicht dank dem blinden Glücke, sondern nach sorgfältigster Ueberlegung und technischer Vorbereitung thatkräftig zum guten Ziele durchgeführt zu haben, überall durch; aber niemals wird damit renommirt, und stets tritt die Person des Verfassers bescheiden in den Hintergrund, obwol derselbe doch die kühne That nicht blos geplant, sondern auch die eigentlich treibende Kraft ihres Gelingens von Anfang bis zu Ende war.

Nachdem uns Nansen seine fünf Begleiter, drei Norweger germanischer Abkunft (einen Schiffskapitän, einen Offizier, einen Bauer) und zwei handfeste norwegische Lappen, nach allen ihren persönlichen Beziehungen, wie sie allerdings für die Durchführung des Wagnisses von Bedeutung erscheinen, vorgestellt hat, schildert er uns schlicht und wahr die Ausfahrt über die Färöer nach Island, das Eindringen an Bord eines norwegischen Robbenfängerschiffs „Jason" in den Eisgürtel vor der ostgrönländischen Küste, endlich die Hauptsache: den Durchzug durch Südgrönland.

Es ist wahrlich ein moderner Wikingerzug! Nicht nur daß die vier Germanen unter den sechs Gefährten als Nachkommen der alten Wikinger, d. h. der „Fjordenmänner" aus der Heroenzeit Skandinaviens waren; nein, es liegt auch ein echtes Stück wikingerhafter Kühnheit in diesem unvergeßbaren Zuge, geadelt durch die Sorgfalt, mit der jeder unnützen Lebensgefährdung vorgebeugt wurde, mehr noch geadelt durch das hohe, wahrhaft ideale Ziel, ein rein wissenschaftliches Problem ohne jede Aussicht auf äußern Nutzen des Erfolgs mit Drangeben von Leben und Gesundheit zu erreichen.

So nüchtern der Reisebericht verfaßt ist, so herzerhebend wird er durchleuchtet und durchwärmt von der auch dem Leser nie aus dem Auge schwindenden Größe dieser hochidealen Aufgabe und zugleich von dem edel germanischen Gemüth, das sich an Mannesthat ohne Ruhmsucht, vor allem aber an den unvergleichlichen Herrlichkeiten der wenn auch oft herben Größe nordischer Natur erfreut.

Letzterer Zug flicht mitunter, gar nicht gesucht und eben darum desto herzerhebender, wahrhaft poetische Ergüsse in die stets so sachlich gehaltene Erzählung. So beim Antritt der Ueberfahrt von Island nach Grönland:

Es ist eine herrliche nordische Nacht. Die Sonne ist in das Meer gesunken — im Westen und im Norden glüht noch der Tag. Ueber uns der vielfarbige Himmel — unter uns das spiegelblanke Meer, das sich in schwermüthigen Gedanken wiegt — in weichern, noch feinern Tönen gibt es einen Widerschein von der gedämpften Farbenpracht des Himmels — dazwischen der schwarze „Jason",

den seine Maschine keuchend und stöhnend westwärts trägt. Hinter uns verschwindet Islands Felsenküste in bläulich violettem Tone langsam im Meere — hinter uns liegt die Heimat und das Leben, was aber liegt vor uns? Niemand weiß es, aber es muß wol etwas Schönes sein: es ist eine gute Vorbedeutung, die Fahrt unter einem solchen Himmel zu beginnen! Solche Nächte sind doch das Schönste von allem Schönen auf Erden!

Wochenlang waren die sechs Grönlandfahrer Passagiere an Bord des „Jason"; der Schilderung des zeitweise sehr einträglichen Jagens auf die „Klappmützenrobben" und der naturgeschichtlichen Erörterung über diese nach einer eigenthümlichen Klappe über den Nasenlöchern so genannten Seehundsart ist ein ausführlicher Abschnitt des Reisewerks gewidmet. Dann aber heißt es Abschied nehmen von der wackern Mannschaft des „Jason" und von seinem biedern Kapitän, welcher sehr väterlich den muthvollen Landsleuten zu ihrem eigenen Boot noch ein solches vom „Jason" mitgibt, auf daß sie nicht dem schlimmen Verhängnisse der Zerquetschung ihres einzigen Bootes im ungestümen Getriebe der Treibeismassen gar zu gefährlich ausgesetzt seien. Auch die in den Robbenfängerbooten der Norweger stets enthaltene Kiste mit Brot und Speck, sowie das Bierfaß gibt der Kapitän mit; beides that gute Dienste: das Faß wurde zwar gar bald seines Inhalts mit Wikingerdurst entledigt (es war der einzige alkoholische Genuß auf der ganzen fernern Reise), denn Nansen schloß mit gutem Grunde jeden Tropfen Alkohol während der anstrengenden Durchquerung Grönlands aus den wohlberechneten Tagesrationen aus, weil Alkohol nur für den Augenblick die Kräfte spannt, um sie dann im Gegentheil erschlaffen zu lassen, indessen das leere Faß sogar nützte noch: so lange man an Grönlands Ostküste Quellwasser fand, füllte man es ins Faßinnere, und beim Abzapfen — roch man am Spundloch, was der lieben Seele die angenehme Erinnerung wenigstens an das entschwundene braune Naß erweckte.

Leider erreichte man die Küste Grönlands nicht so bald, der Treibeisstrom entführte bedenklich südwärts. Bald galt es zu rudern mit den Schlitten in den Booten, bald die Schlitten mit den Booten darin über die Eisschollen hinwegzuziehen. Schließlich mußte man sich ähnlich wie unsere Hansamänner auf der „zweiten deutschen Polarexpedition" von 1869 bis 1870 einer größern Scholle auf gut Glück anvertrauen. Schon bereiteten sich die beiden Lappen, von welchen der ältere als kostbarstes Kleinod eine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Lappensprache mit sich führte, auf den Tod vor, da sie vermeinten auf der Eisscholle hinaus gen Süden ins offene Atlantische Meer und somit auf ewig ihrer irdischen Heimat entführt zu werden, da erschien noch gerade zur rechten Zeit Grönlands Südspitze in rettender Nähe. Die Lappen grübelten nun nicht mehr über Vergebung ihrer Sünden (der Jüngere der beiden erwiderte auf Nansen's Frage, ob er nicht doch lieber ein reumüthiges Bekenntniß ablegen, namentlich versprechen wolle, auch daheim nie wieder Branntwein zu trinken: das letztere nahm er sich vor, aber ersteres „pressire ja nun nicht mehr") und mit kräftigen Ruderschlägen wurde jenseit des Packeisstroms die Landung an Grönlands Küste erzielt. Neue Mühsal freilich setzte dann ein. Man mußte sich ja jetzt längs der Ostküste wieder nordwärts begeben und eine Stelle erspähen, wo das Erklimmen der Küstenschrofen und der Kante des Inlandeises zu ermöglichen war. Gelegentliches Zusammentreffen dabei mit kleinen Familienhorden von Eskimos, was immer sehr anschaulich und humorvoll beschrieben wird, vermannichfacht die Erzählung von diesem Schlußtheile der Expeditionsvorbereitung.

Endlich, nach ganz gewaltigen und stets mit Lebensgefahr verbundenen Anstrengungen befindet man sich sammt den Mundvorräthen und wissenschaftlichen Instrumenten (einschließlich dem photographischen Apparat, dessen fleißiger Verwendung wir neben Nansen's Handskizzen die ganz vorzügliche Bilderausstattung des Werks verdanken) auf der Höhe des ostgrönländischen Eises. Schon ist es tief in den August; die Nachtkälte sinkt schon bedenklich weit unter den Frostpunkt, aber rüstig schreitet man zur That. In weiser Arbeitstheilung wird jedes Tagespensum abgeleistet, nach streng eingehaltener Regel der Körper mit schmalen, doch genügenden Portionen nahrhafter Kost und durch Schlaf unter dem Zeltdache in zwei Schlafsäcken gepflegt; wie sie alle, Mann für Mann, am Schlittenziehen sich betheiligen, so gibt es auch bei der Beköstigung keinen Unterschied der Person. Der kameradschaftliche Ton im wechselseitigen Verkehr der sechs Braven und die pflichteifrige Erfüllung des harten Dienstes, den jeglicher Tag der entsetzlichen anderthalbmonatlichen Wanderung mit sich brachte, verklärt auch die naturgemäß einförmige Schilderung von diesem Zuge über nichts als Eis und Schnee, welche Nordenskiöld's süßen Traum von etwa in Grönlands Innerm vorhandenen grünen, vielleicht sogar waldgeschmückten Oasen gründlich zunichte gemacht hat. Selbst Felsdurchragungen, „Nunataks" in der Eskimosprache, schwinden gänzlich, sobald der Saum des Inlandeises überschritten, der letzte Schneesperling gesehen ist. Man sieht lediglich die oft arg unebene Fläche des Inlandeises mit ihren bedrohlichen Spalten, die den Unvorsichtigen ins Verderben reißen, und den Himmel.

Doch auch dieser Theil der Erde hat seine Schönheiten. Wenn das ewig wechselnde Nordlicht seinen märchenhaften Tanz an dem südlichen Himmel in strahlenderer Pracht als sonst irgendwo antrat, so konnten wir alle Mühseligkeiten und alle Anstrengungen vergessen, oder wenn der Mond aufging und seine schweigsame Bahn über den sternbesäeten Himmel zurücklegte, auf den Gipfeln der Eiskämme spielend und die ganze todte, erstarrte Eiswelt in seinem Silberglanze badend, da senkte sich ein tiefer Friede über uns, und das Leben wurde uns zur Schönheitsoffenbarung.

Je ärger die Kälte wurde, desto schwieriger und langwieriger wurde es, über dem Spiritus des kleinen Eisenöfchens den kalten Schnee zum Zwecke des Kochens der Speisen zu zerthauen. Einmal glaubte man eine schöne, zeitsparende Idee in dieser Hinsicht gefaßt zu haben: man wollte unterwegs die Mittagsmahlzeit auf dem Schlitten bereiten:

Der Kochapparat wurde hinten auf den einen Schlitten gestellt, wir entzündeten das Feuer, und während der Schnee sich allmählich in Wasser verwandelte, in das wir Bohnenwurst thaten, zogen wir unbekümmert weiter, ganz stolz über diese geniale Erfindung. Als die Suppe anfing zu kochen, machten wir Halt, schlugen unser Zelt auf und trugen den Apparat vorsichtig hinein; aber gerade in dem Augenblicke, als wir uns hinsetzten und uns an diesem königlichen Mahle delectiren wollten, machte ich eine ungeschickte Bewegung, das Kochgeschirr fiel um, und die kostbare Bohnensuppe floß mit dem brennenden Spiritus, mit Wasser und halbgeschmolzenen Schneeklumpen aus dem obern Schmelzgefäß zusammen über den Zeltboden. Wie auf einen Zauberschlag waren alle Mann auf den Beinen, alles was im Zelte lag und stand, wurde hinausgeworfen, wir faßten den Boden des Zeltes an allen Ecken an, sodaß die Suppe sich in der Mitte in einer Vertiefung ansammelte, und von hier aus wurde sie dann wieder in das Kochgeschirr geschöpft und weiter gekocht. Es war kaum ein Tropfen verloren gegangen! Unter solchen Umständen ist es sehr zweckmäßig, einen wasserdichten Segeltuchfußboden zu haben. Balto sagt von dieser Bohnensuppe, daß sie freilich nicht ganz rein war, da der Fußboden ziemlich schmuzig war, aber das durfte nicht schaden. Sie schmeckte uns deswegen ebenso gut, denn unsere Magen waren ziemlich leer.

Mit derartigen harmlosen Genrebildern vom Stillleben unter dem Zelte mitten in dieser vorher noch nie von Menschen betretenen Einöde ist der Reisebericht öfters durchsetzt. Mehrfach auch findet man wie in der eben ausgehobenen Probe Balto als Berichterstatter abwechselnd mit Nansen. Das ist geradezu von ethnologischer Bedeutung: Balto nämlich ist kein anderer als der schon oben erwähnte jüngere von den beiden lappischen Reisegefährten, der als Fischerlappe mehr mit der Cultur in Berührung gekommen war, daher im Gegensatze zu dem ältern, einem echten Renthierlappen des norwegischen Binnenlandes, des Schreibens kundig war und so klar seine Reiseeindrücke in das unterwegs geführte Tagebuch eintrug, daß Nansen oftmals diese treuherzig naiven Worte in Uebersetzung seinem Berichte einzuflechten für gut fand.

Mit Recht sind auf dem Titel des Werks die Schneeschuhe als ein sehr wesentliches Hülfsmittel dieser Durchquerung Grönlands hervorgehoben. Ohne diese, gesteht Nansen, wären sie entweder zur Umkehr gezwungen worden oder hätten auf dem Inlandeis einen elenden Tod gefunden. Die langen norwegischen Schneeschuhe aber, die „Skier" — schmale lange Breter, die unter die Fußbekleidung befestigt werden —, ermöglichten ein außerordentlich rasches Fortkommen trotz der Mühsal des Schlittenziehens. Auf glatter Bahn ging es wunderbar schnell vorwärts, weil man der Muskelanstrengung des Fußhebens ledig war (auf den Schneeschuhen rutscht man nur wie auf Schlittschuhen). Nansen versichert: „Neunzehn Tage hintereinander gingen wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf unsern Skiern und legten gegen 50 Meilen auf ihnen zurück."

Bis zu der unsern alpinen St.-Gotthardpaß noch übertreffenden Höhe von 2400 Meter war man auf der eigenthümlich flachgewölbten Oberfläche des Inlandeises gelangt. Das Wetter blieb dabei ziemlich klar, nur selten zeigte sich der Himmel ganz bedeckt. Schnee fiel immer nur äußerst fein, er „glich mehr gefrorenem Nebel". Die trockene, dünne Höhenluft erlitt ungeheuere Temperaturschwankungen: bis über 20° C. zwischen Tag und Nacht! Leider reichte die Scala des Beobachtungsthermometers nur bis 37° unter den Frostpunkt; in der Nacht vom 11. zum 12. September sank nun die Quecksilbersäule dieses Thermometers im Zelte, in welchem die sechs Mann schliefen, tief unter 37°, wol bis — 40°, und aus der Art der Temperaturabnahme gegen Abend hat nachmals Professor Mohn berechnet, daß die Kälte im Freien damals — 45° betragen haben mag. Dabei war die Erwärmung von bestrahlten Gegenständen in der Sonne ausnehmend stark; so zeigte ein Weingeistthermometer am 1. September in der Sonne eine Hitze von 29,5°, während gleichzeitig die Luftwärme nur 3,6° unter dem Gefrierpunkte betrug. Mitunter raste auch furchtbarer Sturm über die Eisfläche, doch nur selten verband er sich derart mit Schneetreiben, daß man unter dem Schutzdache des kleinen Zeltes verbleiben mußte und nach wenigen Stunden dann letzteres wol sammt den davor aufgestellten Schlitten gänzlich im Schnee begraben war.

Am 17. September verkündete das Gezwitscher eines Schneesperlings zu aller Freude das Nahesein von „Land". Fühlte man sich doch die ganze Zeit über wie auf einem Eisocean, sodaß man jetzt die Annäherung an die gletschereisfreie Felskante Westgrönlands wie eine solche an die rettende Küste eines Oceans begrüßte. Mit recht eigentlich sausender Geschwindigkeit wurden weite Strecken dieser allmählichen Absenkung des Inlandeises zur Westküste zurückgelegt, indem man die Schlitten dicht nebeneinander befestigte und aus großen Decken ein Segel an langer Stange über ihnen befestigte, daß der gerade in den Rücken greifende Wind die ganze Schar mit all ihrer Habe flott von dannen trieb.

Noch ehe man am Ameralik-Fjord (unter dem 65. Breitengrade) die Küste selbst erreichte, schwelgte man im Genusse der würzigen Luft, die „Erdgeruch" hatte, sogar nach Berggras duftete. Man konnte nun das so lange zu ausgiebigem Trunke (geschweige denn zum Waschen) entbehrte Wasser in tiefen Zügen trinken, sah entzückt Massen frischer Renthier- und Gänsespuren im Boden und erlegte sogar ein Häschen, das natürlich alsbald, nachdem man sich unter blauem Himmel im hohen Heidekraut gelagert, in den Kochtopf gesteckt wurde und eine wahre Labsal bildete nach dem wochenlangen Kauen des harten Pemikan und der eintönigen Fleischchocolade, welches französische Fabrikat (eine in Tafelform gebrachte Mengung von Chocolade mit trockenem Fleischpulver) im übrigen sich als vorzüglichstes Kräftigungsmittel bewährt hatte.

Es ist hier nicht der Ort, bei den wissenschaftlichen Ergebnissen der Nansen'schen Expedition weiter zu verweilen. Nur das sei hervorgeben, daß dieselben höhern Werth für sich beanspruchen dürfen, als gar manche mit hundertfach größern Mitteln in Scene gesetzte und hoch-

tönend verherrlichte Afrika-Expedition. Die größte Insel der jetzigen Erdbildung, dieses fast continental gewaltige Grönland sehen wir durch Fridtjof Nansen ein erstes mal bis in sein Herz hinein entschleiert. Die alten Wikinger entdeckten uns die Küsten des „grünen" Landes, der Wikinger Jüngster erschloß uns sein eisiges Innere. Die Beobachtungen aber, welche hierbei angestellt wurden über die Natur der großen, viele Hektometer mächtigen Uebergletscherung des Binnenlandraums, über den Einfluß dieser riesigen Eisdecke auf den Untergrund liefern zugleich schätzbare Anhaltspunkte über die Eiszeitverhältnisse Europas, folglich auch unsers norddeutschen Flachlandes, welches seine heutige Oberflächenbeschaffenheit wesentlich während der Eiszeit und in deren unmittelbarer Folgezeit empfangen hat.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Von Heinrich Seidel's Gesammelten Schriften ist ein neunter Band ausgegeben: „Sonderbare Geschichten" (Leipzig, Liebeskind, 1891). Unter den sechs Erzählungen sind drei schwankartige, wenn auch „Herr Omnia" bitterböse für den Titelhelden ausläuft; die drei andern sind echte Seidel'sche Perlen: „Der schwarze See" und das Märchen „Waldfräulein Hechta" vom ganzen Zauber dichterischer Naturanschauung und Naturbeseelung durchwebt, dazu läßt die erste Geschichte auch dem Menschenthume sein volles Recht, indem sie den Sieg eines tüchtigen, doch durch verschrobene Erziehung zum Sonderling und Faulenzer gewordenen Mannes über sich selbst zum Gegenstande hat. „Lorelei" endlich ist eine jener reizenden poetischen Augenblicksaufnahmen, für die des Dichters Spür- und Beobachtungssinn im Gewühle des weltstädtischen Treibens und steifen Gesellschaftswesens immer nur zu erstarken scheint. Alle Freunde H. Seidel's werden an seiner neuen Gabe ihr Gefallen haben.

— Wilhelmine von Hillern's „Geier-Wally. Eine Geschichte aus den tiroler Alpen" ist in sechster Auflage erschienen (Berlin, Gebr. Paetel, 1891). Der dem Buche bei seinem ersten Auftreten 1875 in Nr. 11 d. Bl. f. 1876 geweissagte Weg ist ihm mit gutem Erfolge zu durchmessen beschieden worden. Leider läßt sich von der Schriftstellerbahn der Verfasserin nicht das Gleiche sagen.

— „Henry Drummond's Traetate. Drei Briefe an eine Freundin von Joh. Lütkens. Vierte Auflage" (Riga, Hoerschelmann, 1891). Die ungeheuere Aufnahme, die des englischen Naturforschers Schriftchen „Das Beste in der Welt" gefunden, ließ einen weiten und betrübenden Blick thun in der vielen religiös gesinnten und gestimmten Leser Unkenntniß und Unklarheit über ihren und ihrer Kirche Glauben wie auch über das einfache Wort der Heiligen Schrift. An eine solche Leserin wendet sich der Verfasser obiger Briefe, der um die Gemeinde seiner Vaterstadt wie auch um die dorpater Universitätsgemeinde hochverdiente Oberpastor an St.-Peter zu Riga, mit ruhiger, schriftkundiger Erklärung der evangelisch-lutherischen Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung, des zweiseitigen Begriffs vom Glauben, den das Neue Testament festhält und den Drummond verwischt, und mit einer Zergliederung der Drummond'schen Liebespredigt, die durch Lütkens auf römischen Semipelagianismus und methodistische Selbsthülfe zur Seligkeit zurückgeführt wird. Allen, denen es beim Lesen von Drummond's Traetaten ernst ums Herz ward, sei die Lütkens'sche Schrift, das Wort eines Doctors der Theologie in Luther's Sinne, aufs wärmste empfohlen.

Bibliographie.

Berlichingen, A. v., Die beiden Tilly. Historisches Drama. Regensburg, Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Die Bismarckiade für's deutsche Volk. (Von R. Genée.) Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 2 M.

Busch, W., Eduards Traum. München, Bassermann. 12. 2 M.

Eisenberg, L., Künstler- und Schriftsteller-Lexikon. „Das geistige Wien". 3. Jahrg. Mittheilungen über Wiener Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Graphiker, Journalisten, Maler, Musiker und Schriftsteller. Wien, Brockhausen. Gr. 8. 5 M.

Escherich, E., Fürstenminne. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. 8. 1 M. 50 Pf.

Ganter, H., Bezelin von Villingen und seine Vorfahren. Ein Beitrag zur Frage der Abstammung der Zähringer und Habsburger und der ihnen verwandten Geschlechter. Mit 10 Stammtafeln. Lahr, Schauenburg. 12. 3 M.

Haber, S., Ernst bei Seite. Lustige Anspruchslosigkeiten. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Heintz, A., Richard Wagner's Tristan und Isolde. Nach der musikalischen Entwickelung des Werkes in den Motiven dargestellt. Mit 66 in den Text gedruckten Noteubeispielen. Charlottenburg, Verlag der allgemeinen Musik-Zeitung. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Henzen, W., Die heilige Elisabeth. Ein Volksbühnenspiel. Mit 2 Bühnenplänen. Worms, Kränter. Gr. 8. 1 M.

Hoernes, M., Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit über 300 Illustrationen im Texte und 20 ganzseitigen Illustrationen. 1. Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. 50 Pf.

Jókai, M., Die reichen Armen. Humoristischer Roman. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Kaufmann, Die Mittelschule im Anschlusse an die Volksschule und als Unterbau höherer Bildung. Luzern. Gr. 8. 60 Pf.

Klingner, C., Die Mondrose. Gedicht. Dresden, Pierson. 8. 75 Pf.

Kögel, R., Gedichte. Bremen, Müller. 16. 3 M. 40 Pf.

Koopmann, W., Raffaels erste Arbeiten. Entgegnung auf Hrn. v. Seidlitz' Besprechung meiner Raffael-Studien. Marburg i. H., Elwert. 8. 1 M. 20 Pf.

Krones, F. Ritter v., Feldzeugmeister Josef Freiherr von Simbschen. 1810—1818. Sein kriegsrechtlicher Process und seine Rehabilitirung. Nach ungedruckten Aufzeichnungen. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Kuhn, K., Esther oder Israel's Rettung. Biblisch-historisches Schauspiel mit Gesang. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Locella-Tinti, Baronin, Ein Familiendrama. Ungleiche Naturen. Zwei Novellen. Wien, Frick. 8. 3 M. 60 Pf.

Loserth, J., Die Stadt Waldshut und die vorderösterreichische Regierung in den Jahren 1523—1526. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges und der Reformation in Vorderösterreich. Wien, Tempsky. Lex.-8. 2 M. 10 Pf.

Matthes, A., Diotima. Drei Bücher der Liebe. Wahrheit und Dichtung. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Muchmayer, K. v., Stimmungs-Bilder. Gedichte. Wien, Braumüller. 8. 2 M. 50 Pf.

Neide, S., Wilhelm von Humboldt als Richter und Ratgeber bei Schillers lyrischen Gedichten. I. und II. Frankfurt a. O. Gr. 4. 1 M.

Neuss, J., Der deutsche Aufsatz am Realgymnasium. Aachen. Gr. 4. 1 M.

Philippi, F., Das alte Lied. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Raydt, H., Die deutschen Städte und das Jugendspiel. Nach den amtlichen Berichten der Städte bearbeitet. Hannover-Linden, Manz. Gr. 8. 3 M.

Reiff, F., Sinnpflanzen. Christliche Gedanken. Stuttgart, Roth. 12. 2 M. 60 Pf.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. 3. Bd. 12. Hft.: Das Schulwesen Englands. Von K. Grundscheid. Bielefeld, Helmich. Gr. 8. 75 Pf.

Schönthan, P. v., Die Königin der Luft und andere Erzählungen. Illustrirt von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 M.

Steiner, L., Lustspiele in Zürcher Mundart. V. Heft: Dur d'Lesmappe. Es Waldfest. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli Verlag. 8. 2 M.

Strzygowski, J., Byzantinische Denkmäler. I. Wien, Mechitharisten-Congregation. Gr. 4. 13 M.

Tolstoi, Graf L., Kurze Auslegung des Evangeliums. Deutsch von F. W. Ernst. Berlin, Steinitz. 8. 2 M. 50 Pf.

Treuding, A., Barbarossa's Erwachen. Festspiel. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 4. 30 Pf.

Werner, Maria, Des Lebens höchste Güter. Nach Aussprüchen neuerer Dichter zusammengestellt. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M.

Zeller, E. M., Geistliche Lieder zu den Evangelien. 1. Kirchenjahr. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 12. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Sechstes Heft.**

Inhalt: Nordseeskizzen eines Naturforschers. Von Friedrich Heincke. — Talleyrand's Denkwürdigkeiten. Von **. — Die bildende Kunst in Frankreich. Von Friedrich Carl Petersen. — Reiseeindrücke und Stimmungsbilder aus der Türkei. Von **. — Die politische Gesundung Dänemarks. Von Heinrich Martens. — Graf Moltke. Rückblick auf sein Leben und Wirken. Von Joseph Schott, Major a. D. — Ferdinand Gregorovius. Von Karl Krumbacher. — Todtenschau. — Register zum ersten Bande des Jahrgangs 1891.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken

in 45 wöchentlichen Lieferungen (von 5—6 Bogen) zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung.

Diese **Originalausgabe** zeichnet sich durch **deutlichen Druck, gute Ausstattung** und **Vollständigkeit** aus und wird hier zu einem außerordentlich wohlfeilen Preise, sowie in einer die allmähliche Anschaffung ermöglichenden Lieferungsausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register" ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Verlag von Sallmann & Bonacker in Basel.

„Jugendthorheit",

Gedichte zweier Freunde.

Zweite Auflage.

Mit 37 Originalillustrationen.
Fein gebunden M. 4. —. Mit Goldschnitt M. 4. 40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russische Chrestomathie

für Anfänger.

Accentuierte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis.

Von

Dr. Oskar Asbóth,

a. o. Professor der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 2 M. 25 Pf.

Diese sorgfältig gesichtete Auswahl von Lesestücken aus den Werken der besten russischen Schriftsteller, welche namentlich auch durch das gleichmäßig durchgeführte System der Accentuierung bei dem Studium des Russischen sehr förderlich sein wird, ist neben jeder russischen Grammatik und auch beim Selbstudium mit Vortheil zu gebrauchen.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage eine „Kleine russische Grammatik" (geh. 1 M. 60 Pf.) erschienen, welche sich durch ihr praktisches Lehrsystem vortheilhaft auszeichnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 11. Juni 1891.

Inhalt: Literatur aus Oesterreich. Von Fritz Lemmermayer. — Neue Novellen. Von Leonhard Lier. — Lyrisches. Von Adolf Brieger. — Zur deutschen Literatur. Von Heinrich Löbner. — Philosophisches. Von L. Weis. — Zur Signatur der russischen Gesellschaft. Von H. S. — Naturwissenschaftliche Werke. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Literatur aus Oesterreich.

1. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang, 1890. Mit Grillparzer's Porträt. Wien, Konegen. 1891. Gr. 8. 10 M.
2. Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese beiden Bücher, wie grundverschieden auch ihr Inhalt, haben miteinander gemeinsam, daß jedes einem bedeutenden Dichter aus dem deutschen Stamme der Oesterreicher gewidmet ist. Eine andere Aehnlichkeit ist nicht vorhanden und zu Parallelen geben sie keine Veranlassung, es wäre denn die eine: Grillparzer sowol als Hamerling gehörten nicht zu den im Leben Glücklichgestellten, ja noch mehr, das Dasein des einen wie des andern war eine traurige Tragödie.

Grillparzer — sein hundertster Geburtstag wurde zu Anfang dieses Jahres durch eine stattliche Reihe von Festlichkeiten begangen. Wien suchte an den Manen des Todten die Sünden wett zu machen, die es an dem Lebenden verbrochen hat. Vereine und Schulen haben ihn gefeiert, Redner haben ihn von allen möglichen Standpunkten aus gepriesen, unzählige Federn haben sich in Bewegung gesetzt, um Gutes über ihn zu sagen; die Stadt Wien ließ, was zu erlangen war, herbeitragen, um in einer Ausstellung ihn und seine Zeit dem Auge zu vergegenwärtigen. Er selbst würde sein sinnendes, zur Seite geneigtes Haupt manchmal mistrauend und misbilligend geschüttelt haben. Besonders dagegen möchten wir Verwahrung einlegen, daß Grillparzer's Leben und Dichten zum Gegenstande andauernder Forschung und Auslegung gemacht werde. Gerade er ist am wenigsten dazu geeignet. Seine Dichtungen sind klar wie ein Gebirgsquell. Kaum in einem seiner Dramen, an denen Anschauung und Grübelei, Naivetät und Nervosität ihren Antheil haben, bleibt ein irrationaler Bestandtheil zurück. Wie lebhaft sie auch die Phantasie beschäftigen, wie stark sie das Gemüth ergreifen, der dunkel-geheimnißvolle Hintergrund fehlt ihnen, in die tiefsten Abgründe der Menschennatur führen sie — etwa „Medea" ausgenommen — nicht hinunter; den unbarmherzigen tragischen Folgerungen ging der Feinfühlige aus dem Wege, in ein elegisches Idyll ließ er gern seine Dramen ausklingen. Sie bedürfen keiner Erläuterungen. Und sein Leben, dieses einsame, verbitterte, hypochondrische Leben — er hat es in einem wehmuthvollen und bewunderungswürdigen Aufsatze selbst beschrieben. Seine stille und wehleidige Persönlichkeit ist darin enthalten, mit unübertrefflich feiner Seelenpathologie. Sein sonderbares Verhältniß zu Kathi Fröhlich, seiner „ewigen Braut", die furchtbare Tragödie seiner Familie verhüllte er mit den dichtesten Schleiern. Eine begreifliche literarische Neugierde hat sie längst gelüftet, Heinrich Laube allen voran. Zu den größten und rührendsten Zügen gehörte die Schamhaftigkeit seiner Natur — aber unsere Zeit des eitlen und marktschreierischen Streberthums hat dafür kein Verständniß mehr, sie ist völlig unmodern. Er behütete sein Seelenleben vor dem frechen Tageslichte mit derselben Aengstlichkeit, wie ein unverdorbenes Mädchen seinen Leib behütet. Ihm war es sogar ein Greuel, die zarten Gebilde seiner Einbildungskraft auf den Bretern in crasser Körperlichkeit vor sich zu sehen. Darum ging er nicht ins Theater, wenn ein Stück von ihm gegeben wurde. Seine Natur war schüchtern und empfindlich wie eine Mimose. Aus diesem Grunde war in ihm auch der Drang nach mündlicher oder schriftlicher Mittheilung nicht vorhanden. Er war ein Gelehrter und ein tiefer Denker, aber er blieb in seinem Viertenstockstübchen allein mit seinem Wissen und Denken, er machte niemanden zum Zeugen, er hatte keinen Freund. Sind wir also seine Verehrer, so mögen wir ihn in seinem Geiste lieben und andächtig auf seine Muse

hören, der er keine Krämerelle in die Hand gab, sondern der er lauschte, wenn sie ihm von den ewigen Symbolen der Menschheit sprach.

Nach dem Gesagten wird es nicht wunder nehmen, daß Grillparzer's Briefe von nur geringem menschlichen und geistigen Werthe sind. Das vorliegende erste „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" (Nr. 1) liefert den Beweis. Karl Glossy theilt mehrere Briefe des Dichters mit und eine größere Anzahl von Briefen, die an ihn gerichtet wurden. Der Herausgeber ist mit Liebe und Eifer an die nicht dankbare Arbeit gegangen, wie die reichlichen Anmerkungen darthun, welche das Verständniß der alten Schriftstücke wesentlich erleichtern. Gewähren die Briefe auch keine Aufschlüsse über das innere Leben des Dichters, sein Leiden und Kämpfen, und ist der Ideenkreis eng begrenzt, so bilden sie doch einen Beitrag zu seiner äußern Lebensgeschichte; besonders die Familienbriefe. Sie sind sehr düster, ja unheimlich. Im Hause Grillparzer's schlich das Gespenst des Wahnsinns umher. Die Mutter erhängte sich. Ein Bruder klagte sich im Wahnsinne als Mörder an; ein anderer hatte die Manie zu stehlen und endete ebenfalls als Selbsttödter. Erschütternd ist sein Abschiedsschreiben:

Lieber Franz oder Mama wer es findet. Da ich immer mehr und mehr in das stellen hineingekommen wäre, so habe ich den Entschluß gefaßt mir selbst das Leben zu nehmen.

Will gelogen und betrogen haben ich die Mama und den Franz, doch bitte ich um Verzeihung, und mir nicht fluchen. O Gott vielleicht werde ich in der andern Welt noch viel laiden müssen, und wenn einstenz der Franz sich verheurathen sollte und Kinder bekommt, so soll er ihnen warnen, daß sie nicht mir gleich werden. Wenn ich um eine Gnade noch bitten darf, so ist es die, daß der Kögel Bepi von meinen Gewand etwas bekömt. Lebe die Mama und der Franz recht vergnügt und denket öfter auf mich unglücklichen Adolph Grillparzer.

Welch moralisches Elend und zugleich welche sittliche Stärke in dem Siebzehnjährigen! Man glaubt, eine Scene aus Shakespeare zu lesen. Er tödtet sich, weil er nicht stehlen will — darin liegt mehr Größe als in einem Tugendhaften, dem es die innern und äußern Verhältnisse gestatten, tugendhaft zu sein. Unser Franz Grillparzer war aus demselben Fleisch und Blut. Auch er war, wie seine Hypochondrie, seine krankhafte Schüchternheit bezeugt, erblich belastet; aber der Wahnsinn vergeistigte sich bei ihm zum Genie und die gesteigerte Sittlichkeit seiner Natur bewahrte ihm ein reines Herz. Gleich den Brüdern war auch er eine tragische Persönlichkeit, doch das Weihgeschenk der Muse ließ ihn gerettet aus den selischen Conflicten hervorgehen. Gelitten hat er unter seiner Natur, durch die Familienverhältnisse und die öffentlichen Zustände in Oesterreich bis an sein Ende. Verstärkt wurde dies Leid durch die bereits erwähnte Unfähigkeit, sich auszusprechen. Er verschloß, was ihn quälte und drückte, in seiner Brust. So sind denn auch die Briefe von seiner Hand karg, trocken, gesichtslos. Man merkt, er war kein Briefschreiber. Nur selten ein Aufblitzen seines Geistes, eine sarkastische oder witzige Wendung. Wenn er auf Reisen war, um den heimatlichen Qualen zu entfliehen, schrieb er hin und wieder an Kathi Fröhlich — eine Verstimmung geht von der ersten Zeile bis zur letzten. Er konnte nicht fröhlich sein, auch wenn er es sein wollte. Unfroh kehrte er heim, den alten Wurm im Gemüthe, unfroh und vereinsamt lebte er hin, bis er auf der Bahre lag, eine edle Natur, welche das Leben durch tüchtige Schläge gemeißelt hat. Nein, von der Geschichte seines Erdenwandels haben wir keine Freuden zu erwarten. Halten wir uns an seine Dichtungen, in denen, was gut und groß in ihm war, einen wunderbar schönen Ausdruck gefunden hat.

Anders, stärker und tiefer, wirkt Rosegger's Buch über Hamerling (Nr. 2). Niemand wird es ohne Rührung lesen. Der Mann schreibt über den Mann, der Dichter über den Dichter, der Freund über den Freund. Ein seltenes Schauspiel in deutschen Landen und ein seltener Genuß. Viele Jahre waren sie durch eine auch keinen Augenblick getrübte Freundschaft verknüpft. Es war nach Hamerling's Art, auch im vertraulichen Verkehr eine gewisse Höflichkeit zu beobachten. Er war dem vertrautesten Freunde gegenüber nicht anders; aber er besprach mit ihm seine Geistes- und Herzensangelegenheiten, er war mit ihm einig in religiösen, politischen und socialen Meinungen. Wenige Monate vor seinem Ende, von schwerem Leiden heimgesucht, sagte er zu Rosegger: „Lieber Freund! Sie kennen mich. Wenn ich unrichtig beurtheilt werde, so stellen Sie es richtig!" Rosegger hat in musterhafter Treue den Wunsch des Sterbenden mit dem vorliegenden Buche erfüllt. Der Schreiber dieser Zeilen, dem durch zehn Jahre das Glück dieser Freundschaft Hamerling's zutheil wurde, kann den lautern Wahrheitsgehalt der „Erinnerungen" bezeugen; denn es enthält Charakterzüge, die sich jedem gegenüber offenbarten, der an seiner Seite war. Indessen bedarf es dieser Zeugenschaft nicht: jede Seite spricht eine schlichte, warme, beredsame Sprache; sie kommt aus dem Herzen und dringt zum Herzen. Wir lernen ihn kennen, wie er war, als einen Gentleman. Denn ein Gentleman ist Einer, der die kleinsten wie die größten Pflichten mit strengster Gewissenhaftigkeit erfüllt; der im Verkehre den feinfühligsten Takt walten läßt; der keiner Frivolität, keiner Rücksichtslosigkeit und keiner Unwahrheit fähig ist; ja dessen Handlungsweise überhaupt zu einem gültigen Maßstabe in der sittlichen Welt gemacht werden könnte. „Große Talente, kleine Geister" — das Wort findet auf ihn keine Anwendung. Mit Recht dürfte er sich rühmen, daß nur wenigen Männern der Feder in gleicher Weise wie ihm der Cult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priesterthum gewesen ist. Rosegger's pietätvolles Buch erbringt mannichfache Bestätigungen, falls es solcher noch bedürfte. Neben gewichtigen Briefstellen und Aussprüchen über die höchsten Probleme theilt er eine Menge kleiner Züge mit, die aber sammt und sonders in einem tiefern Zusammenhange mit der idealen Lebensführung des Heim-

gegangenen stehen. Wie ernst er auch war und wie dämonisch seine Nähe oft wirkte, er konnte von Herzen fröhlich sein und seinen Geist in humoristischen Lichtern spielen lassen; bisweilen glitt ein warmes Lächeln über sein leidensvolles Angesicht, und da war es, als fiele ein Sonnenstrahl in die stille Stube. Rosegger weiß dergleichen häufig und liebenswürdig zu erzählen. Im Ganzen ist es weniger der Geistmensch als der Gemüthsmensch Hamerling, der uns in den Erinnerungen des Freundes vorgeführt wird. Und recht ist es so: seinen Geist kennen alle, doch nicht alle wissen von seinem Gemüthe, das sich in feiner und sorgenvoller Beflissenheit, in inniger Antheilnahme an den Schicksalen derer, die ihm nahe standen, offenbarte. Er war, sagt Rosegger, „eines jener großen Herzen, welche sich zufrieden geben können, wenn sie andere geliebte Menschen glücklich wissen. Im Glücke, in der Freude, in der Schönheit, gleichviel ob sie ihm beschert oder einem andern, sah er die Gottheit, welche er mit Zuversicht bekannte." Ein Zug:

Im Frühjahr 1875 war es, als ich eines Tages vom Grabe meiner wenige Wochen früher verstorbenen Gattin in meine Wohnung zurückkehrend, vor der Thür stutzend stehen blieb. Drinnen auf meinem Pianino ertönte das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag von Gott gemacht!" Es war das Letzte gewesen, was meine Frau gespielt hatte, und nun klang es genau wieder so, mit derselben frommfreudigen Innigkeit. . . . Wer konnte das sein? — Heftig begann mir das Herz zu pochen, und als ich die Thür öffnete, saß am Pianino Robert Hamerling. „Es war ihr Lieblingslied!" sagte ich, ihm die Hand reichend. „Ich habe eine Wunde aufgerissen", entgegnete er leise, „verzeihen Sie mir, die Noten waren aufgeschlagen." — „Bitte, spielen Sie es noch einmal. Ich möchte es immer wieder hören." Da war es das erste und letzte mal, daß er mir vorspielte. Es dauerte aber nicht lange. Ich vermochte meine Rührung nicht zu bezähmen, da brach er plötzlich ab, trat ans Fenster, um sich unbemerkt die Augen trocknen zu können. Dann sagte er, tief Athem schöpfend: „Ja, die Musik! — Kein Wort und kein Bild führt uns Vergangenes und Verlorenes so klar und lebendig wieder vor die Seele als die Musik."

Ergreifend sind die Mittheilungen aus Hamerling's letzten Lebensmonaten. Seine körperlichen und seelischen Leiden waren furchtbar; wir lernen ihn als einen der unglücklichsten Menschen auf Erden kennen. Er, der Menschenfreund, der Dichter, welcher inmitten des schamund zuchtlosen Getriebes der Parteien, deren giftige Waffen Lüge und Verleumdung sind, warnend auf die ewigen Güter der Menschheit hinwies, er ließ sich in schwerer Stunde zu dem zermalmenden Bekenntnisse hinreißen:

Einen Materialisten nennt Ihr Zola! Einen Naturalisten nennt Ihr ihn! Oh, das ist er nicht. Zola ist Idealist, kindlicher Idealist. Er schildert die Menschen viel zu gut. Die Menschen sind unsagbar schlecht. Sie, lieber Rosegger, leben in Ihren vier Wänden still dahin und haben keine Ahnung davon, wie schlecht die Menschen sind! Die kindischen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es gibt kein Glück, es gibt keine Treue, es gibt nicht einmal eine Mutterliebe. Lassen Sie's, ich will nichts . . .!

Am andern Morgen erhielt Rosegger ein Briefchen, in welchem er ihn um Verzeihung bat wegen der gestrigen Aufwallung.

Noch einer Stelle aus dem Buche sei hier Erwähnung gethan. In seinem Testamente vermachte Hamerling dem Freunde einen Siegelring mit einem türkischen Talisman. Rosegger schreibt:

Nicht unerwähnt kann ich ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger Weißbirken. Dieselben waren wie immer so auch zu dieser Zeit frisch grün gewesen. Plötzlich, am Morgen des 13. Juli, waren an diesen Birken fast alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieser Blätter trug der Morgenwind zum offenen Fenster herein. Auf dem Tische lag neben andern Büchern Hamerling's neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft", das er mir wenige Tage früher zugeschickt. In diesem Buche blätterte der Wind und schlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede ist. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündigt worden. Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen, die Birken grünten wieder und blieben frisch bis in den späten Herbst. Viele meiner Ortsgenossen haben die seltsame Naturerscheinung an diesen Bäumen mit Verwunderung gesehen, keiner hat sie erklären können.

Allerdings eine seltsame Erscheinung, die in das Gebiet der Mystik gehört. Der Volksmund würde sagen, der Todte hat sich „angemeldet", die occulte Wissenschaft dagegen von Telepathie sprechen.

Rosegger's Buch ist ein werthvoller Beitrag zur Hamerling-Literatur. Es wird dem Todten wie dem Lebenden neue Freunde erwerben. Es ist ein Denkmal der Freundschaft zwischen Männern, deren jeder in seiner Art ein Charakter. Begeistert aber schließen wir uns dem Wunsche des Verfassers an, daß recht bald eine schöne Gesammtausgabe der Schriften Hamerling's erscheinen möge für alle jene, welche fähig sind, aus dem edeln Geistesborne zu schöpfen.

Fritz Lemmermayer.

Neue Novellen.

1. Vor hundert Jahren. Drei Novellen von August Becker. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. Gr. 8. 4 M.
2. Der Stellvertreter. Erzählung von Hans Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 5 M.
3. Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 5 M.
4. Ausgewiesen und andere Novellen. Von Eduard Engel. Dresden, Verlag des Universum. 1891. 8. 3 M.

Wenige Wochen nach dem Tode des fruchtbaren Verfassers ist der Novellenband „Vor hundert Jahren" von August Becker (Nr. 1) erschienen, um ein erfreuliches

Zeugniß von der ungebrochenen Schaffenskraft des Dichters zu geben. Es ist kein großes, imponirendes Talent, welches sich in diesen beiden Erzählungen kundgibt, aber es gewinnt und schmeichelt sich ein durch die Klarheit, mit welcher es seine Grenzen erkennt und durch die ruhige Sicherheit, mit welcher es sich innerhalb derselben bewegt. Der Gegenstand beider Novellen, welche sich „Gertrud Frey" und „Reichsgraf Jockel" betiteln, ist der Ortsgeschichte bestimmter engbegrenzter Landschaften der Pfalz und Lothringens zur Zeit der großen Französischen Revolution entnommen. Wir sehen die durch die Lehren der Aufklärung und der Demokratie empörten Wogen der Volksstimmung, fernab von dem bergenden Mittelpunkte, in ihren letzten Wellenlinien sich verlieren, wir beobachten den Abglanz der an der Seine hoch emporlodernden Flammen der Volksleidenschaft in den abgelegenen Gauen der deutschen Grenzgebiete. In einer Reihe anschaulich gezeichneter Bilder lernen wir die Träger der geistigen Ideale der pariser Commune kennen, und ebenso ihre unreifen Empfänger und Nachbeter. Es ist eins der traurigsten Kapitel der deutschen Geschichte, aber gewiß auch eins der lehrreichsten, besonders in einer Zeit, die vor der Gefahr steht, seine bethörenden Volksbeglückungsgedanken auch in die bisher ihnen noch fernstehende ländliche Bevölkerung tragen zu sehen. Die Vorgänge und Ereignisse, welche uns der Dichter vorführt, verhalten sich zu den erschütternden Geschehnissen im Herzen Frankreichs oft wie das parodirende Possenspiel zu der Tragödie, aber sie sind doch ernsthaft und folgenschwer genug, um mahnend und warnend unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Ohne das Zeitgemäße dieses Inhalts aufdrängend in den Vordergrund zu stellen, verweilt August Becker bei der Schilderung solcher Volksscenen mit sichtlicher Vorliebe, sodaß sie fast gleichwerthig neben den Schilderungen der seelischen Vorgänge in den Hauptpersonen der Erzählung zu stehen kommen. In der ersten Erzählung — denn dieser Ausdruck trifft hier besser als der der Novelle — ist dieser Theil geradezu nur skizzenhaft ausgeführt. Ueber das Verhältniß der revolutionär gesinnten Gertrud Frey zu dem französischen Sendling Sanspeur bleiben wir fast unaufgeklärt, zumal uns dieser nur als politischer Agitator, als Charakter gar nicht gezeichnet wird. Weit eingehender, wenn auch nicht erschöpfend, ist die Charakteristik der Hauptfiguren in der zweiten Erzählung, „Reichsgraf Jockel", durchgeführt. Besonders anziehend, als schlagende Satire auf demokratische Schwärmereien, ist die im Mittelpunkte stehende Figur des besitzstolzen Müllers, der allen revolutionären Idealen zum Hohne darauf ausgeht, sich mit einer durch die Verhältnisse in seine Gewalt gerathenen Reichsgräfin zu vermählen, um dann selbst die Rechte zu üben, die er als volksbedrückend genugsam beschrien, und welcher dann schließlich als Narr dieses kecken Planes in dem erkauften Staatsgewande eines Reichsgrafen sein Idiotendasein abschließt. Das Skizzenhafte der Ausführung der Charaktere entschuldigt sich in etwas durch die Art, wie die Erzählungen gegeben werden. Der Dichter läßt beide Erzählungen von zweiten Personen vortragen. Die Wärme des Tons, wie die tüchtige Gesinnung, die aus dem Ganzen spricht, sichern neben den oben gerühmten Vorzügen dem nachgelassenen Werke des Dichters zu den gewohnten Freunden desselben gewiß auch manche neue.

Zu den Bevorzugten, welche auf einen dankbaren Kreis von Getreuen zählen können, gehört auch Hans Hopfen. Beanspruchte bei den eben besprochenen Erzählungen der Hintergrund des eigentlichen Gegenstandes einen breiten Raum, so beschränkt sich die Erzählung „Der Stellvertreter" (Nr. 2) fast durchaus auf die Darstellung der psychologischen Vorgänge und gibt als Beiwerk fast nur so viel, als gerade nöthig ist, um diese nicht in der Luft schweben zu lassen. Ein Einfluß der umgebenden Verhältnisse auf die seelischen Ereignisse wird hier gar nicht zugestanden und das naturalistische Princip des „milieu" ist keins der Ideale des Verfassers. Was sich hier zwischen den vier handelnden Personen der Erzählung abspielt, das könnte sich ohne erhebliche Abweichung ebenso in ganz andern Landstrichen, unter andern Volksstämmen, und in andern Jahrhunderten zutragen. Das Hauptgewicht ist auf die Darstellung des allgemeinen Menschlichen gelegt, dieses aber mit so eindringender Kenntniß und im allgemeinen mit überzeugender Folgerichtigkeit ausgeführt, daß es uns völlig gefangen nimmt. Selbst der Zweifel an der Naturwahrheit der Charaktere, der sich bei solchen Erzeugnissen eines mehr aus dem Wissensschatz der zergliedernden Seelenanatomie als aus ursprünglicher dichterischer Vollkraft schöpfenden Talents nur zu leicht aufdrängt, wird kaum bestätigt werden, und der Empfindung, daß wir es mit zur Lösung eines psychologischen Problems erfundenen Charakteren zu thun haben, tritt doch die innere Wahrscheinlichkeit, daß sie leben könnten, wiederum abschwächend gegenüber. Freilich, völlig bis zum Ende wird das Problem nicht gelöst. Wir werden nur bis zu dem Höhepunkte des Conflicts geführt und müssen uns große Klüfte, welche die Charaktere in diesem Momente trennen, mit eigener Phantasie überbrücken, um zu dem versöhnenden Schlusse zu gelangen, welchen der Dichter weniger folgerichtig als einem Bedürfnisse zahlreicher Leser entgegenkommend herbeiführt. Für die beiden Gatten, welche durch den verletzenden Zweifel der Frau an der innern Ehrenhaftigkeit und Wahrheit ihres Gemahls getrennt sind, ist eine Rückkehr zu dem alten Verhältnisse nur durch gegenseitige Aufgabe wesentlicher Seiten ihrer Charaktere möglich. Ueber diese unvermeidliche Wandlung huscht der Dichter leicht hinweg. Unsers Erachtens hätte es aber des befriedigenden Schlusses, als eines Zugeständnisses an den üblichen Geschmack, gar nicht bedurft. Das Problem, dessen Wiederkehr in mehr oder weniger schroffen Abweichungen in Wirklichkeit täglich möglich ist, die Begegnung einer Frau mit ihrem abtrünnigen ersten Geliebten, welcher einst der beste Freund ihres spätern Gemahls war, ist, wie man

sieht, dem ehelichen Leben entnommen, und wäre auch in minder geistvoller und fesselnder Durchführung wohl geeiguet, rege Theilnahme zu erwecken.

Unter dem Titel „Das Gymnasium zu Stolpenburg" (Nr. 3) faßt Hans Hoffmann eine Reihe von fünf Novellen zusammen, die uns Charaktertypen aus dem Lehrercollegium einer hinterpommerschen Kleinstadt vorführen. Damit aber niemand sich in seinem guten Rechte geschädigt fühle, hat der Verfasser Vertreter aller Facultäten, vom schel angesehenen und nur halb gewertheten Germanisten ab bis zu den sich in seiner Beschränktheit behaglich fühlenden classischen Philologen zum Gegenstande seiner humoristischen Darstellung gemacht. Der Humor des Dichters, der bei der Wahl des zeitgemäßen Stoffs eine glückliche Hand bewiesen hat, entbehrt zwar eines leisen satirischen Anflugs nicht, dieser oder jener Zug der Charakteristik streift sogar an das Carikirte, im allgemeinen aber ist ein gutes Maß gehalten, sodaß auch Gegner der neuesten Reformbewegung an den harmlosen und doch lehrreichen Erzählungen sich erbauen werden. Mit besonders feinem Humor ist die Geschichte des Philologen Publius erzählt, der es an seinem einzigen Sprößling erleben muß, daß der Apfel bisweilen weit vom Stamme fällt. Der „arme dumme Junge" begeistert sich, statt für Sparta und Athen, für deutsche Helden und Thaten und stirbt schließlich als Offizier ruhmvoll den Tod für das Vaterland. Das trotz allen innerlichen Widerstreben langsam und mächtig heranwachsende Interesse des weltentfremdeten Vaters für die Ideale seines entarteten Sohnes ist mit ebenso viel Humor als feiner Beobachtung geschildert und wirkt besonders anziehend durch die treffende Art, wie alte und neue Bildungsideale in Gegensatz gestellt sind. Während die übrigen drei Erzählungen trefflich in den Rahmen der Sammlung passen, wächst die vierte, „Munk's Madonna", aus diesem Rahmen durch die Episode einer Provinzialschauspielerin heraus und steht auch an Feinheit der Ausführung hinter den andern zurück, um davon zu schweigen, daß die verbummelten Naturwissenschaftler Hophni und Pinehas doch dem Schlagworte von der Nothwendigkeit der Erziehung der Lehrer eine den Thatsachen nicht völlig entsprechende Berechtigung zu verleihen geeignet sind.

Einem verheißungsvollen Erzählertalent begegnen wir in dem durch literargeschichtliche und neuerdings durch seine verkehrswissenschaftlichen Arbeiten bekannten Eduard Engel, der uns unter dem in der Form geschmacklosen Titel „Ausgewiesen und andere Novellen" (Nr. 4) drei mit psychologischer Feinheit und in anschaulicher Darstellung ausgeführte Skizzen bietet. Dieselben beschränken sich auf Schilderung wenig umfangreicher seelischer Vorgänge oder Conflicte, die aber mit liebevoller Sorgfalt bis in jede Einzelheit gezeichnet werden. „Ausgewiesen" schildert, nicht ohne politischen Beigeschmack, einen Vorgang aus den östlichen Provinzen mit polnischer Bevölkerung, während uns „Paraskewula" in farbenprächtiger Schilderung der Landschaft und mit fesselnder Zeichnung südlicher Stammesart nach Griechenland führt. „Ein Bekenntniß" endlich schildert in einer Scene aus dem Deutsch-Französischen Kriege mit lebendiger Anschaulichkeit Stimmungen und Empfindungen eines Soldaten im Augenblicke der ersten blutigen Begegnung mit dem Feinde. Den Namen „Novelle" verdienen Engel's Skizzen ebenso wenig, wie die besprochenen Erzählungen von Becker und Hoffmann, wenn wir nicht zu dem frühern Begriffe der Novelle, als den einer kurzen Erzählung, wie er im 15. Jahrhundert gebraucht wurde, wieder zurückkehren wollen, ein Vorgehen, das geschichtlich wohlbegründet, aber sonst durchaus nicht empfehlenswerth erscheint. Leonhard Lier.

Lyrisches.

1. Eichenlaub und Tannengrün. Dichtungen von Rosalie Sandvoß. Leipzig, Danz. 1891. Gr. 8. 3 M.
2. Gedichte von M. Textor. Darmstadt, Waitz. 1891. 8. 2 M.
3. Klänge durch die Nacht. Gedichte von E. Graf. Weimar, Selbstverlag des Verfassers. 1891. 16. 80 Pf.
4. Gedichte von Joseph Mauthner. Berlin, Haack. 1891. 8. 2 M. 20 Pf.
5. Verse von Theodor Suse. Berlin, Asher u. Comp. 1891. 12. 5 M.
6. Deutsche Hiebe. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan. 1891. Gr. 16. 60 Pf.
7. Bahn frei! Jüngstdeutscher Waffenruf wider Wilhelm Jordan's „Deutsche Hiebe". Leipzig, Boumann. 1891. 8. 25 Pf.
8. Moderne Blätter, Wochenschrift der Gesellschaft für modernes Leben. Für die Redaction verantwortlich Julius Schaumberger. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1891. 8. Vierteljährlich 1 M. 25 Pf.
9. Münchener Flugschriften. Herausgegeben von M. G. Conrad. I.—III. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1891. Gr. 8. Zu 10 Pf.

1891.

„Eichenlaub und Tannengrün" (Nr. 1) nennt Rosalie Sandvoß ein Buch, welches sie am Abend eines stillen, wie es scheint, dem Verkehr mit der Jugend und der Pflege kindlicher Herzen geweihten Lebens in die Welt hinausschickt. Der erste Theil wird durch seinen Titel recht passend als der Verherrlichung deutschen Ruhmes gewidmet bezeichnet. Von Hermann dem Cherusker bis zu den Siegern von 1870 wird gar mancher Held gefeiert, in reiner und würdiger, wenn auch etwas ungleichmäßiger Sprache. Zu den besten Gedichten gehört „Barbarossa und Heinrich der Löwe". Vor allem ist der Ausklang schön:

In dem Dom zu Braunschweig ruhet, neben ihm des Leuen Bildniß,
Herzog Heinrich, Deutschlands Löwe. An die heilig grüne Wildniß
Unsres Harzes, wo die goldne Au' erglänzt, grenzt der Kyffhäuser,
Auf dem Scheitel die Ruine, innen in der Brust der Kaiser.

Mit feurigem Geiste erfaßt die greise Dichterin Zeitereignisse, so die Worte, welche Kronprinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1883 in Wittenberg sprach. So kämpft sie auch für den kranken Kaiser Friedrich gegen die schmählichen Angriffe, denen er leider ausgesetzt war, aber „du Bismarck vor den Kopf gestoßen, den treuen Eckhardt (sic!), du, der Fritz?“ ist unsäglich platt. „Tannengrün“ ist wesentlich eine Verherrlichung des Harzes, an dem die Verfasserin mit ganzer Seele hängt.

M. Textor's Gedichte (Nr. 2) reihen sich hier passend an. Wir empfinden es ihm ja nach, daß er viel gelitten und viel gekämpft hat, und wir lassen auch seine wesentlich optimistische Weltanschauung gelten und fühlen uns durch seinen schlichten Sinn gerührt; aber wir vermissen Tiefe der Gedanken, Schwung der Empfindungen, Reiz der Form. Geradezu platt wie in den Worten:

> Der Leidenschaft gehäss'ge Sprache
> Tritt kühner heut', als jemals noch, hervor —

wird Textor nur selten. Für die erzählende Poesie ist der Verfasser nicht ohne Begabung. „Die Tochter Jephtha's“ freilich ist, trotz einzelner Schönheiten, mislungen. Byron wußte, weshalb er in Jephtha's Klagegesang („Jephtha's daughter“) Jehovah nicht verherrlichen läßt. „Ruth“ verblaßt gegen die schlichte Anmuth des Originals. Vortrefflich dagegen ist „Die Schwester“ (Diakonissin). Das verlassene Mädchen findet Trost für das Liebesglück, um das sie betrogen ist, im opferfreudigen Erbarmen. Das ist einfach und innig und zart und lebendig durchgeführt. Als erzählender Dichter gehört Textor nicht zu den Dilettanten.

Dagegen ist der Verfasser der „Klänge durch die Nacht“, E. Graf (Nr. 3), durchaus zu diesen zu rechnen, wenn man nur nicht an den Ursprung des Wortes denkt. Denn — „scripsit in doloribus“. Die Theilnahme, welche man mit dem Dichter empfindet, hat mit der poetischen Rührung wenig zu thun. Aber auch so kann ich es dem Leser mit gutem Gewissen empfehlen, das Büchlein zu kaufen.

Nun komme ich zu zwei Büchern von dichterischem Vollwerthe, bei welchen der Kritiker endlich fröhlich aufathmen kann.

Joseph Mauthner (Nr. 4) hat, so lange er lebte, seine Gedichte verhehlt, weil er das Hervortreten als Dichter mit seinem bürgerlichen Berufe als Kaufmann für unvereinbar hielt, und dabei hat ihn, so berichtet uns der Sohn, sein phantastischer Sinn um den Erfolg seines Berufs gebracht. Ein eigenartig trauriges Schicksal! Nie kam der Mann, so sehr er auch ein Mann war, zu innerm Gleichgewicht, und endete in seinem einundsechzigsten Jahre durch Selbstmord. Der Mann, der so tragisch endete, war „genußfähig in seltenem Maße“ und durchaus künstlerisch angelegt. Beides bezeugen seine Lieder, die sein Sohn mit freiem Sinn und trefflichem Geschmack ausgewählt hat. Man kann Joseph Mauthner einen Schüler von Béranger nennen, dem er das Geheimniß des Kehrreims abgelernt hat, wie kein zweiter. Hie und da zeigen sich auch Einwirkungen Heinrich Heine's, aber wahrlich nicht so, wie sie sich bei Dilettanten zeigen. Das Gedicht „Als Chamette die Religionen“ ist voll Heine'scher Frechheit und voll Heine'scher Grazie. Sympathischer aber ist mir Mauthner doch, wo er nicht so stark an den Heine des „Romancero“ erinnert. Gleich in dem ersten Liede ist er ganz er selbst:

> Was ist ein Lied? Ein leiser Druck der Hand,
> Ein flücht'ger Gruß, ein schönes Augenwinken,
> Ein Schönheitsstäubchen, das mit hellen Blinken
> Den Sonnenpfad in unsre Seele fand.
>
> Wir dichten nicht, wir folgen nur dem Licht,
> Das uns im Grübchen rosiger Wangen schimmert,
> Das um die Wimper, um die Lippe flimmert —
> Wir bannen nur den Zauber im Gedicht.
>
> Abhold dem Sänger ist die frostige Zeit;
> Gäb's keine Mädchen, gäb' es keine Lieder —
> Sie lauschen uns in Gnaden immer wieder;
> In ihnen ruht des Liedes Ewigkeit.

Am Schlusse der zweiten Strophe wäre ja „bannen ins Gedicht“ verständlicher und in der letzten paßte „Frauen“ besser zum Tone des Ganzen als „Mädchen“; indessen solche kleinen Verstöße erwähnt man nur bei einem guten Dichter. Und das ist Mauthner. Man sehe, wie kraft- und lebensvoll er in wenigen Zügen eine geliebte Gestalt hinstellt:

> Wie sieht sie blaß! In mädchenhaftem Trutze
> Reißt sie vom Haupt die schützende Kapuze
> Und läßt das Wetter toben nach Gefallen;
> Sie ist, bei Gott! die Muthigste von allen.
> Vom Sturm gerüttelt beugen sich die Föhren —
> Ich rufe sie, sie aber will nicht hören —
> Ihr schafft's Genuß, umglüht von Feuerzeichen,
> Das lose Haar sich aus der Stirn zu streichen.

Sie jauchzt:

> Wer um mich wirbt, vermählt sich dem Orkane.

Und der Dichter wagt es:

> Ich nahe dir — wenn rings die Fluten branden,
> Dünkt's köstlich mir an deinem Mund zu landen.
> Zu dir, zu dir! Die dunklen Wolkenjagden
> Zerflattern scheu, auf leuchtet hell smaragden
> Der Alpensee. Im schwanken Wellenstreiter
> Rast fesselos der Sturm der Liebe weiter.

Und dann, welch vollendete Sprachkunst in dem Gedichte mit dem Kehrreim:

> Dich hätt' ich ewig meiden sollen
> Und danke Gott, daß ich dich fand.

Die vornehme reine Formschönheit dieser Gedichte — denn es sind meistens mehr Gedichte als Lieder — erinnert geradezu an Ludwig Uhland's im Vergleiche mit seinen Balladen lange nicht genug gewürdigte Lyrik. Oder hätte ich Alfred de Musset nennen sollen? Gedichte wie „Mit Blumen“ oder „Leuchtend wie ein Bild der Sage“ reichen mit ihrem Kehrreim fast an Musset's: „Fut-il jamais?“

„Liebeslieder“ heißt die erste Abtheilung; die zweite „Familie“. Zwei Töchterchen sind es, welche der Vater besingt und verherrlicht, in Bezug auf die erste, Angélique,

ist man versucht zu sagen: anbetet. Man hat hier an Rückert erinnert, aber Mauthner's Sprache ist flüssiger. So besingt er das Kind als Märchenfreundin und schließt mit den schönen Worten:

So wechseln ewig die Gebilde. —
Die Nixen tauchen aus dem See,
Die Elfen krönen dich, du milde,
Du blondgelockte kleine Fee.

So träume fort, geliebtes Leben.
Der Sagenwald steht dicht belaubt,
Darin geheimnißvolles Weben,
Weh' dem, der nicht an Märchen glaubt!

Die „politischen Federstriche", ein achtundvierziger Barrikadenlied und eine Anzahl Sonette, haben überwiegend historisches Interesse. Es folgen „Bilder und Gestalten". Herrlich ist hier der Nachruf, den er im Jahre 1883 einer Todten widmet, die „auf kurze Rast" gezeigt, „wie man das Leben edel faßt". Er tröstet den Gatten:

Das Streben ist alltäglich Brot;
Der Dichter glaubt nicht an den Tod,
Aus nichts, das ewig währte.
Dir lebt die engelsgleiche Frau,
Erfrischt, verjüngt vom Himmelsthau,
Dir lebt die nun Verklärte.

Laß' andre drum in Thränen stehn!
Du mußt entzückten Auges sehn
Die hehre Einzig-Eine!
In unserm Herzen blüht die Welt,
Was außer uns, das welkt und fällt,
Bleibt ewig das Gemeine!

Als verwandter Geist klagt er um Makart's Tod. Am Begräbnißtage schwere Herbstnebel:

Denn mit dem Meister starben
Auch alle heitern Farben.

Er fährt fort:

Das golddurchtönte Purpurroth,
Das tiefe Blau sind welk und todt,
Verlöscht die letzten Spuren
Der leuchtenden Lasuren.

Mir aber, mir verdämmern nie
Die Wunder deiner Phantasie,
Denk' ich mit süßem Grauen
Des Zaubers deiner Frauen!

Aus deiner Seele stieg die Glut
Des Schönheitssinns in unser Blut.
Wo deine Lichter sangen,
Hielt uns der Lenz gefangen.

Die „Letzten Klagen" schließen schwermuthsvoll das Buch. Die letzten Klagen beginnen schon acht Jahre vor dem letzten Ende. Dem Dichter ist es mitten in dem üppigen Treiben des Maies, als hätte sein Sterben begonnen. Er klagt, daß das Schicksal so kleine Pfeile sende und nicht wage, „herzhaft zu tödten". Es wechselt die Stimmung, mit der er dem Ende entgegensieht. Bald möchte er den Tod als „langersehnten Freund empfangen und mit ihm leeren Glas um Glas" und das Leben bis zum letzten Nachhall ausklingen lassen; bald klagt er, daß er verzweifelnd in die Kralle des Todes falle, er, der schuldlos leide, während es den Schlechten so wohl gehe. Das ist die Klage des Psalmisten. Er sieht „den Weg verlegt — von keiner Seite ein Durchbruch möglich — es ist aus". Er malt sich, im Januar, aus, wie die Burschen fluchen werden, die den hartgefrorenen widerstrebenden Boden zwingen müssen, ihn aufzunehmen. Dann will er es wieder ertragen, leidend weiter zu leben. Auch der Tod könne ja nur enttäuschen. Und dann tröstet er, seinen Tod vorwegnehmend, die Seinen:

Ihr dürft nicht weinen, so ihr auf der Bahre
Mich ruhen seht im Frühweiß meiner Haare —
Es war bis heute keinem noch gegeben,
Sich voll und rhythmisch wirklich auszuleben —

Keinem? Wenigen doch. Goethe, Ranke, Moltke. Er wollte „mannhaft, stolz und ungebrochen sich Einlaß in das dunkle Reich erpochen". Er wollte

Retten aus dem Weltgetriebe
Die heiligen Trümmer einer großen Liebe!
So elend war ich nicht, als viele meinen,
So elend nicht! Drum dürft ihr auch nicht weinen.

Und es kommt die letzte Nacht, die Nacht vom 22. März 1890. Wie „endlich rettungslos verloren" versucht der Dichter, wie Faust, „ins Leere abzustürzen". So viel er lauscht, keine Stimme ruft ihm: Thu es nicht! Keine Osterglocken klingen ihm. Und er staunt über sich selbst. „Wie kann Verzweiflung solchen Gleichmuth fassen?" Und nun sind wir, tief bewegt, Zeugen des jähen Endes, welches ein so hochbegabter Mann aus eigener Macht wählt:

Es weicht die Nacht; der erste blasse Streifen
Des Frühlingstags läßt mich zur Waffe greifen —
Und meines Geistes stolzbewegtes Trachten
Und meiner Seele Lieben und Verachten,
Mein Hoffen, Sehnen, was ich mied und fand,
Das alles schließt ein leichter Druck der Hand.

Theodor Suse erweist sich durch seine „Verse" (Nr. 5) als ein reichbegabter, fruchtbarer, formgewandter Dichter, der noch eine reiche Entwickelung hoffen läßt. Der Dichter steht noch sehr unter Heinrich Heine's Einfluß. Die „schlanke, glutentrunkne Seele", die „blütenweißen Hände" und eine ganze Anzahl von zusammengesetzten Beiwörtern so wie bestimmt gearteten Wendungen zeigen das. Der Cyklus „Vom Meere" wird, nach meinem Gefühle, durch die Heine-Nachahmung geradezu werthlos. Man höre:

Im Hafen auf sonniger Flut — Wiegt sich das Dampfschiff. — Und die Treppen kollert's hinab — Koffer und Frauen, Plaids und Bankiers — Hutschachteln, Berliner, Schirme, Fondsjobber, — Literaten und Juden mit Kaftan und Pajes — Alles hinab — In die eng umlagernden Böte.

Und das stolpert und kreischt, zetert und schreit: — Herr „Kap'tän, meine Sachen!" — „Himmel, das schaukelt". — „Gerechter, wir sinken" u. s. w.

Allerdings mehr „Schalk" als Heine. Dann weiter:

Die Schiffer lächeln — Auch du, ewiges Meer, — Du lächelst und spielst — Die Menagerie von Carieaturen — Wohl behalten ans Land. — Dann aber schwillst du empor. — Denkst du der Zeit, — Da deine wogende Flut — Auf wild schwankendem Kiel — Eisenmänner aus Nordland trug?"

Und so weiter, nun wieder Heinisch und poetisch. Um nun gleich das Tadelnswerthe abzumachen, zu dem ich

eine in betrachtenden Gedichten zuweilen hervortretende gewisse Verwandtschaft mit Lenau keineswegs rechne, mag hier eine nicht seltene Nachlässigkeit im Reime erwähnt werden. Wenn man sich auch „Liebe" und „Trübe" als Reim gefallen läßt, so ist „wahrt—faßt" doch unzweifelhaft häßlich. Dann sollte ferner doch ein Dichter den Muth haben „du lauscht", „du stutzt" „du trotzt" zu schreiben statt des abscheulichen, vom Volke nie gesprochenen „lauschst", „stutzst" und „trotz'st" (sic! S. 200). Das ist, was auch ein Schulmeister sagen mag, gerade so richtig, d. h. in diesem Falle gerade so falsch, als wenn man im Griechischen leontsi (Stamm leont) statt lëusi sagen wollte. Auch das deutsche Hiatusgesetz (das mit dem Lateinischen nichts zu thun hat), dies Gesetz, welches Goethe ebenso genau beobachtet wie Walther von der Vogelweide, verletzt Suse manchmal. „Wie undeutsch — denn das Beibehalten des E ist in gewissen Fällen „papierner Stil" — klingt z. B. „müde und allein".

Außerordentlich selten ist bei Suse, der ein geborener Lyriker ist, die Verletzung des lyrischen Stils. „Was fürchtest du? Nichts", und: „Ich faß' es nicht — Daß deiner Seele Glutensturm auch mich — betäubte." Weiter ist mir fast nichts aufgefallen. Auch Unanschaulichkeit, verhehlte oder gar geschmacklose Bilder und Züge sind äußerst selten:

Ein Meer von Blau aus deinen Augen lacht,
Darüber sich die Haare goldig spinnen;
Ein tiefer See, von Feldern überdacht,
Die wogend, flimmernd ineinander rinnen.

Doch genug des Tadels, wo so viel zu loben ist! Ich wiederhole es: Suse ist ein geborener Lyriker. Es ist ihm unmittelbar gegeben, die Natur dichterisch, d. h. sinnlich und symbolisch zu schauen, und so auch das Höchste in der Natur, die Menschengestalt. Wie weiß er Personen einzuführen, wie sie in jeder Lage plastisch und bedeutungsvoll in unserer Phantasie empor zu beschwören! Man nehme gleich das erste Gedicht: „Jugendliebe". Es wird Nacht. Die ersten Sterne entglimmen. Der Scherz verstummt. Auch in den Herzen steigen die Nebel auf. Das Eis wird leer. Der Jüngling schiebt, stahlbeschwingten Fußes, die junge Geliebte im Schlitten. Nun „ein heiser dumpfes Schwirren, ein Windeshauch durch das erstarrte Rohr". Der Fahrende hält an:

Ein Laut traf unser Ohr,
Wie wenn ein Schatten uns vorüberstrich,
Und schauernd wandtest du den Blick empor.
Doch es war nichts. Ein leerer Schreck beschlich
Dein Mädchenherz; die Sterne blinkten hell;
Beschämt sahst du mich an — da küßt' ich dich. . . .

Wie wir das alles erleben! Und nun ein anderes Bild:

Es war der erste Frühlingstag im Jahr;
Die Veilchen dufteten im Hag; inmitten
Des jungen Grüns kamst du daher, das Haar
Nach Knabenweise lockig kurz geschnitten.

Damit haben wir einen poetisch bestimmten Eindruck, wie der Dichter ihn erzeugen will. Und wieder ein anderes Bild: „Am Achensee". Gleich die ersten Accorde geben die Grundstimmung und Färbung:

Sie hieß Edmée; ihr Wuchs war hoch und schlank,
Und hoch und schlank ein scheckig Windspiel lief
An ihrer Seite. Wohl feenndenlang
Sahn wir uns in die Augen stumm und tief.

„Lebe wohl" heißt ein anderes Gedicht. Hier ist alles stimmungzeugendes Symbol, und wie sprechend dabei!

Dein Kleid verrauscht . . . Im grünen Laube
Verliert sich rasch dein Schritt — dann wird
Es still im Wald; nur eine Taube
Scheu flatternd durch die Gipfel girrt.

Dann schweigt auch sie — und schräger fallen
Die Sonnenstrahlen durch das Grün,
Und mählich durch die Buchenhallen
Stiehlt sich das letzte Abendglühn.

Wie lang' ich einsam so gesessen,
Ich weiß es nicht; der Tag entschwand;
Und wie im Traum hab' ich vergessen,
Daß ich einst Licht und Glück gekannt.

Manchmal malt der Dichter Frauenschönheit in Makart'schen Farben, nur daß er besser modellirt, als Makart es that. Solche Gedichte durchathmet ein Hauch der Sinnenschwüle, aber nirgends spürt man Frivolität. Das Symbolische der Landschaft wird, ich deutete es schon an, oft in fast Lenau'scher Weise erfaßt und ausgesprochen. Zuweilen auch wirken die Verse wie Musik, so in „Schnee". Eine ernste Weltanschauung in sinnigen Bildern spricht aus „Stanzen". Diese Verwendung des Wortes ist übrigens undeutsch. Merkwürdig ist, daß der Verfasser auch französisch dichtet. Auch dieses Buch ist eine wirkliche Bereicherung der deutschen Literatur.

„Deutsche Hiebe" (Nr. 6), das ist ein glücklich gewählter Titel für Wilhelm Jordan's, des zweiundsiebzigjährigen Altmeisters, jüngstes Buch. In der „Losung" klagt er, daß auf den Waffensieg von Sedan eine schwere Niederlage auf geistigem Gebiete gefolgt sei. Die Bühne sei in die Hände von „Franzosenaffen" gerathen. Hoffentlich zählt er den Dichter der „Ehre" nicht zu diesen. „Fehdehandschuh" folgt dann, eine prächtige parabasenartige Dichtung in gereimten Anapästen. Hier setzt er sich mit denen auseinander, welche die Wahrheit verkannten, daß durch das Schöne der Kunst die Menschheit erzogen worden sei und allein erzogen werden könne. Ich füge keine Probe bei, weil ich voraussetze, daß der bloße Name Wilhelm Jordan genügen wird, um dem kleinen billigen Büchlein viele Tausende von Käufern zu verschaffen. In dem dritten Theile wird Schopenhauer's Denkweise und System trefflich aus dem Misverhältnisse erklärt, welches zwischen seinem bedeutenden und glänzenden Geiste und seinem schwächlichen Körper bestand.

Gegen Jordan ist nun der „jüngstdeutsche Waffenruf" „Bahn frei!" (Nr. 7) gerichtet. Der Verfasser ist ein ehrlicher Enthusiast, er ist auch ein ideal gesinnter und hochbegabter Dichter. Wo er nicht die üblichen Großsprechereien

in Verse bringt, sondern positive Ideen ausspricht, erhebt sich sein Gedicht zum höchsten Schwunge. Man wird manchmal an die Musset'sche Ode „An Gott" erinnert. Aber der Dichter sieht Dinge, die gar nicht da sind. Es ist ja wahr, daß von seiten der Partei, für welche er „freie Bahn" verlangt, massenhaft die heftigsten Angriffe, die wüthendsten Schmähungen gegen die ergangen sind, welche andere Bahnen wandeln. Aber bildet man sich auf jener Seite wirklich ein, dem Verleger von Geibel oder dem von Baumbach oder meinetwegen auch dem von J. Wolff nennenswerthen Schaden gethan zu haben? Der zweite Wahn ist der Glaube an die Existenz einer großen geschlossenen, tief ins Leben eingreifenden Partei, welche der Dichter „Jüngstdeutschland" nennt. Jordan wendet sich gegen die „Modernen" als literarische Partei, welche durch das Kunstprincip des Naturalismus zusammengehalten wird, dann wendet er sich gegen einen Theil derselben, welcher den Pessimismus pflegt, und gegen diejenigen Jüngsten, welche in unbedingtem Materialismus nicht nur das Dasein eines Gottes, sondern auch die sittliche Verantwortung leugnen. Diese Gruppen haben bisher auf das Volk nicht den geringsten Einfluß geübt, dazu sind sie in ihren allermeisten Kundgebungen und Schöpfungen zu unvolksthümlich. Allerdings gibt es auch unter den Jüngstdeutschen solche, die zu gewissen socialpolitischen Gruppen gehören: es gibt einige anarchistische Dichter, welche die Dynamitmörder von Chicago besingen; es gibt, in schon größerer Anzahl, Socialisten unter den Jüngstdeutschen. Aber mit der literarischen Partei haben diese Standpunkte ebenso wenig zu thun, wie der des königstreuen Detlev von Liliencron. Wo bleibt also Jüngstdeutschland und seine gewaltigen Thaten, von denen der Dichter singt?

Jüngstdeutschland bricht die letzte Kette.
Die besten Kämpfer nahn dem Ziel,
Hellläutend ladet dort zur Mette
Der Menschheit schönstes Glockenspiel.

Wo Aehren kornvoll schwellen sollen,
Da pflüg' die Scholle gründlich auf!
Jüngstdeutschland hilft durch harte Schollen
Hinziehn der Pflugschar Segenslauf.

Ex ungue leonem, sage ich in Bezug auf die Form. Komisch muß den greisen Dichter die Drohung berührt haben, wenn er nicht revocire, werde man ihn verachten. Wilhelm Jordan verachtet — und auf Commando!

Einen Versuch, die „Moderne" wirklich zu einer das Leben umfassenden Macht zu erheben, macht jetzt M. G. Conrad mit seinen „Modernen Blättern der Gesellschaft für modernes Leben" (Nr. 8 und 9), deren Ziel er im „Flugblatte Nr. 1" fesselnd bespricht. In Nr. 2 handelt Bierbaum von der „Deutschen Lyrik von heute", d. h. von der seiner Parteigenossen. In Nr. 3 behandelt Hanns von Gumppenberg die „Deutsche Lyrik von gestern" parodistisch. Hier eine Probe. Durch Unterstreichungen will ich den „Esprit" des Parodisten mehr zur Geltung bringen:

Du weicher Frühlingsabend, wie hab' ich dich so gern!
Nur hier eine warme Wolke und dort ein weicher Stern.
Wie warmer Himmelsodem wehet so weich die Luft.
Es steigt aus weichem Thale ein warmer Veilchenduft.
Ich möcht' ein Lied ersinnen, das dieser Weiche gleich,
Und kann den Klang nicht finden, so wunderbutterweich.

Emanuel Geibel hat gesungen: „Es hat der Fürst vom Inselreich uns einen Brief geschrieben", „Und wenn uns nichts mehr übrig blieb, so blieb uns doch das Schwert", „Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm", „Wie bebte Königin Marie" und hundert andere Lieder voll Kraft und Feuer. Da glaube ich, wird der Parodist weit eher erreichen, daß man sein Gewitzel fade, als daß man Geibel butterweich findet.

Adolf Brieger.

Zur deutschen Literatur.

1. Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Von Karl Biltz. Berlin, Stargardt. 1891. Gr. 8. 4 M.

Es ist eine Freude, ein Buch von Karl Biltz durchzulesen. Er läßt sich von keinem etwas vormachen, und wäre es auch Jakob Grimm, er hat überall sein eigenes Urtheil aus eigener Erfahrung und spricht es frischweg aus, ob es übereinstimmt mit dem landläufig ausgeprägten oder nicht, gleichviel. Autoritäten gibt's nicht für ihn, nur Gründe. Dächten, oder vielmehr handelten doch alle so!

Ueber den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland hat er seine eigenen Gedanken. Es ist das weniger eine Formfrage als eine Lebensfrage der Poesie. Nicht der sprachliche Ausdruck, nicht die äußere Formgebung schwankt, wie er die Zeit richtig charakterisirend sagt, zwischen übermäßigem und darum falschem Pathos und allzu derbem, d. h. gemeinem Realismus hin und her, sondern die ganze Dichtung: wir haben noch nicht den richtigen Ton getroffen, der so klingen muß, wie er naturgemäß nicht anders kann. Die Unsicherheit liegt in der Empfindung. Unsere moderne Poesie ist zum großen Theile nur gemacht, unursprünglich. Ich finde, der Vorwurf sitzt. Man kann hinzufügen: das ist das unselige Erbe unserer Entwickelung, wir können hundert verschiedene Sprachen reden, kaum aber oder selten unsere eigene. Das kommt vom vielen Studiren. Den Beweis für seine Behauptung erbringt Biltz an Stilproben aus Wildenbruch's „Quitzows" und Wagner's „Nibelungenring". Wildenbruch imponirt ihm überhaupt sehr wenig.

An diesen mehr allgemein interessirenden Aufsatz schließen sich einige rein wissenschaftliche Untersuchungen literarischer oder sprachlicher Art.

Eine Streitfrage ist immer noch, obwol die Sache für den Einsichtigen durch die Ergebnisse ernster unbefangener Forschung erledigt ist, ob der Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg als Verfasser des schönen Trostliedes „Was mein Gott will, gescheh' allzeit" zu gelten habe, ebenso, wie es sich mit der Verfasserschaft von „Jesus meine Zuversicht" verhalte, welches bekanntlich der Kurfürstin Luise Henriette zugeschrieben wird, obwol die stärksten Gründe dagegen sprechen. In jener Zeit nun bestand die Sitte, daß hohe Personen sich öffentlich zu dem Inhalte gewisser Kirchenlieder bekannten, gleichsam als sprächen diese ihren Glauben so aus, wie sie ihn selbst ausgesprochen haben würden — wenn sie hätten dichten können. Sie wählten sich solche als Mottos für ihr Leben und Handeln, wie man früher Devisen und Wappensprüche gebraucht hatte. Solche Lieder nannte die Zeit jener hohen Personen „eigene" Lieder; zuweilen wurde in Gesangbüchern eine Reihe unter einer Rubrik vereinigt: und in solchem Sinne eigene Lieder der beiden genannten fürstlichen Personen sind auch die beiden in Frage stehenden Kirchenlieder. Der Beweis, den Biltz für seine Behauptung erbringt, scheint mir abschließend und überzeugend. Er hat freilich wenig Vertrauen zu der Geneigtheit des Publikums, sich von alten Vorurtheilen zu lösen.

Zur Geschichte des Liedes „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", von Nicolaus Hermann, liefert Biltz den Nachweis, daß dasselbe aus einem älteren dreistrophigen Liede, welches bis jetzt nicht bekannt war, von Hermann mit Veränderungen und Zusätzen in seine jetzige Gestalt gebracht worden ist.

Zu ernsten Betrachtungen gibt der folgende Aufsatz: „Minnesang und Kirchenlied", Veranlassung. Hier wird Front gemacht gegen die aus Germanistenkreisen stammende Ueberschätzung des Minnesanges und Unterschätzung des geistlichen Gesanges, des evangelischen Kirchenliedes im 16. und 17. Jahrhundert. Hierdurch kommt jenes falsche Bild in unsere Literaturgeschichte: Hochflut im 13. Jahrhundert, Ebbe im 17. Der Gedankenkreis des evangelischen Kirchenliedes aus dem Jahrhunderte des großen Krieges wird nun umschrieben und abgewogen gegen den der mittelhochdeutschen Poesie. Das Ergebniß versteht sich von selbst: gegen Paul Gerhardt und Joh. Heermann wiegt der ganze Minnesang, Walther eingeschlossen, nicht gerade schwer. Ich stehe hier auch auf Biltz' Seite, ich habe mir auch zur Zeit meiner germanistischen Universitätsstudien immer gesagt: „Wer Ohren hat für Klang und tiefe Empfindung für Leben und Poesie, der läßt sich hier nichts vormachen." Das ganze Zeug hat keine Kraft; Feinheit ist auch etwas Gutes, aber nicht alles. Dagegen muß man sich hüten, im evangelischen Kirchenliede Andacht oder religiöse Stimmung schlechtweg als Poesie zu nehmen. Auch hier kann man sich etwas vormachen.

Mit der vorlutherischen deutschen Bibel beschäftigen sich die beiden folgenden Arbeiten. Biltz bringt den für mich überzeugenden Nachweis, daß — im Gegensatz zu der früheren Annahme — von den beiden ums Jahr 1466 zu Straßburg durch Heinrich Eggesteyn und Johann Mentel gedruckten deutschen Bibeln die Mentel'sche Original, die Eggesteyn'sche Nachdruck sei. Ueber die Herkunft dieser deutschen vorlutherischen Bibel herrscht noch Dunkel; gegen waldensischen Ursprung, der jüngst in einer interessanten Gelehrtenpolemik verhandelt wurde, spricht sich Biltz entschieden aus und wagt die Vermuthung: sie möchte vielleicht in den Kreisen der oberrheinischen Mystiker und Gottesfreunde entstanden sein, was nicht unwahrscheinlich klingt.

Es folgen einige hübsche Beiträge zum deutschen Wörterbuche. Aus den folgenden Aufsätzen wollen wir nur einige Gedanken herausheben. Unsere Shakespearomanie hemmt eine gedeihliche Entwickelung des eigenen Dramas und Theaters; die Franzosen sind in ihrer Ablehnung klüger, sie stoßen das ihrem Nationalempfinden Unvereinbare einfach aus. So haben sie sich ihre eigene Empfindung und den nationalen Ausdruck dafür erhalten. Unser Zappeln nach Stilechtheit bringt uns in Poesie und Schauspielkunst um den natürlichen Ausdruck natürlichen Empfindens. Wir sind noch immer autoritätenselig. Den Schluß macht eine ergötzliche Analyse von Paul Lindau's „Verschämter Arbeit".

Biltz arbeitet nicht oberflächlich, er schreibt keine Feuilletons, sondern Abhandlungen; er will nicht blenden, sondern überzeugen. Man spürt überall die Persönlichkeit durch, die weiß, was sie will. Er hat sich nicht umsonst an Luther's Schriften genährt. Wir brauchen solche Leute; denn kein Volk ist schwerer zu erziehen als das deutsche.

2. Goethe's Leben und sein Faust. Eine Untersuchung von Wilhelm Kühn. Berlin, Mayer u. Müller. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

So kurz das Büchlein ist, so viel hat es doch zu sagen. Der Verfasser sucht darin den Beweis im einzelnen zu führen für seine Hypothese: Goethe's „Faust" ist die poetische Darstellung seines Lebens, in dieser Absicht geschrieben und darum auch erst am Lebensende des Dichters vollendet. Der Analogieschluß aus Goethe's andern Werken, die er selbst als Beichten betrachtet, berechtigt zu der Vermuthung. Goethe's Leben hat man bisher immer im „Faust" in den großen Zügen seiner Entwickelung wiedergefunden; daß der Dichter aber nichts anderes darin habe darstellen wollen, ist bisher noch nicht behauptet worden. Kühn's methodischer Grundsatz, nur das, was sich ohne Zwang auf Goethe's Leben deuten läßt, herauszugreifen, ist lobenswerth, und seine Arbeit hat jedenfalls das Verdienst, welches jede gewissenhafte Durchführung eines einseitigen Gesichtspunktes für die Wissenschaft hat: man sieht klar, wie weit man nach der einen Richtung kommt. In Folgendem ganz kurz die Gleichungen zwischen Faustmotiven und Goethe's Leben.

Fauststimmung der ersten Scene: Goethe nach der

Gretchenliebschaft; Makrokosmos: Träumerei der Poesie, die auf Synthese ausgeht; Erdgeist: erwachende Sinnlichkeit; Wagner: Goethe's erster Hofmeister; Mephisto: Behrisch und Merck; Schülerscene: leipziger Professoren; Auerbach's Keller: leipziger Treiben (in dem Charakter der vier Gesellen erkennt Kühn die vier Temperamente); Hexenküche: alchemystische Studien in Frankfurt; der Zaubertrank: der Wundertrank, der in Goethe's damaliger Krankheit eine Wendung zum Bessern bewirkte; Gretchen hat von der frankfurter Jugendliebe den Namen, Wesen und Schicksal, nur bis in die letzten Consequenzen verfolgt, von Friederike. Der wetzlarer Aufenthalt ist übergangen, weil er im „Werther" erschöpft ist, Lili paßte nicht ins Schema der Dichtung. Walpurgisnacht: frankfurter Sturm und Drang?

Zweiter Theil. Faust gesundet an der Natur: Goethe's erste Schweizerreise? Faust und Mephisto kommen an den Hof, Goethe nach Weimar, wo sich durch seine Ankunft alles neu belebt. Aus dem unbefriedigenden geselligen Treiben am Hofe flüchtet sich Goethe in strenge amtliche Thätigkeit. Faust steigt zu den Müttern, zu einem geistlosen Nichts(!). Einsamkeit, Wagner im Laboratorium: Goethe zwischen Steinen und Kräutern. Homunculus, der sich nur allmählich entwickeln kann: naturwissenschaftliche Hypothesen, die Natur entwickelt sich auch nur allmählich (keine unebene Deutung). Traum von Helena: Italiensehnsucht. Classische Walpurgisnacht: italienische Reise. Helena und Faust: Classik und Romantik, Goethe und Schiller. Der vierte Act stellt die Befreiungskriege von dem einseitigen Standpunkte des Dichters aus dar, der fünfte Goethe's Treiben und Wünsche im Alter; die Weltliteratur auf deutschem Markte: der Geistesmächtige, der durch sein Leben Millionen die Erde wohnlich gemacht, das ist das Schlußbild.

Die Hypothese hat in Kühn's immerhin maßvoller Durchführung etwas Bestechendes. Ich glaube aber, daß der Verfasser so unbedingt, wie er meint, doch nicht recht hat. Wohl weiß er dunkle Worte Goethe's über den „Faust", wohl weiß er Widersprüche oder Befremdendes geschickt zu Gunsten seiner Vermuthung zu verwerthen; er unterschätzt aber doch die Gewalt der Gedanken, die kraft eines uns unbekannten Gesetzes im „Faust" selber Poesie geworden sind. Annehmbar liest sich das Buch, Unkenntniß kann man dem Verfasser nicht vorwerfen, überzeugen wird er nicht, wohl aber anregen zu erneuter Prüfung. Schade nur, daß wir dem „Faust" gegenüber alle die Unbefangenheit etwas verloren haben. Wohl steckt Goethe's Leben auch im „Faust", und zwar im ganzen, während die andern Werke nur über Epochen Beichte ablegen; aber ich glaube, es steckt zugleich weniger und mehr darin, als Kühn gefunden hat.

3. Der Glaube Goethe's und Schiller's. Von J. Friedrich. Halle a. S., Kämmerer u. Comp. 1891. Gr. 8. 2 M.

Das vorliegende Heft läßt nur den Glauben Goethe's in Aussprüchen des Dichters zu Worte kommen, der Glaube Schiller's scheint einem zweiten Hefte vorbehalten zu sein. Wir können uns in der Besprechung kurz fassen. Nach einem aus Vilmar's Literaturgeschichte entnommenen allgemeinen Ueberblicke über das Verhältniß der beiden großen Dichter zur Religion und zum Christenthume folgen Auszüge aus Lewes' Buch, wie der Verfasser sich ausdrückt „nach seiner Lebensbeschreibung von Lewes"; hieran schließt sich eine Auslese aus Goethe's Briefen und Werken, worin des Dichters Ansichten und Aussprüche über die christliche Lehre, Gedanken über Jesus, Aussprüche über die Geistlichen, zuletzt Gedichte und prosaische Stücke launigen, humoristischen Inhalts über den in Rede stehenden Gegenstand ohne verbindenden Text und ohne den Versuch, schon durch die Gruppirung über Grundzüge oder etwaige Widersprüche zu orientiren, abgedruckt sind. Die Zusammenstellung ist keineswegs, nicht einmal in den Hauptsachen, erschöpfend, zum ersten Ueberblicke vielleicht willkommen, da sie manches Suchen erspart. Wir werden uns hüten, danach ein Bild von Goethe's Ansichten zu entwerfen, die sich auch in bestimmten Punkten mit der Zeit gewandelt haben; das wäre Sache des Verfassers gewesen, der augenscheinlich Dilettant in diesen Sachen ist und nicht zu wissen scheint, daß vor ihm bereits andere Berufene diesen Gegenstand systematisch behandelt haben. Ueber die phonetische Rechtschreibung des Verfassers nur ein Wort: das ist wieder einmal die echt deutsche Schrulle, weil man sich einem unlieben, aber doch immerhin nicht ganz unvernünftigen Uebereinkommen — ich meine die Puttkamer'sche Orthographie — nicht anschließen will, „Original" auf eigene Hand sein zu wollen. Heinrich Löbner.

Philosophisches.

1. Ueber die drei Wege des Denkens. Von J. Paul. Leipzig, O. Wigand. 1891. 8. 1 M.

Vor 90 Jahren, am 19. April 1801, wurde Gustav Theodor Fechner geboren. Ihm, dem großen Manne, meinem theuren Lehrer, widme ich diese Schrift. Seine Gedanken werden in ihr wiedergegeben; doch enthält sie auch mein eigenes Denken. Nächst Fechner habe ich das Meiste Schopenhauer zu danken, dessen Unglück war, unter Kant's Einflusse zu stehen. Fechner ist gänzlich frei von dem Wuste von Unklarheiten, Halbheiten und Widersprüchen, den seit Kant die Philosophie, auch die von Schopenhauer, mit sich herumschleppt. Unter den Neueren verehre ich aufrichtig mit besonderer Hochachtung E. von Hartmann. Was W. Wundt Bestes hat, ist auch von Fechner. Jedes philosophische Buch zu lesen, dazu halte ich mich nicht verpflichtet, habe auch anderes zu thun. Auf die Sache kommt es an, nicht auf den Literaturkram.

Mit der Kenntniß dieser Selbstcharakteristik des Verfassers ist es leicht, den Inhalt seiner Schrift und Weltbetrachtung zu construiren. Der Schlüssel dazu ist „Schopenhauer's Wort: Die Welt ist für uns Vorstellung, für sich Wille. Oder Fechner's Wort: Was von außen gesehen Physis (Natur), das ist von innen gesehen Psyche (Seele)." Nach dem Verfasser gibt es drei Wege des Denkens: der subjective, objective und transsubjective oder der psychologische, physikalische und metaphysische, d. h. nur in der Form von Fechner-Schopenhauer. Der erste Weg geht vom Ich aus; der Mensch findet als Inhalt seines Bewußtseins Wollen und Gegenstände und sieht die Dinge mit ihren Kräften auf uns und die beseelten Menschen auf die Dinge wirken. Diesen Weg gingen die Alten und beseelten dabei die Dinge der Welt mit Göttern und Geistern. Den zweiten Weg geht die neuere Naturwissenschaft; sie betrachtet die Gegenstände als solche, nicht für uns, und kommt zum Ergebnisse, daß es nur ein System gesetzmäßig bewegter Atome gibt.

Der Verfasser verwechselt hier naturwissenschaftliche Ansicht mit materialistischer. Nur die letztere sagt, daß materielle Vorgänge geistige erzeugen. Der Verfasser eifert nun gegen die Annahme, daß unter Umständen auf materielle Bewegungen ein Wollen in causaler Verknüpfung folge und umgekehrt. Er nennt solche Verknüpfung eine transscendente oder transeunte Causalität und sieht in ihr keine Brücke, sondern einen Sprung, eine sinnlose Wortverknüpfung, bei der sich nichts denken läßt, und dem, der mit solcher Ansicht zufrieden ist, sei nicht zu helfen. Da nun der Verfasser keine Zeit hat, sich um andere naturwissenschaftliche Ansichten zu kümmern, so bleibt ihm nur der dritte Weg, der Fechner-Schopenhauer'sche übrig, oder Fechner's psychophysischer Parallelismus, wonach jedes äußerlich mechanische Geschehen innerlich von einem seelischen begleitet ist. Ein Wahrheitsstreber z. B. ist äußerlich ein mechanisch aus Atomen gebauter Mensch, innerlich aber ein die Wahrheit wollendes seelisches Wesen. Ebenso ist ein fallender Stein innerlich ein wollendes, nach unten strebendes Ding. Sicher ist dieser dritte Weg eine Rückkehr zum ersten. Der Verfasser sagt, er sei eine Rückkehr in „geläuterter Form". Statt von Geistern und Göttern ist jetzt von Seelen und vom Wollen oder Willen die Rede. Wie Plotin, der Begründer des Neuplatonismus, schildert der Verfasser das Vorhandensein einer Welt- und Erdseele; freilich spricht er auch von Molekül- und Atomseelen. Spötter können solchem Allwillen gegenüber sagen: was kann man sich denken bei einem Planetenwillen, der versteinert ist und wanklos im Verhältnisse seiner Masse und umgekehrt dem Quadrat der Entfernung wirken muß? Aber welches Feld der Poesie ist damit geöffnet! Töchterschülerinnen können Träumereien einer Thonseele schildern, welche nach dem Gebranntwerden im Ofen, äußerlich als Dachziegel angesehen und verwendet, als innerliches Wollen das Haus vor dem Hineinregnen schützt.

Die Schrift ist mehr nur andeutend, aphoristisch verfaßt. Erst wenn der Verfasser sich die Mühe macht, seine Gedanken von den Einzelheiten der Welt darzulegen und zu erproben, kann auf Einzelheiten seiner Gedanken eingegangen werden.

2. Begriffsversuche im Unbegreiflichen. Von Friedrich von Rabe. Wien, Konegen. 1891. 8. 2 M.

Der Verfasser entwickelt zuerst, daß alles Bewegung ist. Als gestaltende Bewegungen beobachten wir Krystall-, Pflanzen-, Thier- und Menschenbildungen. Der Mensch indeß besitzt noch eine bedeutende eigene Kraft. Einen Apollo von Belvedere, einen Goethe'schen „Faust", eine Kant'sche „Kritik der reinen Vernunft" vermag er zu gestalten, und welche gestaltende Bewegung wird wieder durch solche Worte der Kunst und Wissenschaft angeregt!

Aber der Mensch hat auch die Kraft, die beobachteten Bewegungen zu erforschen, aus Wahrnehmungen Vorstellungen, aus diesen Begriffe zu bilden. Freilich kann er dabei auch irren, und irrig ist nach dem Verfasser vor allem die Begriffsbildung über das, was jede Bewegung braucht: über Raum und Zeit. Nach ihm veranlaßten „drei Anregungen die Bildung des Raumbegriffs: das wahrnehmbare Körperliche, die anscheinende Leere der Luft und der Hintergrund der Himmelskuppel". Nun glauben wir nicht, daß die Alten, vom Meeresraume redend, meinten, ihre Schiffe führen im Leeren, oder daß sie, eine Stadt stürmend, deren Mauer zerbrechend, meinten, der Mauerraum sei erst mit der Bresche vorhanden. Der Verfasser aber, davon ausgehend, bei einem Raume denke man nur an etwas Leeres, weist in längerer Auseinandersetzung nach, daß überall Stoff vorhanden, und folgert:

Daher ist der Raum zu definiren als der unendliche, grenzenlose Stoff, aus welchem die Gestalten hervorgehen, in welchen sie sich auflösen oder entfernen, sodaß er die Formen im Wege der Krafterscheinung schafft und zerstört und dem Menschen als unendliche Leere erscheint. Der Raum ist das All ohne Formen; das gehaltvolle Formlose; der Stoff im höchsten Begriff; die äußerste Abstraction des Stoffes; die Gattung, deren Arten die Grundstoffe sind.... Die Ausgangspunkte zur Bildung des Zeitbegriffs sind das Ruhende und das Bewegte; die Dauer und die Veränderung. Je größer die Kraft, um so rascher die Veränderung. Die Zeit ist die unendliche, grenzenlose Kraft, die selbst und unmittelbar nicht wahrnehmbare, dennoch wirkliche und wesenhafte Ursache aller Veränderungen in der Welt, welche aus dem Stoffe Gestalten, Formen und Dauer schafft und zerstört. Sie ist der Raum der Kräfte, die Gesammtheit der Kräfte im Raum.... Raum und Zeit sind Begriffe; Raum ist die weitestgehende Abstraction des Stofflichen, Zeit die der Krafterscheinungen als solcher, nämlich der Dauern (des Dauernden).

Das Folgende ist eine treffliche Widerlegung des Materialismus, ausgehend von dem Nachweise, daß die Urstoffe, als welche die chemischen Elemente zu gelten haben, zwar Gestaltungen bewirken, wie Luftarten, Flüssigkeiten, Steine, Krystalle, daß aber diese Urstoffe, da jeder sein bestimmtes Wirkungsvermögen besitzt, nicht ausreichen, Lebensgestaltungen zu erzeugen. Daher, wenn auch die Urstoffe in den Bereich des Lebens stoffwechselnd hereinge-

zogen werden müssen und jedes Leben von äußern Einflüssen abhängig ist, so müssen diese Urstoffe doch zur Bildung der Lebensgestalt in eine neue Gangweise ihrer Bewegung übergeführt werden. Und unbestreitbar ist, nach dem Verfasser, alles Lebende die Folgereihe einer Entwickelung, welche eine gewisse Dauer, somit eine bestimmte Kraftgestalt in der lebenden Stoffgestalt zur Gewißheit macht. Diese Kraftgestalt ist eine wandernde, der Fortpflanzung durch die Stoffe hindurch fähige. Ebenso erfordert die geistige Kraft des Menschen, die Kraft des Denkens, des Gewissens, der Moral und Liebe eine eigene, von den Lebensgestaltungen verschiedene Kraftgestalt, die als etwas Wirkliches auch etwas Körperliches sein muß. Den wahren Boden ihrer vollen Entwickelung aber findet diese geistige Kraft im Christenthum, welches geistige Höhe, geistigen Ueberblick fordert im Verein mit innigem Mitgefühl, Wohlwollen, Verständniß und Wirken für seine Mitmenschen.

Eine geistvolle Schrift, anregend zugleich durch neue Betrachtungsweisen. Im Einzelnen wäre mehr Klarheit und Ausführlichkeit erwünscht.

Auch über das Zusammensein von Kraftgestalten in den Stoffgestalten des Lebens hätte der Verfasser ausführlicher sein müssen. Schaden aber wird, fürchten wir, seiner Schrift das, was der Verfasser zu seinem Titel veranlaßte: „die Begriffsversuche". Wir finden keinen Nutzen, keinen Zweck bei diesen Versuchen, welche die alten platonischen und neuplatonischen Definitionen, wonach die Materie das Formlose, der Urstoff die höchste Abstraction des Stoffs ist, einfach auf den Raum übertragen und welche im Zusammenhange mit dieser Raumerklärung auch Zeit, Stoff und Kraft neu erklären. L. Weis.

Zur Signatur der russischen Gesellschaft.

Einer von unseren Moltkes. Satirisches Zeitbild aus dem serbisch-türkischen Kriege. Von W. Fürsten Meschtscherskу. Deutsch von F. Leoni. Breslau, Schlesische Druckerei und Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

An dem vorliegenden Erzeugnisse modischer Uebersetzungsindustrie ist höchstens der Verfasser des Originals bemerkenswerth. Und das nicht wegen seines dichterischen Talents, sondern wegen des bekannten Umstandes, daß Fürst Meschtscherski Redacteur eines in petersburger Hof- und Adelskreisen vielgelesenen Junkerblattes, der Zeitung „Graschdanin" ist. In Erfahrung zu bringen, daß dieser unter die „Säulen" des russischen Conservatismus zählende Publicist als Romanschreiber Nihilist, d. h. Spötter und Verächter aller in seinem Vaterlande überhaupt vorkommenden Richtungen und Parteien ist, bietet immerhin ein gewisses Interesse. Darüber aber, daß die Haltung des vorliegenden Buchs eine nihilistische, d. h. rein negirende ist, wird unter aufmerksamen Lesern nicht wohl gestritten werden können. Hofadel und Bürgerthum, Civil- und Militärbeamtenthum, Slawophilen und „ernstliche" Liberale Rußlands kommen in dem vorliegenden Buche gleich schlecht weg, ohne daß auch nur der Versuch angestellt wurde, den vorgeführten Schattenbildern Lichtseiten russischen Lebens gegenüberzustellen. Wahrscheinlich weil er selbst von den Fleischtöpfen der petersburger Generalität, Diplomatie und Verwaltung ausgeschlossen geblieben, übergießt der Verfasser die Vertreter dieser Berufsstände mit einer Lauge von Gehässigkeiten, die Freunden wie Gegnern russischen Wesens den Eindruck einseitiger und geschmackloser Uebertreibung machen muß. Mag die von Meschtscherski geschilderte Welt so nichtsnutzig sein, wie sie wolle — so abgeschmackt und albern, wie sie dem Verfasser erschienen, ist sie nicht. Neben den Tschernajew und Komarew haben Männer wie Todleben und Heymann, neben dem alten Gortschakow Staatsmänner vom Schlage Schuwalow's im Rathe Alexander's II. gesessen. Zur russischen Gesellschaft haben die einen wie die andern gehört, und Schilderungen, die auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben, dürfen sich nicht allein aus Carikaturen zusammensetzen. Nicht minder sinnlos ist es, die nationalen Stimmführer von der Farbe Aksakow-Rajewski als bloße Hanswarren zu behandeln und mit den Redensarten abzuthun, welche ihrerzeit in gewissen petersburger Adelskreisen Mode waren, wenn auf diese immerhin gutgläubigen aber unbequemen Fanatiker die Rede kam. Der Werth der einzelnen zutreffenden Charakteristiken, die das Buch enthält (des Tschernajew'schen Kriegsraths, der Unterredung mit Gortschakow, der Sinnlosigkeit des dem Helden ertheilten militärisch-politischen Auftrags u. s. w.), wird durch die tendenziöse Einseitigkeit des Ganzen auf ein so geringes Maß gebracht, daß die Wirkung eine durchaus fragwürdige bleibt.

Wie in seinen Zeitungsartikeln, so sucht der Verfasser auch in seinem Romane den vornehmen Herrn herauszubeißen, der von Jugend auf in der ausschließlichen Gesellschaft heimisch geworden ist. Und doch läßt sich auf ihn das Wort anwenden, das der Herzog von Wellington von dem Pelham Bulwer's gesagt haben soll: „er hat die Gesellschaft wol gesehen — aber nur hinter den Thüren und zwar hinter Vorzimmerthüren". Gespräche, wie die in dem vorliegenden Buche berichteten, werden nirgends in der Welt von Diplomaten, Generalen u. s. w. geführt. Die einzelnen glücklichen Wendungen, zu denen der Verfasser es dabei gebracht hat, sind überdies den Skizzen abgesehen, welche Graf Sollohub in seinem weiland vielgelesenen, heute längst vergessenen Buche „Zum Einschlafen" („Na sson grädujischtschi") vor einem halben Jahrhundert entworfen hat — nur daß dem Fürsten Meschtscherski jede Spur von Sollohub's geistreichem Humor und von dem poetischen Talent fehlt, mit welchem dieser Epigone der

russischen Romantik seine Gestalten zu umgeben gewußt hatte. Selbst die ad colorandam causam eingestreuten französischen Phrasen sind zumeist ungeschickt ausgewählt — mindestens entbehren sie des specifisch petersburgischen Beigeschmacks so vollständig, daß sie besser gespart geblieben wären.

Mäßigen Ansprüchen wird der Meschtscherski'sche Roman immerhin einige Ergötzlichkeiten bieten — lehrreich dürfte er aber nur für diejenigen sein, die an dem Kerne der Anschauungen Interesse nehmen, zu denen der Hauptprophet des heutigen conservativen Russenthums sich bekannt hat. Wenn sich an das grüne Holz der für „Selbstherrschaft und Rechtgläubigkeit" aufgepflanzten Standarte so ausgesprochen pessimistische Keime angesetzt haben, so liegt die Frage nach der Beschaffenheit des in den Kreisen der russischen Radicalen und Revolutionäre aufgeschichteten dürren Holzes in unvermeidlicher Nähe. H. S.

Naturwissenschaftliche Werke.

1. Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin, bearbeitet von A. Velde, W. Schauf, B. Loewenthal und J. Bechhold. Erste und zweite Lieferung. Frankfurt a. M., Bechhold. 1891. Gr. 8. Jede Lieferung 80 Pf.

Die Idee der Herausgeber, ein Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin für weitere Kreise zu schaffen, müssen wir als eine sehr glückliche bezeichnen. Von dem Werke liegen bisher zwei Lieferungen vor, welche den Stoff bis Caseïn behandeln. Das ganze Werk ist auf zehn Lieferungen berechnet.

Wir müssen anerkennen, daß die Verfasser es größtentheils verstanden haben, leichte Verständlichkeit mit der gebotenen Kürze zu verbinden, und hierin besteht ja die eigentliche Schwierigkeit des Unternehmens. Wir werden nach vollständigem Erscheinen des Werks eingehender darauf zurückkommen.

2. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von den Professoren W. Förster, A. Kenngott, A. Ladenburg u. s. w. Breslau, Trewendt. 1887—90. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Seit unserm letzten Berichte ist das große Werk mit befriedigender Geschwindigkeit weiter erschienen. Wir sind jetzt in der Lage, auf zwei besondere Ereignisse aufmerksam zu machen. Beendet ist das große „Handbuch der Botanik" von Schenk, dessen letzter Band mit dem umfangreichen Aufsatze „Die Pilze", von Dr. Wilhelm Zopf, abschließt. Gerade der letzte Theil des Handbuchs ist in reichster Weise illustrativ ausgestattet. Die deutsche botanische Literatur besitzt in dem nunmehr vollendeten Werke einen beneidenswerthen Schatz.

Von nicht minderer Bedeutung ist das Erscheinen des ersten Theils des „Handbuchs der Physik", von A. Winkelmann. Der stattliche Band umfaßt 878 Seiten und bringt die „Allgemeine und specielle Mechanik", sowie „Die Akustik". Der ganze Stoff ist von 37 Einzelabtheilungen von den Herren Auerbach, Oberbeck, Braun, Graetz und Melde abgehandelt. Man beabsichtigte ein Werk für Fachmänner zu schreiben, welches aber auch zugleich für den naturwissenschaftlich gebildeten Laien verständlich sei. In der Wahl der Mitarbeiter ging man so vor, daß für jedes bestimmte Fach ein Specialist herbeigezogen wurde.

Wir müssen gestehen, daß der Physiker in dem vorliegenden Werke ein sehr angenehmes Geschenk empfangen hat. In leichtester Weise kann derselbe über jedes specielle Gebiet sich orientiren, und ein vollständiges Quellenverzeichniß zeigt ihm den Weg zum tiefern Studium. Musteraufsätze solcher Art sind z. B. die „Ueber Capillarität und Reibung". Ob das Werk auch für den Nichtfachmann zu empfehlen sein wird, dürfte sich erst in den spätern Bänden entscheiden lassen. Die physikalische Mechanik benöthigt in unserer Zeit eine so umfangreiche Anwendung der höhern Mathematik, daß ein einigermaßen tieferer Einblick in diese Lehre für den nicht mathematisch Durchbildeten unmöglich ist. Die „Gesammte Akustik", welche von dem bekannten Akustiker Professor Melde verfaßt ist, dürfte denn auch schon mehr den Anforderungen weiterer Kreise entgegenkommen.

Sehr zu wünschen wäre es, wenn die Verlagsbuchhandlung es ermöglichen könnte — wir sehen die Schwierigkeit sehr wohl ein —, das Erscheinen des Werks, welches auf drei Bände berechnet ist, womöglich noch zu beschleunigen. Es wäre sehr erwünscht, wenn die physikalische Literatur endlich ein Werk besäße, in dem die einzelnen Gebiete dem augenblicklichen Standpunkte der Wissenschaft nicht zu ungleich entspräche.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Unter den uns jeweilig zu Gesicht kommenden Neuausgaben von Weber's Illustrirten Katechismen erwähnen wir mit besonderer Freude die Neubearbeitung von Nr. 27, Dr. Julius Petzholdt's „Katechismus der Bibliothekslehre", durch Dr. Armin Gräfel, Custos an der königlichen Universitätsbibliothek zu Halle a. d. S.: „Grundzüge der Bibliothekslehre mit bibliographischen und erläuternden Anmerkungen. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen und 11 Schrifttafeln" (Leipzig, J. J. Weber, 1890; Preis 4 M. 50 Pf.). Wie schon mehrfach in den jüngern Folgestücken der Sammlung geschehen, ist der Verfasser der Neubearbeitung, wie uns dünkt, mit vollem Fug und Recht von der katechetischen Form in Frage und Antwort abgegangen und hat den Stoff in einfacher systematischer Gliederung behandelt. Die Uebersichtlichkeit und logische Zusammengehörigkeit aller in Betracht kommenden Punkte scheint uns hierdurch entschieden gewonnen zu haben. Bei der gewaltigen Entwickelung, ja man darf sagen, bei

der Anerkennung des Daseins einer eigenen Bibliothekswissenschaft in den letzten zwei Jahrzehnten ergab es sich trotz der Verdienste des in seinem Fache überaus bewanderten, von 1838 bis 1887 als Bibliothekar der prinzlichen Seemidogenitur-Bibliothek zu Dresden wirkenden ersten Verfassers der Bibliothekslehre von selbst, daß das Buch unter der Hand des unter Otto Hartwig's Leitung amtlich arbeitenden Verfassers sich ausnehmend vertiefte und zu all den unzähligen Fragen, die mit den Jahren in diesem Fache erörtert worden sind, Stellung genommen hat. Dadurch sind im Texte weitgreifende Aenderungen nothwendig geworden, sodaß in diesen wie in den von erschöpfender Kenntniß und Durchdringung der einschlägigen Literatur zeugenden Anmerkungen dem Leser ein ausreichendes Bild vom Stande der heutigen Bibliothekswissenschaft und von den geltenden Grundsätzen der Bibliothekslehre gegeben wird. Auch von den vorhandenen Systemen der Bücheraufstellung wird wenigstens eine Andeutung geliefert; diesem Kapitel (S. 216 fg.) hätten wir freilich eine eingehendere Betrachtung und namentlich eine Würdigung der geschichtlichen Bedingungen der am betreffenden Orte üblichen Aufstellungsweise gegönnt. Wir erinnern nur an die sicherlich nicht zur Nachahmung zu empfehlende und doch, da sie einmal von alters her vorhanden ist, vortrefflich sich bewährende geographische Ordnung in der dresdener königlichen Bibliothek oder an die nach den Eingängen in den einzelnen Wissenschaftszweigen aufgestellte berner Stadtbibliothek. Verdient sicherlich eine dem systematischen Fachkatalog thunlichst entsprechende Aufstellung der Bücher unter allen möglichen Arten den Vorzug, weil sie die sinngemäßeste ist, so möchten wir doch nicht den vom Verfasser nach Ebert's Vorgange hierfür angezogenen Hinweis auf die nach Systemen geordneten Museen gelten lassen. Denn alle Sammlungen zum unmittelbaren Anschauen in ihrem Gesammtbestande sind für das Publikum bestimmt; die Büchersammlungen aber dienen der Einsichtnahme des Publikums in die Einzelstücke, und eine Bibliothek kann ihre Ordnung, auf welchen Grundsätzen diese auch fußen mag, nur unverletzt bewahren, wenn das Publikum auf die Lesesäle beschränkt und vom Betreten der Bibliotheksräume ausgeschlossen bleibt. Für die Praxis wird es immer darauf hinauskommen, daß treffliche Kataloge vorhanden seien, Bibliothekare und Diener aber mit dem bei ihnen herrschenden Aufstellungssysteme genau vertraut sind. Uebrigens spricht sich der Verfasser des hochempfehlenswerthen Buchs selbst gegen die Oeffnung der Bibliotheksräume aus.

— Wir gedenken hier auch des Berichts über „Die Einrichtung und Verwaltung der Freiherrlich Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek (zu Frankfurt a. M.) während der Jahre 1887—1890", vom Bibliothekar Dr. Christ. Wilh. Berghoeffer veröffentlicht (Frankfurt a. M., Baer u. Comp.). Vom Freifräulein Luise von Rothschild zum Andenken ihres Vaters gestiftet, ist die Bibliothek mit dem Januar 1888 der Benutzung übergeben und dient wesentlich literarischen, ästhetischen, geschichtlichen und kunsthistorischen Bedürfnissen. Im untern Stocke des für die Stiftung erworbenen und eingerichteten Hauses hat die mit ihr verbundene Vasensammlung des Freiherrn Aufstellung gefunden.

— Unsere Leser wissen, wie hoch wir die begnadete Feder Karl Tanera's in der Erzählung von Kriegsereignissen schätzen, die er in seinen Bänden des Werks „Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern" bewährt hat. Nun hat er allein sich an „Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer" gemacht: „Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz" (München, Beck), die, auf zwölf Bände berechnet, mit dem neunten und zehnten Bande: „Die deutschen Befreiungskriege 1813, 1814/15", ins Leben tritt — schließt doch die Erzählung der vorletzten Kämpfe mit den Franzosen und der Einfall in Frankreich sich am passendsten an die Schilderung des jüngsten Krieges an. Durch gründliches Studium nicht nur der militärischen Werke, sondern auch vieler privater Aufzeichnungen und Einzelerlebnisse wohlvorbereitet, weiß der Verfasser seiner Darstellung eine Frische und Unmittelbarkeit zu verleihen, daß es den Leser anmuthet, als rede auch hier ein Mitkämpfer von Selbstgeschautem und Selbsterlebtem. Die leipziger Völkerschlacht, die Einnahme der Stadt, die Schlacht von Brienne und die Scene darauf im großen Hauptquartier bei Langres bieten unter vielem andern glänzende Beispiele für die Erzählergabe des Hauptmanns Tanera. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese vaterländische und volksthümliche Bibliothek sich bald Bürgerrecht gewinnen wird. Der Preis jedes Bandes in der bekannten saubern Cartonnirung ist 2 M. 50 Pf.

— Wir verzeichnen den Eingang des zehnten Heftes von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", in zweiter Auflage ganz neu bearbeitet von Edmund Goetze (Dresden, Ehlermann). Wie wir erfahren, wird noch im laufenden Sommer der vierte Band vollendet sein und alsdann hier eingehende Besprechung erfahren.

— Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke sind Anfang dieses Jahres im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zum ersten male in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen, zum Preise von 3 M. für jeden der sechs Bände. Jetzt hat sich die Verlagshandlung zu einer wohlfeilen Lieferungsausgabe derselben entschlossen, die in 45 wöchentlichen Lieferungen zu 40 Pf. erscheinen soll. Diese Originalausgabe von Schopenhauer's Werken ist trotz ihrer Wohlfeilheit sehr gut ausgestattet, groß und deutlich gedruckt; vor allem aber bietet sie den vollständigen Text, in authentischer Gestalt, da sie nach den von Schopenhauer selbst veranstalteten Ausgaben letzter Hand von seinem Freunde und literarischen Erben Dr. Julius Frauenstädt herausgegeben und nach Schopenhauer's Manuscripten ergänzt worden ist.

Bibliographie.

d'Altona, H., Zickzack. Humoristische Geschichten. Hirschberg i. Schl., Meißner. 12. 1 M.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 10. Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Chabot, E., Katharina Elsmere's Wittwenschaft. Eine Kritiknovelle. Konstanz, Meck. 8. 2 M.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 14. Hft.: Der Rechtsabmarsch der I. Armee unter General von Goeben auf St. Quentin im Jahre 1871. — Die Verfolgung nach der Schlacht bei Le Mans durch das Detachement des Generals v. Schmidt. 13. bis 17. Januar 1871. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Die sociale Frage und die preußische evangelische Landeskirche. Zur Steuer der Wahrheit! II. Kor. 13, 8. 1. Hft. Bern, Wyß. 8. 40 Pf.

Gutbier, H., Der Kampf bei Langensalza am 27. Juni 1866. Ein Gedenkbuch. 1ste Lfg. Langensalza, Wendt u. Klamwell. 8. 75 Pf.

Haeker, H., Wesen und Bedeutung der nationalen Bildung und die für die Volksschule daraus sich ergebende Aufgabe. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 40 Pf.

Jäger, A., Die sociale Frage. Ein Schlüssel zur Prophetie des Neuen wie des Alten Testaments. 1. Bd. Neu-Ruppin, Petrenz. Gr. 8. 3 M.

Körber, W., Erziehung, Unterricht und Idealismus. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M.

Lange, F., Der Nächste. Soziales Drama. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Libertad. Novelle. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Middendorf, Dr. E. W., Die Aimará-Sprache. Mit einer Einleitung über die frühere Verbreitung der diese Sprache redenden Rasse und ihr Verhältniss zu den Inkas. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 M.

Neumann, L., Die deutschen Gemeinden in Piemont. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 8. 80 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Das neue Buch der Natur. Mit circa 400 Illustrationen. 1. Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. 50 Pf.

Turgénjew, J., Das Gasthaus. Genug. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Soldaten-Geschichten. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wolf, T., Der Heide. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zinzow, A., Die erst sächsisch-fränkische, dann normannische Mirmannsage nach Inhalt, Deutung und Ursprung. Pyritz. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann von Wißmann,

Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

„Eines der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der deutschen Afrikaliteratur." Prof. Dr. Ratzel.

Reichscommissar Major von Wißmann hat die vorliegende Auflage mit einem neuen interessanten Vorwort begleitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Zehnter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet. Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Ein die ersten zehn Bände umfassendes Gesammtregister ist in Vorbereitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in New-York: The P. Scherer Co. Ltd., 11 Barclay Street.

Schriftsteller wünscht mit einer Dame in **Briefwechsel** zu treten. Geehrte Offerten höflichst erbeten unt. **H. w. 26556** an **Rud. Mosse, Halle a./S.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zehnter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen. Von Adolf Beer. — Die Strategie Friedrich's des Großen in den Feldzügen von 1756 und 1757. Von Georg Winter. — Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrich's des Großen. Von H. Fechner. — Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow. Von Arthur Kleinschmidt. — Aus dem Leben eines Professors der Medicin im 15. Jahrhundert. Von Alfons Huber.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, welche ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1891. Nr. 2.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 18. Juni 1891.

Inhalt: Sociale Romane. Von Richard Weitbrecht. — Hoffmann's von Fallersleben Werke. Von Anton Schlossar. — Aus der Zeit der Erniedrigung Deutschlands. Von Karl Jentsch. — Zur Literatur des Spiritismus. Von Gustav Portig. — Liptay's Plan einer Weltsprache. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Sociale Romane.

Wir eröffnen unsere Besprechung mit dem weitaus bedeutendsten der uns vorliegenden Romane:

1. Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie. Von Charles Kingsley. Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 8 M.

Der Name des englischen Geistlichen Charles Kingsley ist längst kein unbekannter mehr in der deutschen Literatur. Am bekanntesten ist er durch seinen geschichtlichen Roman „Hypatia" (1853) geworden, der im christlichen Alexandria spielt und alles Aehnliche von Ebers weit übertrifft. Nun ist sein schon im Jahre 1849 geschriebenes Erstlingsdichterwerk, der sociale Roman „Alton Locke", in vortrefflicher deutscher Uebersetzung erschienen, und sicherlich war dieser bedeutsame Roman der Uebersetzung im höchsten Grade werth, und gerade in jetziger Zeit doppelt. Wer es nicht wußte, daß er vor vierzig Jahren geschrieben ist, der würde ihn für ein Product der allerneuesten Zeit halten, so sehr ist er ein Zeitroman. Das ist freilich dadurch erklärlich, daß England in der socialen Bewegung dem übrigen Europa um mehr als ein Vierteljahrhundert voraus ist; denn die Chartistenbestrebungen der vierziger Jahre, in deren Rahmen Kingsley's Roman eingefügt ist, tragen ein Gesicht, das ganz auffallende Aehnlichkeit mit den Bewegungen hat, die das heutige Deutschland erschüttern. Es ist äußerst lehrreich für unsere Zeit, diesen Roman zu lesen, und zwar lehrreich sowol für die Armen und Gedrückten, die um Brot schreien wie für die Reichen und Satten, die ihr Gesicht immer noch am liebsten vor dem drohenden socialen Ungeheuer verbärgen. Kingsley hat diesem Ungeheuer ins Auge geschaut, er hat ihm aber auch die menschlichen Züge abgesehen und sie mit scharfem Griffel wiedergegeben. Für die Lösung der Frage weiß er schon 1849 kein anderes Heilmittel als das, welches Bismarck freilich viel später proclamirte: praktisches Christenthum. Vielleicht findet mancher Leser gerade den letzten Theil des Romans, in welchem dies positiv entwickelt wird, am schwächsten; aber alles, was vorhergeht, drängt auf diese Lösung hin, und auch wer mit Kingsley's dogmatisch-ethischen Ausführungen am Schlusse nicht ganz übereinstimmen kann, wird zugeben, daß die Lösung durch praktisches Christenthum, wie es sich nun im einzelnen gestalte, die einzig mögliche ist.

Der Roman ist mit großer dichterischer Kraft und mit der schärfsten Beobachtung geschrieben; in letzterer Beziehung steht er keinem der heutigen realistischen Romane nach, in ersterer übertrifft er die meisten. Es sind packende, ans innerste Herz greifende Bilder socialen Elends, die uns Kingsley entrollt, Bilder, deren Farbe allerdings wesentlich bedingt ist durch ganz besondere englische Verhältnisse. Aber der Schrei nach Brot und nach einem menschenwürdigen Dasein ist etwas allgemein Menschliches und überall Berechtigtes, und kaum in einem andern Romane gellt er uns so mark- und beinerschütternd ins Herz, wie hier, und das um so mehr, als der Verfasser nicht etwa wie Zola, dessen „Germinal" sich einigermaßen zur Vergleichung beiziehen läßt, der socialen Vivisection kalt wie ein Anatom gegenübersteht, sondern mit dem wärmsten, mitfühlenden Herzen. Dem kommt die Form der Erzählung entgegen: die Autobiographie eines Mannes, der das alles selbst mit erlebt hat, und der darum auch das Recht besitzt, sich mitten aus seinen Erlebnissen heraus an den Leser zu wenden und ab und zu selbst die Nutzanwendung zu machen. Ob es dessen bedarf? Der Roman spricht eine so eindringliche Sprache und die Thatsachen sind so gerecht vorgeführt, daß sich kein Leser dem Eindrucke entziehen kann. Auch die Hiebe, die Kingsley austheilt, werden nur durch Thatsachen geführt und sind

darum nie Lufthiebe. Man lese nur das zwänzigste Kapitel, die Schilderung eines radicalen Preßhelden und der Preßsklaverei! Doch fast jedes Kapitel fesselt, jedes gibt zu denken, — wie viele deutsche Romane gibt es, denen dieses Lob gebührt?

2. Wundercuren. Ein Arbeiterroman von Wolfgang Schild. Berlin, Breitkreuz. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Gedanke, welcher diesen Roman beherrscht, die sociale Frage durch den Vegetarianismus zu lösen, ist gar kein übler. In der That spielen ja die geistigen Getränke, vollends im deutschen Volke, eine ungebührlich große Rolle, und der Neid auf die, welche Champagner trinken und Beefsteak essen können, ist jedenfalls mit eine Triebfeder der socialen Unzufriedenheit. Mit Folgendem hat der Verfasser dieses Romans ganz sicherlich Recht, und wir müssen ihm beistimmen, mögen wir uns zur Frage des Vegetarianismus sonst stellen, wie wir wollen: wenn die Arbeiter vegetarisch essen und einer naturgemäßen Lebensweise und Körperpflege huldigen wollten, so wäre zweierlei erreicht, einmal würden alle die übeln körperlichen Folgen, die aus dem Schnapsgenusse und dem Wirthshausgehocke überhaupt entspringen, wegfallen, und das Arbeitergeschlecht wäre ein gesünderes und dabei wohlhabenderes; denn was die Sonntage und blauen Montage infolge des Genusses geistiger Getränke von seiten der Arbeiter von dem Wochenlohne aufzehren, ist eine ganz unverhältnißmäßige Summe. Aber auch die „verdammte Zufriedenheit", welche zu beseitigen die Socialdemokratie sich eifrigst angelegen sein läßt, würde sich wenigstens nach einer Richtung einstellen: der richtige Vegetarianer läßt sich ja nicht gelüsten nach Champagner, Austern, Fleischpasteten u. s. w., und beneidet keinen „Bourgeois" um diese Genüsse, die in der Phantasie des Fleischessenden und Schnapstrinkenden, nicht vegetarianischen Arbeiters eine große und sehr appetitreizende Rolle spielen und ohne welche die allgemeine Glückseligkeit des Zukunftsstaates sehr viel weniger begehrenswerth erschiene.

Um dieses zu zeigen, hätte der Verfasser nicht nöthig gehabt, aus dem Vertreter der zünftigen Medicin ein Zerrbild zu machen; ebenso wenig wäre es nöthig gewesen, dem Vertreter der „naturgemäßen" Lebensweise die fabelhaftesten Wundercuren anzudichten. Gerade diese beiden Figuren sind wol Erzeugnisse seiner Phantasie, während die zahlreichen andern Gestalten offenbar genau dem Leben nachgezeichnet sind. Und zwar ohne jede Kunst. Denn der Verfasser scheint ein Arbeiter zu sein, welcher das schriftstellerische Handwerkszeug sehr mangelhaft beherrscht und einen sehr fehlerhaften deutschen Stil schreibt. Auch an zahlreichen Provinzialismen fehlt es nicht; es ist mir aber nicht gelungen, den Mutterboden für dieselben zu finden, da diese wie das Schriftdeutsche von dem allgemeinen Großstadtarbeiterjargon durchsetzt sind. Einzelnes scheint auf österreichische Herkunft des Verfassers zu deuten, und in Oesterreich wächst bekanntlich ohnedies ein so bedenkliches Deutsch, wie es in Deutschland vielleicht nur noch von der Reichshauptstadt hervorgebracht wird.

Die Realisten müßten an diesem Roman ihre helle Freude haben; denn er ist ungeschminkt und in den Ausdrücken äußerst derb. Was ihn von realistischen „Meisterwerken" unterscheidet, ist eigentlich nur die Unbeholfenheit der Darstellung und die Kunstlosigkeit der Anlage. Gegen beides wird die Kritik nachsichtig sein, wenn der Roman von einem Arbeiter herrührt, und das um so mehr, weil es dem Verfasser offenbar sehr ernst ist mit der Behandlung seines Problems.

3. Am Ende des Jahrtausends. Ein Roman von Hansel Truth. Basel, Schwabe. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieser Roman besteht aus zwei lose zusammenhängenden Theilen, aus einer in der realen Welt dieses Jahrhunderts spielenden doppelten Liebesgeschichte und aus einer Schilderung der Verkehrs- und sonstigen socialen Verhältnisse im Jahre 1999. Man könnte den einen oder den andern Theil des Romans vermissen, und man könnte sogar beide Theile vermissen, ohne allzu viel verloren zu haben. Denn die Liebesgeschichte des Erzählers ist vom allergewöhnlichsten Schlage und die minder gewöhnliche seines Freundes kommt nicht über Ansätze zu psychologischer Entwickelung hinaus. Wir müssen uns am Schlusse begnügen, zu erfahren, daß Hansel und Elisabeth, das gewöhnliche, und Emil und Marie, das minder gewöhnliche Liebespaar, sich doch noch gefunden haben und glückliche Ehepaare geworden sind.

Bliebe also der mittlere Theil, die allmählich zur Mode gewordene Schilderung künftiger Zeiten. Ich vermag für Derartiges mich nicht zu erwärmen und finde die Schilderungen nur dann erträglich, wenn eine gewaltige Phantasie uns mitreißt, daß wir alle Unwahrscheinlichkeiten vergessen und in dem Zauberkreise selbst wider Willen und wider des nüchternen Verstandes Einspruch festgehalten werden — das ist Jules Verne manchmal gelungen, Hansel Truth in keiner Weise. Oder es müssen sich solche Schilderungen, namentlich soweit sie sociale sind, zu einer Kritik unserer heutigen oder der in hundert Jahren zu erwartenden Zustände zuspitzen, und das kann wiederum geschehen mit wissenschaftlichem Ernste und strengem Gesicht wie bei Bellamy oder mit überlegener Satire wie z. B. in Otto Leixner's „Im Hohlspiegel" — Hansel Truth ist aber vom einen wie vom andern gleich weit entfernt. Und so läßt uns seine Darstellung kalt, ja langweilt uns stellenweise, wiewol einzelnes darin ganz hübsch ausgedacht und anmuthig durchgeführt ist. Was er eigentlich mit diesem ganzen Zukunftstraume will, ist mir nicht klar geworden, und auch bei Einzelheiten bin ich nicht daraus klug geworden, ob hinter dem Ernste des Vortrags die Satire steckt oder ob es dem Verfasser wirklich Ernst ist. Dies Gefühl der Unklarheit schafft ein Unbehagen, welches erst dann weicht, wenn das Buch glücklich zu Ende gelesen ist. Die Befriedigung, welche man dann empfindet, hat uns der Autor aber nicht durch seine Kunst gewährt,

sondern durch die einfache Thatsache, daß man mit dem Buche fertig und nicht genöthigt ist, es noch einmal zu lesen.

4. Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern von Joseph Joachim. Basel, Schwabe. 1891. 8. 6 M.
5. Erzwungene Sachen. Von Joseph Joachim. Basel, Schwabe. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Die sociale Frage im Dorfleben führt uns die umfangreiche Erzählung „Die Brüder" vor. Peter der Leuenwirth ist der Held des ersten Buchs; er ist der Vertreter des Fortschritts in der Gemeinde, ihm gegenüber steht der Pfaffe mit seinem Anhange als Vertreter des Althergebrachten. Eine tüchtige, ehrenhafte Bauernnatur ist dieser Peter, ein Bauernfürst in seiner Art, mit weiter schauendem Blicke und mit vollem Kraftbewußtsein. Aber er unterliegt mit seinen Unternehmungen — Papierfabrik und Eisenbahn — und wegen derselben der Verbindung conservativer Mächte mit der Kirche, und wird zuletzt zum stumpfsinnigen Gewohnheitssäufer. Doch fällt zuletzt noch ein Schein des Glücks auf ihn, als sein Sohn, durch den Helden des zweiten Bandes, Peter's Bruder, genannt Sylvan der Unchrist, aus dem Schiffbruche des Hauses gerettet und als junger Leuenwirth und Amtmann in die Gemeinde zurückgeführt wird. Nun finge freilich eigentlich die Geschichte von vorn an, und es wäre interessant zu sehen, wie der junge Leuenwirth die Verhältnisse zu gestalten weiß. Indessen die Geschichte ist mit nahezu 700 Seiten schon lang genug gerathen, und es wäre nicht rathsam gewesen, einen dritten Theil beizufügen.

Die Erzählung zerfällt scharf in zwei Theile. Im ersten werden Bilder und Scenen aus dem schweizerischen Volksleben in bunter Mannichfaltigkeit aneinandergereiht, oder eigentlich der ganze erste Theil besteht in solchen chronologisch aufgezeichneten Scenen. Eine kunstvollere Verarbeitung des überreichen Materials und damit bedeutende Verkürzung wäre der Erzählung zu gute gekommen. Der zweite Theil geht aus der Dorferzählung ins eigentlich Romanhafte über; denn Sylvan der Unchrist ist kein Bauer, sondern ein verunglückter, in gute Vermögensumstände gerathener ehemaliger Student der Medicin. Aus diesem Romanonkel wird schließlich ein richtiger Theateronkel, welcher als ein Stück Vorsehung alles zum guten Ende führt. Trotzdem daß der zweite Theil technisch höher steht als der erste, ist es dem Verfasser doch nicht gelungen, für den Helden dieses Theils dieselbe Theilnahme zu wecken, wie für den des ersten Theils.

Höher als diese breit ausgesponnene Erzählung mit den vielen Figuren, die der Verfasser nicht immer ganz am Fädchen zu haben scheint, steht die kurze Geschichte: „Erzwungene Sachen" (Nr. 5). Das ist ein ganz vortrefflich gezeichnetes Bild aus dem Bauernleben, eigenartig in allen Figuren wie im Grundgedanken. Die kinderlose, reiche Bäuerin erzwingt sich mit Hülfe einer Wallfahrt einen Sohn, ein gar schwächliches Gewächs, und erzwingt dann auch dessen Verheirathung, die sehr zum Unheile für sie und den Sohn ausfällt. Das ist mit ungemeiner Lebenswahrheit dargestellt — wirklich ein Bild aus dem socialen Leben reicher Bauernkreise.

Der Verfasser ist offenbar innig vertraut mit den bäuerlichen Verhältnissen der Schweiz und zeigt ein beachtenswerthes Talent für deren Darstellung. Diese ist reichlich mit landesüblichen, sonst ungewöhnlichen Ausdrücken durchflochten. Auch die Syntax weicht manchmal von der sonst für das Schriftdeutsche maßgebenden ab, und zwar nicht immer zum Vortheile des Stils.

Eine Art sociales Problem behandelt auch:

6. Auf der Sireneninsel Capri. Roman aus dem Leben von Konrad Telmann. Köln, Tanger. 1891. 8. 2 M.

Der Doctor Hans Wildmann, verwöhnt, reich und eine auch sonst sehr begehrenswerthe Partie ist nämlich überzeugt, daß alle unsere gebildeten jungen Damen nichts taugen und mit der Heirath nur eine Versorgung zu erlangen suchen, und beschließt deshalb nach Capri zu reisen und eine Capresin zu heirathen. Dort hofft er nämlich noch die reine Natur und damit das wahre eheliche Glück zu finden. Daß diese Annahme eine Narrheit ist, hätte ihm jeder Besucher Capris zum voraus sagen können, und auch Telmann hat recht gut gewußt, daß Hans Wildmann's Voraussetzung nirgends so wenig zutrifft wie bei den Capresinnen. Da hätte der Doctor schon weiter, auf weltentlegene Inseln oder in unsere Colonien gehen müssen. Allein dann wäre für Telmann der hübsche Schauplatz weggefallen, der es jedem anthut, welcher einmal dort gewesen, ja dann wäre sein ganzer Roman ungeschrieben geblieben. Der Doctor kommt natürlich zu der Erkenntniß, daß das „erträumte eheliche Glück mit der reinen Natur lauter Schwindel ist" und daß nur die gleiche Stimmung des Herzens und die Uebereinstimmung des Geistes und der Bildung zwischen Mann und Frau ein dauerndes eheliches Glück begründet. Nun das hätte er sicherlich auch in Deutschland haben können, und es ist doch blos ein glücklicher Zufall, wenn er auf Capri findet, was er in Deutschland nicht gefunden hat. Der Leser weiß auch vom ersten Auftreten der vortrefflichen, deutschen Malerin an, daß die beiden ein Paar werden, und die Spannung liegt nur noch in der Art, wie Wildmann die Geliebte gewinnt. Es geschieht auf etwas abenteuerliche Art in der blauen Grotte.

Die liebenswürdige Malerin hat Telmann mit viel Liebe und Geschick gezeichnet, und auch die deutsche Colonie dort ist mit heitern Farben gemalt. Weniger hat uns der Humor in der Schilderung der Engländer gefallen, und an Doctor Wildmann haben wir auszusetzen, daß er sehr lange und sehr wohlgesetzte Reden hält, selbst da wo die Leidenschaft nur zu stammeln pflegt. Im ganzen steht dieser Roman unter vielen von Telmann's Novellen, und der Humor ist offenbar nicht sein eigentliches Gebiet.

Zum Titelblatte bemerken wir zweierlei. Einmal:

was soll heißen: „Roman aus dem Leben"? Nach Thatsachen erzählt? Denn jeder Roman ist doch ein „Roman aus dem Leben", auch wenn er keineswegs realistisch ist. Fürs andere: ein Titelblatt so durch Stempel und handschriftliche Einträge zu verunstalten, wie die Verlagshandlung gethan hat, ist nicht fein, und der mir sehr wohlbekannte, damit beabsichtigte Zweck wird dadurch keineswegs mehr erreicht, als wenn andere Verlagshandlungen nur ein bescheidenes R auf dem Titel anbringen. Ein Buch mit einem so verschmierten Titel aber in seine Bibliothek zu stellen, trägt man Bedenken, und doppeltes, wenn man erst einen schönen Einband dafür bezahlen muß. Denn dazu entschließen sich ja die meisten Herren Verleger immer noch nicht, uns Recensenten, wenn nicht in Originalband gebundene, so doch wenigstens steif broschirte Exemplare vorzulegen. Die Firma Brockhaus und die Deutsche Verlagsanstalt scheinen bis jetzt allein eine Ausnahme zu machen.

Richard Weitbrecht.

Hoffmann's von Fallersleben Werke.

Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben. Erster und zweiter Band: Lyrische Gedichte. Berlin, Fontane. 1890—91. 8. 6 M.

Die mit den vorliegenden zwei Bänden eröffnete Ausgabe der Werke Heinrich August Hoffmann's, genannt von Fallersleben, ist für das deutsche Volk eine werthvolle literarische Gabe, da sie zum ersten male das reiche poetische Wirken jenes Dichters vorführt, dessen Liedermund ein volles Menschenalter hindurch Gesänge anstimmte, die zum Gemeingute des ganzen deutschen Volks geworden sind. Wie Rückert, der Alte von Neuseß, so reicht Hoffmann, der Alte von Corvey, mit seinen Gesängen noch aus der spätern Zeit unserer classischen Literaturperiode herüber in die Tage nach Goethe's Tode, und mit gleicher Frische wie in der Jugend hat er im Alter Lieder gedichtet, denen durchaus kein greisenhaftes Gepräge aufgedrückt war, im Gegensatze zum Dichter der „Weisheit des Brahmanen", der in alten Tagen wol auch noch die Sprache meisterhaft handhabte, der aber die Kraft, die sprühende Lebendigkeit und die muntere Freudigkeit der Jugend seinen Versen nicht mehr zu verleihen wußte. Beide Poeten haben auch gelehrte Forschungen getrieben und sind als Meister auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit bekannt: Rückert wandte sich dem orientalischen Alterthume zu, Hoffmann hat reiches Material alter deutscher Dichtung zu Tage gefördert und der deutschen Philologie neue Bahnen eröffnet, auf denen seitdem ausgezeichnete Männer gewandelt. Hier ist allerdings nur von dem Dichter, nicht vom Gelehrten die Rede. Und auch in dieser Hinsicht gleicht Hoffmann so vielfach dem beider gewaltigen Rückert, sind doch auch jenem wie diesem die zartesten Liebeslieder gelungen, hat er doch wie Rückert das Kindesleben belauscht und eine reiche Fülle von Kinderliedern unsern lieben Kleinen geschenkt, welche längst in den Volksmund übergangen sind, hat er doch poetische Bilder der Natur und des Herzens geschaffen, die allen Stimmungen gerecht werden und von einem so reichen vollen Leben der Poesie zeugen, wie es sich selten im Gemüthe eines und desselben Dichters vereinigt findet. Wie viele Liedersammlungen neuer und neuester Zeit wiegen an poetischem Gehalt nur diese beiden ersten Bände von Hoffmann's Gedichten auf! Es sind etwa siebzehn Jahre verflossen, seitdem der greise Sänger auf Corvey seine müden Augen geschlossen und doch, so seltsam dies klingen mag, ist er schon vielfach in Vergessenheit gerathen und seit der achten Ausgabe der Gedichte (1874) keine neue Auflage erschienen, ja nicht lange vor seinem Tode erlebte der Greis — wie wir der Einleitung vorliegender Ausgabe entnehmen — die Kränkung, daß ihm der Verleger die Handschrift der „Ausgabe letzter Hand" seiner Gedichte, welche eine Art Gesammtausgabe bilden sollte, zurückschickte und die Herstellung derselben abwies. Und wie wurde der Sänger in den Zeiten seiner Schaffensfreudigkeit bejubelt und wie sehr hatte er sich durch seine reichen prächtigen Liedergaben nicht minder wie durch seine gelehrten Arbeiten den Dank des deutschen Volks verdient. Wenn er es auch nicht erleben sollte und Jahre darüber hingegangen sind, so ist die erwähnte Kränkung nun wenigstens durch diese nunmehr begonnene Ausgabe der literarischen Welt gegenüber wett gemacht worden. Von dem Sohne des Dichters damit betraut, hat Dr. H. Gerstenberg in Hamburg pietätvoll und im Geiste des Dahingeschiedenen die Arbeit übernommen, eine übersichtliche Zusammenstellung aller Poesien Hoffmann's zu bilden, welche nach ihrer Anordnung auch noch den Vorzug besitzt, zugleich einen Ueberblick über des Dichters Lebenslauf zu gewähren.

Die Gedichte der einzelnen Gruppen, nach dem Alter ihrer Entstehung aneinandergereiht, bieten einen solchen Ueberblick in ganz vortrefflicher Weise und ist daher die Art dieser Anordnung eine besonders glückliche zu nennen, obgleich der Dichter selbst noch für die erwähnte Ausgabe letzter Hand eine andere Gruppirung, nämlich eine solche nach der alphabetischen Folge der Anfangszeile jedes Gedichts geplant hatte. Im allgemeinen bilden die Gedichte der vorliegenden zwei Bände vier Gruppen, welche übrigens Hoffmann schon selbst bestimmt hat; es sind dies nämlich die Gruppen: „Dichterleben", „Liebesleben", „Kinderleben" und „Vier Jahreszeiten". Wir finden hier mit wenigen Ausnahmen alle schon gedruckten, aber auch viele bisher ungedruckte Poesien aus dem Nachlasse des Dichters, zumeist mit genauer Datirung der Entstehungs-

zeit versehen. Mit Wehmuth wird man hier Gedichte lesen, welche der Greis kurz vor seinem Tode verfaßt und die noch eine so seltene jugendliche Frische athmen. Als Beispiel etwa das folgende, „Frage und Antwort" überschriebene, vom 7. August 1873:

„Und du willst noch immer dichten?
Dir versingen Gram und Leid?
Und den Kampf des Alters schlichten
Mit der Jugend Frühlingszeit?"

Ja, ich will's, und immer wieder
Treibt zum Sang des Herzens Drang,
Und es sind dieselben Lieder,
Die ich einst im Frühling sang.

Jugend hat mir Gott gegeben
Für des Lebens Winterzeit;
Um in Jugendlust zu leben,
Ist mein Herz zum Sang bereit.

Wie viele der schönen Lieder, welche in diesen zwei Bänden enthalten sind, seit Jahrzehnten schon in allen deutschen Gauen gesungen werden, dessen bedarf es wol kaum der Erwähnung; zahlreiche Componisten haben ihren Melodien die sanglichen, zu Herzen sprechenden Texte Hoffmann's untergelegt und thun dies wol noch bis auf den heutigen Tag. Wem wäre nicht bekannt das jubelnde Liebeslied:

Ja, du bist mein!
Ich will's dem blauen Himmel sagen,
Ich will's der dunkeln Nacht vertrau'n,
Ich will's als frohe Botschaft tragen
Auf Bergeshöhn, durch Heid' und Au'n.
Die ganze Welt soll Zeuge sein:
Ja du bist mein!
Und ewig mein!

Wem tönt nicht aus der Jugendzeit noch im Gemüthe das stimmungsvolle „Abendlied":

Seht wie die Sonne dort sinket
Drüben am Himmelsgezelt! u. s. w. —

oder das reizende Liedchen von „Frühling und Liebe":

Im Rosenbusch die Liebe schlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief u. s. w.

Und nun gar die herzigen Kinderlieder und -Liedchen, die heute noch in den Kinderbüchern, in den ersten Schullesebüchern und in andern für die Jugend bestimmten Werken ihren hervorragenden Platz unverändert behaupten und dem empfänglichen Kinderherzen eingeprägt von diesem lange, lange Zeit bewahrt werden. Es gilt die Wette, mancher der Leser dieser Zeilen weiß selbst nicht, daß so manches Kinderliedchen, das er einst fröhlich hinausgesungen oder sich fleißig eingelernt hatte, um es der Tante oder dem Onkel vorzusagen, von Hoffmann verfaßt ist, wie etwa die Lieder: „Alle Vögel sind schon da, alle Vögel alle!" oder „Der Kukuk und der Esel, die hatten großen Streit", oder „Ich hab' ein Lämmchen weiß wie Schnee, das geht auf grüner Weide" oder das hübsche Marschlied: „Rühret die Trommeln und schwenket die Fahnen! Vorwärts marsch! Vivalleralera!" Und so wären noch viele, viele Liedchen anzuführen, die wol jedem aus der seligen Kinderzeit bekannt sind und die vor vielen, vielen Jahren Hoffmann von Fallersleben verfaßt hat. Wer den zweiten Band dieser Ausgabe durchliest, dem geht gewiß im Herzen ein ganzer Kinderfrühling auf und er fühlt sich wieder jung wie in den einstigen, ach manchem so fernen Kindertagen.

Freunde echter Poesie werden sich auch erlaben an dem schönen schon 1824 entstandenen Cyklus: „Des fahrenden Schülers Lieben und Leiden" (I, 201 fg.), der lange vor Scheffel's, Baumbach's und Jul. Wolff's Zeiten entstanden ist und doch seinem Inhalte nach an die schönsten Lieder der Genannten erinnert. Der Ton des Volksliedes klingt uns, wie aus so manchem Sange Hoffmann's, hier entgegen:

Ein Mädel, zwei Mädel, drei Mädel, o weh!
Eins hübsch, ein schön, eins schöner, juchhe!
Wäre nur die Allerschönste darunter,
Würd' ich erst recht lustig und munter!

Denn jegliches Mädel ist nur ein Stern,
Drum säh' ich die Allerschönste gern!
Doch die Sonne mengt sich nicht unter die Sterne,
Bleibt lieber daheim in der Ferne.

Auch die Liedersammlung „Alpenröschen" (II, 23 fg.), welche später entstanden ist und hier zum ersten male aufgenommen erscheint, zählt zu den Perlen deutscher Lyrik und ist der nicht verdienten Vergessenheit durch den verdienstvollen Herausgeber entrissen worden. Ein gewisses literarhistorisches Interesse beansprucht aus dieser Reihe das Lied: „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" (S. 30), bekanntlich in der Anfangszeile ganz gleich mit einem Liede Heine's. Hoffmann hörte 1856 am Kochelsee Frau von Milde dieses Lied Heine's singen; der Text gefiel ihm aber nicht und er dichtete mit denselben Anfangsworten einen Text zu der Melodie, von dem die Anfangsstrophe hierhergesetzt sei:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Würd' ihnen so wohl und bang,
Sie würden sich freuen und weinen
Und lauschen deinem Gesang.

Was den Text der beiden ersten Bände dieser Ausgabe anbelangt, so wäre noch zu bemerken, daß die Lieder sehr correct gedruckt und in den Anmerkungen ältere Fassungen verschiedener Gedichte, Nachweise der ersten Drucke, literarhistorische Bemerkungen u. dgl. in dankenswerther Weise angebracht sind. Auffallend erscheint es, daß beiden Bänden ein Inhaltsverzeichniß mangelt. Es ist wol zweifellos zu erwarten und jedenfalls zu wünschen, daß nach Abschluß des Ganzen ein solches Verzeichniß nachgetragen wird, da sonst das Auffinden der Lieder ungemein erschwert erscheint. Das beigegebene gestochene Porträt des Dichters im ersten Bande ist trefflich ausgeführt.

Anton Schlossar

Aus der Zeit der Erniedrigung Deutschlands.

1. Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werks: Tilly im Dreißigjährigen Kriege, von Onno Klopp. Erster Band. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 8. 10 M.

Der Standpunkt des Verfassers ist bekannt. Er sucht ihn nirgends, auch in diesem Werke nicht zu verschleiern, sondern hebt ihn geflissentlich hervor. Er wünscht die Wiederherstellung der mittelalterlichen Weltordnung mit ihrer Ueberordnung der Kirche über die weltliche Gewalt, beklagt die Reformation als ein großes Unglück und nennt es Lästerung, wenn sich die Evangelischen zur Rechtfertigung ihrer Unternehmungen auf Gott berufen. Gegen diese Auffassung polemisiren, hieße Zeit und Tinte vergeuden. Abgesehen von dieser Einseitigkeit des Standpunktes ist jedoch Klopp's Buch sowol brauchbar als interessant, weil es auf gründlicher Quellenkenntniß beruht und den Stoff übersichtlich darstellt.

Das Wichtigste darin ist die Beantwortung der Frage, wer die Hauptschuld an dem verhängnißvollen Knäuel von Kriegen und Raubzügen trägt, die genau genommen nicht 1618, sondern erst 1620 beginnen. Klopp schiebt die ganze Verantwortung dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seinen Rathgebern zu, mit der Einschränkung, daß ohne die Zerwürfnisse im Hause Habsburg und die schlimmen Rathschläge des Kardinals Khlesel dem Winterkönige zur Entfaltung seines unseligen Thatendranges die Gelegenheit gefehlt haben würde. Es dürfte schwierig sein, den von Klopp durch die Zusammenreihung der Thatsachen geführten Beweis zu entkräften. Ueber die Aufhetzung des Volks durch Flugschriften, denen man sonst wol die Schuld gibt, sagt er, so berechtigt die Klagen darüber auch sein möchten (er spricht nur von den calvinischen, die katholischen scheint er nicht zu kennen), so bleibe er doch dabei:

> Ströme von Tinte ziehen nicht das Vergießen eines Tropfens Blutes nach sich, wenn nicht andere dafür wirksamere Factoren in Kraft treten. Für die Bevölkerungen der deutschen Länder waren solche Factoren nicht da, namentlich weil unter ihnen kein kirchlicher oder ehemals kirchlicher Besitz mehr streitig war. Jedes Territorial-Kirchenthum stand auf sich, innerhalb der eigenen Grenzen. Die Bevölkerungen der deutschen Länder hatten zu einem Kriege, der die Religion betraf, weder Ursache noch Willen. (S. 237.)

Was aber die „jesuitischen Praktiken" und die Restaurationsgelüste der Jesuitenzöglinge Ferdinand und Maximilian (von Baiern) anlangt, so steht ja der Wunsch dieser beiden Fürsten, Deutschland wieder katholisch zu machen, über allem Zweifel. Aber von der Aussicht, auch nur in seinen Erbländern damit zu Stande zu kommen, war Kaiser Ferdinand so weit entfernt, daß er, von allen Seiten bedroht, im October 1619 den Papst um die Erlaubniß ersuchte, den oberösterreichischen Ständen die geforderte „Religionsconcession" zu bewilligen, und nach eingetroffener päpstlicher Erlaubniß am 28. Mai 1620 die Bewilligung aussprach. Und hätte sich ihm später auch ohne die Förderung, die der Krieg seinen Plänen brachte, die Möglichkeit dargeboten, die Gegenreformation in seinen Erblanden durchzuführen (was sehr fraglich ist), so hätte ihm doch ohne die von Kurpfalz provocirte Reichsacht jede Handhabe zur Einmischung in die confessionellen Verhältnisse des Reichs gefehlt. Wir wüßten nicht, wie es ohne den übereilten Schritt Friedrich's hätte zum Kriege kommen können.

Das Verhalten dieses Fürsten bei Annahme der böhmischen Krone erscheint bei Klopp nicht wesentlich anders wie in den herkömmlichen Darstellungen, unter andern auch in der kurzen Skizze der böhmischen Angelegenheit, die Droysen in seinem „Gustav Adolf" (I, 124 fg.) gibt; aber wenn man das hier gesammelte ausführliche Material im Zusammenhange durchliest, erfüllt einen der frevelhafte Leichtsinn des jungen Fürsten beinahe mit Entsetzen. Seine eigenen Räthe haben in ihrem Gutachten nicht allein hervorgehoben, daß die Annahme der dargebotenen Krone als Felonie angesehen werden könne, sondern auch die allgemeine Erhebung der Katholischen zum Schutze ihres Glaubens in Böhmen und Mähren und den Einfall der Kaiserlichen in die Pfalz vorhergesagt und hinzugefügt: „Da auch S. Kurfürstlichen Gnaden in dero Landen einmal den Kürzern ziehen sollten, stünde zu befahren, daß Sie ganz und gar von Land und Leuten kommen möchte." Wenn sie trotzdem am Schlusse nicht zu einem entschiedenen „nein!" gelangen, sondern nach Aufzählung einiger schwacher Gründe, die sich für die Annahme anführen ließen, den Rath ertheilen, die Entscheidung zu verschieben, bis England und die Generalstaaten gesprochen haben würden, so war das wenig gewissenhaft. Friedrich war schon vor dem Eintreffen der nicht gerade aufmunternden englischen Antwort zur Annahme entschlossen; die Führer der Actionspartei, Christian von Anhalt vor allen, lenkten ihn:

> Diesen Rathgebern aber lag die geringe Befähigung des jungen Fürsten klar vor Augen. Um so schwerer also fällt gerade auf diese welt- und menschenkundigen Persönlichkeiten, auch abgesehen von dem moralischen Unrecht, der Vorwurf, daß sie einen so haltlosen Jüngling vorwärts trieben auf einer Bahn, die zu beschreiten die persönliche Willenskraft seines gleichalterigen schwedischen Vetters Gustav Adolf erfordert hätte. (S. 379.)

Das Kurfürstencollegium, einschließlich der zwei evangelischen Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, hat sogar in seinem Abmahnungsschreiben mit wunderbarer Genauigkeit alles vorausgesagt, was nachher wirklich eingetroffen ist. (S. 422 fg.) Da die Krone von Böhmen nicht erledigt sei, Ferdinand daher das äußerste daransetzen werde, um sich sein Erbkönigthum nicht entreißen zu lassen, die Reichsstände ihm dabei helfen und die ausländischen Mächte sich einmischen würden, so möchte sich aus alledem „ein solcher Krieg und Aufstand im Reiche erheben und begeben, daß von dem erschrecklichen Blutvergießen, Land- und Leuteverderben und dessen Verursachern die Historien

zu reden haben werden, so lange die Welt steht." Ausländische Potentaten würden mit ins Spiel kommen, und es werde „das heilige Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung so viele Jahre floriret, den Türken und dem Auslande zu einem Raubhause werden". Noch nach Annahme der Krone ermöglichten mehrmalige Aufforderungen des Kaisers und des Führers der Liga dem Winterkönige einen ehrenvollen Rückzug, aber er wies sie zurück. Noch dazu that er in Prag sein Möglichstes, sich die Herzen des gemeinen Volks zu entfremden. Ueber den Bildersturm und über die jedes gläubige Gemüth tief verletzende Form, in der er an Weihnachten öffentlich das Abendmahl nahm, sprachen die Lutheraner ihre Entrüstung noch stärker aus als die Katholiken. (S. 479.) Den schmachvollen Schluß seiner Galavorstellung bildeten dann die Hoftafel, an der er sich gütlich that, während draußen die Schlacht am Weißen Berge tobte, und seine feige Flucht:

So ergriff dieser junge Mann, in welchem zum Unheile von Millionen Trotz und Verzagtheit so wunderbar sich paarten, das schlimmste Mittel, das er ergreifen konnte. Ohne einen Frieden, ohne einen Stillstand zu schließen, ohne abzudanken, ohne die Unglücklichen, die ihm geschworen, ihres Eides zu entlassen, floh er von dannen und überließ, so viel an ihm war, das Land hinter sich der Verwirrung und dem Kriege. Die Krone, die Kanzlei Anhalts mit allen Briefen und Papieren, welche die Flüchtigen nur brandmarken konnten, über viele ihrer Mitschuldigen das Verderben bringen mußten, verblieben in Prag. (S. 610.)

Man wird dieses Urtheil nicht zu hart finden, wenn man liest, wie Droysen („Gustav Adolf", II, 648 fg.) das Verhalten Friedrich's in spätern Jahren charakterisirt. Wie der Mann nicht von der Seite des Schwedenkönigs wich — aber sich immer die besten Quartiere aussuchend und das Lagerleben so bequem wie möglich machend — und ihm mit der Bitte um die Restitution in den Ohren lag; wie er dann, als ihm Gustav Adolf einen Restitutionsvertrag vorlegte, ein großes Geschrei darüber erhob, daß sich der König in der Pfalz, die er nach Kriegsrecht ganz für sich behalten durfte, für die Dauer des Kriegs wenigstens so viel vorbehalten wollte, als zur Sicherung seiner militärischen Stellung nothwendig war; wie er klagte, daß andere Fürsten besser gefahren seien, „die vielleicht nicht so viel beim allgemeinen Wesen aufgesetzt hätten". Was hatte er denn aufgesetzt? fragt Droysen. „Nicht einmal seinen Degen dem Könige anzubieten, hatte er sich beeilt, sondern war erst, als der König schon in die Pfalz eingerückt war, gekommen, um dem Könige, wie dieser es bezeichnete, etliche Monate Gesellschaft zu leisten." Die Weltgeschichte kennt keinen zweiten Fall, wo Ehrgeiz mit Leichtsinn gepaart solches Unheil angerichtet hätten. Auch kann man zur Entschuldigung des Kurfürsten nicht den Umstand anführen, durch den sich die spätern Bündnisse deutscher Fürsten mit den Schweden und andern Ausländern rechtfertigen lassen, daß sein böhmisches Abenteuer nöthig gewesen sei der evangelischen Sache wegen, denn schlimmer konnte, wenn Friedrich die Böhmen allein ließ, die Lage der Evangelischen in Deutschland nicht werden, als sie durch seine Schuld geworden ist.

In diesem ersten Bande, der mit der Schlacht am Weißen Berge schließt, hat Onno Klopp mit seiner Tendenz, den evangelischen Theil ins Unrecht zu setzen (den lutherischen Fürsten, die dem Kaiser treu blieben, läßt er übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren) und den katholischen im Lichte der Unschuld strahlen zu lassen, leichtes Spiel gehabt. Das Restitutionsedict, das Verhalten Tilly's bei mehrern Gelegenheiten und die Zügellosigkeit der kaiserlichen Truppen (die, wie er eingestehen muß, schon gleich anfangs selbst in den katholischen Ortschaften übel hausten) zu rechtfertigen, dürfte ihm ein wenig schwerer werden. Zwar hat er es schon vor 30 Jahren in der ersten Ausgabe versucht, aber seitdem ist doch so manches geschrieben worden, was er nicht einfach beiseite lassen kann. Uebrigens findet man bei Klopp nur wenig, was nicht schon aus ältern Darstellungen bekannt wäre; das Meiste hat sogar schon Karl Adolf Menzel und zwar ausführlicher erzählt. Die von Klopp zuerst benutzten Archivalien sind, abgesehen etwa von denen über die Verhandlungen Friedrich's mit Bethlen Gabor und den Türken, von keinem großen Belang.

2. Der Friede von Utrecht. Verhandlungen zwischen England, Frankreich, dem Kaiser und den Generalstaaten 1710—1713. Von Ottokar Weber. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 9 M.

Für den Fachmann ist das gut geschriebene Buch, für das viele bis dahin noch unbearbeitete Urkunden der Archive von Wien, Paris, London und dem Haag benutzt wurden, eine schätzenswerthe Gabe. Der gebildete Laie dagegen hat kaum ein Interesse daran, den verwickelten Ränken einer Diplomatie zu folgen, für welche die Völker, wenn wir von den Niederlanden absehen, nur als Ausstattung und Schacherobjecte der Kronen in Betracht kamen. Einzelne Partien, z. B. gleich im Anfange die klare Darlegung der Ursachen, die zu dem berühmten Sturze des ersten Whigministeriums im Jahre 1710 führten, haben allerdings auch ein allgemeines Interesse. So sagt der Verfasser am Schlusse:

Man hat der kaiserlichen Politik den Vorwurf gemacht, sie habe thörichterweise in Utrecht nicht den richtigen Augenblick des Abschlusses erfaßt, sie habe unnöthig den Krieg weitergeführt und das dann mit der Abtretung der wichtigen Festung Landau büßen müssen. Dies Urtheil scheint ungerecht. Wohl ist wahr, daß, als Karl VI. seinen Gesandten in Utrecht den Befehl gab abzureisen, er die Hoffnung hatte, den vorgelegten und von ihm abgelehnten Friedensschluß in ganz anderer Weise zu modificiren, als es dann geschah; es ist auch richtig, daß die Lage des Reichs dem Nachbar jenseits des Rheins gegenüber durch den Verlust Landaus eine wesentlich schlechtere geworden ist; aber was die Hausländer des Kaisers anlangt, so war der Rastatter Friede denn doch ein unvergleichlich besserer als der Utrechter.

Eben dieses war das Unglück für Deutschland, daß die Kaiserwürde drei Jahrhunderte lang auf einem Hause ruhte, dessen Interesse nicht mit dem des Reichs zusammenfiel. Eine schätzenswerthe Zugabe zu Weber's Buch bilden

im Anhange eine Reihe wörtlich abgedruckter Instructionen und Correspondenzen, darunter die zwischen dem Großpensionar Heinsius und Lord Oxford aus den Jahren 1711 und 1712.

3. Bilder aus der Chronik Bacharachs und seiner Thäler. Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte von Karl Theile. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 2 M.

Das liebenswürdige Büchlein paßt eigentlich nicht unter die Ueberschrift, aber da der traurigen Zeit Deutschlands darin ziemlich ausführlich gedacht wird, so mag es hier mit angereiht werden. Die Peterskirche, ein in kunstgeschichtlicher Hinsicht äußerst merkwürdiges Bauwerk, dem Dr. Büttner-Pfänner vorm Jahre eine Monographie gewidmet hat, bildet den Mittelpunkt, um den sich diese anziehenden Bilder gruppiren, und für die Herstellung des jetzt in ruinenhaftem Zustande daliegenden Gotteshauses ist auch der Reinertrag der Schrift bestimmt. In bunter Mannichfaltigkeit zieht die bewegte Vergangenheit des pfälzischen Rheinganes an unsern Blicken vorüber; werthvolle urkundliche Einzelheiten, geistvolle Betrachtungen des Verfassers schmücken die Darstellung, die sich im Reformationszeitalter zu einem Abrisse der pfälzischen Kirchengeschichte erweitert. Das Satyrdrama zu den Tragödien des Dreißigjährigen Krieges und der ruchlosen Verwüstung des Landes durch des Sonnenkönigs Horden bildet der zweihundertjährige Glockenstreit, der daraus entstand, daß im Ryswyker Frieden den Katholiken und Lutheranern der Mitgebrauch der reformirten Kirchen zugesichert wurde in den Ortschaften, die vorübergehend unter französischer Herrschaft gestanden hatten. Der Glockenstreit würde ohne Zweifel noch weitere 200 Jahre fortdauern, wenn die Glocken nicht am 11. Mai 1872 in einer Feuersbrunst geschmolzen wären. Sollte nicht der Geist dieser Discordia-Glocken in die Rheinbrohler Schwestern gefahren sein? Bei aller warmen Begeisterung für das Evangelium hat sich der Verfasser das Verständniß für die katholische Auffassung des Christenthums offen gehalten und wird dem Mittelalter gerecht. Er schließt mit dem schönen Wunsche:

Möchte im friedlichen, heilsamen Wetteifer der Confessionen und Richtungen der uralte und ewig junge Christenglaube der Bibel seine selige Lebens- und Liebesfülle immer neu erweisen, zum Segen Bacharachs und seiner Thäler.

Karl Teutsch.

Zur Literatur des Spiritismus.

1. Geschichte des neuern Occultismus. Geheimwissenschaftliche Systeme von Agrippa von Nettesheym bis zu Karl du Prel. Von Karl Kiesewetter. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 16 M.

Bekanntlich spielen in unserm Jahrhunderte wieder eine Anzahl von ismen eine große Rolle, welche von der großen Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts für immer als Aberglaube abgethan zu sein schienen. Es sind dies der sogenannte thierische Magnetismus, der Somnambulismus, der Hypnotismus und Spiritismus. Auf diesen Erscheinungsgebieten berühren sich die Philosophie und die Naturwissenschaften, wechseln aber oft miteinander ab in bedenklichen Grenzverschiebungen. Sind doch die genannten ismen anscheinend ebenso nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben geheimnißvollen Ursache wie die früher als Imponderabilien bezeichneten Kräfte der Natur wahrscheinlich nur mehrere Bewegungsformen einer stofflichen Ursubstanz sind. Nun liegt es auf der Hand, daß jene miteinander „die Nachtseite" des geistigen Lebens ausmachenden Vorgänge immer wieder die Neugier der Menschen reizen, als auch andererseits schlecht beobachtet werden. Es dürfte kaum ein Gebiet geben, auf welchem zunächst nur die wissenschaftliche Erkenntniß und kritische Einreihung der Thatsachen so verwickelt wäre wie dieses. Soll doch das Gesunde vom Krankhaften, das Wirkliche von phantastischen Zuthaten und dazwischen geschobenen Wünschen geschieden werden; ist doch die Neigung fern zu halten, das gesammelte Beweismaterial für oder gegen eine anderweit bereits feststehende Weltanschauung zwangsweise zu verwerthen. Auf der einen Seite steht man vor einem Gewirr von befremdlichen Vorkommnissen, auf der andern aber erwächst immer mehr die Wahrscheinlichkeit, daß es im Grunde doch dieselben Erscheinungen sind, welche in der Geschichte der Menschheit unter so mannichfachen Namen wiederkehren.

Eine Geschichte aller dieser Zusammenhänge zu schreiben, und zwar vom Standpunkte der neuzeitlichen Wissenschaft aus, ist je länger je mehr zur Nothwendigkeit geworden; gleichwol erfordert die Lösung dieser Aufgabe eine Vereinigung von Eigenschaften, welche sich selten in einem Forscher beisammen finden. Möchte doch derselbe im Besitze einer Wünschelruthe sein, mit deren Hülfe er unter vielem tauben Gestein die Goldadern in der betreffenden Literatur herausfindet. Er muß philosophisch und naturwissenschaftlich zugleich gebildet sein; er muß die Gedanken und Ausdrucksweise vergangener Jahrhunderte in die des unserigen zu übertragen verstehen; er soll endlich mit aufgeschlossenem Sinne diesem Erscheinungsgebiete gegenüberstehen, die unanfechtbaren Thatsachen zu ihrem Rechte kommen lassen und gleichwol von obersten leitenden Gesichtspunkten aus an allen Einzelheiten die schärfste Kritik üben.

Wenn ich nun in der Lage bin, Karl Kiesewetter die seltene Vereinigung all dieser Eigenschaften zuzuschreiben, so erkenne ich den Werth seines Buchs für die Aufhellung jenes dunkeln Gebietes damit vollkommen an. Zunächst muß der außerordentliche Fleiß gerühmt werden, welcher in diesem Bande von 800 Seiten niedergelegt ist. Dieser erste Band soll zunächst alles das zur Darstellung bringen,

was seit vier Jahrhunderten in Sachen der geheimnißvollen Erscheinungen des Seelenlebens von einzelnen erfahren und gelehrt wurde; es ist ein zweiter Band in Aussicht genommen, welcher sich mit den empirischen Phänomenen selbst befassen soll, nämlich den verschiedenen Gattungen des Divinationswesens, der Astrologie, Alchemie, Magie, Theurgie, Nekromantie, sowie mit den Thatsachen des Spiritismus. So wird das ganze Werk jedenfalls sehr schätzbare Unterlagen für weitere Forschungen und Erklärungsversuche auf diesem Gebiete enthalten.

Unter Occultismus versteht Kiesewetter die theoretische und praktische Beschäftigung mit jenen Thatsachen des Natur- und Seelenlebens, welche von der officiellen Wissenschaft noch nicht allgemein anerkannt seien. Er hält den Occultismus für einen Theil der Anthropologie, ja der Naturwissenschaften überhaupt; doch müßten dessen Folgerungen der Philosophie zu gute kommen. In seinem Sinne muß jeder Naturforscher und Philosoph, welcher nicht Materialist ist, Occultist werden, denn der Occultismus stehe auf intereonfessionellem Boden. Er solle aber das Geschlecht unserer Tage überzeugen, daß über das sinnliche Leben hinaus eine höhere Welt existirt, sowie eine Verbindung mit ihr. Der eigentliche Mensch dauere fort nach Ablegung des Zellenleibes.

Es sei gestattet, aus dem umfänglichen Buche einige Proben auszugsweise beibringen zu dürfen. Nach Kiesewetter behandelte zuerst Cornelius Agrippa den Occultismus in allen Zweigen im Sinne der alten Magier und Kabbalisten, während Paracelsus unklar einem transscendentalen Individualismus nachstrebt. Die italienischen Freidenker, die beiden Helmont, Fludd u. a. bauten weiter. Swedenborg verlieh dem Occultismus seinen überwiegend nekromantischen Charakter, welchen die deutschen Pneumatologen vertieften, bis die theoretisch falsche Ausbeutung richtiger Thatsachen in den spiritistischen Theorien ihren Höhepunkt erreichte. Crookes und Cox brachten die streitige Sache so weit ins Reine, daß die Existenz einer psychischen Kraft, sowie von unsichtbaren intelligenten Wesen nachgewiesen wurde; doch brauchten letztere nicht nothwendig verstorbene Menschen zu sein. Endlich haben Hellenbach und du Prel das Gesammtgebiet des Occultismus in der Neuzeit wieder wissenschaftlich bearbeitet.

Bemerkenswerth ist die von Kiesewetter beigebrachte Neuigkeit, daß selbst ein Christian Thomasius, dieser Heros der neuzeitigen Aufklärung, doch auch in gewissem Sinne den Occultisten beizuzählen ist. Er hält geistiges und leibliches Wesen für einander entgegengesetzte Dinge; die Materie sei undurchdringend, der menschliche Geist ein zweidimensionales Wesen. Der allgemeine Weltgeist wirke unbewußt; der oberste Geist (Gott) sei reine Kraft, selbst nicht ausgedehnt, aber die andern Geister ausdehnend. Ein Geist nehme durch Concentration nur an Kraft zu.

Swedenborg besaß nach Kiesewetter die Gabe des absoluten Fernsehens bei vollem Tagesbewußtsein; er konnte sich durch Selbstmagnetisirung hellsehend machen. Bei eingetretener Spaltung der Persönlichkeit habe das transscendentale Subject des Swedenborg ein buntes Maskenspiel getrieben. Swedenborg sei wol ein großer Hellseher, aber kein Geisterseher gewesen; thatsächliche Aufschlüsse über das Jenseits und die Geheimnisse des Weltalls seien in seinen Schriften nicht zu finden.

Sehr anziehend sind weiter die Mittheilungen über die Ansichten der deutschen Pneumatologen: Jakob Böhme, Chr. Fr. Oetinger, Jung-Stilling, G. H. von Schubert, J. Kerner, J. Görres, J. Ennemoser: Kiesewetter übt an allen diesen mehr oder minder unklaren Denkern eine scharfe Kritik. Immerhin ist anzuerkennen, daß die Seherin von Prevorst des Justinus Kerner eine Erscheinung ist, um welche keine Wissenschaft herumkommen kann. Ich zähle die Aussagen der Seherin von Prevorst zu den wichtigsten Stellen des ganzen Buchs. Ganz besonders interessant sind ferner die Darlegungen aus den Schriften und Erfahrungen von Friedrich Zöllner. Kiesewetter kommt zu dem Schlusse, daß die transscendentale Raumtheorie Zöllner's sehr wahrscheinlich gemacht sei; bewiesen aber sei die Existenz von früher unbekannten, unbegreiflichen Kräften. Es bleibe aber zweifelhaft, ob diese Kräfte nur im Wesen des beseelten lebenden Organismus enthalten seien, oder ob sie von sogenannten Geistern ausgeübt werden. Aus Perty's Schriften greife ich folgende Sätze als grundlegende heraus. Materielles und Geistiges gehen immer parallel; unendlich feine Fluide erfüllen den Raum und vermitteln die Verbindung der Geister bis hinauf zum höchsten. Die menschliche Seele ist eine untheilbare immaterielle Substanz. Was man Materie nennt, ist nur ein begrenztes System von Kräften, das zu unsern Sinnen in bestimmter Beziehung steht; die magischen Kräfte sind höherer Art, und vermögen deshalb bewegend und umgestaltend auf jene niedrigern einzuwirken. Magnetismus, Elektricität und Schwerkraft äußern Fernwirkungen, welche um nichts begreiflicher sind als die magischen. Das mystische Gebiet kann nur aus dem Ganzen begriffen werden. Die mystischen Thatsachen machen die persönliche Fortdauer wahrscheinlicher, als sie ohne dieselben sind.

Sehr bedeutsam ist folgende Stelle in dem System des Lazar von Hellenbach:

> Die Zauberformel, welche der Welt eine sittliche Unterlage gibt, heißt: Erhaltung der Kraft. Die Aufrechterhaltung der Individualität ist die Quelle einer fortwährenden Vervollkommnung, ein Darwinismus höherer Ordnung. Der Pessimismus ist eine unvermeidliche Consequenz, wenn der Zweck des Menschen mit seinem Dasein erschöpft wäre.

Nach Hellenbach findet das Durchleuchten der transscendentalen Unterlage im Wege der Wahrnehmung zuerst im Traume statt. Eine allgemein gültige Traumsymbolik gibt es nicht, sondern für jeden Menschen eine besondere.

Noch weiter geht du Prel. Nach ihm beweisen die Phänomene des Somnambulismus, daß das den Organismus gestaltende und erhaltende Princip seine Functionen nicht vorstellungslos, auch nicht in unbewußter Vorstellung

vollzieht. Ein metaphysisches Gestaltungsprincip aber, dem Wille und bewußte Vorstellung zugesprochen werden müssen, nöthigt uns, den Schritt vom Pantheismus zum Individualismus zu thun. Das Unbewußte in uns ist nur für die irdische Erscheinungsform unbewußt, nicht aber für das ihr zu Grunde liegende transscendentale Subject. Das Bewußtsein ist nicht die Seele, sondern nur ein Zustand derselben; die eigentliche Ursache des Denkens liegt im Unbewußten, Geist und Natur entstammen einem transscendentalen Subject. Wenn die Seele das organisirende Princip des Leibes ist, muß dieses auch im Tode erhalten bleiben, und die Auferstehung des Leibes ergibt sich von selbst. Einer organisirenden Seele muß die Fähigkeit, sich in Leibesform darzustellen, auch nach dem Tode verbleiben. Wir werden nicht für unsere Werke belohnt oder bestraft, sondern durch dieselben. Geistererscheinungen haben mindestens den Realitätsgrad eines Doppelgängers, der dort sich einstellt, wohin seine Gedanken und Wünsche ihn ziehen. Im Jenseits scheiden wir uns nach unserm innern Werthe.

Diese einzeln herausgegriffenen Gedanken können und sollen nur zum Studium des anziehenden Werks selbst einladen; im übrigen kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß Kiesewetter doch selbst die Summe, den Ertrag der ganzen bisherigen Arbeit auf diesem Gebiete ziehen möchte.

2. Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 3 M.

Der berühmte Verfasser hat 1885 die Schrift „Der Spiritismus" erscheinen lassen, worin er Stellung nahm zu diesem Erscheinungsgebiete. Er dachte sich die Medien sowol als Autosomnambule, als auch in Bezug auf die Sitzungstheilnehmer als Hypnotiseure. Unter psychischer Anregung produciren dieselben eine Nervenkraft, welche sich in Licht- und Wärmeschwingungen umsetzt; dadurch wird sie physikalische Kraft und kann sogar fernwirkend ungewöhnliche Erscheinungen hervorrufen. Mit Hülfe dieser Nervenkraft wirkt das Medium auf die Zuschauer gleich einem kräftigen Magnetiseur ein, versetzt sie in einen larvirten Somnambulismus und pflanzt ihnen seine eigenen Vorstellungen als Hallucinationen ein. Wenn aber beim zeitlichen Fernsehen ein wirkliches Ueberspringen von Zeit und Raum anerkannt werden muß, so hilft sich E. von Hartmann damit, daß alle Individuen im Absoluten wurzeln und an diesem eine zweite rückwärtige Verbindung untereinander haben. Es brauche nur durch ein intensives Willensinteresse der Rapport oder Telephonanschluß zwischen zwei Individuen im Absoluten hergestellt zu werden, damit der unbewußte geistige Austausch zwischen denselben sich auch ohne sinnliche Vermittelung vollziehen kann.

Als Gegner E. von Hartmann's traten du Prel, Hübbe-Schleiden, besonders aber Alexander Aksakow auf.

Dieser russische Staatsrath ist Herausgeber der Monatsschrift „Psychische Studien", worin er den wissenschaftlichen Charakter des Spiritismus festzuhalten versucht. An denselben betheiligten sich außer Wittig und Mutze auch die Professoren J. H. von Fichte, F. Hoffmann und M. Perty. Aksakow suchte Hartmann in fünf Jahrgängen der „Psychischen Studien" zu widerlegen. Er zerlegte die dem spiritistischen Gesammtgebiete angehörenden Phänomene in drei Gruppen, nämlich in solche, die dem Personismus, dem Animismus und dem Spiritismus angehören. Dem Personismus gehören an die unbewußten psychischen Phänomene, welche sich innerhalb der Grenze der körperlichen Sphäre des Mediums erzeugen, während diejenigen des Animismus außerhalb dieser Grenzen stehen. Die Phänomene des Spiritismus aber müssen einer überweltlichen Ursache zugeschrieben werden. Diese Ansichten hat Aksakow näher begründet in der Schrift „Animismus und Spiritismus" (1890). Er sieht es darin für seinen Lebenszweck an, die transscendentale Natur des Menschen zu beweisen, welche zu einer weit erhabenern Bestimmung berufen sei als die phänomenale Existenz.

Gegen diesen besonnenen Vertreter des Spiritismus hat nun E. von Hartmann seine neueste Schrift gerichtet. Er handelt da eingehend über die Begründung der Geisterhypothese und die Materialisationserscheinungen und zwar mit dem Aufgebote seines ganzen kritisch zersetzenden Scharfsinns und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit.

E. von Hartmann ist der Ansicht, daß unter der Voraussetzung eines in räumliche und zeitliche Ferne reichenden Hellsehens kein Vorstellungsinhalt denkbar sei, bei dem eine Nachhülfe von Geistern unerläßlich schiene. Man könne an die Fortdauer der Seelen und an die telepathische und telephonische Einwirkung der abgeschiedenen Geister auf diejenigen der Lebenden glauben, ohne an die objective Realität der erscheinenden Gestalten zu glauben. Es frage sich nur, ob eine Reihe von Beispielen nicht ohne Mitwirkung von Geistern, durch diese aber auch in befriedigender Weise erklärt werden könne. Diese Annahme als haltlos zu widerlegen, ist das ganze Bestreben E. von Hartmann's: Geister könnten nach ihm nur durch Vermittelung von hinreichend dichten Materialisationen physikalische Vorgänge bewirken; sie müssen Kraft und Stoff zu denselben aus den Medien schöpfen. Das Bewußtsein und die Intelligenz, welche das Phantom eventuell zu entfalten scheint, haben ihren Sitz oder Träger immer nur in dem Medium, nicht in dem Phantom selbst. Man kann höchstens annehmen, daß die Geister intellectuelle Urheber solcher physikalischer Leistungen der Phantome seien; wirkende Ursache derselben ist dann aber immer nur das Medium, welches aus seinen Kräften und Stoffen nach seinem Traumbilde das Phantom formirt hat und es nach seinen Intentionen handeln läßt. Die Tragweite der Geisterhypothese müßte streng auf geistigen Rapport eingeschränkt werden.

Gustav Portig.

Liptay's Plan einer Weltsprache.

Eine Gemeinsprache der Culturvölker. Von Alberto Liptay. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 4 M.

Ein Marinearzt in chilenischen Diensten hat sich während des chilenischen Feldzugs gegen Peru unter dem Pfeifen der feindlichen Kugeln mit dem Weltspracheproblem beschäftigt. Er gibt im obengenannten Buche seine Gedanken wieder über die durchaus zeitgemäße Bedeutung des zu praktischer Lösung in unserer Aera des stetig wachsenden Weltverkehrs drängenden Problems, ferner unterwirft er die bisherigen Weltspracheversuche einer Kritik und enthüllt uns schließlich Grundlinien für den Entwurf einer neuen Universalsprache.

Man folgt dem Verfasser gern in seinen Darlegungen, denn er trägt sie mit liebenswürdigem Humor vor, weit entfernt von dem papistischen Tone absoluter Unfehlbarkeit. Seltsam berührt es freilich, daß er meint, die Einführung einer Weltsprache werde unsere Schulen vom fremdsprachlichen Unterrichte entlasten. Gesetztenfalls, es würde eine allen Bedürfnissen entsprechende Weltsprache (d. h. internationale Verkehrssprache) erfunden und sie kämpfte sich zu allgemeiner Einführung hindurch, würde man deswegen auf Griechisch und Latein, auf Französisch und Englisch einfach verzichten dürfen? Für den Gelehrten werden die alten Sprachen nie entbehrlich werden; so wichtige Cultursprachen vollends wie die englische und die französische kann der Deutsche weder im praktischen Leben ohne eigenen Schaden vernachlässigen, noch kann er sie missen als Schlüssel großartiger Nationalliteraturen. Der Verfasser selbst gedenkt ja auch nicht mit seiner eigenen Erfindung die Völkersprachen auszurotten, im Gegentheil, er wirft diese Absicht dem Volapük als eine Chimäre vor. Letzteres übrigens wol mit Unrecht. Ob der Erfinner des Volapük, Pfarrer Schleyer, anfangs jenen Sinn in sein Motto gelegt hat „Menade bal püki bal" (der einen Menschheit eine Sprache) bleibe dahingestellt; seitdem das Volapük seinem Namen („Weltsprache") gemäß sich über alle Culturvölker hin Anhänger verschafft hat, ist besagter Wahlspruch von keinem Verständigen anders gemeint worden als so, wie Liptay seiner Zukunftssprache selbst das Sehnsuchtsziel stellt.

Noch wunderbarer ist für einen so weltkundigen Mann, als welchen wir uns doch wol den Verfasser denken müssen, die abenteuerliche Idee, daß die ohne Zweifel zu immer innigerer Völkerberührung führenden Fortschritte der Menschheit sogar eine „Homogenität aller Bewohner des Erdballs" zuletzt herbeiführen müßten. Das wird bis ans Ende aller Dinge nie geschehen. Die Verkehrsmittel können noch so sehr für die Praxis des Völkerlebens die Entfernungen kürzen, aufzuheben vermögen sie sie nicht; erst recht aber bleiben die großen Gegensätze in der Natur der Länder bestehen. Beides, verschiedenartige Beschaffenheit und Entlegenheit der Wohnräume voneinander hat die ureinige Menschheit zu Rassen und Völkern gesondert und wird sie für alle Zukunft gesondert erhalten, so in Sitte wie in Sprache.

Doch dem Leser d. Bl. wird vor allem darauf ankommen, von des Verfassers eigenem Weltspracheplane zu hören. Wir verweilen deshalb nicht bei der kritischen Ueberschau, die letzterer von den frühern Versuchen ähnlicher Art gibt. Nur ein einziger dieser Versuche, der des Volapük, hat es ja zu einiger Bedeutung gebracht. Und Liptay spricht sich durchaus nicht mit der bei uns in Deutschland jetzt üblichen Verachtung über das Volapük aus:

> Dank dem unsterblichen Verdienste, das sich Pfarrer Schleyer um den Weltsprachgedanken erworben, können wir außer von einer Weltgeschichte und einer Sprachgeschichte auch bereits von einer Weltsprachgeschichte reden und mit Genugthuung auf den Bestand einer Volapükliteratur hinweisen. Diese culturhistorische Thatsache besteht, so gern sie auch von den Gegnern des Volapük geleugnet werden möchte und vielfach auch geleugnet wird; sie geben wol ein ladinisches, ein albanesisches, ein baskisches Schriftthum zu, doch die seit einem Jahrzehnt aufgeschossenen, in Schleyer's Sprache verfaßten Bücher und Schriften sehen sie nicht!

Liptay verschließt sein Auge weder vor den unleugbaren Erfolgen, die das Volapük erzielt hat, noch vor seinen innern Vorzügen, ohne welche seine Triumphe eben nicht geschehen wären. Das höchste und unbestreitbarste Verdienst der Schleyer'schen Weltsprache dürfte wol ein theoretisches sein, nämlich dieses: durch die Thatsache seiner von allen Culturvölkern bis nach China hin in Schrift und Wort seit Jahren erprobte Brauchbarkeit die Haltlosigkeit des bei uns Deutschen den Sprachforschern fast allgemein nachgebeteten Satzes erwiesen zu haben, eine Sprache könne man nicht „machen". Selbst wenn das Volapük einmal gänzlich eingehen sollte, nie wird die geschichtliche Gerechtigkeit ihm die Anerkennung versagen dürfen, daß es die Möglichkeit einer rein künstlichen Sprache erhärtet hat. Man warf uns entgegen: „Ja, auf dem Papier könnt ihr ein solches Hirngespinst entwerfen, aber eine lebensfähige Sprache wird daraus nimmermehr!" Nun, wir schreiben seit Jahren in allen Erdtheilen Briefe einander in Volapük, drucken Bücher und Zeitschriften in Volapük, die so gut in Honkong und Melbourne wie in San Francisco und St. Petersburg gelesen werden. Wieder hieß es dann: „Ja, aber sprechen könnt ihr eine solche Kunstsprache nie, jedes Volk wird die Worte anders aussprechen!?" Und siehe da, Volapük wird von allen Menschen gleichartig ausgesprochen, viel gleichartiger als sein erlauchter Vorgänger, das Gelehrtenlatein! Auf dem letzten internationalen Volapük-Congresse in Paris wurden die mehrtägigen Verhandlungen allein volapüko geführt und von den anwesenden Vertretern der verschiedensten Nationen sehr wohl verstanden.

In fünf Minuten kann ich jedem sprachlich einigermaßen vorgebildeten Menschen die Grammatik des Volapük lehren; dann ist er im Stande mit jedem Russen,

Magyaren, Rumänen, Serben, Japaner oder Chinesen unter Zuhülfenahme des betreffenden Volapükwörterbuchs fehlerfrei und durchaus verständlich zu correspondiren. Das scheint mir der zweite unbestreitbare und sehr praktische Vorzug des Volapük zu sein, ein Vorzug, dessen sich keine andere Sprache der Welt rühmen kann, noch jemals eine rühmen konnte.

Und Liptay, welcher dem Volapük vollkommen zugesteht, daß es diese großartige Leistungskraft verdankt „der Simplicität der Mittel, der Transparenz der Procedur, der Genialität der Auffassung, der Ingeniosität der Ausführung" — er verwirft trotzdem Schleyer's Sprache und ersinnt ein neues Idiom? Ja das thut er, denn sein Verdict lautet:

Das Volapük kann als willkürliche, ja selbst phantastische Schöpfung niemals die Gemeinsprache civilisirter Nationen werden. Mögen die sonstigen Vorzüge des Schleyer'schen Sprachsystems noch so bedeutend sein, die Welt würde es sich nicht aufdringen lassen, schon weil es als Kunstproduct die Schöpfung eines Einzelnen ist, der den Willen der Millionen nicht berücksichtigt und ihre Meinung nicht befragt, und par ordre du Moufti läßt sich die Welt heutzutage eben nichts mehr bieten! Und somit beugen wir uns vor dem Geiste Schleyer's, doch sein Werk, jeder Base entbehrend, hat für uns blos historischen Werth und verdient nur als Kunstprodnct unsere Anerkennung.

Der Verfasser geht nun ans Werk und holt sich grammatische Formen sowie Worte aus dem wirklich vorhandenen Sprachschatze, nämlich aus dem Romanischen. Das thaten verschiedene Neuerfinder von Weltsprachen, die da vermeinten, Schleyer überrumpfen zu können, schon vor Liptay. Sehen wir nun zu, ob er vielleicht einen glücklichern Griff hatte als diese.

Weil es so viele Millionen Romanen gibt, die sammt und sonders den Begriff Vater und Aeltern mit einem vom lateinischen pater oder parens abgeleiteten Ausdrucke bezeichnen, so heißt in Liptay's Zukunftssprache der Vater parent. Wir setzen gleich die Declination dieses Wortes derjenigen des aus germanischer Wurzel stammenden gleichbedeutenden Volapükwortes fat zur Seite:

Sing.:	parent	fat
	de parent	fata
	a parent	fate
	parent	fati
Plur.:	parentes	fats
	de parentes	fatas
	a parentes	fates
	parentes	fatis.

Wir vermögen bei der Mehrsilbigkeit der Liptay'schen Formen nur den einen Vorzug derselben vor dem Volapük zu erkennen: das Gleichlauten von Nominativ und Accusativ. Etwaigen Misverständlichkeiten vorzubeugen erschuf Schleyer einen Accusativ; er darf abgeschafft werden, denn das im Weltverkehre als brauchbarste aller Völkersprachen bewährte Englisch kennt keinen Unterschied mehr zwischen den beiden Casus.

Ueber die Conjugationsgründung ist sich Liptay noch nicht ganz im klaren. Er schlägt vor, z. B. den Stamm am (lieben) im Präsens zu formen amo, ama, ame, Plural: amos, amas, ames oder durch Vorsetzen der persönlichen Fürwörter vor am oder das mit präsentischem e versehene am (eo ame, tu ame, elo ame, Plural: nos ame, vos ame, elos ame). Dem letztern scheint er mehr zuzuneigen, denn er unterscheidet alle andern Tempora durch suffigirte Vocale, z. B. das Perfectum durch angehängtes a; damit nun ama „ich habe geliebt" unterschieden werde von „du liebst" in der zuerst gestellten Conjugationsweise, so soll ersteres áma, letzteres amá ausgesprochen werden. Mit angehängtem ó wird dann das Futurum, mit ú das Plusquamperfectum, mit ao das Futurum exactum ausgedrückt. Zur Bezeichnung des Passivs dient das aus lateinischem esse entnommene é, im Präsens als Endung, sonst als vornangestelltes Hülfszeitwort:

eo amé ich werde geliebt
eo é amá ich bin geliebt worden
eo é amú ich war geliebt worden
eo é amó ich werde geliebt werden
eo é amao ich werde geliebt worden sein.

So viel wird jedem aus dem soeben Mitgetheilten klar sein, daß sich der Verfasser mit diesen fast ganz willkürlichen Aufstellungen nicht (wie er vorgibt und offenbar auch sich selbst einredet) auf dem Boden organischer Sprachentwickelung verweilt, sondern eine kaum weniger künstliche, nur weit weniger einfache Grammatik erschafft, als sie dem Volapük eigen ist. Denn man vergleiche den an das Englische anschließenden Stamm löf (lieben) des Volapük in seinen wundervoll einfachen, stets auf der Schlußsilbe betonten Abwandlungsformen, gebildet durch Präfixe und die als Personenzeichen einfach angehängten Fürwörter ob, ol, om, (ich, du, er):

	Activ	Passiv
Präs.:	löfob	palöfob
Imperf.:	älöfob	pälöfob
Perf.:	elöfob	pelöfob
Fut.:	olöfob	polöfob
Fut. ex.:	ulöfob	pulöfob.

Wie unnöthig bei Liptay die Vielzahl der Fürwörter, andere im Plural wie im Singular (eo und nos, tu und vos), gegenüber der Consequenz im Volapük ob, ol, om — obs, ols, oms! Freilich wird jener entgegnen, er wolle ja gar nicht „consequent", sondern nur naturgemäßer verfahren, deshalb bilde er nicht eos und tus, sondern nehme die so einfachen, classischen und wenig entstellt noch im Völkergebrauch vorhandenen Worte nos und vos. Warum sagt er dann aber amos und amas, ganz consequent, jedoch rein künstlich gebildet? Warum vereinfacht er nicht nos und vos zu no und vo, obgleich er doch das lateinische amas (du liebst) in ama umformt, „da s durchaus nicht so leicht auszusprechen, wie es besonders der Spanier beweist, der es im Auslaute sehr unvollkommen und im Auslaute vor p oder t gar nicht ausspricht, ohne ein kurzes e vorausgesetzt zu haben: especulación, estudio"? Wenn irgendein Consonant, der nicht allein für viele Menschen schwierigen, sondern sogar völlig ungleichartigen Aussprache

halber aus einer „Weltsprache" auszuschließen oder doch aufs äußerste in seiner Anwendung zu beschränken ist, so kann man das einzig und allein von r behaupten. Liptay denkt sich wie die meisten, Schleyer habe nur den Chinesen zu Liebe r verbannt. Das ist unrichtig; das Volapük besitzt das r, gebraucht es indessen nur in sehr wenigen Wörtern, da jenes reichliche Viertel der Menschheit, das auf die Chinesen entfällt, nur in untergeordneten Mundarten das r kennen, eine Menge anderer Menschen aber (z. B. die Mitteldeutschen) das r fast wie ch aussprechen oder auch unhörbar lassen (wie Mommsen's Töchterchen in phonetischer Ehrlichkeit einen Brief an ihren Schwager mit den Worten begann: „Lieba Schwaga").

Ohne uns nun weiter bei den sehr fragwürdigen Versuchen Liptay's aufzuhalten, eine künstlich-natürliche oder natürlich-künstliche Grammatik für sein Neuvolapük zu erschaffen, wollen wir nur noch einen Blick werfen auf sein Princip der Worterzeugung für seine Sprache. Denn über das Princip ist er in dieser Hinsicht noch nicht zur That geschritten. Sehr naiv vermeint er, es sei im Namen des conservativen Anschlusses an Gegebenes das Beste, man nehme zuvörderst das Lexikon der romanischen Sprachen behufs Ausplünderung her, hebe namentlich diejenigen Vocabeln heraus, welche auch im Englischen und im Deutschen (unter den zahlreichen dem Romanischen oder Lateinischen abgeborgten Fremdwörtern) vorkämen, das Uebrige — werde sich dann schon später finden!! Ganz verständig stellt der Verfasser gleich eingangs den Satz auf, seine Weltsprache solle sich keineswegs „über die ästhetischen Ansprüche hinwegsetzen, solle denselben aber erst in zweiter Linie Rechnung tragen, sich hingegen vor allem der Kürze und Bündigkeit befleißigen". Nun auf einmal erfahren wir aber, daß sie auch noch betreffs der Baumaterialentnahme Rücksicht nehmen soll auf die Zahl der Menschen, welche als Maßgebende dabei in Betracht gezogen werden (die mehr als 100 Millionen Slaven bleiben unberücksichtigt, erst recht unbeachtet bleibt China, obwol es mehr Bewohner zählt als ganz Europa, und Japan, das volkreicher ist als die britischen Inseln; die Germanen werden, wie schon gesagt, nur insoweit beachtet, als sie sich sprachlich das romanische Joch auf den Nacken gelegt haben). Und wie soll denn nun der großen Hauptsache gedient werden, um derentwillen doch allein das Ersinnen einer Weltsprache lohnt, nämlich der Kürze, der Abkehr von den rein zufälligen, wenn auch sprachgeschichtlich noch so anziehenden Weitschweifigkeiten, Zeit- und Kraftverschwendungen der Völkersprachen? Das läßt uns der Verfasser kaum errathen. Er ist des Beifalls zartfühlender Philologen gewiß, wenn er Schleyer's Wortbildung, die nach dem klaren Principe phonetischer Vereinfachung aus dem Schatze des Latein, mehr noch der romanischen, am meisten der germanischen Sprachen schöpft, ein „Sakrileg" nennt, so wenn Schleyer aus episcopus Bischop (geschrieben bijop) macht. Haben wir Barbaren uns aber darum eines geringern Sakrilegs schuldig gemacht, weil wir in vielen Jahrhunderten zu derselben Kürzung Bischop (niederdeutsch) oder Bischof durchdrangen, die Schleyer nach dem Receepte verfügte, der Katze den Schwanz nicht unnützerweise stückweise abzuschneiden. Mit rührender Pietät erwägt Liptay die an das Romanische sklavisch sich anschmiegende Formung seiner Zahlwörter. Er fragt unter andern, wie man wol „sieben" ausdrücken solle? Am liebsten hielte er sich an das schöne lateinische septem; leider erinnern sich die Deutschen zu wenig, daß auch ihr „sieben" gewiß einst ein t enthielt wie das altindische saptan, das griechische hepta, jedoch der Schulbube lernt ja schon in Sexta sein septem; da nun der Italiener aus septem sette, der Franzose sept gemacht habe, so wäre wol für das Liptay-Volapük set die geeignetste Form. Aber nein! Das wäre zu „sakrilegisch" (als wenn die Franzosen nicht in der Aussprache, die Provenzalen nicht auch in der Schrift seit Jahrhunderten bereits dies Sakrileg begingen!). So lautet denn die Entscheidung dahin: „Halten wir uns an die classische Form septem, welcher wir uns, wenigstens vorläufig, das m zu amputiren erlauben, in der Erwartung, daß septe oder sept bald zu sete oder set allgemein vereinfacht werde."

Also ein bischen amputiren ist erlaubt, ja unter Umständen hat der im Grunde gar nicht so rigorose Verfasser auch nichts dagegen, wenn man den germanischen Sprachschatz um ein Darlehn angeht und gleichfalls ein bischen amputirt. In den acht Wortbildungsvorschlägen, mit welchen er sein Buch schließt, wird freigestellt, die Katze im Zukunftsidiom entweder fele zu taufen oder „die dem Deutschen familiärere Form kat" vorzuziehen. Nun, mit letzterm Freigeben ist Herr Liptay einfach ins Heerlager des Volapük hinübergetreten. Doch halt! Ein sehr großer Unterschied liegt gleichwol vor. Volapük ist nicht recht constitutionell geboren; die Liptay'sche Weltsprache dagegen soll so zu Stande kommen, daß die Liptay'schen Vorschläge im Druck behufs Begutachtung „an alle geistig oder social hervorragende und somit einflußreiche Persönlichkeiten beider Geschlechter und aller Stände versandt werden"; eingefügte Blätter Schreibpapier sollen dann dazu dienen, die Aeußerungen über die gethanen Vorschläge aufzunehmen „entweder vom Empfänger selbst oder, bei Mangel an Zeit oder Lust, von einem der Lösung dieses Problems mehr Interesse entgegenbringenden Freunde".

Wir möchten in aller Bescheidenheit von den Riesenauslagen, welche Druck, anderweite Ausstattung und Versandt solcher umfangreicher polyglotter Wörterbuch-Entwürfe in den absichtsgemäß doch nach Tausenden zählenden Exemplaren verursachen würden, ernsthaft abrathen. Der Verfasser, welcher andern die selbstgefällige Geringachtung des Volapük zum Vorwurfe macht, hat selbst dessen Geschichte zu wenig beherzigt, sie auch wol, in transatlantischen Fernen weilend, nicht selbst zu durchleben Gelegenheit gehabt, sonst würde er nicht so leichthin an die Verwirklichung seines Planes herantreten. Andernfalls hätte er sich nebenbei auch die ganze weitläufige Auseinandersetzung ersparen können darüber, ob eine Weltsprache nicht der

Höflichkeitsfürwörter wie Sie, Ihre u. s. w. entrathen könne. Diese moderne Thorheit haben wir Volapükisten bereits auf dem internationalen Volapükcongresse in München abdecretirt. Es war damals eine sehr angeregte Debatte dem Beschlusse vorangegangen, das altlateinische „Du" für jedermann wieder in Geltung zu bringen, eine Debatte, der es nicht an erheiternden Wendungen fehlte (nachdem Madame Pallier als Vertreterin der „höflichsten aller Nationen" versichert hatte, keine französische Dame werde sich beleidigt fühlen, von einem wildfremden Herrn in Volapük geduzt zu werden, ereiferte sich schließlich nur ein sackgrober Schwabe gegen den Unfug, daß ihn fortan jeder Stiefelputzer weltsprachlich mit „du" anreden könne).

Das Geheimniß der Erfolge des Volapük liegt gar nicht allein in der schwer zu übertreffenden Einfachheit seines grammatischen Baues, sondern vornehmlich darin, daß es sich durch die einsichtsvolle Pflege, die es seitens tüchtiger Männer weit über Deutschlands Grenzen hinaus genoß, decentralisirend heimisch machte in allen Culturstaaten, daß es sich auf solche Weise wie keine einzige andere Kunstsprache zu einer Literatursprache diesseits und jenseits des Weltmeeres aufschwang, ja in neuester Zeit für seine selbstverständlich noch nöthige Weitervervollkommnung einer Akademie anvertraut wurde, die unter der Leitung eines ausgezeichneten Sprachenkenners, Professor August Kerckhoffs in Paris, ihre Mitglieder unter sämmtlichen Hauptculturnationen gesucht und gefunden hat. Die schwierigste Aufgabe, der Ausbau des Vocabulars, ist seit letztgedachter Wendung sichern Händen anvertraut, und schon heute verfügt das Volapük über 14000 Worte, von denen kaum mehr als ein Zehntel Einprägung fordern, indem die begrifflich zusammengehörigen Worte nach bestimmten Regeln aus der Bezeichnung des Grundbegriffs von selbst sich gestalten. Inzwischen ist das Volapük bei der ihm innewohnenden logischen Schärfe zu jedwedem geschäftlichen wie wissenschaftlichen Gedankenausdrucke fähig befunden worden; selbst in Dichtung und Lied (wozu es gar nicht berufen) hat es mit unerwarteten Ehren bestanden, steht es doch im Reichthume an Vocalen, in der Freiheit von unschön gehäuften Consonanten dem Italienischen verwandtschaftlich zur Seite.

Kurz: die gewaltigsten Schwierigkeiten für eine Kunstsprache, einen Wortschatz zu erzeugen, sich über den engsten Heimatskreis lebenskräftig zu verbreiten, eine Weiterentwickelung sichernde Organisation zu erzielen, — sie alle hat das Volapük glücklich überwunden. Das verkennt Liptay und denkt, alles Heil läge einfach im Anknüpfen an die paar romanischen Sprachen und einer Mithülfe „aller hervorragenden Persönlichkeiten beider Geschlechter". Trotzdem bleibt sein Buch von Werth für unsere Zeit, weil es ernst den Spott und Hohn verurtheilt, der sich so billig und meist so fade über den Weltsprachegedanken überhaupt hermacht, als sei nicht eine der größten Segnungen der Culturausbreitung über Europa in der frühern Weltsprache, im Latein, zu verehren. In kommenden Jahrhunderten wird man an Stelle des Latein ein verbessertes Volapük oder das Englisch haben.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Das erste Heft des fünften Bandes, zugleich des Jahrgangs 1891, der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde" (Freiburg i. Br., Mohr), bringt nach der rechts- und sprachvergleichenden Untersuchung über „Friede und Recht" von Ludwig Huberti eine sehr anziehende und um ihrer Methode willen wichtige und hoffentlich bedeutungsvolle Studie zur vergleichenden Verfassungsgeschichte von Hans von Kap-Herr: „Bajulus, Podestà, Consules". Die für die geschichtliche Erkenntniß ungemein befruchtend gewesene Betrachtung vom rechtshistorischen Standpunkte aus hat auch wieder die Gefahr mit sich gebracht, daß die Fülle der Erscheinungsformen viel zu wenig in Berücksichtigung gezogen wird und die Neigung überhand gewinnt, auf Grund unvollständigen Materials Entwickelungsgesetze aufzustellen, denen die normative Gültigkeit von Rechtssätzen zugesprochen wird. Als Beispiel diene die auch in diesem Hefte der Zeitschrift wieder erörterte Frage nach dem Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Im Hinblick hierauf begrüßen wir H. von Kap-Herr's Emancipation mit Freuden. Von manchem Banne, der auf unsern öffentlich-rechtlichen Vorstellungen lastet und im politischen Leben zu unserer Selbsterniedrigung führt, würden wir frei werden, wollten wir die vergleichende Methode fleißiger und allgemeiner anwenden. Freilich führt diese Methode von der vielgepriesenen Arbeitstheilung, vom Specialistenthum immer mehr ab und unwillkürlich zu einer weitern und freiern Anschauung hin, die zunächst noch eine Weile auf Verständniß und Anerkennung zu warten haben wird. Im weitern bietet O. Hartwig eine Fortsetzung seiner „Florentiner Geschichte 1250—1292", und Moritz Brosch bespricht das Verhältniß Elisabeth und Leicester's. K. Maurer gibt eine Uebersicht der neuern Geschichtsliteratur für Island, A. Molinier zur Geschichte Frankreichs im Mittelalter. Nachrichten und Notizen, und O. Masslow's Bibliographie zur Deutschen Geschichte bis Ende December 1890 machen den Schluß.

— Das vierte Heft des ersten Bandes der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", herausgegeben von Dr. Christian Meyer (Berlin, Lüstenöder), enthält: Otto Henne am Rhyn, „Der Geisterspuk in der deutschen Volkssage"; Arthur Kleinschmidt, „Die Weltstellung Augsburgs und Nürnbergs"; Konrad Thümmel, „Der Landsknechte Recht und Gebräuche"; Alois John, „Dorf und Bauernhof in Deutschland sonst und jetzt".

— Als in den Jahren 1874—1876 Otto Ule's gemeinverständliches Werk zur Erdkunde „Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche" in Anlehnung an Elisée Reclus', des berühmten französischen Geographen, „La Terre" erschien, gewann diese Veröffentlichung große Verbreitung. Inzwischen hat die allgemeine Theilnahme sich dem Wissen von der Erde mehr und mehr zugewandt, folglich sind auch immer mehr Verlagshandlungen bemüht gewesen, dem Bedürfnisse entgegenzukommen. Nichtsdestoweniger darf die eben erscheinende zweite Auflage des Ule'schen Buchs, in völlig neuer Bearbeitung durch den Sohn des verstorbenen Verfassers, den Privatdocenten in Halle, Dr. Willi Ule, auf Beachtung rechnen; denn das in weiten Kreisen wohlbekannte Buch hat große Vorzüge. Die gegenwärtige Verlagshandlung

von O. Salle in Braunschweig verheißt durchaus neugezeichnete Karten und die Ersetzung schlechter Textbilder, wie sie in der ersten Auflage auch in d. Bl. gerügt worden, durch neue und bessere. Zugleich sind mannichfache Kürzungen des Textes vorgenommen, sodaß das Buch in 15 Lieferungen zu 60 Pf. abgeschlossen sein soll.

— Von Dr. Otto Henne am Rhyn in St.-Gallen ist eine wohlgemeinte Schrift herausgegeben: „Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwickelung und die Aufgaben des Reiches" (Hannover, Carl Meyer, 1891). In der Beantwortung der drei Fragen: Wie ist das Deutsche Reich entstanden? Was haben die Deutschen ihrer Einigung zu verdanken? Was thut dem Deutschen Reiche noth? schildert er unter Anlehnung an Jastrow, von Sybel und Oncken den Entwickelungsgang der nationalen Idee und die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, zählt die Errungenschaften des neuen Staatswesens mit kurzer Charakteristik derselben, oft in Gegenüberstellung der bezüglichen frühern Zustände, auf und betrachtet als das dringendste Bedürfniß des Deutschen Reichs seine Heilung vom Hauptübel, vom es zersetzenden Parteiwesen, das den Zusammenschluß aller wahrhaft deutschgesinnten, für die Zukunft des Vaterlandes besorgten und für dessen Wohlfahrt begeisterten Männer gegen die Socialdemokratie hindert. Im Versuche, auf 30 Seiten die Parteien zu kennzeichnen, erweist der Verfasser entweder keine ausreichende Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse oder, falls er sie besitzt, nicht den freien Blick gegenüber liberalistischen Vorurtheilen, der ihn befähigte, die Thatsachen in ihrem Werthe und ihrer Tragweite zu würdigen.

— Professor Dr. H. Nabert's „Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa" liegt uns in der Probesection, der zweiten des auf acht Sectionen berechneten Werks, vor (Glogau, Flemming, 1891). Der im Mai 1890 verstorbene Verfasser hat in jahrzehntelangen Studien nach österreichischen, russischen, preußischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen amtlichen Quellen, nach Reiseberichten des Dr. Lotz und eigenen Untersuchungen schon in den Jahren 1844 und 1848, dann von 1878 bis 1884 und 1886 und 1887 dieses Hauptwerk seines Lebens noch in abgeschlossener Vollendung im Auftrage des Deutschen Schulvereins dem Druck übergeben können, dessen Ueberwachung Professor Dr. Richard Boeckh übernommen hat. Im beträchtlichen Maßstabe von 1 : 925000 wird eine Uebersicht über das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet geboten, wie über alle jetzigen deutschen Niederlassungen und Sprachinseln von Calais bis zur Wolga und dem Kaukasus, und die im Westen, Süden und Osten dem Deutschthum verloren gegangenen Bezirke. Nach der vorliegenden Section, deren Diagonalpunkte etwa Polangen und Eger, der Nordzugang zum Großen Belt und Tarnopol bilden, werden jene verlorenen Bezirke durch gelbe Schraffirung — gelb ist die dem Deutschen zugewiesene Farbe — bezeichnet; deutsche Stadtgründungen, in denen das Deutsche sich nicht erhalten hat, sind durch besonders gefärbte Schrift kenntlich gemacht, zunächst in Böhmen. Unsere Karte weist vornehmlich die deutsch-slawischen Grenzberührungen und -Eingriffe auf; dazu tritt auf russischem Gebiete, und nach dem Plane des Unternehmens nur auf diesem, auch die Hervorhebung der jüdischen Niederlassungen. So bietet das völlig durchsprenkelte Polen einen gar merkwürdigen Anblick. Sehr zu würdigen ist auch die Unterscheidung des Oberdeutschen und Niederdeutschen nicht nur durch die Färbung, sondern auch durch eine trennende Linie. Der weitern Folge der hochinteressanten Arbeit, der sechs Nebenkärtchen beigefügt werden, sehen wir begierig entgegen. Der Preis jeder Section ist 3 M. Die Gesammtkarte soll eine Höhe von 1,53 Meter und eine Breite von 3,13 Meter erreichen.

— Wie uns selbst erst kürzlich, obwol schon zu Beginn 1888 erschienen, Emil Metzger's „Geographisch-Statistisches Welt-Lexikon" (Stuttgart, Felix Krais) in die Augen fiel, zögern wir nicht auf dieses sehr brauchbare Hand- und Nachschlagebuch unsere Leser aufmerksam zu machen. Es will ein „Verzeichniß der Länder, Völkerschaften, Meere, Inseln, Seen, Flüsse, Gebirge, Staaten, aller nennenswerthen Städte, Dörfer u. s. w. der ganzen Erde" sein. Unter der Berücksichtigung, daß das Manuscript vor vier Jahren etwa fertig gestellt ist, wird man den Anspruch nahezu anerkennen dürfen. Auf 832 Seiten Lexikonoctav bietet das Werk in der That wol in den weitaus meisten Fällen die gewünschte Auskunft. Eine Reihe von Tabellen über Verkehrsverhältnisse dient dem oberflächlichen Orientirungsbedürfnisse. Die Erklärung einer Anzahl geographischer Namen will uns in ihrer Dürftigkeit nicht am Platze erscheinen. Für Berichtigungen und Ergänzungen ist schon während des Drucks redlich Sorge getragen; das bietet Bürgschaft für die sorgfältige Durchsicht, der eine zweite Auflage unterzogen werden würde.

Bibliographie.

Bertouch, E. v., Vor 40 Jahren. Natur und Cultur auf der nordfriesischen Insel Nordstrand. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M.

Busse, Katharine v., Meereszauber. Eine Erinnerung an die Ostsee. Leipzig, Baldamus. 12. 1 M. 20 Pf.

Cohen, A., Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Abzahlungsgeschäftes. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Fokke, A., Ueber Hans Herrig. Wilhelmshaven. 8. 75 Pf.

Fricke, G., Der bayerische Feldmarschall Alessandro Marchese Maffei. Ein Beitrag zur Geschichtsschreibung und zur Geschichte der Türkenkriege und des spanischen Erbfolgekrieges. Berlin. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Gerber, P. H., Grundzüge einer naturgemässen Jugendbildung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 M.

Geyer, F., Die Bismarck-Hetze. Berlin, Friedrichs u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Glasenapp, C. F., Wagner-Encyklopädie. Haupterscheinungen der Kunst- und Kulturgeschichte im Lichte der Anschauung Richard Wagners. In wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften dargestellt. 2 Bde. Leipzig, C. W. Fritzsch. Gr. 8. 15 M.

Grohe, M., Ghaselen und Glossen. Leipzig, Elischer Nachf. 12. 1 M.

Hechtenberg, A., Wie gewinnt die Schule Einfluß auf die Gestaltung des Lebens ihrer Schüler? Auch ein Beitrag zur Schulreform. Ein Vortrag. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 40 Pf.

Herrenschneider, E. A., Versuch einer Ortsgeschichte von Weier auf'm Land. Colmar, Barth. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Juncker, A., Das Ich und die Motivation des Willens im Christentum. Ein Beitrag zur Lösung des eudämonistischen Problems. Halle a. S., Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Langkavel, B., Der Mensch und seine Rassen. Mit 4 Chromobildern, 40 Vollbildern und über 200 in den Text gedruckten Illustrationen. 1. Hft. Stuttgart, Dietz. Gr. 8. 20 Pf.

Memoiren eines alten Diplomaten. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Menzenbach, J., Ludwig Windthorst in seinem Leben und Wirken. Trier, Paulinus-Druckerei. Gr. 8. 50 Pf.

Pfister, H. v., Vom Ursprunge der Franken unter Bezugnahme auf Trittenheims Chronik, sowie auf Athikus Histrins. Darmstadt, Aigner. Gr. 8. 75 Pf.

Die internationale Polarforschung 1882—1883. Die deutschen Expeditionen und ihre Ergebnisse. 1. Bd. Geschichtlicher Theil und in einem Anhang mehrere einzelne Abhandlungen physikalischen und sonstigen Inhalts; herausgegeben im Auftrage der deutschen Polar-Kommission von deren Vorsitzendem G. Neumayer. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 14 M.

Sacher-Masoch, L. v., Zu spät. Die Karrenschlägerin. Novellen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Scheibert, J., und M. v. Reymond, Die mitteleuropäischen Kriege in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71. Nach den Werken des österreichischen und preußischen Generalstabes bearbeitet. 2 Bde. Berlin, Dr. W. Pauli. Gr. 8. 18 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Torresani, C. Baron, Die Juckercomtesse. Roman aus der Gesellschaft. Dresden, Pierson. 8. 4 M.

Unruh, F., Das patriotische Drama in dem heutigen Frankreich. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer. Gr. 4. 1 M.

Wagner, R., Soll es mit Helgoland wie ehemals mit der „4. Bundesfestung am Oberrhein" gehen? Kein Scherz — eine Mahnung. Mit 1 Karte von Helgoland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 50 Pf.

Weddigen, O., Zur Geschichte des deutschen Meistergesanges. Wiesbaden. Gr. 8. 1 M.

Westarp, A. Graf v., An den Kaiser. Eine deutsche Bitte. Berlin, Rentzel. Gr. 8. 20 Pf.

Ein Wort zur Schulreform von einem Philologen aus den Reichslanden. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 50 Pf.

Offene Worte über die österreichisch-ungarische Armee in ihrem Verhältniß zum deutschen Reichsheer. Auf Grund eigener Beobachtungen von A. v. E. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von Ludwig August Frankl. Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8°. 277 Seiten. Preis geheftet M. 6. —. In geschmackvollem Einband M. 7. —.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8°. 191 Seiten. Preis geheftet M. 4. —. In geschmackvollem Einband M. 5. —.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, Vermischte Schriften. 8°. 373 Seiten. Preis geheftet M. 6. —. In geschmackvollem Einband M. 7. —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Alton Locke,
Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

„Alton Locke", der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben dem bereits in fünfter Auflage erschienenen Roman „Hypatia", zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus.

Hypatia,
oder
Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Fünfte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine
Gemeinsprache der Kulturvölker.

Von

Dr. Alberto Liptay.

8. Geh. 4 M.

Ein Vorschlag zur Erlangung einer zweckmäßigen, leicht erlernbaren Weltsprache, welche von allen Kulturvölkern verstanden werden kann. Der berühmte Linguist Prof. Dr. Max Müller in Oxford hat die Widmung des Werks angenommen.

Schriftsteller wünscht mit einer Dame in **Briefwechsel** zu treten. Geehrte Offerten höflichst erbeten unt. **H. w. 26556** an **Rud. Mosse, Halle a./S.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Aimarà-Sprache.

Mit einer Einleitung über die frühere Verbreitung der diese Sprache redenden Rasse und ihr Verhältniss zu den Inkas.

Von

Dr. E. W. Middendorf.

(Die einheimischen Sprachen Perus. Fünfter Band.)

8. Geh. 20 M.

Die erste Grammatik der Sprache des Aimarà-Volkes, welches der Verfasser als das Stammvolk des berühmten Herrschergeschlechts der Inka nachweist, gleich den vorhergehenden Werken des Verfassers für Sprachforscher und Ethnographen von hohem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Diese vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's empfiehlt sich durch ihre literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 25. Juni 1891.

Inhalt: Biographisches. Von Friedrich Bienemann. — Neue Romane. Von Hans von Basedow. — Dramatisches Allerlei. Von Karl Siegen. — Zur Literaturgeschichte. Von Heinrich Löbner. — Schütt'le dich, Germania! Von Friedrich Bienemann. — Deutsche Volksschauspiele. Von Ludwig Fränkel. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Biographisches.

1. Leopold von Ranke's Sämmtliche Werke. 53. und 54. Band: Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 9 M.

Seit im vergangenen Herbste die Ausgabe der langen Reihe von Ranke's Sämmtlichen Werken — mit Ausschluß der „Weltgeschichte" und „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV." — mit dem vorliegenden Doppelbande zur Vollendung gelangte, wie oft hat Schreiber nach ihm gegriffen und sich erquickt an der Selbstoffenbarung dieses harmonisch in sich geschlossenen Geistes, an der Lebensfülle der Interessen und Beziehungen, die der große Geschichtschreiber schon früh umfaßte und in der glücklichen Entwickelung seiner persönlichen und beruflichen Geschicke immer reicher ausgestaltete und ergänzte! Welch ein Genuß, die Entstehung, den Werdegang der einzelnen Bücher zu verfolgen, die ein Menschenalter hindurch einem nach und nach vertraut geworden, die Gedanken des Verfassers über sie kennen zu lernen, und ihn dann wieder auf seinen Reisen, bei seinen Begegnungen mit hervorragenden Männern zu begleiten, in sein Familienleben blicken zu dürfen! Am unmittelbarsten tritt solche Selbstbekundung uns in den ausgewählten Briefen entgegen, die von 1819 bis 1886, also vom 24. bis ins letzte Lebensjahr reichen; sodann aus den vereinzelten Tagebuchblättern, in denen von 1870 ab die politische Betrachtung vorherrscht, endlich aus den wiederholten Ansätzen zur eigenen Lebensbeschreibung bis zum Beginne der eigenen historiographischen Thätigkeit und aus den Uebersichten über sein Leben und Streben, die der Greis beim Eintritte ins achtzigste und wieder ins neunzigste Lebensjahr in die Feder dictirte. Hier und besonders in der letzten vom November 1885 hat er die Summe seines Wirkens gezogen und die innern wie die äußern Verknüpfungen dargelegt, die das eine seiner Werke mit dem andern verbanden und das ganze ungeheure Schaffen als eine einheitliche, in ihren einzelnen Absätzen in sich bedingte That erkennen lassen.

Nach den erwähnten Schriften gliedert sich der Inhalt des Bandes: Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung; Briefe; Tagebuchblätter; als Nachlese sind verschiedene Gutachten, Denkschriften veröffentlicht, die zum Theile schon an früherer Stelle ihren Platz hätten finden müssen, wenn sie zur Zeit bekannt gewesen wären. Für die sorgsame Erfüllung seiner gegen den Todten wie gegen dessen Jünger und Freunde übernommenen Pflicht gebührt dem Herausgeber dankbare Anerkennung.

Die ersten und ausführlichsten Mittheilungen aus seinem Kindheits- und Jugendleben hat Ranke 1863 dictirt; sie sind schon 1887 in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht worden und führen bis zum Antritt der ersten amtlichen Stellung am Gymnasium in Frankfurt a. O. 1818; das zweite Dictat vom Jahre 1819 behandelt diese Wirksamkeit bis 1825, ohne gerade mit ihr auch abzuschließen. Die jüngsten Mittheilungen gehen wieder auf den Anfang seines Lebens zurück, und da drängt sich die Wahrnehmung auf, wie gewisse weltgeschichtliche Erlebnisse des Schülers: der Tod Schiller's, die Schlacht von Jena, der Zug Napoleon's nach Lützen, das Verlesen des Berichts über die leipziger Völkerschlacht durch General Thielmann vor dem Thore der Schulpforte vom Greise dreimal wiederholt werden. Die Eindrücke dieser Begebenheiten wurden dem Knaben und Jüngling zu Ausgangspunkten selbständiger Gedankenentwickelung und die immer wiederholte Erinnerung daran bürgt für die Lebhaftigkeit und Dauer der durch sie gewonnenen Antriebe. Was vom Jugendleben der alte Mann zusammenfassend erzählt, wird durch die 32 Briefe aus dieser Zeit, fast alle aus Frankfurt, ver-

deutlicht und bestätigt. Dazu freilich tritt mancher Zug, von dem er nicht spricht. Mancher Lichtstrahl fällt auf Wesen und Gemüth des Altmeisters unserer Geschichtschreibung, der uns den Menschen näher bringt und Blicke in den Reichthum seiner Seele eröffnet, die er in seinen Schriften verschlossen hielt oder aus einzelnen Strichen nur wenige ahnen ließ. Nicht nur das ganz besonders innige Familiengefühl, die unverwelkliche Liebe zur thüringischen Heimat, auch die warme Theilnahme an allem Menschlichen weht den Leser aus den Briefen an. Da schildert er dem Bruder Heinrich einen Spazierritt am Pfingstabende 1823 nach Müllrose:

Wir nahmen den Rückweg auf mein dringendes Gesuch den Kanal entlang ... Wir ritten bald auf dem Fußsteige daran zur Linken, bald auf dem Fahrwege zur Rechten, denn viele Brücken und Schleusen verbinden die Ufer, aber fast immer durch einen Garten. Wir ließen die Pferde langsam gehen. Unsere Seelen erheiterten sich mit allen diesen blühenden Creaturen auch etwas. Am allerschönsten sind die Dörfer. Da ist eins mit Namen Spring, wo an jedem Bauernhause ein Garten, oben mit der vollen rothweißen Apfelblüte, unten mit den eben kommenden und hinaufbegehrenden Pflanzen, so schön in Ordnung prangte und zugleich gab und hoffen ließ. Vor den Thüren standen die Jungen und bissen in den eben frisch gebackenen Pfingstkuchen; die Mädchen scheuerten die Thüren, die Männer hackten das Holz zu ihrem Fleischtopf auf morgen; den Kanal in langen Reihen ruderte und zog man die Oderschiffe mit den Salztonnen hinauf. Nur vor dem Gute war alles still; aber das herrliche Grün der Kastanien und das frische Gras darunter lockte einen, auf die Bänke niederzusitzen und ein verständiges Gespräch zu führen. Uns war es lieb, daß wir zu Pferde waren. Erstens weil wir nicht müde wurden, zweitens weil wir so von oben das Innere der Gärten oder auch in einem Hause das wohlgemachte Bett sehen konnten und die Ordnung, mit der man das Fest erwartet. Ein schöner Weg.

Fast um dieselbe Zeit, nur fünf Jahre später, heißt es aus dem Studienaufenthalte zu Wien:

Ich habe hier einen schönen und einsamen Spaziergang: in dem Prater, hart an der Donau; es ist eine Art Damm, zu beiden Seiten mit schlanken Bäumen eingefaßt, die sich wol, wenn alles grün wird, darüber zum Dache wölben werden; sie bilden einen kleinen Wald mit Wiesen und frischem Rasen. Wo sie unterbrochen werden, hat man die Aussicht nach dem Wasser und jenseit der Donau nach den Bergen. Darüber geht die Sonne unter. Die Berge stehen dunkelblau. Ihre Umrisse treten gegen das Abendroth scharf hervor. Die Donau hat starke Flut und über ihre ganze Breite hin ist sie von der untergehenden Sonne beleuchtet. Die Luft ist still. Fern hört man aus den besuchteren Theilen des Praters Hörner und Trompeten. Kinder aus einem nahen Hause laufen den Damm herauf, das kleinere auf dem Fußsteige, das größere aber klettert gerade bergauf. Da ist dein Bruder glücklich, lieber Heinrich. In dem Gefühle irgendeiner Wendung der Weltschicksale, oder der Entwickelung eines einzelnen Lebens, wie ich's den Tag über betrachtet habe, bin ich hinausgegangen. Wo die Zerstreuung der Mannichfaltigkeit weicht, wo wir das ganze Dasein auf einmal in uns fühlen, Gottes und der Natur, und der Welt, und unser eigenes, da ist uns recht wohl; da bin ich dann.

Im selben Briefe — Ranke hatte eben die Unterhandlungen wegen einer Berufung nach Dorpat abgebrochen — äußert er sich über seine Zukunft:

Staatsämter reizen mich nicht, da sie nur selten Bedeutung geben. Untergeordnet ist man Maschine in fremder Hand. Mein Ehrgeiz ist nicht so groß. Im Genuß alles dessen, was die Menschen Edles und Großes hervorgebracht haben, in meinem Gott zufrieden, wünsche ich zu leben. Die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück.

Er gehörte zu den Bevorzugten, denen ihre Wünsche über ihr Hoffen erfüllt worden und die dieses Glück mit wahrer Empfindung, mit Gelassenheit und Dankbarkeit trugen. Das ganze Buch gibt davon Zeugniß.

Einzig schön ist die Stellung zu seiner Familie, zu seinen Brüdern, deren Frauen, zu seinen Aeltern, die Ranke bis über sein vierzigstes Jahr hatte behalten dürfen. Wie ergreifend sind die Briefe an die Mutter und den ältesten Bruder nach des Vaters Tode, dem jene binnen wenigen Monaten folgte! Wie treu wird das Verhältniß zu den Jugendfreunden gepflegt, wie werden ihm alle liebgewordenen Bande aber auch so lange erhalten! Dazwischen knüpfen sich neue zu den Schülern, Waitz vor allen, und andern Männern. Als dann der jüngste Bruder sich vermählt, schreibt er selbst, der Erstgeborene: „Ich glaube jetzt: Gott hat mich eigens zum Cölibat bestimmt. Auch eine Hochzeit zu besuchen fällt mir schon fast unmöglich", und ein Jahr später, im achtundvierzigsten seines Lebens, meldet er an Bruder Heinrich seine plötzliche Vermählung:

Auch diesmal bin ich nach Berlin zurückgekommen — gestern — ohne dich ... wiedergesehen zu haben ... Und wie bin ich wiedergekommen? Erfahre es mit Einem Wort: „Mit einer Frau". Der famose Hagestolz, dein ältester Bruder hat sich noch verheirathet. Donnerstag, den 26. October, bin ich in Westmoreland, in einer kleinen Kirche getraut worden.

Wie soll ich dir aber beschreiben, mit wem?

Ihr Name ist Clara, ihr Vater war barrister (Rechtsgelehrter) in Dublin, des Namens Graves ... Ich lernte sie in Paris kennen; sie kam dann nach mir, mit ihrer Mutter ebenfalls nach London. Da habe ich mich — am 1. October — wenn du es so nennen willst — mit ihr verlobt. Eigentlich freilich war alles anders, als was man so nennt.

An die 28 Jahre hat diese spät und rasch geschlossene Ehe Ranke beglückt; in der Wahl seiner Gattin hatte, wie aus den Briefen dieser Zeit hervorgeht, sich der Menschenkenner erprobt; in all seinen Aeußerungen und Mittheilungen an die Frau ist Ranke genau derselbe, wie wir ihn aus dem Verkehre mit den Brüdern, Verwandten und Freunden kennen gelernt. Kein fremder Zug begegnet, kein vertrauter fehlt in den Briefen aus diesem Zeitabschnitte, immerhin einem Drittel seines Lebens; die Gattin muß völlig in seine Interessen und Anschauungen und, was bei seinem Familiensinne unumgänglich nöthig war, in seine Sippe hineingewachsen sein. Prächtige Erzählungen und Stimmungsbilder danken wir seinem Bedürfnisse, die Lieben im Zusammenhange mit sich zu erhalten, sich in das Treiben der Seinen, zumal der Kinder zu versetzen. Uns wird auch der Brief geboten, in dem Ranke dem vertrauten Freunde seines Hauses, dem Feldmarschall Graf Edwin von Manteuffel, von dem Ausgange dieses glücklichen Zusammenlebens berichtet (2. Mai 1871):

Wenn ich mich recht besinne, so schrieb ich Ihnen einst in dem Augenblicke, als sich die Trauung meiner Tochter mit Blumen

und Kränzen vorbereitete. Heute habe ich wieder eine Braut im Hause — eine Braut des Himmels. Sie ruht zwischen einer Wand von grünem Laub und stillen Topfgewächsen, von Kränzen und Blumen bedeckt; aber sie ist todt, kalt wie Marmor, schön wie eine Statue von Marmor. Das ist das Wunderbare in der Natur, wie sie auch in den Todten arbeitet und hervorbringt oder vielmehr: alles Zufällige fällt ab; allerdings der Reiz, aber auch das Gefühl der Krankheit ist verschwunden. Niemals sah ich meine Frau so schön, marmorschön, wie gestern: dieselben Züge, die hohe Stirn, der Hinterkopf noch von gelben Haaren umkleidet; die immer gekrümmten Hände ausgestreckt, so die Füße in ihrer natürlichen Bildung, die ganze Gestalt leichthin und frei, wie ich sie seit zwanzig Jahren nicht sah; noch ihre Güte in den Gesichtszügen, aber alles durch Würde gehoben. Ich kniee nieder am Sarg; ich kann mich kaum losreißen ... Da verschmilzt Erinnerung, Trauer, Liebe mit Bewunderung der Natur, Anbetung Gottes....

Es wird mir jetzt sehr einsam werden in meinem Hause. Denn es ist doch ein Unterschied zwischen dem jungen Unverheiratheten und dem alten Witwer; noch mehr zwischen den Menschen von damals, die in allgemeinen Tendenzen, und den heutigen, die in Fractionsbestrebungen leben.

Nach diesem Verluste und der immer größer werdenden Vereinsamung — die Brüder Ferdinand und Heinrich starben auch bald nacheinander — handeln die Briefe der letzten funfzehn Jahre wesentlich von den Arbeiten und Geschäften, nur die an den einzig übrigen Bruder Ernst gewinnen an Innigkeit; die Empfindung und Betrachtung zieht sich sonst in das Tagebuch zurück. Der überreichen Anregung, die das Lesen dieses Buchs gewährt, läßt sich hier nicht nachgehen. Dem landläufigen Urtheile gegenüber, der Historiker Ranke habe sich zu den Menschen- und Völkerschicksalen theilnahmlos gestellt, schien es geboten, bei der Anzeige dieses Buchs von seinem eigenen Leben auf den vollen und ganzen Menschen selbst, der er gewesen, hinzuweisen und die natürliche Anmuth und gedrungene Anschaulichkeit seiner Sprache durch Beispiele klarzulegen. Wie wenig theilnahmlos er zu den Geschicken seines Volks vor allen andern gestanden, dies mag schließlich noch erhärtet sein durch den Hinweis, daß er unter allen namhaften Geschichtschreibern Deutschlands allein nie des Zusammenhangs Livlands mit der deutschen Nation vergessen hat. Wie er in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" des hervorragenden Antheils, den Livland an der Bewegung genommen hat, gedachte, so findet sich in seiner Eingabe an Fürst Bismarck im Jahre 1871 über die „Idee einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache" (S. 699) die Meinung ausgesprochen: „Wie der Gegenstand die allgemeine deutsche Geschichte ist, so würde die Zusammensetzung der Akademie sich nicht auf Gelehrte innerhalb des heutigen Deutschen Reichs zu beschränken haben. Man würde die Schweiz, Deutsch-Oesterreich, Livland und vielleicht auch den ganzen Umkreis des Niederdeutschen in Holland und Belgien berücksichtigen können." Dieser Weite und Tiefe seiner nationalen Anschauung gab Ranke nach seinem Tagebuche (S. 645) auch noch Ausdruck in längerm Gespräche mit dem Kronprinzen, als dieser ihm am Geburtstage (21. December) 1882 durch seinen Besuch auszeichnete: „Ich sprach überhaupt etwas viel, unter anderm über die allgemeine Lage der heutigen Politik, die Vereinigung der drei Kaiser. ... Und bei der Vereinigung selbst dürfe man nicht außer Acht lassen, daß der deutsche Kaiser doch die Unterdrückung, welche die Deutschen in Livland von den Russen und in Siebenbürgen von den mit Oesterreich verbündeten Ungarn erleiden, nicht ganz gleichmüthig mit ansehen könne." Von dieser Anschauung und Gesinnung des Altmeisters ist selbst auf die ihm nächststehenden Schüler wenig genug übergegangen. Heinrich von Sybel hat es zuwege gebracht, auf S. 7 und 8 seines Rückblicks im ersten Bande der „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." unter den colonisatorischen Thaten des deutschen Volks Livland nicht zu nennen. Oder hat nicht der deutsche Historiker die Lücke gelassen, sondern, nach Ranke's Ausdruck, einer „der heutigen Menschen, die in Fractionsbestrebungen leben"? Sollten so die Lehrer des Volkes stehen, dann ist es nicht nur für das 12., sondern auch noch für den Ausgang des 19. Jahrhunderts (s. v. Sybel, I, 7) „begreiflich, daß das Bewußtsein der nationalen Gemeinsamkeit zu keiner Entwickelung gelangte".

2. Jugenderinnerungen von Karl von Hase. Ideale und Irrthümer. Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 5 M.

Wenn auf diesen in d. Bl. Nr. 15 schon angezeigten Band von Karl von Hase's Werken nochmals zurückgegangen wird, so geschieht es um seiner zweiten Abtheilung willen, der hier zum ersten male veröffentlichten „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte". Es lag im Plane, diese in anderm, stofflichen Zusammenhange zu besprechen; er ist fallen gelassen und wir betrachten die Briefe als neuerschlossene Quelle zur Kenntniß der Persönlichkeit ihres Verfassers. Freilich haben wir seine Bücher und Schriften, die eben jetzt in der schönen Gesammtausgabe verbreitet werden, aus denen seine Individualität lebendig genug spricht; wir haben seit zwanzig Jahren in „Ideale und Irrthümer" seine eigene Lebensbeschreibung bis ins dreißigste Jahr, bis zum Antritte seiner sechzigjährigen Lehrthätigkeit in Jena. Dazu kommen nun in den „Erinnerungen aus Italien" die Aeußerungen einer durch neun Monate sich erstreckenden Selbstbetrachtung und Selbstzeichnung, theils reflectirt, theils naiv, bald eingegeben vom Bedürfnisse, die Erlebnisse, die Eindrücke, den Gewinn der italienischen Reise sich und der „künftigen Geliebten" zu sichern, bald vom Drange getrieben, Klarheit über sein Empfinden, Denken und Streben zu erlangen und der Empfängerin der Briefe den möglichst treuen Einblick in sein Wesen zu bieten. Denn die „künftige" Geliebte war nur ein Deckwort für das unausgesprochene und doch in seiner Thatsächlichkeit von keinem der Betheiligten bezweifelte Verhältniß, das sich unmittelbar vor der Abreise Hase's mit Hermann Härtel zwischen dessen Schwester und ihm gestaltet hatte. Und so die beseligende häusliche und durch die eben angenommene Berufung auf den Lehrstuhl in Jena auch die amtliche feste

Zukunft vor Augen, war nach Jahren rüstigen Kämpfens und Schaffens dem lebensfrischen jungen Manne vor dem Antritte einer neuen, nach jeder Richtung hin hoffnungsfreudigen Bahn eine Zeit der Sammlung, der Selbstbesinnung, des Insichaufnehmens vergönnt, in der er selbst und auch der gleichzeitige und nachlebende Beobachter die Summe seines Wesens ziehen konnte und kann.

Warum dies aber von Werth ist, wenn man auch nicht dem Briefschreiber von vornherein mit Theilnahme begegnet, liegt in dem Worte enthalten, das ein Philolog, der in Rom sich den Reisenden gesellt, einmal zu Hase sagt (S. 210): „Es ist so etwas allseitig Menschliches in Ihrem Charakter.“ Der Anblick eines solch freien, frohen und außerordentlich unbefangenen Menschenthums ist aber allemal erquicklich und auch belehrend, ja heilsam. Denn er nöthigt, für den ersten Augenblick fremd berührende Aussprüche und Bethätigungen auf ihren Werth zu prüfen, wobei es dann wol vorkommen kann, daß die eigenen Anschauungen einer Berichtigung unterliegen. Zu dieser Freude an einer offenen, weitempfänglichen, reichbegabten und doch auch tiefen Menschenseele tritt nun noch der Reiz der Darstellung, der trotz der sechzig dazwischenliegenden Jahre noch heute jeden ergreifen wird, der gleich Hase von Verona oder Venedig nach Girgenti gepilgert ist, und der Zauber der eigenthümlichen Verhüllung, unter der die Briefe geschrieben worden und die zu allerliebsten Scherzreden häufigste Veranlassung bietet. Es ist ein genußreiches Buch und statt vieler Auszüge mögen nur die Anfangszeilen gleichsam als ein Motto des Ganzen zum Lesen locken:

Die Ouverture des „Titus“ rauschte uns entgegen mit ihren festlichen Grüßen, als ich eintrat in den Saal, am Arme eine schlanke, liebliche Gestalt, durch deren weiche blonde Locken man scherzend einen Akazienzweig geschlungen hatte, sodaß sie anzusehen war, je nachdem man den Zweig für einen Lorberkranz oder einen Myrthenkranz nahm, wie eine Victoria, oder wie eine Braut, oder wie beides zugleich. Das Feuerwerk war abgebrannt, nur der Vollmond, der zugesehen hatte, stand noch einsam am Himmel unter zerrissenen Wolken. Der freundliche Kreis, unter welchem ich im letzten Jahre heimisch geworden war, setzte sich zum Abschiedsmahle der Wanderer nach Italien. Der Stern dieses Abends wird seine Strahlen werfen auf meine ganze Wanderschaft — durch Italien — durchs Leben.

3. Lebenserinnerungen von Wilhelm Lübke. Mit einem Bildniß. Berlin, F. Fontane. 1891. 8. 6 M.

Als dritter in der Reihe harmonisch beanlagter und glücklich durchs Leben geführter Naturen, die wir eben im Welt- und im Kirchenhistoriker betrachtet, schließt sich in Lübke der Kunsthistoriker an. Es ist Lübke beschieden gewesen, mit den erforderlichen Gaben ausgestattet, in noch jugendlichen Jahren sich seiner Wissenschaft zuzuwenden, die, an sich reizvoll wie wenige andere, damals mit der ganzen Strebekraft einer neuen Geistesrichtung zu fesseln vermochte und ihrem Jünger mit der Aufgabe der Sammlung, Verzeichnung und Beschreibung des Stoffs die Wonnen des Entdeckers und Forschers darbot. Schon als bonner Student mit der für die deutsche Kunstgeschichte so wichtigen Kirche von Schwarzrheindorf vertraut und früh auf baugeschichtliche Ausflüge am Niederrhein ausgehend, genoß er bei Fortsetzung seiner Studien in Berlin den fördernden Verkehr mit Franz Kugler, Karl Schnaase und Friedrich Eggers, den Schöpfern und Meistern der damaligen Wissenschaft, und ward selbst — noch als Fünfundzwanzigjähriger — ihr Erweiterer und Ausbauer durch seine Wanderungen und Aufnahmen im Norden des Harzes und in seiner Heimat Westfalen. Diese vortreffliche örtliche Kunstgeschichte war doch erst die zweite oder dritte in ihrer Art. So gestaltet sich die schlichte, leichthinfließende Erzählung seiner Jugendjahre bis zum Antritte seines Lehramtes an der berliner Bauakademie (1857) zu einem Rückblicke auf den ältern Abschnitt der deutschen Kunstgeschichte und gewinnt zu dem persönlichen das allgemeine Interesse. Wilhelm Lübke ist allgemein, aber wol auch wesentlich allein, bekannt als derjenige, der durch seine Handbücher und Grundrisse der Kunstgeschichte, der Architektur, der Plastik und durch unzählige Aufsätze und literarische Besprechungen erfolgreicher als wol irgendein anderer für die Verbreitung kunstwissenschaftlicher Interessen und kunstgeschichtlicher Kenntnisse im großen Publikum gewirkt hat. Jene Jugendthätigkeit und seine erst später aufgenommenen Forschungen nach der Renaissance, für welche die erste italienische Reise (1859) ihm den Blick erschlossen haben mag, stellen ihn aber auch in die Reihe der Mehrer und Weiterbildner seiner Wissenschaft. Die deutsche Renaissance ist erst durch ihn sozusagen bloßgelegt, ihre Schätze sind durch ihn gehoben worden. Das vorliegende Buch umfaßt seine ersten vierzig Jahre, Kindheit, Studien, das Wirken in Berlin und Zürich. Mit der Uebersiedelung nach Stuttgart zu Anfang 1866 schließt es. Hoffentlich bringt uns ein zweiter Band die erneute Wirksamkeit in Deutschland mit ihren zahlreichen und mannichfachen Beziehungen und jene Wanderungen zur Aufspürung der deutschen Renaissance, in der wir leben, als ob wir sie immer gekannt und geschätzt hätten, während das vor Lübke doch nicht so war. Der literarische Charakter der „Lebenserinnerungen“ entspricht den übrigen Schriften des Verfassers: angenehm, klar, man liest das Buch leicht in einem Zuge durch und hat ein Bild des Schreibers gewonnen. Freilich hat man auch nicht Anlaß, sich an einer Stelle aufzuhalten. Unter diesem Gesichtspunkte sind die drei hier besprochenen Selbstbiographien in stark absteigenden Zwischenräumen angeordnet.

4. Die Cabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates vornehmlich in den Jahren 1797—1810 von Hermann Hüffer. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 12 M.

An die eigenen Aufzeichnungen und Selbstzeugnisse dreier Männer, die stets höchster Achtung genossen und unbedingten Glauben gefunden, schließen wir die wissenschaftliche Erforschung des Lebens und der amtlichen

Stellung und Thätigkeit einer übel beleumdeten Persönlichkeit, die ihrerzeit ungeachtetet der Anhänglichkeit und des Vertrauens ihres Königs schwer den Druck der öffentlichen Misachtung zu tragen gehabt und seit L. Häusser's „Deutscher Geschichte" auch dem heutigen Geschlechte als einer der Hauptvertreter der Jämmerlichkeit, die Preußens Fall herbeiführte, hingestellt ist. In den Männern, die bis Jena 1806 Preußens auswärtige Politik beeinflußten und betrieben, in dem Cabinetsminister Graf Haugwitz, im Gesandten Marquis Lucchesini und im Geheimen Cabinetsrath Lombard, hat man nach dem Vorgange derjenigen ihrer Zeitgenossen, die, vor allen Stein, ein kraftvolles, deutsches, kriegerisches Auftreten Preußens befürworteten, ohne damit durchzudringen, theils an Napoleon willenlos hingegebene Schwächlinge, theils frivole Menschen und ehrlose Verräther gesehen. Die Archiv-Forschungen der letzten zwölf Jahre haben denn doch genauern Einblick in den Zusammenhang der Dinge gewährt, und man darf sagen, die einzelnen Vollzugsorgane in gewissem Sinne entlastet, zum Theile wol auf Kosten Friedrich Wilhelm's III. Denn obschon die Meinung dahin zu gehen scheint, den König trotz des Erweises der Selbständigkeit seiner Entschließungen günstiger zu beurtheilen, dürfte, ohne irgendeine sittliche Schuld ihm aufzubürden, doch so viel klar sein, daß er der Lage nicht gewachsen war, daß er den Muth, die Verantwortung für den Ausfall vor Gott und seinem Volke zu tragen, nicht finden konnte. Da ist denn freilich wenig verwunderlich, daß auch seine Diener keine Helden waren. Denn darauf kommen die Untersuchungen heraus. Haugwitz' Mitschuld vergrößert sich um ein Beträchtliches durch seine Bequemlichkeit und Fahrlässigkeit, die ihn vor Austerlitz den richtigen Zeitpunkt versäumen ließ, und sein Misgeschick will es, daß der Augenblick nie eintritt, wo er seinen Fehler wett machen kann. Lombard ist treu und eifrig in seinem Beruf, auch nicht ohne Einsicht in die Sachlage und Verständniß für sie, aber allerdings hält er, wie der König selbst, an der Meinung fest, nach Möglichkeit ein gutes Einvernehmen mit Frankreich zu erhalten, eine Anschauung, die durch den von Napoleon empfangenen persönlichen Eindruck eine mächtige Stärkung erfahren hatte. Dem kenntnißreichen bonner Geschichtsforscher ist es zweifellos gelungen, den Ruf Jos. Wilh. Lombard's als eines ehrenwerthen, in seiner Beamtenlaufbahn und seinem Privatleben, wenigstens seit seiner frühen und glücklichen Eheschließung, unantastbaren Mannes wiederherzustellen. Der Mann für seine Stellung in damaliger Zeit ist er nicht gewesen; aber das kommt unserer Ansicht nach auf Rechnung des Königs.

Die Untersuchung Hüffer's über die Persönlichkeit seines Schützlings hat nun aber zu einer ganz außerordentlich anziehenden Darstellung geführt; denn Lombard ist an sich und durch seine amtlichen Beziehungen eine bemerkenswerthe Gestalt um die Neige des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts, zumal im derzeitigen Berlin. Glücklicher Dichter, gewandter Schriftsteller, gehaltvoller Beobachter ist er ein hervorragendes Glied der französischen Colonie und durch seine engen Beziehungen zum Monarchen und zur Staatsverwaltung, zu den Ministern und fremden Gesandten auf einer verhältnißmäßig höhern Warte. Seine ungemein wichtige Stellung im königlichen Cabinet hat nun den Verfasser veranlaßt, die Biographie mit der Geschichte dieser staatlichen Institution, von der der Titel des Buchs spricht, „ihrer Entstehung, Ausbildung, ihren Wirkungen und ihrer Umwandlung zu verbinden":

> Der Form nach überwiegt das Biographische, dem Inhalte nach das allgemein Geschichtliche. Ich wünschte, daß das letztere mehr Leben und Anschaulichkeit, das erstere volleres Verständniß und einen bedeutsamen Hintergrund durch die Verbindung gewönne.

Nach unserm Dafürhalten ist der Wunsch des Verfassers in vollem Maße verwirklicht. Die Verbindung hat sich vortrefflich herstellen lassen, und das einzige Kapitel, wo von solcher nicht mehr die Rede sein kann, das 12.: „Stein und Hardenberg 1807—1810", weil Lombard vorher seine Entlassung erhalten hat, darf bei dem bis hierher gelangten Leser auf solche Theilnahme rechnen, daß er den Ausblick auf die Umwandlung des Cabinets schmerzlich entbehren würde. Diese ganze verfassungsgeschichtliche Seite des Buchs ist ungemein lehrreich. Der vom heutigen so verschiedene Begriff eines Ministers — es gab gleichzeitig drei Minister des Auswärtigen, der Unterschied zwischen Ministern und Cabinetsministern, denen allein der Vortrag beim Könige zustand, der Kampf zwischen den Systemen der Fach- und der Territorialminister — das alles wird klar auseinandergesetzt und löst manches Dunkel, das bei dem Lesen von Schriften aus dieser Zeit und über sie angesichts der Obliegenheiten und Stellungen dieser Staatsbeamten nachgeblieben sein mag. Als ein besonders werthvoller Abschnitt ist auch noch der ausführliche Ueberblick über die Publicistik von 1807 bis 1809 hervorzuheben. Das Bild der schönen und energisch blickenden Frau Lombard's wird jeden fesseln, der dieses für die gebildeten Leserkreise, durchaus nicht nur für Geschichtsforscher geschriebene Buch zur Hand nimmt.

5. Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken. Von Julius Meyer. Mit 20 Abbildungen. Ansbach, Brügel u. Sohn. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Mit einigem guten Willen läßt sich die fleißige Arbeit des ansbachischen Localhistorikers, königlichen Landgerichtsraths Dr. Julius Meyer, den biographischen Schriften anreihen. Denn indem sie die Erinnerungen an die vom Burggrafenthum Nürnberg ausgegangene Herrschaft der Hohenzollern in Franken sammelt und in zwölf Einzelaufsätzen darstellt, bringt sie in geschichtlicher Folge die Lebens- und Charakterbilder der bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Fürstenhause zur Anschauung. Das Buch zwingt den Eindruck einer sehr sorgsamen, der Sache ganz hingegebenen langjährigen Vorbereitung auf, und obwol das Inhaltsverzeichniß einen etwas buntscheckigen Anstrich hat, erkennt man beim Durchlesen die zeitlich und örtlich bedingte planvolle Anordnung. Die zahlreich besprochenen,

genau geschilderten, zum Theile kritisch gewürdigten Bau- und Kunstwerke sind durch meist gute Lichtdruckbilder veranschaulicht, unter welchen die aus der Schwanenordensritterkapelle der Gumbertuskirche zu Ansbach besonders bemerkenswerth erscheinen. Zudem das Bildniß „Schön Else's", der Gemahlin des ersten hohenzollernschen Kurfürsten, der Stammmutter unserer Kaiser, vom Altarschreine der Kirche zu Kadolzburg aus dem Jahre 1420. Wie Friedrich I. und II. und Albrecht Achilles, so ist auch dem letzten ansbachischen Markgrafen Alexander und seinen beiden Freundinnen, der anziehenden Schauspielerin Hippolyte Clairon und der Lady Craven, später seiner Gemahlin, ein weiter Raum gewidmet, und der Hardenberg'schen Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer wie der französischen Besetzung des Landes wird eingehend gedacht. Zur Geschichte des Fürstenhauses wie der Markgrafschaft Ansbach — Bayreuth wird doch nur sehr nebenbei erwähnt — ist das Sr. Majestät dem Kaiser gewidmete Buch ein dankenswerther Beitrag. Bei der sorgfältigen Ausstattung ist nur die etwas mangelhafte Durchsicht der Correcturbogen zu bedauern, z. B. unter andern S. 150 „Hundfot", S. 224 „Phatos".

Friedrich Bienemann.

Neue Romane.

1. Vom Stamm der Ikariden. Roman von Konrad Telmann. Vier Bände. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 15 M.
2. Dora's Opfer. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1891. 8. 10 M.
3. Der arme Dichter. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 5 M.

Romane zu besprechen ist ein eigen Ding; es gilt, sind sie seicht, sie dahin zu verweisen, wo sie hingehören, und das ist stets peinlich, oder aber, sind sie besser, der Individualität des Dichters nachzuspüren und von ihr aus den kritischen Maßstab anzulegen, und das ist recht schwer, wenn die Eigenart hinter die Familienblattbedürfnisse zurücktritt. Beide Fälle treten bei den hier zu besprechenden Werken ein — wir stehen vor zwei Dichtern und einem Macher.

Konrad Telmann ist zweifellos ein Dichter, und eine recht seltsame Natur; er ist aber zu viel Dichter und zu wenig Poet — man wird mich verstehen. Er ist vor allem im Romane zu viel Dichter — er ist zu subjectiv, um Charaktere vollkräftig und satt schildern zu können; er kann sich nicht auf den Standpunkt des zu schildernden Charakters stellen, sondern schildert nur das, was er selbst in der und der Lage thun würde oder was er glaubt dann zu thun. Daß es in der Wirklichkeit stets anders ausfällt, daß Ausklügeln nie Beobachten und Durchempfinden ersetzen kann, daran denkt Telmann nicht. Telmann empfindet selbst zu stark, um sich in eine fremde Seele versetzen zu können, und da, wo sein Empfinden aussetzt, construirt er. Das geht so weit, daß man in den verschiedensten Werken Telmann's oft dasselbe Schema findet — es ist gleichsam ein Schachspiel mit Romanfiguren. Ueber seine Persönlichkeit kommt Telmann eben nicht hinaus; allüberall liegt ein Schleier über dem, was er schildert — eine leis wehmüthig angehauchte Stimmung, ein gewisser Pessimismus, der aber fern ist von dem Pessimismus Richard Voß' etwa, mit dem Telmann eine gewisse innere und äußere Aehnlichkeit hat, wenn auch Voß ein bedeutend kraftvolleres Talent ist. Kraft — das ist's, was Telmann fehlt; da, wo sie scheinbar auftritt, ist sie nicht echt, sondern eben construirt. Telmann ist eine durch und durch weiche, fast weibliche Individualität, aber immerhin eine Individualität, die weit über das Landläufige hinausragt. Zudem hat Telmann noch einen großen Fehler, das ist die Vielschreiberei — auch in dieser Hinsicht hat er eine starke Aehnlichkeit mit Richard Voß. Alle seine Vorzüge und Mängel, all das hier Erwähnte läßt sich Zug für Zug nachweisen in seinem neuesten Romane „Vom Stamme der Ikariden" (Nr. 1). Abgesehen davon, daß die erschreckliche Vierbändigkeit eine unliebsame Ausdehnung hervorgerufen, oder umgekehrt, ist das Werk in seinen einzelnen Theilen höchst ungleich; man spürt, daß Telmann den guten Willen gehabt hat, tiefer zu gehen; er macht vortreffliche Anläufe, aber allzu schnell erlahmt die Kraft. Die Charaktere verzerren sich, effectvolle, aber innerlich unbegründete Momente häufen sich, die Situationen spitzen sich spannend, aber unwahr zu, so wie es für ein Zeitungsfeuilleton vonnöthen. Es fehlt die einheitliche Klarheit und Wahrheit, es fehlt das Ueberzeugende — und wo das fehlt, wird im Leser trotz aller Effecte ein Zwiespalt, ein Gefühl der Unsicherheit eintreten. Das ist dasselbe negative Gefühl, was der Dichter beim Schaffen sicherlich gehabt hat. Telmann ist eine der besten Stützen der Leihbibliothek — für Privatbibliotheken dürften sich nur einzelne seiner Werke, und die gehören zu dem Besten, was das moderne Epigonenthum geschaffen, empfehlen. Der vorliegende Roman gehört nicht zu ihnen.

E. von Wald-Zedtwitz bewegt sich in Militärkreisen mit schneidiger Eleganz; er ist immer der vornehme Mann, auch da, wo er es nicht zu sein hat. Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, mit höfischen Manieren, wie man sie auf gut Deutsch „bon ton" nennt. Immer die Form wahren — das scheint die Losung des Herrn von Zedtwitz zu sein. So auch in seinem Roman „Dora's Opfer" (Nr. 2). Sr. Majestät unser allergnädigster Kaiser that dies, Sr. Majestät unser greiser Heldenkaiser that das — so geht es fortwährend bei der Schilderung der Parade — das ist Reporterstil, der Romanschreiber hat klar und einfach zu schildern, hat darzustellen und in der Darstellung hat

alles unnöthige Beiwerk, haben alle Formalitäten, die in directen Reden selbstverständlich sind, zu fehlen. Da ich einmal beim Stile bin, möchte ich bemerken, daß das fortwährende „Ha—ha—ha", was die Reden der Semiramis, wie auch aller übrigen unterbricht, recht störend wirkt — es soll dies das „lachte sie" oder „lachte er" ersetzen, und das ist auch, namentlich nach naturalistischen Gesetzen, völlig richtig; aber Herr von Zedtwitz bedenkt nicht, daß man nicht nur „Ha—ha—ha" lacht, und bei einem Witze oder dergleichen nicht mit dem Lachen wartet, bis der ganze Satz zu Ende ist. Und dann die Psychologie! Diese Semiramis z. B. — freilich, sie ist eben eine Amerikanerin, und die nehmen es mit der Psyche nicht so genau — mit ihrem Wunsche, die harmlose, kleine Dora zu vergiften, und ihrem schließlichen edelmüthigen Verzichte — wahrhaftig, eine großartige Natürlichkeit! Der ganzen psychologischen Entwickelung merkt man es an, daß die Romanzeitung dem Autor nicht mehr viel Spalten zur Verfügung stellen konnte — da hieß es denn zu einem glücklichen Ende zu hasten, auf daß die geneigten Leser einmal wieder die Tugend siegen sehen und die Geduld der weniger geneigten nicht auf eine allzu harte Probe gestellt wird. Für diese zarte Rücksicht danke ich dem Verfasser.

August Niemann ist ein eigenartiges, oft etwas bizarres und dabei doch in conventionellem Banne stehendes Talent. Er ist immer originell, ohne originalitätssüchtig zu sein. Er hat einen strammen, klaren Stil, entwirft und führt die Charaktere durch mit sicherer Hand, malt mit ein paar Strichen die Natur ab und verfügt über, wenn auch nicht tiefgehende, so doch hübsche Stimmungsmalerei. Dazu kommt noch, daß er das, was er erzählt, sehr genau kennt. Er hat in „Eulen und Krebse" z. B. Vortreffliches geleistet, hinter dem der vorliegende Roman „Der arme Dichter" (Nr. 3) sehr weit zurücksteht. Dieser ist zu viel Roman: der Dichter hat Glück, und das ist bei einem Dichter bekanntlich nie der Fall. Wie alles so zu gutem Ende gelangt, das ist ja ganz hübsch geschildert und ganz klar und einleuchtend erzählt, aber man glaubt es doch nicht so recht. Der Zufall spielt eine zu große Rolle — der Zufall und das Schicksal in Gestalt August Niemann's. Die künstlerische Feinheit, die wir sonst in Niemann's Werken finden, fehlt hier — und doch ist das Buch, welches von der Verlags-Anstalt sehr hübsch ausgestattet ist, wegen seiner Anspruchslosigkeit und Klarheit, und der tiefern Tendenz, die sich ausspricht, zu empfehlen; es dürfte sich trefflich zu Geschenken eignen.

Hans von Basedow.

Dramatisches Allerlei.

1. Ein Weihnachtstraum. Dramolet in einem Aufzuge von Heinrich von Zimmermann. Mährisch-Ostrau, Hebling. 1891.

Heinrich von Zimmermann hat schon eine Reihe Dramen verfaßt, von denen eins, „Die Räuber" betitelt, erst unlängst mit etwas zweifelhaftem Erfolge im mannheimer Hoftheater die Erstaufführung bestanden hat. Ob das Glück dem Verfasser mehr lächelt, wenn sein Dramolet „Ein Weihnachtstraum" zum ersten male da oder dort in Scene geht? So bestimmt wenigstens möchte ich das nicht behaupten. Die Idee ist ja gar nicht übel, denn sie ist, wie der Verfasser übrigens ehrlich eingesteht, der prächtigen Erzählung „Der Weihnachtsabend" von Dickens entnommen. In der Wahl des Stoffs hat also Zimmermann jedenfalls eine glückliche Hand gehabt. Dramatisch wirksam aber scheint mir der Stoff nicht verarbeitet. Was Zimmermann uns bietet, ist weiter nichts als eben — eine dialogisirte Erzählung, nicht schlechter, aber auch nicht besser, als so viele ihrer Art. Daß die Handlung eines Einacters, welche nur durch eine Reihe Traumbilder langsam fortgeschoben und einigermaßen belebt wird, keine stark dramatische ist, dies wird sich der Verfasser wol selber gesagt haben. Die Kritik aber kann nicht umhin, die Thatsache trotzdem auch ihrerseits festzustellen. Auch von der Sprache und von der Charakteristik läßt sich nicht viel sagen, weder Gutes noch Schlechtes. Das Stückchen hat überhaupt nur eine Rolle, die des Kaufmanns Robert Müller, aus der ein großer Künstler wohl etwas machen könnte; nur gibt es für bedeutende Künstler der dankbaren Rollen genug, und so steht denn leider zu erwarten, daß Zimmermann's Dramolet Buchdrama bleibt und auch als solches keinen großen Freundeskreis um sich zieht, da die meisten Leselustigen mit Recht der meisterhaften Dickens'schen Erzählung den Vorzug geben werden.

2. Die Liebeserklärung. Eine Dichtung mit lebenden Bildern von Gustav Edmund. Prag, Ehrlich. 1891. 12. 1 M.

„Die Liebeserklärung" von Gustav Edmund, Pseudonym für den jungen prager Dichter Gustav Pazaurek, will, wie schon der Titel besagt, kein Drama sein, obwol der Verfasser gleich Heinrich von Zimmermann die dramatische Form gewählt hat. Im Grunde ist das Gelegenheitsstückchen, das auch in Prag bereits über die weltbedeutenden Breter gegangen, weiter nichts als ein großer Monolog, den ein verliebter Forscher hält. Dieser Forscher möchte sich seinem Liebchen erklären, weiß aber nicht wie und holt nun bei den Büchern sich Rath, um danach so klug wie vorher zu sein, und kommt zuletzt zu dem vernünftigsten Entschlusse, dem er in den Versen Ausdruck gibt:

Aber was soll ich ihr sagen? —
Oder wie soll ich's ihr sagen? —
Ach das „Wie" ist Nebensache
Und das „Was"? — Ich sage einfach
Irgendwie: Ich liebe dich!

Proben aus Liebesgedichten nebst dazugehörigen lebenden Bildern bringen erwünschte Abwechselung in des Forschers langes Selbstgespräch, das stellenweise einen etwas urschikosen Anstrich hat, aber sich ganz hübsch liest und auch des höhern dichterischen Aufschwungs nicht entbehrt. Als Gelegenheitsdichtung — zumal bei festlichen Gelegenheiten und auf Dilettantenbühnen — kann das Werkchen, dem im Gegensatze zu dem vorigen auch eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist, eine ganz gute Wirkung thun, wenigstens wenn der Darsteller des Forschers seine Verse so frisch und flott, als sie geschrieben sind, zum Vortrag bringt.

3. Der König Rolf oder Das Normannenfest auf Sicilien. Ein Knabenschauspiel. Halle, Kaemmerer u. Comp. 1891. 8. 60 Pf.

Was der Zweck dieses kleinen, durch meist wohlgefügte Verse und eine schwungvolle Sprache sich auszeichnenden Dramas sein soll, ist nicht recht klar. Soll es von Knaben, soll es vor Knaben dargestellt werden? In beiden Fällen scheint mir der Ton der Naivetät nicht ganz glücklich getroffen zu sein. Für Kinder, selbst für heranwachsende, will mich bedünken, eignet sich das Werkchen nicht gerade, dazu schreitet es zu sehr — schon in der Sprache — auf dem hohen Kothurn einher, obwol der Plan des Ganzen freilich naiv genug ist. Der junge Rolf, der angestammte Herrscher von Sicilien, kommt als Gaukelspieler verkleidet aus dem Exil in sein Königreich zurück und überlistet den König Svend, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, derart, daß Svend ihm auf Minuten die Krone leihweise überläßt, um sie dann ganz an den rechtmäßigen König zu verlieren. Die Art und Weise, in der dieser Thronwechsel sich unglaublich rasch vor den Augen des staunenden Publikums vollzieht, ist aber von einer dramatischen Naivetät, daß selbst unsere Knaben nicht an die Möglichkeit solch einer wahrhaft haarsträubenden Unvorsichtigkeit des Thronräubers Svend werden glauben wollen. Oder sollte ich mich hinsichtlich des Untertitels geirrt haben? Sollte das kleine Drama das Werk eines Knaben oder doch erst heranreifenden Jünglings sein, der für Männer schreiben wollte? So unglaublich dies scheinen möchte an sich, so große Achtung würde man vor dem Verfasser, wenn er wirklich noch sehr jung sein sollte, haben müssen. Gewisse Anzeichen könnten allerdings dafür sprechen, daß der Verfasser noch sehr jung ist. So führt er im Personenverzeichnisse „zahlreiche Ritter und Volksmengen" auf; zahlreiche Volksmengen? So schreibt er vor: „Den Hintergrund des Schauspiels bildet die Insel Sicilien." Und den Vordergrund? nun auch den bildet zufällig — die Insel Sicilien! So läßt der Verfasser S. 8 einen Mann den andern eine „dumme Gans" nennen, obwol im Deutschen dies schmackhafte Thier weiblichen Geschlechts zu sein pflegt. Doch das sind nur einige Fingerzeige, die ich gehabt habe, um dem Autor auf die Spur zu kommen. Bin ich auf falsche Fährte gerathen, nun so mag die Schuld daran der Verfasser (oder die Verfasserin?), wenn schon bei Jahren, sich selber zuschreiben. Dichterisches, auch dramatisches Talent verräth das Werkchen zweifellos, wenn sein Verfasser sich diesmal auch noch nicht völlig darüber Gewißheit verschafft hat, für welchen Zuschauerkreis er schreiben wollte. Naivetät ist etwas Schönes, aber so leicht, wie der ungenannte Verfasser zu glauben scheint, ist es denn doch nicht, wirklich naiv zu sein, durch Naivetät die Herzen rühren und in den Bannkreis dieser Naivetät zu zwingen.

4. Kein Hüsung. Volksschauspiel in vier Acten. Mit freier Benutzung der gleichnamigen Dichtung Fritz Reuter's von Hermann Jahnke und Wilhelm Schirmer. Berlin, Kittel. 1891. Gr. 8. 2 M.

Die epische Dichtung „Kein Hüsung" wird nicht gerade zu den Meisterwerken Fritz Reuter's gerechnet, obgleich auch sie an sich eine beachtenswerthe Schöpfung des mecklenburger Dialektdichters ist. Nun haben sich der Schauspieler William Schirmer und der als Volksschriftsteller und Dialektdichter ehrenvoll bekannte Hermann Jahnke zusammengethan, um das Werk auch für die Bühne zurechtzustutzen oder, wie die Bearbeiter im Vorworte erklären, die „zur dramatischen Bearbeitung geradezu herausfordernde ergreifende Dichtung zu einem Drama umzugestalten". Das ist nun etwas zu viel behauptet; denn daß dies Werk, welches überhaupt, wie die Bearbeiter zugeben, eines befriedigenden Abschlusses durchaus entbehrt, zur Dramatisirung geradezu herausfordere, kann ich nicht finden. Richtig wird ja immerhin stets bleiben, daß, so streng auch die Grenzen zwischen Drama und Epos in der Hauptsache gezogen sind, im einzelnen auch beide Dichtungsarten manches gemeinsam haben. So wird der Epiker an einzelnen Stellen seines Werks ganz unwillkürlich zum Dramatiker werden, und das um so mehr, je mehr dieser Epiker eben ein echter Dichter ist, wie es der berühmte mecklenburger Humorist unstreitig war. Als Ganzes genommen widerstrebt aber seine Dichtung denn doch der Umgestaltung in ein Drama. Ich gehe nicht so weit, in derselben Weise Einheit der Zeit und des Ortes zu fordern, wie dies die französischen Classiker gethan, und meine, daß man mit dem Dramatiker nicht zu streng ins Gericht gehen soll, wenn er es mit der Einheit der Zeit und des Ortes nicht überall zu genau nimmt; genug, wenn nur nicht allzu sehr gegen die Einheit beider verstoßen wird und der Dichter wenigstens die Einheit der Handlung nicht aus dem Auge läßt. Gerade aber, weil sie einen befriedigenden Abschluß des Ganzen unbedingt brauchten, sind die Bearbeiter von einem Verstoße gegen die Einheit nicht nur der Zeit, sondern auch der Handlung nicht freizusprechen, und das hat im Drama sein Bedenkliches.

Die Bearbeiter sind in den Hauptzügen ihres Dramas mit Recht Fritz Reuter gefolgt. Der Großknecht Johann Schütt und die Großmagd Marie Brand, beide auf dem

Gute des hartherzigen, trotzdem aber gegen unerlaubte Liebe nicht unempfänglichen Barons Balduin von Granzow, lieben einander, können aber doch kein Paar werden, weil der Baron dem Großknecht aus Eifersucht kein „Hüsung", kein eigenes Heim zugestehen will, ohne welches auch eine Heirath 1851, in welchem Jahre die drei ersten Acte spielen, in Mecklenburg nicht möglich war. So gibt denn Marie ohne der Kirche Segen einem Kinde das Leben, einem Sohne. Als jedoch der Baron Marien auch noch, während sie bereits die Frucht ihrer Liebe zu dem Großknechte unterm Herzen trägt, nachstellt und auch Johann beschimpft, ersticht der Großknecht seinen Herrn und flüchtet. Marie aber sucht, nachdem man sie von ihrem Kinde hat trennen wollen, geistesgestört den Tod im Wasser; letztere That hat sich zwischen dem dritten und vierten Acte vollzogen. Der letzte Act nun spielt in diesem Drama im Jahre 1871, also zwanzig Jahre später, als die drei ersten, und das ist ein nicht zu rechtfertigender Fehler; denn ganz neue Menschen, die im ersten Acte noch nicht oder kaum geboren waren, können unmöglich in den Schlußact handelnd eingreifen, das verträgt sich schlechterdings weder mit der Einheit der Zeit noch mit derjenigen der Handlung, wenn auch der Hauptheld, der Großknecht Schütt, der, inzwischen aus Amerika zurückgekehrt, seinen zwanzigjährigen Sohn mit dem Sohne des Herrn von Granzow versöhnt und befreundet wiederfindet, noch derselbe ist. Auch sonst ließen sich noch manche Bedenken geltend machen. Im Grunde sühnt eigentlich doch Schütt sein Verbrechen, den Mord, nicht selber, sondern läßt denselben durch seinen Sohn sühnen, was gleichfalls undramatisch ist. Dann aber, um nur noch eins zu erwähnen, ist der teuflische Pastor Bergen, der den Baron von Granzow noch gegen das Liebespaar hetzt und dabei selber der Baronin nachstellt, im Drama derart zum Zerrbilde geworden, daß ein solches auf der Bühne geradezu unmöglich ist. Der Aufführung des Dramas auf den meisten Bühnen widerstrebt übrigens auch die Mundart, deren sich die meisten Personen — darunter gerade der eigentliche Held des Dramas und seine Geliebte — bedienen. Trotz aller dieser Fehler, von denen der letzterwähnte allerdings nicht unbedingt ein solcher ist, hat das Drama indeß, zumal als Volksschauspiel genommen, seine unbestreitbaren Vorzüge. Vor allem aber hat es eine ganze Reihe recht dankbarer Rollen, und schon deshalb lohnt sich vielleicht der Versuch, das Werk wenigstens auf norddeutschen Bühnen einzubürgern.

Karl Siegen.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Von Karl Knortz. Zwei Bände. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 10 M.

Seit wann können wir von einer nordamerikanischen Literatur sprechen? Noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hätte man in England eine solche Benennung nicht ernsthaft genommen, obwol seit den ersten Landungen des 17. Jahrhunderts auf dem neuen Erdtheile eine Literatur vorhanden war. Man rechnete alle daselbst in englischer Sprache entstandenen Schriften zur englischen Literatur und mit Recht. Mit den Menschen war auch die Literatur ausgewandert, es war in den ersten Jahrzehnten nur ein Wechsel des Schauplatzes. Die Anregung kam aus dem Mutterlande und erhielt sich mit den fortdauernden engen Beziehungen zwischen dem Inselreiche jenseits und den Küstencolonien diesseits des großen Wassers. Seitdem die Unabhängigkeit erkämpft war, konnte es nicht mehr so bleiben: aus den Erlebnissen und Gedanken, aus den Wünschen und Gewährungen, aus den Freuden und Sorgen, aus den Zielen und Kräften, welche aus dem errungenen Boden den in Kämpfen neu gewordenen Menschen erwuchsen, mußte etwas Neues entstehen: nicht nur stofflich, denn es will uns bedünken — ein Gesetz, was wir sonst noch nicht ausgesprochen gefunden haben —, als wandelten sich mit den Charakteren auch die Formen für das Aussprechen innern und äußern Erlebens. Wer anders ins Leben blickt als wir, wer anders lebt, spricht auch anders.

Wann tritt nun jenes Neue auf, das man als specifisch amerikanisch bezeichnen könnte? Vergleicht man den heutigen Stand der englischen Literatur diesseits und jenseits des Oceans, so springt der Unterschied sofort in die Augen: diesseits ein Altwerden, jenseits junges kräftiges Leben, in vielfachen Aeußerungen unmittelbar als außereuropäisch von uns empfunden. Man spricht seit dem Erscheinen von Irving's „Skizzenbuch" (1820) von einer amerikanischen Literatur. Bis dahin ist man drüben literarisch von England abhängig, oder die Literatur stellt sich in den Dienst der brennenden politischen Fragen. Selbstzweck wird sich die Poesie erst mit Irving's Auftreten.

Zusammenhängende Darstellungen dieser Literatur in deutscher Sprache giebt es naturgemäß noch nicht viel, die Amerikaner sind uns darin wie billig vorausgeeilt. Das schöne Buch von E. Engel (den Anhang zu seiner englischen Literaturgeschichte bildend) erörtert das Wichtigste auf 66 Seiten, die Ausführungen Adolf Stern's in seiner siebenbändigen Geschichte der neuern Literatur treten ergänzend hinzu, der Versuch zu einer zusammenfassenden Geschichte ist von Rud. Doehn gemacht worden. Streifzüge in das Gebiet unternahm E. O. Hopp (1877). Uebersetzungen der bedeutendsten Poesien lieferten Freiligrath, der hier viel vermitteln half, Strodtmann, Spielhagen, auch die neuesten Prosawerke werden fleißig übertragen: man sieht, das Interesse für nordamerikanische Literatur ist bei uns vorhanden, wir wüßten gern mehr.

Der Deutsch-Amerikaner Karl Knortz, als Berichterstatter und Uebersetzer auf diesem Gebiete bereits bewährt, versucht mit dem vorliegenden zweibändigen Werke diese Lücke auszufüllen und hat jedenfalls das Verdienst, stofflich alles gethan zu haben, was zu thun war. An fünfhundert Namen weist das Register auf, und von all diesen Schriftstellern und Schriftstellerinnen gibt das Buch selbst genauern Bericht über Leben und Werke, sich über die wichtigen ausführlich verbreitend. Von den großen Männern wird das Leben eingehend behandelt, von den wichtigsten Werken der Inhalt gegeben, das Urtheil ist gesund und maßvoll, literarische Vorurtheile drücken den Verfasser nicht, seine allgemeinen Bemerkungen, meist gelegentlich eingestreut, gehen, so weit sie die Poetik betreffen, in die Tiefe, haben aber sonst zuweilen journalistischen Anflug; indem er unausgesetzt den Blick auch auf die andern Literaturen gerichtet hält, hellt er seinen Gegenstand durch Vergleichung vorzüglich auf: kurz, es ist sehr viel zu lernen aus diesen zwei Bänden, nicht nur über amerikanische Literatur, und doch ist es noch nicht die nordamerikanische Literaturgeschichte, die wir uns wünschen, sondern nur allerdings höchst schätzbare Materialien dazu, aber nicht systematisch verarbeitet. Man hat noch eine Reihe entscheidender Fragen zu stellen, die in dem Buche nicht beantwortet werden; man möchte gern sehen, wie sich das specifisch Amerikanische allmählich herausentwickelt, wie sich's in dem Gedankenaustausche von hüben nach drüben und umgekehrt immer deutlicher abhebt, wie sich's in verschiedenen Individuen verschieden auslebt, und was dergleichen Dinge, die ein pedantischer Deutscher, der gern einen Gegenstand in der Tiefe erfassen möchte, zu wissen begehrt, noch mehr sind. Bei gründlicher Durcharbeitung hätten wir Knortz auch die Beantwortung dieser Fragen zugetraut, denn man hat überall den Eindruck mitten in und zugleich über dem Stoffe zu stehen.

Im Folgenden versuchen wir eine gedrängte Uebersicht des Stoffs und ein Bild von des Verfassers Behandlung zu geben. Knortz schreibt eine Geschichte der englisch geschriebenen Literatur auf nordamerikanischem Boden, beginnt also mit den literarischen Erzeugnissen der ersten Ansiedler und erhält somit drei Perioden: Colonialzeit, Revolutionszeit und Periode des Selbständigwerdens. Die erste steht noch völlig in Abhängigkeit von England, die zweite ordnet sich den Fragen der Zeit unter und hilft die äußere und innere Unabhängigkeit erkämpfen, die dritte ist eigenes Gewächs, das um seiner selbst willen da ist. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt wie billig auf der letzten, doch sind auch die beiden ersten ausführlich behandelt.

Die Colonialzeit steht unter dem Zeichen puritanischer Orthodoxie. Im Jahre 1620 landen die unter der Regierung Jakob's I. gemaßregelten Puritaner mit der gemietheten „Maiblume" auf dem Boden Neuenglands, ein Gottesreich zu gründen, dessen unsichtbarer König Christus, dessen Lenker die Geistlichen, dessen Gesetz- und zugleich Volksbildungs- und Erbauungsbuch die Bibel. Aus der Colonie in Virginia, die von zweifelhaften Existenzen bevölkert wurde, bringen dagegegen abenteuerliche Reiseberichte die erste Kunde neuen Lebens in die Heimat. So stehen schon an der Schwelle der nordamerikanischen Literatur zwei schwer vereinbare Gegensätze einander gegenüber: der Puritaner zeigte sich kalt, ernst, gelehrt und freudenlos; der Virginier hingegen hatte etwas von dem leichten ritterlichen Geiste, der später die Epoche der Königin Anna in England charakterisirte. Theologischen Hader, so unerfreulich wie am ersten Tage, machten die die Literatur der Colonialzeit beherrschenden puritanischen Geistlichen, unduldsam, ehrgeizig, für andere Lebensrichtungen und -Kreise ohne Verständniß, zum Gegenstande der Schriftstellerei; biblische, geistliche Dichtungen, theologische Tractate, daneben antikisirende Dichtungen ohne antiken Geist, alles noch so unamerikanisch wie möglich: das ist die Signatur der ersten Epoche, aus der unter einer beträchtlichen Reihe belangloser Namen zwei Dichterinnen: Anna Bradstreet und die Negerin Phillis Wheatly besonders bemerkenswerth erscheinen.

Die Revolutionsperiode (1760—1800) steht unter dem Zeichen der Politik. Aufgabe des Schriftstellers ist die Vorbereitung des Unabhängigkeitsgedankens, zur Zeit des Kampfes das Amt des Tyrtäus, nach dem Siege die Erziehung des Volkes für das Princip der Selbstregierung. Kräftige Satire, patriotische Lieder, zündende Reden, das sind die Hauptäußerungen dieser Literatur. Den tiefstgehenden Einfluß übt Benjamin Franklin durch seinen „Armen Richard", ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, die Schule des amerikanischen Charakters. Unter den übrigen Namen verdient besonders der des trefflichen John Trumbull wegen der im Stile von Butler's „Hudibras" verfaßten politischen Satire „Mc Fingal", eines witzigen, geistvollen komischen Heldengedichts, genannt zu werden. Bei dieser Gelegenheit macht Knortz die sehr richtige Bemerkung: Bürgerkriege oder ähnliche auf das politische Leben einwirkende außerordentliche Ereignisse erzeugen aus sich das komische Heldengedicht, dessen Wirkung darum stark aber ephemer. Uns drängt sich hierbei der Vergleich mit deutschen Verhältnissen auf: wir haben es nie zu derartigen Wirkungen gebracht, selbst die Zeiten, die wir wirklich gelebt haben, verkümmerten wir uns in der Poesie durch den schulmeisterlichen Zug unseres Charakters. In eine unabgeklärte Zeit läßt uns auch in diesem Abschnitte die ausführliche Biographie Thomas Paine's einen Blick thun. Sein Verdienst ums Vaterland wird ihm geschmälert, weil seine theologischen Ueberzeugungen nicht waschecht sind.

Die Periode von 1800 bis 1830 ist im allgemeinen unproductiv: der innere Ausbau der Union und die Bemühungen um materiellen Wohlstand hindern eine fröhliche literarische Entwickelung. Natürlich schweigen die Musen, wie alle Frauen, nie gänzlich. Das Lied „Heil Columbia" von J. Hopkinson, und das vielgesungene „Home, sweet

Home" von J. H. Payne fallen in diese Zeit. Die interessanteste Partie dieses Abschnittes bietet die abenteuerliche Lebensgeschichte dieses J. H. Payne, der, Schauspieler und Dramatiker in einer Person, in der Neuen und Alten Welt zwischen Triumphen und Niederlagen umhergeworfen in Tunis starb und begraben wurde, und dessen Gebeine schließlich auf dem Oak-Hill-Friedhof zu Georgetown bei Washington ihre endgültige Ruhestätte fanden.

Dies alles könnte als Einleitung gelten, die eigentliche amerikanische Literatur begönne dann mit Washington Irving. Indessen Knortz macht in seiner Darstellung keinen Einschnitt: er bringt eine neue Periode 1830—1850, die er eine fruchtbare nennt; die Namen, welche zur Uebersicht gegeben werden, erscheinen später in gesonderten Abschnitten; einen Grund dafür, der in der Sache läge, habe ich nicht auffinden können, mir scheint ziemlich der größte Theil des nun folgenden Buchs aus Zeitungsartikeln des Verfassers zusammengestellt, ohne die nöthige innere Verbindung. Dies berechtigt uns wol zu einem Herausgreifen des Wichtigsten.

Die erste ausführliche Besprechung gilt James Fenimore Cooper. Er kam fast durch Zufall zur Schriftstellerei. Geboren 1769 dachte er bis 1817 nicht ans Schreiben; er war Landwirth, nicht zu Gunsten seiner Vermögensverhältnisse. Die Lektüre eines englischen Romans entlockte ihm die Worte: das Buch hätte er sich besser zu schreiben getraut. Seine Frau, unter deren Pantoffel er zeitlebens stand, lachte ihn aus: reden könne jeder, er solle es beweisen. Der erste Versuch, eine Geschichte auf englischem Boden, wurde nicht besonders beachtet, den Freunden fiel das Schilderungstalent auf. Das zweite Buch war der „Spion", und Cooper's Weltruf war entschieden. Es folgte nun eine ganze Reihe von Romanen aus demselben Stoffkreise: am höchsten stehen die Lederstrumpferzählungen. Spannende abenteuerliche Handlung, glänzende Schilderungen sind Cooper's Vorzüge, seine idealisirten Indianer sind noch heute die Nahrung jugendlicher Phantasie. Später fabricirte er und kam in der Schätzung des Publikums und in der Kunst herunter. Interessant ist sein Charakterbild gezeichnet. Bei ihm zum ersten male in dieser Literaturgeschichte hat man das Gefühl, wie viel mehr die amerikanischen Dichter öffentliche Charaktere sind als unsere deutschen.

Treuer hielt das Publikum zu Washington Irving, zu seinen Plaudereien greift noch heute gern jung und alt. Und in der That, seine Frische ist bezaubernd, sein anmuthiger, leichter und doch künstlerisch abgemessener Stil, der so natürlich aus der Stimmung fließt, sein Humor, seine behagliche, nie ins Breite gehende Schilderung, seine Liebenswürdigkeit erklären seinen Erfolg und die nachhaltige Wirkung vollauf. Man fragt sich bei Knortz' eingehender Charakteristik, wer schreibt denn unter unsern Landsleuten so behaglich, ohne seicht zu werden? Wie oft geht uns über der Tiefe die Frische verloren.

Ist Irving der erste amerikanische Schriftsteller — der Zeit nach —, so William Cullen Bryant der erste Dichter. Die genaue Analyse seiner lyrischen Schöpfungen ermöglicht dem Leser Urtheil und Vergleich. Wir würden „Naturdichter" sagen, wenn wir Bryant's Eigenart bezeichnen wollten. Er hat verwandte Züge mit unserm Haller, auch mit Rückert in seiner sinnvollen Verknüpfung von Natur und Menschenleben, aber seine Phantasie ist an einer großartigen Natur genährt, welche zugleich weniger geschichtliche Bezüge als allgemein menschliche nahe legt, den Menschen mehr als Erdensohn in freundlichem oder feindlichem Verkehre mit ihr zeigt, unabhängig von geschichtlichen Bedingungen. Dadurch ergibt sich eine großartige Perspective und Tiefe des Gedankens. Hat sich Bryant auch zeitlebens in demselben Stoff- und Gedankenkreise festgehalten, so blieb ihm doch die Verehrung seines Volkes bis zuletzt.

Emerson und Thoreau, die beide verwandte Züge aufweisen, werden zusammen abgehandelt. Dem erstern bringt Knortz nicht die Begeisterung entgegen wie Herman Grimm, mit seiner etwas mystischen Richtung kann er sich nicht recht befreunden, wie er überhaupt durch das ganze Buch allem Transscendentalismus scharf zu Leibe geht; ich finde seine Zeichnung Emerson's nicht deutlich genug. Thoreau, der einsiedlerische Naturphilosoph und Menschenfreund, ist mit Liebe gezeichnet: ein idealistischer Cyniker, jedenfalls für Amerika eine originelle Figur. Man wird, meint Knortz, ihn den Classikern beizählen, aber nicht lesen.

Der historische Roman ist in Amerika jüngern Datums und augenscheinlich noch nicht in dem Grade beliebt wie anderwärts. In den auf geschichtlicher Grundlage ruhenden oder auf frühere Perioden amerikanischer Geschichte zurückgreifenden Erzählungen Nathaniel Hawthorne's ist das historische Element Nebensache, Hauptsache psychologische Vertiefung, mehr nach der Seite des Mysteriösen und Abnormen, seine eigentliche Domäne das krankhaft Romantische. Poe nannte ihn einen Nachahmer Tieck's, womit doch Hawthorne's Eigenart nicht bezeichnet ist. Mit ihm in demselben Kapitel wird Holmes abgehandelt, der Senior des amerikanischen Humors, wie ihn Engel nennt. Vorher definirt Knortz nicht eben tief den Humor als eine Mischung des Ernsten und Komischen. Holmes schreibt Gespräche und Monologe über alle möglichen Dinge; allen weiß er etwas Humor abzugewinnen; aber seine literarische Unsterblichkeit und Popularität beruht auf seinen Gedichten, Gelegenheitsproducten im Sinne Goethe's, die für jede Stimmung das rechte Wort finden.

Ueber Poe, den er in einem Abschnitte mit Hayne, Lanier, Ryan und Timrod abhandelt, urtheilt Knortz unbefangener, als man sonst gewohnt ist; zum Sittenrichter an ihm will er nicht werden, aber in seiner Kunst findet er zu viel Absichtlichkeit, ausgeklügelte Effecte, Gemüthlosigkeit. Die bekannte Analyse des Processes, aus welchem das berühmte Gedicht „Der Rabe" entstand, gestattet ein solches Urtheil, da Poe doch selbst am besten wissen mußte, „wie er's machte". Sein Stil ist meisterhaft. „Alles in

allem war er ein seltener Originaldichter, obgleich sein Gesichtskreis ein eng begrenzter."

In der Schätzung Longfellow's ist das amerikanische Publikum seinerzeit entschieden zu weit gegangen; er ist doch nur anempfindend bei hoher Formbegabung. Seine Vielseitigkeit, seine Stoffwahl blendete, man möchte ihn eine Art „kleiner Goethe" nennen, akademisches Talent, nunursprünglich, was übrigens in der Lyrik wenigstens auch höchste Wirkungen nicht ausschließt. Im „Liede von Hiawatha" macht er Anleihen bei dem finnischen „Kalewala", auch sonst blicken vielfach Studien durch seine Dichtung hindurch. Als „Bryant des Westens" bricht sich Piatt allmählich Bahn, den auch Strodtmann in seiner Anthologie eingehend berücksichtigt.

Ueber Bayard Taylor, den genialen Dolmetsch von Goethe's „Faust" und Vermittler zwischen deutschem und amerikanischem Geistesleben, bei uns mit am bekanntesten, gelangt Knortz zu dem Urtheile, daß auch bei ihm der Quell des Dichtens nicht ganz rein floß; die Ungleichheit seines Schaffens, die Vorliebe für schilderndes Außenwerk, mangelnde Concentration beeinträchtigen die Wirkung.

Der erste Band bringt außer der schönen Literatur im engern Sinne auch noch Besprechungen über die wissenschaftliche Thätigkeit Amerikas. Die Historiker Prescott und Ticknor werden ausführlich behandelt, ein besonderer Abschnitt ist den Philosophen und Unitariern, die Schlußabhandlung des Bandes dem freidenkenden Theologen James Freeman Clarke gewidmet.

Den zweiten Band eröffnet Walt Whitman, jener kühne Phantast, der in Streckversen seine weltbeglückenden demokratischen Ideen ausströmt, unbekümmert, ob er anstößt oder nicht. Er will Leben und Literatur neu gestalten, er ringt für seine gärenden Ideen nach dem stärksten Ausdrucke, ohne nach dem poetisch Herkömmlichen zu fragen, der Dichter ist ihm der Erlöser für viele, kraft der fortreißenden Macht der Wahrheit, in deren Dienst er steht. Knortz stellt ihn höher als Adolf Stern, der bei aller Achtung vor seinem reinen Charakter und großen Talent doch eine unbefangenere höhere Stellung zu ihm einnimmt.

Bret Harte, der unseres Erachtens in einem so umfangreichen Werke einen eigenen Abschnitt verdiente, ist mit Miller, Cable und O'Reilly zusammen abgehandelt; es schließen sich an der Verleger Fields, der Campe Amerikas, wie man ihn nennen könnte, Whittier, außerhalb Amerikas wenig bekannt, aber seinem Volke theuer durch vaterländische freiheitliche Gesinnung, hervorragend durch machtvolle Sprache und Eigenart der Gedanken, in der romanzenartigen Erzählung — man denke an die reizende „Maud Müller" — besonders glücklich; die Geschwister Alice und Phoebe Cary und der Sonettendichter Very. Burritt, der Selfmademan, der sich 33 fremde Sprachen zu eigen gemacht, vom Schmiedegesellen zum berühmten Schriftsteller sich aufschwang, gegen die Sklaverei und den Krieg agitirte; Calvert, der Dichter- und Künstlerbiographien verfaßte, Schiller's „Don Carlos" übersetzte und eine „Jungfrau von Orleans", unter dem Einflusse Schiller's, schrieb, und der geschickte Essayist und Volksschriftsteller Higginson bilden den nächsten Abschnitt.

Zu den bewunderten, aber wenig gelesenen Classikern wird man auch James Russell Lowell zählen; seine Gedichte wurden allmählich zu einer Chronik des öffentlichen Lebens; treffliche Naturmalerei, satirische Schärfe, daneben Gedankenfülle und classische Form zeichnen sie aus. Er begründete die „Atlantic Monthly", in welcher die Hauptvertreter der amerikanischen Literatur zu Worte kamen; seinen Haupterfolg verdankt er den im Yankee-Dialekt geschriebenen „Biglow Papers", politischen Gedichten, welche sich gegen die Politik der Union während des Kriegs mit Mexico wenden.

Was nun folgt, ist nur lose aneinandergereiht: eine lange werthvolle Ausführung über amerikanische Journalistik und Nationalökonomie, etwas über Dialektdichtung auf amerikanischem Boden, Negerlieder, Kinderlieder, Studentenlieder. Die Historiker werden einer eingehenden Darstellung gewürdigt, die philologischen und literarischen Studien besprochen. Zuletzt reiht der Verfasser unter dem Titel „Dichter und Dichterinnen der Gegenwart" in drei Abschnitten eine fast unabsehbare Reihe von Namen aneinander und bespricht die wichtigsten Werke, nennt dann und bespricht im Schlußabschnitte besonders noch einige Gelehrte und Schriftsteller, darunter die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte". Jeder, der sich mit amerikanischer Literatur näher befassen will, wird dem Verfasser für diese Uebersicht über das gegenwärtige Schaffen dankbar sein; für uns ist der Eindruck verwirrend, da nur Name an Name gereiht und keine Gruppirung versucht wird, vielleicht auch nicht möglich ist. In diesem Wirrsal verkrümelt sich — man gestatte den Ausdruck — die Gestalt Marc Twain's für unser Gefühl etwas zu sehr. Bellamy ist noch nicht genannt.

An Fülle läßt man drüben jedenfalls nichts zu wünschen übrig, man kargt auch nicht mit Anerkennung, man kauft seine Dichter, kurz, die Literatur ist öffentliche Angelegenheit des Volks. Die vielen mitgetheilten Biographien lassen in Verhältnisse von größerm Zuschnitte blicken, der geschäftsmäßige Betrieb hemmt doch eine gesunde Entwickelung in aufsteigender Linie nicht ganz: es muß drüben angenehmer sein zu dichten als bei uns, die Dachstubenpoeten, deren Gedanken und Phantasien die Welt bewegen, sind dort unbekannt. Wunderbar bleibt bei dem realistischen Charakter des Amerikaners seine Vorliebe für Lyrik, bei dem dramatisch bewegten Leben doch fast der meisten dortigen Männer das große Vacat im Drama. Man sucht hierfür vergeblich bei Knortz nach dem Versuch einer befriedigenden Erklärung. Doch alles in allem: das Buch ist willkommen als Repertorium, wenn es auch keine Geschichte der nordamerikanischen Literatur ist. Heinrich Löbner.

Schütt'le dich, Germania!

Schütt'le dich, Germania! Geharnischte Bismarcksonette von einem Freimüthigen. Düsseldorf, Bagel. 1891. 8. 2 M.

Aus den wehe- und schmachvollen Erfahrungen des letzten Jahres herausgeboren, bringt diese Sammlung von 85 Sonetten eines begnadeten Sängers in poesiegewaltiger Sprache zum mächtigen Ausdrucke, was Hunderttausenden durch die Seele gegangen ist, in ihnen schmerzlich, dankbar und sehnsüchtig mehr oder minder klar empfunden wird. Wohl dürfen diese Lieder — sehen wir hie und da von einem weniger gelungenen ab — sich nach Form und Inhalt Rückert's heldenhaftem Vorbilde zur Seite stellen: wo sie hinter ihm zurücktreten, scheint der behandelte Vorwurf die Veranlassung zu sein. Gegen den äußern Feind schwingt Herz und Geist sich leicht zu höherm Fluge auf als gegen den Gegner inmitten des eigenen Volks. Und nur mit diesem hat es unser Dichter in den Kampfsonetten zu thun. Doch auch hier fehlt es nicht an großartigem Entwurfe und ergreifend würdiger Ausführung. Als Beispiel diene:

Hausmeierthum! — so schmähten's Demagogen,
Sie, die ans Königthum mit falschen Schwüren
Sich krallen gleich blutgierigen Vampyren,
Bis sie das Lebensmark ihm ausgesogen.

Der greise König kannt' sie als verlogen
Und stand zu hoch, um nied'ren Neid zu spüren —
Den Kanzler aber soll das Schandwort zieren:
Als „Majordomus" trug er in den Wogen

Gigant'schen Völkerkampfs, durch Staub und Pfützen
Des inn'ren Haders, über Fels und Klüften,
Ein Riese, den geliebten Kaiser, ohne

Auch nur den Saum des Mantels zu bespritzen,
Drin jetzt sein Leichnam in den Ahnengrüften
Entgegenschläft dem Tag vor Gottes Throne.

„Weckrufe" an die Nation eröffnen das Buch. Hier der erste:

Germania, schütt'le dich! — Gleich der Brünhilde
Verzauberte ein Bannschlaf dir die Sinne,
Seit Wotan's Ungnad' von der Kanzlerzinne
Den deutschen Siegfried stieß in Nachtgefilde.

Wach' auf, Walküre! greif zu deinem Schilde,
Zu schirmen treu den Helden deiner Minne,
Daß über ihn nicht tück'schen Sieg gewinne
Mit Meuchlerschuß der Hagengrimm, der wilde! —

Wohlan, mein Sang, auf kampfgezäumtem Rosse
Zieh' nach dem dornumrankten Märchenschlosse,
Drin, tief versteckt, das deutsche Volksgewissen

In keuscher Kammer träumt mit ros'gen Wangen,
Im Herzen Bismarck — sehnendes Verlangen,
Das schlummernde Dornröschen wach zu küssen!

In kernigen Zügen zeichnet dann der Dichter die bedeutungsvollen geschichtlichen Momente, in die unsers ersten großen Kanzlers Wirken eingriff, und die Lösung seiner welthistorischen Aufgabe der Erhebung und Wiedergeburt Deutschlands. Die drei ersten Bücher sind davon voll: „Durch Nacht zum Licht", „Barbarossa redivivus", „Patriae inserviendo consumor" (Im Dienst des Vaterlands verzehr' ich mich). „Titanensturz" heißt das vierte Buch. Wir weisen nur auf das Sonett hin:

Mußt' es denn sein? — So fragt's mit stummer Klage.

Im fünften, „Die Adler des Prometheus", fallen Keulenschläge auf die Meute seiner Verfolger und die Colonnen der von ihm Abrückenden. „Dies irae", das sechste Buch, zeigt was geworden ist im „Bismarcklosen Wirrwarr":

Vom Thron her klingt ein strenges Wort voll Zornes:
Ein Geist des Ungehorsams sich bekunde
Selbst bei des Landes Besten und verwunde
Des Königs Herz; wer echten Schrot und Kornes

Folg' ihm bedingungslos auch in Verworrnes. —
Bei Gott, das wollen wir zu schwerer Stunde,
Nur nicht wie jenes Zaren stumme Hunde,
Und wie der Unterthan des gold'nen Hornes.

Nein! wie's verbuchtes Recht nach der Verfassung,
So ist's uns Pflicht, freimüthig zu bekennen,
Daß seit Bismarck's zerschmetternder Entlassung

Sich uns're Wege täglich schärfer trennen. —
Doch kommt die Stunde, werden wir voll Fassung
Gehorsam mit auch ins Verderben rennen.

Der letzte Abschnitt: „Der Stern der Zukunft", deutet hin auf Bismarck's Glorienbild in der Geschichte, aber legt auch dem Kaiser in beschwörenden Worten ans Herz, Bismarck's Schöpfergeist sich ansleben zu lassen in kraftvollem Wirken bis ans Ende seiner Tage. Nicht mit einem dieser Worte, sondern mit einem andern uns, die wir zum größten Sohne des neuen Deutschland halten, nicht weniger aus dem Herzen gesprochenen, schließen wir die unverzögerte Anzeige dieses Büchleins, das wir in vieler Zehntausende Händen wissen möchten:

Ein Roland, Trenster aller Thronvasallen,
Ließest den Reckenleib, den greisesgrauen,
Noch jede Stunde du in Stücke hauen,
Im Kampf für deinen Kaiserherrn zu fallen.

So woll'n auch wir, wenn Sturmtrompeten schallen
Dem Tode muthig in die Augen schauen,
Und grünen Plan mit rothem Blut bethauen,
Sei's in der Feldschlacht, sei's in Volkskrawallen. —

Du junger, heldenschöner Hohenzoller
Im Adlerhelm, Küraß und Reiterkoller,
Spreng uns voran auf königlichem Rappen!

Das Bismarck-Fähnlein, gilt's in schweren Tagen
Gerechten Kampfes dich herauszuschlagen,
Stellt dir, bei Gott, nicht deine schlecht'sten Knappen.

Friedrich Bienemann.

Deutsche Volksschauspiele.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen. Nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten herausgegeben von Anton Schlossar. Zwei Bände. Halle, Niemeyer. 1891. 8. 10 M.

Dr. Anton Schlossar, Custos der k. k. Universitätsbibliothek in Graz, den Lesern d. Bl. durch manches treffliche kritische Wort wohlbekannt, hat jahrelang in Steiermark an den hier vorliegenden Texten gesammelt und sich alle Mühe gegeben, aus dem Gesammelten das Beste und Charakteristischste auszuwählen. Wie schwierig das Auffinden der Stücke oft ist, weiß jeder, der sich mit dergleichen beschäftigt; wie sich die äußere Form meist darstellt, glaubt der Laie kaum. Schlossar suchte für den Freund der Poesie, der Volkskunde, den Germanisten, Literar- und Culturhistoriker eine Arbeit zu liefern, die in möglichst sauberem Gewande brauchbare Textabdrücke der mitunter halb unleserlichen Originale bietet, wobei er nur die sinnstörendsten Fehler und ähnliches änderte. Er fügte gediegene Anmerkungen hinzu, die die Herkunft jedes einzelnen Stücks besprachen, Vergleiche u. dgl. vornahmen, so weit dies der Rahm gestattete, und die Mundart nach den ihr entlehnten Einzelausdrücken mit Rücksicht auf norddeutsche und auswärtige Leser überhaupt vorführten.

Die Stücke sind folgende: „Das Paradeisspiel", „Das Schäferspiel", „Das Krippelspiel", „Die Geburt Christi", „Das Leiden Christi", „Das St.-Nikolausspiel", „Genovefa", „Judith und Holofernes", „Hirlanda", „St.-Barbara", „Susanna", „Der bairische Hiesel", „Der gefoppte Geizhals", ein (echt dörfliches) Nachspiel, und als Anhang: „Das Passionsspiel vom Leiden Christi aus dem Gurkthale in Kärnten". Einen tiefen Blick in das ewig thätige und ewig wechselnde Getriebe der Volksseele thut hier der aufmerksame Beobachter. Und ein solcher sollte mit Schlossar an der Hand ein jeder sein, der im Gange unserer nüchternen Zeit nicht verlernt hat, auf die urwüchsigen Schöpfungen des freiesten literarischen Gemüths, des Volksgemüths, Acht und Auge zu haben. Hier an dieser so stoffreichen Gattung des Volksdramas merkt man recht deutlich, wie es doch etwas Schönes ist um den reinen Genuß, ein Dichtwerk unverkümmert durch erklügelte Ausdeutelei, wie sie sich den Classikern stets so bald an die Sohlen heftet, frei auf sich wirken zu lassen. Wer sich angesichts einer erhabenen poetischen Leistung in ein Mysterium der Kunst hineinphantasirt, der folgt bald unbewußt nicht mehr den Wegen des Genius, sondern geht trämmend im Irrgarten einer eigenen schemenhaften Gedankenwelt einher, und schrecklich ist das Erwachen von solcher Einbildung. Mit den nichtigen Gespinsten des Augenblicks gibt man die ganze Freude der Unterhaltung und Erhebung mit daran, die den Geist in Athem hielt und sein Tempo steigerte. Diese Volksschauspiele sind ein vorzüglicher Beleg für den alten Satz, daß grübelndes Erläutern der Kunst nimmer läutert, sondern verdunkelt. Sie zeigen Schritt für Schritt echtestes Volksthum oberdeutscher Art in zahlreichen eigenthümlichen und zunächst verborgenen Zügen, sie erweisen dabei die poetische Ader der untern Bevölkerungsklassen Deutsch-Oesterreichs als noch längst nicht abgestorben und säftelos, sondern als von warmem hellen Blute rasch durchrieselt. Es ist ein großes Verdienst, das sich Schlossar mit der Zubereitung und Darreichung dieser unmittelbar dem an Phantasie und Gemüth übervollen volksthümlichen Gedankenkreise entsprossenen Schauspiele erworben hat. Möge ein jeder Freund der hier waltenden Art und Anschauung kommen und freudig kosten von diesem Labetranke in den heutigen „echten" und „Wahrheit" photographirenden Tagen des Jungnaturalismus. Aus diesem Boden zog Franz Defregger seine anheimelnden Gestalten, unter den hier auftretenden Leuten entbrannte aber auch die Vaterlandsbegeisterung gegen den französischen Eroberer, der am Ende des ersten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts das deutsche Volksgemüth jener Lande schmählich zertrat. Ein ander mal Vergleichendes zu Schlossar's prächtiger Gabe, unter anderm Zusammenhange. Ludwig Fränkel.

Feuilleton.

Die Broschüre von F. Meyer: „Das Lesebedürfniß des Volks und seine Befriedigung" (Weimar 1891), gedruckt als Flugschrift des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften", enthält in durchaus gemeinverständlicher Darlegung, ebenso klar wie übersichtlich zusammengestellt, das in diesem Punkte zu wissen Wichtige, beschreibt ebenso eingehend wie dankenswerth eindringlich die Schäden auf diesem Gebiete, aber auch die Mittel zu deren Abhülfe und bespricht schließlich die Verfassung des bekannten weimarer Unternehmens, seinen Stand und seine bisherigen Leistungen. Was an ihr ganz besonders interessiren muß, ist der Nachweis, daß der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften" — wenn er sich je einmal auf einer Bahn bewegt haben sollte, den zünftigen Colportage- und Fachbuchhandel zu befehden — heute jedenfalls nur im besten Einvernehmen mit diesem für eine wirkliche „Massenverbreitung" zweifellos unumgänglich nothwendigen Faetor vorgehen will. Des Weitern aber meldet uns diese Schrift auch noch die erfreuliche Thatsache, daß der Verein — weit entfernt (wie es wol geheißen hat) einen Miserfolg verzeichnen zu müssen — vielmehr recht belangreiche Fortschritte und hübsche Ergebnisse aufzuweisen hat, die auch für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigen; vor allem, daß er seit seinem Bestehen in einem steten Wachsthume begriffen ist. Wie wir in Ergänzung zu vorliegender Schrift von anderer Seite noch erfahren, erstreckt er seine Wirksamkeit nach kaum zweijähriger Thätigkeit nunmehr schon über fast alle Gebiete deutscher Zunge, zählt bereits gegen 5300 Mitglieder (darunter circa 1200 Körperschaften und 90 dauernde Mitglieder), sowie über 100 Zweigvereine und größere Vertretungen. An Schriften hat er in einem Jahre seit Herausgabe über 300000 Einzelhefte und etwa 3000 Bände gegen Bezahlung fest abgesetzt, und 450000 solcher Hefte überhaupt schon unters Volk gebracht.

So hofft man mit Unterstützung aller Wohlgesinnten und Wohlhabenden im Lande das ganze Unternehmen in einem weitern Jahre bereits aus dem Schriftenvertrieb selbst ertragfähig gestalten zu können.

Die diesjährige ordentliche Hauptversammlung des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" wird Sonntag, den 28. Juni, nachmittags 3 Uhr, in der Gesellschaft Erholung zu Weimar stattfinden. Gegenstand der Tagesordnung bilden außer dem satzungsgemäßen Jahresbericht, der Rechnungsablegung und der alljährlichen Ersatzwahl in den Hauptvorstand (vgl. §. 18 der Vereinssatzungen), Anträge auf Statutenänderung; desgleichen hofft man, das Urtheil des Preisgerichts über das im vorigen Jahre erlassene „Preisausschreiben" (auf welches hin 83 Sendungen eingelaufen sind) verkünden zu können. War die vorjährige erste Hauptversammlung nur äußerst schwach besucht, so sieht man dafür in diesem Jahre einem recht zahlreichen Erscheinen auch auswärtiger Gäste entgegen.

— Die dritte Abtheilung der „Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland" u. s. w. (Leipzig, G. Hedeler) hat soeben diese saubere Sammlung zum Abschlusse gebracht. Das wichtige neue Urheberrechtsgesetz der Vereinigten Staaten vom 4. März 1891, das mit dem kommenden 1. Juli in Kraft tritt, hat noch Aufnahme gefunden. Es folgen die 22 zur Zeit gültigen Literaturverträge zwischen den verschiedenen Staaten im Wortlaute, allen voran die berner Uebereinkunft vom 5. September 1887. Die Einsichtnahme in den Inhalt dieser Verträge und der im gleichen Bande abgedruckten Urheberrechtsgesetze ermöglicht es Verlegern, Urhebern, Juristen und sonstigen Interessenten, ohne Schwierigkeit festzustellen, ob und inwieweit Ausländer in den einzelnen Staaten Urheberrechtsschutz genießen.

Auch in besonderer Ausgabe liegt vor: „Das Urheberrechtsgesetz — The Law of Copyright — in den Vereinigten Staaten, gültig vom 1. Juli 1891 an. Der englische Text mit deutscher Uebersetzung und Bemerkungen von Paul Goepel" (Neuyork, E. Steiger u. Comp.).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 9. Mai bespricht Ferdinand Gregorovius' „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter": „Das Werk verdient uneingeschränktes Lob. Trotz des geringen Interesses, das die Geschichte Athens im Mittelalter bietet, fand Gregorovius einige Gelegenheiten, auf Gegenstände anzuspielen, die der auf sein Werk verwandten Untersuchung würdiger waren, so z. B. die Geschichte der griechischen Sprache, die Beziehungen zwischen der eingeborenen Bevölkerung und der herrschenden Kaste, die Geschichte der Kirche, die Denkmäler und die Topographie von Athen, die Reisenden aus dem Westen und manches andere von literarischem Interesse. . . . Es ist kaum nöthig zu sagen, daß vielfache Belehrung über andere Theile von Griechenland gelegentlich eingestreut wird. Es gelingt Gregorovius, ein klares Bild der Entwickelung der Geschichte an den ägäischen Küsten zu geben, wobei der Antheil Athens zuweilen recht unbedeutend ist."

Dieselbe Zeitschrift vom 16. Mai ergeht sich über die von H. W. Dulcken besorgte englische Uebersetzung von Dr. Karl Peters' „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition": „Dr. Karl Peters ist selbstverständlich volksthümlich bei einer großen Anzahl seiner Landsleute; denn hauptsächlich durch seinen Unternehmungsgeist hatte Fürst Bismarck ja eine Gelegenheit, in Ostafrika für Deutschland festen Fuß zu fassen. . . . Dr. Peters' folgende Verbindung mit den deutschen Unternehmungen in Ostafrika war kaum eine solche, daß sie zu seinem Rufe als Organisator beitrug. . . . Aber Dr. Peters ist augenscheinlich ein Mann der That und der Willenskraft, und in der That seinem großen Vorbilde Stanley ähnlich, von dessen Fähigkeiten er übrigens sehr gering denkt. . . . Die Art und Weise, wie er seine Leute in Disciplin hielt, die Ausdauer und Kühnheit, womit er seinen Zweck angesichts bedeutender Schwierigkeiten verfolgte, verdienen Anerkennung. Auch werden seine Leser wahrscheinlich die Erzählung seiner Abenteuer nicht beklagen, denn sein Buch ist äußerst lesbar und ist überreich an schönen Illustrationen. . . . Dr. Peters' Schilderungen fehlt durchaus die wissenschaftliche Genauigkeit und die treue Naturmalerei, welche den Werken Junker's und Schweinfurth's einen solchen Zauber verleihen. Gleichwol gibt er ein gutes Bild von dem allgemeinen Aussehen der von ihm durchschrittenen Gegenden, und zeigt gelegentlich auch eine dichterische und phantasievolle Ader. . . . Was die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Expedition betrifft, so sind sie in der That sehr gering. . . . Die Landkarte, die des Dr. Peters Erzählung begleitet, ist eine der unzuverlässigsten, die wir je gesehen haben, und es ist ganz unmöglich, ihre Angaben mit den im Texte gemachten zu vereinigen. . . . Des Doctors wilde Hirngespinste über die Höhlen am Abhange des Berges Elgon, welche er beschreibt als herrliche Denkmäler alter Civilisationsarbeit, die Mondberge und der ägyptische Ursprung der Cultur von Uganda verdienen keine ernsthafte Beachtung."

Bibliographie.

Billing's, S., Kleine Chronik der Stadt Colmar, herausgegeben von A. Waltz. Mit mehreren Abbildungen. Colmar, Barth. Gr. 8. 4 M.

Cordt, B., Johannes von Müller's Briefe an Karl Morgenstern. Königsberg i. Pr., F. Beyer. Gr. 8. 80 Pf.

Egon, W., Acht Wochen in Rosenau. Eine etwas nervöse Geschichte. Braunschweig, O. Löbbecke. 8. 2 M.

Russischer Fabelschatz. Chemnitzer, Dmitriew, Ismailow, Fürst Wäsemsky, Krylow. Deutsch von M. Michelsson. St. Petersburg. 1890. 8. 2 M.

Frantz, A., Kunst und Litteratur. Gesammelte Vorträge. Mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von A. Roeper. 2. Bd. Leipzig, H. Oesterwitz Nachf. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gaster, M., Chrestomathie roumaine. Textes imprimés et manuscrits du XVIme au XIXme siècle; spécimens dialectales et de littérature populaire accompagnés d'une introduction, d'une grammaire et d'un glossaire roumain-français. 2 tomes. Leipzig, Brockhaus. Bucarest, Socecu & Co. 8. 18 M.

Georg, K., Der Kulturkampf gegen den Tod. Die soziale Bedeutung der neuen Heil-Aera. Berlin, A. H. Fried u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Güntzel, F. E., Das Geheimnis der Phantasie und des Gemüts. Reflexionen, auf physiologischer Basis über eine psychologische Studie in gemeinverständlicher Weise dargestellt. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

— — Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele? Reflexionen, auf biologischer Grundlage in gemeinverständlicher Weise ausgeführt. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Hassert, K., Die Nordpolargrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde. Leipzig, Fock. Gr. 8. 3 M.

Heigel, K. v., Das Geheimniß des Königs. Roman. Berlin, Dominik. 8. 5 M.

Heinrich, W., Die religiöse Frage, die wichtigste aller Zeitfragen. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hofmann, R., Zur Geschichte der Stadt Pirna. Nach urkundlichen Quellen. Pirna, G. Glöckner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kleist, B. v., Die Generale der preußischen Armee von 1840—1890, im Anschluß an: Die Generale der churbrandenburgischen und königl. preußischen Armee von 1640—1840. Eine historische Uebersicht sammt vielen eingewebten urkundlichen Notizen, als Jubelschrift dem vaterländischen Kriegsheere geweiht von Kurt Wolfg. v. Schöning. Suum cuique. Berlin 1840. Verlag von C. G. Lüderitz, zusammengestellt. Hannover, Helwing. Lex.-8. 20 M.

Kolzow, A., Gedichte. Deutsch von M. Michelsson. St. Petersburg. 1890. 8. 2 M.

Näf, A., Aus stillen Stunden. Christliche Lieder. Zürich, S. Höhr. Gr. 8. 2 M.

Puschrewski, A., Die russische Armee bei Ausbruch des Feldzuges 1877—1878. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Freih. v. Tettau. Graudenz, J. Gaebel. Gr. 8. 90 Pf.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. Liebesgeschichten und Novellen. Berlin, Neufeld u. Henius. 8. 5 M.

Storch, H., Was mir das Pferd erzählte. Veterinärmedizinisch-humanistische Tränmerei und andere Humoresken. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 8. 60 Pf.

— — Der wilde Rolf. Ein Burschenlied von der Lahn in sieben Stücken. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 8. 60 Pf.

Tillier, C., Mein Onkel Benjamin. Deutsch von P. Heichen. Berlin, Neufeld u. Henius. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von Ludwig August Frankl. Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8°. 277 Seiten. Preis geheftet M. 6. —. In geschmackvollem Einband M. 7. —.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8°. 191 Seiten. Preis geheftet M. 4. —. In geschmackvollem Einband M. 5. —.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, Vermischte Schriften. 8°. 373 Seiten. Preis geheftet M. 6. —. In geschmackvollem Einband M. 7. —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

CHRESTOMATHIE ROUMAINE.

Textes imprimés et manuscrits du XVIme au XIXme siècle; spécimens dialectales et de littérature populaire

accompagnés d'une introduction, d'une grammaire et d'un glossaire roumain-français

de

M. Gaster.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M.

Gaster's Rumänische Chrestomathie ist ein Werk von aussergewöhnlicher Bedeutung für die romanische Philologie und Literaturwissenschaft. Ein ausführliches rumänisch-französisches Glossar und der erste Versuch einer kritischen rumänischen Literaturgeschichte erhöhen den Werth des Werks, dessen Widmung der König von Rumänien angenommen hat.

Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn".

Hauptniederlage der Kronenquelle in New-York: The P. Scherer Co. Ltd., 11 Barclay Street.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **Pauline Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Wie in seinem Roman „Alton Locke" zeichnet der Verfasser in „Yeast" mit Shakespeare'scher Energie Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.

Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk." Colonial-Jahrb.

„Von packendem Interesse." Illustr. Ztg.

„Der rechte Gouverneur für Deutsch-Ostafrika." Kreuz-Ztg.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034837